Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 799Q F

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Achtzigster Band.

(Nr. 26—52)

Künstler-Verein.
Bibliothek:
Cb 14
BREMEN

1911.
Berlin ~~1912~~.
Hellmuth Johnke, Verlag.

Digitized by Google

KPH 9001

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

Digitized by Google

Register.

Achtzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

*** Die Konzentration des Hansabundes 469
*** Abgewirtschaftet 485
*** Lob der Eifersucht 501
*** „Berufsmäßige Berufsverfehler" 517
*** Wenn der Vater mit dem Sohne 533
*** Im ersten Gang siegreich 549
*** Jatho contra Harnack 565
*** Deutschland, Deutschland über alles 581
*** Der Abstieg 597
*** Ernste Tage 613
*** Die „Geschichte" des Marokkohandels 629
*** Krieg und Kriegsgeschrei 645
*** Das Problem Dänemarks 661
Asiaticus, Elsaß-Lothringen und seine Verfassung 470. 486
Corbach, Otto, Das englisch-japanische Bündnis 534
— Deutsche und französische Arbeiter 551
— England im Schlepptau seiner Kolonien . . . 567
— Amerikaner und Europäer 614
— Volksernährung und Weltwirtschaft 766
— Freizügigkeit 830
— Staat und Stadt als Betriebsunternehmer . . 863
Falkenberg, Albert, Das Ziel der modernen Beamtenbewegung 721
Fränkel, Prof. Dr. L., Ludwig II. von Bayern in der Literatur und die Literatur über ihn 472
Friedegg, Dr. Ernst, Erinnerungen eines hohen preußischen Beamten 620
Ilgenstein, Heinrich, Metternich als Erzieher 43
— Rittergut Deutschland 750
— Moderne Kreuzritter 765
— Kaiserliche Hoheit 782
— Schnüffeltrieb 813
— A l'anglaise 829
Kuhung-Ming, Ueber die Europäisierung von China 797
Ludwig, Emil, Bismarck der Realist 845
Mackay, Frh. von, Die albanische Frage 519
— Die tripolitanische Frage in afrikanischer Beleuchtung 782
Mayer, Dr. Adolf, Die wahren Arbeitgeber . . 709
Menippus, Lanx satura aus Bayern . 480. 496. 559 591. 626
Potthoff, Heinz, Mitglied des Reichstags, Höchstarbeitstag 719
Ritter, Prof. Dr., Ueber die Zukunft Marokkos 535. 553
Schorn, Dr. H., Sachsengänger in England und Frankreich 582. 598
Stöcker, Dr. phil. Helene, Pastoral-Juristerei . . 743
Wells, H. G., Korruption und Politik in den Vereinigten Staaten 751

Militärisches. Seite

Bieberstein, R. von, Die erste kriegsgemäße Automobilaufklärungsübung 568
Veteranus, Der pekuniäre Gesichtspunkt bei der Wahl des Offiziersberufs 617. 633

Rechtswissenschaft und -Pflege.

Elwert, Staatsanwalt Dr., Die Zuständigkeit der Schwurgerichte 504
Pollaczeck, Dr. jur. Max, Strafgesetz und Kind 512
Staedler, Dr. jur. E., Die Beschlagnahmen von Sendungen auf der Post 502
Völkers, Max, Kinderschwüre 767
Wolfenstein, Alfred, Ein gutes Urteil 832

Medizinisches.

Lessing, Dr. Theodor, Monomania erotica Freudiana 769
Neumann, Oberstabsarzt Dr., Von der internationalen Hygieneausstellung in Dresden . 490
— Hygienische Volksgesundung durch Erziehung . 637

Religionswissenschaftliches.

*** Alte und neue Gotteskindschaft 701
Jathos Kostgänger, Bremer Brief 805
Neumann, Dr. Otto Philipp, Gegenwartsreligion 861

Astronomie und Chemie.

Aufruf 547
Brandt, Emil, Mond und Wetter 577

Erd- und Völkerkunde.

Gesellschaft zur Bekämpfung der Uebervölkerung Deutschlands 837
Goldstein, Ferdinand, Die Lehre von der Rasse 705
— Zur Ethnographie der Juden 814
Wirth, Dr. A., Oestlich der Adria 659
— Amerika in Afrika 674
— Montegrinische Eindrücke 683

Handel und Geldwesen.

Meyer, Dr. Felix, Die zukünftige Einheit des Wechselrechts 685

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

G. F., Etwas von deutscher Schulmeisterei 521
Hoche, Paul, Die kulturelle Bedeutung des Arbeitsunterrichts 543
Ilgenstein, Heinrich, Klopstock und Co. . . . 733
Riemann, Ernst, Schülerjahre 723

Digitized by Google

Philosophisches.

Seite

Einstein, Karl, Die Verkündigung 850
Steiner, Max, Aus der Welt der Aufklärung . 833

Biographisches.

Leemann, Lord Kelwin 630. 619
Newald, Dr. Julius von, Pauline Bonaparte . 622

Kulturgeschichtliches.

Fischer, Walther, Die Bahnhöfe der großen Städte 654
Goldstein, Ferdinand, Der Neu-Malthusianismus im Lichte der Statistik 738
Jean, Paul, Ueber die erfundene Flugkunst von Jacob Degen in Wien 687
Kienzl, Hermann, Für und wider die Ehe . . . 818
Kosch, Prof. Dr. Wilhelm, Ein katholischer Spätromantiker für die Feuerbestattung 476
Mayer, Prof. Dr. Adolf, Das Ideal in Wandlung und auf der Wanderung 692
Monistenkongreß, Erster, Hamburg 1911 561
Rath, Willi, Berauschte Nüchternheit 599
Schmidt, Lothar, Polizei und Bühne 735
Sternberg, Dr. Theodor, Reste der Folter in der Gegenwart 707
Sternberg, Dr. Wilhelm, Der Kampf um die Fleisch-Küche 523
Strobl, Karl Hans, Ein Wort für Miß Ellen Thomson 679

Literaturgeschichtliches.

Bab, Julius, Von der Kunst des Erzählens . . . 753
-- Weihnachtsbücher 867
Brod, Max, Anläßlich einer leichtsinnigen Kritik . 509
Fredrek, Lothar von, Orientalische und germanische Märchendichtung 191
Friedrich, Paul, Der gefesselte Faust 619
Friedrich, Wilhelm, Neue Kunde von Lilieneron 763
Fritsch, Wilhelm K., Ein Grenzroman 678
Joeckel, Alfred, Satire und Gegenwart 799
Kleist, Heinrich von, Aus einer Journalistenmappe 789
Kurtz, Rudolf, Kleist und die Literaturgeschichte . 781
Luntowski, Adolf, Bei Gustave Flaubert 537. 551
Meyer, Prof. Dr. Richard M., Ueber eine neue Art des Schimpfens 847
Osse, Dr. H., Dickens' Weihnachtslied und Malthus 865
Rahmer, S., Die Hölderlin-Literatur 638
Richard, August, Goethe im Verkehr mit musikalischen Zeitgenossen 581. 602
Rüst, Dr. Anselm, Ein Wahrheitssucher 666
Schautal, Richard, Das Buch Joram 651
Schlaitjer, Erich, Von den Briefen Lilierons 570. 586
Strasser, Nadja, Maxim Gorki 710
Wall, Victor, Karl Hans Strobl 667
Wantoch, Dr. Hans, Jakob Wassermann, ein Repräsentant der Gegenwartskunst 662
-- Stefan Zweigs Verhaeren-Werk 682

Musikwissenschaftliches.

Freudenberg, Prof. Wilhelm, Konventionelle Musik 689
Der strenge Kirchenstil und die moderne Musik . 725
Musikalische Pfadfinder 820. 835

Bildende Kunst und Kunstgeschichte.

Abeking, Hermann, Große Berliner Kunstausstellung 1911 474
Behringer, Dr. A., Kunstgaben 612
Bethge, Hans, Das malerische Lübeck . . 525. 540
Einstein, Karl, Süddeutsche Ausstellungen . . 791
- Sezession 807
Brief an die Tänzerin Rawiertowska 809
Feuth, Ludwig, Der Baustil der Zukunft . . . 831
Neißer, Arthur, Die Bildnisausstellung in Florenz 1911 506
Thoma, Dr. Eduard, Berliner Ausstellungen 841. 871
— Hugo von Tschudi 852
Wantoch, Dr. Hans, Oesterreichs bildende Künstlerinnen 762

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Braun, Felix, Regentag 607. 625
Eichstädt, Traude, . . . daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen 178
Gorki, Maxim, Die Uhr 741
Kemter, Wolfgang, Der Krankenwärter 802
Kuprin, A., Allez! 755
Lux, Joseph August, Atelierbesuch 194
Nissen, Walter, Die Novelle 726
Persius, Richard, Der Kragenknopf 710
Riemann, Ernst, Der Mitgiftjäger 773
Schussen, Wilhelm, Vater Gottlieb 589
Seeliger, Ewald Gerhard, Die Soldatenbeichte 527. 511. 573
Sutter, Otto Ernst, Das Ende des Tobias Trautwein 873
Tagger, Theodor, Ein Brief an Frau Gioconda 698
Trott, M., L'inutile beauté 695
Wildberg, Bodo, O, was es doch um Schönheit ist 656, 671

Gedichte.

Alther, Paul, Drei Gedichte 557
Bab, Julius, 21. November 1900 784
Guyau, Jean Marie, Verse eines Philosophen . 696
Klemperer, Victor, Ikarulus 714
Luca, Emil, Dunkelheit 572
Sakheim, Arthur, Zwei Gedichte 511
Schaeffer, Albrecht, Gebet 606
Schanz, Frida, Sommerlyrik 588
Schmidt, Erich K., Die Marmorne 527
Schüler, Gustav, Zwei Gedichte 478
Schussen, Wilhelm, Ausklang 193
Verhaeren, Emil, Die Tat 511
Wagner, Christian, Bilder aus Italien 621

Aus den Theatern.

Bab, Julius, Schnitzler und Sudermann 714
- Der Geist der Komödie 761
- Das entfesselte Theater 775
- Schauspielkunst und „Schauspielerin" 793
Eine deutsche Theaterwoche 810
-- Hand und Herz 825
- Volkskunst 812. 855
H. G., Aus Berliner Theatern 731
Müller-Eberhard, Kinematographentheater im Dienste der Polizei 811
Nissen, Walter, Aeschylus, Reinhardt und wir . 716
-- Hans Sonnenstößers Himmelfahrt 761
Wantoch, Dr. Hans, Vom Wiener Burgtheater . 698

Randbemerkungen.

181. 196. 513. 529. 541. 560. 571. 592. 675. 699. 711. 729. 777. 851. 873.
Scheerbart, Paul, Kant – Raum – Zeit . . 531
Ultraviolette Nebel 516
- Der Luftdruck in den Polargegenden 563
– Potentatentum und geheime Polizei 579
Die Heimat des Känguruhs 610
-- Aesthetik und Eitelkeit 613

Neue Bücher.

199. 518. 580. 595. 610. 627. 643. 676. 681. 716. 731. 778. 795. 811. 827. 843. 858.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 27. Berlin, den 1. Juli 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Die Konzentration des Hansabundes.

Man kann den Zwist im Hansabunde, der zum Austritt des bisherigen Präsidenten Rötger und damit prinzipiell zur Scheidung aller seiner Gesinnungsgenossen von der Sache des Hansabundes geführt hat, nur verstehen und recht beurteilen, wenn man auf die Gründung des Bundes zurückgeht. Der Zwist ist ausgebrochen über die Frage der Stellung zur Sozialdemokratie resp. der Tatsache, daß Herr Rießer den Kampf gegen Rechts als die erste und eigentlichste Aufgabe des Hansabundes proklamiert hat, und weil seine Verweigerung jeglicher Stichwahlparolen den Anschein erweckte, als wolle er dadurch die Sozialdemokratie begünstigen. Letzteres ist zwar falsch, aber immerhin wird es als Kehrseite des ersteren aufgeführt, und hier besteht der unüberbrückbare Zwiespalt, daß Rießer mit aller Energie gesucht hat, den Kampf gegen Rechts von allen ablenkenden Nebenfronten zu befreien, während Rötger als ein stark nach der konservativen Seite hin gravierender Mann diese Hauptfront nicht mitmachen will. Aber konnte er es jemals? Offenbar nein. War der Hansabund von vornherein in dieser Frontstellung? Offenbar ja. Und doch kann man Rötger einen Vorwurf schwer machen, denn ganz so klar wie heute lagen die Ziele des Hansabundes nicht von Anfang an vor aller Augen. Man vergegenwärtige sich die damalige Situation. Zweifellos wurde der Hansabund gegründet aus Anlaß der Erfahrungen, die das deutsche Volk bei der Reichsfinanzreform und dem Sturze Bülows gemacht hatte. Handel, Gewerbe und Industrie protestierten gleichermaßen gegen die unsoziale Reform und den agrarkonservativen Egoismus, der sie verschuldet hatte. Sie alle aber protestierten zusammen mit den liberalen und Mittelparteien gleicherweise auch gegen die illegitime Ausnutzung der hochkonservativen Vormachtstellung, die den ihr unbequemen, nach Bismarck populärsten Kanzler gegen den Willen der liberalen Parteien zu beseitigen wußte. Daraus ergibt sich mit unwiderleglicher Logik, daß diese beiden Dinge, Bekämpfung des Überagrariertums und der ultrakonservativen Vormachtstellung, die Ziele waren, die den Hansabund zusammenbrachten. Positiv gesprochen heißen sie: Gleichberechtigung des gewerblichen Bürgerstandes in Gesetzgebung und Verwaltung.

Leider nur stand nun dieser Gedanke damals nicht allein da. Es tauchte sofort das verlockende Ziel auf, die sozialen Gegensätze zwischen den Gruppen von Handel, Gewerbe und Industrie, die offenkundige Divergenz ihrer Interessen auszugleichen. So kam neben das Gleichberechtigungsprogramm das Ausgleichsprogramm. Weiter lag es nur zu nahe, den Hansabund für ein in allen formalen Hinsichten dem Bunde der Landwirte entsprechendes Gebilde zu halten. Die Folge war, daß man die rein wirtschaftliche Interessenvertretung des Hansabundes gleich der des Bundes der Landwirte für den Kern des Gedankes hielt und sich verschwor, man sei keine politische Vertretung. Endlich darf nicht vergessen werden, daß der Hansabund nur deshalb so schnell und bereitwillig zusammenzubringen war, weil alle seine Glieder im Bülowblocke bereits politisch geeint gewesen waren. Nur das ließ die Gegensätze anfangs so verhältnismäßig leicht vergessen machen. Selbstverständlich mußte also auch die antisozialdemokratische Tendenz, die eine der stärksten Bänder des Bülowblockes gewesen war, im Hansabunde mit übernommen werden. Denn schon damals ließen sich bedenkliche Seelen nur dadurch zum Kampf gegen Rechts gewinnen, daß der Kampf gegen Links gleicherweise aufs Programm gesetzt wurde. Aber dieser Kampf gegen Rechts war doch eben das ursprünglich Treibende bei der Sache, das kann niemand wegstreiten.

Es war klar, daß dies Sammelsurium von Programmpunkten auf die Dauer nicht in so unorganischer Art nebeneinanderstehen konnte. Das mußte zu Unwahrhaftigkeiten führen, die in dieser Beziehung tatsächlich in den Hansabundgedanken einzuschleichen drohten. Es begann also der zweijährige, schwere Kampf, der die hie und da ausbrechenden Schwierigkeiten mühsam unterdrückte. Das Resultat brachte der erste deutsche Hansatag: das Gleichberechtigungsprogramm und seine Kehrseite, der Kampf gegen die Agrararistokratie wurde allem andern übergeordnet. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist dem nachgeordnet. Nicht er ist gegenwärtig der dringlichere. Das Ausgleichsprogramm ist nicht

Digitized by Google

Kardinalaufgabe, sondern Nebenzweck, oder besser Mittel zum Zweck, ein naturnotwendiges. Die Fiktion einer unpolitischen Art des Bundes wurde zwar formell noch beibehalten, aber aus allen Reden klang ja nichts andres heraus als der Ruf zum politischen Kampfe gegen die unberechtigte und unerträgliche Vormacht der privilegierten Überagrarier. Auch diese Fiktion wäre besser gleich fallen gelassen worden. Der Hansabund kann sich als sozialpolitisches Ausgleichsetablissement nicht entfernt messen mit der geschlossenen Einheitlichkeit der Agrarinteressen des Bundes der Landwirte. Wer erst unter seinen eignen Leuten die denkbar größten Gegensätze ausgleichen muß, wie kann der nach außen siegen gegen einen so routinierten Feind! Nein, der Hansabund ist, wenn auch keine Partei, so doch eine politische Vertretung, wenn auch auf wirschaftlicher Basis. Und der Bund der Landwirte ist eine wirtschaftliche Vertretung, wenn sie auch mit allen politischen Mitteln arbeitet. In dieser Form kann man die beiden einzig gegenüberstellen. Nimmt man hinzu, wie fließend die Grenzen sind zwischen dem Bunde der Landwirte und der konservativen Partei, so wird ja ganz deutlich, daß nur eine politische Vertretung dieser Gruppe entgegentreten kann. Aber in der Hauptsache — denn „politisch“ oder „wirtschaftlich“ ist nur ein Streit um Worte — war doch im Hansatage diejenige Konzentration und Organisation der Ziele erreicht, die den Bund allein stoßkräftig machen kann: die unbedingte Obenanstellung des Gleichberechtigungsprogramms samt seiner Kehrseite, dem konsequenten Kampf gegen jene Machtgruppen im Staate, die ihm bisher im Wege standen.

Damit ist eine Klärung und keine Schwenkung in den Richtlinien des Hansabundes eingetreten. Allerdings waren ja die „Richtlinien“ zu Beginn, der gedruckten nämlich, zuweilen ein böser Eiertanz der Rücksichtnahme nach allen Seiten. Aber das lag an den Personen und nicht am Gedanken. Was kann der Gedanke dafür, daß man ihn nicht mit einem Schlage auf allen Seiten ganz klar herausarbeitete? Klärung braucht Weile. So ging es auch der Stellung des Bundes zur Sozialdemokratie. Natürlich ist sie heute keine andere als vor zwei Jahren. Aber es versteht sich von selbst, daß der Kampf nach Links zurücktritt, je schärfer der Kampf nach Rechts als Aufgabe der Gegenwart erfaßt wird. Wer vor einer Schlacht steht, in der er nicht sich zersplittern will, muß die entscheidende Kraft in eine Richtung werfen. Man stelle sich heutzutage ein so großes und loses Gebilde wie einen Bund von Verbänden vor, der nach zwei Seiten kämpfen will, heute, wo alle Einzelglieder mit Gewalt nach hüben und drüben gedrängt werden. Er würde sich selber umbringen. Wie kann der Hansaband Stichwahlparolen ausgeben zwischen Freisinn und Konservativen? Würde nicht Herr Rötger sicher den Konservativen wählen, ein Glied des Bundes also gegen das andre stehen? Das ist undenkbar. Dieser eine Fall aber genügt, um zu zeigen, daß der Hansabund Stichwahlparolen nicht ausgeben darf, selbst auf die Gefahr hin, daß ein freisinniges Mitglied bei einer agrarisch-sozialdemokratischen Stichwahl den Genossen wählt. Die Agrarkonservativen zu schützen, ist auch schließlich nicht Aufgabe des Bundes, der sie bekämpft. Obwohl selbstverständlich kein Rießer jemals einem Rötger verwehren würde, statt eines Revoluzzers einen anständigen Konservativen zu wählen. In lokalen Verhältnissen sind diese Dinge eben überhaupt nicht immer so schematisch zu beurteilen, auch nicht bei andern Kombinationen. Es ist auch die Personenfrage schließlich doch nicht gänzlich ausschaltbar. Aber alles das verbietet dem Hansabunde den Eingriff. Ergo muß er grundsätzlich seine Finger davon lassen. Das ist unverkennbar richtig. Damit aber würde auch der zweite Punkt, an dem Herr Rötger Anstoß genommen hat, gegen ihn sprechen und für die Logik, mit der Rießer das Programm des Hansabundes organisiert, seine Idee konzentriert hat.

Das Urteil über den Zwist ergibt sich also von selbst. Man kann Herrn Rötger keinen Vorwurf machen. Wenn er nicht früher erkannt hat, daß der Hansabund gegründet war gegen jene Gruppen, gegen die er nun konsequent Front macht, so hat er es jedenfalls jetzt begriffen, dank der Deutlichkeit des Hansatages. Es ist ja auch noch nicht zu spät gewesen, aus einem Verbande auszuscheiden, in den er einfach von Anfang nicht hineingehört hat. Denn der Kampf fängt ja jetzt erst an. Man kann sogar allgemein sagen, daß der ganze Wahlkampf mit diesen ersten Tätlichkeiten begonnen hat. Die Frage nach der Stellung zur Sozialdemokratie ist ja die konservative Lieblingswaffe und wird allbereits ausgiebig geschwungen. Ja, den Konservativen sind nach ihren letzten parteioffiziösen Kundgebungen sogar die Fortschrittler noch verhaßter als die Genossen, sie wollen unter Umständen sozialdemokratische Stichwahlparolen ausgeben, wenn es gegen die Wiemerleute geht. Konservative mit roten Stimmzetteln! Der Hansabund will nur principii causa neutral bleiben. Da hat man das Urteil in der ganzen Sache.

Elsaß-Lothringen und seine Verfassung.

Von Alsaticus (Straßburg).

I.

Der Schauplatz ist die Innenstadt des alten Straßburg, die Gegend um den stimmungsvollen Broglieplatz herum, am Freitag, den 26. Mai. Es ist die dritte Nachmittagsstunde, in der allmählich

Digitized by Google

die Hochflut des geschäftlichen Lebens heranrückt, Beamte, Kaufleute und Angehörige von allerhand Berufen wieder ihre Arbeitsstätten aufsuchen. Vor den Kaffeehäusern am Broglie sitzen wie immer plaudernde Gruppen, und doch scheint es, als warte man auf etwas Besonderes. Auf der Tagesordnung des Reichstags steht die dritte Lesung der Verfassungsreform, steht das Schicksal des Heimatlandes. Es ist bald 3 Uhr am Nachmittag, da taucht eine Dienstmannsmütze eilig auf an der Ecke. „Extrablatt-Depesch" schallt der charakteristische Ruf, mit dem hier immer die ganz großen Ereignisse ausgeboten werden. Und nochmals die erste Silbe lang gedehnt, durchdringend und grell: „Extrablatt-Depesch!" Jeder weiß, was es bedeutet. Zu Hunderten stehen die Eiligen um den Dienstmann. Der Verkehr stockt an der Ecke. Im Nu ist der Vorrat ausverkauft. Wie ein Lauffeuer gehts von Mund zu Mund: Angenommen! Es war in der Tat eine Frage, deren Entscheidung ein ganzes Volk voll Spannung erwartete, ein Volk, das der Bevormundung müde war. Aber das war nicht das einzige Moment, das dieser Gesetzesvorlage ein so außergewöhnliches Gepräge gab. Der vielfach gewundene Weg ihrer Entwicklung im Reichstag, in dem das Wort des Reichskanzlers von den Schwierigkeiten, die dazu da sind, um überwunden zu werden, dem andern Wort von den Garantien folgte, die in dieser Weise noch nie dagewesene Stellungnahme der Parteien zur Vorlage, das hartnäckige Feilschen um einen Punkt nach dem andern und um eine Kompromißabmachung nach der andern, der Bruch des Kommissionsgeheimnisses durch das Zentrum bei der Wahlkreisvorlage, der Anblick, wie das Zentrum eben geschlossene Kompromisse zergehen machte wie Seifenblasen, das Eingreifen des preußischen Herrenhauses und des einstigen elsaß-lothringischen Staatssekretärs, des Herrn v. Köller, in die Verhandlungen und das jede einzelne ihrer Etappen begleitende Echo aus dem Landesausschuß, in dem man die krausesten, seltsamsten Dinge sich abspielen und mehr wie einmal das unzulängliche Ereignis und das Unbeschreibliche getan sah — all diese Momente haben dazu beigetragen, die Verhandlungen mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen zu umgeben. So mag es gerechtfertigt sein, jetzt, wo das vorgesteckte Ziel erreicht und rascher als man erwarten konnte, der Abstimmung des Reichstags die Zustimmung des Bundesrats gefolgt ist, Umschau zu halten über das Erreichte und aus den Hauptmomenten der nun abgeschlossenen Ereignisse Schlüsse zu ziehen über die Gestaltung der nächsten Zukunft.

Von erreichten Vorteilen und Erfolgen kann heute allerdings erst Elsaß-Lothringen sprechen, das Reich noch nicht. Denn, was das Reich von dem Verfassungsgesetze erwartet: die fundamentale Neuorientierung der elsaß-lothringischen Politik, die Zurückdämmung und allmähliche Ausrottung des Nationalismus und des fortschritthemmenden, den Anschluß an das Deutschtum aufhaltenden Notablentums, den inneren Anschluß des Landes an deutsches Wesen, deutsche Wirtschaft und deutsche Kultur, all das kann erst beginnen, wenn das politische Leben auf der nun errichteten neuen Bühne wieder begonnen hat und kann erst voll heranreifen in langsamem Wachstum. Im Augenblick kann das Reich noch nicht nach greifbaren Erfolgen suchen. Etwas erreicht hat nur Elsaß-Lothringen.

Seiner staatsrechtlichen Stellung nach bleibt Elsaß-Lothringen Reichsland. „Die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen übt der Kaiser aus. An der Spitze der Landesregierung steht ein Statthalter, der vom Kaiser unter Gegenzeichnung des Reichskanzlers ernannt und abberufen wird." So lautet es im Artikel 2 des neuen Gesetzes. Nur eins geht über den Reichslandcharakter hinaus, steht sogar mit ihm in Widerspruch, und muß gewertet und begrüßt werden als der erste Ansatz zur Erreichung des zukünftigen Endziels der Verfassungsbewegung in Elsaß-Lothringen zum vollberechtigten Bundesstaat: Das sind die drei Bundesratsstimmen, die dem Reichslande bewilligt wurden. Die Zuteilung von Bundesratsstimmen an Elsaß-Lothringen ist eine Inkongruenz, wie die konservative Opposition richtig hervorgehoben hat. Aber das Reichsland wird sich darüber wenig Sorge machen. Denn erstens ist es „Inkongruenzen" von seinem bisherigen staatsrechtlichen Zustand her gewohnt. Und zweitens ist es der Meinung des Reichskanzlers, daß schwerer als diese Inkongruenz die für das Land jetzt eröffnete Möglichkeit wiegt, die Landesinteressen gleich den übrigen Gliedstaaten des Reichs im Bundesrat zu vertreten.

An dieser Möglichkeit hat es bisher gefehlt und das nebst den damit verbundenen Schädigungen wird im Reichslande als die schwerste und drückendste Folgeerscheinung des bisherigen Zustandes empfunden. Man hat oft gesagt, die Verleihung von Bundesratsstimmen sei eine Frage der Würde, sei notwendig, um die Elsaß-Lothringer aus Deutschen zweiter Klasse zu vollberechtigten und gleichberechtigten Reichsbürgern zu machen. Das ist wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Vielmehr als eine Frage der Würde war die Verleihung von Bundesratsstimmen eine Frage der wirtschaftlichen Notwendigkeit. Daß der elsaß-lothringische Bauer sich den Bestimmungen des Branntweingesetzes fügen mußte, das für die norddeutschen großen Spiritusbrennereien passen mag, den kleinen Brennereien für Edelbranntwein in Elsaß-Lothringen aber, die zu jeder Bauernwirtschaft fast ebenso unerläßlich gehören wie die Weinkelter, nach allen Richtungen hinderlich ist und die ganze Produktion lähmt, — daß derselbe Bauer, obwohl er die ergiebigsten Kalilager im

Digitized by Google

Lande hat, sein Kali zur Ackerdüngung infolge des Kaligesetzes und der durch dieses bedingten Frachtberechnung teurer bezahlen muß als die ausländische Landwirtschaft — daß bei den Zolltarifen die hohen Garnnummern, also die feinen Fabrikate, die eigentliche pièce de résistance der oberelsässischen Textilindustrie, noch immer den Massenfabrikaten gegenüber benachteiligt sind — daß bei den Verhandlungen über das Schiffahrtsabgabengesetz für alle Beteiligten etwas herausſprang, außer für Elsaß-Lothringen, dem das Gesetz nur eine Verteuerung der Rheinfrachten, eine Stärkung des unmittelbaren Konkurrenten (vgl. Vertiefung des Fahrwassers bis Mannheim auf 2,50 m und Aufnahme der Rheinregulierung bis zum Bodensee, also am Elsaß vorbei, und das Bauprogramm des Rheinstromverbandes) und damit eine Erschwerung der Existenzbedingungen der einheimischen Industrie bringt, — daß der lothringischen Eisen- und Hüttenindustrie die sehnlich gewünschte Kanalisierung der Mosel vorenthalten wird, — daß Elsaß-Lothringen an seiner langen Grenze eine ausgedehnte Schar von Beamten unterhalten muß, die dem Reiche seine Zölle erheben und dem Lande alljährlich mehrere hunderttausend Mark kosten, für die es nicht ausreichend entschädigt wird, — daß es die Last zahlreicher strategischer, d. h. wirtschaftlich gesprochen: unrentabler Bahnlinien tragen und zu ihrem Bau erhebliche Zuschüsse geben muß, — daß aber die Heranziehung der Gewerbebetriebe des Reichs zur Steuer unmöglich und für dieses Vorrecht auch durch das Reichsbesteuerungsgesetz ein wirklich billiger Ausgleich nicht geschaffen ist — das waren die Ursachen, warum auch in weiten deutsch gesinnten Kreisen des Reichslandes sich eine gewisse Reichsverdrossenheit breit machen konnte, das war der in Altdeutschland viel zu wenig gekannte und beachtete Boden, in dem die Saat des verhetzenden Nationalismus und der Kultur der französischen Vergangenheit so üppig in die Halme schießen konnte, wie es tatsächlich der Fall war. Denn man weiß in Elsaß-Lothringen recht wohl, was für wirtschaftliche Maßnahmen man Frankreich verdankte. Unter französischer Herrschaft wuchs die Textilindustrie im Mülhauser und Markircher Bezirk zu einer Höhe, die sie seither nur mit Mühe behauptet, und blühten lebhaft auch solche Industrien, die heute nur noch ein unscheinbares Dasein führen oder die ganz verschwunden sind, wie die einst weltberühmte Waffenfabrik von Mutzig. Frankreich hat das Kanalsystem gebaut, das heute noch das unveränderte binnenländische Wasserstraßensystem des Reichslandes ist. Das alles muß man sich vor Augen halten, um zu ermessen, welcher Nachdruck hinter der von der Straßburger Regierung und gerade von deutsch-elsässischen Politikern erhobenen Forderung der Bundesratsstimmen war, wie wohl beraten der Reichskanzler war, als er die „Inkongruenz“ in sein Reformprogramm aufnahm, und wie wenig sachlich und wie wenig den nationalen Interessen dienlich die konservative Opposition war. Die Verleihung der Bundesratsstimmen ist der Beginn einer neuen Ära des Schutzes und der Förderung der elsaß-lothringischen Interessen — immer natürlich im Rahmen der allem voranstehenden allgemeinen Reichsinteressen — und damit der Beginn einer besseren Zukunft. Durch wirtschaftliche Maßnahmen zugunsten des Landes hat Frankreich binnen eines halben Jahrhunderts, von 1815 bis 1870, sich das heutige Reichsland so sehr assimiliert, daß fast ein ganzes Halbjahrhundert deutscher Herrschaft die Spuren davon noch nicht austilgen konnte. Durch wirtschaftliche Maßnahmen wird auch Deutschland das Land an Mosel und Rhein ganz gewinnen. Und dazu sind unentbehrlich die drei Stimmen im Bundesrat.

Ludwig II. von Bayern in der Literatur und die Literatur über ihn.

Von Professor Dr. **L. Fränkel** (Planegg, Oberbayern).

II.

Neben die Biographen tritt eine Reihe memoirenartiger Veröffentlichungen, die mehr einzelne Seiten seines monarchischen Waltens oder seiner künstlerischen Laune treffen. Hierher gehören einmal die inhaltreichen vier einschlägigen Schriften Luise v. Kobells, der Gattin des königlichen Kabinettchefs Staatsrat von Eisenhart: „Unter den vier ersten Königen Bayerns“, „König Ludwig II. und die Kunst“, „König Ludwig II. und Fürst Bismarck“ (ein noch keineswegs ausgeschöpftes, fesselndes Kapitel), „Kaiser Wilhelm und König Ludwig II.“ Ferner die Aufsehen erregenden Mitteilungen in S. Röckls Buch „König Ludwig II. und Richard Wagner“; Ernst von Possart, „Die Separatvorstellungen König Ludwigs II.“, sowie die Abhandlung von Dürck, „Johannes Huber und Ludwig II.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 118—119). Wieweit das vielerörterte Büchlein „Die letzten Tage Königs Ludwig II. Erinnerungen eines Augenzeugen. Herausgegeben von Otto Gerold“ (Zürich 1903) wirklich ernst zu nehmen, dünkt uns vorläufig zweifelhaft. Auch steuern die Denkwürdigkeiten etlicher deutscher Staatsmänner eine Fülle authentischer Nachrichten über die Haltung des Königs 1866, 1870 71 und späterhin bei: das sind etwa die des Reichskanzlers Fürst Hohenlohe, Rudolf Delbrücks, Mohls, Mittnachts, auch die Bismarcks, Otto von Völderndorffs, danaben fragwürdige, wie die des Kreuzzeitungs-Politikers von Hammerstein (aus ihnen hob ihr Herausgeber Hans Leuß ausdrücklich — apokryphe — „Enthüllungen“ über

Digitized by Google

des Königs Tod). Dazu tritt Karl Jakobs Buch „Bismarck und die Elsaß-Lothringer“ (1905).

Nun folgen die Psychiater, die sich ernstlich mit dem Geisteszustande des unglücklichen Mannes sowie den Einzelheiten der Katastrophe befaßt und ihr Votum unmittelbar mit einem kräftigen Ja zur unheilbaren Zerrüttung (paranoia) erstattet haben. Soweit ich sehe, sind das: Hubert Grashey in seinem Nekrolog auf Bernhard von Gudden, den mit Ludwig im Starnberger See ertrunkenen überwachenden Irrenarzt, vor dessen „Gesammelten und hinterlassenen Abhandlungen“ (Wiesbaden 1889), S. 8—21; F. C. Müller, Guddens Assistent; „Die letzten Tage König Ludwig II. von Bayern“ (Berlin 1888), W. W. Ireland, „Herrschermacht und Geisteskrankheit. Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastien“ (aus dem Englischen, Stuttgart 1887), S. 107—139; G. J. Kowalewsky, „Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. Psychiatrische Studien aus der Geschichte“, I. Band, aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel, (München 1910) S. 133—167. Am überzeugendsten wirken selbstverständlich Grasheys und Müllers als persönlich Beteiligter direkte, Guddens indirekte Mitteilungen aus der ganzen Schlußverwicklung und der tragischen Lösung des Knotens. Aber auch die Folgerungen der andren Irrenärzte stimmen in den Ergebnissen doch mit den aus Autopsie Redenden überein. Grashey druckt übrigens auch nicht nur die protokollierten Aussagen der Pfleger, Wärter usw. des Königs, sondern auch die offiziöse „Authentische Darlegung der Vorgänge in Hohenschwangau usw.“ aus der 2. Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 13. Juni, Nr. 163, ab: lauter bedeutsame Aktenstücke, die in der Gesamtheit der Materialien schwer wiegen.

Mehr als diese sämtlich aufs Sachliche zielenden Bearbeitungen des schwierigen Stoffes fesselt scheinbar die belletristische Verwertung des dramatischen Königsschicksals in Romanen, Novellen, Dramen und andrem poetischen Gewande. Jedoch ruht das Schwergewicht der erdrückenden Mehrheit dieser langen Zahl in Sensationshascherei, weshalb wir uns begnügen dürfen, die bezeichnendsten Nummern davon anzuführen. Aus der Lebenszeit Ludwig II., teilweise sogar noch aus einer ziemlich frühen Periode stammen mehrere; z. B. C. Werder (d. i. Paul Victor Wichmann), „Der Fürst von Hochland“ (Nürnberg 1872); Joseph Emruwe (d. i. Joseph Wurm); „Die Königs-Schlösser. Romantische Erzählung“ (München 1876); anonym, „Einsam auf dem Thron. Ein Lebensbild in Sonetten“ (München 1878); der bekannte Roman Catulle Mendès „Le roi vierge. Roman contemporain“, der als der „jungfräuliche“ König. „Eine Hofgeschichte der Gegenwart. Aus dem Französischen übersetzt durch Rolo Helen“ (angeblich Rom 1881), verdeutscht erschien. 1886, setzt sofort nach der Katastrophe eine ganze Serie von Ludwig-„Dichtungen“ verschiedensten Kalibers ein. Es seien genannt: Emil Mario Vacano, der Artisten-Romanzier, „König Phantasus. Roman eines Unglücklichen“; K. v. R., „Der einsame König. Ein Lebens- und Charakterbild“ (Berlin); Rob. Frankenburg und F. Gr. v. Wex, „Der Einsiedler am Starnberger See. Historischer Roman“ (Dresden); Carl Reuleaux, „Dichtungen, Opus 7: Den Manen Ludwigs des II.“ (München); J. Freimund, „Der böse Dämon des Königs, oder: Eines Königs Glück und Unglück, Roman“ (München). Es folgten untern andern: Joseph Bajovar, „Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwigs II. von Bayern“ (3. Auflage, Stuttgart 1887); Gregor Samarow (bekanntlich Oskar Meding), „Gipfel und Abgrund. Zeitroman“, in „Über Land und Meer“, Band 57 und 58 (1887); Victor Haimer, „Der Schloßherr am See“ (Berlin 1887); Ludwig Klinger, „Ludwig der Zweite, König von Baiern. Lebensbild in 5 Aufzügen“ (Leipzig 1887); die Gedichte „Trauerkranz zu Ehren des Königs Ludwig II. von Bayern“ (Oppeln 1899); Ernst von der Planitz, „Ein Königsmärchen“ (München 1890), in Versen; E. Escherich, „Fürstenminne“ (München 1891); Carl v. Heigel, „Das Geheimnis des Königs. Roman“ (Berlin 1891), nicht mit ebendesselben oben genanntem persönlichen Erinnerungsbuch zu verwechseln; Clarissa Lohde, „Einsam im Purpur“ (München 1903), ein Roman; Theo von Blankensee, „Die Krone im See. Ein Königsroman aus dem Jahre 1886“, 1904 in der Romanbibliothek der Neuen freien Volkszeitung, Band 2, erschienen. F. H. Werxler, „Ludwig II. und die Köhlerstochter“ (1907); Ferdinand Bonn, „Ludwig der Zweite. Tragödie in 5 Aufzügen (Berlin 1907)“. Das letztere Trauerspiel erregte seinerzeit wegen der angeblichen Intimitäten, die der als Schauspieler weitbekannte Verfasser, ein stofflich unbegründetes Aufsehen, obwohl es in dichterischer Hinsicht womöglich noch platter ist als die vorher aufgezählten Schöpfungen der Phantasie.

Ganz wesentlich höher als alle diese steht die eigentümliche Michael Georg Conrads: „Majestät. Ein Königs-Roman“, 1902 im Jahrgang 39 der „Deutschen Roman-Zeitung“ erschienen und dann besonders ausgegeben. Diese Erzählung verwendet die ganze Menge erlangbarer Nachrichten über Ludwig II. Königswirksamkeit 1864 bis 1886 und gestaltet das darauf aufgebaute Gesamtgemälde mit bewußt ästhetischer Tendenz zu künstlerischer Einheit. Dabei trägt der urbajuvarische M. G. Conrad doch keine Tendenzfarben auf und tut der Überlieferung nirgends Gewalt an. Mit der darin gebotenen Gestaltung können sich die sonstigen allerjüngsten Ansätze zur dichterischen Umformung der irdischen Pilgerfahrt König Ludwig II. nicht vergleichen: weder das

Digitized by Google

bisher (im April 1911) nur rezitierte noch ungedruckte Drama einer Ludwigshafener Schriftstellerin, noch der unlängst mit viel Tamtam in die Welt getretene pseudohistorische Roman „Purpur“ des auf dem Büchermarkt ausgeschrienen Edward Stilgebauer (Dresden 1911), noch „Ludwig II. von Bayern. Eine Königsnovelle zum 25. Todestag des Unvergeßlichen. Nach wahren Begebenheiten und geschichtlichen Quellen erzählt von G. L. Scharrer-Schauenberg“ (1911 in Nr. 23 und 24 der „Münchener Illustrierten Zeitung“), demselben, der 1906 ein im Titel irreführendes Heft „Unbekanntes und wenig Bekanntes aus den ersten drei Regierungsjahren König Ludwig II. von Bayern 1864—1866. Der Abgott seines Volkes. Der König und die Frauen. Goldene Tage in Nürnberg“, gutenteils des gleichen Inhalts, vorgelegt hatte. Endlich sei das ganz seltsame Buch von Ferdinand Bac: Le voyage romantique. Chez Louis II. roi de Bavière (Paris 1910) erwähnt, das lediglich äußeren Anschluß an den tragischen Ausgang des vielumstrittenen Wittelsbachers nimmt und, außer seiner Benutzung einiger undeutlich bezeichneter fraglicher Beiträge zur Ludwig-Literatur, ganz außerhalb dieser steht. Wir aber können nach unsrer Rundschau,*) die vielleicht einer längst wünschenswerten kritischen Bibliographie vorarbeitet, mit Fug auf den Titelhelden die Worte Schillers über den seinen großzügigsten seiner Dramen im „Wallenstein“, übertragen: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“.

Schließlich muß noch die weitverbreitete Legende zerstört werden, König Ludwig, der ja unzweifelhaft eine künstlerisch vielseitig interessierte Natur war, sei selbst schöpferisch in der Literatur tätig gewesen. Dafür läßt sich aber, wenn man nicht etwa eigenhändig geschriebene Anleitungen oder Niederschriften seiner Ideen für die Bauleitung seiner Prunkbauten, voran der drei berühmten Schlösser, als Beleg ansehen will, kein greifbarer Beweis erbringen. Etwas Sicheres ist von den dem König nachgesagten Dramen nicht überliefert, und das ihm seitens der „Münchener Illustrierten Zeitung“ 1911 Nr. 24 zugeschobene Gedicht „Wenn jemand schlecht von Deinem Freude spricht“, das eingerahmt über dem Schreibtisch des Verblichenen in der Münchener Residenz hing, stellte sich sofort als Erzeugnis des 1854 und 1867 dem bayerischen Herrscherhause nahestehenden Friedrich Bodenstedt heraus, in dessen „Gesammelten Dichtungen“ es längst zu lesen war. Natürlich gehören nicht eigentlich in die Literatur die von mir soeben in der „Augsburger Abendzeitung“ Nr. 162 zusammengestellten aktenmäßigen Äußerungen „Was Ludwig II. von Bayern dachte und erstrebte“; aber sie bringen doch immerhin die einzigen schriftlich und dann gedruckt vor das Publikum gelegten Niederschläge seiner Ansichten über politische, daneben auch über ästhetische Fragen. Und das sind ja eben die beiden leitenden Gesichtspunkte in allen biographischen oder poetischen Darstellungen, welche Ludwig II. von Bayern in der Literatur gefunden hat.

*) Bei der Sammlung des Stoffes leisteten die Hilfsmittel der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, die naürlich am reichhaltigsten dafür ist, dankenswerte Dienste. Dabei sei rühmend hervorgehoben, daß alle bezüglichen Nummern dort uneingeschränkt zugänglich sind.

Große Berliner Kunstausstellung 1911.

Von **Hermann Abeking** (Charlottenburg).

IV.

Hugo Vogel, dessen großes Porträt „Frau Geheimrat Ravené“ wir besprachen, veranstaltet eine kleine Sammlung seiner Studien und Entwürfe. Matrosen, Ritter, Schiffer und Bootsarbeiter geben dem Künstler Anlaß, seine sichere Kenntnis des menschlichen Körpers zu zeigen. Als Frucht der Studien sehen wir eine Heidentaufe, einen Zug halbentblößter Männer, die sich dem Bischof beugen. — Max Schlichting ist ein Saal gewidmet, der umfangreich das Schaffen des Malers darbietet. Schlichting ist sowohl ein Schilderer der idyllischen Natur, als auch des brausenden Lebens der Großstadt. Hier wie dort liebt er weiche, pastellartige Stimmungen. Die Weichheit ist seine Stärke, wird aber auch gleichzeitig zu seiner Schwäche. In dem Bestreben, alles in sanften Halbtönen verschwimmen zu lassen, geht der Künstler oft zu weit. Er streift so leicht das Gebiet kraftloser Flauheit und farbiger Süße. Die Nachtstimmungen sind wiederum allzu dunkel gehalten. — Mit weiteren Kollektionen warten Ernst Henseler und Konrad Dielitz auf. Wir erleben an diesen das Beispiel der älteren Herren, die in ihrer Zeit sehr wohl innerhalb der Anschauungen ihrer Schule mit tüchtiger und ansprechender Arbeit bestehen konnten, die neuerdings aber jeden Halt unter den Füßen verloren haben und nur noch Dürftiges leisten. Ernst Henseler hat einige braunwarme Stücke, ein Landmädchen, einen Mäher, einen Blumengarten und einen Gartenwinkel, die, tonstark und durchaus empfunden, Verständnis und Geschmack verraten. Was sich diesen aber aus neuerer Zeit anschließt, ist derartig matt und unerquicklich, daß man mit einem Achselzucken weiter schreiten muß. Ganz ähnlich ergeht es Konrad Dielitz. Wohl nie himmelstürmend, hatte er doch in seinen besseren Jahren ein ganz achtbares Können, das ebenfalls auf dem warmen Gelbbraun der Farbe und auf einer guten Zeichnung basiert. In der Folge ver-

Digitized by Google

flüchtet sich jegliche Qualität. — Wilhelm Steinhausen ist durch seine religiösen Motive bekannt geworden. Als Künstler selbst verdient er diese Aufmerksamkeit wohl kaum. Seine Technik ist hölzern und unzulänglich, seine Erfindung gesucht. Am ehesten mögen das Selbstporträt und das Doppelbildnis „Die Vorsitzenden der Frankfurter Künstlergesellschaft" Beifall finden.

Der Verband deutscher Illustratoren nimmt mit den Werken seiner Mitglieder einen Saal für sich ein. Die Kunst der Illustratoren ist wie kaum eine zweite geeignet, das Interesse des Publikums in Anspruch zu nehmen. Zunächst sind es wohl die Humoristen, die sich wie stets ungeteilten Beifalls erfreuen dürfen. Da ist Johann Bahr mit seinen mauschelnden Maulwürfen, mit dem „Tanz um das goldene Kalb", das treffend in der Person der Erbtante zur Darstellung gebracht ist, Franz Jüttner mit seinen „Spöttern", die, abgesondert von dem Gros der Gesellschaft, die guten und schlechten Eigenschaften ihrer Mitmenschen durch die Zähne ziehen. Sehr spaßig ist auch desselben Künstlers „Frage nach dem rechten Wege", ein Flieger, der, um Erkundigung einzuziehen, sich in die Menge herabläßt und heillose Verwirrung anstiftet. Erich Kuz zeigt in seinem Auskunftsbureau, einer Mühle mit verirrten Handwerksburschen, in dem ausgelassenen Tanze „Lebensjubel" echten Humor und künstlerische Werte. Das Pilzendörfchen von C. Mickelait verquickt malerische Arbeit mit scherzhafter Phantastik. In das Gebiet der Tierkarikatur führt Karl Wagners „Steppenflirt" mit einem verschämten Giraffenfräulein, das sich ganz unverschämt den Hof machen läßt, mit der „Trauung", einer nicht nur spaßigen, sondern auch sehr feinen Arbeit. Alfred Weczerzick läßt Hund und Hasen drollig im Zerrspiegel erscheinen. Heinrich Zille können wir hier ebenfalls begrüßen. Er schildert die Anprobe des Badekostüms für die Ferienkolonie, eine Szene, die für sich selbst spricht, aber doch noch durch die Worte gewinnen würde, die der Künstler der Alten in den Mund legt: „Mädel, bring mir deine Lehrer nicht ins Unglücke!" Oskar Höppner ist mit einem „Pennbruder" Franz Maddalena mit einem „Ach, ein Schneemann" vertreten. Max Richter läßt in Serien „der Turner" und „Löwenjagd" seinen Stift munter tollen. Paul Simmel vergegenwärtigt den Hosenrock seiner Aufwärterin. Franz Christophe erweist sich in „Die Tierfreundin", „Die Rosenkette" wieder als Meister feinsinnigster Linienkunst. Auch Willy Helwig wählt in seinen getönten Blättern „Die Siegerin", „Pierrots Liebe" und „Pierrots Tod" die Linienstilisation zum Ausdrucksmittel. Schilderer des Lebens sind E. Sturtevant „Indianer, Bogen schießend", Claus Bergen „Fischmarkt an der Küste von Cornwall", Fritz Bergen „Fähre bei einem Mainstädtchen". Franz Müller-Münster bringt eine „Moorhexe", Paul Brockmüller „Paradieselstern", Otto Marcus eine Szene „Vor dem Ballokal". Von Arbeiten mehr landschaftlichen Charakters sind die märkischen Ausschnitte von Eugen Reich-Münsterberg zu erwähnen. Emil Doepler d. J. gibt eine treffliche Illustration der landesfürstlichen Burg in Meran.

Die Graphik, besonders die Radierung, ist umfangreichst vertreten. Einzelne Namen ragen mit Sammlungen zahlreicher Werke hervor. Der verstorbene Heinrich Eickmann schuf duftig und leicht, nicht übermäßig lebendig, doch schlicht und unmaniriert seine vorwiegend ländlichen Motive. Eine Kuriosität bildet das Blatt „Glückliche Familie", das das Glücksgefühl an Mensch und Schwein gleicherweise illustriert und dessen Rand über und über mit kritischen Bemerkungen von Menzels Hand bedeckt ist. Walter Zeising führt, hier tonig, dort lebhaft und hell, durch Dresden, Leipzig und Hamburg. Bruno Héroux zeigt Exlibris, die oft zu überladen sind. Am besten ist er im ganz einfachen Strich, so in dem munteren, impressionistischen Bildnis „Freund L.". Hans Barthelmesz ist ein rascher Beobachter, der Prozession und Kirchweih, Karussell und Trödelläden, Picknick und Badende aufs Korn nimmt. Otto Fischer ist in seinen landschaftlichen Radierungen ein klarer, angenehmer Strich und Tonstärke zu eigen. Maurice Achener zeigt etwas dünne, doch beachtenswerte Arbeiten aus Venedig. Martin Hönemann gibt in seinem Faksimile-Holzstich, Studienkopf nach A. v. Menzel, den Höhepunkt dessen, was an reproduktiver Kunst geleistet werden kann. Den farbigen Holzschnitt in dekorativ-japanischer Art pflegen Charlotte Rollius, Marianne v. Buddenbrock, Helene Lange. Die Technik ist hier oft so weit vorgeschritten, daß wir, es handelt sich zumeist um Blumenstilleben, vor fein abgetönten Aquarellen zu stehen vermeinen. Ein Eigengebiet hat sich Ilna Ewers-Wunderwald mit ihren „Chinesischen Tinten" geschaffen. Ihr Empfinden ist durchaus chinesisch; mit ungeheurem Fleiße ist Strich an Strich, wie mit der Nadel der Stickerin, aneinander gefügt. Das Resultat ist ein angenehmes, wenn auch die Klippen der Überladung und der Unruhe nicht immer glücklich vermieden sind. Figürliches scheint sich am wenigsten zu eignen. Am besten ist entschieden der „Rauhfrost", der jeder Buntheit aus dem Wege geht und mit dem wenig nuancierten Grau auch eine große Wirkung erzielt.

Die Plastik geht ihre gewohnten Pfade fort. Zu dem großen Reiterstandbild Kaiser Wilhelms II. von Louis Tuaillon ist hier schwer ein Standpunkt zu gewinnen. Das Reitermonument „Peter der Große" für Riga, von Gustav Schmidt-Kassel, sagt auch nicht viel Neues. Ernst Seger gestaltet seinen riesigen deutschen Michel plump und gedrungen, mit ausgesprochen slavischen,

Digitized by Google

nicht aber germanischen Zügen. Max Baumbach läßt sich einen muskulösen Christophorus mühselig unter der Last eines winzigen Jesuskindleins beugen. Walter Schotts Brunnen dreier tanzender Mädchen wiederholt des Künstlers bereits bekanntes Motiv. Arthur Lewin-Funcke bringt eine Bronze „Bambina", ein tastend schreitendes volles Kinderkörperchen. Reinhold Felderhoff schuf eine Mutter, die ihr Kind auf der Schulter hält, in schöner, großer, klassischer Ruhe. Franz Guntermanns „Schmerzensmann" folgt gut der Struktur des Holzes. Die Tierplastik ist durch Peter Breuer „Elephantengruppe", Edmund Gomansky „Ein Königspinguin", ein mächtiger glatter Geselle, und „Ein Puter", sehr beherrscht in der schwierigen Behandlung des Gefieders, vertreten. Ernst Freese schließt sich an mit einem köstlichen, großzügigen Bär, der sich in ornamentaler Geschlossenheit an den Stein schmiegt.

Ein katholischer Spätromantiker für die Feuerbestattung.

Von Professor Dr. **Wilhelm Kosch** (Czernowitz).

Durch die jüngste Abstimmung über die Feuerbestattung im preußischen Abgeordnetenhaus ist die zeitgemäße Frage abermals eifrig erörtert worden. Das Zentrum stimmte geschlossen gegen die Vorlage. Und doch ist die alte Bestattung kein Dogma, ja kommt nicht einmal in einer Enzyklika vor, wenigstens bis heute nicht. Der Satz, die neue Form widerspräche dem christlichen Empfinden, ist ein unbewiesener Gemeinplatz. Ein moderner Dichter voll tiefer Frömmigkeit, Martin Greif, hat der Feuerbestattung poetische Reize abgewonnen. Und ein katholischer Edelmann aus der „guten alten Zeit" ist sogar als einer ihrer frühesten literarischen Vorkämpfer in Deutschland zu betrachten.

„Als Manuskript gedruckt" erschienen 1845 in Wien ein paar höchst amüsante Bände „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes". Ihr anonymer, den befreundeten Empfängern des Werkes natürlich wohl bekannter Verfasser war der älteste Sohn des Fürsten Carl zu Schwarzenberg, des berühmten Feldmarschalls und Siegers bei Leipzig. Im vierten Band dieser zu den Kostbarkeiten des Antiquariats gehörigen Sammlung lesen wir ein Stück, betitelt „Memento mori":

„Es gibt einen furchtbaren Alpgedanken, der einen drückt wie ein zentnerschwerer Grabstein, — und dies ist der Gedanke, lebendig begraben zu werden! — Und wenn ich das Altertum auch in Nichts bewundern würde, so wäre es in dem Gebrauch, die Toten zu verbrennen! An und für sich däucht mir schon die ganze Prozedur viel poetischer — aufgesogen zu werden von der reinen Flamme im Äther, in welchen die Seele emporsteigt, auch den Körper zu zersetzen, statt als table d'hôte für allerhand Gewürm; — außerdem, — da die poetische Ansicht, vielleicht nicht ganz mit Fug und Recht als ganz aus dem Bereich räsonabler Staatskonstruktoren oder Administratoren liegend, angesehen wird — dürfte auch ein löbliches Sanitäts-Kollegium von diesem Gesichtspunkte ausgehend unsre Meinung teilen. Die Ägypter trockneten ihre Toten und machten aus dem Leben ein Herbarium für verdorrte Pflanzen, über welche sie die grünende Natur vergaßen; — die Muhamedaner decken sie zwar mit Erde, gönnen ihren Altvordern aber ewige Ruhe in dem unangefochtenen Besitz ihres Grabes, — unsre Hyperzivilisation aber scharrt ihre Gebeine wieder aus; und um ihnen auch auf dieser Erde einige Bewegung und sie im wahren Sinne des Wortes umgehen zu lassen, müssen Schlachtfelder und Kirchhöfe ihr Kontingent zur Fabrikation des Stiefellacks und Leimfirnisses liefern. Aber meinethalben will ich nach meinem Ableben meine armen morschen Knochen dazu hergeben, die hoffnungsvolle liebe Nachkommenschaft zu wichsen und auf den Glanz herzustellen, — und nicht solche egoistische Rücksichten machen mich den Gebrauch des Begrabens, sondern die rein gemeine Furcht, lebendig begraben zu werden! Deswegen finde ich, — abgesehen davon, wie schön es wäre, statt mit den Würmern um den Besitz teurer Überreste einer Geliebten, eines Freundes, eines Volksbeglückers zu disputieren, es weit erhebender und trostreicher, diese Reste als Asche auf seinem Herde in einer heiligen Urne oder in einer Kapsel als Reliquie auf der Brust aufzubewahren! — Ich habe einen Kupferstich gesehen, der treu Napoleons Gestalt im Moment der Sargeröffnung auf St. Helena darstellt, und nie ist mir der Ekel von irdischer Größe, die Wichtigkeit unsres Strebens so vor die Seele getreten! Wäre es nicht großartiger gewesen, die Asche des Helden nach dem Dome der Invaliden oder der Vendômesäule zu bringen und in einer aus Kanonenmetall gegossenen Urne auf dem Altare des Vaterlandes aufzustellen, als diese modernden Überbleibsel an das Licht zu bringen und mit Erstaunen in einigen ekligen, ausgedorrten und verzerrten Körperformen die Hülle des großen Geistes — der die Welt, die Könige und Völker zittern machte und nur durch Gottes Hauch, der ihn mit Eis und Feuer heimsuchte, vernichtet werden konnte, — zu erschaun."

Ich glaube aber, daß dieser Fall des Lebendigbegrabenwerdens, zumal auf Schlachtfeldern bei großer Sterblichkeit, in Spitälern, bei Seuchen, insbesondere aber letztlich bei Gelegenheit der Cholera sehr häufig eingetreten sein mag,

Digitized by Google

wenigstens viel häufiger als wir bei unserem Leichtsinne denken, und während wir im rosigen Lichte des Lebens wandeln, denken wir wenig, wie höchst fatal uns die Situation da unten werden könnte. — Mir selbst sind mehrere derlei Fälle vorgekommen."

Soweit der Fürst Friedrich Schwarzenberg, der im folgenden eine Reihe solcher Erlebnisse berichtet. Er ist überhaupt ein geschickter Erzähler, der nicht bloß zu plaudern und unterhalten weiß, seine Geschichten und Gedichte „Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Landsknechts" haben auch literarischen Wert. Kein Geringerer als Eichendorff hat dies in einem besonderen Aufsatz „Landsknecht und Schreiber" ausdrücklich festgestellt. Er freut sich über die Eigenart des Schriftstellers nicht minder als über die entschieden antirevolutionäre konservative Gesinnung des Mannes. Wieso kommt es, so fragen wir erstaunt, daß ein guter Katholik von ehedem, und ein solcher war doch Eichendorff gewiß, an so „anstößigen" Ansichten und Ausführungen wie den obigen kritiklos vorübergehen konnte, ja wie konnte Schwarzenberg, ein treuer Sohn seiner Kirche, so, heute sagen wir, modernistisch denken und schreiben, ohne sofort auf den Index zu kommen? Die Antwort fällt demjenigen nicht schwer, der die Entwicklung des katholischen Deutschlands im letzten Jahrhundert kennt. Leider kennen sie nur Wenige. Das Zentrum will die romantische Vergangenheit nicht kennen, weil diese zu frei, zu kulturfortschrittlich war, und außerhalb des Zentrums steht nur eine geringe Anzahl von Katholiken. Darunter beschäftigt sich fast niemand mit der geschichtlichen Erforschung jener in manchem Betracht sicherlich besseren Zeiten als der Gegenwart. Die nichtkatholischen Gelehrten und Publizisten beschäftigen sich naturgemäß mit andern Problemen. Um so dringender, wichtiger und zeitgemäßer erscheint daher eine unbefangene historische Würdigung des Entwicklungsganges, den die deutschen Katholiken seit der Gallitzin, seit Stolberg und Friedrich Schlegel in den folgenden Jahrzehnten genommen haben. Vorläufig müssen wir uns mit mehr oder minder vorurteilsvollen Skizzen und Studien als Bruchstücken und Bausteinen begnügen. Eine höchst lehrreiche, vom national gesinnten Deutschland viel zu wenig beachtete Schrift ist die Biographie des Verlagsbuchhändlers Benjamin Herder aus der Feder des Dominikanerprofessors Weiß im Schweizerischen Freiburg. Wer dieses kleine Buch gelesen hat, wird Werden und Wachsen des Ultramontanismus in der katholischen Kirche besser verstehen als je zuvor.

Man wirft gewöhnlich den alten Görres oder gar die ganze katholische Romantik mit Ultramontanismus in einen Topf. Weit gefehlt! Denn im Gegenteil, selbst die Männer der ältesten „Historisch-Politischen Blätter" waren selbständiger, unabhängiger, freiheitlichen Regungen zugänglicher als etwa die Kölner Richtung des heutigen Zentrums. Das kleine Buch von Weiß macht es uns auch begreiflich, daß ein katholischer Spätromantiker wie Schwarzenberg ein literarischer Vorkämpfer der Feuerbestattung sein konnte, obwohl er dessen Ketzerei nicht kannte, sonst hätte er sie gewiß als Beweisstück für die orthodoxe Leichtfertigkeit der Romantik festgenagelt.

„Die Zucht des Gedankens, die Schärfe des Ausdrucks, die Genauigkeit der Begründung, die Strammheit der Haltung, die Einheit des Ganzen, von innen wie von außen, nach Geist und Gestalt, in Lehrgebäude und Lehrweise, wie man das alles ehemals in der Blütezeit der Scholastik (!) gefordert hatte, und wie wir das seit 1870 (!!) überall, nicht bloß auf allgemein wissenschaftlichem und insbesondere dogmatischem, sondern in entsprechender Weise auch auf kirchlichem, staatlichem und militärischem Gebiete mehr und mehr fordern gelernt haben, lag der Anschauungsweise der Vierzigerjahre ziemlich fern. So konnte es nicht fehlen, daß gerade auf dem Felde, wo die Kirche die größte Genauigkeit zu verlangen Recht und Pflicht hat, auf dem der Theologie, vom Gesichtspunkte der dogmatischen Schärfe aus sich manche begründete Bedenken erheben ließen." Soweit Weiß, der mitteilt, daß Welzers und Walters katholisches Kirchenlexikon in seiner ersten, vielfach von Romantikern besorgten Auflage auf den Index kommen sollte. Aber damals war die ultramontane Richtung, die sich anmaßend „Die Kirche" nennt, noch nicht stark genug.

Noch gab es Katholiken wie Waldeck, die sich mit Stolz als Mitglieder einer fortschrittlichen Partei fühlten, oder wie Radowitz, die eine konfessionelle Partei ganz entschieden bekämpften. Aber das im Keim entstandene Zentrum wurde immer mehr Trumpf. Man entdeckte eine „katholische" Literaturgeschichte, man kastrierte die deutsche Kultur. Sogar der Katholik Brentano fiel dem ultramontanen Purgierungssystem zum Opfer. Der Jesuitenpater Diel „mußte ihm", wie P. Weiß so treffend schreibt, „seine verwilderte Mähne etwas stark beschneiden und bürsten". Eine Gesamtausgabe Brentanos hat ein katholischer Verleger nie zu veranstalten gewagt. Und so schritt der geistige Verkrüppelungsprozeß von Jahr zu Jahr voran, bis selbst die Namen der Romantiker dem katholischen Deutschland in Vergessenheit geraten und der Ultramontanismus nahezu die ganze Kirche bis auf das kleine Modernistenhäuflein und ein paar selbständige Persönlichkeiten umfassen konnten.

Heute denkt niemand mehr im katholischen Deutschland an jene Männer wie Schwarzenberg, kein Ultramontaner fürchtet die Romantik, deren Geist nur heidnischen, protestantischen oder jüdischen Neuromantikern gefährlich zu werden vermag. Niemand von der „gebildeten Laienwelt"

Digitized by Google

liest die Werke der katholischen Alten. Sie sind begraben, vergessen und auch ohne Feuerbestattung zu Staub und Asche geworden.

Zwei Gedichte.

Von Gustav Schüler (Nowawes).

Am Morgen.

Aus aller Lüge, die sich um dich stellt,
Aus Ungeduld und Finsternis der Welt,
Aus grauen Häusern herauf, wo die Sorge hockt,
Ist die Sonne, die Sonne herauffrohlockt!

Aus aller Lüge, frech im Narrenkleid,
Aus Leidenschaft und Streit, Bestürzung, Furcht und Neid
Sind Dinge worden, die du nie gekannt:
Die Sonne schuf sie neu, und hat sie neu genannt.

Mittagswald.

Ein Mägdlein süß und elfenfein
Schritt in den Mittagswald hinein.

Die Sonne wie mit Speeren stach,
Davon vor Glut manch Zweiglein brach.

Ein tiefverschollen Schweigen schwieg
Auf jedem moosgedeckten Stieg.

Der Wandernden, die eilig schritt,
Ins Blut ein feiner Schauder glitt.

Das banggewordene Mägdelein
Anhub zu singen, seidenfein.

Ein Lied von zweier Treue Spiel,
Das einst wie Tau vom Himmel fiel.

Davon, daß eins mit süßer Pein
Verlor seines Herzens Schlüsselein.

So leise wie ein Lufthauch zieht,
Zog durch den Mittagswald das Lied.

Solang sie in den Fichten schritt,
Zog leisverträumtes Echo mit.

Doch wo das Kiefernvolk ganz dicht,
Ein Grollen in das Lied sich flicht.

Der Waldgott, aus dem Schlaf geschreckt,
Sein bärtig Haupt unwillig reckt.

Aus seinen grünen Augen rinnt
Ein Zornschein zu dem Singekind.

Das schweigt aus wunderlicher Qual
In seinem Lied mit einemmal.

Ihm ist, es fühlte einen Stich
Im Herzen tief und bitterlich.

Es schauderte und lief sodann
In dunkler Angst zu End den Tann. —

Des Mädchens Liebster zur selben Stund
Ging wandern zu einem andern Mund.

.... daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen ....

Von Traude Eichstaedt (Charlottenburg).

V.

(Schluß.)

B., d. 1. Sept. 19 . .

Meine Gute,
gib mir für die nächste Woche eine Stunde, daß wir wieder einmal durch die Felder und den Wald laufen können. Die Spaziergänge sind doch das Allerbeste mit in meinen Tagen!

Ich muß Dir heute sehr viel nicht schreiben.

Immer Dein G.

B., d. 4. Sept. 19 . .

Meine Esther,
ich weiß nicht, was gestern abend mit mir war! Auch den größten Teil der Nacht bis jetzt ununterbrochen ist ein Zittern und Vibrieren in meinem ganzen Körper. Ich bin davon so mitgenommen und so elend, wie ich es noch nie an mir bemerkt habe.

Ich konnte ja so schwer, so unendlich schwer gestern von Euch fortgehen. Aber wie eigenartig war auch der gestrige Nachmittag und Abend wieder. Ich hätte nie geglaubt, daß man heute noch der Natur, so dicht bei der Großstadt, diese göttlichen, köstlichen Stunden abgewinnen kann. —

Hörst Du noch den monotonen, leise murmelnden Wellenschlag, siehst Du den sacht dunkler werdenden Himmel? Hörst Du fern die Dampfer rufen? Schwach stiehlt sich das Mondlicht durch die Wolken, und immer sitzen wir an warmer, geschützter Stelle, lau umweht von der Abendluft, halb lau, halb herb — die Erinnerung an alles löst bei mir Schmerzen aus. — —

Wenn ich Dir schreibe, wird mir doch etwas leichter, ich fühle es. —

Du meine gute herzliebe Esther —

Immer Dein G.

B., d. 20. Sept. 19 . .

Du — — — —

es ist gut, daß Du nun doch Deine Reise angetreten hast, so daß ich Dir schreiben muß,

Digitized by Google

was ich Dir sonst wohl unter Deinen traurig blickenden Augen hätte sagen müssen. — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn mich jemals etwas umgewühlt, zerrissen und zerknittert hat, so waren es die letzten Wochen, dann waren es die letzten Tage und Stunden.

Alles hat sich in meiner Seele verändert, — ich sehne die Nacht herbei, um Vergessen zu finden, und nachts ersehne ich den Tag, um arbeiten zu können.

Die ganzen Tage aber sind ein einziges Denken an Dich, ein einziges Sehnen nach Deiner lieben Gestalt, ein Wahrnehmen Deines ganzen Wesens, keine Sekunde, die nicht Dir gehörte!

Ich liebe Dich — tief und mit Schmerzen! Auf Dich habe ich gewartet all mein Lebtag! Und wußte bisher nicht, was Liebe war! Alles, was sich bei mir früher als dieses Gefühl dargestellt hat, war vielleicht nur Eitelkeit, Sinnlichkeit oder der Wunsch des Nichtalleinseinwollens. —

Unheimlich wie schleichendes Verderben fühlte ich schon lange nahen, wogegen ich mich mit aller Kraft und Energie, fast mit Verzweiflung gewehrt hatte.

Kennst Du aus dem Hohenliede Salomonis die Verse: „Denn Liebe ist stark wie der Tod. . . ihre Glut ist feurig, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen . . . und wenn einer alles Gut um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts?“

So ist's in mir! Die Verse des alttestamentarischen königlichen Sängers unter dem Gesichtspunkt meiner Liebe zu Dir betrachtet. —

Nichts, nichts kann die Liebe von mir zu Dir lösen. Du bist so fest in mir wie mein Atem, solange ich lebe. Und alles, was Ehrgeiz und Fleiß mich erwerben ließ, gäbe ich lächelnd und mit Wonne dahin, sobald es Dir zur Freude und zum Nutzen geschähe.

Laß mich Dir heute danken für alle Deine Güte, die Du in der ganzen langen Zeit mit zarten, weichen Händen um mich gelegt hast. Ich werde sie bis zu meiner Sterbestunde nicht vergessen. In meiner Seele lebt sie als ein Gedicht, als ein hohes Lied immer und immer wieder klingend.

Immer wirst Du mir nun fern sein, auch wenn Du wieder hier bist — —

Gib mir zum Abschied ein Bild, auf dem ich Deine geliebten Gottesaugen sehen kann — ich gebrauche es jetzt!

Was mit mir geschehen wird, weiß ich noch nicht — es ist mir auch gleich. —

Morgen will ich mit Richard sprechen. — — — — — — — — — — — — —

Ich umklammere Deine Kniee und weine lange, lange in Deinen Schoß. — —

Am nächsten Tage.

Ich habe gestern den Brief an Dich nicht abschicken können — — nun habe ich Deine Zeilen von dort, in denen Du mir noch einmal soviel Herziges und Liebes sagst. Deine Hände habe ich beim Lesen fest in den meinigen gehalten und — danke Dir. Du mußt wieder recht lange still für Dich allein gewesen sein, so hast Du Deine innersten Gedanken, Deine tiefste Seele vor mir ausgebreitet und zu mir sprechen lassen — —

Noch bist Du ahnungslos, daß der Freund und Kamerad Dir nun untreu werden muß, um — treu bleiben zu können — — — — — — — — — — — — — — —

Willst Du es Zufall oder Schicksal nennen, — ich traf heute mittag den alten Dr. M. Er freute sich, mich nach langer Zeit wieder einmal zu sehen, und griff mit alter Beharrlichkeit seine Lieblingsidee, mich ganz in seiner Nähe, d. h. geschäftlich, zu haben, wieder auf. In liebenswürdigster, dringendster Weise bot er mir wiederum die Teilhaberschaft seines Geschäftes in New York an! — —

Ich habe sie angenommen, Esther, und habe mich ihm auf zehn Jahre verpflichtet — unter den „glänzendsten“ (!) Bedingungen!! — Ich Armer!

Am 10. Oktober geht das Schiff, und ich werde noch Zeit genug zur Regelung all meiner Angelegenheiten haben. — Du wirst nicht zurückkehren zum Abschiednehmen — ich bitte Dich darum — ich könnt's am Ende nicht ertragen! — — — — —

In einer Feierstunde meiner Seele schrieb ich nieder, wie ich mir Dich vorstelle als vergötterte, schönste Geliebte und geliebtestes, liebendes Weib. — —

Du sollst einmal wissen, wie ich Dich liebe, und wirst Dich nicht erniedrigt fühlen. — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich Dich sehe.

. . . . . denn ich liebe Dich! — Und wenn mich die Sehnsucht packt und an meiner Seele reißt und zerrt, dann kommt die Phantasie, die mächtige, gütige Trösterin aller Leidenden, und gaukelt mir vor, wie es sein würde, wenn Du mein wärest. Und meine Phantasie ist kühn! Ich sehe Dich — rings um Dich ist Schönheit und Du eine geborene Königin in Deiner Schönheit.

Du liegst in weichen Kissen auf einem Ruhebett, das die blasse Farbe des Himmels hat, wenn der Mond über die schweigende Erde zieht; eine seidene Decke, rosiggolden wie die ersten aufschießenden Strahlen der Sonne des lachenden Sommertages schmiegt sich kosend um Deine schlanken Glieder — und Dein braunrötliches Haar breitet sich um Dich wie ein herrlicher Mantel.

Digitized by Google

Deine Augen aber, deren Blick sonst tief ist und klar, sind geschlossen. Doch Du schläfst nicht — denn Du wartest auf mein Kommen!

Das Gemach, in dem Du ruhest, ist von edelster Schönheit wie alte Tempel, und es ist nichts darin als Du in stillatmender Ruhe. In mir wird es still, wenn ich die Schwelle des Heiligtums überschreite, und auf mein zerrissenes Herz legt sichs wie linde, weiche, tröstende Hände.

Wir sind allein, und dennoch — kein Gedanke wilden Begehrens entweiht den Raum, trotzdem ich Dich liebe, wie nur ein Mann lieben kann!

Da schlägst Du die Augen auf — und mich zwingt's in die Knie. Von meinen Lippen aber kommt eine stammelnde Bitte: Laß mich Dich sehen in Deiner ganzen Schönheit!

Deine Hände wehren mir nicht und in scheuer Andacht ziehe ich die leuchtende Hülle zurück! — Geliebte! Mein Weib! — Fast schreie ich es! In meinen Fingern zuckt es, Dich an mich zu reißen — wie ein hungriges Tier seine Beute. Und stehe doch da wie versteinert, denn wieder sind Deine Augen geschlossen, und Du liegst da, als wärest Du gestorben.

Und ich bettele: „Sieh mich an, Du süße, Reine, tu Deine geliebten Augen auf." — Ein tiefes Rot steigt in Deine Wangen, und ich fühle, wie mein Blick Dir weh tut. Sacht lege ich die schützende Decke wieder um Dich. — Denn Du bist mir heilig! Aber nun bist Du mein und gehörst mir, denn Du hast geduldet, daß ich Dich in keuschester Schönheit sehen durfte, und seligstes Erinnern ist in mir. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich es einst erträumte . . .

. . . . und ich träume von einem weißen Hause, an dem rote Rosen bis unter das Dach geklettert sind, um es einzuhüllen in köstlichen Duft. Und der warme Sommerwind, der des abends so besonders weich und lind ist, kost mit ihnen und flüstert von schmerzlichem Glück und wonnigem Leid. . . .

Im Hause aber waltet, reinste Freude in den wundervollen Zügen, die Harmonie, die nur da sein kann, wo zwei Menschen in beinahe göttlicher Liebe beieinander sind. Wo jeder Atemzug, jeder Gedanke dem anderen wohltun soll und der eine dem anderen in selbstlosester Güte dienen will, wo zwei eins sind, im heißesten Wunsche gut zu sein. Und wo das, was an der Liebe irdisch und körperlich ist, zu einem Tempeldienst und heilig wird, — denn es soll ein neuer Mensch werden.

In allen Räumen ist's wie ein Hauch seelischer Reinheit, — hell und licht jeder Gegenstand. An den weit geöffneten Fenstern, die die klare Luft trinken, weiße, weiche Vorhänge.

Einer Geige sehnsüchtige Stimme dringt durch die Dämmerung, — mit ihr vermählt sich andächtig die einer Frau. Und die Frau ist glücklich, denn ihre Stimme ist dunkel und so warm wie eine Liebkosung. In zitterndem Adagio ersterben die Töne!

Rot steht der Mond über den Bäumen, die sich finster und schweigend gegen den hellen Himmel abheben — — — das Weib, dem die rotbraunen Haare über das lose gleitende Kleid fallen, lehnt sich an den Mann, der es mit einem Blick unendlicher Liebe umfängt. — —

In der Nacht aber, wenn der Mond silbernes Licht versendet, kniet der Mann vor seinem Weibe und küßt voll Andacht seine weißen Füße! — — — — — — — — — — — — —

Lebe wohl Du einzig geliebtes Wesen, das mir das Leben gefüllt hat mit köstlichstem, unvergänglichem Besitz, mit einer Liebe, die ich „als nicht von dieser Welt" empfinde, die sich selbst überwunden hat und rein geblieben ist, die stärker ist als der Tod und die auch die vielen Wasser, die nun bald zwischen Dir und mir liegen werden, nicht auszulöschen vermögen! —

Wie schwere Wellen umzieht es mein Herz — langsam ansetzend und mit voller Macht heraufquellend —

Esther — — — Esther!!

Lanx satura aus Bayern.

Am 26. April 1911 ging unter Führung des Pfarrers Bosch von Leitershofen ein bayrischer Landespilgerzug von Augsburg nach Lourdes ab. Nach einer katholischen Statistik beträgt die von deutschen Pilgern in einem Jahre nach Frankreich gebrachte Geldsumme 50—60 Millionen Mark. Ein Teilnehmer der jüngsten Pilgerfahrt berichtet in einer Augsburger Zeitung vom 14. Mai:

„So wurde eine etwa 18jährige Dame, die 7 Jahre an Krücken ging, derart hergestellt, daß sie ohne Krücken die Heimreise antreten konnte. In einem andern Falle wurde, wie die „Neue Augsburger Zeitung" schon vor einigen Tagen kurz berichtete, ein Blinder wieder sehend und eine italienische Krankenschwester, die zwei Jahre rückenmarkleidend war und zur Grotte transportiert werden mußte, konnte ohne weiteres den Krankenwagen verlassen und erklärte sich als geheilt. Die Freude über solche göttliche Wunder war nicht nur bei den Geheilten selbst, sondern bei allen, die sie sahen, eine laute und große, und sie gingen hin, wie es in der Heiligen Schrift heißt, und lobten Gott."

Es liegt System in der Sache, daß man bei uns besonders das ferngelegene Lourdes protegiert; schon Lichtenberg verrät den psychologischen Grund: „Wunder müssen in der Ferne gesehen werden, wenn man sie für wahr, so wie Wolken, wenn man sie für feste Körper halten soll". Aber eines könnte man billigerweise verlangen, daß die französische Geistlichkeit die kranken Landsleute zu uns, dem nicht minder heilkräftigen Altötting, schickte. Eine Hand wäscht doch die andre! Wunderaustausch!

Aber das ganze Land prasselte unterdes ein endloser Ordensregen nieder; alle, die in dem Dienste des Staates 40 Jahre tätig sind oder waren und weder in die Maschen

Digitized by Google

des Disziplinargerichtes noch andrer Gerichte sich verstrickt hatten, ohne Unterschied der Konfession, der Partei, der Weltanschauung wurden auf Ansuchen mit dem neu gestifteten Luitpoldkreuz dekoriert. Seit Tagen sind alle Spalten der Tagesblätter voll von den Namen und Titeln der Gefeierten. Wie im Hofbräuhaus zu München stehen nebeneinander und hintereinander der pensionierte Rangiergehilfe neben dem Ministerialdirektor, der Pedell neben dem Direktor, der Bureaudiener neben dem Landgerichtsdirektor, der Rentamtsbote neben dem Finanzrat. Meinem Freunde Streber, der auch unter den Gekreuzten ist, schrieb ich kurz und bündig:

„Christus trug das große Kreuz,
Wie du trägst das kleine;
Christus trug es unverdient,
Wie du trägst das deine".

Eine ungemein interessante Statistik veröffentlichte jüngst das bayrische statistische Landesamt unter dem Titel: „Die bayrischen Staatsfinanzen" (von 1881—1911). Wir wollen nur einige Ziffern herausheben. Welchen Zwecken die sog. Staatsaufwandsausgaben im einzelnen zuflossen, was also für die eigentlichen Staatszwecke einst und jetzt geleistet wurde, erhellt aus folgender Parallele:

	Rechnung 1880	Voranschlag 1910/11
	Millionen Mark	
K. Haus und Hof	5,3	5,4
Landtag	0,5	0,7
Staatsministerium:		
des k. Hauses und des Äußern	0,7	1,8
der Justiz	12,4	26,9
des Innern	16,9	38,9
des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten	18,6	50,8
der Finanzen	3,4	13,6
für Verkehrsangelegenheiten	—	0,1
Reichszwecke	17,6	45,4
Pensionen	8,8	31,6
Staatsschuld	45,1	84,8
Sonstige Staatsaufwandsausgaben	2,7	0,4

Welches sind die Quellen zu der Reineinnahme des Staatshaushaltes von 126,5 Mill. bezw. 300,4 Mill. M.?

	1880	1910 11
	Millionen Mark	
Direkte Steuern	22,4	59,0
Indirekte Steuern und Aufschläge (Malzaufschlag)	29,0	45,5
Gebühren, Stempel, Erbschaftssteuern	19,1	34,2
Staatseisenbahnen	32,0	83,2

Da die Landwirtschaft bei den direkten Steuern immer mehr entlastet wurde, fällt die Erhöhung der direkten Steuersumme andern Steuerarten, besonders der Gewerbe-, Kapitalrenten- und Einkommensteuer zu. Die Grundsteuer (1880 die Hälfte der direkten Steuern) betrug 1880 11 Mill. M., jetzt beträgt der Voranschlag für 1911 (als Sechstel der direkten Steuern) nur mehr 10,3 Mill. Mark; wie der Ausfall Deckung findet, ersieht man aus der weiteren Tabelle:

	1888	1911
	Millionen Mark	
Allgemeine Gewerbesteuer	3,9	14,2
Kapitalrentensteuer	2,5	8,3
Einkommensteuer	1,5	5,4
Mietsteuer	2,9	9,2

Der Steuerpolitiker wird aus diesen Zahlen interessante Schlüsse ziehen können — aber auch der Steuerzahler, der vor 30 Jahren 3- und 4fach weniger berappen mußte.

Kein Wunder, wenn man schließlich bei der Steuersuche auf den — Hund kommt. Tatsächlich. Der Münchener Magistrat nämlich. Bisher zahlten die dicksten Möpse und schlanksten Windhunde, der größte Neufundländer und der kleinste Zwergpintscher pro Nase 15 M., seit 35 Jahren. Fast nirgends in ganz Deutschland lebten bisher die Hunde so billig. Fast überall kostet die Steuer 20 M., in Berlin 30 M., in Hamburg und Wiesbaden kostet ein großer Hund (über 45 cm Schulterhöhe) gar 40 M. Und nun ist die Steuer auch in München ab 1. Januar 1912 auf 20 M. erhöht. München ist nämlich nicht bloß eine Bier-, sondern auch eine Hundestadt ohne Konkurrenz; hier trifft auf 30 Einwohner ein Hund; in Breslau auf 70, Dresden auf 63, Berlin auf 45, Leipzig auf 43, Frankfurt a. M. auf 42, Hamburg auf 41, Stuttgart auf 34 Einwohner. Ich rate Euch, wedelnde Freunde, wandert aus, ehe es zu spät ist. Auf, Hektor, und rufe deinen Genossen die Horazischen Worte zu:

Nos quibus est virtus, muliebrem tollite luctum . .
Arva beata petamus, divites et insulas! .

Und wo sind diese hundegesegneten Gefilde! Nur in Bremen! Hier gehen 50 Einwohner auf 1 Hund, und trotzdem kostet die Steuer nur: 10 M. Auf, nach der freien Stadt Bremen! Menippus.

Randbemerkungen.

Bethmann, der „Unabhängige".

Die „Kölnische Zeitung" hat sich jüngst einfangen lassen, was sie ja hin und wieder gerne tut, die Regierung gegen den Vorwurf der Abhängigkeit von den Konservativen in Schutz zu nehmen. Es geschah aus Anlaß der Macdonald- und Franck-Dementis, in denen die Norddeutsche Allgemeine Kaiser und Kanzler dagegen verwahrte, daß sie mit Sozialdemokraten angebändelt hätten. Da die konservative Presse diese Dementis kategorisch verlangt hatte, lag es ja nicht allzufern, einen diesbezüglichen Zusammenhang zu vermuten. Immerhin wäre er nebensächlicher Natur, und es geht in der Tat nicht an, allgemeinhin nach dem früheren Schema von Liebedienerei der Regierung vor den Konservativen zu reden, nachdem eben diese Regierung mehrfach bewiesen hat, daß sie nicht davor zurückschreckt, wichtige Gesetze ohne und gegen die Konservativen durchzuführen. Auch beim Fortbildungsschulgesetz klafft ein offener Gegensatz. Also im Landtag wie im Reichstag findet die diesjährige Hauptsession bei ihrem Schlusse Regierung und Rechte alles weniger als in Harmonie miteinander. Man glaubt sehr gern, daß Bethmann hinter Sydow steht, wie er hinter Delbrück stand. Und doch muß man fragen: Wie lange? Die „Kölnische Zeitung" ließ unter den letzten Kundgebungen der Norddeutschen Allgemeinen die wichtigste aus: Die mißtrauischen und Mißtrauen erweckenden Äußerungen über den Hansabund und seine Stellung zur Sozialdemokratie. An diesem Punkte ist doch eben die Regierung noch immer so sehr im althergebrachten Schema befangen, daß sie den Reklamationen, die von konservativer Seite an sie gestellt werden, keinen Widerstand zu leisten, noch sie zu ignorieren wagt. Der Hansabund will nicht die Sozialdemokratie fördern, aber er will die extreme Rechte bekämpfen. Das läuft der Regierung wider den Strich, und so geht sie gern auf die konservative Finte ein und drückt sich mit einer Kritik am falschen Orte um die Stellungnahme zur Hauptsache herum. Das ist, wenn nicht Abhängigkeit von den Konservativen, so doch zum mindesten eine direkte Begünstigung ihrer Geschäfte. Auch im Streite Nießer-Rötger ergreift die Regierung offensichtlich Partei für die Sache der Gegner des Hansabundes. Stimmt das zu ihrer Stellung über den Parteien? Sollte sie nicht lieber einen Verband wie den Hansabund seine Sache ungestört betreiben lassen, laufe sie, wie sie will, statt durch unangebrachte Sympathiekundgebungen Mißtrauen zu erwecken? Wenn ein Blatt ihre Kritik als „anmaßend" bezeichnete, so geschah es doch nur in dem Sinne, daß sie nicht vereinbar sei mit der von der Regierung zu verlangenden und selbst in Anspruch genommenen Unparteilichkeit. Es ist aber eben doch nicht aus der Welt zu leugnen: Die Sympathien der Regierung und auch Bethmanns sitzen trotz aller aktuellen Gegensätzlichkeiten auf der

Digitized by Google

Rechten und nicht bei Liberalismus und Hansabund. Vertrauen in die Regierung, das Vertrauen, daß sie sein Streben und Arbeiten nicht hemme, darf nur der haben, der die Macht hat. W.

* * *

Der Fall Jatho

ist ausgegangen, wie er ausgehen mußte. Ein hohes Spruchkollegium als höchste Instanz der evangelischen Staatskirche hätte sich zum Gespött aller Klarsichtigen gemacht, wenn es dekretiert hätte, daß die Lehre eines reinen Pantheisten mit den Grundlagen des kirchlichen Bekenntnisses vereinbar sei, zumal dieser Pantheist anders als viele seiner theologischen Gesinnungsgenossen auch in der gefühlsmäßigen Ableitung seiner seelsorgerlichen Gedanken weit mehr zu allgemeinen Stimmungen Goethescher Religiosität hinneigte als zur Ableitung aus den speziellen historischen Grundlagen des Christentums. Freilich hat die Staatskirche, gerade weil sie nicht anders erkennen durfte, darin zugleich im Prinzip ihren Bankerott erklärt. Denn jedermann weiß, daß unzählige Kollegen Jathos kaum um ein Haar anders denken und empfinden als er. Alle sie finden auf dem Boden der evangelischen Bekenntnisse nicht mehr Raum für ihre Weltanschauung. Es ist ja ganz gleichgiltig, wo man den Rahmen dieser Bekenntnisse sucht, weit oder eng, geschrieben oder ungeschrieben. Da sein muß er, wie bei jeder sichtbaren Gemeinschaft. Das Christentum ist nicht ein ungewisses Konglomerat religiöser Empfindungen, sondern will ein Komplex von Tatsachen sein. Es ist nicht der Glaube an einen Pantheos, sondern an den irgendwie historisch offenbarten Gott Jesu Christi. Schon der Monismus ist nicht mehr christlich. Aber eben darin zeigt sich der innere Zerfall, dem die evangelische Staatskirche anheimgegeben ist. Das Prinzip der Persönlichkeit ist nicht schlechthin identisch mit protestantischem Christentum, wie es die Jatholeute darstellen, sondern nur eins seiner wesentlichen Merkmale. Sonst wären Alexander der Große, Zarathustra und Gautama keine schlechteren Christen als Jesus aus Nazareth oder Luther aus Eisleben. Der Spruch über Jatho kann die Staatskirche nicht retten. Er wird wohl manche Zaghaften zurückbringen, er wird die Feigen zu Heuchlern machen, aber die Kampfnaturen anspornen, zum Konflikt zu treiben. Freilich wohl in absehbarer Zeit nicht zu dem großen, reinlichen geisterscheidenden Konflikt, in dem, wie jeder Ehrliche hoffen muß, er sei Pietist oder Heide, die innerlich ausgehöhlte Staatskirche einst zusammenbrechen wird. W.

* * *

Reiseandenken.

Es ist schon eine recht alte Sitte, von Reisen seinen Lieben und Freunden daheim ein Zeichen des Gedenkens mitzubringen, irgend eine Kleinigkeit, in der sich der Charakter, die Art des Landes, in dem man gewesen, irgendwie ausspricht. Und man selbst, wenn man zur Schar der empfindsamen Reisenden gehört, stellt sich wohl auch gern solch ein Gedenken daheim auf den Schreibtisch, den Schrank oder das Wandbrett. So ist allgemach denn bei der großen Nachfrage nach solchen Dingen ein besonderer Fabrikationszweig entstanden, der sich mit der Herstellung solcher Reiseandenken befaßt. Was dabei herausgekommen ist und auch heut zumeist noch herauskommt, das kann man schaudernd in den Bazaren der großen Städte und in den Geschäften der von Touristen besuchten Gegenden sehen. Wer solche „Andenkenartikel" kauft, der zeigt nicht nur, daß er selbst keinen Geschmack besitzt, sondern er beleidigt mit seiner Gabe auch den Beschenkten, der nach dem Vorschlage unsers Joseph August Lux das Ding unter Protest „sofort zurückgeben" sollte. Will man charakteristische Reiseandenken, so muß man sich schon meist die kleine, aber vielfach lohnende Mühe machen, bei den Töpfern des Örtchens, den Korbflechtern, Holzschnitzern usf. Umschau zu halten. Und dort wird man nicht nur oft entzückende, charakteristische — weil ohne jede darauf gerichtete Absicht gefertigte — Andenkengaben finden, sondern auch Menschen und Lebensläufe kennen lernen. Nun ist es aber nicht jedermanns Sache, in solche Lädchen zu kriechen und aus dem vielen Rein-Praktischen dort sich das auch Schöne zu suchen. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn eine größere örtliche Vereinigung, wie es der „Harzklub" nunmehr tut, zur Zeit des Fremdenverkehrs die für den Harz charakteristischen und dort gefertigten Andenkengaben in Ausstellungen vereinigt, so daß die Wahl für jeden leichter wird. Was ich jüngst in der ersten dieser Ausstellungen zu Blankenburg sah, war ein vielversprechender Anfang: Keramiken, Holzschnitzereien, Eisengüsse. Ich kann hier nur das Reizvollste kurz erwähnen: ganz prachtvolle Schnitzereien (Ziegen mit strotzendem Euter, ganz und gar nicht das übliche und üble Klischee der „Schweizer", sondern lebendig naturalistisch, gleichsam wie von der Weide gestohlen), von feinstem Farbensinn zeugende Intarsien (Brockenansichten, Goslar mit seinen Türmen usf.) — diese von Hans Seegebarth (Goslar) ausgestellt und im Verhältnis sehr billig —, Bauerntöpfereien, lustigbunt, sehr wirksam und durchaus für den Harz charakteristisch, dazu überaus preiswert — von August Blut (Goslar) gesandt —, künstlerische Keramiken (Vasen, Schalen, Teller, Töpfe) von Bautler (Broitzen) mit ganz eigener Note, ganz leise an Mutz erinnernd, und endlich oxydierte und mattpolierte Eisengüsse des „Fürstlich Stolbergischen Hüttenamts" (Ilsenburg) nach Entwürfen von Prof. Albin Müller (Darmstadt). — Beim Betrachten solcher Andenken-Ausstellung gewahrt man erst, welche Fülle von geschmackvollen, künstlerischen Andenkengaben in einer Gegend selbst erzeugt werden, und um so unverzeihlicher erscheint es nun, wenn einer den berüchtigten Andenkenschund, der zumeist in Sonnenburg und ähnlichen schönen Gegenden fabriziert wird, von der Reise heimbringt. Das Vorgehen des „Harzklubs" verdient jede Förderung und sollte von andern Vereinigungen gleicher Art überall nachgeahmt werden. Dr. A. Hn.

* * *

Aus der Finanzwelt.

An der Börse haben sich die Verhältnisse nur wenig geändert. Viel besprochen wurden in der letzten Zeit die neuen Lombardbestimmungen der Reichsbank, die wohl anscheinend getroffen worden sind, um der Reichsbank die am Quartalswechsel sonst notwendig werdende Erhöhung des Bankdiskonts, die bekanntlich niemals gern in der Geschäftswelt gesehen wird, zu ersparen. Daß die neuen Bestimmungen besondere Freude erweckt hätten, läßt sich nicht gerade behaupten. Man fragt nicht lange nach der inneren Berechtigung, sondern man zieht nur die Tatsache in Betracht, daß man bei etwaigen Inanspruchnahmen der Reichsbank zum Quartalswechsel erhöhte Zinsen bezahlen muß. Die Banken haben nun ihrerseits der Kundschaft kundgetan, daß sie gleichfalls gewisse Einschränkungen am Ultimo eintreten lassen müssen, und so läuft die ganze Maßnahme schließlich auf eine Einschränkung des Geschäfts hinaus. Dafür bestimmte Personen verantwortlich zu machen, ist schlechterdings unmöglich, denn schließlich muß die Reichsbank, die ihre Beschlüsse doch gerade unter Zustimmung des Zentralausschusses, der, wie man weiß der Geschäftswelt angehört, gefaßt hat, dafür sorgen, daß ihre Noten jederzeit in Gold bezahlt werden, also geeignete Maßnahmen dafür treffen, daß hinreichende Deckung für den Notenumlauf vorhanden ist. Dies muß sie tun. Dies ist eine conditio sine qua non ihres Daseins, während sie in Ansehung ihrer Ausleihungen sich immerhin einige Beschränkungen auferlegen kann. In Deutschland ist die geschäftliche Anspannung nach wie vor sehr stark, aber es fehlt das nötige Kapital, und daraus entspringt das ewige Mißverhältnis. Der Tatendrang bei uns ist eben größer als der Geldbeutel, oder vielmehr als das, was er enthält. Mercator.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Die Kältewelle, die während des tiefen südlichen Mondstandes vom 14. bis zum 21. Mai zunächst im äußersten Nordosten der Wetterkarten — Archangelsk —

Digitized by Google

sich bemerkbar machte und ihren Einfluß allmählich südwärts erstreckte, ist auf ihrem Wege zum Äquator auch über unser Gebiet hinweggezogen, wobei sie in der Nacht vom 21. zum 22. Mai im Harz noch allgemein scharfe und schädigende Nachtfröste veranlaßt hat.

Mit dem 24. Mai trat jedoch ein vollständiger Witterungsumschlag in dem Sinne der im Sommer für den Neumond geltenden Wetterregel ein. Seitdem war jede Beimischung polarer Luft geschwunden und wieder sommerlich warmes Wetter zur Herrschaft gelangt. Am auffälligsten zeigte sich dies in den nächtlichen Temperaturen, die gegenüber der Tageswärme nun eine verhältnismäßig geringe Schwankung aufwiesen und wieder die normale sommerliche Höhe erreichten. Der Wind setzte am 24. Mai über Westen nach Süden und brachte uns zunächst an diesem und dem folgenden Tage wieder die ersten Niederschläge. Namentlich der Himmelfahrttag — 25. Mai — zeigte sofort den scharfen Gegensatz zu der Witterung der vorhergegangenen Periode. Die stark feuchthaltige Luft war schwer und drückend, so daß es fast den Anschein hatte, daß es schon zu Gewittern kommen werde. Der gefallene Regen war warm und ist für die Entwicklung der Feldfrüchte trotz seiner verhältnismäßig geringen Ergiebigkeit außerordentlich förderlich gewesen.

Nach diesem ersten Vorstoß der südlich-äquatorialen Luftbewegung erlangte allerdings recht bald wieder nördliche Windrichtung das Übergewicht, nunmehr aber, nachdem auch im hohen Norden seit dem 24. Mai wieder warme, über dem Ozean zum Pol ziehende Luft mit Temperaturen von 10 Grad und darüber sich angesammelt hatte, uns warmes und trockenes Wetter bringend. Daß wir aber bald in die volle Wärmeglut der Neumondzeit hineingelangen würden, ließ das Vordringen der äquatorialen Wärmewelle im Westen schon frühzeitig und mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Paris hatte am 26. Mai und in der folgenden Nacht bei wachsender Deklination des Mondes von + 14° 32′ zu + 20° 5′ außerordentlich große Hitze, die viele Erkrankungen an Hitzschlag im Gefolge hatte. Mit dem 27. Mai hielt auch bei uns die Hitze ihren Einzug und rief nach der völlig gewitterfreien Zeit der kühleren Vorperiode wieder über ausgedehnte Gebiete eine lebhaftere Gewitterneigung hervor.

Überblickt man jetzt die Wetternachrichten der verflossenen Woche — 27. Mai bis zum 3. Juni —, so erkennt man sofort, daß die Zeit des Neumondes und der höchsten Mondstellung sich durch eine Fülle von Unwettern mit vollster Deutlichkeit sowohl von der Vor- wie der Nachperiode abhebt. Vom 27. Mai, einem Tage vor Neumond, ab begannen die Meldungen starker Gewitter und Niederschläge, verbunden wieder mit verbreiteten Hagelfällen, die überall, wo sie niedergingen, außerordentlich verheerend gewirkt haben. Fast ganz Deutschland — Thüringen, Hessen, die Taunusgegend, aber auch die Provinz Brandenburg — wurden von diesen Unwettern heimgesucht; die schlimmsten Nachrichten aber kamen aus Württemberg und Baden, wo die Unwetter stellenweise — Grünsfeld — auch verwüstende Überschwemmungen im Gefolge gehabt haben. Ungarn und die Balkanhalbinsel standen gleichfalls unter der Herrschaft dieser Witterungsunbilden, aus einem Teile von Bulgarien wurde sogar Schneefall gemeldet. Mit dem 31. Mai, an welchem Tage namentlich das südliche England von schweren Gewittern überzogen wurde, erreichten endlich diese Berichte ihren Abschluß.

Unsre Gegend, d. i. der südöstliche Teil der Provinz Hannover, ist allerdings von schweren Unwettern so gut wie völlig verschont geblieben; nur aus dem Westen der Provinz — Nienburg a. d. Weser — wurde vom 28. Mai schweres Hagelwetter in der Gegend von Linsburg gemeldet. Wohl blieb auch bei uns der Kampf zwischen den beiden großen gegensätzlichen Luftströmungen — der äquatorialen und der polaren — nicht ganz unbemerkt, und an einigen Tagen, besonders am 28. und 31. Mai, nahm der Himmel zeitweise ein sehr drohendes Aussehen an. Stets aber trug die nördliche bis östliche Windrichtung bei zum Teil recht kräftiger Luftbewegung mit ihrer zwar warmen, aber doch schon entfeuchteten Luft über die vordringende äquatoriale, feuchthaltige Luftströmung den Sieg davon. Unsre Gegend wie überhaupt ganz Nordwestdeutschland lag somit noch außerhalb jener Grenzzone, in der sich der Hauptkampf in den Lüften abspielte.

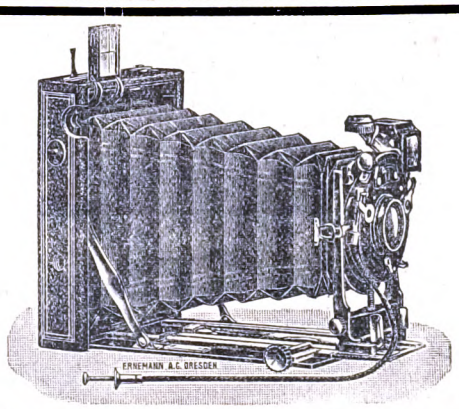
Seit dem 1. Juni ist wieder eine wohltuende Ruhe in dem Witterungscharakter eingetreten; die Gewitter haben überall nachgelassen. Die nächtlichen Temperaturen zeigten zunächst einen merkbaren Rückgang, dessen Einfluß sich auch in der Tageswitterung durch Verhinderung der Gewitterbildung geltend machte. Wolkenloser Himmel

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN

Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

überspannt die Erde, und brennende Sonnenhitze strahlt tagsüber auf unsre Häupter hernieder. Doch ist diese Hitze keineswegs unerträglich, da sie jeglicher Schwüle ermangelt und der nordöstliche Wind, namentlich abends, stets wieder erfrischenden Luftzug bringt. Die Pfingsttage haben einen selten herrlichen Verlauf genommen und den Außen-Gastwirten eine reiche Ernte gebracht. Wohl zeigte die Wetterkarte vom ersten Pfingsttage im Westen — Frankfurt, Karlsruhe und Metz — wieder das bekannte Gewitterzeichen. Für uns behält jedoch das Wetter noch immer seinen unerschütterlich beständigen Charakter. —

Es ist hier wohl am Platze, obwohl ich keineswegs verkenne, daß der amtliche Wetterdienst auch häufig das Richtige trifft, namentlich wenn wir uns in einer Periode gleichen Witterungscharakters befinden, einmal auf die Voraussage der Magdeburger Wetterwarte gerade für die Pfingsttage hinzuweisen. Sie lautet:

Am 4. Juni: Warm, zeitweise wolkig, im Westen verbreitete Gewitter, sonst nur stellenweise Gewitter.

Am 5. Juni: Warm und schwül, bald stark wolkig, bald aufheiternd, verbreitete Gewitter allgemein.

Am 6. Juni: Fortdauer von Gewittern bei hoher Wärme, schwül, wechselnd bewölkt.

Von all diesem ist nur das eingetroffen, daß an beiden Pfingsttagen im Westen an einzelnen Stellen wieder Niederschläge sich eingestellt haben, meist in Begleitung von Gewittern, und daß am 2. Pfingsttage vereinzelt auch im Osten, so in Halle, Gewitter aufgetreten sind. Von einer weit verbreiteten allgemeinen Gewitterstimmung kann jedenfalls nicht die Rede sein; was hier und da an Gewittern erscheint, sind auf kleine Gebiete beschränkte Wärmegewitter.

Würde unsre amtliche Meteorologie dem Einfluß der Mondstellung etwas mehr Beachtung geschenkt haben, so würde sie trotz des am 2. Juni beobachteten stärkeren Fallens des Barometers in ihrer Voraussage sicher etwas vorsichtiger gewesen sein und nicht gerade auf den Beginn des ersten Mondviertels — durchweg im Sommer die Zeit ruhigen, stetigen Witterungscharakters — das Aufkommen verbreiteter Gewitter gelegt haben. Mein Vertrauen auf die Wirkung dieser Mondstellung, dem ich in Nr. 20 dahin Ausdruck gab, daß die Pfingsttage verhältnismäßig günstig lägen, und das ich an andrer Stelle noch näher dahin äußerte, daß wir für die Pfingsttage von schweren Gewittern aller Voraussicht nach verschont werden würden, ist jedenfalls nicht getäuscht worden. Erst mit der Annäherung an den Vollmond, vielleicht schon vom 8. Juni ab, ist ein Witterungsumschlag nach der Richtung zu erwarten, wie ihn die Wetterwarte für die Pfingsttage uns in Aussicht gestellt hatte.

Nach dem vorstehenden Bericht wird man wohl kaum umhin können, meine Wettervoraussage, wie ich sie in Nr. 20 gegeben hatte: „Gewitter- und Niederschlagsperiode, die ihren Höhepunkt vermutlich alsbald nach dem Neumonde mit dem auf den 30. Mai fallenden höchsten Mondstande erreichen werde", im großen und ganzen als durch den tatsächlichen Verlauf der Witterung bestätigt anzuerkennen. Es dürfte nicht ohne Wert sein, hier nochmals ausdrücklich festzustellen, daß diese zweite Periode weit verbreiteter schwerer katastrophenartiger Unwetter auf die Zeit des Neumondes gefallen ist. Der Verlauf des Sommers wird uns noch wiederholt Gelegenheit geben, zu beobachten, ob meine Behauptung, daß gerade der Neumond solche verheerende Wetterkatastrophen im Gefolge hat, sich als zutreffend erweist. Nur der stete Hinweis ist geeignet, die ablehnende Haltung der Wissenschaft gegenüber dem Einfluß des Mondes auf die Witterung zu überwinden und sie allmählig eines Besseren zu überzeugen.

Emil Brandt.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei **der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 28. Berlin, den 8. Juli 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Abgewirtschaftet.

Die Art und Weise, in der das preußische Dreiklassenparlament ein unvorhergesehenes, trübes Ende seiner Sommertagung erlebte, kann in zweierlei Weise ausgedeutet werden. Entweder brach es zusammen, weil es in seiner Dreiklassen-Zusammensetzung abgewirtschaftet hat, oder die schmähliche Komödie fällt der allgemeinen politischen Situation zur Last, die nicht nur Preußens politische Entwicklung hemmt, sondern ebensowohl die des Reiches. Wir neigen der letzteren Ansicht zu und befinden uns dabei in einem interessanten Gegensatze zur Kreuzzeitung. Denn die Kreuzzeitung wälzt alle Schuld auf das Dreiklassenwahlrecht, in ihren Worten gesprochen: auf die nachwirkende Erregung der liberalen Parteien über den Verlauf der Wahlrechtsdebatte, die am Tage vorher vom Stapel gegangen war. Aber das ist Unsinn. Denn das Dreiklassenparlament hat so viele Jahre Arbeitsfähigkeit besessen, daß es schließlich auch noch länger trotz der Belastung durch die konservative Vormachtstellung arbeitsfähig geblieben sein könnte. Die Ablehnung ihres Wahlrechtsantrages hätte die Liberalen nicht abgehalten, die Arbeiten weiterzuführen. Sie wissen ja, daß die Regierung vor den Wahlen im Reiche nicht den kleinsten Schritt zur Verwirklichung des Thronrede-Versprechens machen will. Auch einem durch Zufall angenommenen Wahlrechtsantrage würde sie passive Resistenz entgegengesetzt haben, bis sich der brodelnde Kessel der Parteikämpfe nach dem Siedepunkt des nahe bevorstehenden Volksurteils beruhigt und wenigstens einigermaßen geklärt haben wird. Die Machinationen der Konservativen und Klerikalen, die den Mittelparteien die Zustimmung zum Wahlrechtsantrage unmöglich machte und dadurch die Tatsache erzwang, daß der Nationalliberalismus gegen den fortschrittlichen Antrag stimmte, während das Zentrum großenteils getrost sein demokratisches „Programm“ dabei hochhalten durfte, ohne die Heydebrandsche Taktik zu gefährden, diese Machinationen, die den abschwächenden nationalliberalen Antrag von Zentrums wegen ablehnen ließen, um dann den radikalen Freisinnsantrag mit den Nationalliberalen und gegen das Zentrum abzulehnen, können wahrhaftig den Liberalismus nicht mehr wundernehmen und nervös machen. Es ist ja die alte Leier gewesen, man wußte im voraus, wie sie klingt. Erst wenn im Reich die konservativ-klerikale Koalition zusammengebrochen sein wird, kann sie auch in Preußen zerreißen. Und zusammenbrechen wird sie in demselben Augenblick, in welchem die konservative Vormachtstellung zahlenmäßig reduziert sein wird, so daß dem Zentrum das Geschäft mit der Rechten nicht mehr lohnt. Oder glaubt Heydebrand an ultramontane Dankbarkeit? Dankbarkeit dafür, daß die Konservativen dem Zentrum nach dem Bülowschen Siege von 1907 wieder in den Sattel geholfen haben? Das Zentrum wird ihnen etwas pfeifen. In der Politik hört die Dankbarkeit auf mit der Rentabilität. So sagt ja selbst die Regierung. Auch sie wird dem Liberalismus, der in den letzten Monaten weit mehr als die Konservativen ihre Sache vertrat, „Dankbarkeit“ erst dann beweisen, wenn er die Macht hat. Keine Sekunde früher. Aber nach der Macht streben wir ja auch jetzt endlich mit etwas mehr Konsequenz und Rücksichtslosigkeit als früher. Was der Hansabund in seinem Gleichberechtigungsprogramm verkörpert, den Kampf gegen die Übergriffe der rechtsstehenden Pächter der Macht bis dato, das ist derselbe Kampf, den die liberalen Fraktionen kämpfen. Er geht gegen rechts mehr als gegen das Zentrum. Denn das Zentrum ist keine den Parteien der Rechten und Linken kommensurable Größe. Es ist vom Bande des Konfessionalismus umschlungen und daher ein Faktor, mit dem wir in dem Ringen der Reaktion mit dem Fortschritt überhaupt nicht oder doch als mit einem völlig konstanten Fremdkörper rechnen.

Also ist ganz klar, daß in den Parlamenten eine faktische Änderung der Lage an keinem Punkte durchgesetzt werden kann, bevor nicht die Machtverhältnisse zwischen Rechts und Links sich zahlenmäßig neu fixiert haben werden. Bis dahin bleibt alles Agitation und Demonstration. Wenn also die Arbeitsfähigkeit des preußischen Landtages jämmerlich versagt hat, so kann es gar nicht am Liberalismus und seiner Stellung zum Wahlrecht liegen. Es liegt einzig und allein an der allgemeinen Situation, die man mit dem Stempel

Digitized by Google

des „schwarz-blauen Blockes“ oder, feiner ausgedrückt, der „konservativ-klerikalen Koalition“ zu kennzeichnen pflegt. Wenn aber diese Koalition Ursache war, daß die Arbeitsfähigkeit des Landtages in einer so impotenten Komödie verendete, so bedeutet das nichts anders als den Zusammenbruch dieser Koalition selbst. Und sie ist tatsächlich bereits innerlich zerfallen, nachdem sie dem Zentrum zum Ziele verholfen hat. Wo hat sie noch einen Halt? Nur in einem Punkte haben sich die beiden Brüder aus innerstem Herzen zusammengefunden: beim Fortbildungsschulgesetz, als auf dem Gebiete kultureller Reaktion. Aber schon beim Antimodernisteneid und den verwandten Fragen ist wegen des konfessionellen Gegensatzes ein tiefgreifender Zwist nur durch eine künstlich zurückgeschraubte, von peinlichen Gefühlen gepeinigte Mäßigung der Konservativen vermieden worden. Das Zusammengehen bei der sozialen Reichsgesetzgebung des Sommers war von wahltaktischen Motiven diktiert. Auch waren ja die Nationalliberalen mit im Kompromiß. An sich ist zwischen der Sozialpolitik des Zentrums und der Konservativen keine Gemeinschaft. Bei der elsaß-lothringischen Verfassungsreform versagte ihr Block völlig. In den Polendebatten kamen die Konservativen wegen der kontraktlichen Rücksichtnahme auf die schwarzen Polenbeschützer wieder in eine höchst peinliche Situation. Bei der Wahlrechtsdebatte half dann das Zentrum in edler Selbstverneinung seines Programms zum letzten Male den Konservativen aus der Klemme. Denn bis zu den Reichstagswahlen muß ihr Bündnis halten, wenn nicht das ganze Geschäft verdorben sein soll. Erst bei der rheinischen Gemeindeordnung, also bei einer Bagatelle, — nur für das Zentrum nicht Bagatelle, weil es seine beste Domäne betrifft —, und das ist der Witz der Komödie, versagte der sonst so gut regissierte Betrieb. Man hatte nicht damit gerechnet, daß auch die Gegner endlich von den taktischen Kniffen Heydebrands und Herolds lernen könnten, wie's gemacht wird. Die raffinierte Waffe der künstlichen Beschlußunfähigkeit kehrte sich gegen ihre eignen Schmiede, und „wie Schulbuben“ schickte Bethmann die Gesellschaft nach Hause. Sieht man jetzt, wie die Kreuzzeitung die Schuld von sich auf das Zentrum abzuwälzen sucht und deren Widerwillen gegen die rheinische Gemeindeordnung offen mit der künstlichen Leere des Hauses in Zusammenhang bringt, und rechnet man zu allem Vorstehenden die tiefgreifende Kluft hinzu, die zwischen Graf Schwerins Worten über das Zentrum und der Erbitterung der Kölnischen Volkszeitung über diese Rede klafft, beobachtet man, wie die beiden Brüder jetzt aufeinander losschimpfen, so erkennt man, daß die zwei Komplizen nur aus Schlauheit und Berechnung noch zusammenhalten. Nur die Angst vor den Wahlen läßt sie nicht von einander loskommen, trotz der widernatürlichen Paarung. Aber sobald der eine von ihnen definitiv am Boden liegt, wird er die Brüdertreue des anderen von hinten bewundern können. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Auch die Regierung wird dann kaum Neigung verspüren, sich mit in den Sturz des Gefallenen hineinziehen zu lassen. Die Welt ist schlecht und lieblos.

Aus alledem — auch das ist bezeichnend — geht zugleich hervor, daß die Konservativen mit einem gewissen Recht die Rede vom „schwarz-blauen Block“ ablehnen dürfen. Er besteht nicht und besteht doch. Er ist nicht aus Zwang geboren, sondern aus Egoismus. Aber er ist innerlich längst wieder zerfallen. Wir fürchten, die Konservativen, die so hartnäckig gegen die Rede vom „schwarz-blauen Block“ protestieren, werden mit Schrecken den Tag kommen sehen, da die Liberalen ihnen nicht mehr widersprechen, sondern mit den angenehmsten Gefühlen selber sagen: Er existiert wirklich nicht mehr.

Elsaß-Lothringen und seine Verfassung.

Von Alsaticus (Straßburg).

II.

Das Reichsland hat durch die neue Verfassung ferner gewonnen die Ausschaltung des Reichstags und Bundesrats aus der Landesgesetzgebung. Die Möglichkeit, den Reichstag zur gesetzgeberischen Regelung von elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten heranzuziehen, war ja seit langer Zeit schon nur noch eine rein theoretische. So wenig auch der Landesausschuß gesetzgeberisch geleistet hat — man denke nur an die nun ein volles Jahrzehnt hinausgezögerte Steuerreform —, man hat sich mit seinen Leistungen begnügt und geduldig gehofft auf die bald anbrechenden bessern Zeiten. Die Beseitigung dieser Möglichkeit, durch den Reichstag elsaß-lothringische Landesgesetze zu erlassen, war also in der Tat nur eine Frage der Würde; sie mußte erfolgen, wenn man dem Lande größere Selbständigkeit geben wollte. Eine Frage der Würde war ebenso die Ausschaltung des Bundesrats, zugleich aber eine Frage von nicht zu unterschätzender, praktischer Tragweite. Der Geschäftsgang der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung wurde dadurch, daß alle Vorlagen den Bundesrat, der so wie so mit Arbeit schon überhäuft ist, passieren mußten, mehrfach verschleppt. Die bisher vom Bundesrat ausgeübten Funktionen gehen an die Erste Kammer über, deren Zusammensetzung der Gegenstand so heftigen Streites war. Aber was man auch gegen sie sagen mag, den einen großen Vorzug kann niemand ihr abstreiten, daß ihre Mitglieder, von denen auch die vom Kaiser ernannten „in Elsaß-

Digitized by Google

Lothringen wohnhafte Reichsangehörige" sein müssen, Land und Leute besser kennen, die politischen Strömungen und wirtschaftlichen Interessen gerechter gegeneinander abwägen können, als das der Bundesrat in Berlin vermochte. Der Ersten Kammer werden als Mitglieder angehören:

1. die Bischöfe von Straßburg und Metz, sowie während der Sedisvakanz eines der Bistümer sein ältester Bistumsverweser, der Präsident des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, der Präsident des Synodalvorstandes der reformierten Kirche, der Präsident des Oberlandesgerichts zu Kolmar;

2. ein Vertreter der Kaiser Wilhelm-Universität, ein Vertreter der israelitischen Konsistorien, je ein Vertreter der Städte Straßburg, Metz, Kolmar und Mülhausen, den die Gemeinderäte dieser Städte aus ihrer Mitte wählen, je ein von den Handelskammern zu Straßburg, Metz, Kolmar und Mülhausen gewählter Vertreter, sechs vom Landwirtschaftsrate und im Hauptberuf in der Landwirtschaft tätigen Personen gewählte Vertreter, zwei von der Handwerkskammer zu Straßburg gewählte Vertreter.

Die Zusammensetzung der Ersten Kammer, die noch ebensoviel Kaiserdelegierte enthält, bietet Gewähr genug für eine wahrhaft deutsche Politik. Bedenkt man noch, daß in dieser Ersten Kammer die einzigen in Deutschland vorhandenen Sitze für Arbeitervertreter vorgesehen sind, „sobald durch Reichs- oder Landesgesetz eine Arbeitervertretung geschaffen ist, der die Wahl dieser Vertreter übertragen werden kann", so darf man hoffen, daß auch ein fortschrittlicher Geist hier in der Tat seine Stätte finden kann und finden wird.

Die größte Errungenschaft ist aber im Reichsinteresse nicht weniger als im Landesinteresse das in der neuen Verfassung enthaltene allgemeine direkte und geheime Wahlrecht, bei dem es in letzter Stunde noch gelang, die Pluralstimmen hinauszuschaffen. Das war ein Glück. Nicht nur daß sie vom liberalen Gesichtspunkte aus, von welchem jeder Pluralwahlrechtsvorschlag, jede Abstufung der politischen Rechte überhaupt verwerflich ist, abzulehnen waren. Auch vom nationalen Standpunkt waren sie zu verwerfen. Wären doch diese Altersstimmen gerade denen zugekommen, deren persönliche Erlebnisse der französischen Tradition, der Vorliebe für französisches Wesen und französische Kultur noch am nächsten stehen und am meisten entgegenkommen. Auch die Wohnsitzklausel, die anfangs nicht weniger bedenklich erschien als die Pluralstimmen, hat am Ende noch ein verhältnismäßig erträgliches Aussehen bekommen. Die in Frage kommenden Bestimmungen lauten: „Wahlberechtigt sind die männlichen Einwohner Elsaß-Lothringens, sofern sie im Zeitpunkt der Wahl seit mindestens 3 Jahren ihren Wohnsitz in Elsaß-Lothringen haben. Es genügt jedoch der Wohnsitz von einjähriger Dauer für die Einwohner, die in Elsaß-Lothringen ein öffentliches Amt ausüben, Religionsdiener oder Lehrer an öffentlichen Schulen sind. Das Wahlrecht darf nur in der Gemeinde ausgeübt werden, in der der Wahlberechtigte seit mindestens einem Jahre seinen Wohnsitz hat." Daß nicht jeder eben ins Land Gekommene im Lande sofort mitwählen darf, wird man billigen können. Daß für Staatsbeamte, die öfter von einem Ort zum andern versetzt werden, eine mildere Ausnahmebestimmung geschaffen ist, wird ebenfalls gut zu heißen sein. Höchstens ist es bedauerlich, daß nicht auch für die Privatbeamten eine derartige Erleichterung vorgesehen wurde. Ein Mangel ist nur die letzte Bestimmung, die einjähriges Wohnen in derselben Gemeinde fordert, also als Bestimmung in einem Landtagswahlrecht ebenso unangebracht ist, wie es die ursprüngliche Wohnsitzklausel war. Aber das Übel ist doch bedeutend vermindert worden.

Bedeutet in diesem Punkte das Gesetz eine Verbesserung gegenüber dem ersten Entwurf, so ist das Umgekehrte der Fall bei der Wahlkreiseinteilung, an deren Festsetzung das ganze Gesetz beinahe gescheitert wäre. Als Merkmal der Erbitterung, mit welcher gekämpft wurde, wo es um die Wurst ging, die für lange Jahre als Nahrung für die Parteien vorhalten muß, wird denkwürdig bleiben, daß dem Straßburger Zentrumsorgan, dem „Elsässer", sogar ein Vertrauensbruch die Veröffentlichung des in der Kommission vertraulich mitgeteilten Entwurfs der Wahlkreiseinteilung gut genug war als Mittel, um diese Wahlkreiseinteilung zu Fall zu bringen. Was nun zustande gekommen ist, ist ein Kompromiß zwischen der Forderung des ersten Entwurfs: Neueinteilung der Wahlkreise mit Berücksichtigung der Minoritäten und derjenigen des Zentrums: Listenwahl in den Verwaltungskreisen.

Alle Streitereien um die Verfassung sind nun glücklicherweise vorbei; man sieht ihnen nach wie einem abziehenden Gewitter, das mit schwerem Hagel drohte, aber glücklich vorüberging. Einer der letzten Beschlüsse des nunmehr still gemachten Spektakelparlaments am Straßburger Kaiserplatz, war die Bekundung des Verlangens nach Listenwahl in den Verwaltungskreisen. Das war der Antrag des Abg. Weber-Bolchen, zu dessen Begründung dieser die berühmt gewordene, von Grobheit strotzende Rede hielt, die den scharfen Zusammenstoß mit dem Staatssekretär Freiherrn Zorn v. Bulach herbeiführte und der mittelbare Anlaß zur Schließung des Landesausschusses wurde. Aus dem ganzen Tatsachenzusammenhang, mit welchem der Kampf der Wetterlé, Blumenthal, Preiß, Hauß usw. gegen die Reform in enger Verbindung steht, ergibt sich die Lehre: Der Nationalismus und das Notablentum fürchten sich vor dem allgemeinen Wahlrecht.

Sie gestehen es nicht offen, aber ihre Angst

Digitized by Google

verrät es deutlich genug, daß sie ihre Herrschaft wanken fühlen: darum darf man mit gutem Grund auf das allgemeine Wahlrecht gute Hoffnungen auf eine erfreuliche Zukunft im Reichslande aufbauen. Wenn die Entwicklung gradlinig in der jetzt angenommenen Richtung weitergeht — und nichts steht dem im Wege —, dann wird die Ruhe im Reichslande wiederkehren und werden die berufsmäßigen Hetzpolitiker, die in der letzten Zeit das große Wort führten, von ihrem Podium herabgestürzt werden. Sie verfolgten eine „Politik des Kaputmachens", der Reichstag entschied sich für eine Politik des Aufbauens. Nun kommt der erste Landtagswahlkampf. Ruft man in ihm das elsaß-lothringische Volk in derselben Weise auf zur Wahl zwischen dem kindischen Kaputmachen und dem männlichen Aufbauen, so bürgt die Ruhe, die den Grundzug des Charakters des elsaß-lothringischen Volkes ausmacht, für den Sieg der Ordnung und für eine stetige Entwicklung der Verhältnisse in der Richtung eines immer tieferen Hineinwachsens des elsaß-lothringischen Volkes in die deutsche Art.

Wesen und Stand der Schulreform in Deutschland.

Von Professor Hesse (Saarbrücken).

Eine Schulreform setzt jedesmal dann ein, wenn sich das Bildungsideal des Volkes ändert, wenn also die Schulformen und der Unterrichtsbetrieb nicht mehr dem Bildungsideal der Zeit entsprechen. Ein Volk macht sich sein Bildungsideal selbst, indem es sich ein Bild seiner eigenen Vollkommenheit vorstellt und nun seinen Nachwuchs nach diesem Bilde erzogen wissen will. Dieses Ideal steht selbstverständlich im engsten Zusammenhang mit den Wandlungen im Gesellschaftsleben des Volkes; denn die führende Gesellschaftsklasse ist es, die das Volk erzieht, die Masse nach ihrem Bilde zu formen strebt.

Solch eine Wandlung im Gesellschaftsleben des deutschen Volkes vollzog sich im beginnenden 19. Jahrhundert. Die Städte, die der große Krieg gänzlich niedergedrückt hatte, kamen langsam wieder empor, Gewerbe und Handel blühten wieder auf, das Bürgertum wurde wohlhabend und gewann im Laufe des Jahrhunderts auch allmählig politischen Einfluß. In der Mitte des Jahrhunderts war es bereits ein wesentlicher Faktor auch im politischen Leben geworden. Dem entsprach die Wandlung im Bildungsideal. Aus dem höfisch-adeligen des 18. Jahrhunderts entwickelte sich das bürgerliche Bildungsideal, für das Herder den Ausdruck Humanitätsbildung prägte, dessen Bedeutung sein sollte: Bildung des Menschen von innen heraus zur vollkommenen Menschengestalt. Die Humanitätsbildung erhielt ihre Grundlage im helleniſtischen Geiste und beherrschte während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ganze öffentliche Leben in Deutschland. Die Bildungsanstalten standen unter dem Einflusse dieser Tendenz und das Gymnasium wurde der eigentliche Träger des neuen Ideals. Seine Aufgabe sollte die Verwirklichung des humanistisch-helleniſtischen Menschenideals sein, weil man in der griechischen Kultur das Ideal des Menschen gefunden zu haben glaubte, und nach diesem griechischen Vorbilde wollte das Gymnasium seine Schüler bilden.

Seit der Mitte des Jahrhunderts begann dieses Ideal nach und nach zu verblassen. Die humanistisch-helleniſtische Welt beherrschte unsre Gedanken und Empfindungen nicht mehr ausschließlich. Beherrschende Tendenz wurde das Nationale und Realistische. Die Elemente der Jugendbildung wurden mehr und mehr dem Eigenleben des Volkes entnommen, und man bemühte sich, alle Glieder des Volkes zum nationalen Leben heranzuziehen. Das war die natürliche Folge der politischen Entwicklung. Im 19. Jahrhundert bildete sich Deutschland zum Nationalstaate aus, und nun durchdrang die Nationalisierungstendenz auch das ganze geistige Leben unsres Volkes. Ihm entsprach der nationale Zug auch im Erziehungswesen. Seit 1870 trat das dadurch in die Erscheinung, daß in den deutschen Gelehrtenschulen die alten Sprachen mehr und mehr gegen die deutsche Sprache zurückgesetzt wurden. Die Lehrpläne von 1882, und noch mehr die von 1892, stellten das Deutsche auch in den höheren Schulen an die erste Stelle. Die alten Sprachen behielten nur noch einen so kleinen Raum, daß es fraglich ist, ob sie für das geistige Leben auch heute noch das nützen, was bei ihrem fast ausschließlichen Betriebe früher erzielt worden war.

Zur nationalen Tendenz kam noch die realistische. Bismarck hatte uns gezeigt, daß der Staat auf reellen Machtfaktoren beruht, die wesentlich ausschlaggebend sind für die Stellung eines Staates unter den Völkern. Die Technik begann gleichzeitig ihren Siegeszug. Sie hatte die Naturkräfte in den Dienst der Menschen gestellt, mehr als man je zuvor ahnen konnte. Von diesem Einflusse konnten sich auch die Wissenschaften nicht freihalten. Die Naturwissenschaften wurden in einem Maße bevorzugt, daß das Jahrhundert, das als das philosophische begonnen hatte, als das naturwissenschaftliche ausging. Solche tiefgehende Wandlungen im Volksleben konnten auch am Schulwesen nicht spurlos vorübergehen. Neben der einzigen alten Gelehrtenschule, dem humanistischen Gymnasium, entwickelten sich zwei neue höhere Schulen, das Realgymnasium und die Realschule, beide in ihrem ganzen Wesen Kinder der Neuzeit. Durch sie haben neben den humanistischen die realistischen

Digitized by Google

Disziplinen in den deutschen höheren Schulen immer größeres Übergewicht erlangt; und diese Entwicklung entspricht ganz der Stimmung unsrer Jugend, die nun einmal andre Interessen hat als vor einem Menschenalter. Eine Bildung, die auf Tat und praktisches Leben gerichtet ist, steht aber auch der großen Volksmasse näher als die ästhetisch-spekulative in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus diesen noch heute nicht ganz ausgeglichenen Gegensätzen der Bildungsprinzipien erklären sich einerseits die rasch zunehmende Vielgestaltigkeit des höheren Schulwesens, andrerseits die heftigen Kämpfe, unter denen die preußische höhere Schule 30 Jahre lang gelitten hat.

Das 19. Jahrhundert hat die Prüfungen in Deutschland ausgebildet, und mit ihnen das Berechtigungswesen. Vom Beginn des Jahrhunderts an war das humanistische Gymnasium in den Besitz des Berechtigungsmonopols gelangt, das nun dessen Anhänger mit großer Zähigkeit verteidigten. Der Kampf gegen das Monopol mußte aber von der Realschule aufgenommen werden, wenn die neue Tendenz lebensfähig werden sollte; denn in Deutschland kann sich außer der Volksschule, die durch den allgemeinen Schulzwang gefüllt wird, keine andre Schule ohne Berechtigungen halten. Den Kampf gegen das Gymnasialmonopol nahm nun der 1875 in Köln a. Rh. gegründete „Allgemeine deutsche Realschulmännerverein“ auf. Sein Ziel war die Beseitigung dieses Berechtigungsmonopols; seine heutige Aufgabe ist die Kontrolle der loyalen Durchführung der endlich nach langem Kampfe zugesicherten Reformen, die restlose Durchführung der Schulreform in Preußen und die Ausdehnung der preußischen Schulreform auf ganz Deutschland.

Die neuen Realanstalten bedurften der Gleichberechtigung mit der älteren Schwesteranstalt. Sie war für sie eine Existenzfrage. Aber lange Jahre war der Kampf erfolglos, bis den Reformfreunden von andrer Seite Hilfstruppen kamen. Der Verein deutscher Ingenieure war es, der auf seiner Hauptversammlung in Coblenz die Sache dadurch in Fluß brachte, daß er die Frage nach der Vorbildung zum technischen Berufsstudium einer eingehenden Prüfung unterzog, die zu dem Ergebnis führte: das humanistische Gymnasium jener Zeit sei eine ungeeignete Vorschule für diese Studien. Die Verhandlungsberichte wurden dem Kaiser vorgelegt, und der berief unter dem Vorsitze seines alten Erziehers, des Geheimrates Dr. Hintzpeter, im folgenden Jahre 1890 die erste Schulkonferenz, die sich mit der Schulreformfrage eingehend befassen mußte. Aber die Kommission war so zusammengesetzt, daß ein günstiges Resultat für die Realanstalten nicht erwartet werden konnte. Aus ihren Beratungen ging das Gymnasialmonopol nur befestigt hervor, und dem Realgymnasium wurde fast das Todesurteil gesprochen. Die nächsten zehn Jahre brachten aber den Beweis dafür, daß sich ein so starker Zug der Zeit nicht künstlich aufhalten läßt; und genau ein Jahrzehnt nach dem Votum der Schulkonferenz, am 26. November 1900, wurde der kaiserliche Erlaß veröffentlicht, der das Realgymnasium und die Oberrealschule als gleichwertig mit dem humanistischen Gymnasium erklärte. Damit war diesen jungen Anstalten die Lebensluft geschaffen, in der sie gedeihen konnten.

Die Wirkung des kaiserlichen Erlasses war ganz außerordentlich. Zunächst entstanden in großer Zahl neue Realschulen, oder humanistische Gymnasien wurden in solche umgewandelt. Weiter aber wurde, was noch wichtiger war, die preußische Schulreform in ganz Deutschland vorbildlich. Während des zehnjährigen äußeren Stillstandes hatte man neue Reformen durchgeführt, durch welche die drei höheren Schularten einander näher gebracht werden sollten. Diese waren zunächst von den praktischen Erwägungen ausgegangen, daß man den Knaben die Entscheidung über den einzuschlagenden Bildungsweg in ein späteres Alter verlegte. Gleichzeitig sollte die leichtere französische Sprache statt der lateinischen die Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichtes werden. Dadurch schaffte man eine dreijährige gemeinsame Unterstufe für die drei neunklassigen höheren Schulen, der in den Mittelklassen eine zweimalige Gabelung folgte, durch die erst in den Oberklassen die eigentliche Trennung in humanistisches Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule durchgeführt wurde. In Altona und in Frankfurt a. M. wurden diese Versuche gleichzeitig nach etwas verschiedenen Plänen angestellt. Das Frankfurter System hat die meisten Freunde gefunden. Nach ihm sind augenblicklich 110 höhere Schulen Preußens organisiert, während dem Altonaer nur 6 folgten.

Vor dem kaiserlichen Erlaß von 1900 stand die Sache der Realschulen schlimm. Die Städte, welche seither fast allein als Gründer von Realschulen große Opfer gebracht hatten, verloren nachgerade den Mut, neue Schulen zu gründen, die ihren Schülern nur sehr wenige Berechtigungen geben konnten. So kam es, daß z. B. die Zahl der Realgymnasien im Jahre 1898 mit 71 ihren Tiefstand erreichte. Das wurde nun mit einem Schlag anders. In dem Jahrzehnt bis 1910 ist die Zahl der Realgymnasien auf 183, d. h. um 158 %, gewachsen. Die meisten von ihnen haben das Frankfurter System angenommen. Auch die neue Mädchenschulorganisation, die 1908 einsetzte, hat an der Reform teilgenommen. Die neue Mädchenschule erhielt fast den Lehrplan der Realschulen, und die Studienanstalten lehnen sich an die Reformschulen so an, daß 3 von ihnen Oberrealschulen, 2 Reformgymnasien und 28 Realgymnasien wurden.

Auch die Berechtigungsfrage ist im wesentlichen gelöst, so daß alle neunklassigen höheren Schulen die gleichen Berechtigungszeugnisse für Hochschulstudien ausstellen dürfen. Nur für die Theologie besteht in den deutschen Staaten, mit der einzigen Ausnahme Badens, noch das Gym-

Digitized by Google

nasialmonopol in alter Kraft. Außerdem haben sich einige kleine Staaten „Reservatrechte“ gesichert, die z. T. komisch wirken, wenn man etwa daran denkt, daß Abiturienten von Oberrealschulen in Württemberg nicht Post- und Telegraphenbeamte, in Württemberg, Mecklenburg und Bremen nicht Juristen, in Mecklenburg auch nicht Maschineningenieure und Oberförster werden sollen.

Das Gymnasialmonopol für die Theologen, im allgemeinen nur noch eine Etikettenfrage, wird praktisch doch noch fühlbar bei den isoliert liegenden höheren Schulen in der Provinz, deren Abiturienten gelegentlich gezwungen werden, die Reifeprüfung am Gymnasium zu wiederholen, bevor sie Theologie studieren dürfen. In vielen Städten ist das Gymnasium noch Zwangsanstalt für weite Kreise geblieben. Unter den 593 Vollanstalten Preußens gibt es in 186 Städten nur ein Gymnasium, in 60 nur ein Realgymnasium und in 13 nur eine Oberrealschule als Vollanstalt. Alle Eltern, die z. B. in den 186 Städten wohnen, müssen ihre Söhne zum Gymnasium schicken, auch wenn sie etwa Technik oder Chemie studieren wollen, 80 dieser Gymnasien haben wenigstens englischen Ersatzunterricht in den Mittelklassen, so daß die Knaben, welche die Schule mit dem Einjährigenscheine verlassen, englisch lernen können. In 107 Städten ist aber selbst das nicht möglich. In der Provinz Posen hat man von 13 isolierten königlichen Gymnasien allein 6 aus deutschen Realschulen gemacht, die einst mit großen Opfern von den Gemeinden gegründet waren. Nur eine falsche Schulpolitik kann diesen Zustand heute noch dulden. Aufgabe der Schulreform ist es deshalb, dahin zu wirken, daß wenigstens alle isolierten Gymnasien und Realgymnasien englischen bzw. griechischen Ersatzunterricht haben. Ist auch diese Forderung erfüllt, und ist damit die äußere Schulreform zum Abschluß gelangt, dann werden die Freunde der Schulreform jede Einrichtung zur Schaffung größerer Freiheit im Schulbetrieb unterstützen.

Die preußische Schulreform hat die Freunde der modernen Schule aus allen deutschen Bundesstaaten zu einmütiger Arbeit zusammengeführt. Sie können mit Zuversicht in die Zukunft schauen und hoffen, daß in nicht mehr ferner Zeit die preußische Schulreform, wie seit 1908 auch schon in Österreich, in ganz Deutschland durchgeführt ist.

Von der internationalen Hygieneausstellung in Dresden.

Von Oberstabsarzt Dr. **Neumann** (Bromberg).

Die internationale Hygieneausstellung in Dresden zeigt zum ersten Male den Versuch, ein Gesamtbild der Hygiene in Form einer Ausstellung zu geben, nachdem der Leiter der Ausstellung, Geheimrat K. A. Lingner, schon früher in kleinerem Maßstabe solche Ausstellungen ins Werk gesetzt hatte. Es ist eine Tatsache, die von vielen Hygienikern mit Recht behauptet wird, so z. B. von Gruber, daß wir noch immer an einem „Zuwenig“ an Hygiene leiden, daß über Gesundheitspflege auch bei Gebildeten sich noch eine Reihe verworrener Begriffe finden. Wie alt die Hygiene ist, geht aus der ganz vorzüglichen instruktiven, ethnographisch hochinteressanten, historischen Abteilung hervor. Wir sehen dort gewissermaßen ein hygienisches Völkermuseum. Die Ausstellung ist einem hygienischen Handbuch gleich geordnet, und zwar so, daß der Fachmann zunächst völlig befriedigt sein kann. Zwölf Abteilungen mit 43 Untergruppen sind eingerichtet. Ihr Studium erfordert Monate. Weil nun aber die Hygiene, wie es in den Eingangsworten zu dem offiziellen Katalog heißt, der selbst ein wissenschaftliches Buch ist, einer der stärksten Grundpfeiler des menschlichen Lebens und aller Kultur ist, so mußte sich — und das ist ein ganz neuer, nicht überbietbarer, einzigartiger Gedanke — neben der Fachausstellung die „populäre“ ergeben, so daß die populäre Halle mit der stolzen und doch so einfachen Überschrift: „Der Mensch“ eigentlich als der „Clou“ der Ausstellung zu betrachten ist. Hier ist sozusagen das Wissenschaftliche in das Volkstümliche übersetzt, das Gold der Wissenschaft ist übertragen in gangbare Münze. Das Industrielle durfte nicht fehlen, und so wurde gezeigt, wie die Industrie und Technik durchsetzt sind von hygienischen Gesichtspunkten, d. h. durchsetzt sein sollen. Wir brauchen hier nur auf drei Gruppen hinzuweisen: Ernährung, Wohnung, Kleidung.

Von ganz besonderem Interesse ist die Abteilung für Körperpflege und Sport, die ausgestellt ist in wissenschaftlicher, populärer und praktischer Weise, denn hier sind die Grundzüge der Sporthygiene veranschaulicht. Es ist auch hier Gelegenheit gegeben, durch praktische Vorführungen Anregungen zu vernünftigen Körperübungen im Interesse der Gesundheit zu sehen.

International ist die Ausstellung, weil sie auch dem Ausland Gelegenheit gibt, sich darzustellen. Von ganz besonderem Interesse ist die Japanausstellung und die von Formosa. Hier sind u. a. die hygienischen Zustände der Vergangenheit und der Gegenwart gegenübergestellt, so daß wir die schnelle hygienische Entwicklung binnen weniger Jahrzehnte sehen. Vom Ausland sind beteiligt Brasilien, China, England, Frankreich, Österreich, Rußland, Schweiz, Spanien, Ungarn. Hier bietet die staatliche Kinderausstellung besonderes Interesse. Die Ausstellung ist ein sozial-hygienisches Museum größten Stiles, ein Tempel der Welthygiene. Geheimrat Lingner und seine Mitarbeiter haben hier in der Tat ein monumentales hygienisches Werk geschaffen.

Die wesentlichsten Abteilungen sind die histo-

Digitized by Google

rische Abteilung, geleitet von Professor Sudhoff und Dr. Otto Neustätter; die wissenschaftliche, umfassend Infektionskrankheiten, Desinfektion, Tropenkrankheiten, Statistik, Zahnkrankheiten, Arbeiterversicherung, Chemie, Kosmetik, Bäder und Kurorte, Mineralwässer, Jugendpflege, Berufshygiene, Ansiedlung und Wohnung, Kleidung und Körperpflege mit allem, was dazu gehört, Nahrung und Genußmittel, Verkehrshygiene.

Ein besonderer Ausstellungsabschnitt ist der Krankenfürsorge und dem Rettungswesen gewidmet. Hier ist auch die Ausstellung der Gesellschaft zur Bekämpfung der Kurpfuscherei untergebracht. Es schließt sich die Armeehygiene und die Marinehygiene an. Plastisch ist diese in der japanischen Ausstellung dargestellt; die Zahl der Behörden, Institute, welche die Ausstellung beschickten, ist sehr groß, die Städte haben sich ebenso beteiligt, wie eine große Reihe von hygienischen Instituten. Es ist alles vermieden, was an aufdringliche Reklame erinnert, so daß der vornehme, wissenschaftliche Charakter der Ausstellung gewahrt ist. Die Kolonialhygiene ist nicht vergessen.

Die populäre Abteilung — der Mensch — ist eine Welt für sich. Hier ist in der Tat eine Demonstratio ad oculos gegeben, die neu ist. Wir sehen hier das Wunder der Schöpfung, den Menschen, sozusagen in seine hygienischen Atome zerlegt. Hier haben wir eine wirklich großzügige hygienische Belehrung, die zum Nachdenken anregt. Hier ist eine hygienische Tat. Der Mensch als Kunstwerk, das ist die Anatomie und Physiologie. Der kranke Mensch wird dargestellt in der Gruppe der Volkskrankheiten.

Der Mensch ist zerlegt in verschiedene „Lehrgänge". Ernährung, Kleidung, Wohnung, persönliche Gesundheitspflege sind berücksichtigt. Hinzu kommt wiederum in populärer Darstellung die allgemeine Berufshygiene — kurzum, auch hier ein „Lehrbuch der Volkshygiene".

Wenn Dresden in diesem Jahr das Ziel Tausender ist, welche Belehrung suchen, wenn zahlreiche Kongresse — man spricht von vierhundert — in diesem Jahre Dresden aufsuchen, um dort neue Anregung zu suchen, so ist das kein Wunder. Und so sind denn bis jetzt bereits eine ganze Reihe solcher Kongresse in der Ausstellung abgehalten worden, denen Gelegenheit ward, unter sachkundiger Führung die Ausstellung kennen zu lernen. Auch der deutsche Reichstag hat in corpore die Ausstellung besucht. Wir knüpfen daran die Hoffnung, daß die Gesetze zum Schutz der Gesundheit durchweht sein möchten von dem Spiritus hygienicus, der die Ausstellung erfüllt. Sie ist, sehr großzügig angelegt im schönsten Teil Dresdens, dem großen Garten mit der Herkulesallee, bequem erreichbar.

Mit der Ausstellung ist ein internationales Werk geschaffen, von dem wir nur wünschen können, daß es als ein hygienisches Volksmuseum internationaler Art erhalten bleiben möchte, auch eine dauernde, fruchtbare Quelle hygienischer Aufklärung und Belehrung. Dann werden sich auch praktische Erfolge zeigen, welche den Satz bewahrheiten, daß die Hygiene eine praktische Wissenschaft ist.

Orientalische und germanische Märchendichtung.

Ein literar-psychologischer Versuch.

Von Lothar v. Fredrik (Steglitz).

Damaskus, das Toledo des Orients, lag in unserm Rücken, und die „Gläubigen" hatten das Abendgebet schon gesprochen; im Kreise um die kärgliche Wasserstelle, die nur wenig dürres Steppengras zu nähren vermochte, lagerte die kleine Handelskarawane, der ich mich angeschlossen hatte, denn Bagdad war das gemeinsame Reiseziel. Mit südlicher Schnelligkeit brach die Dunkelheit herein, und bald funkelte und blitzte der morgenländische Nachthimmel in seiner ganzen bezaubernden Sternpracht über unsern Köpfen. Die Wüste um uns schwieg, die Kamele lagen an dem spärlichen harten Grase knuspernd oder wiederkäuend am Boden, und die Menschen rückten dichter zueinander; denn Ali Ben Schorak, der alte Kameltreiber und Karawanenführer, begann zu erzählen, wie er allabendlich tat.

Und er erzählte seltsame, phantastische Geschichten von einer glutvollen Farbenpracht und einem weltentrückenden, märchenhaften Zauberglanz, daß der Atem schwerer ging und rings um uns das Märchenland mit seinen Phantasiegeschöpfen und abenteuerlichen Erscheinungen erwuchs, von dem er fabelte. Er sprach mit einer nicht zu lauten, nach innen verklingenden Stimme, die gedämpft, wie aus einer verwunschenen Höhle, herzudringen schien, in der Berge roten Goldes und das Feuer von tausend und abertausend Diamanten das Auge des Eindringlings blenden. Und wir saßen oder lagen im Kreise um ihn herum und lauschten mit verhaltenem Atem und starren, weiten Augen den dumpfen, klingenden Worten, die bisweilen in seinen grauen faserigen Bart verrannen; nie gehörte Melodien, wie sie die stumme Wüste singt, wenn der Südwind im Flugsand spielt, berauschten und bezauberten uns. Und Freiligraths Geisterkarawane zog an meinem träumenden Auge vorüber. . . .

So erzählte mein alter Freund, der Jahrzehnte lang den Orient durchstreift und seine malerischen Schönheiten mit den empfänglichen Sinnen des Künstlers genossen hatte, als wir einmal über das Märchen und sein Wesen plauderten. Und

Digitized by Google

er hat recht. Der Orient ist das Heimatland des phantastischen Elementes. Davon wird sich jeder überzeugen können, der nicht etwa schon an der Eingangspforte in das Morgenland, in Kairo, Halt macht, das der Ägypter noch heute „Bauwaabe el bilad esch schark — das Tor des Orients" nennt. Westländische Einflüsse haben hier starke Wandlungen geschaffen. Wo früher, noch vor wenigen Jahrzehnten, der Fuß des Europäers nicht treten durfte, erheben sich jetzt gewaltige Hotelbauten mit den luxuriösesten und modernsten Einrichtungen, ragen Bierpaläste empor und Musikhallen und — Spielsäle. Gegen ein geringes Eintrittsgeld werden sämtliche fünfhundertunddreiundzwanzig Moscheen jedem „Giaur" gezeigt. Die Jagd nach dem Dollar hat diesen Umschwung herbeigeführt, und das Bakschisch ist der große Verwandlungskünstler gewesen. Aber mit dem Einzug des westeuropäischen Kulturfirnis ist dieser Stadt ein gutes Stück ihres spezifisch morgenländischen Charakters verloren gegangen.

Im ganzen Orient ist der Märchenerzähler eine ebenso typische Erscheinung wie der Wasserverkäufer oder der Methodist in den Städten von Texas oder der italienische Gipsfigurenhändler in den Straßen von Berlin. Doch in Kairo ist es so weit gekommen, daß ein paar mir bekannte Franzosen die indischen und arabischen Märchen, die sie als Beschluß eines vornehmen Galaessens vorgesetzt erhielten, in ihrer Landessprache genießen konnten. Die Kunst der Märchenerzählung ist zu einer Handelsware geworden, die dem Fremdling wie andre Dinge angeboten wird. Solchen berufsmäßigen Märchenerzählern fehlt natürlich die Naivität, die die schlichte Volksdichtung so anziehend und interessant macht; denn unter diesen Verhältnissen richtet sich die Lust am Fabulieren meist recht bedeutend nach der Lust am Hören; der Geschmack und Wunsch der Hörer wird für den Märchenerzähler maßgebend; ihnen zuliebe spinnt er seine Bilder, schürzt er den Knoten und löst er ihn.

Das alles vermag er, weil das orientalische Märchen sich aus wesentlich andern Elementen zusammensetzt als das germanische. Wie oft unterbrachen wir als Kinder die Mutter, wenn sie an die Stelle im Rotkäppchen-Märchen kam, wo erzählt wird, wie der böse Wolf das arme Rotkäppchen verschlingt; oder wenn sie erzählte, wie sich das schöne Dornröschen wirklich an der garstigen Spindel sticht. Es war nun einmal so, so traurig wir auch waren, und es war nicht zu ändern. Das deutsche Märchen läßt sich eben nicht ummodeln oder vergewaltigen.

Woran liegt das? Ist nicht Erzählung Erzählung, Märchen Märchen? Ist die Sprache, die dichterische Form eine andre, sind die Stoffe vielleicht wesentlich verschieden? Alle diese Fragen treffen nicht den Kernpunkt. Das orientalische Märchen erzählt wie das germanische — vielleicht, daß seine Sprache intensiver gefärbt, prunkvoller und sinnfälliger ist. Das germanische Märchen behandelt wie das morgenländische phantastische, abenteuerliche, unwirkliche und unmögliche Vorgänge. Aber die Mischung ist eine andre. Jedes Märchen setzt sich aus phantastischen und mythologischen Stoffen zusammen.

Und dem Märchen des Orients sind die mythologischen Stoffe und Grundbestandteile fast gänzlich verloren gegangen; man täte falsch, daraus einen Schluß zu ziehen auf das größere Alter der orientalischen Kultur gegenüber der germanischen. Die Gründe hierfür sind im Volkscharakter zu suchen. Das Märchen des Morgenlandes gleicht einer berückend schönen, farbenprächtigen Zauberblume, die sich im hellen Silberglanz des sternebesäten südlichen Nachthimmels geheimnisvoll entfaltet. Das Auge des Menschen sieht sich trunken an ihr und seine Sinne werden berauscht, die Gedanken schwinden und nur der Traum, das Märchengebilde lebt und spinnt sich weiter, allein die Phantasie ist lebendig, und sie ist sich selbst genug. Ein Haschischrausch ohne wirkliche Ursache hält das Bewußtsein umfangen, und wie das Haschischkraut regiert das Märchen den Menschen. Der Natur seiner Heimat paßt sich das Märchen an. Er ist, als ob sich unter dem tiefblauen Himmel des Orients, gegen den sich alle Konturen scharf umrissen abheben, als ob in der klaren, sonneflimmernden Luft, die die leichtesten Schwingungen der Töne in unendliche Fernen zu tragen scheint, auch die menschliche Phantasie blühender und farbenreicher entfalten kann. Ein Wunderland entsteht, wo unsre Augen schon in einem Wunderlande zu weilen glauben.

Und die Ursache hierfür? Wieder die Natur. Der Tag ist heiß, er macht matt und schläfrig, unlustig zur Tat; in der Nacht flammen die Sterne auf, und die ausgeruhten Sinne wandern ruhelos umher, weil keine Tat sie lockt, ihnen winkt. Die Lust zum Träumen und Fabulieren erwacht. Von der Untätigkeit ist das orientalische Märchen geboren worden, und die bequeme Lust am Fabulieren, die so leicht ungetane Taten ersetzt, hat es groß gezogen.

Deshalb setzt sich sein Wesen fast nur aus phantastischen Elementen zusammen, deshalb hat es die mythologischen Substanzen abgestreift und vergessen, und deshalb fehlt ihm alles, was zum Nachsinnen, zum Überlegen, zum Grübeln reizt und zwingt. Impressionen der eigenen Phantasie werden an Impressionen in bunter, oft sinnverwirrender Folge gereicht; ein farbenprunkender Fries, der von kaum einer kompositionellen Linie beherrscht wird, gleitet an unserm Auge vorüber, und nur die Fülle seiner Bilder und die Phantastik seiner Farben sind es, die uns entzücken und eine seltsam packende Wirkung auf unsre Sinne ausüben.

Ganz anders ist das Märchen der euro-

Digitized by Google

päischen Völker germanischer Nation entstanden, ganz anders ist sein Wesen und sind seine Wirkungen. Die Natur, in der es entsteht, ist trüber, stumpfer, grauer; die Luft ist schwerer und nebelgesättigt, ihr fehlt das Freie, Durchsichtige, Unbegrenzte; die Farbennuancen verschwimmen und verlieren ihre Intensivität; die Konturen heben sich weit weniger scharf umrissen ab. Ein leichter nebuloser Schleier, der um so dichter, feinmaschiger und dunkler wird, je weiter wir nach Norden empordringen. Die Sprache formt ihre Bilder danach; wir empfinden diesen Schleier, empfinden durch diesen Schleier hindurch, und es ist, als ob gerade er uns alle Wesenheiten, alle Dinge ihrem inneren Werte nach ganz besonders verständlich macht. Dieses halb nebulose und doch so intime Begreifen der Dinge stammt aus dem Norden und hat seinen Siegeszug in die gute deutsche Literatur vollendet. Alles wird beseelt, wird in einen inneren Zusammenhang mit uns, mit dem Persönlichen gestellt.

Und so hat auch das germanische Märchen geschaffen. Das rauhere und härtere Leben zwingt zur Tat. Das Denken tritt in den Vordergrund und die Phantasie schlummert, sie darf nicht zum Hemmnis am Handeln werden. Nicht objektive Phantasiegebilde, die die Taten ersetzen sollen und von der Lust am Fabulieren genährt werden, sondern Gefühle und Gedanken werden in der Menschenbrust wach. Aus der Tiefe seines Empfindungslebens holt der Germane die Kraft zu den Schöpfungen seiner Phantasie herauf. Immer sind die Gefühle der vorherrschende Grundstoff. Seine Märchenwelt ist die objektivierte Welt seines subjektiven Empfindens; das Märchen ist ihm nur ein Mittel, sein Wesen auszudrücken; sein Wesen ist ihm der Zweck. Es ist aus dem Drang entstanden, sich selbst zu erkennen, die Weltformel für das menschliche Wesen zu finden. Deshalb ist das germanische Märchen stets ein Sinnbild, deshalb steckt es voll von mythologischen Elementen, deshalb besitzt es stets didaktische, belehrende Züge, etwas, worüber der Hörer nachdenken und nachgrübeln soll.

Das germanische Märchen ist von der Weltanschauung des Germanen nicht zu trennen. Es ist ein Ausdruck seiner Weltanschauung, und die ist ihm nicht gelehrt worden, sondern ist aus seinem tiefsten Wesen gesprossen. Die ganze germanische Mythologie handelt vom Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Sommer und Winter, zwischen Wärme und Kälte, zwischen Gut und Böse und trägt den edlen Stempel der Hoffnung auf den endlichen Sieg des Guten. In unsern Märchen, die ich zuvor erwähnte, in dem Märchen vom Rotkäppchen und vom Dornröschen, ist einmal der böse Wolf, der wie der Fenriswolf der Götterdämmerung die rote Sonne, so das arme Rotkäppchen verschlingt — auch eine mythologische Beziehung —, das andre Mal die alte Hexe mit ihrer hinterlistigen Spindel, an der sich Dornröschen in den Todesschlaf stechen muß, das schlechte Element. Aber das gute Element siegt doch, Rotkäppchen wird von dem Jäger befreit aus dem Magen des Wolfes und Dornröschen weckt der Kuß des Sonnenprinzen, wie der Frühling die schlafende Erde.

In dieser Weise arbeitet das Märchen der Germanen. Es nimmt die mythologischen Stoffe auf und überträgt das Ganze auf das menschliche Leben. Es will nicht nur unterhalten, erzählen; es will Gedanken wecken und Taten anregen. Es will philosophieren. Was das orientalische Märchen an Farbigkeit und Pracht der Bilder vor ihm voraus hat, das ersetzt es durch den Reichtum an Gedanken und die Kraft der Gefühle, die in ihm weben und sind.

Ausklang.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäb.-Gmünd).

Nach der Schlacht.

Die Bienen ziehen mir den Klang
Wie süße Bänder bunt ums Haupt,
Und blaue Schatten fallen lang
Ins Tal, wo eine Straße staubt.

Wann ich mein Wochenwerk vollbracht,
Treibt's mich ins hohe Feld hinaus,
Tief auszuruhen von der Schlacht
In Gottes Bienenfriedenhaus.

So oder so.

So oder so!
Ob wir wollen oder nicht,
Ob in müdem Trotz verloren
Wir uns taub ins Dunkel bohren
Oder streiten froh im Licht . . . .
Was wir tun und was wir lassen,
Ob wir beten oder hassen:
Sind wir nur je zeitenlänger
Trotz Verneinung oder Spottes
Desto bravre Notensänger
Eines namenlosen Gottes.

Abend.

Nun war die Mühe nicht verloren!
Ist der Giebel auch nur klein
Und das Häuschen notgedeckt,
Das mein Schicksal mir erkoren:
Wie ein Wunder glüht der Schein,
Den der Abend draufgelegt,
Und die Schwalben meiner Klause
Steigen nun nach dumpfer Pause
Steil ins hohe Blau hinein.

Digitized by Google

Atelierbesuch.

Von Joseph Aug. Lux (München).

Zehn Jahre hatte ich meinen jungen Freund Georges, den Maler, nicht mehr gesehen. Da treffe ich ihn eines Tages ganz unvermutet in München. Das reine Tal Josephat, lieber Georges, alle müssen einmal durch diese Stadt, alle! Zehn Jahre, ich bitte, daß ist eine Zeit, eine ganze Odyssee; genug, um zugrunde zu gehen oder berühmt zu werden. Beides ist nicht sicher, was ist sicher in diesem Leben? Lebenssturm, widrige Fahrt, glückliche Inseln, Sirenen, ach ja, Sirenen! Dies alles liegt in dieser Spanne Zeit, da ich den hoffnungsvollen Künstler nicht mehr gesehen habe; dies alles, und noch viel mehr.

In der Schellingstraße klopfte ich im vierten Stock an die Ateliertür. Es ist drei Uhr nachmittags, der Maler ist kurz vorher aufgestanden.

„Du siehst dich sehr kritisch um", sagt mein Freund Georges sichtlich deprimiert.

Ja, ich sehe mich um. Alles noch wie vor zehn Jahren. Das Atelier ist größer geworden, nur der Maler ist nicht größer geworden. An den Wänden lehnen dreißig verschiedene Leinwanden, mit dem Gesicht gegen die Mauer, lauter Anfänge. Blasse Landschaften, verträumt, Sonnenaufgänge und -untergänge, mondbeschienene Hügel, getupfte Blümlein auf einer etwas schmutzig-grünen Fläche, viel Stimmung, aber zugleich auch ein kraftloses Hindämmern, ein stumpfes Brüten, ein Versagen, ein Philosophieren um das Nichts.

Zehn Jahre sind aufgehoben, mir ists, als hätte ich dich gestern zum letztenmal gesehen, lieber Georges.

Er sitzt da, mit einem ausgelöschten Gesicht, die Zigarette im Munde, die ewige Zigarette, und stiert mit seinen guten, hilflosen Hundeaugen vor sich hin.

Wo ist meine Hundepeitsche? Ich kann sie jetzt brauchen! Aber nein, das Mitleid ist stärker als mein Zorn.

Ein zerwühltes, schmutziges Bett in einer Nische, ein zerbrochener Spiegel, diese dürftigen Wände, das faltige, verlebte Gesicht dieses noch jungen Mannes, diese Tristezza macht mich weich und nachgiebig. Ich will behutsam mit ihm verfahren wie mit einem kranken Pferde, und ich will ihm die Wahrheit durch die Blume sagen. Also: Lieber Georges, du bist ein Schweinehund! Ich schimpfe, fluche — nichts ist so himmlisch wie schimpfen und fluchen, — stampfe wütend auf den Boden und schreie ihn an: „Zehn Jahre vertan, verträumt, vergeudet! Verdammtes Aas! Siehst du nicht, wie die Welt vorwärts drängt, wie alles nach den neuen Ausdrucksmitteln ringt, wie jeder in dem großen Wettrennen Schritt halten muß, wenn er nicht unter die Räder kommen will . . . . . Und da sitzt du da wie ein alter Stinkkäse, ohne Nerven, ohne Leben unter [illegible] schlaffen Haut, ein Pescheräer, der den eigenen Mist aufwärmt, pfui Teufel!"

Das hat gewirkt, denke ich.

Aber der gute Georges sitzt noch immer [illegible] apathisch wie ein Muselmann, der seinem [illegible] zenden Derwisch zusieht, und raucht gleichmütig seine Zigarette.

Es hatte vorhin geregnet, die Straße [illegible] braun, schmutzig, ein Kotmeer; aber der Himmel strahlte in Blau wie eine Madonna, die Luft [illegible] klar, durchsichtig wie in Italien, die Gesichter waren rot und gesund, die Augen fröhlich.

Der Himmel so gnädig und die Erde [illegible] schmutzig, sage ich, ist es nicht eine Schande? Die Nerven werden unter alpinen Hauch dieser Stadt gespannt wie klingende Darmsaiten, es ist eine Lust, hier zu leben und zu schaffen, die Ideen fliegen einem wie die gebratenen Tauben entgegen, das Glück, das Leben, man braucht es nur zu fassen . . . . . Und da sitzt dieser Kerl da, verschläft das Beste, malt elenden Kitsch, bei dem kaum das Brot zu verdienen ist und Leib und Seele zugrunde geht . . . . . Ah, du Schuft!

Unter dem zerbrochenen Spiegel liegt ein Kamm mit Zahnlücken, eine glatzige Kopfbürste, und daneben — o Stilleben! — ein Büschel zusammengedrehter Haare. Frauenhaare. Ekelhaft! Ich bitte, es gibt nichts Ekelhafteres als ein Büschel zusammengedrehter und liegen gelassener Frauenhaare! Mir wird übel bei dem bloßen Gedanken. Ich fasse das Ding mit der Feuerzange und halte es dem Maler hin:

Also das ist es! Ich fange an zu begreifen . . . Ich bin kein Heiliger, kein Pfaff, kein Moralist. Sie wohnte hier bis heute mittag; gut. Ihr habt keinen Trauschein, auch gut; ich bin kein Polizeischnüffel, kein Angeber, ich verabscheue diese Infamie. Was geht's andre an? Du wirst sie natürlich nicht heiraten, ausgezeichnet! Man soll nie sein Verhältnis heiraten. Was, sie war verheiratet? Sie hat ihre dreizehn Kinder und ihren Mann im Stich gelassen, deinetwegen? Eine Kanaille zwar, eine fürchterliche Kanaille, aber meinetwegen! Ich will mich nicht loben, aber ich habe ein weites Herz, wenn es andre betrifft. Und mit solchen Dingen hast du deine Jahre vergeudet, deine Jugend, deine Kraft? Ich habe nichts dagegen, wenn es sich in neue Werte umsetzt, in Kunst, in irgend ein Brauchbares, in herrliche Bilder, in irgend eine große, positive Sühne, mit der wir alle die Schuld dieses Lebens bezahlen müssen! Aber ich bitte, wo sind diese Werke, wo sind diese Bilder, wo ist diese Kunst? Hier geht nicht der Wille fürs Werk, die Tat allein entscheidet! Wo ist die Erlösung aus dieser Schmach?

Georges, der schöne Georges, wird feierlich. Ein Ruck, und er steht aufrecht vor mir. Von heute ab beginnt ein neues Leben, lautet seine

Digitized by Google

Erklärung. Ich bin frei von dieser Umschlingung, die mich erdrückt. Frei seit heute mittag!

Ist sie fort, dieses Weib? Fort für immer? Er nickt und gibt mir einen Brief.

Die Dame hat ihre Reiseeffekten vergessen, sage ich und halte ihm noch immer das Haarbüschel entgegen. Sodann aber lese ich den Zettel:

Geliebter!

Verzeihe mir, ich konnte nicht anders, es ist zu wenig zum Leben, was Du hast — — vergiß mich nicht! Nie! Bis in den Tod

Deine Olga!

Olga! Olga! Olga! Wie man nur diesen verruchten Namen tragen kann! Die üble Atmosphäre des Nachtcafés hängt förmlich daran. Erlöst, erlöst; so bin ich doch zur rechten Zeit gekommen, dich beim Schopf herauszuziehen aus dem Sumpf zum Leben, zum neuen Leben und zum Schaffen unter diesem gnadenvollen Himmel!

Und Georges, ich kenne ihn kaum wieder, so verjüngt sieht er plötzlich aus, voll Leben, voll Einfälle, voll Projekte! Wir schmieden gemeinsam den neuen Lebensplan zurecht. Glück auf!

Es pocht an die Tür, es läutet, jemand will herein, jemand, der es eilig hat und stürmisch an die Klinke fährt. Verwünschte Störung! Gläubiger? Diskret trete ich hinter den Vorhang des Alkovens.

Nein, kein Gläubiger, viel Schlimmeres! Olga ist es, ah diese Kanaille! Sie wirft sich ungestüm an seinen Hals: Mein Lieber, ich kann nicht ohne dich . . . ich bleibe . . . hu, wie ist es kalt hier, ich will Feuer machen . . . . .

Gehen Sie, sage ich rauh und trete hinter den Vorhang hervor; fort, fort von hier . . .! Ein paar dunkle Augen in einem nicht schönen, aber interessanten Gesicht, sprühen vor Haß, und indem sie sich an Georges festhält und sich vor ihn stellt, sagt sie erschrocken, aber kampfbereit: was wollen Sie . . . was wollen Sie . . .?

Ich wende mich an den Maler: Bist du frei, Georges?

Und er, hilflos, mit dem traurigen Hundegesicht, als ob er die Peitsche fürchtete, erwidert: Du siehst ja, lieber Freund . . .

Ah, ich verstehe . . . Mein Hut, mein Stock, und: Adieu, lieber Georges, adieu!

Die Straßen sind dunkel, Lichter da und dort, hoch oben, hinter Atelierfenstern ein Ringen um Kunst, um Brot, um Liebe, um Ruhm, ein Hoffen und oftmals ein Versagen, zuweilen ein glanzvoller Aufstieg, sehr viel öfter aber ein klägliches Unterliegen, ein Träumen, Phantasieren, aber nicht immer ein Verwirklichen. Kunststadt.

Die Erde ist dunkel und schmutzig, voll Schlamm; aber die Luft, diese köstliche, reine, scharfe, klare Luft!

Lanx satura aus Bayern.

Motto: Doch nun verwandelt
Der Bischof Aufruhr in Religion,
Man achtet ihn aufricht'gen Sinns,
Drum folgen sie mit Leib und Seele ihm.
(Shakespeare, Heinr. IV.)

Voltaire sagt einmal: On ne se sert dans toute la terre de la religion que pour faire le mal. Die Ultramontanen, und das ist's, was diese politische Partei in den Augen ruhig Denkender so herabsetzt, bedienen sich mit Vorliebe zur Verdeckung politischer Zwecke der katholischen Religion als spanische Wand. Jetzt kommen allmählich die Neuwahlen wieder heran; verschiedene Prodigien lassen die politische Zukunft für die Ultramontanen trüb erscheinen; einzelne Nachwahlresultate, verschiedene Niederlagen im Reiche, die Verstimmung weiter Kreise über die von ihnen inaugurierte Finanzpolitik, der auffällige Kollaps in Wien, die Rührigkeit gegnerischer Parteien u. dergl., da gilt es nun wieder, zur ultima ratio, dem letzten Hausmittel der Partei zu greifen, zur bedrohten Religion. Diese Chamade wirkt immer auf hoch und niedrig; die Religion ist den Herrschern eine Kreditanstalt, die sie nicht angetastet sehen wollen; den Werktätigen zumeist ein Chek für das Jenseits, von dem man halt doch nichts Gewisses weiß. Die Partei braucht wieder eine zugkräftige Parole, und die heißt jetzt: die liberalen Lehrer töten die Religion; sie sind den Bischöfen ungehorsam, Emissäre der Freimaurer, des Liberalismus, d. i. Atheismus und Monismus, um den lieben Kleinen die Religion aus dem Herzen zu reißen. Auf zum Kampf für Gott und — Vaterland! Um nun die Volksseele gar zu kochen, werden vorerst laudauf landab Zentrumsversammlungen, d. i. Versammlungen des katholischen Volkes, abgehalten, um Aufklärung zu schaffen in der Angelegenheit zwischen dem bayrischen Lehrerverein und dem Episkopat. Wenn Zentrumsgeister das Wort Aufklärung im Munde führen, da möchte man mit Joh. Dan. Falk beten:

„Bewahr', o lieber Herre Gott,
Uns vor Aufklärungsfratzen!"

München, Würzburg, Regensburg, Eichstätt, Augsburg u. a. Städte sind bereits „aufgeklärt". Das Diapositiv ist immer dasselbe, ebenso die Grammophonplatte: die Bischöfe hatten die Pflicht, die katholischen Lehrer väterlich zu mahnen in christlicher Liebe; die Lehrer sind ungehorsame, hochmütige, religionslose Trabanten des Liberalismus; also auf gegen — den Liberalismus! Wählt nur Zentrum! Interessant ist es nur, ein paar authentische Belege von der Wirkung dieser Aufklärung zu vernehmen. Bei der Münchener Versammlung machten nachweislich Nichtlehrer Zwischenbemerkungen, welche mit folgenden Bemerkungen quittiert wurden: „Naus! Hinaus! Werft ihn 'naus den Saububen!" und der Redner erteilte dazu seinen Segen mit dem ironischen Ruf: „Sehen Sie, das sind unsre Volks- und Jugendbildner!" Als bei der Abstimmung zur vorgeschlagenen Resolution einige Herren sich passiv verhielten, da schrien sie Männer und Frauen an: „Ihr Feiglinge! Pfui Teufel! Schämt Euch, Ihr Lausbuben; alle mitsammen seid Ihr Lausbuben. Ihr wollt Jugendbildner sein, Lausbuben seid Ihr, Feiglinge! Euch sollen wir unsre Kinder anvertrauen!" und dergl. — Ein andres Bild! In der Pfarrkirche zu Au bei Aibling am Fuße des Wendelsteins wird seit Jahren in der Pfingstzeit eine 9tägige Andacht zum hl. Geist abgehalten. Dieser Andacht wurde heuer ein Gebet zum hl. Geist eingefügt „um Bekehrung der Lehrer". So wirkt die Aufklärung auf fanatisierte Seelen! Den Bischöfen kann man ruhig zurufen, was König Heinrich IV bei Shakespeare dem Grafen von Worcester ins Gesicht schleudert (V, 1):

„Dies habt Ihr stückweis hergezählt,
Auf Märkten ausgerufen, in den Kirchen
Verlesen, um das Kleid der Rebellion
Mit einer schönen Farbe zu verbrämen . . ."

Digitized by Google

Mit Recht wird anläßlich der 25 jährigen Regentschaft in Bayern auf das Verhalten der Ultramontanen hingewiesen, die das Unglück des Landes, den plötzlichen Tod des Königs, dessen antiklerikale Gesinnung sie mit stiller Wut ertrugen, die Übernahme der Reichsverwesung dazu benützen wollten, um mit einem Schlage die verhaßten Räte des Königs zu beseitigen und ihre Männer an die Spitze zu stellen. Wer die damalige Stimmung der Landbevölkerung, namentlich im oberbayrischen und schwäbischen Gebirge kennt, wer weiß, daß eine Rebellion vor der Türe stand, der kann die fanatische Hetzarbeit des damaligen Ultramontanismus würdigen. Als aber vollends der Regent, anstatt dem Gesamtministerium die angesichts der fortgesetzten Hetzereien erbetene Entlassung nicht bewilligte, sondern in einem Erlaß vom 6. Juli ihm seine uneingeschränkte Anerkennung und Zufriedenheit aussprach, als er sogar sich auf das päpstliche Wort berief von der „vollkommenen Befriedigung über die Lage der katholischen Kirche in Bayern", da kannte die Wut der katholischen Presse in Bayern gar keine Grenzen mehr. Das Wort des Papstes wurde verhöhnt und verspottet, als Unsinn erklärt, worüber man gar nicht zu diskutieren brauche u. a. das sind jene Leute, die heute den Papst als unwissenden Idealisten, die Bischöfe als „Salber", die Mitglieder des kgl. Hauses als „gekrönte Agitatoren" herabsetzen, morgen die Autorität der Bischöfe und des Papstes und des Staates in den Himmel heben, die ganz nach der Weise der Sophisten für und gegen eine Sache mit gleicher Überzeugungstreue sprechen. Wer die Achtung der Ultramontanen vor weltlicher und geistlicher Autorität unverschleiert sehen will, der lese Zentrumsblätter durch aus jenen Tagen. . . .

Und wie der Klerikalismus auch sonst für die Aufklärung des Volkes bedacht ist, dafür wiederum ein paar Belege. Die „Forchheimer Zeitung" schreibt anläßlich des großen Brandunglücks in Teuschnitz: „Und wahrhaft erbauend war es, als eine große Menge Volkes in der Nähe des Brandplatzes zum Gebet vor dem Allerheiligsten, das Hochw. Herr Panzer, Dechantpfarrer, herbeigetragen hatte, niederkniete. An dieser Stelle wurde denn auch dem Feuer Einhalt geboten". Da wäre es doch klüger gewesen, der Herr Pfarrer hätte schon früher seines Zauberamtes gewaltet. — Wie man verwahrloste Kinder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft macht, dafür läßt uns eine Verhandlung ein Rezept kennen lernen, in der das „Kloster zum guten Hirten" in München (von Klosterfrauen geleitet) eine Rolle spielte. Die Hausordnung verzeichnet folgende merkwürdigen Punkte:

5	Uhr:	Aufstehen, Gebet.
6—7	„	Messe.
1/2 8	„	Morgengebet, gute Meinung.
8	„	Stundengebet.
9	„	Tageszeitengebet.
10	„	Gebet mit Gesang.
3/4 11	„	Gewissenserforschung.
11	„	Mittagessen (vor und nach dem Essen Gebet).
1	„	Stundengebet.
1/2 2	„	Hl. Geistgebet mit Gesang.
2	„	Gebet und geistliche Lesung.
3	„	Gebet für die Vorgesetzten.
1/4 4	„	Englischer Gruß.
4	„	Stundengebet.
5	„	Monatsandacht.
6	„	Stundengebet.
1/2 7	„	Abendessen (vor und nach dem Essen Gebet).
8	„	Nachtgebet.

Ich kann mir kein besseres Mittel vorstellen, der Jugend die Lust am wahren Gebet zu rauben als dieses Lippenexerzierreglement.

Aber „gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt", das ist dieser frommen Leute Kunst. Ein seltenes Dokument der Zeitkultur liefert eben dazu das „Straubinger Tagblatt" (Nr. 105), nach Dr. Sigl selig „das dümmste Blatt des ganzen Königreiches". Da die heimliche Entwendung der Volkszählungslisten nicht überall angeht, übt man anderswo und auch in Straubing die „Seelenbeschreibung", d. i. die Zählung der Katholiken, also: „Kommenden Montag und die folgenden Tage wird die herkömmliche Seelenbeschreibung mit Beichtzettelkontrolle vorgenommen. Zwecks rascher und sicherer Abwicklung dieses Geschäftes werden die Titl. Hausbesitzer hiermit freundlichst gebeten, die Beichtzettel ihrer Mietsleute zu sammeln und dem kontrollierenden Priester gemeinsam zu übergeben, demselben auch die nötigen Angaben über die Seelenzahl im Hause zu machen."

Nicht wahr, eine sonderbare Kontrolle! Der Katholik ist verpflichtet, mindestens einmal im Jahre zu Ostern zu beichten. Gewissenssache! Aber um das Gewissen einzelner zu stärken, wird in den katholischen Gegenden eine beglaubigte Quittung über seine mit dem Himmel bereinigte Rechnung verlangt, d. h. der bei der Beichte ausgehändigte Beichtzettel. Wer keine Quittung hat, wird ein paarmal gemahnt, im Weigerungsfalle wegen Nichterfüllung seiner Pflichten gegenüber seinem kirchlichen Verband, ausgeschlossen. Was das in katholischen Gegenden bedeutet, weiß nicht jeder: Geschichtskundige seien auf Analogien wie Acht und Aberacht, Boykott, Haberfeldtreiben u. dgl. hingewiesen. Wer als Katholik keinen Beichtzettel aufweist, ist anrüchig. Die katholischen Pfarrer Straubings sind klug und gewohnt, gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe zu erwischen. Sie treiben mit der einfachen Methode, die patentiert zu werden verdiente, auf die einfachste Weise Volkszählung, sie kassieren die Gewissensschulden ein und betrauen die Hausagrarier mit diesem delikaten Kontrollgeschäft in der stillen Erwartung, daß diese säumige oder widerspenstige Insassen mit der nötigen Schärfe behandeln, gegebenenfalls solchen anrüchigen Menschen ihr christliches Obdach verweigern, um nicht mit derlei „Ganorrhikern" unterzugehen.

Wie's die Pfarrherren von Straubing mit ihren Schafen, so macht's der „Rektor Bavariae", Herr von Orterer, der Direktor des Luitpoldgymnasiums in München, mit seinen Zöglingen. Gewohnt zu herrschen, regiert er despotisch wie ein Tatarenkhan. Die Eltern von Schülern werden kurz und barsch abgefertigt, wenn sie überhaupt das Glück haben, Seine Ritterschaft zu treffen und zu sprechen; die Schüler werden noch nach der alten Weise vor 50 und etlichen Jahren darüber, herangezogen: Tanz, körperliche Übungen, nackte Waden, nackte Hälse und Arme sind streng verpönt; der sonntägliche Besuch des Gottesdienstes ist eine Regel ohne Ausnahme; die Schüler werden zur Anzeige fehlender Mitschüler verpflichtet u. dgl. In jüngster Zeit haben sich die vielen Klagen gegen die Pädagogik Orterers in eine weitverzweigte Flucht in die Öffentlichkeit verdichtet. Jedenfalls zwecklos. Denn der Herr von Orterer fährt nicht aus seiner Haut, der vorgesetzte Minister ist machtlos gegen den mächtigen Präsidenten des Landtages mit erdrückender Zentrumsmajorität. Es bleibt nur eines übrig: Boykott des Luitpoldgymnasiums.

Menippus.

Randbemerkungen.

Der Ausweg.

Die rheinisch-westfälische Ortsgruppe des Hansabundes unter Herrn Kirdorf hat sich vom Hansabunde losgesagt, nicht um gegen ihn aufzutreten, sondern um sich neu zu organisieren und neben dem Hansabunde, ja sogar mit ihm seine „wahren" Ziele zu verfolgen. Sie gründen also den wahren Jakob von Hansabund. Das ist der Ausweg, den sie aus dem Rötgerschen Konflikt gefunden haben. Annähernd ein Kolumbusei. Aber es steht bedenklich schief. Wie können die Kirdorfleute mit dem Hansabunde parallel gehen, wenn doch der Hansabund sie als zur Gegenpartei gehörig empfindet? Wie wollen sie es vermeiden, gegen ihn zu arbeiten, wenn sie ausdrücklich feststellen, daß er

Digitized by Google

auf der Rießerschen Linie ein Schaden unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung werden müsse? Wie kann der, der die Einheit zerbricht und die Zersplitterung an ihre Stelle setzt, noch ein Ziel erstreben, das in nichts anderem bestand und besteht als eben in der Einigkeit? Der „Ausweg" der Kirdorfianer ist ein Ausfluß von Schwäche und Unklarheit. Sie hätten sollen wie früher durch den „Zentralverband" oder auf eigene Faust die Parteien unterstützen, denen sie sich nahe fühlen. Aber sie hätten uns verschonen sollen mit einer Neugründung. Für einen Hansabund zweiter Verdünnung besteht kein Bedürfnis. W.

* * *

Wie Gott das Zentrum schuf.

Die „Aschaffenb. Ztg." veröffentlicht ein satirisches Poem im Stile des seligen Meisters Johannes Fischart. Wie dort die Naturgeschichte der Jesuiten in knotigen Versen eines mittelalterlichen Knüppeldammes besungen wurde, so hier die Geburt des Zentrums:

„Der liebe Gott nahm her den Schöpfungskessel
Und setzte ihn dann auf das Fegefeuer
Und tat hinein die Jauche und die Nessel
Und Klauen von dem Lämmergeier
Und von dem Krokodil die Tränen,
Darauf noch ein Gemisch von Zähnen
Des Tigers, Luchses, Fuchses, Leoparden
Und vieler andrer Raubtierarten.
Dann ferner von des Wolfes Tücke
Nahm er ein paar der größten Stücke
Und warf sie in den Teufelsbrei,
Doch war vom Schaf auch was dabei:
Die Dummheit und der Pelz, was man
Zur frommen Maske brauchen kann. . . ."

Im weiteren Verlauf wird die Sache unästhetisch. Der liebe Herrgott muß sich die Nase zuhalten. Bis schließlich aus dem Topfe sich ein Scheusal wälzt:

„Mit Lauerblick und Krötenkopf,
Verdrehten Augen himmelwärts,
Im Riesenbauch ein steinern Herz,
Mit Machtgier und mit Lüstersinnen,
Wobei die Heuchlertränen rinnen . . .
So ist als Fluch in deutschen Landen
Das Zentrum eines Tags entstanden."

Die Verse sind weder schön noch sonderlich originell, aber es ist nicht uninteressant, daß ein Bayer des 20. Jahrhunderts, wenngleich kein Dichter wie Fischart, doch noch dieselben Töne gegen die „Römischen" zu finden weiß und dieselben Stimmungen kennt wie das 16. Jahrhundert. Das beweist, wie sehr sich die politische Tätigkeit Roms, der „Ultramontanismus", im Laufe der Jahrhunderte trotz allen Wandels der äußeren Formen gleich geblieben ist. W.

* * *

Das Nötigste.

Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte beschäftigt sich, was ihr niemand verübelt, mit ausländischen Gegenständen nur, soweit sie ein ostelbisches Interesse haben. Witzig aber ist, was für Dinge da als Lebensbedingungen des notleidenden Agrariers zusammenstehen. Die genannte Korrespondenz beruhigt in ihrer letzten Nummer das besorgte Herz ihrer Leser zunächst über den florierenden Salpetermarkt. An zweiter Stelle aber tröstet sie ihn: daß die französische Champagnerproduktion, trotz allgemeinen Rückganges der Weinernte, im Jahre 1910 immer noch 5 Millionen Flaschen mehr betrug als ein Jahr vorher". Die 5 Millionen sind allerdings in diesem Jahre wieder zertöppert worden, aber dafür ist nicht die Ertragsfähigkeit des Landes verantwortlich. Diese nimmt zu, und also darf das treue Herz rechts der Elbe beruhigt sein: Was ihm zum Leben das Nötigste ist, wird nicht mangeln: Dünger und Sekt. Tersites.

* * *

Der Zusammenbruch der Christlichsozialen.

Über Nacht hat sich die Stadt der weißen Nelke in eine Stadt der freiheitlichen Kornblume verwandelt. Wer dieses Ereignis miterlebt hat, fälscht seinen Eindruck durch ruhigen Bericht. Nur der Gedanke, daß das Befreiungswerk erst halb getan ist, nötigt zu kühlem Raisonnement. Die Christlichsozialen haben von ihren 20 Wiener Mandaten bloß 4 wiedergewonnen und nehmen im Parlament von ihren früheren 95 Sitzen nur mehr 76 ein, zu denen ihnen die Tiroler, Vorarlberger, Salzburger und Steiermärkischen Bauern sowie das nieder- und oberösterreichische Flachland verholfen haben. Doch ist es symptomatisch, daß auch in der niederösterreichischen Umgebung weniger christlichsoziale Mandatare ins neue Haus geschickt werden. Der Zusammenbruch läuft also dem einstigen Erfolg historisch parallel; denn auf die Eroberung Wiens ist die Eroberung Niederösterreichs gefolgt. Jetzt tritt die rückläufige Bewegung ein, die zum Fortschritt führt. Die Gründe für den Verfall dieser Partei sind der Tod ihres Führers, die Unpopularität ihrer jetzigen Granden und die systematische Arbeit der Presse. Die christlichsoziale Partei hatte niemals ein journalistisches Organ, das kulturellen Ansprüchen genügen konnte, weshalb ihre Intelligenz zur Lektüre freisinniger Blätter gedrängt wurde, freilich nicht zu jenen fanatisch-bornierten Blättern, für die der Mensch erst beim Juden anfängt, sondern zu rein sachlich, von sozialpolitischem Standpunkt kritisierenden Zeitungen, wie etwa der „Zeit". Wenn sich die Wiener Intelligenz dem Freisinn wieder zugewandt hat, so ist gerade diesem Blatt ein gehöriger Anteil an dieser Besserung beizumessen. Dazu kam noch, daß das christlichsoziale „Deutsche Volksblatt" seit Jahren in schroffstem Gegensatz zu dem faktischen Parteiführer Geßmann steht, und, um ihn zu entfernen, den ganzen Schmutz hinter den Rathauskulissen in die Öffentlichkeit getragen hat. Die Führer des kleinen Mannes sind große Herren geworden, die sich mehr um eigenes Wohlergehen, als um die vitalen Bedürfnisse des Volkes kümmerten und durch ihren Machthunger nach der Beherrschung des ganzen Reiches in einen argen wirtschaftlichen Gegensatz zur Reichshauptstadt geraten sind. Die christlichsozialen Abgeordneten waren der Majorität nach Vertreter des Agrarismus. Ihre prominente Bedeutung im Staat erwuchs ihnen jedoch aus der Beherrschung Wiens. Diese Zwitterstellung nach oben und nach unten, gegenüber der Regierung und gegenüber ihren Mandanten, mußte an der eigenen Verlogenheit zu Grunde gehen. Das ist der innere Grund des Ruines, den nun die drei äußeren Ursachen: Luegers Tod, Wirken der Presse, Unpopularität der Führer erfüllt haben. Übrigens trägt die ganze Wahl das Stigma des Antiklerikalismus. Auch die tschechischen Klerikalen haben von 17 Mandaten nur 7 behaupten können, und selbst der jüdische Klerikalismus — der Zionismus — verliert 2 von seinen 3 Sitzen. Das sind sehr bezeichnende Begleiterscheinungen, die von ihrer Bedeutung dadurch nichts verlieren, daß die klerikalen Italiener (10), die klerikalen Polen (2) und die klerikalen Slovenen (früher 18, jetzt 19) in unveränderter Parteistärke wiedererscheinen. In der Bukowina und in Böhmen vermochten die Wiener Christlichsozialen überhaupt nur je einen Parlamentssitz zu erringen. Der Traum von der Reichspartei ist ein für allemal ausgeträumt. Dem Debacle von unten folgt das Debacle von oben. Man erinnert sich, daß die Krone seinerzeit sehr lange gezögert hat, den Führer der Christlichsozialen, Karl Lueger, als Bürgermeister von Wien zu bestätigen. Das christlichsoziale Regiment war sozusagen ein völkisches Oktroy. Allem Anschein nach will sich die Krone jetzt von den aufgedrungenen Beratern befreien. Der christlichsoziale Parteiminister Richard Weiskirchner ist in der Stichwahl unterlegen und hat daher seine Demission gegeben. Nun versteift sich das Gerücht, daß seine Entlassung stante pede angenommen werden soll. Das gibt zu denken; denn 1907 hatten die Freisinnigen gleichfalls einen Parteiminister im damaligen Kabinett Beck, und dieser Parteiminister Marchet ist 1907 gleichfalls mandatsverlustig geworden (der Mißerfolg ist jetzt durch Dr. Schürff wettgemacht) und hat gleichfalls demissioniert. Aber seine

Digitized by Google

Demission wurde von der Krone abgelehnt. Mit Herrn Weiskirchner soll nicht so glimpflich verfahren werden. Das gibt zu denken und scheint ein sehr drastischer Fingerzeig von oben zu sein: denn auch Neumayer, der Bürgermeister von Wien, Liechtenstein, der Landmarschall von Niederösterreich, die Landesausschüsse Biehlolawek, Sturm, Geßmann, der Vizebürgermeister Hierhammer — alle diese christlichsozialen Dignitäre sind gefallen. Sollten nicht auch sie gemeint sein, wenn man Herrn Weiskirchner trifft? Politischer Anstand würde eine Resignation sämtlicher klerikalen Landes- und Stadtmandatare gebieten, denen die Wählerschaft so drastisch zu verstehen gegeben hat, daß sie durch sie nicht mehr vertreten sein will. Aber wir können diesmal wirklich warten, denn im nächsten Frühjahr ist Neuwahl in den Gemeinderat. Janus.

* * *

Amerika und die Meistbegünstigungsklausel.

Seit die Regierungen der nordamerikanischen Union und Kanadas sich über einen Gegenseitigkeitsvertrag geeinigt haben, der immer noch auf beiden Seiten der parlamentarischen Bestätigung harrt, wird über die Frage gestritten, ob dritte Nationen vermöge der Meistbegünstigungsklausel ohne weiteres aller Vergünstigungen teilhaftig werden könnten, die die Union und Kanada sich gegenseitig zugestehen wollen. Die amerikanische Regierung bestreitet das entschieden, wie sie es von jeher getan hat. Zum erstenmal im Jahre 1817, als Frankreich auf Grund der Meistbegünstigungsklausel für seine Schiffahrt in den Häfen von Louisiana die britischen Schiffen zugestandene Befreiung von gewissen Hafenabgaben forderte. Präsident John Quincy Adams antwortete darauf: Großbritannien habe diese Konzession mit einem Gegenzugeständnis erkauft; es könne unmöglich im Sinne der Meistbegünstigung liegen, daß andre Nationen dieselben Vorteile ohne jegliche Gegengabe erlangten; denn das hieße, meistbegünstigten Nationen ohne irgendwelchen Grund Geschenke machen. Demgemäß stützen sich die Amerikaner auch jetzt darauf, daß sie jedes kanadische Zugeständnis durch eine Gegenkonzession erkaufen müßten und nicht dulden könnten, daß Dritten diese Vorteile mühelos in den Schoß fielen.

Eine solche Begründung entspricht gewiß dem gesunden Menschenverstand, keineswegs aber dem klaren Wortlaut der Meistbegünstigungsklausel z. B. in ihrer ursprünglichsten Fassung in dem im Jahre 1815 zwischen der Union und Großbritannien abgeschlossenen Vertrage, woran mit keinem Wort die Rede von Konzessionen gegen Konzessionen ist, vielmehr bestimmt zum Ausdruck gebracht wird, daß von Waren britisch-europäischer Herkunft in den Vereinigten Staaten keine höheren Zölle erhoben werden dürfen als von Waren irgend einer andern Herkunft und umgekehrt.

Deutschland steht zurzeit mit den Vereinigten Staaten in keinem Vertrage, geschweige Meistbegünstigungsverhältnis, da es diesen aber durch ein autonomes Gesetz vorläufig gegen deren Mindeststand seinen gesamten Vertragstarif eingeräumt hat, so entspräche es den einfachsten Forderungen der Billigkeit, daß es in Hinsicht auf den anglo-amerikanischen Gegenseitigkeitsvertrag als meistbegünstigte Nation behandelt würde, falls andre Nationen mit einer solchen Forderung durchdrängen. Daran ist aber umso weniger zu denken, als die amerikanischen Gerichte noch neuerdings in einem französisch-amerikanischen Streitfalle bezüglich der Meistbegünstigung im Sinne der vom Präsidenten Adams zuerst angewandten Übung entschieden haben. Seit Jahren z. B. ist auch ein Gegenseitigkeitsvertrag zwischen der Union und Kuba in Kraft, ohne daß eine andre Nation die gleichen Vergünstigungen zugesprochen erhalten hätte. O. C.

* * *

Mond und Wetter. Ausblick.

Mit Rücksicht auf die kommende Reise- und Ferienzeit wird es vielleicht manchem Leser willkommen sein, über den weiteren mutmaßlichen Verlauf der Witterung möglichst frühzeitig unterrichtet zu sein.

Meine letzte Voraussage in Nr. 20 schloß ab mit dem Vollmond am 11. Juli, dem am 10. Juli die tiefste Deklination mit —27° 36′ vorhergeht. Einleitende Gewitter und in deren Gefolge kühles Wetter mit vorwiegend westlichen Winden und zahlreicheren Regenböen werden der mit dieser Mondstellung beginnenden Witterungsperiode ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

Mit der Annäherung an das letzte Viertel — 19. Juli —, das sich schon 10° 34′ über den Aquator erhebt, ist auf eine rasche Besserung des Wetters und schnelle Erwärmung zu hoffen.

Am 25. Juli haben wir Neumond mit einer nördlichen Deklination von +25° 41′, tags vorher höchste Deklination mit 27° 29′. Das ist im Sommer diejenige Mondstellung, die die stärksten Niederschläge und die schwersten Gewitter befürchten läßt. Selbstverständlich tritt dieser Witterungscharakter nicht in allen Gegenden in gleicher Schärfe und Stärke hervor, vielmehr ist es sehr leicht möglich, daß einzelne Gegenden nahezu gänzlich verschont bleiben, wenn die südliche äquatoriale Luft in ihrem Vorstoß nicht die erforderliche Kraft entfaltet, um zu den nördlicher gelegenen Gegenden vorzudringen. Die Annahme liegt jedoch nahe, daß unter den verheerenden Unwettern, die zu dieser Zeit zahlreicher aufzutreten pflegen, in der Hauptsache die südlicheren und westlichen Gegenden Deutschlands, namentlich die Gebirgs- und höher gelegenen Gegenden, sowie das Flußgebiet des Rheines und seiner Nebenströme zu leiden haben werden, während die Küstengegenden der Nord- und Ostsee nach anfänglich schweren Gewittern vielfach wohl nur reichliche Regenfälle zu erwarten haben. Im übrigen wird an der Hand der von mir schon früher mitgeteilten, für den Sommer geltenden Grundregel:

„Neumond, verbunden mit hoher Mondstellung, bringt Wärme (starke Hitze, heftige Gewitter mit schweren Niederschlägen);

Vollmond, verbunden mit tiefer Mondstellung, hat zwar zunächst vielfach auch Gewitter, Niederschläge (Hagelschlag), hinterher aber in der Regel stärkere Abkühlung im Gefolge“

jeder Leser bei Eintritt des zu erwartenden Witterungsumschlages sich ein eigenes, ziemlich sicheres Urteil darüber bilden können, nach welcher Richtung sich dieser Witterungsumschlag in der Gegend seines zeitweiligen Aufenthalts geltend machen wird und ob das Wetter mehr oder weniger nach dem durch die jeweilige Mondstellung bedingten Witterungscharakter hinüberschlagen wird.

Am 1. August folgt das erste Viertel mit einer südlichen Deklination von —12° 13′. Damit steht aber auch ein Nachlassen der Gewitter- und Niederschlagsperiode und für längere Zeit beständiges gutes Wetter in Aussicht. Wer wandern will, der greife um diese Zeit, sobald das Wetter aufzuheitern beginnt, zum Wanderstab. Ich glaube dafür einstehen zu können, daß er in seiner Erwartung guten Wetters nicht getäuscht wird.

Der Vollmond am 10. August, der jetzt schon vier Tage hinter dem auf den 6. August fallenden Tiefstand des Mondes — —25° 40′ — steht, aber selbst noch eine südliche Deklination von —19° 1′ aufweist, läßt nach einleitenden Gewittern zwar den Wiedereintritt regnerischen und kühleren Wetters erwarten, doch sind die Niederschläge kaum so schwer und heftig wie in der Neumondzeit und treten mehr in Form von Regenböen und Landregen auf. Dagegen kann, wenn sich während der voraufgegangenen tiefen Mondstellung auf der amerikanischen Seite des Nordatlantischen Ozeans die polare Luft ziemlich stark nach Süden vorgeschoben hat, mit dem Vollmonde eine recht unangenehm fühlbare Abkühlung eintreten, die in höheren Lagen so stark sein kann, daß der winterliche Ofen wieder in Tätigkeit treten muß. Etwaige in den Tagen vor dem Vollmond auftauchende Berichte über die Sichtung größerer Eisbergmassen auf der Neufundlandbank dürften auch für die Stärke der zu erwartenden Abkühlung einen gewissen Anhalt geben. Denn wenn auch die Eisberge selbst nicht imstande sind, die

Digitized by Google

Luft so zu durchkälten, daß dies noch auf eine Entfernung von Tausenden von Meilen merkbar wäre, so deutet das weite Vordringen der Eisberge nach Süden doch darauf hin, daß auch die polaren Luft- und Wasserströmungen, deren Antrieb die polaren Eismassen unterliegen, in stärkerem Vordringen begriffen sind und der über dem Ozean lagernden, vom Aquator herkommenden Luft eine starke polare Beimischung gegeben haben.

Am 17. August haben wir letztes Viertel mit einer nördlichen Deklination von +20° 17′. Mit der Annäherung an diese Mondstellung ist wiederum ein Nachlassen der böig-regnerischen Witterung der Vollmondzeit und eine allmähliche Besserung des Wetters zu erwarten.

Am 20. August haben wir höchsten Mondstand mit +27° 48′, am 24. August Neumond mit einer Deklination von +13° 53′. In dieser Zeit werden gefährliche Wetterkatastrophen — Gewitter, Niederschläge, allgemeiner Wettersturz — voraussichtlich wieder an der Tagesordnung sein. Zunächst im Süden an den Hängen der Alpen einsetzend — etwa zwischen dem 20. und 22. August — werden die Niederschläge ihr Herrschaftsgebiet allmählich weiter nordwärts vorschieben und vom Neumonde ab auch das nördliche Küstengebiet erreichen.

Am 31. August ist erstes Viertel mit einer Stellung von −23° 50′ unter dem Aquator. Wenn wir uns dieser Mondstellung nähern, wird auch das Wetter sich wieder bessern, und die letzten Tage des August wie die erste Woche des September versprechen sonnig-warmes, klares Wetter schon etwas herbstlichen Charakters, das für Fußwanderungen besonders günstig ist.

Erst der Vollmond — 8. September — mit einer aufsteigenden Deklination von −10° 22′, dem der tiefste Stand des Mondes mit −27° 46′ am 3. September vorausgeht, stellt einen Witterungsumschlag in ungünstigem Sinne — böiges Regenwetter mit starker Abkühlung — in Aussicht.

Das letzte Viertel am 15. September mit einer nördlichen Deklination von +26° 42′ und der auf den nächsten Tag fallende höchste Mondstand mit +27° 57′ läßt eine Reihe von warmen, vorwiegend heiteren, sonnigen Herbsttagen, die nur gelegentlich durch nicht allzu starke Niederschläge unterbrochen werden, erhoffen, bis der Neumond am 22. September, der noch 3° 53′ über dem Aquator steht, dieser Schönwetterperiode durch Zunahme der Niederschläge wieder ein Ende machen wird.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Felix Lorenz: „Mailand". Biermann & Klinckhardt (Leipzig).

Wenn man aus Deutschland zum erstenmal nach Mailand kommt, dann erscheint einem alles als selbstverständlich. Man geht durch diese Stadt mit ein paar ganz unabsichtlich mitgebrachten festen Begriffen in der Tasche. Stellt fest, daß es „die" moderne Stadt Italiens ist, verzeichnet ein „Vorherrschen der Industrie" und bemerkt, daß der Dom eine „große Zuckerbäckerei" sei. Wenn man oft in Mailand war und die Stadt endlich gut zu kennen glaubt, da steht auf einmal der Dom in einer undurchdringlichen Vielheit da; aber auch alle andern festen Werte sind sehr schwankend geworden. Die Stadt wird immer rätselhafter, und man merkt erst spät, in wie unheimlicher Art hier äußerste Kontraste miteinander verschmolzen sind: Überall das Toben einer funkelnagelneuen Industrie, die durch Lärm ersetzt, was ihr an Tradition abgeht — und mitten auf den Straßen und Galerien stehen die Menschen bedachtsam beieinander, wie auf den alten Darstellungen einer sacra conversazione. Ein paar Schritte von der trüb verrauchten Fassade des Nordbahnhofs steht der breite rote Kloben des Kastells da Sforza in die Erde gehämmert, und nach ein paar Minuten taucht hinter einer Ecke plötzlich die stumpf umzackte, verwitterte Klosterkirche der Maria aller Gnaden auf, mit Lionardos Abendmahl. Aber die kleine grünliche, stinkende

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000.– bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Lagune des Naviglio fahren staubaufstampfende Autos; und zwischen den elektrischen Bahnen dieser Arbeiterstadt schlüpfen die schönsten Frauen Italiens hindurch, mit den zartesten Gelenken Europas und dem unnachahmlichsten, uraltererbten Schritt.

In den paar Momenten, wo das Leben dieser Stadt zu pausieren scheint, ist man dann tief verwirrt.

Das ist der Augenblick für das Buch von Lorenz. Lorenz tut, was noch kein Darsteller Mailands gegeben hat: er entwirrt alle Verschmelzungen und er führt diese Einheit der Kontraste auf ihre ersten und geistigsten Wurzeln zurück. Ich habe die Stadt Mailand noch nie so überzeugend aus dem Charakter der lombardischen Menschen aufgebaut gesehen. Wie in seinem Buche „Sizilien" ist Lorenz auch hier offenbar von dem künstlerischen Problem gereizt worden, den Zusammenprall zweier Kulturen in die letzten geistigen Wirkungen zu verfolgen. Er entwirrt, wie Machtwillen und höchste Vertiefung in die Wissenschaften einander durchflechten; ungeheuren Drang nach Expansion im kaufmännischesten wie im transzendentesten Sinne, und stärkstes Kunstbewußtsein. Und dies Problem faßt er in seiner schwierigsten Form: gleichzeitig von den historischen und von den psychologischen Ausgangspunkten. Nun ist eine künstlerische Leistung, wie es Lorenz gelingt, für die Darstellung dieser Verstrickung von nördlichen und südlichen Instinkten zwei plastische Sinnbilder in die Mitte des Buches zu stellen, ein Werk und einen Menschen: den Dom und die Gestalt Lionardos. An Lionardo zeigt er das Schaffen dieser Stadt, ihre Bewegung, ihren Willensrhythmus; am Dom ihre geistigen Ziele. Zum erstenmal habe ich eigentlich in diesem kleinen Buche den überzeugenden Ausdruck für das furchtbare Ringen dieser Gotik Italiens gefunden, die nie zu Ende und nie zuviel bauen konnte, und die sich plötzlich vor einem der verwirrendsten Resultate sieht: wenn das christliche Licht der bunten Glasfenster um Raumgebilde der Antike schwebt! Mailands Dom, diese Verknotung der nordisch-christlichen, dunkel hoch ins Licht schießenden Senkrechten mit der breitruhenden Selbstverständlichkeit der südlich-antiken Horizontale — das ist ein Symbol der Stadt Mailand selbst. Lionardo ist der Mensch, in dem diese Doppelkräfte am überzeitlichsten spielten, der moderne Mensch. So etwa sieht Lorenz' Lösung des Rätsels Mailand aus. Er legt den seelischen Stand gegensätzlicher Kulturen bloß, die notwendig ineinander schmelzen mußten. Aber bei dieser künstlerischen Fassung des Problems rührt das — wohltuend unpathetisch und prägnant geschriebene — Buch an Dinge und Vorgänge, die schon im Überpersönlichen und Außerzeitlichen liegen, und die immer vor uns stehen, wenn wir zu letzten Fragen der Kunst kommen.

Ludwig Rubiner (z. Z. Mailand).

Misdroy steht schon im Zeichen der Sommersaison. Der letzte Sonntag war wieder einer von denen, die zu den verkehrsreichsten in diesem Jahre zu zählen sind. Der Fremdenzustrom floß unaufhörlich. Dampfer, Motorboote, Eisenbahnen waren überfüllt, aus Berlin trafen 28 Wagen des dortigen Automobilklubs ein. Es herrschte auf der 3 km langen Strandpromenade eine Art Großstadt-Treiben. Kurz, ein sicherer Beweis, daß jeder, der hier einmal geweilt hat, immer wieder gern nach dem von See, Wald und Bergen eingerahmten Misdroy zurückkehrt. Die Kurliste zählt bereits schon an 4000 Fremden, so daß Misdroy einer vorzüglichen Hochsaison entgegengeht.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 29. Berlin, den 15. Juli 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Lob der Eifersucht.

Ein französischer Politiker hat dieser Tage über den neu aufgelegten Marokkohandel gesagt: „Mit Deutschland alleine hätten wir uns allenfalls verständigt; wenn England dabei ist, werden wir nie fertig.“ Darin liegt die Situation gekennzeichnet, die Kiderlen-Wächter durch Entsendung eines einzigen kleinen Kriegsschiffes geschaffen hat. England, das seit sieben Jahren „desinteressierte“ England ist wieder von der Partei. Das désinteressement beginnt zu weichen. John Bull wird wieder er selbst, besinnt sich auf seine angeborenen Tugenden. Die unnatürliche Anspruchslosigkeit schwindet, John Bull hat wieder Interessen in Marokko. Lob und Preis der Eifersucht, die dies Wunder durch ein kleines Kanonenboot gewirkt hat. Es ist ein Spaß, Politiker zu sein, wenn unscheinbare Ursachen so unfehlbar berechnete Folgen haben, wenn eine kleine Pille so sicher wirkt. Da zerbrechen sie sich die Köpfe schockweis, was das kleine Boot in Agadir wohl für finstere Pläne beherberge. Wollte es die alten Ruinen von Agadir samt dem bergedurchfurchten Sus verschlucken? War es mit Kompensationsabsichten geladen? Spukte eine Konferenz in seinem Innern? Oder sollte es gar den verlorenen Vorposten eines schrecklichen Krieges spielen? Nein, das kleine Boot hatte ganz andre Zwecke, und sie kamen erst dahinter, als die Pille schon angefangen hatte zu wirken. Nicht dort, wo sie dachten, sondern ganz anderswo: in London. John Bull hatte sie prompt geschluckt.

Das ist eine lehrreiche Historie. Vor sieben Jahren schloß der selige Eduard mit Marianne ein Geschäft ab: Du nimmst Marokko, ich Ägypten. So teilen wir die Welt, und der deutsche Phantast zieht mit offenem Munde von Algeciras in die Heimat zurück, halb beglückt und halb enttäuscht, wie schön man ihn mit wirtschaftlichen Interessen und mit Redensarten, wie Integrität und Souveränität und offene Tür gefüttert und — gesättigt hat. Gesättigt? Nein, das doch wohl nicht. Im Magen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation knurrte gleich an manchen Stellen eine unbefriedigte Leere, und das Knurren wurde mit der Zeit nur stärker. Aber die Wurst war dem Handbereich entrückt, und als braver Philosoph redete sich der gute Deutsche nach Noten ein, er sei im Grunde doch eigentlich und in Wahrheit recht satt und wohlbefriedigt. War das dumm? Nein, das war sehr klug. Denn allmählich glaubten die andern alle wirklich, er sei so satt, wie ein dummer Hans, der eingebildeten Rinderbraten mit Anstrengung verdaut. Warum sollte man ihm das nicht noch einmal schriftlich geben? Mit Vergnügen. Und so bewilligte man ihm jenes Marokkoabkommen von 1909, das einem leeren Duplikat verzweifelt ähnlich sah und anscheinend gar keinen positiven Zweck verfolgen konnte. Der brave Hans mit seinem eingebildeten Braten ist schlauer gewesen, als sie dachten. Habt ihr alle euer Spezialabkommen mit Frankreich, dachte er, will ich auch eins haben. Was drin steht, ist gleich, aber es ist da und gibt mir nötigenfalls ein Spezialrecht, wenn es gilt, den eingebildeten Braten mit einem leibhaftigen zu vertauschen. Die Partie war ja zunächst in der Tat ungleich. Dank Englands désinteressement konnte Frankreich in aller Stille und Gemütsruhe an die Arbeit der pénétration pacifique gehen und den „Spaziergang“ nach Fez vorbereiten. Niemand störte seine Kreise. Der Michel schluckte alle Loyalitätsversicherungen bereitwilligst und gerne. Er war doch ein gutes Schaf. Nur die vermaledeiten Spanier wollten ihr Teil. Aber einen Konkurrenten verkraftet man am Ende, ganz ideal ist das Leben ja leider nie. Immerhin würde noch genug übrig bleiben. Denn John Bull hatte ja sein heiliges B. E. gegeben, daß er Marianne freie Hand lassen würde. Der war draußen vor. Gott segne die deutsche Dummheit.

Da kam mit einem Male das kleine Boot angefahren und sagte bescheidentlich: Hier ist ja noch soviel Platz, hier möchte ich ein bißchen liegen. O, welche Niedertracht. Welche Infamie. Wer hätte das so einem kleinen Boote zugetraut! Was soll das bedeuten? Wie die Ameisen krabbelten die Diplomaten plötzlich durcheinander und konferierten an allen Straßenecken. Pah, es ist nur eine „Geste“, fanden sie endlich heraus. Denn wozu wären sie Diplomaten, wenn sie nicht für

Digitized by Google

ein Ding einen Namen finden könnten! Aber was die Geste bedeuten sollte und bewirkt hat, das merkten sie doch erst, als es zum Krachschlagen schon zu spät war. Zwar hätten sie gleich gerne ein bißchen mit dem Knüppel gefuchtelt und wohl am liebsten dem kleinen Boot in Agadir ein paar große Drohkähne auf die Spur gesetzt, aber dazu mußte man doch Englands Einwilligung haben, am liebsten auch die Rußlands. Denn die Welt würde aufhören, wenn die heilige Tripleentente bei solcher Gelegenheit nicht triumphierte. Aber ach und wehe, was kam für Bescheid? Dem alten Russen liegt die Gegend zu entfernt, und das „treue, biedere Albion", perfide wie nie, sagte freundlich: „Wir sind ganz auf deiner Seite, Marianne. Wir werden pro forma wieder eigene Interessen in Marokko anmelden. Dadurch erhalten wir das Recht, dir Deutschland vom Leibe zu halten, aber du siehst ein, daß wir dann — leider — notgedrungen unser Désintéressements-Abkommen von 1904 revidieren müssen." O Schreck. In Deutschland nämlich las man aus dieser Antwort ganz anders herum die Meinung: „Wir stehen zwar diplomatisch auf Seiten Frankreichs, aber politisch können wir seine Marokkopolitik nicht zu der unsren machen. Vielmehr hat Deutschland im Prinzip ganz recht, wenn es Marianne auf die Finger schaut, und zwar aus der Nähe. Wir werden infolgedessen auch wieder von der Partie sein. Wir haben wieder ‚Interesse'." Schnödes Albion. Das also der Dank für Ägypten. Dort wird jetzt Lord Kitchener in seinem Fett sitzen und die ersehnte Macht in Händen halten, während wir — kaum geschaut, gemieden — den holperigen Weg nach Fez rückwärts antreten müssen: um nach alledem nur den einen Effekt zu hoben, daß wir jetzt wieder viere sind, die um die Wurst streiten.

Mit Englands Proklamierung marokkanischer Interessen ist eine neue Phase der Politik eingetreten. Es ist wieder ein Stück Eduardschen Gebäudes, das abbröckelt. Die Eifersucht auf Deutschlands berechtigten Eingriff hat das bewirkt. Und Preis sei dieser Eifersucht, denn wenn sie uns nichts einbringt — niemand vermag zu sagen, was bei der Viermächte-Konferenz herausspringen wird —, so hält sie doch auch Frankreich im Zaume. Und wenn selbst nichts erreicht würde, als daß Frankreich, Spanien und Deutschland ihre je 30 000 bzw. 300 (!) Mann aus Marokko zurückkonzentrieren (Frankreich so schlecht es denn geht), wenn also noch einmal die Algeciras-Akte „wieder hergestellt" werden und dieser ganze marokkanische Sommernachtstraum vorbeigeht wie ein leerer Spuk — er bleibt doch mehr als ein Spuk, denn er hat in Englands Schwenkung das Recht des deutschen Eingriffes vor ganz Europa klar bewiesen und dadurch die ungleiche Partie von Algeciras wieder wett gemacht. Das war der Zweck von Kiderlens langer Schweigsamkeit. Ganz einerlei also, wie die Geschichte weiter geht, sie ist schon bis hierher so lehrreich und abgerundet wie eine historische Novelle, betitelt: Lob der Eifersucht.

Die Beschlagnahme von Sendungen auf der Post.

Von Dr. jur. E. Staedler (Berlin).

Eine Beschlagnahme von Sendungen auf der Post scheint selbst in der bloßen theoretischen Vorstellung unser privates Rechtsgefühl notwendig an zwei Stellen zu gleicher Zeit verletzen zu müssen, an denen die Kulturmenschheit seit jeher besonders empfindlich gewesen ist: sie heißen „Eigentum" und „Briefgeheimnis". Indessen muß nun einmal das Privatrecht des Einzelnen sich wohl oder übel Einschränkungen gefallen lassen; dann nämlich, wenn die höher stehenden Interessen der Gesamtheit gefährdet sind. Alles, was die Rechtsordnung dabei tun kann, um unnötige Härten hintanzuhalten, beschränkt sich darauf, den unvermeidlichen Einbruch in das Privatrecht mit möglichst umfassenden Garantien zum Schutze des Einzelnen zu umgeben.

„Das Briefgeheimnis ist unverletzlich", so oder ähnlich steht es in den Staatsverfassungen aller Kulturvölker geschrieben, u. a. auch im Artikel 33 der preußischen Verfassungsurkunde. Die deutsche Reichspost hat für ihre Spezialrechtssphäre sich den gleichen Grundsatz zu eigen gemacht. Der zitierte Satz findet sich daher auch im Reichspostgesetz von 1871 wieder. Zugleich sind dort aber auch diejenigen Fälle gekennzeichnet, in denen der Grundsatz von der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses von der Post preisgegeben werden muß. Es sind dies, um vorweg die wichtigsten zu nennen: die Fälle des Strafprozesses und des Konkursverfahrens.

Die Reichs-Strafprozeßordnung kennt die Beschlagnahme als Mittel zu zwei verschiedenen Zwecken: zur Sicherung des Beweises gegen den Beschuldigten und zur Einziehung des Beschlagnahmegegenstandes selbst. Daß Postsendungen, namentlich Briefe, zur Überführung Verdächtiger sich ganz hervorragend eignen, ist zu bekannt, als daß ein Interesse der Strafverfolgungsbehörde an einer Beschlagnahme von Briefen noch des näheren begründet zu werden brauchte. Aber auch die sog. Einziehung von Sendungen zum Zwecke späterer Vernichtung von seiten der Behörde kommt stark in Betracht; man denke nur an verbotene ausländische Zeitungen und an das alltägliche Kapitel von den mit der Post versendeten Schriften und Abbildungen unsittlichen Charakters, wobei

Digitized by Google

es sich nicht etwa um einen von der Post auf eigene Hand eingeleiteten Feldzug gegen den sog. „Schmutz in Wort und Bild“ handelt, sondern um ein dauernd schwebendes Ermittlungs- oder gar Strafverfahren gegen alle bekannteren, meist im Ausland ansässigen Firmen, von denen die Verbreitung jener so scharf verurteilten und anscheinend doch so unentbehrlichen Literatur besorgt wird, und welches, wenn auch zu nichts anderm, so doch wenigstens zur Bestrafung des inländischen Beziehers wegen Teilnahme an der vom Strafgesetzbuch verbotenen Handlung führt.

Interessant ist in diesem Zusammenhange, daß die Strafprozeßordnung bei Postsendungen überhaupt von einer „Beschlagnahme“ spricht. Die Beschlagnahme an sich ist sozusagen nur das schwere Geschütz im Strafprozeß und tritt nur dann ein, wenn das grundsätzlich bloß vorgesehene „In-Verwahrung-Nehmen“ unmöglich wird, weil die gesuchten Gegenstände sich im Gewahrsam eines Dritten befinden, der sie „nicht freiwillig herausgibt“. Freiwillig also — das ist hiermit zugleich anerkannt — gibt die Post keine ihr anvertraute Sendung heraus. Wenn allerdings eine Beschlagnahmeverfügung ergeht, kann auch sie nichts mehr dagegen tun.

Zu einer Beschlagnahme von Postsendungen — auch Telegramme gehören hier mit dazu — ist nun lediglich der Untersuchungsrichter befugt. Die Staatsanwaltschaft hat das gleiche Recht nur dann, wenn in einem Aufschube Gefahr läge und wenn es sich nicht bloß um die Verfolgung einer ganz leichten Straftat, einer sog. „Übertretung“, handelt. Ob diese Bedingungen im Einzelfall erfüllt sind, hat allerdings die Post nicht zu prüfen. Andrerseits verliert die von der Staatsanwaltschaft verfügte Beschlagnahme von selbst ihre Gültigkeit, wenn sie nicht binnen drei Tagen vom Untersuchungsrichter bestätigt wird. Trifft also eine solche Bestätigung nicht rechtzeitig ein, so händigt vom vierten Tage ab die Post alle Sendungen wieder dem Adressaten aus. Umgekehrt ist ein einstweiliges Zurückhalten von Postsendungen auf der Post in Erwartung einer bereits in Aussicht stehenden Beschlagnahmeverfügung selbstverständlich ausgeschlossen und als Briefunterdrückung vom Gesetze mit Freiheitsstrafen bedroht. Die Polizei, dies ist hervorzuheben, hat in keinem Falle ein auch nur vorläufiges Beschlagnahmerecht gegenüber der Post.

Die Beschlagnahmeverfügung ist nur dann gültig, wenn sie schriftlich abgefaßt ist und wenn sie den Beschuldigten genau bezeichnet. Eine allgemeine Beschlagnahme, etwa um einen Verdächtigen erst zu ermitteln, ist also ausgeschlossen. Beschlagnahmt werden die Postsendungen nur bei derjenigen Postanstalt, der die Verfügung zugestellt ist, nicht etwa überall im ganzen Lande.

Eine Benachrichtigung von der ihm widerfahrenen Beschlagnahme erhält der Adressat oder der Absender meistens nicht. Die Post wäre dazu nicht berechtigt, und die Gerichtsbehörden sind nur dann dazu verpflichtet, wenn eine Gefährdung des Untersuchungszwecks nicht zu gewärtigen ist.

Bis jetzt war nur die Rede vom sog. ordentlichen Strafprozeß. Es gibt nun aber auch in dem schon genannten Reichspostgesetze selber strafprozessuale Bestandteile, soweit es sich nämlich um die Verfolgung von Portohinterziehungen handelt, d. h. hauptsächlich um die Fälle, in denen durch Verwendung von schon einmal gebrauchten Freimarken oder durch unbefugte Anwendung des Portofreiheitsvermerks der Postkasse Porto entzogen worden ist. Hier ist die Postbehörde selbst zu strafgerichtlichen Maßnahmen, denen man sich allerdings nicht zu unterwerfen braucht, vom Gesetz ermächtigt. Zu ihnen gehört auch die Befugnis zur Beschlagnahme derjenigen Postsendungen, die den Gegenstand der Portohinterziehung bilden. Aber hier ist der Zweck nicht, wie im ordentlichen Prozeß, die Überführung oder die Einziehung, sondern nur die pfandmäßige Sicherstellung des fiskalischen Anspruchs auf Entrichtung des Portos.

Abgesehen von diesen immerhin seltenen Fällen gibt es eine freiwillige Beschlagnahme von Postsendungen durch die Postbehörde selber nicht. Insbesondere darf von einer solchen nicht gesprochen werden, wenn die Post offene Sendungen wie Postkarten, Drucksachen und Warenproben von der Beförderung ausschließt, weil ihr Inhalt gegen die Gesetze verstößt oder wenn es sich, was z. B. bei den sog. Neujahrskarten eine ständig wiederkehrende Erscheinung ist, um beleidigende oder unsittliche Angaben oder Abbildungen handelt. Derartige Sendungen gehen, soweit sie im Betrieb überhaupt bemerkt und angehalten werden können, an den Absender zurück. Ist dieser nicht zu ermitteln, was allerdings die Regel zu sein pflegt, so werden sie, wie jede andre unbestellbare Sendung gleicher Art, deren Absender unbekannt bleibt, nach Ablauf einer gewissen Aufbewahrungsfrist von der Postbehörde vernichtet. Aber es leuchtet ein, daß hier von einem postseitigen Eindringen in das Eigentumsrecht des Absenders keine Rede ist.

Namentlich kommt es bei derartigen Gelegenheiten auch nicht etwa zu einer Strafanzeige gegen den Absender, geschweige denn zur Ablieferung der betreffenden Sendung an die Strafverfolgungsbehörde von seiten der Post. Die Post hat in dieser Hinsicht keine andre Anzeigepflicht als jeder Private, d. h. nur wenn sie einer Sendung die Kenntnis vom Vorhaben des Hoch- und Landesverrats, des Mordes und gewisser andrer, im § 139 des Strafgesetzbuchs aufgezählter schwerer Straftaten entnehmen sollte, würde sie zur Anzeige verpflichtet sein. Aber selbst dann hätte sie nicht das Recht zum Anhalten der Sendung und zu ihrer Ablieferung an die Behörde; sie müßte dieselbe vielmehr unbedingt mindestens dem Absender

Digitized by Google

zurückstellen, wenn sie schon von ihrem Rechte, die Sendung von der Postbeförderung auszuschließen, Gebrauch machen will.

Neben den Fällen des Strafprozesses ist derjenige des Konkursverfahrens nur von geringem Interesse. Nach der Konkursordnung sind nämlich die Post- und Telegraphenanstalten verpflichtet, auf Anordnung des Konkursgerichts — also nicht etwa auf die des Konkursverwalters — alle für den Gemeinschuldner eingehenden Sendungen, mit alleiniger Ausnahme der sog. Postaufträge, dem Konkursverwalter auszuhändigen. Man sieht: um eine eigentliche Beschlagnahme handelt es sich hierbei nicht, obwohl es in der Wirkung für den Betroffenen auf dasselbe herauskommt; indessen vermeidet auch das Gesetz selbst hier den Ausdruck „Beschlagnahme".

Im Zivilprozeß endlich kommt etwas der Beschlagnahme Ähnliches nur bei der Zwangsvollstreckung vor, die bekanntlich, soweit es sich um körperliche Sachen handelt, durch Pfändung, d. h. „Inbesitznahme" seitens des Gerichtsvollziehers erfolgt. Etwas Derartiges gibt es nun nicht bei Postsendungen, solange sie sich im Gewahrsam der Post befinden. Auf sie hat der Gerichtsvollzieher keinen Zugriff, auch nicht, wenn es sich um die sog. Pfändung des Herausgabeanspruchs handelt, wie er bekanntlich dem Absender an der Sendung bis zu deren Aushändigung an den Adressaten zusteht. Also auch die in solchen Fällen sonst anzuwendende Anordnung des Vollstreckungsgerichts zur Herausgabe der Sache an den Gerichtsvollzieher würde der Post gegenüber nicht durchgreifen. Etwas anders wäre die Pfändung des Absenderanspruchs auf Herausgabe eines von ihm auf eine Postanweisung eingezahlten Geldbetrags o. dgl. Hier ist von der Beschlagnahme einer Postsendung naturgemäß nicht mehr die Rede.

Die Zuständigkeit der Schwurgerichte.

Von Staatsanwalt Dr. Elwert (Stuttgart).

Der Reichstag hat bei der zweiten Lesung der Gerichtsverfassungsnovelle die Zuständigkeit der Schwurgerichte den Vorschlägen der Regierung entsprechend neu reguliert. Es sind eine Reihe von Verbrechen, die bisher vom Schwurgericht abzuurteilen waren, diesem abgenommen und an die Strafkammer verwiesen worden. Darob ist in einem großen Teil der Presse ein Sturm der Entrüstung ausgebrochen: man sieht darin eine grobe Versündigung gegen das heutzutage für unfehlbar erklärte Dogma von der Unantastbarkeit des Laienrichtertums und man sieht schon das ganze freiheitliche Institut des vermeintlich urdeutschen, in Wirklichkeit vom Ausland importierten Schwurgerichts bedroht, wenn seine Zuständigkeit beschränkt wird.

Gerade das Gegenteil ist der Fall. Wenn man den Schwurgerichten die Aburteilung des betrügerischen Bankerotts, der Fälschung öffentlicher Urkunden, gewisser Amtsverbrechen u. dgl. abnimmt und ihnen nur die schweren Delikte mit einfacherem Tatbestand beläßt (z. B. Mord, Totschlag, Raub, gewisse Sittlichkeitsverbrechen), so wird das eine Stärkung des Ansehens der Schwurgerichte zur Folge haben. Oder glaubt man, daß eine solche nicht nötig sei? Dann lese man die Sammlung von offenbar falschen „Wahrsprüchen" nach, die in der juristischen Literatur sich anhäuft und auch dem begeistertsten Anhänger der Schwurgerichte zu denken geben muß. Oder man verfasse einmal große Rundschreiben an die Geschworenen selber, die in den letzten 10 bis 20 Jahren dieses Ehrenamt bekleidet haben und frage einmal bei ihnen an, was sie selbst von dem ganzen Institut des Schwurgerichts und überhaupt des Laienrichtertums halten und welchen Eindruck sie insbesondere mit nach Hause genommen haben, wenn sie nach mehrtätiger Verhandlung über einen betrügerischen Bankerott, der mit der Fälschung von einem Dutzend öffentlicher und privater Urkunden und womöglich noch mit Betrug und Unterschlagung zusammentraf, den an sie gestellten Fragen geradezu hilflos gegenüberstanden! Sie werden es als eine Erlösung bezeichnen, wenn man sie in Zukunft mit derartigen unwürdigen Situationen verschont. Sie werden es aber überhaupt dankbar begrüßen, wenn durch die Reform die Tagesordnungen der Schwurgerichte etwas abgekürzt werden; denn für die weitaus größte Zahl der Geschworenen bedeutet der Geschworenendienst eine sehr unliebsam empfundene Last, der man sich durch Ablehnungs- und Befreiungsgesuche möglichst zu entziehen sucht. Auch diese letztere Tatsache wird bei der Beurteilung des Laienrichtertums viel zu wenig gewürdigt, wie denn überhaupt bei der Besprechung der gegenwärtig schwebenden Prozeßreformfragen die Praktiker viel zu wenig zu Wort gekommen sind und viel zu wenig Beachtung gefunden haben gegenüber den vom Staub der Praxis meist unberührten Universitätsprofessoren und Berufsparlamentariern.

Leider ist nun aber die Reform auf halbem Wege stehen geblieben. Weder Regierung noch Reichstag haben es bei dieser Neuregulierung der Schwurgerichtskompetenz gewagt, die Hand an die Wurzel des Übels zu legen, an dem unsre ganze Rechtspflege in Zivil- und Strafsachen krankt, nämlich an die Mißachtung des Eids und die schwere, fast unmögliche Verfolgbarkeit des Meineids bei der jetzt hierfür bestehenden schwurgerichtlichen Zuständigkeit. Und doch wird man sich darüber nicht täuschen dürfen: wenn bei

Digitized by Google

der augenblicklich zur Beratung stehenden Reform hieran nichts geändert wird, dann werden wir in Deutschland aus den unbefriedigenden Verhältnissen unsres Rechtslebens, die immer aufs neue wieder zu Verstimmungen und zur Untergrabung der staatlichen Autorität führen, nicht herauskommen; denn nach Abschluß der augenblicklich vorliegenden Reform wird an unserm Strafprozeß und unsrer Gerichtsverfassung nicht so bald wieder geändert werden. Leider steht ja auch bei der Beratung derartiger rein juristischer Fragen unser Reichstag immer zu sehr unter dem Eindruck der demnächstigen Neuwahlen und behandelt auch die Strafprozeßreform viel zu viel von parteipolitischen und parteitaktischen Erwägungen aus. So sehr deshalb eine rasche Verabschiedung dieses Gesetzentwurfs zu wünschen wäre, so erhebt sich doch die Frage, ob es im Interesse einer ruhigeren und sachlicheren Beratung nicht wünschenswert wäre, wenn die Verabschiedung der Strafprozeßreform durch einen Reichstag erfolgte, der nicht vor den Neuwahlen stünde.

Daß unser heutiger Rechtszustand, der die Aburteilung des Meineids den Geschworenen zuweist, ein direkt unbefriedigender ist, das wird jeder bestätigen, der selbst einmal versucht hat, auf dem Weg einer Verurteilung seines Gegners wegen Meineids zu seinem Recht zu kommen. Es ist der täglich vorkommende Fall: ein Zivilprozeß ist dadurch verloren worden, daß der Gegner den ihm zugeschobenen oder auferlegten Eid geleistet hat. Der Eid war falsch. Das Unrecht triumphiert und wird durch den Spruch des staatlichen Gerichts sanktioniert. Der Verlierende bezahlt zu Unrecht neben der Klagsumme auch noch die Prozeßkosten beider Parteien und sämtliche Gerichtskosten. Er steht vielleicht vor dem wirtschaftlichen Ruin. Nun sucht er zu seinem zweifellosen Recht dadurch zu gelangen, daß er den Gegner wegen Meineids zur Anzeige bringt: im Fall der Verurteilung des Gegners wegen Meineids kann der verloren gegangene Zivilprozeß wieder aufgenommen und alles restituiert werden. Er wird nun aber mit seiner Meineidsanzeige wenig Glück haben. Selbst wenn er aber bei der Staatsanwaltschaft Gegenliebe finden sollte und diese die Beweise für hinreichend erachten sollte, um öffentliche Klage zu erheben, was schon selten genug der Fall ist: daß das Gericht auf die Aussagen des Anzeigenden hin, der als frühere Prozeßpartei doch immerhin interessiert erscheint, das Hauptverfahren vor dem Schwurgericht eröffnet und es also wirklich zu einer Schwurgerichtsverhandlung wegen Meineids kommt, ist noch viel seltener. Kommt es aber ja zu einer solchen Verhandlung, so ist es in den wenigsten Fällen möglich, eine Verurteilung zu erzielen. Es ist für einen Geschworenen, und zwar auch für den gebildeten Laienrichter, außerordentlich schwer, ja in vielen Fällen nahezu unmöglich, sich in den Gang und Zusammenhang des in Frage stehenden Zivilprozesses, in dem der Meineid geleistet sein soll, mit allen seinen Einzelheiten materiellrechtlicher, prozessualer und tatsächlicher Natur einzudenken, diesen ganzen Sachverhalt nun zu beherrschen und auseinanderzuhalten von dem jetzt stattfindenden Strafverfahren und seinen Ergebnissen. Wie soll der einfache Mann aus dem Volk, der als Geschworener berufen ist, selbst wenn er mit voller Aufmerksamkeit der langen Verhandlung folgt und nicht etwa in Gedanken zu Hause bei der Ernte oder im Geschäft ist, wie soll ein solcher Durchschnittsgeschworener beim besten Willen in der Lage sein, sich zu einem Urteil darüber durchzuringen, ob der fragliche Eid ein Meineid war?! Zumal bei einer widerspruchsvollen Beweisaufnahme, wie sie bei der Länge der inzwischen verstrichenen Zeit und dem verschiedenen Erinnerungsvermögen der einzelnen Zeugen regelmäßig sich gestalten wird. Nirgends eröffnet sich für eine gewandte oder gar skrupellose Verteidigung ein so dankbares Feld als gerade bei Meineidsprozessen vor den Geschworenen. Daher die unzähligen Freisprechungen vor dem Schwurgericht, auch bei den eklatantesten Eidesverletzungen; daher aber auch die seltenen Verhandlungen wegen Meineids vor dem Schwurgericht. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Staatsanwaltschaft weitaus den meisten Anzeigen wegen Meineids keine Folge gibt oder das Verfahren bald einstellt. Natürlich gibt es auch viele unbegründete Anzeigen; aber auch in Fällen, wo sich immerhin einiger Verdacht begründen ließe, droht der Eifer der Anklagebehörde zu erlahmen angesichts des voraussichtlichen Ausgangs des Verfahrens. Wozu auch immer wieder den ganzen Apparat einer Schwurgerichtsverhandlung inszenieren und vielleicht dem Staat nicht unerhebliche Kosten verursachen, wenn doch eine Freisprechung des Meineidigen vor den Geschworenen zu erwarten steht?! Der moralische Schaden ist ja noch größer, wenn bei jeder neuen Freisprechung das Bewußtsein in immer weitere Kreise dringt, daß eine Verurteilung wegen Meineids nahezu unmöglich ist. Und so wird der durch den Meineid um sein Recht betrogene und vielleicht Ruinierte an Gott und der Welt verzweifelnd dem Querulantentum verfallen oder doch die Reihen der Feinde unsrer Rechts- und Staatsordnung stärken.

Die zahllosen Rechtsbeugungen infolge ungesühnter Eidesverletzungen haben zum großen Teil die Unzufriedenheit mit unsrer Rechtspflege heraufbeschworen. Wenn das so weitergeht, wenn auch in Zukunft, wie bisher schon, Lug und Trug, Schwindel und Ausbeutung ungestraft ihr Wesen treiben dürfen, dann wird das vergiftete Rechtsgefühl immer weiterer Kreise ein fruchtbarer Boden für die staatsfeindlichen Tendenzen. Darum gebe man dem Eid, der letzten und

Digitized by Google

höchsten Instanz, dem Appell an das Gewissen auch bei der strafrechtlichen Verfolgung seiner Verletzung den Platz, der ihm gebührt, nämlich die ernste Strafkammerverhandlung an Stelle der von Zufälligkeiten abhängigen Schwurgerichtsjudikatur! Die Strafkammern werden ja in Zukunft mit Laien durchsetzt sein. Es ist also alle Garantie dafür gegeben, daß auch die Auffassung des Laien bei der Prüfung der Schuldfrage zu ihrem Recht kommt, und man braucht nicht zu befürchten, daß nur Juristen mit streng formeller Denkweise den fraglichen Eid des Angeklagten beurteilen. Von den drei Laien, die in Zukunft in der Strafkammer sitzen, müssen zwei für schuldig stimmen, wenn der Angeklagte verurteilt werden soll. Außerdem gibt es in Zukunft gegenüber freisprechenden und verurteilenden Erkenntnissen der Strafkammer das Rechtsmittel der Berufung, die schwurgerichtlichen Urteilen gegenüber bekanntlich nicht gegeben ist. Gerade eine Nachprüfung vor einem Berufungsgericht ist bei Eidesdelikten von unschätzbarem Wert. Der Schwörende soll wissen, daß seine eidliche Aussage unter Umständen eine doppelte Nachprüfung vor Gericht zu gewärtigen hat. Dann wird er etwas vorsichtiger sein, als wenn er nur eine einmalige Verhandlung, noch dazu vor einem Schwurgericht, zu befürchten hat, die heute schon vielen wie eine Farce erscheint. Auch die Aburteilung der fahrlässigen Eidesverletzung untersteht ja nach bisherigem wie nach künftigem Recht der Strafkammerzuständigkeit: die Frage, ob fahrlässige Eidesverletzung vorliegt, ist aber meist viel schwieriger als die Frage, ob wissentlich falsch geschworen wurde. Hält man die Strafkammern also für befähigt, die erstere Frage zu entscheiden, dann werden sie auch die letztere, einfachere Frage beurteilen können!

Es gibt keine zuverlässige Kriminalstatistik über Eidesverletzungen. Zahllose Eidesverletzungen kommen gar nicht zur Anzeige. Viele andre sind unbegründet. Von den begründeten reifen die wenigsten zur Verhandlung. Und die wenigsten Verhandlungen enden mit einer Verurteilung, selbst in den eklatantesten Fällen. Man kann deshalb aus der Zahl der Urteile weder auf eine Zunahme noch auf eine Abnahme der Eidesverletzungen schließen. Das aber steht fest: die Verbrechen gegen die Eidespflicht nehmen zu; die Scheu vor dem, was das Heiligste sein sollte, nimmt in erschreckender Weise ab. Ist das nicht eine Bankerotterklärung unsres religiösen und sittlichen Volksvermögens, wenn die Anrufung Gottes zur Beteuerung einer Behauptung im Prozeß nichts mehr gilt?

Mehr als je gilt es heute, das Rechtsbewußtsein zu stärken und das erschütterte Vertrauen des Volks zu einer unbeugsamen Rechtspflege zu festigen. Die Grundlage unsres ganzen Rechtslebens ist aber der Eid. Ihn gilt es durch eine kraftvolle Änderung unsres jetzigen, durchaus unbefriedigenden Rechtszustandes gegen leichtsinnige und frivole Verletzung zu schützen. Videant Consules!

Die Bildnisausstellung in Florenz 1911.

Von Arthur Neißer.

Es ist ein ungeheures Vielerlei von Kunsteindrücken, die in diesem Jahre, da Italien die fünfzigste Wiederkehr seiner Unabhängigkeit und seiner Erhebung zum Königreich festlich begeht, auf den Italienpilger einstürmen, und doch wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, diese lehrreiche Rückschau auf Italiens Kulturentwicklung zu studieren, obwohl ich mir bewußt war, daß ich mich gegen die eigentlichen Italien-Reize in diesem Jahre werde teilweise verschließen müssen. Von der Weltausstellung in Turin, die weder Ende März, noch auch Anfang Mai auch nur einigermaßen fertiggestellt war, will ich heute, kann ich heute noch ebensowenig reden, wie von den zahlreichen römischen Ausstellungen, die mannigfachen Eindrucksbilder muß ich erst noch nachprüfen und zumal in Rom erst noch einer endgültigen Revision unterwerfen, bevor ich mich getraue, sie gesammelt wiederzugeben.

Ganz anders, herrlich anders liegt der Fall hier in Florenz. Hier, wo sich die Harmonie und ruhig vertiefte Geschlossenheit des Landschafts- und Stadtbildes mit begütigender Ruhe auf Seele und Sinne legt, ist man stets sofort eindrucksfähig, eindrucksreif und reproduktiv zugleich. Ich trete wieder, wie nun seit einem Jahrzehnt schon mehrere Male, mit fieberhafter Sehnsucht auf den Domplatz, lasse dort die bunte und doch so weichlinige Gesamtheit des Domes und des Baptisteriums auf mich einwirken und gelange dann, wie von den Renaissancegeistern geführt, ganz von selbst auf den Platz der Signoria. Ich studierte die plastischen Schätze der Loggia dei Lanzi und betrat den stolzen Bau des Arnolfo di Cambio, den Palazzo Vecchio mit den gleichen Feiergefühlen wie stets; kein aufdringliches Reklameschild versperrt die Weihestimmung, man durchschreitet den Vorhof und steigt die Treppe zum Eingang in die Bildnisausstellung empor, ohne sich des steifen Jubiläumsdaseins bewußt zu werden, das ein Teil der Fremden in diesem Jahre in Italien absichtlich führt (darüber ein andermal mehr!). Der gesamte künstlerische Florenz-Komplex hat seine Bekrönung in diesem Jahre in einer Ausstellung gefunden, die diesen heute schon in Mißkredit geratenen Titel eigentlich nicht verdient. Was hier vom Ende des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts an Porträts zusammengebracht worden ist, wäre fürwahr eines

Digitized by Google

Spezial-Porträt-Museums würdig, wie wir es noch nirgendwo besitzen, und darin liegt für mein Gefühl das ungemein Lehrreiche dieser Porträtschau, daß sie uns lehrt, die Kunstgeschichte induktiv, gleichsam an praktischen Schul-Spezialbeispielen zu studieren. Wir — und ich denke hier an einen großen Teil der Fachleute ebenso sehr wie an die gebildeten Laien! — haben uns alle daran gewöhnt, in Velasquez, Rubens, van Dyck, in Franz Hals und in Rembrandt, ferner in einem Teil der übrigen vlämischen Malerschule, außerdem in Dürer, Holbein, Amberger, Grünewald u. a., die Klassiker des Porträts zu erblicken. Wir wissen auch aus der Kunstgeschichte, daß im Mittelalter die sogenannten Donatorenbildnisse, die Porträts der Altarstifter, die Vorstufe zu der modernen Bildniskunst bilden, wir kennen auch von Rafael, wir kennen von den Venezianern, von Tizian &c. Prachtporträts, aber wer von uns getraut sich zu behaupten, daß ihm die hier vorgeführten Meister des Porträts, daß ihm Namen wie Antonio Ciseri, Stefano Ussi, Gordigiani, Piccio, Pietro Longhi, Grassi, Lampi, Ghislandi und Sustermans auch nur einigermaßen geläufig waren? Es ist freudigst zu begrüßen, daß uns diese Florentiner Bildnisschau in die Werkstatt von Meistern aus jener Übergangszeit der italienischen Kunstgeschichte geführt hat, in die wir ohne einen solchen festlichen Anlaß sicherlich niemals einen Einblick gewonnen hätten; und auch dies ist hocherfreulich, daß sich so viele auswärtige Galerien, so die von Berlin, von Wien — hier namentlich auch die Wundergalerie des Fürsten Lichtenstein — und Petersburg neben den meisten italienischen öffentlichen und privaten Sammlungen bereitwilligst damit einverstanden erklärten, viele ihrer charakteristischsten Porträts für diese Ausstellung zu leihen; nur auf diese Weise ließ sich die nach menschlichen Begriffen schier lückenlose Vollständigkeit erzielen, wie sie uns hier entgegentritt, soweit die Geschichte des italienischen Porträts am Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1861 in Betracht kommt.

Nicht leicht läßt sich ein passenderer Rahmen für eine derartige Ausstellung denken wie der Palazzo Vecchio, mit seinem Wechsel von großen Sälen und intimen Appartamenti, mit seinem Wechsel von festlich belichteten Festräumen und mystisch seitlich erhellten Studierzimmern, mit seinen von Giorgio Vasari und seinen Schülern dekorativ jedenfalls ungeheuer wirkungsvoll ausgemalten Decken und mit den malerisch winkligen Durchgängen, die auch zu Zeiten durch eine Loggia, den „Tarazzo di Saturno“, unterbrochen werden, von wo man wohlige Ausschau und Seelenrast halten und sich sinnend erfrischen kann an dem malerisch in die toskanischen grünen Hänge eingefriedeten Florenz und in das Gewinkel seiner alten Gassen; erst wenn man sich satt gesehen hat an dem schwarzgrünen Ernst der fernen Zypressen, die San Miniato umschirmen und die allüberall an den Berglehnen wie schweigsame Schönheitswächter stehen, dann erst sammelt man sich zu erneutem Schauen. Außerordentlich wohltuend und wie ein chronistischer Zentralpunkt, um den sich die übrige Ausstellung strahlenförmig gruppiert, mutet der „Salone des 16. Jahrhunderts“ an, dieser im Jahre 1495 errichtete Saal, dessen Ausmalung ursprünglich Michelangelo und Lionardo da Vinci hätten vornehmen sollen, der dann aber erst Ende des 16. Jahrhunderts von den Epigonen Vasari, Stradano, Zucchi und Naldini mit teilweise freilich etwas äußerlichen Fresken ausgestattet wurde; nun wird in diesem Riesensaale des Beschauers Aufmerksamkeit aufs schönste von einigen besonders charakteristischen Porträts in Anspruch genommen, unter denen diejenigen Giusto Sustermans das meiste Interresse erregen. Seine Zugehörigkeit zu dem Zeitalter der üppigen Prunkmalerei, zum Zeitalter der großen Vlamen, bekundet dieser Maler schon rein äußerlich durch das Betonen des Dekorativen: er schwelgt in malerisch-großzügigen Kontrasten, er breitet, wenn er einen der medizäischen Herrscher, etwa Cosimo's II. Sohn Mattias, darstellt, eine Decke hin, umschattet den Dargestellten durch einen großen Vorhang, und so wird des Herrschers Hoheit durch ballustradenartige Beigaben schon äußerlich gekennzeichnet; wenn dann, wie in dem Porträt der Maria Magdalena von Österreich, dieser rote Vorhang noch in malerischen Gegensatz zu einem schwarzen Kleide tritt, oder wenn, auf dem Bildnis Francesco Medici's neben dem inmitten einer Ideallandschaft stehenden Fürsten ein Mohr auftaucht und mit seinem funkelnden Auge ein neues Glanzlicht in das Bild bringt, dann tritt uns die Leuchtkraft dieser Gemälde um so deutlicher entgegen. Sustermans ist auch einer derjenigen Maler, bei dem das Detail, etwa die Stickerei auf den Ärmeln des Kostümes des jugendlichen Leopoldo Medici, stets hinter die Charakteristik des Menschen zurücktritt. Was mich an den Bildnissen andrer, etwa des Lorenzo Pêcheux so stört, ist eben dieses Überwiegen des Kostümlichen, während bei Santi di Titos Porträts des Francesco Buonaccorsi Kostüm und Mensch eine untrennbare Einheit bildet und nur die flache Malerei etwas befangen wirkt. Der schon erwähnte Giusto Sustermans ist augenscheinlich mit besonderer Liebe zur Ausstellung gebracht worden, und ich muß hier noch eines seiner Kabinettstücke gedenken, jenes Bildnisses der lieblich-jugendlichen Margherita Medici mit dem zusammengeknüllten feinst ornamentierten Spitzentaschentuch in der Hand und mit dem charakteristischen gelbroten Glockenrock, der steif und hart gemalt ist und unter dem man dennoch den blühenden Mädchenleib ahnt. Daß Sustermans der Typus des Dramatikers der Farbe ist, das zeigt sein ausgezeichnetes Bildnis des Geri della

Digitized by Google

Rena, augenscheinlich eines fanatischen Parteiführers, dessen wilde Augensprache und dämonische Herrschergebärde sich unvergeßlich in unsre Erinnerung gräbt; überhaupt ist es das Prachtvolle an dieser Porträtausstellung, daß wir in ein mehr oder minder enges persönliches Verhältnis zu dem einen oder andren der dargestellten Personen treten. Die Auswahl der Bilder zu dem schönen Katalog der Ausstellung ist von so geübter Hand getroffen und die technische Ausführung durch das „Istituto italiano d'arti grafiche" in Bergamo (in deren Verlag übrigens nach Schluß der Ausstellung ein großes Prachtwerk „Il Ritratto italiano" erscheint) — ist so ausgezeichnet gelungen, daß wir an der Hand dieser Illustrationen unbedenklich vorgehen und einige der Hauptwerke vor unser geistiges und sinnlich-retrospektives Auge zaubern können. Mit Fug und Recht figuriert an der Spitze dieser Illustrationen jenes weltberühmte Bildnis des Hauptmanns Alessandro dal Borro aus dem Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, das bisher dem Velasquez zugeschrieben wurde, nunmehr aber wohl mit immer größerer Sicherheit dem Andrea Sacchi zugewiesen werden muß. Allerdings kann vielleicht das Lachen, das hier beim Nebeneinander der Bilder eben jenes Hauptmannes und des Orazio Giustiniani von Sacchi als besonders ähnlich in den beiden Porträts auffällt, vielleicht doch nur auf Zufall beruhen, und man hat ja gerade in der Kunstgeschichte in dieser Beziehung schon die eigenartigsten Überraschungen erlebt. Ein wahres Labsal für den Kunst- und Musikfreund bietet das Bildnis eines jungen schönen Lautenspielers von Leandro Bassano (1558—1623). Vor einer fern verebbenden Abendlandschaft, die mit ihren letzten Schatten in das Gemach hineindämmert, steht ein schöner junger Mann und blickt den Beschauer mit unsagbar musikalischem Ausdruck an, er rührt leise die Saiten und trällert wohl ein melancholisches Abendlied vor sich hin, sein Hund aber blickt mit schmachtender Treue zu ihm auf. Und doch! Was für ein Schmerz tiefer resignierter Lebensverachtung liegt in den verhärmten Zügen des Selbstporträts des ordengeschmückten alternden Künstlers Bassano selbst! Die im Katalog folgende Abbildnng des Bildnisses eines bergamaskischen Podesta, des Paolo Querini, erinnert uns an jenen „Saal der Elemente" (so genannt nach der Deckenmalerei von Vasari), in dem das Lebenswerk des Malers Fra Vittore Ghislandi in anschaulichen Proben dargestellt ist. Gerade dieses Porträt des alten, behäbig bürgerlichen Mannes, mit der Riesenperrücke ist ungemein typisch für die Art dieses Malers, der stets etwas eigenartig Diskretes in der Eleganz der Darstellung hat; es ist uns von seiner Hand besonders noch jenes famose Porträt des 84jährigen, aber wie sechzig Jahre alt erscheinenden Grafen Secco-Suardo erinnerlich. Hie und da, namentlich in dem Porträt des Bildhauers Terzi, erinnert Ghislandi täuschend an manche Holländer, etwa an Houthorst, dessen Kerzeneffekte er sich ganz zu eigen gemacht hat. Ghislandi war offenbar sehr mit Aufträgen überlastet, woraus sich seine nicht eben sympathische Eigenart erklärt, hie und da ganz wahllos, ohne kompositorische Anordnung, zwei Porträts auf einem Bilde zusammenzudrängen, wie man dies in solcher Art sonst nur bei Skizzenblättern anzutreffen pflegt. Die Reproduktion von Carlo Dolcis Meisterporträt des Fra Arnolfo di Bardi mit der pastos gemalten ungarischen Tracht gemahnt uns daran, daß auch andre bekannte Meister auf dieser Ausstellung mit Bildnissen vertreten sind, so Rubens mit einem Gruppenbild des Herzogs Wilhelm Gonzaga, seines Sohnes, der Eleonora von Österreich und der Herzogin Eleonora von Medici. Nie ist mir die Inferiorität des Großmeisters gegenüber van Dyck als Porträt so offenbar geworden wie vor diesem Bildnis, das in der Leuchtkraft der Farbe und in der Kraft der Bewegung zwar den genialen Meister ebenso wenig verleugnet, wie in der Üppigkeit der Gewandmalerei; aber unendlich gezwungen wirkt die religiöse Ekstase der Dargestellten, und vor allem will die demokratische Auffassung der Figuren, namentlich auch der hohen Damen, mit deren fürstlichem Charakter so ganz und gar nicht zusammenpassen; ich mußte an das Scherzwort meines unlängst verstorbenen — übrigens sehr unterschätzten! — Kunstgeschichtslehrers Berthold Riehl in München denken, der uns in der Alten Pinakothek den Unterschied zwischen Rubens und van Dyck als Porträtisten schlagend dadurch erklärte, daß er in seiner urwüchsigen Art sagte: „Rubens hat seine Leut" stets „gegessen", Dyck dagegen „ungegessen" porträtiert"! — Die üppige Verdauungsstimmung ist auf diesem Gruppenbild für mein Empfinden ganz unleidlich! — Desto herrlicher erscheint in dem gleichen Saale Pourbus in seinem Porträt eines Mannelli, das aus ganz dunkelolivenem Grunde herausleuchtet! Höchst originell ist das kleine feine Bildnis des Oktavio Piccolomini von van Dyck: der behaglich schmunzelnde Offizier mit der keck und geckenhaft in die Stirn gekämmten Locke mutet fast wie ein moderner Piccolomini-Darsteller an; in dem zart leuchtenden Kolorit und in der objektiven Darstellung verrät sich deutlich van Dycks Hand. — An den heil. Hieronymus dachte der spanische Meister Ribera wohl, als er seine Tochter in das Fantasiegewand der ägyptischen Maria gekleidet, verzückt aufblicken ließ; hier haben wir unbedingt ein echtes Meisterbildnis vor uns; hier wird einmal ein unbekannteres Bild eines Weltberühmten, aber noch lange nicht Weltbekannten, aus dem Versteck eines wenig besuchten Museums, des Museo Filangieri zu Neapel, an das Licht der Öffentlichkeit gezogen, und ein neues Ruhmesblatt wird dem Meister der spanischen Malerklassik gewunden. Unter den

Digitized by Google

beiden Bildnissen Guido Renis will mir trotz der etwas steifen Haltung das Konterfei der hartfrommen Mutter des Malers für seine Pinselführung mindestens ebenso typisch dünken, wie das mehr bewunderte Porträt des Kardinals Sfondrati. Mit einer herrlichen Skizze, ein Ratskonsilium darstellend, ist Tiepolo vertreten, und die Brüder Annibale und Agostino Caracci haben sich auf einer, einem reichen Veroneser gehörigen Kohlenskizze köstlich selbst porträtiert.

Doch genug des Ehrentributs für die Berühmtesten! Es drängt mich nun mit Macht, zum Schluß noch in knappen Umrissen das malerische Charakterbild einiger Künstler zu zeichnen, deren Ruhm wohl erst recht eigentlich diese Florentiner Porträtausstellung verkündet hat. Ich gedenke zunächst des in Mailand gestorbenen Venezianers Francesko Hayez (1791—1882), der prächtig zu individualisieren weiß und hierbei, namentlich was die Hervorhebung von Kaprizen in Kostüm oder Haartracht anbetrifft, eine köstliche Ironie zeigt; typisch für seine gedämpft vornehme Art ist das Porträt der Fürstin Santantimo mit den originellen Ringellocken. Ein echter Malerpoet, wie er schon in seinem Selbstporträt erscheint, muß Guiseppe Bezzuoli gewesen sein; er ist ein Realist des Ausdrucks und geht dabei auch auf seinen Damenporträts mit echt künstlerischer Offenheit vor; dieser Bildhauer Bartolini blickt uns mit scharf durchgeistigtem Auge an. Echtes Biedermeiertum strömt sein Bildnis der Baronin Ricasoli aus. Auch Antonio Ciseri ist ein Maler, der sich einer ungekünstelten Gegenständlichkeit befleißigt. Ein ganz Großer aber ist Giovanni Carnevali, genannt Jl Piccio, dessen Namen man nun neben den Meistern nennen wird; man wird diesen Piccio neben einen Franz Hals stellen, was den fast dämonischen Realismus seiner Menschen, zumal seiner alten Frauen anbetrifft. Seine beiden Porträts zweier alter Damen gehören zu dem Hervorragendsten, was mir überhaupt an neuerer Bildniskunst bekannt ist, zumal das Porträt der alten mordshäßlichen, aber rührend gutmütig dreinblickenden Gräfin Spini. Wie hier das Interieur mitflüstert, wie die grünrote Haubenschleife den lebensfrohen Gegensatz zu den verschrumpften, eben eine Prise nehmenden gelblichen Händen und dazu wieder die zahme Amsel auf der Erde den Kontrast bildet, das ist unwiderstehlich aus dem Leben und aus der Zeit heraus beobachtet: wie ganz anders charakterisiert er dann wieder eine noch ältere Frau, die trotz ihrer Triefaugen noch lebenseigensinnig in die Welt blickt; kaum ein zweiter Maler weiß die Lebendigkeit der menschlichen Hautfarbe in ihrem schillernden Wechsel, kaum ein zweiter das Auge als Spiegel der Seele so impulsiv zu schildern, wie Piccio. Zwei gleichbegabte Künstler sind auch Alessandro und Pietro Longhi; von ersterem ist mir das Bildnis des Komponisten Cimarosa, elegant drapiert und doch ungekünstelt lebenswahr im Ausdruck, von Pietro Longhi die Bildnisse eines venezianischen Senators wegen der weichen Behandlung der Farben und das Porträt der „Biondina in gondoleta“ wegen der feinen Farbenharmonien (olivenes Kleid zum Blumenornament der in der Hand gehaltenen Tasse Schokolade) im Gedächtnis haften geblieben. Interessant ist auch das Kabinett der Napoleon-Maler; Andrea Appiani hat die Herrschertrunkenheit des großen Heerführers nicht nur in dem fanatischen Gesichtsausdruck, sondern auch in der überüppigen Kostümierung zum Ausdruck gebracht; als Kostümbild wichtig ist Lefèvres Porträt der Paolina Bonaparte-Borghese. Daß auch einige Repräsentanten der deutschen Malerschule nicht fehlen, soweit sie italienische Porträts ausgeführt haben; muß hervorgehoben werden, namentlich auch der Umstand, daß man von Angelica Kauffmann sowohl wie von Raffael Mengs wie von Martin Knoller, dem Tiroler, vorzügliche Stilproben wählte. Noch manches andern Meisters müßte ich hier eingehend gedenken, so der im Ausdruck unendlich klaren Porträts Guiseppe Landis, so der durch fleißige und doch nicht aufdringliche Detailmalerei sich auszeichnenden Werke Francesco Fabres, ferner des durch unerbittlich scharfe Charakteristik des geistigen Lebens hervorragenden Francesco del Cairo (1598—1674), so namentlich dann auch noch der Meisterbildnisse Carlo Marattas oder der etwa an Rembrandts Art gemahnenden Bilder des Giovanni da San Giovanni oder schließlich des unheimlich typisch beobachtenden Meisters Jl Pulzone, etwa dessen Bildnis eines Astrologen mit seltsamem Himmelsatlas vor sich — doch es mußte eben hie und da beim bloßen Skizzieren sein Bewenden haben, wo ich mich so von Herzen gern vertieft hätte! Es kam mir hauptsächlich darauf an, den interessanten Gesamtcharakter dieser ersten Ausstellung des italienischen Porträts von 1600—1861 anzudeuten. Jedem Freunde der beredtesten aller Malereien, der Porträtmalerei, aber empfehle ich den Besuch dieser Ausstellung aufs nachdrücklichste!

Anläßlich einer leichtsinnigen Kritik.

Von **Max Brod** (Prag).

Herr Privatdozent Dr. Ludwig Coellen in Bonn rezensiert mein letztes Buch „Tagebuch in Versen“ und kommt zu dem Urteil: es sei dilettantisch, dilettantisch sogar aus Prinzip.

Einen Augenblick, als ich das las, war ich sogar froh. Man hat mir so oft vorgeworfen, daß ich die Formen zu gut beherrsche (zu gut! jawohl),

Digitized by Google

daß ich ein „Artist“ sei, kurz und gut . . ! nun mit einem Schlag in das extreme Gegenteil verwiesen zu sein, kam mir lustig vor.

Dann dachte ich: „Es ist aber doch ein Tadel, eine Verurteilung.“

Ein Dilettant ist einer, der nichts kann und es trotzdem probiert . . . Der Herr Privatdozent (nächstens muß ich doch meine Verse als Postkonzeptspraktikant zeichnen) z. B. ist ein Dilettant der Ästhetik, denn er versucht, ganz aus dem Handgelenk in ein paar Zeilen eine neue Begriffsbestimmung des „Dilettantismus“ zu geben. Einmal soll es charakteristisch für den Dilettanten sein, daß er das Handwerk vortrefflich gelernt hat, daß er technisch respektable Leistungen liefert. Ein andermal sind meine Gedichte dilettantisch wegen ihrer „unkünstlerischen Formlosigkeit“ und des „losen Rhythmus, der hart an Prosa streift“. — Ich greife mir an den Kopf. Einen derartig unfertigen, in sich widerspruchsvollen Begriff wagt man als Maßstab an ein Kunstwerk zu legen?

Ein Beamter, der eine Eisenbahnstrecke kollaudieren soll, erfindet zunächst einen neuen vagen Begriff der Baufälligkeit. Auf Grund dieses Begriffes erklärt er dann die Strecke für baufällig.

— — — — — — — — — — —

Ich habe an meinen Gedichten, nachdem sie fertig waren, einige Eigenschaften bemerkt, die nicht anders als instinktiv während des Schaffens in sie können hineingekommen sein.

Ich finde in ihnen formal einen geheimen Protest gegen all das Pathos der herrschenden Georgeschen Richtung, der satten Farben Rilkes, einen Abfall gegen monoton-feierliche Jambik, eine neue Vorliebe für Trochäen und Schnelligkeit, für bescheidene, doch feurige Nuancen.

Das Neuartige der Form würde ich dahin bestimmen (ich folge der Charakteristik, die mir eine gebildete Französin in einem Briefe über dieses Buch gab): daß ich mich von den Parnassiens entferne, ohne ihre Traditon aufzugeben und ohne in den vers libre zu verfallen.

Ich habe namentlich den Wortklang gegenüber dem Zeilenklang betont, die inneren Zusammenhänge einer Zeile (deren gröbste Erscheinungsform etwa der Binnenreim ist) gegenüber den Zusammenhängen der Zeilen unter sich. . . Alle Gedichte ohne Ausnahme sind dazu bestimmt, laut deklamiert zu werden. Durch neue Klänge glaube ich gewisse Dinge der Realität zum erstenmal signifikant dargestellt zu haben. . . Die Form ist, weit entfernt von Vernachlässigung, komplizierter und durchdachter als die der regelmäßigen Skandierung. Ich könnte den Tonfall jedes Satzes durch ein Gefühl begründen. Die abwechselnden Gefühle verlangen abwechselnde Rhythmen; nach festen, noch unformulierten Gesetzen.

Mit all dem will ich nichts sagen als: die unregelmäßige Form ist deshalb noch nicht gesetzlos, willkürlich. Sie folgt nur feineren Gesetzen als die regelmäßige.

Man wird dies aus einem Versbuch „Der Weltfreund“ von Franz Werfel, das im Sommer erscheint, neuerlich bemerken. Man wird sich vielleicht die Mühe geben, aus diesem Buch und dem meinen einige dieser neuen Gesetze abzuleiten.

Der Herr Privatdozent wird freilich auch dieses Buch dilettantisch finden.

Denn undilettantisch ist ihm wahrscheinlich nur:

⏑ ′ ⏑ ⏑ ′ ⏑ ⏑ ′ ⏑ ⏑

— — — — — — — — — — —

Hier ein kleines Beispiel der neuen Form:

In einem Gedicht wird ein Telephongespräch mit der Geliebten geschildert. Der Liebende glaubt, während er mit ihr spricht, sie auch zu sehn: —

„Und dich am Ende der langen Bahn
Ausgebreitet vor dem Apparat.“

Ein Freund zeigte mir, daß in der letzten Zeile die sehr ähnlichen Konsonantengruppen brt und pprt einmal nahe beisammen und dann durch lange a von einander getrennt stehn. So wird die gegenständliche Relation des „Ausgebreitetsein“, von der die Zeile spricht, schon in der Klangrelation ausgedrückt.

Man deklamiere das laut und wird die Wirkung fühlen.

Und solche Wirkungen fände der Aufmerksame in jeder Zeile, Privatdozent!

— — — — — — — — — — —

Ein andres, das in der schlottrigen Terminologie des Dozenten „dilettantisch“ sein soll, ist die „alltägliche, gewöhnliche Art des Erlebens“.

Dilettant ist man, „wenn man in Wahrheit nur die gewöhnliche Wirklichkeit nachahmt“. — Klar ausgedrückt, nicht wahr? — Was ist gewöhnliche Wirklichkeit und was in Wahrheit ungewöhnliche?

Und mit einem anmutigen circulus geht es weiter: „Damit ist nun freilich für den, der die Fähigkeit zum Kunsterlebnis hat — und sie ist nicht so häufig als gemeinhin angenommen wird — das Kunstwerk scharf gesondert vom Dilettantenwerk“. . . Wär ich gröber, so würde ich diesen Satz beinahe dumm nennen.

Meine Freunde mögen nicht besorgt um meinen Geschmack sein. Ich werde mich mit dem Dozenten nicht betreffend die Gewöhnlichkeit oder Ungewöhnlichkeit meiner Erlebnisse auseinandersetzen. . . Das Problem der Form läßt noch einige Begriffsbestimmung zu. Dagegen, daß ein Gefühl, das ich nach monatelangem Kampf endlich in Worte fassen durfte, als „gleichgültige Gedankenfolge“ (betrifft das Gedicht: „An Milada“) bezeichnet wird, bin ich wehrlos. . . Doch schon vom Problem der Form aus kann ich wohl beweisen: gewöhnliche Erlebnisse pflegen nicht in Versen vor sich zu gehn, sorgfältige Form schließt einen „naturalistisch engen Gehalt“ wohl von selbst aus.

Digitized by Google

Ein reizender Trick des Dozenten:

Er hebt aus einem zehnstrophigen Gedicht eine einzige hervor, in der das Wort „Dreck" steht. — Das ganze Gedicht handelt von Jugend, zarten Erinnerungen, Musik und Frühling. . . Diese eine Strophe aber „beweist die Tendenz", sagt der Privatdozent.

— — — — — — — — — — —

Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß solche Kritiken dem Dichter nichts schaden.

Was liegt ihm daran?

Ich bekenne hiermit, daß mir jede schlechte Kritik ein wenig die Laune verdirbt. . . Man wollte Vergnügen, Freude, Schönheit erwecken; und erweckt Feindschaft. Es tut einem leid. Man muß darüber hinwegkommen. Aber eben mit diesem Hinwegkommen geht ganz zwecklos Zeit verloren. Und die Angst vor diesem sichern Zeitverlust, sei er noch so klein, bedrängt mich sofort beim Lesen der schlechten Kritik schon im voraus.

Man wundert sich darüber, daß die Dichter nicht ins Leben treten, in der Öffentlichkeit wirken und führen. Es wäre ja schön (Kerr). . . Aber die schlechten Kritiken hindern uns. In seinem eigenen Fach so gründlich mißverstanden, verliert man die Lust, die Sphäre des Mißverstandenwerdens zu erweitern. . .

Doch das ist Feigheit. Man soll sich wehren. Und wenn dich ein Kritiker „Dilettant" ganz ohne Grund nennt, so benimm dich nicht minder pöbelhaft, belle zurück! . . . Wirke in der Öffentlichkeit!

Meine wahre Ansicht ist, daß ich mir ein schöneres Leben, eine schönere Welt vorstellen kann. Vom Polemisieren wird mir ganz bitter im Mund. Hiermit schließe ich meinen ersten polemischen Artikel.

Die Tat.

Frei nach dem Französischen des Emile Verhaeren.

Von **Adalbert Luntowski** (Fürstenwalde).

Fort mit den Worten und Büchern,
Sie morden meine Kraft.
Mein Herz will Sturm und Leben
Und Glut die Taten schafft.

Dort auf den breiten Straßen der Welt
Kein Grübeln dem Rennroß die Zügel hält,
Das Leben rast frei durch den Raum.
Und von Wunder zu Wunder ein jubelndes Fliegen
Höher auf über blühende lichthelle Stiegen.
Was Warnen und Drohen, was kümmerts den Starken!
Höherauf! höherauf! dort ist der Berg.
Wahnwitz, Verwegenheit schimpft ihn der Zwerg.
Die Tat, die Tat, wir suchen die Tat.
Und wir grüßen die Helden der Tat.

Ich weiß Helden,
Sie türmen die Tat
Unheilvoll hoch
An den drohenden Himmel,
Blut an den Händen,
Wut in der Brust.

Andere greifen sie fest,
Messen mit klaren Gedanken,
Und sieh, das Schicksal wird Licht und Gestalt.

Andere sehnen sie zart wie ein Garten,
Frühling wegauf und wegab.

Andere, welche sie rufen und rufen,
Betend anrufen,
Ob die Not sie vergräbt,
Ob der Wahnsinn sie schlägt.

Und ich weiß Helden,
Die Nacht ist vergangen,
Die Morgenröte glüht,
An der Schwelle lächelt der Gast,
Aber sie suchen und suchen.

Das Leben ist in Sturm und Stille,
Das Leben ist in Kampf und Glück,
Im Hungerbrot und in der Fülle,
Ist ewig und ein Augenblick.
Wo Wald und Meer und Berg sich schufen,
Als sie des Geistes Kunde traf,
Wo eifervolle Seelen rufen:
Erlöst, erlöst der Menschheit Schlaf.

Und dort ist inbrunstheißes Leben,
Wo sich ein Riesengeist erhebt.
Woge auf Woge wühlt sein Streben,
Bis Sturm die ganze Menschheit schlägt.
Auftobt ein Heer voll heiligem Wollen,
Neu, alles neu schafft jeder Schlag,
Daß alle Ketten brechen sollen.
Heil dieses großen Aufruhrs Tag.

Die Tat, die Tat, wir suchen die Tat,
Und wir grüßen die Helden der Tat.

Ich will sie hell und rein,
Schweigend und ernst,
Ohne Furcht und Trug,
Fern von der Welt.
Gehärtet in der Taufe der Menschlichkeit
Soll sie die Grenzen der Liebe zerstören.

O leben, leben und sich besser wissen,
Mit jedem Schlag des Herzens reiner sein,
Mit jedem Tag ein Elend mehr zerrissen,
So muß das Licht doch endlich unser sein.

Digitized by Google

Und will das Schicksal deinem Aufschwung wehren,
Wirf um so höher deine stolze Kraft.
Nichts darf dir mehr den kühnen Traum zerstören,
Daß alles wahr ist, was dein Wille schafft.

Die Tat, die Tat, wir suchen die Tat,
Und wir grüßen die Helden der Tat.

Und wie im Gebet
Erhebt sich mein Herz
Zum Denken an Götter und Helden.
Aus Elend und Haß
Ein Farbenstrom in den Himmel
Glüht ihre ewige Macht.
Sie dringt in die Tempel des Wahns,
Mit feurigen Zungen
Die Menge zu reizen,
Die Seele zu formen,
Wie Gott sie einst schuf.

Bald wird man sehn, wie Taten werden,
Die Saat der Helden sprießt ins Licht,
Und sie wird Brand und Blitzstrahl werden,
Jedweder Lüge zum Gericht.
Dann strömt aus heißen Männerseelen
Im Kriegstakt kriegsbereite Glut.
Wir sind der Herr der Auferstehung.
Wir sind die Tat. Wir sind der Mut.

Strafgesetz und Kind.

Unser Strafgesetzbuch setzt sich selbst gewisse Grenzen seiner Wirksamkeit. Es bezeichnet bestimmte Personenkreise, denen gegenüber es überhaupt nicht oder nur in abgeschwächtem Maße in Kraft tritt, Landesherren, Exterritoriale, Taubstumme, Kinder und Jugendliche. Kinder unter 12 Jahren können überhaupt nicht vom Strafrichter gestraft werden, Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren nur, wenn zweifellos festgestellt ist, daß sie bei Begehung ihrer strafbaren Handlung die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht hatten. Auch ist Strafart und Strafmaß bei ihnen wesentlich milder als bei Erwachsenen.

Was nun die Kinder anlangt, so ist der innere Grund für den Verzicht des Staates auf Ausübung der Strafgewalt ihnen gegenüber folgender: Ein Mensch ist erst dann ein Verbrecher, wenn er weiß, daß er mit seiner Tat nicht bloß einen Einzelnen schädigt und einen beschränkten Pflichtenkreis verletzt, sondern gegen objektive, mit Strafbestimmungen ausgerüstete staatliche Vorschriften verstößt. Das Kind hat sein Zentrum noch nicht in dem auf dem Prinzipe des Rechts bestehenden Staat, sondern in der auf moralischer Grundlage berührenden Familie. Sie und die Schule haben daher zu strafen.

Das ist zu verschiedenen Zeiten nicht immer klar erkannt worden, und es ist interessant zu verfolgen, wie die Anschauungen gewechselt haben. Das alte „Kaiserrecht“ (Buch II Kap. 6) sagt sehr treffend: „Der Kaiser hat dem Vater erlaubt, daß er die Kinder züchtigen soll, solange sie eben unter der Rute stehen“. Dann aber: „Ein Kind, das zu seinen Jahren gekommen ist — — das soll man mit des Kaisers Ruten schlagen“. Strenger ging schon die „Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.“ vor. Man beklagte damals (gerade so wie heute) den verdorbenen Geist der Jugend und griff scharf zu. Es wurde also in der kommenden Zeit so gehalten, daß Kinder unter 7 Jahren und solche bis zum 10. oder 11. Jahre in der Regel der häuslichen Zucht zur Bestrafung überlassen wurden, daß aber der Richter das Recht hatte, „bei einiger doli capacitas“, d. h. der Fähigkeit, einen strafbaren Vorsatz zu hegen, die Kinder, auch solche unter 7 Jahren, öffentlich züchtigen zu lassen. Diese Praxis wurde u. a. von dem berüchtigten Juristen Carpzov vertreten und ging noch in die Gesetzbücher des 18. Jahrhunderts über. Das von Maria Theresia 1768 erlassene verordnete, daß Kinder unter 7 und näher dem 7. als dem 14. Jahre „insgemein“ „halsgerichtsmäßigen Strafen“ nicht unterworfen werden sollten. Aber öffentliche Rutenzüchtigung wurde auch bei ihnen erlaubt. Und dann hieß es weiter: „Unmündige Kinder, so näher bei dem 14. als dem 7. Jahre sind und um so mehr die mündige Personen beiderlei Geschlechtes, welche nämlich das 14. Jahr ihres Alters allererst erfüllet haben, der peinlichen Strafe zwar unterworfen; jedoch ist gemeiniglich mit einer Todes- oder sonst ordentlichen härteren Strafe wider selbe nicht fürzugehen: außer in überschweren Missetaten, welcherwegen, wenn die Bosheit das Alter übertrifft, zum Schwertschlag und bewandten Umständen noch auch zu einiger Verschärfung der Schwertstrafe gegen selbe geschritten werden kann.“

Nicht viel besser war das Preußische Landrecht, das ganz im Sinne des omnipotenten Polizeistaats dessen Strafgerechtigkeit sogar an die Stelle derjenigen der Familie setzte. Milder wurden erst das Österreichische Strafgesetzbuch von 1803 und das Bayrische von 1873. Hier hatte sich der Staat bei Kindern unter 10 Jahren jeglicher Einmischung enthalten und bis zum 14. Jahre die Bestrafung der Familie überlassen. Auch ein 10 Jahre später erlassenes Österreichisches Strafgesetzbuch hielt an diesem humanen Prinzip fest und ließ nur dann „Ahndung und Vorkehrung der Sicherheitsbehörde eintreten“, wenn von einer Hauszucht und somit auch einer häuslichen Züchtigung nicht die Rede sein konnte. Der Code pénal bestimmte, daß Kinder nicht wegen ihrer Taten bestraft werden dürften; da er aber keinen Zeitpunkt festsetzte, bis zu dem sie als Kinder zu gelten hätten, so trat die prozessuale Anomalie ein, daß sie wenigstens vor Gericht gestellt werden mußten.

Die deutschen Partikular-Strafgesetze nehmen fast alle ein bestimmtes Strafunmündigkeitsalter an, und zwar meistens, wie das Deutsche Strafgesetzbuch, von dem sie ersetzt wurden, das 12. Jahr. Braunschweig hatte das 14. Jahr angenommen, wie es von vielen Seiten heute verlangt wird. Württemberg aber nur das 10. Das erscheint uns im höchsten Grade rückständig, aber in derselben Zeit, also in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, stellte England alle Kinder über 7. Jahre vor Gericht. Sachsen ordnete an, daß der Richter auf körperliche Züchtigung durch die Eltern oder andre Personen erkennen könne. Erst allmählich kam man zu der Einsicht, daß der Richter sich mit strafunmündigen überhaupt nicht abzugeben, sondern von den Straftaten der Polizei nur Kenntnis zu geben habe. Deren Aufgabe sei es wiederum, den Kindern nicht etwa zu einer Züchtigung, sondern zu einer besseren Erziehung zu verhelfen. Frankreich, dann auch Braunschweig führten dieses neue Prinzip ein, und 1851 schloß sich Preußen diesem Prinzipe an. Im Gesetze von 1861 (§ 42) heißt es: „Wenn ein Angeschuldigter noch nicht das 16. Lebensjahr vollendet hat und festgestellt wird, daß er ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt hat, so soll er freigesprochen und in dem Urteile (also durch den Richter, nicht durch die Polizei) bestimmt werden, ob er seiner Familie überwiesen oder in eine Besserungsanstalt gebracht werden soll“. Das ist das noch heute geltende Prinzip, aber wir sind doch weitergeschritten. Das Alter der bedingten Strafunmündigkeit ist auf 18 Jahre heraufgesetzt. Weiter, es kann nicht mehr vorkommen, daß völlig unzurechnungsfähige Kinder vor Gericht kommen, und drittens, wir haben schon vielfach besondere Jugendgerichte. Freilich, daß wir von Fürsorge- statt Zwangs-

Digitized by Google

erziehung und Fürsorgeanstalt statt Besserungsanstalt reden, will nicht viel ausmachen. Mieltschin spricht Bände.

Zu wünschen wäre für die Zukunft Heraufsetzung des strafunmündigen Alters bis zum 14. Jahr und allgemeine Einführung der Jugendgerichte, sowie deren zweckentsprechende Zusammensetzung.

Dr. juris Max Pollaczek (Berlin).

Randbemerkungen.

Marokko und die Knochen.

„Marokko ist nicht die Knochen eines einzigen französischen, nicht die Knochen eines einzigen deutschen Arbeiters wert", schreibt der „Vorwärts". Ziemlich getrost vermutlich, denn es besteht wenig Gefahr, daß die Redaktionsknochen des „Vorwärts" riskiert werden könnten. Auch Rosa Luxemburg wird heil bleiben. Man macht ein unnötiges Wesen von der Stellung der Sozialdemokratie zum Marokko-Problem. Mit ihrer kindlichen Interpellation in Stuttgart ist sie gebührend abgefahren. Man sollte die alte Knochenphrase auch keines Leitartikels würdigen. Es ist schließlich nichts Neues, daß für Rosa und ihre Freunde die Welt nur bis zu den Tapeten der Vorwärts-Redaktion reicht und der zeitliche Horizont nur bis zur nächsten Versammlungsschlacht. Geld, Geld und abermals Geld heißt die sozialdemokratische Parole. Aber woher der „Kapitalist" und das gesamte liebe Vaterland das Geld nehmen sollen, das dem Arbeiter Arbeit bringt, ist nicht ihre Sorge. Vom Monde, wenn sie wollen. Marokko ist keinen Knochen wert. Knochen bewilligt der „Vorwärts" überhaupt nur, wenn sich bluttriefende Artikel dafür einhandeln lassen. Wo aber Ehre und Zukunft des Vaterlandes in Frage kommen, geht das Geschäft nur schlecht. W.

* * *

Entweder — Oder.

Die inneren Zusammenhänge der Abspaltungen vom Hansa-Bunde werden immer klarer. Zumal wenn man sich diejenigen Leute anhört, die sich nur haben einfangen lassen von der „hoch bedenklichen" Art der Rießerschen Bundespolitik. Denn diese Bekehrten pflegen in ihres Herzens Unschuld ungeschickter aus der Schule zu plaudern als ihre Lehrer, die den wahren Gründen ein besseres Mäntelchen umzuhängen verstehen. Da kommen sie düsteren Antlitzes aus der Instruktionsstunde und prophezeien also: „Der Hansa-Bund ist kaput. Ich sage Ihnen, kaput ist er. Zwar hat er noch drei Jahre sein schwerindustrielles Geld kontraktlich, und dann ..... tragen sie ihn zu Grabe. Aber das mußte so kommen. Es war zu plump, das Manöver der Herren Bankdirektoren, die „geeinte Front von Handel, Gewerbe und Industrie" zum Vorspann ihrer freihändlerischen Zwecke zu machen. Nun ist es aus. Man ist hinter ihre Schliche gekommen. Die mißgeborene Idee bricht entzwei. Da läuft sie hin. Nicht die ganze, nicht die halbe blieb ihr, Saite nicht noch Schaft. Sela". So sprechen die Wetterfahnen, denen ein schlaues Lüftchen von rechts die wahren „Richtlinien" soeben beigebracht hat. Aber glücklicherweise hat die gefurchte Stirn dieser Weinstubenpolitiker keine Macht über den Optimismus einer notwendigen Sache. Und man kann ihnen nur dankbar sein, daß sie so offenherzig sind. Also nicht die Stichwahlparolenfrage, die Stellung zur Sozialdemokratie und anderes, sondern die Schutzzollfrage ist das treibende Motiv. Der Hansa-Bund — ein Freihändler, das ist der Speck, mit dem man Mäuse fängt. Wer ihn ausgelegt hat, ist klar. Diejenigen, die damit die Mäuslein von ihren andren heiligen Gütern ablenken möchten. Gegen die Agrararistokratie kämpft der Hansa-Bund, gegen ihre soziale und politische Übermacht im Staatsleben. Gegen den Schutzzoll zu kämpfen, hat er um so weniger Veranlassung, als weitaus die größere Zahl seiner Mitglieder zu den Freunden eines gerechten Schutzzolles gehört. Aber das Märchen, es sei auf einen Vorstoß zugunsten des Freihandels abgesehen, konnte nichtsdestoweniger einfältigen Seelen glaubhaft gemacht werden, weil zufällig die Hauptgegner des Hansa-Bundes sich zu alleinigen Pächtern des Schutzzollgedankens aufwerfen, vor allem der Bund der Landwirte. Dadurch, daß man auf diese Weise den Hansa-Bund mit einem Maße mißt, mit dem er weder gemessen werden will noch kann, schiebt man die hauptsächliche Mitinteressentin des Schutzzolles, die Großindustrie, in eine veränderte Front, die den eigentlichen Zielen des Hansa-Bundes überhaupt nicht mehr gerecht zu werden vermag. Mit allen Mitteln soll die Schutzzollfrage jetzt zur Wahlparole gestempelt werden. Vergessen ist darüber der Kampf gegen diejenigen Mächte, die 1909 auch die Schwerindustrie zum Hansa-Bunde hindrängten. Aber dieses ursprüngliche Kampfziel, das Rießer von allen verwirrenden Nebenfronten gereinigt hat, wird trotzdem nicht in Vergessenheit zu bringen sein, mögen auch diejenigen, die aus Angst um die Wahrung ihrer „besten" Interessen wieder zu den Extremagrariern abschwenken, noch so viel Mangel an Idealismus beweisen. Ein politischer Kampf ist auszufechten. Der zuerst. Das andere später. Und die Dringlichkeit dieses politischen Kampfes ist, obwohl zwei Jahre seit seinem Beginn verflossen sind, so lebendig wie je. Aus ihr erwächst dem Hansa-Bunde eine Parole, an der die wirtschaftliche Fintenparole der Gegner einfach vorbeifährt. Anhänger des Schutzzolles zu sein und unversöhnlicher Gegner der Sozialdemokratie ist beides kein Hinderungsgrund, den politischen Kampf des Hansa-Bundes für gut und gerecht zu halten. Es ist ein überaus billiges Mittel, dem Gegner angebliche Gegensätze und Freundschaften zu oktroyieren, die er ausdrücklich ablehnt. Wer sich davon einschüchtern und fangen läßt, ist „unzuverlässig" im Charakter oder mindestens — im Intellekt. W.

* * *

Widersprüche.

Nun sind alle Sitze im österreichischen Abgeordnetenhaus wiederum besetzt, und das halbe Tausend der Mandatare sondert sich nach kulturellen, wirtschaftspolitischen, nationalen Momenten der Zusammengehörigkeit. Es ist da so ziemlich alles beim alten geblieben. Denn im österreichischen Abgeordnetenhaus ist das Hauptelement der Parteiensonderung die nationale Frage. Aber gerade in der nationalen Verteilung hat sich keine Änderung vollzogen, weil das Wahlgesetz von 1907 die einzelnen Wahlbezirke so konstruiert, daß von vornherein ein nationaler Kampf ausgeschlossen erscheint. Daraus resultiert der verwunderliche Widerspruch, daß sich im Wahlkampf ganz andere Gegner gegenüberstehen als im Abgeordnetenhaus und das Schlußergebnis der Parteigruppierung völlig anders ausfällt, als die Summen den der Stimmzettel logisch vermuten ließen. Die Wahlkampagne dreht sich um wirtschaftlich und kulturelle Angelegenheiten, hier stehen Stadt und Land, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Aufklärung und Ultramontanismus einander gegenüber. Im Parlament verschwinden diese Gegensätze unter dem verbrüdernden Mantel gleicher Nationalität, und die Verschiedensprachigkeit, die sich im Wahlkampf gar nicht geltend macht, setzt hier die Trennungsmauer. Eigentlich drückt sich also in der Parteigruppierung der Volkswille gar nicht aus. Das Volk wählte hier agrarisch, dort industriell; im Parlament verrinnen diese Unterschiede vor der Größe der Nationalitätenfrage, die urplötzlich als entscheidende Sonderungstatsache aufsteht. Unser Wahlgesetz ist der erste Schritt zu einer neuen Parteigruppierung. Aber auch nur der erste. Der zweite und ausschlaggebende fehlt noch. Erst mit der gesetzlichen Regelung des böhmischen Sprachenstreits wird das Abgeordnetenhaus ein adaequater Ausdruck des Volkswillens sein können. Quousque tandem? Der Erreichung dieses Zieles ist Baron Bienerth gewichen. Der Übergangs- und Vorbereitungsministerpräsident Gautsch

Digitized by Google

tritt an seine Stelle. Er erscheint zum drittenmal, und jedesmal war sein Erscheinen gleichbedeutend mit einer fundamentalen Schwenkung unserer Inlandpolitik. Das erste Mal hatte es seine Schwenkung von den Slaven zu den Deutschen, das zweite Mal eine Schwenkung vom Feudalismus zum allgemeinen Wahlrechte und zugleich von der Ausschließung der Tschechen zum Koalitionssystem Beck gegolten. Was nun? Baron Gautsch ist den Tschechen nicht so verhaßt wie Baron Bienerth; in Prag sitzt als Ausgleichsstatthalter der berüchtigte Paragraph 14-Graf Thun, der jetzt eben gefürstet worden ist. Vielleicht hofft man, daß sich die Tschechen, patroniert von Franz Thun, mit Baron Gautsch lieber an den Ausgleichstisch setzen werden als mit Baron Bienerth. Vielleicht gelingt es diesem Mann, der zweimal schon an der Spitze Österreichs stand und immer so unverbraucht zurücktrat, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Vielleicht hat sich da wirklich einmal ein Mensch die Erfüllung eines großen Werkes aufgespart. Denn eine Wiedererweckung der Ära Badeni-Thún, eine Restituierung des klerikal-slawischen Ringes, das wäre selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten eine Unmöglichkeit. Aber immerhin: man muß auf der Hut sein; wenn Baron Gautsch kommt, geschieht zwar nichts, aber es bereitet sich etwas vor. Janus.

* * *

Die französischen Eisenbahner und ihr Streikrecht.

Das Wort „Streikrecht" enthält eine Contradictio in adjecto, einen Widerspruch im Beiwort; denn in Wirklichkeit ist jeder Streik, weil er einen Kriegszustand schafft, ein Rechtsbruch, ganz gleich ob er von gegnerischer Seite durch einen Rechtsbruch provoziert wurde oder nicht. Diebstahl bleibt Diebstahl, auch wenn ein Bestohlener den Dieb bestiehlt, der ihn bestahl. Eine Regierung, die einen Streik billigt — nicht bloß duldet —, handelt damit immer widersinnig; denn sie muß es, um ihrer selbst willen, mit den historisch gewordenen Machtverhältnissen halten, denen sie ihre eigene Existenz verdankt; indem sie einen Streik für gerechtfertigt erklärt, gibt sie zu, nicht in der Lage zu sein, der sozialen Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen, und gibt gleichsam eine Festung ihres Machtbereiches ohne Kampf der Revolution preis.

Die französische Regierung räumt seit dem Sturze Briands eine Machtstellung nach der andren den von anarchosozialistischen Absichten geleiteten Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbänden ein, und besonders die Eisenbahner verlangen Zugeständnis auf Zugeständnis. Ende Dezember brachte Briand seinen Gesetzvorschlag vor, der jeder Unterbrechung eines der Allgemeinheit so unentbehrlichen Dienstes wie des der Bahnen für „unerlaubt" erklärte und gegen die Organisation des Streiks „wie die Aufforderung zum Streik" im öffentlichen Eisenbahndienst Strafen festsetzte. Noch bevor die Kommission damit beginnen konnte, den Vorschlag zu prüfen, demissionierte Briand. Monis folgte ihm als Ministerpräsident. Er versprach, gleich nach der Budgetberatung Maßnahmen zur Unterdrückung der Sabotage und der Dienstunterbrechung im Post- und Eisenbahndienst zu fordern. Das geschah am 6. März, aber das Kabinett hat bis zu seinem Sturze keine Zeit gefunden, das angekündigte Projekt auszuarbeiten. Statt dessen hatte es durch den Arbeitsminister Charles Dumont mit Jaurés Unterstützung das Projekt eines Statuts für Eisenbahnangestellte vorbereiten lassen, das diesen ein „Streikrecht" zuerkennt und sogar nähere Bestimmungen dafür vorsieht. Man darf gespannt darauf sein, was das neue Kabinett mit dieser und andren Erbschaften anfangen wird.

Was die Sabotage anlangt, so stellte der Pariser Matin neulich fest, daß in der Zeit vom 19. März 1909 bis 17. Juni 1911 2268 Telegraphen-Drahtstücke von Eisenbahnern durchschnitten wurden, 2268 in 27 Monaten, mehr als 90 durchschnittlich jeden Monat, und mehr als drei jeden Tag. Und nur ein halbes Dutzend Übeltäter wurden ertappt, überführt und bestraft. O. C.

* * *

Stadtväter.

In dem fossilen Berliner Freisinn hat sich anscheinend noch die vormärzliche Anschauung erhalten, daß ein richtiger Demokrate ein Rauhbein sein müsse und Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennen dürfe. Denn sonst ließe es sich nicht erklären, wie zwei Berliner Stadtväter, die unter ihren Kollegen eine große Rolle spielen und es dank ihrer unverwüstlichen Suada und G'schaftelhuberei auch sonst zu hohen Würden gebracht haben, in der Weise, wie neulich geschehen, mit einem ehrenwerten und tüchtigen Mitgliede des Magistrats umspringen konnten. Die beiden Herren, die nebenbei auch Landtagsboten sind, sollen hier genannt werden, es sind die Herren Geh. Justizrat Cassel, der „ungekrönte König von Berlin", und Leopold Rosenow, der guten Freunden den einträglichen Posten eines Direktors eines gemeinnützigen Vereins verdankt. Der Geheime Justizrat hielt es für angemessen, den Kämmerer, der in der Debatte durchaus sachlich den zu billigenden Magistratsstandpunkt verteidigte, unaufhörlich zu unterbrechen, in einem Tone, der in gebildeter Gesellschaft sonst nicht üblich ist. („Dann reden Sie deutlich!") Es handelte sich um die Lustbarkeitssteuer, und Herr Cassel, ihr Vater, hatte doppelten Grund, böse zu sein, einmal weil das Projekt nicht durchgedrungen ist und dann, weil er jetzt selber gegen den Verteidiger des Projekts Stellung nehmen mußte. Will jemand darin Milderungsgründe für Herrn Cassel finden, so mag er es tun, wenngleich wir der Ansicht sind, daß ein vornehmer Mann nie die in der Gesellschaft üblichen Formen außer Auge lassen darf, aber welche Entschuldigung hat Herr Leopold Rosenow? Er muß freilich sehr erregt gewesen sein, denn er leistete sich die Stilblüte von einem „Haushofmeister, der vor einer Klasse von Schulbuben steht", und wird doch sicher wissen, daß diese nützlichen Offizianten mit Schülern nichts zu tun haben.

Aber ist die demokratische Rauhbeinigkeit wirklich allein der Grund für das unqualifizierbare Auftreten der freisinnigen Zionswächter? Wahrscheinlich nicht; der Grund liegt tiefer in der unsozialen Gesinnung der Herren. Getragen und gehalten durch die Macht der Bezirksvereine und der Wähler I. und II. Klasse, fühlen sie sich als Herren der Stadt, als Herren aller städtischen Beamten, vom Oberbürgermeister herab bis zum letzten Straßenkehrerjungen. Das sind ihre Leute, die können sie behandeln, wie sie wollen. Und wer sich erlaubt, wider ihre Stacheln zu löcken, den treten sie auf den Hals, wie es einst tat Josua mit den Königen der Amoriter. — Wir modernen Menschen haben für die Junker nicht viel übrig, aber ein Strauß mit ihnen dünkt uns angenehmer, als mit den Demokraten vom Schlage der Cassel und Rosenow. Die Junker verbergen es nicht so geflissentlich, daß sie eine gute Kinderstube gehabt haben. Dr. M. P.

* * *

Sibirien in Sachsen.

Mehrfach habe ich an dieser Stelle klargelegt, welche Gründe unter Umständen für Anwendung der Prügelstrafe sprechen, nie aber darf sie zu abscheulichen Rohheiten führen. Das ist leider in Sachsen geschehen, und der betreffende Fall schreit zum Himmel. In den sächsischen Bezirks-Versorganstalten (!) darf disziplinarisch geprügelt werden. Nun behaupteten zwei dort internierte Frauen der Wahrheit gemäß, der Anstaltsaufseher Bretschneider habe ein Verhältnis zur Frau des Inspektors. Dafür wurden sie von der Direktion zu je zehn Hieben mit der Lederpeitsche verurteilt. Eine der Frauen, die den Aufseher selbst intim mit der Inspektorsfrau zusammen gesehen hatte, wurde von diesem brutalen Schurken in eine Zelle für Geisteskranke gesperrt, mußte sich dort völlig entkleiden und wurde dann von ihm selbst gepeitscht. Das übermäßig milde Landgericht in Plauen hat ihn nur zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis verurteilt, ein Urteil, das das beleidigte Rechtsgefühl des Volkes nicht im entferntesten befriedigt.

Hier liegt ein dreifacher Skandal vor. Erstens, daß

Digitized by Google

in Versorganstalten überhaupt geschlagen werden darf, zweitens, daß Frauen geschlagen werden dürfen, drittens, daß die Strafe verhängt wurde wegen eines Vergehens, nämlich wegen vermeintlicher Verleumdung, das einen Beamten zwar beleidigen, nicht aber an Leib und Leben schädigen konnte. Diese Strafe war in jeder Hinsicht roh, brutal, gehässig — von der strafgesetzwidrigen Ausführung ganz zu schweigen. Das war sibirisch, nicht deutsch. Nie dürfte eine Prügelstrafe anders verhängt werden als durch richterliches Urteil, auch wegen Disziplinvergehen, und dann nur um Roheit zu brechen, und nie dürfte sie an Frauen vollzogen werden. Gerade, wer tierische Brutalität körperlich geahndet wissen will, darf nicht selbst tierische Brutalität einer Strafe gutheißen.

* * * Dr. M. P.

Mond und Wetter. Rückblick.

In Nr. 20 schrieb ich über die Wirkung des Vollmondes — 11. Juni — und der tiefsten Mondstellung — 13. Juni — folgendes:

„Ersterer bedingt wieder eine Zunahme der Niederschläge bei westlicher bis nordwestlicher Luftbewegung, letztere Mondstellung wird sich voraussichtlich in einer stärkeren Abkühlung bemerkbar machen."

Allerdings hatte ich in Nr. 33 auch mit einer Neigung zur Gewitterbildung gerechnet. Aber der Witterungsumschlag, der mit der Annäherung an den Vollmond zu erwarten war, vollzog sich diesmal glatt und ruhig ohne die schmerzhaften Wehen einer schweren Gewitterperiode. Nur im Osten und Süden zeigte die Wetterkarte vom 10. Juni aus den vorhergegangenen 24 Stunden in den Gebieten der verschiedenen Beobachtungsstationen zahlreichere Gewitter an, die jedoch anscheinend ohne verheerende Begleiterscheinungen, als Hagelfälle und ungewöhnlich starke Niederschläge, verlaufen sind.

Schon am Mittwoch, den 7. Juni, ging der bis dahin stramm aus O. und NO. wehende Wind endgültig nach NW. herum, das Wetter hielt sich aber sowohl an diesem wie an dem folgenden Tage noch vollkommen trocken. Mit dem 9. Juni — zwei Tage vor dem Vollmond — kam der Witterungsumschlag, zunächst mit Regen einsetzend, zum vollen Durchbruch. Fast hatte es allerdings zunächst den Anschein, als ob es nach dem, wenn auch nicht sehr ergiebigen, so doch immerhin durchdringenden Regen, den der erste Tag uns brachte, mit dieser kleinen Abschlagszahlung schon genug sein sollte. Die über den Himmel hinziehenden, am Horizont sich stets wieder ergänzenden dunklen regenhaltenden Wolken ließen aber doch schon erkennen, daß mit einer Besserung des Wetters nicht, eher mit einer Verschlechterung zu rechnen sei, zumal der Vollmond noch bevorstand. Mit dem Vollmond und der damit einsetzenden stärkeren westlichen Luftbewegung kamen aber die Regenwolken ozeanischen Ursprungs schneller und dichter zu uns herüber, so daß auch unsre Gegend wieder in den Bereich der Niederschläge gelangte.

Der Beginn des Überlandfluges hatte, wenn auch nicht unter Gewitterneigung, so doch namentlich am Vollmondtage unter dem böigen Charakter des Windes stark zu leiden, so daß an diesem Tage die Flieger wiederholt zum Niedergehen gezwungen wurden und nur ein einziger das Ziel — Magdeburg — erreichte. Erst gegen Ende der Woche besserte sich das Wetter so, daß die letzte Strecke Hamburg—Kiel in glänzenden Flügen zurückgelegt werden konnte.

Charakteristisch aber war für den Vollmond und die tiefe südliche Mondstellung die ungewöhnlich starke Abkühlung, die in jenen Tagen die Witterung beherrschte und die zu der vorhergegangenen heißen Periode des Neumondes und des hohen Mondstandes in schroffstem Gegensatz stand.

Aus allen Teilen Nordwestdeutschlands, nicht nur aus den höheren Lagen, sondern vor allem auch aus den tiefliegenden Marsch- und Heidegegenden, kamen die Nachrichten von Nachtfrösten, die zum Teil ganz erheblichen Schaden, im Rheinland namentlich in den Weinbergen, angerichtet haben. In Südhannover, im Vorharz und über dem Eichsfelde sind am 13. Juni, dem Tage der tiefsten Mondstellung, wieder schwere Hagelwetter niedergegangen, denen viele Gartengewächse und große Flächen Getreide zum Opfer gefallen sind.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁘ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Wie sehr meine Vermutung begründet war, daß wir auf einen solchen Kälteſturz gefaßt ſein mußten, zeigt ein Vergleich mit dem Wetter des Vorjahres bei völlig gleicher Mondſtellung, wie ich es in Heft 31 des vorigen Jahrgangs feſtgelegt habe. Am 22. Juni 1910 hatten wir Vollmond, am 23. Juni 1910 tiefſte Mondſtellung, die einen deutlich wahrnehmbaren Temperaturrückgang brachten und ſtellenweiſe nach Berichten aus Mecklenburg und vom Südharz ſogar Nachtfröſte veranlaßten.

Ob bei ſolchen ſtets wiederkehrenden Übereinſtimmungen in dem Witterungscharakter die Wiſſenſchaft ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber dem Einfluß des Mondes auf die Dauer wird aufrecht halten können, muß die Zukunft lehren.

Die kühle Periode des Vollmondes und der tiefen Mondſtellung hielt mit einer geringen Wärmeſteigerung bis zum 16. Juni an. Mit dem 17. Juni gewann die Witterung einen völlig andersartigen Charakter. In ſchroffſtem Gegenſatz zu der vorhergegangenen Periode war die Luft ſeitdem wieder ſommerlich warm und zeitweiſe ſogar ſchon drückend und ſchwül. Gleichzeitig ſtellten ſich die erſten warmen Niederſchläge ein, zum Teil in Begleitung von ſchnell vorüberziehenden Gewitterböen.

Es ſcheint aber, als ob mit dieſem noch bei ziemlich tiefer Mondſtellung, —17° 2′, infolge Nachlaſſens der ſüdwärts gerichteten Zugkraft des Mondes auf die äquatorialen Luftmaſſen erfolgenden erſten Vorſtoß, der im Süden und Weſten bereits lebhaftere Unwetter im Gefolge hatte — Schweiz, Wien, Tirol, Rheinland —, die Stoßkraft der vom Äquator herkommenden Luftſtrömung ſich erſchöpft hatte. Denn der weitere Verlauf des Witterungswechſels vollzog ſich ruhig ohne beſonders heftige Entladungen. Auch die Niederſchläge haben im allgemeinen ein erträgliches Maß nicht überſchritten.

Sind wir ſomit diesmal während des Neumondes und der hohen Mondſtellung von ſchweren Wetterkataſtrophen zwar verſchont geblieben, ſo zeigte ſich doch die Wirkung dieſer Mondſtände in der auffallenden Ungunſt der allgemeinen meteorologiſchen Verhältniſſe. Starke böige Winde, die zeitweiſe faſt ſtürmiſchen Charakter annahmen, waren an der Tagesordnung und haben meine Vermutung beſtätigt, daß für den großen Überlandflug kaum eine ungünſtigere Zeit gewählt werden konnte. Zwar verlief der Flug auf der Strecke Kiel—Lüneburg—Hannover noch einigermaßen günſtig, ſo daß von den in Kiel aufgeſtiegenen 9 Fliegern 6 Lüneburg und 4 Hannover glücklich erreichten. Auf der Strecke Hannover—Münſter—Köln vom 26. bis zum 30. Juni hatte der Wettflug aber unter den allerungünſtigſten Windverhältniſſen zu leiden, ſo daß von den am 26. Juni in Hannover aufgeſtiegenen 6 Fliegern nur 2, und zwar mit einem Tage Verſpätung, in Münſter ankamen, und die Strecke Münſter—Köln ſogar nur von einem Einzigen zurückgelegt wurde.

Man ſieht, meine Annahme, daß der Rundflug auf dieſer Strecke wohl eine unangenehme Unterbrechung erleiden würde, war alſo nicht ſo ganz unberechtigt und willkürlich.

Auch der große europäiſche Rundflug mußte der Ungunſt der Witterung weichen. Die beteiligten Flieger erhoben am Tage des Neumondes — 26. Juni — Proteſt gegen die trotz des ungünſtigen meteorologiſchen Wetterberichts erfolgte Anſetzung des Starts, da ſie nicht unnötig ihr Leben aufs Spiel ſetzen wollten.

In Zukunft werden daher die Veranſtalter ſolcher Wettflüge bei deren Anſetzung wohl etwas vorſichtiger ſein und der Stellung des Mondes etwas größere Beachtung ſchenken müſſen.

Hildesheim, den 4. Juli 1911.

Emil Brandt.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten ſind, hat August Sperl ſich in raſchem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie ſie gleich angeſehen nur ſelten einem ſeiner Genoſſen zuteil geworden iſt. Seine Romane und Erzählungen ſind Kunſtwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichteriſche Schaffen auch da betätigt hat, wo es ſich nicht um die Darſtellung der geſchichtlichen Vergangenheit, ſondern um die des friſch pulſierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart ſind erſchienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geſchichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den beſten Erzählungen aus der Geſchichte der evangeliſchen Kirche, die wir haben. Warmherzig iſt dies Bild aus der Zeit der Rekatholiſierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geſchrieben. Aber nicht ſentimental. Schlimm wär's, wenn man ſo etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm iſt's auch geſchrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phraſenhaft. Vor allem aber: ich kenne ſonſt kein Buch, das uns die ſeeliſchen Leiden, mit denen die Evangeliſchen unter ſolchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, ſo glaubhaft geſchichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangeliſche Häuſer. Wenn auch andere es leſen wollten, — um ſo beſſer!"

Paſtor Lic. Dr. M. Schian in der „Chriſtlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernſt und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geſchichten. 4.—5. Tauſend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeſchichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Caſtell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutſchen Dynaſtengeſchlechts. Geheftet M 8.50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Rhornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 30. Berlin, den 22. Juli 1911. 40. Jahrgang Band 80.

„Berufsmäßige Berufsverfehler."

Eine alte Zeitung Berlins, die stets besonderen Wert darauf gelegt hat, zu den vornehmen Blättern zu gehören, und die auch stets von Freunden und Gegnern dies Prädikat zuerkannt erhalten hat, schrieb kürzlich in einem Marokko-Artikel folgende Sätze: „Die deutsche Presse erfreut sich der schönsten Unbefangenheit. Sie weiß von den nächsten und fernsten Absichten des Auswärtigen Amtes ungefähr ebenso viel oder ebenso wenig wie von dem trotz Peary und Cook noch unentdeckten Nordpol. In der Wilhelmstraße mögen berufsmäßige Berufsverfehler ein- und ausgehen, sie werden nichts erfahren, als was gewünscht wird, daß sie glauben sollen."

In diesen Sätzen ist um eines nicht sehr kostbaren Effektes willen und sachlich zu einem nicht recht ersichtlichen Zweck eine zweifellose Wahrheit ins Verächtliche gewandt worden. Marokko, ein wirtschaftliches und politisches Problem der Nation von hoher Bedeutung, vergrößert noch für die Augen der Zeitgenossen durch die Spannung seiner Aktualität, — und gegenüber die geschäftige Ohnmacht der berufsmäßigen Berufsverfehler, die ohne legitimen Beruf als berufsmäßige Narren vor der verschlossenen Pforte von einem Fuß auf den andern treten und ein Wesen von ihrer Geschäftigkeit machen, als bewegten sie die Welt, und sind doch — nun, eben Narren. Es sollen hier nicht die schönen Worte Treitschkes vom Beruf der Presse zitiert werden, von der Unsumme von Energie, Schlagfertigkeit, Universalität und Formbeherrschung, die ihre Arbeit Tag für Tag verkörpert. Wer in der Presse steht, oder gestanden hat, und verächtlich von „berufsmäßigen Berufsverfehlern" spricht, beschmutzt sein eigenes Nest. Die Presse ist ein Stand so gut wie der Kaufmannsstand. Einer wie der andre beherbergt Lumpen und Anständige, ehrliche Arbeit und unehrlichen Schwindel. Aber die Presse ist auch anders als der Kaufmannsstand, denn in ihr pflegen nicht die von der Pike auf Gedienten die höchsten Stellungen zu erringen. Vielmehr sind es gerade die „Berufsverfehler", die das beste Material darstellen. Freilich auch manchmal moralisch das schlechteste, aber das ist überall so, daß Begabung leichter verbummelt als Mittelmäßigkeit. Die Presse ist weiter wie der Gelehrtenstand, sie hat Bahnbrecher, hohle Blender und Handwerkerseelen wie er. Auch hier aber ein großer Unterschied. Die Presse greift aus allem das Wesentliche, der Gelehrte kennt nichts Unwesentliches, die Presse ist Leben, die Wissenschaft selber Geschichte. Der Vergleich der „oberflächlichen" und der „gründlichen" Schreibweise trifft daher diesen Unterschied überhaupt nicht. Denn die Presse ist teleologisch, die Wissenschaft forscht nach kausalen Zusammenhängen. Alles Teleologische wird beurteilt nach seinem praktischen Erfolg, nicht nach seiner lückenlosen Vollständigkeit. Die Vergangenheit ist für die Wissenschaft etwas Objektives. Die Zukunft ist stets subjektiv. Wenn aber die Aufgabe der Presse richtig definiert ist in dem so einfachen und doch so vielsinnigen Wort: anregend zu berichten, so ist eben das Anregen der subjektive, das Vergangene durchs Gegenwärtige ins Kommende überführende Teil der Pressearbeit, etwas, das trotz der vielfach gleichen Objekte mit der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt nicht vergleichbar ist. Denn, wie gesagt, die Presse ist in völlig anderm Sinne als die Wissenschaft selber ein Teil des Lebens. Weil sie aber ein durch und durch moderner Beruf ist, sind gerade darum die „Berufsverfehler" ihre besten Kräfte. Das moderne Leben ist durch nichts so sehr gekennzeichnet als durch die Elastizität, mit der die Menschen von einem zum andern greifen, von einem Punkt in viele Sättel springen, — man denke an die Berufsmöglichkeiten des Juristen von heute, — und eben dadurch der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung die enorme Spannung und Vielseitigkeit geben, die uns von der „guten, alten Zeit" unterscheidet, in der ein „Berufsverfehler" zu den ängstlich gemiedenen Seltenheiten gehörte.

Soviel im allgemeinen. In den eingangs zitierten Sätzen war die alte, immer noch wieder einmal durchbrechende Geringschätzung des Pressemenschen, des „Journalisten" nicht im Gegensatz zum Kaufmann oder Wissenschaftler gemeint, sondern zum „Berufspolitiker", speziell zum Diplomaten. Die politische Presse verhält sich zur offiziellen Diplomatie ungefähr ebenso, wie der

Digitized by Google

Börsenzettel einer Zeitung zur Börse selber. Er ist nicht amtliches Dokument, wird aber in praxi überall dafür genommen. So ähnlich ist die Politik der Gesamtheit der Tageszeitungen der unverantwortliche aber getreue Spiegel der urkundlichen Geschehnisse, die das staatliche Leben darstellen. Anregend zu berichten ist hier ganz besonders die Aufgabe des Journalismus. Ob ich Leitartikler bin oder zur nicht immer sehr hoch klassifizierten Gruppe der politischen Reporter gehöre, Berichterstatter ist der eine wie der andre. Mit dem Unterschied, daß die subjektive Seite der Aufgabe, das anregende Moment hier fast völlig ausgeschaltet sein soll, dort aber im Vordergrunde steht. Übrigens wird deshalb das politische Reportertum häufig unterschätzt. Es erfährt wenig Dank, wenn man bedenkt, daß es erst die gesamten Grundlagen schafft, auf denen die „anregenden" Oberjournalisten arbeiten. Auch erfordert es ein manchmal ungleich größeres Maß von Gewandtheit und geistesgegenwärtiger Beherrschung der Dinge wie der Formen (auch technisch). Aber davon abgesehen — und abgesehen auch von den moralisch minderwertigen Exemplaren hier und dort —, „Berufsverfehler" finden sich überall in gleicher Zahl und ihre Stellung zur amtlichen Diplomatie ist ganz die gleiche, als wenn der Journalismus staatlich approbiert, also keine „berufsmäßige Berufsverfehlung" wäre.

Auch in den offiziellen Diplomatenstuben sind viele — sogar in Berlin, weit mehr aber in andern Ländern —, die nichts andres sind als Berufsverfehler, die sogar gerade aus der Presse übernommen sind. Mit einem Schlage aber gehören sie dann einer andern Welt an und eine Wand aus Erz senkt sich zwischen sie und die ehemaligen Kollegen. Woher das? Reden wir nur von deutschen Verhältnissen und unterlassen wir dabei — was nahe läge — die Berücksichtigung der Standes- und Geburtsgefühle. Es liegt lediglich am Begriff des Beamtentums. Die Beamtenkörperschaft ist bei uns die Personifizierung des Staates; zum mindesten seiner exekutiven Seite. Je mehr aber die Exekutive innerlich und äußerlich zusammenfällt mit ihrer Vorbereitung, um so strenger schließt die Beamtenschaft, die das Recht der Exekutive streng für sich behält, die sogenannte Öffentlichkeit von aller Beteiligung an den Geschehnissen aus. Das ist im höchsten Maße der Fall, wenn zwei Staaten durch ihre Bevollmächtigten einen Vertrag abschließen wollen. Vollziehung und Vorbereitung staatlicher Aktionen in auswärtigen Dingen sind völlig unzertrennlich. Da ruft man mit Schmähungen stets: die Öffentlichkeit hat ein Recht, eingeweiht zu werden. Jeder Kaufmann, der seine Geschäfte vor versammeltem Volke ankündigte, wäre ein Esel. Wieviel mehr der Diplomat, von dessen einzelnen Worten ein Völkerschicksal abhängen kann. Nicht einmal das eigene Personal ist eingeweiht. Wie kann die Presse klagen über Zurücksetzung? Soll Kiderlen einem „berufsmäßigen Berufsverfehler" ausplaudern, was nicht einmal sein nächstnachgeordneter Kollege von ihm erfährt? Absurd. Also hier ist kein Grund zur Klage. Aber Grund zur Klage ist allerdings in andrer Beziehung.

Die Öffentlichkeit besteht aus Parteien, und die Regierung hat teils wechselnde, teils angestammte Sympathien unter ihnen. Da wir kein parlamentarisch regiertes Land sind, muß die Regierung konsequenterweise im Prinzip über den Parteien stehen. Das aber gelingt ihr nicht immer Denn wegen besagter Sympathien fällt sie leicht der Gefahr zum Opfer, sich an den von der Presse verkörperten Parteikämpfen mit gleichen Waffen zu beteiligen. Daraus erwachsen für den persönlichen Verkehr zwischen Presse und Regierung häufig bittere und unangenehme Erfahrungen, sobald sich der Preßpolitiker in seinem Vertrauen zur „unparteiischen" Regierung enttäuscht sieht. In parlamentarischen Ländern besteht dies Vertrauen bei der Opposition naturgemäß überhaupt nicht, und wo es innerhalb der Regierungspartei verwirtschaftet wird, macht eine Kabinettskrise reinen Tisch. Bei uns wird auch viel verwirtschaftet. Aber hier fällt es alles der konstanten Größe der einen, selben Regierung zur Last, und so kann sich auf ihr im Laufe der Jahrzehnte ein ungemessenes Quantum allseitigen Mißtrauens häufen. Zum Schaden des Staates. Die Verbitterung dieses Mißtrauens sinkt bis zur Verachtung, wenn sich bei den diis minorum gentium innerhalb der Regierung das Beamtenprinzip zur Geheimniskrämerei und Wichtigtuerei auswächst, was auch hie und da geschehen soll. Aus solchen Gefühlen, die in einem großen Teile unsrer Presse eingebürgert sind, erklären sich dann die Reaktionen; Anwandlungen von Selbstverachtung, wie die, daß man als Pressemensch selber von der Ohnmacht der „berufsmäßigen Berufsverfehler" spricht. Aber es ist unwürdig und sinnlos, sich in Regierungsverachtung festzurennen, und geradezu widerlich, wenn man, vom Hochmut gewisser Beamtengruppen besiegt, als „bloßer" Journalist seines eigenen Standes Niedrigkeit und Ohnmacht predigt. Die gebildete Presse ignoriert das eine wie das andre. Schließlich wechseln mit den Zeiten ja auch die Personen und andre folgen, die unbeschrieben sind. Wer mich verachtet, existiert nicht für mich. Wer mich belügt, den frage ich nicht mehr. Wer mir nicht sagt, was ich ihn frage, weil er nicht darf, der kann mein bester Freund sein. Und wenn er es nicht sagt, weil er es selbst nicht weiß, so wäre ich ein Narr, ihn zu verachten, weils ihm genau so geht, wie mir. Das müßte der Standpunkt jedes Pressepolitikers sein, der nach bestem Wissen und Gewissen, — ob er in der Wilhelmstraße verkehrt oder nicht — aus Liebe zu seinem Land und seinem Beruf über die Gegenwart berichtend, die Mei-

Digitized by Google

nung, den Willen des Volkes und damit indirekt auch seine Geschicke, wenn auch nur an bescheidener Stelle, hinüberführen hilft in die Zukunft. Gott segne diese anständige „Berufsverfehlung".

Die albanische Frage.

Von Dr. frhr. v. Mackay (München).

An den ägyptischen Volksschulen ist folgendes Lehrsystem im Schwang. Auf ein Zeichen des hochpreislichen Lehrers, des Mueddeb, hin, erzeugt die zu Boden gekauerte Schülerschar mittels ihrer Lungenblasbälge und Mundquerpfeifen einen ohrenbetäubenden Lärm, aus dem der Kundige so etwas wie eine Koransure herauserkennt, die jeder der Zöglinge in Riesenfraktur vor sich auf seinem Holztäfelchen hält. Zur taktlichen Unterstützung des sinfonischen Gekrächzes werden Rumpf und Kopf in akrobatische, seitliche, vorwärts und rückwärts gerichtete Pendelbewegungen gebracht; läßt einer der Schreihälse im Eifer nach, das heißt bekommt er Erstickungsanfälle oder Sehnenverzerrungen, so saust alsbald der ellenlange Stab des Pädagogen auf seinen Schädel herab und kuriert sein Mißbefinden.

In diesen Erdenjammertälern ist nichts so eingerichtet, wie es sein sollte. Vor allem haperts mit dem Moskowiterreich. Hätte es die Allmacht, die ihm auf Grund seiner territorialen und kulturellen Größe gebührte, so wäre in der Weltvölkerschule alles aufs beste bestellt, wie in den ägyptischen Musterlehranstalten. Einmütigen Chors enthusiastisch-angstbeklemmter Seele, rhythmisch sich drehend, verkündeten alle Nationen die Ehren des großen Propheten von der Sängerbrücke, und den Tor, der der gottgewollten höheren Ordnung sich widersetzte, brächte alsbald der zarische Bakulus zur Räson. Leider sträubt sich annoch eine gewisse demokratisch verseuchte Ehehälfte gegen die Anerkennung dieser Autorität, daher der russische Mueddeb sich begnügen muß, mit dem diplomatischen Erziehungsknüppel in den Gemarkungen des Orients, aus dem das Licht kommt, herumzufuchteln. Erst hat er dem ungezogenen bezopften Chinamann eins ausgewischt und jetzt fallen die Streiche nach dem Bosporus hin, wo der Jungtürke es an Fleiß und Diplomatie fehlen läßt. „Wenn du nicht unverzüglich und in kategorischer Form deine durchaus friedlichen Gesinnungen gegen Montenegro erklärst" . . . ja, was dann? Die Götter wissen es. Quaerere plura nefas.

Die Malziamaze, die Herren der kleinen und großen Berge von Skodra, die in diesem Frühling die Gluten der Balkanrevolution wieder angeschürt haben, wechseln notorisch seit dem Beginn der jungtürkischen Kämpfe in Albanien zum benachbarten Czernagorzenreich hinüber, um sich mit Waffen und Munition, angeblich auch mit willig gegebenem Geld zu verproviantieren. König Nikita leugnet zwar, irgendwie die Freischärlertrupps unterstützt zu haben. Mag sein. Der albanisch-montenegrinische Fuchsbau ist nämlich etwas komplizierter Art. Sicherlich hat der regierende Herr des Hauses Riégos die vom Berliner Kongreß anerkannten Ansprüche auf gewisse albanische Gebietsteile nicht vergessen. Bei der vorjährigen Krönung soll er auf die neugierige Frage eines seiner Getreuen: Ein neues Diadem ohne neues Land? geantwortet haben: Die Schleppe des Königsmantels zieht das Land nach. Fatalerweise waren es aber gerade die Malziamazen, die durch die ungebärdige Behauptung ihrer Unabhängigkeit die Liquidierung des Berliner Wechsels unmöglich gemacht haben. Auf diese Freundschaft ist also nichts zu geben. Es ist das Spiel von Katz und Maus. Die beiden guten Freunde sind weder durch Rasseneinheit noch durch Glaubensgemeinschaft — der eine ist römisch-katholisch, der andre griechisch-orthodox — miteinander verbunden; schon daraus leitet sich nach der Weltanschauung der Balkanvölker der kategorische Imperativ ab, in periodischen Raufereien sich wechselseitig Blut abzuzapfen. Das einzig vermittelnde Element war von jeher der gemeinsame Türkenhaß. Verirrte sich in der Zeit des Absolutismus ein Trupp hamidischer Soldaten in das Gebiet von Plava, um Ruhe zu stiften, so begann alsbald die Pirsche von beiden Seiten. Das fremde Wild wurde abgeschossen und die abgeschnittenen Türkenköpfe prangten wie Geweihe am Försterhaus auf den Gartenzäunen der heimgekehrten Jäger.

Die Freundschaft zwischen Petersburg und Cettinje ist uralt. Kein Balkankrieg, in dem nicht die Czernagorzen die russischen Diversionen unterstützt hätten. Kein türkischer Vorstoß nach der Tara hin, dessen Kraft nicht eine zarische Parade abgeschwächt hätte. Als Nikitas mannhafte Tochter Juno Militza dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch vermählt wurde, nannte Nikolaus III. den Brautvater beim Trinkspruch seinen ‚einzigen Freund', den er als Zeichen seiner Herzenszuneigungen mit Kanonen und Gewehren reichlich beschenkte. Spielt sich also heute Rußland als Patron Montenegros auf, so folgt es im Grunde nur den Gesetzen einer alten politischen Überlieferung. Machmud Schefket Pascha läßt die montenegrinische Grenze scharf bewachen, um den Waffenschmuggel zu unterbinden. Das ist offenbar sein gutes Recht, seine Verantwortlichkeitspflicht. In Petersburg aber verurteilt man die Ansammlung der türkischen Truppen als kriegerische Drohung, kritisiert das Verhalten Montenegros, dessen Herrscher seine türkenfresserischen Untertanen nicht im Zaun hält, mit väterlicher Milde und spricht sogar von einem ‚abzugrenzenden Kriegszustand in Albanien', er-

Digitized by Google

kennt also unmittelbar die arnautischen Rebellen als kriegführende Partei an.

Indessen, wir leben nicht mehr in den Zeiten, da Menschikow ‚seinen Mantel über den Balkan' ausbreiten konnte, und nicht mehr in den Tagen Revals. Der türkische Nationalstolz ist erwacht und sehr reizempfindlich geworden. Im Westen wirkte der üble Nachgeschmack der zusammengebrochenen Iswolskischen Intrigen- und Prestigepolitik noch bitter genug nach. Das Liebeswerben Rußlands, sich seinem Schritt anzuschließen, hat daher bei keinem der europäischen Höfe Sympathien gefunden, ist vielmehr ziemlich schroff allerseits zurückgewiesen worden — sogar in Italien, trotz der verwandtschaftlichen Verknüpfungen von Rom und Cettinje. Wohl oder übel hat Petersburg sich so zu dem Geständnis bequemen müssen: Wir haben eine gewaltige Dummheit gemacht. „Das Communiqué" — das voreilig veröffentlichte — „ist nicht der Text einer schriftlichen Note, sondern enthält nur den allgemeinen Gedankengang, in dessen Grenzen der Botschafter seine Mitteilungen in freundlichster Weise zu machen hatte." Sehr wohl. Man versteht sich wenigstens noch an der Newa auf die Kunst des Umredigierens. Schade nur, daß ‚allgemeine Gedankengänge' kein Instrument vernünftiger Realpolitik sind, wohl aber irrlichtelierenden Raketenkugeln ähneln, die leicht irgendwo angehäuften Explosivstoff in Brand setzen können.

* * *

Die Taten Rußlands ließen dessen Gegenpaukanten im Balkan-Diplomatenkrieg Österreich nicht ruhn. Während man in Petersburg sich um die armen Malissoren Sorge machte, wuchs Wien das Schicksal um die katholischen Mirditen, die Schützlinge seiner Kirche, ans Herz, um derentwillen es gleichfalls eine mahnende Note nach dem Goldnen Horn richtete. Indessen ist anzuerkennen, daß Ahrenthal wieder einmal als der überlegene Künstler auf dem diplomatischen Instrument sich erwiesen hat. Er fuhr nicht grobschlächtig wie der russische Bär, sondern fein manierlich, ernst mahnend, aber doch rücksichtsvoll und zum richtigen Zeitpunkt drein, eben als das mirditische Rebellionsfeuer bereits zusammengebrochen war und daher die Betonung der Protektoratsinteressen keinen weiteren kriegerischen Schaden anrichten konnte. Das Memorandum erkannte die albanische Frage als eine innere Angelegenheit der Türkei loyal an und unterstrich lediglich neuerdings die schon bei früheren Gelegenheiten betonte Wiener Auffassung, daß die Türkei in der Behandlung des Problems nach der Art des Reiters verfahre, der den Gaul am Schwanz statt am Gebiß zügelt. Ein Tadel, der zweifellos in gewisser Richtung der Begründung nicht entbehrt. Gewiß! Die Belehrung der Arnauten mit dem Schwert in der Hand, daß die Freiheitsgesetze eines modernen Verfassungsstaats etwas andres bedeuten als willkürliche Ausübung von Blutrache, Ablehnung von Steuerzahlung und Wehrpflicht, Bandenbildung und Bandenraubkrieg, war durchaus notwendig, mag die Lektion auch in übermäßig brutaler Weise erteilt worden sein. Andrerseits ist aber klar, daß mit dem ewigen Gerillakrieg in Gebieten, deren spröde Hochgebirgsnatur auch der genialsten Feldherrnkunst durchschlagende Erfolge fast unmöglich macht, nichts erreicht wird, daß die Idee, Untertanen, die dem Osmanli durch keine Übereinstimmung der Rasse, der Religion und sehr wenig Harmonien der Sitten und Weltanschauung verbunden sind, durch Blutbäder zu ‚braven Türken' zu machen, eine reine Torheit ist, daß es vielmehr gilt, die Eigenart dieses Fremdvolks, soweit sie geschichtlich und politisch begründet und mit den Normen konstitutionellen Staatslebens vereinbar ist, zu schonen. Welche Gesetze und Normen haben für eine solche revidierte, friedlichere und fruchtbarere Politik zu gelten? Das ist das entscheidende und gewichtigste Balkanproblem der Gegenwart.

Nach den marktgängigen Kritiken und Kommentierungen dieser Frage scheint es, als ob zu deren befriedigender Erledigung nichts nötig wäre als die Gewähr möglichst weitgehender autonomer Rechte an das Arnautentum nach den Dezentralisationsplänen des schwärmerischen Sultansneffen Sabbach ed Din. Das ist natürlich eine Torheit, geboren aus dem Mutterschoß verstiegenen Liberalismus oder vollständiger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse. Denn für eine solche Selbstverwaltung fehlen alle, auch die notwendigsten und primitivsten Grundlagen. Es gibt wohl eine albanische Intelligenz, gebildet aus der Aristokratie des Clanwesens, deren Mitglieder aber meist im Ausland erzogen worden, in den türkischen Staatsdienst eingetreten sind und den engeren Zusammenhang mit ihren Volksgenossen verloren haben. Die autonomistische Agitation wird fast ausschließlich von fremden Demagogen und Parteiführern, türkischen Freiheitsfanatikern, wie Naim und Sami Bei, Ferid und Frasheri Pascha, Geistlichen der katholischen und griechischen Denominationen, ausländischen Freibeutern, wie Terenzio Tocci, dem Organisator des Mirditenaufstands, in Gang gehalten. Die Volksmasse dagegen steht auf denkbar tiefster Kulturstufe; sie hat sich nicht einmal recht über den Stand des Nomadentums erhoben. Das einzige Gesetz, das der ‚Hochschotte des Balkans' anerkennt, ist der ‚Kanun' des Lek Dukadschin, eine mit Vendettaideen durchtränkte Sippenverfassung blutrünstigster und reaktionärster Art. Der Gedanke, für ein gestohlenes Kalb am Räuber und dessen Familie Rache zu nehmen, mag den Geist des Skipelaren monde-, ja jahrelang gefangen nehmen; für einen großzügigen politischen Gedanken fehlt ihm jedes Verständnis, und das Wesen des Verfassungsstaats ist ihm ein blutloser Schemen. Von irgendwelcher Einigkeit,

Digitized by Google

von Solidaritätsbewußtsein und nationalem Opferwillen ist kaum etwas zu spüren: gerade die letztjährigen Kämpfe gegen das Osmanentum waren ja eine fortlaufende Beweiskette von der unheilbaren Zwietracht der Albaner und der Unmöglichkeit, die verschiedenen Volkssplitter mit ihrer Claneigenbrödelei, ihren rassenpolitischen und konfessionellen Gegensätzen zu einem entscheidenden Schlag zusammenzufassen, so daß selbst der von Prenk Bib Doda, Threnk Spiro, Fürstabt Oroschi und andern weltlichen und geistlichen Großen begründete ‚Allalbanische Verband' sich, kaum gegründet, schon wieder in Wohlgefallen auflöste. „Des einen Tod, des andern Brot!" Es geht den Arnauten im Ringen mit den Osmanlis wie einst den Germanen im Kampf mit Rom.

Was demnach Albanien vor allem braucht, ist zunächst durchaus nicht politische Emanzipation, sondern Heilung seiner sozialwirtschaftlichen Nöte, die schon unter dem hamidischen reaktionären Regiment sich ständig gesteigert und jetzt infolge des dreijährigen Kriegszustands einen noch gefährlicheren Grad erreicht haben. Straßen, Brücken, Bahnen gilt es zu bauen, um der Bevölkerung besseren Absatz für ihre Erzeugnisse zu ermöglichen, eine fortschrittliche Agrargesetzgebung ins Leben zu rufen, um durch billige Kreditgewährung das Bauerntum zu entschulden, es seßhafter zu machen und zu höhern Betriebsformen anzuleiten, Erleichterung der fiskalischen Abgaben in die Wege zu leiten, namentlich der drückenden und dissozialen Verzehrssteuern, die einen fortwährenden Anreiz zur Rebellion bilden. Eine zweite wichtigste reorganisatorische Aufgabe ist, um überhaupt erst die Fundamente zur politischen Reife und Betätigungsfähigkeit der Nation zu legen, die Verbesserung des Schulwesens, das heute fast ganz in den Händen von fremden Ordensgesellschaften oder albanischen Geistlichen höchst hinterwäldlerischer Bildung ruht. Die Zumutung der Einführung des arabischen Alphabets, dessen Buchstaben die albanischen Laute wiederzugeben gar nicht fähig sind, war natürlich ein denkbar grober politischer Fehler. Vielmehr ist umgekehrt gerade eine nationale albanische Schule zu schaffen, um den konfessionellen Hader zu beschwichtigen und die Volkserziehung auf natürlicher geschichtlicher Grundlage zu entwickeln. Um schließlich den Verwaltungsorganismus den Normen eines Verfassungsstaats anzupassen, wird man sich nach Lage der gegenwärtigen Verhältnisse damit begnügen müssen, zunächst in den Gemeinden an Stelle der alten Clanverfassung eine mehr moderne bürgerliche Rechtsordnung zu setzen und im übrigen bei Besetzung der höhern Amtsstellen die Angehörigen der arnautischen Intelligenz und Aristokratie zu bevorzugen, um so eine Brücke wechselseitigen Vertrauens und Verstehens zwischen Konstantinopel und Albanien zu schaffen.

* * *

Obwohl trotz dem Einlenken und der Versöhnlichkeit der türkischen Regierung, trotz der Sultansreise und den sich daran anschließenden Begnadigungsakten an der montenegrinischen Grenze noch immer weiter gekämpft wird, so ist die eigentliche Gefahr, daß aus dem Balkankleinkrieg ein großer Balkanbrand sich entwickle, doch offenbar vorüber, und die Sensationspresse, die wieder einmal in Ultimatum-Erregungen und militaristische Fieberparoxysmen geriet, darf auf die Fahnde nach neuem Stoff für ihre Anreißerkünste gehen. Aber die unliebsamen, ernst mahnenden Untertöne der kurzweiligen Tragikomödie zittern doch nach. Den Kasernenton, den Petersburg neuerdings gegen Konstantinopel anschlägt, würde es noch vor einem Jahr kaum gewagt haben — ein bedenkliches Symptom, wie sehr die verfahrenen Parteiverhältnisse, die ewigen jungtürkischen Bruderzwiste und Ministerkrisen das Ansehen des neuen Regiments geschwächt haben. Rußland hält so den Augenblick für günstig, die etwas verblichene Aureole als Balkanschutzheiliger wieder aufzufrischen. Zwar ist anzunehmen, daß die Balkanvölker allmählich von dem Unsegen dieses Protektorats, das ihnen nichts wie innere Zerrüttung, nachbarliche Häkeleien und Zerwürfnisse gebracht hat, sich überzeugt haben. Und die Regierung am Goldnen Horn wird selbst das meiste dazu beitragen können, daß die Überzeugung sich festigt, wenn sie endlich ihre unselige albanische Politik mit ihrer Verkennung des geschichtlich-logischen Gesetzes, daß die arnautische Bevölkerung kein zu unterdrückender Fremdkörper im osmanischen Reich, sondern der natürliche Puffer gegen den slavischen Andrang ist, gründlich, nicht nur in Verheißungen, sondern auch in Taten revidiert und den Verstiegenheiten des Zentralismus einen kräftigen Dämpfer aufsetzt. Aber der Alpdruck des unangenehmen Empfindens, daß der Geist der übergeschäftigen, zersetzenden Diplomatie Iswolskis, seit Sasonow auf dem Krankenlager dahinsiecht, wieder lebendig wird, und die russische Politik in gefährliches Schaukeln bringt, bleibt doch bestehen; er erscheint als eine scharfe Mahnung an die Jungtürken zur Eintracht, als eine eindringliche Lehre für die mitteleuropäischen Mächte, daß die Ernte der Potsdamer Saat noch so wenig gesichert ist wie der vielberedete Balkanfriede.

Etwas von deutscher Schulmeisterei.

Was weiß ich von vorne herein: manche von denen, die diesen Titel lesen, werden seinetwegen mindestens ein Unbehagen empfinden. Denn sie ahnen hinter und unter ihm etwas, dessen Dasein sie nicht bestreiten können oder wollen, und über das sie

Digitized by Google

sich doch nicht zu reden getrauen, weils eine Sache ist, von der man überhaupt nicht gern spricht.

Warum denn aber nicht? Man redet doch sonst so frei und offen von allerlei Schädlichem in unserm modernen Kulturleben, und soll sich lediglich um des guten Tones willen nur davor in Acht nehmen, einmal auch von der deutschen Schulmeisterei zu reden? Einmal sie und ihre Vertreter etwas schärfer unter die Lupe zu nehmen und sich darüber klar zu werden, wie weit sie uns gebracht hat. Ich weiß: im Norden unsres deutschen Vaterlandes spürt man von dieser Herrschaft weniger als im Süden. Wir Schwaben insonderheit, die wir ja ohnedem als das Volk der Schulmeister in gutem und — nicht gutem Sinne gelten, wissen davon ein Liedlein zu singen. Aber wie wir eben nun einmal sind: im stillen Kämmerlein und am Stammtisch vielleicht, da erheben wir einen Protest um den andern gegen diese Tyrannei. Ihr einmal energisch zu Leibe zu rücken und den Herren klipp und klar zu sagen, daß es auf der Welt auch Dinge gibt, die man nicht unter dem Sehwinkel irgend einer Lehrtheorie, sondern einfach mit seinem gesunden und klaren Menschenverstand fassen und zu Kulturwerten umbilden muß, das wagen wir nicht. Zugegeben: die ganze Schulmeisterei mit ihrer Engherzigkeit und Einseitigkeit ist zum großen Teil das unerquickliche Ergebnis einer Erziehung, die von vornherein auf die unglückselige Besserwisserei und die Meinung von einer geistigen Bildung besondrer Güte gerichtet ist. Die Ausbildung namentlich in unseren Lehrerseminaren ist geradezu darauf gedrillt, den Zöglingen in ihrer Absonderung von dem Leben des Alltags und seinen Menschen zu einem Übermaß von Selbstbewertung zu helfen, mit dem sie dann einmal draußen in der Welt an allen Ecken und Enden bis zur Lächerlichkeit anstoßen. Das besonders Verhängnisvolle aber ist, daß unsre Lehrer — die von der Hochschule ebensogut wie diejenigen von der niederen Volksschule — in das Schema ihres trockenen und unpraktischen Wissens alles das pressen wollen, was wir an geistigen, sozialen und politischen Werten besitzen und fortentwickeln wollen zum freien und unveräußerlichen Eigentum des Volkes. Es ist eine unerquickliche Arbeit, an der wir sie da sehen, und es gehört wahrhaftig eine ganz eigenartige Auffassung von unseren kulturellen Pflichten dazu, wenn man sie einzig damit zu erfüllen glaubt, daß man über das frische und frohe, wenn auch manchmal etwas ungebärdige und gar zu vollsaftige Wachstum neuer Gedanken und Strömungen sofort Glasdächer aus dem Treibhaus oder Theorien und doktrinärer Schablonen baut, und Luft und Wärme, wenns sein muß, auch Regen und Sturm erst solange an allerlei Meßinstrumenten prüft und mißt, bis alles keimende Leben entwichen ist, und nur noch das traurige Gerippe grüner Blätter oder ausgedorrte Hülsen und Stengel ohne Kraft und Saft übrig bleiben.

Wir wollen da nur einmal von der deutschen Politik reden. Wer Ohren zu hören und Augen zu sehen und zu lesen hat, der weiß, wie breit die Spuren dieser Schulmeisterei gerade auch auf dem Wege ihrer Entwicklung sind. Man könnte ja füglich seine Verwunderung namentlich auch darüber aussprechen, daß die Vertreter eines Berufs, dessen ideale Erfüllung wohl eine ganze Manneskraft vollauf beanspruchen sollte, doch eben noch Zeit und Stimmung finden zu der Entfaltung einer politischen Tätigkeit, deren Ausdehnung im diametralen Gegensatz zu ihrer steten Klage über Überbürdung mit Arbeit steht. Und wer an einem Redaktionspult sitzt, oder wer von Berufs wegen journalistisch tätig ist, der weiß ein Lied zu singen von der manchmal höchst unerfreulichen Zudringlichkeit und dem ärgerlichen Wettbewerb eben dieser „Schulmeisterei", die sich berufen glaubt, über alles und noch vieles andre das letzte Wort sprechen und uns von dem Katheder weltfremder Gelehrsamkeit aus mit Ratschlägen und Anweisungen beglücken zu müssen, für die der Praktiker glücklicherweise keinerlei Verständnis hat. Man mag sich die Tatsache, daß sich diesem Geschäfte namentlich unsre Humanisten, und zwar vorzugsweise innerhalb der nationalliberalen Partei und ihrer Ausläufer widmen, erklären wie man will. Politische Schwarzseher — oder sinds Ehrlichkeitsmenschen — mögen das auch mit der mehr und mehr in Erscheinung tretenden Zurückdrängung dieser Partei in Verbindung bringen, und wir glauben nicht, daß es irgend einen praktischen Erfolg hätte, wenn man daran irgendwelche ernste Mahnung knüpfen wollte. Eine solche wollen die Herren nicht, und haben, da sie ja keinerlei akademischen oder seminaristisch-pädagogischen Stempel trägt, auch gar kein Verständnis dafür.

Es will mich bedünken, als ob es ein falscher und durchaus unberechtigter Selbstruhm wäre, zu behaupten, im neuen Deutschen Reiche habe die Feder das nicht verdorben, was dereinst das Schwert errungen. Tagtäglich begegnen wir den Spuren dieser, gelinde gesagt, Schönfärberei, weil wir immer wieder zu lesen und zu hören bekommen, daß sich die liebe deutsche Schulmeisterei mit Vorliebe in Dinge einmische, von denen sie doch eigentlich keinen blassen Dunst hat. Oder glaubt sie etwa aus ihrer „klassischen" Bildung und ihrer genauen Kenntnis sämtlicher Kriegszüge Alexanders d. Gr. oder der römischen Geschichte heraus besonderes Verständnis für die Gärungen und Bewegungen in der deutschen Politik der Gegenwart zu haben. Als ob Politik, wenn sie erfolgreich verstanden und demnach betrieben sein will, etwas andres wäre und sein könnte, als nach Bismarck die kluge und auch mancherlei Sprünge nicht scheuende Ausnutzung der vor-

Digitized by Google

handenen Möglichkeiten. Als ob sich ihre Strömungen nach irgendeinem Schema berechnen und auf irgendein Dogma festlegen ließen. Das aber ist ja gerade der Grundfehler der deutschen Schulmeisterei in alter und neuer Zeit: die eigensinnige Einsichtslosigkeit dafür, daß jeder kulturelle Erfolg und Fortschritt nur möglich ist durch eine jeweilige Anpassung an die in stetem Wechsel begriffenen Verhältnisse, aus denen dann eben die führenden Geister das Bleibende und Dauernde herausfinden und herausringen müssen. Hinter dem Aktentisch oder vom Katheder herab aber kann und wird das nie geschehen. Den einzigen Widerpart aber gegen unsre Schulmeisterei erblicken wir in dem immer wachsenden Erstarken und Freiwerden der deutschen Presse und ihrer Vertreter von Einflüssen, die ihnen immer noch einen Platz auf der zweiten oder dritten Rangstufe geistiger Bildung einräumen und sie dabei in einer Abhängigkeit von trockner und veralteter Weisheit halten möchten, die doch den grellsten Widerspruch zu der Art und Betätigung des Journalistenberufs bildet. Seine Sache und nicht, zum Nachteil unsrer ganzen Kulturarbeit ist es zwischen sich und ihnen nach und nach eine reinliche Scheidung herbeizuführen. Eine Scheidung, di auch diesen Herren Achtung abnötigt und sie zu der Erkenntnis zwingt, daß es für die Gegenwart und Zukunft mit den sogenannten geistigen Privilegien nichts mehr ist. Schmerzhaft wird diese Erkenntnis sein, aber notwendig ist sie auch. Das Erziehungsproblem der Gegenwart und Zukunft beruht in Schule und Leben auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit. Damit ist dem seitherigen und sehr morsch gewordenen System der Schulmeisterei der Boden untergraben, und es liegt nur an uns, dafür zu sorgen, daß es nicht wieder Wurzel fasse. Denn ein Übel, das man vertreibt, nur um ihm wieder die Türe zu öffnen, wenn es dran pocht, haust nachher schlimmer denn zuvor. Der Beispiele hierfür wären genug zu nennen. Ein Hinweis auf die Tatsache mag für heute genügen. G. F.

Der Kampf um die Fleisch-Küche.

Von Dr. **Wilhelm Sternberg** (Berlin).

Überall herrscht im Lande „Fleischnot“. Da ist es denn ein Trost, daß die „exakte“ Wissenschaft der Ernährung den Beweis erbringt, von „Not“ und gar „Fleischnot“ kann gar keine Rede sein. Denn es kommt — nach der „exakten“ Ernährungslehre — bloß auf den chemischen Nahrungsstoff an, den wir „Eiweiß“ nennen. Dieses Eiweiß ist freilich im Fleische in reichlichen Mengen vorhanden. Aber dank der mit Recht so berühmten Physiologie der Ernährung läßt sich das Eiweiß des Fleisches recht bequem durch künstliche Nährpräparate ersetzen. Und die rührige Industrie hat diesen Fortschritt der Wissenschaft weidlich ausgenutzt. Man hat gar kein Fleisch mehr nötig. So lehrt die nützlichste aller Wissenschaften, die Ernährungslehre. Die fleischlose Kost, die vegetarische Küche mit völliger Fleischabstinenz, Carnevalenz, so behaupten manche modernen Diätetiker, sei sogar viel zuträglicher. Jedenfalls sei die Einschränkung der Fleischküche ein dringendes Erfordernis, soll nicht die Menschheit degenerieren. Diese Abstinenz, ebenso wie die Alkoholabstinenz aus Amerika zu uns kommend, hat bei uns auch schon viele Anhänger gewonnen, zumal im Norden. Wer nicht soweit gehen will, der mag bei der Fleischnot wenigstens mit Fisch die Fleischnahrung ersetzen. Fisch ist doch, wie die Chemie nachgewiesen hat, ebenso reich an Eiweiß wie Fleisch, also in gleichem Maße nahrhaft. Dem Ersatz von Fleisch durch Fisch steht nach den neuesten Berechnungen der Ernährungshygiene nichts entgegen.

Allein im täglichen Leben der Praxis ist es doch nun einmal ganz, ganz anders, als es im Buche steht. Sollte also der ganzen, so gerühmten „exakten“ Ernährungslehre am Ende ein prinzipieller Fehler zugrunde liegen? Das ist tatsächlich der Fall. Die praktisch wichtigste Wissenschaft, die moderne Ernährungslehre, ist auf einem toten Punkt angelangt, wie ich in meinen verschiedenen Arbeiten über die Küche und Krankenküche bewiesen habe.

Welch einen ungeheuren Unterschied macht in Wirklichkeit die Küche schon zwischen Fisch und Fleisch! Darauf deutet bereits der vulgäre Sprachgebrauch hin. Das Wort „es ist nicht Fleisch, es ist nicht Fisch“ will gerade die Gegensätze erschöpfend gegenüberstellen. Seit altersher hebt jede Küche die Verschiedenheit von Fisch und Fleischkost hervor, indem die Küche, die zwar gleiche Fleischspeisen perhorresziert, sehr wohl Fisch und Fleisch zuläßt. Ist es doch gerade die Festküche, welche Fisch und Fleischgericht im Menü stets vereinigt.

Auch in der Auswahl des Fischfleisches machen alle Küchen einen tiefgehenden Unterschied. Und dieser Unterschied, das ist das Beweisende, ist allen Zeiten und allen Orten gemeinsam. Die Vögel sind bei allen Völkern zu allen Zeiten äußerst geschätzt, als Schlachtfleisch und als Opfer, wie denn überhaupt die beiden Verwendungen des Fleisches zum Opfern für die Götter und zum eigenen Verzehren im innigsten Zusammenhange stehen. Dabei ist es nicht etwa bloß die Zartheit ihres Fleisches und die darauf beruhende Schmackhaftigkeit, welche diesen Vorzug des Geflügels bedingt. Denn die Vögel sind von jeher die Zier- und Luxustiere der Menschen par excellence. Ihr „malerisches“, appetitliches Aussehen und

Digitized by Google

Wesen gibt ihnen den Vorrang vor allen andren Nutztieren aus der gesamten Zoologie. Daher kommt es, daß die klassische Malerei von allen Tieren gerade die Vögel mit besonderer Vorliebe zur Darstellung bringt. Damit im Zusammenhang steht eine weitere höchst bemerkenswerte Tatsache. Die verschiedenen Religionen haben gar viele Tiere aus den verschiedenen Tierklassen in ihren Opfer- und Speiseverboten ausgeschlossen zum Verzehren und zum Opfern. Aber in der Klasse der Vögel haben die rituellen Speisegebote kaum je besondere Ausnahmen gefordert.

Selbst die in der Reihe der Lebewesen höchststehende Tierklasse, die Säugetiere nehmen durchaus nicht etwa alle denselben Rang in der Bewertung als Schlachtvieh ein, noch nicht einmal heutzutage in dem Zeitalter der Aufklärung. Denn bei der heutigen Fleischnot würde es doch der Allgemeinheit nicht leicht beikommen, auch bloß zum Hunde oder zur Katze zu greifen. Freilich ist hier sogar die Literatur mit gutem Beispiel gegen früher vorangegangen. Denn Goethe meint, die Kochkunst unterschätzend, in seinem Spottgedicht „Die Katzenpastete", dessen Gleichnis gegen Newton gerichtet ist:

Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Aber kaum ein Jahrhundert später hat uns schon Emil Rosenow in seinem Schwank „Kater Lampe" gezeigt, wie trefflich der Kater als Lampe selbst der hohen Behördlichkeit mundet. Und gar Gerhard Hauptmann verschmäht in den „Webern" nicht einmal den Ami. „Und war aso a nette bethulich Hundel", sagt Mutter Baumert, und Ansorge: „das is ooch noch ne Guttschmeckte, das macht gar a lieblich Gericht".

Die Tatsache ist jedenfalls sicher, daß man kein einziges Tier so sehr verabscheut, zu berühren, zumal mit dem Munde, vollends für die Mundküche zum Verzehren, wie: Maus und Ratte. Selbst in Zeiten der größten Hungersnot, nicht bloß der Fleischnot, greift man am allerletzten erst zu Mäuse- und Rattenfleisch.

Wie wenig der chemische Nährwert und der Gehalt an Eiweiß, auf den die einseitige Ernährungslehre sich immer noch beschränkt, tatsächlich für die menschliche Nahrung maßgebend ist, beweist die Bewertung aller übrigen Tierklassen, welche die Küche unter der Bezeichnung „Ungeziefer" zusammenfaßt. Das Wort „Ungeziefer" ist zusammengesetzt aus dem Teil „un" und „Zepar" = Opfer, es bedeutet das Tier, das von jeher zum Opfern ungeeignet war. Ungeziefer sind also seit den ältesten Zeiten zum Opfern und zum Verzehren verhaßt. Ja der Abscheu des Menschen vor dem Ungeziefer geht soweit, daß er sich sogar in der Nachwirkung und Fernwirkung geltend macht. Denn schon die Beimischung des Ungeziefers kann hinreichen, sogar unsre Lieblingsspeise zu verekeln, vollends noch nachträglich. Auch diese Tatsache, der modernen Medizin fremd, ist schon längst in der klassischen Literatur festgehalten. Shakespeare ist es, der im „Wintermärchen" diese Fernwirkung des Abscheus infolge der Beimischung des Ungeziefers zum menschlichen Genußmittel ausmalt:

„Wohl kann sich eine Spinne
Verkriechen in den Becher, und man trinkt,
Man geht und spürt kein
Gift; nicht angesteckt
Ward das Bewußtsein; aber hält uns einer
Die ekelhafte Zutat vor und sagt uns,
Was wir getrunken, sprengt man Brust und Seiten
Mit heft'gem Würgen."

Freilich sagt der Volksmund, „in der Not frißt der Teufel Fliegen". Allein man vergißt dabei, daß es eben der Teufel und nicht der Mensch ist, den die Not selbst zur Fliege greifen läßt. Beelzebub ist nämlich der Fliegenbaal, die gebräuchliche Bezeichnung mancher Konfessionen für den Satan, den Obersten der Dämonen, dem gerade alle unsauberen Gelüste eigen sind. Mit Recht ist daher Mephisto, dem alle belästigenden Tiere angehören, und der daher gerade am Widerlichen Freude hat, im „Faust":

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Flöhe, Wanzen, Läuse.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich die Erkenntnis, daß manche Tiere seit altersher mit einer geradezu überraschenden Gleichmäßigkeit den Appetit des Menschen zum Verzehren ihres Fleisches nicht erregen, sondern verlegen, und im höchsten Maße sogar den Appetit auf andre Speisen verderben können. Und dieser höchste Gegensatz vom Appetit ist der Abscheu, das Ekelgefühl. Diese Einsicht, bisher der Medizin fremd, gewährt mir in der praktischen Diätetik einen sicheren Erklärungsgrund für viele bisher ungelöste und sogar unlösbare Fragen der menschlichen Ernährung und der menschlichen Nahrung. Der Satz, daß der höchste Gegensatz vom Appetit der Ekel ist, bietet mir den leitenden Faden für den Zusammenhang unzähliger Tatsachen, wie ihn noch kein Vorgänger vor mir je besaß. Es ist also die Gleichsetzung der verschiedenen Fleischarten in der modernen Ernährungslehre prinzipiell unzulässig. Der Irrtum beruht auf zwei falschen Voraussetzungen.

Bei der allgemeinen Überschätzung der Chemie wirft die Wissenschaft der Diätetik die mannigfachsten Fleischsorten in einen Topf. Das ist einfach und bequem, aber falsch. Denn man übersieht dabei schon das eine, daß allen chemischen Proben unsre Zunge und unser Geschmack weit überlegen ist. Und über dem sinnlichen Geschmack steht dann noch der psychische, der ästhetische Geschmack. Der Grundirrtum der modernen Ernährungslehre ist eben der, daß sie ihre Betrachtungen bloß auf den objektiven Nahrungsbedarf beschränkt und die subjektiven Empfindungen der Bedürfnisse übergeht. Dabei ist das Nahrungsbedürfnis, der Appetit auf Fleisch, die Lust nach Fleisch so hochgradig, daß man von „fleischlichen

Digitized by Google

Gelüsten" sogar in übertragenem Sinne redet und alle andern Lüste so nennt.

Freilich ist der Appetit auf Fleisch nicht so groß beim Kind, Weib und Greise wie beim kräftig arbeitenden Mann. Der Appetit ist eben grundsätzlich verschieden, qualitativ und quantitativ, je nach Alter, Geschlecht und mehreren andern Faktoren. Diese Tatsache, die von der modernen Medizin vergessen ist, ist gleichfalls in der neuzeitlichen schönen Literatur wiederholt festgestellt worden. In Björnsons Schauspiel „Wenn der junge Wein blüht" führt die entzückende Helene dem Vater in köstlicher Selbsttäuschung den Beweis dafür, wie sehr die Mutter und die Mitschwestern auf den Geschmack des Vaters Rücksicht nehmen: „Wir andern haben den gleichen Geschmack wie Mutter. Wir essen z. B. für unser Leben gern Suppen, Milchsuppe, Fleischsuppe, Fischsuppe, Gemüsesuppe. . . . . Folglich kommt keine Suppe auf unsern Tisch. Heißt das nicht: Rücksicht auf dich nehmen? . . . . ." „Und Du magst kein Konfekt und überhaupt keine Süßigkeiten." Ebenso sagt Hänschen Rilow, wie Melchior seinem Schulfreund Moritz in „Frühlings Erwachen" gesteht, „der träume noch bis heute von nichts als Sandtorten und Aprikosengelee".

Wie leicht der Appetit der Jugend, und zumal der weiblichen Jugend, befriedigt wird im Gegensatz zum Appetit des kräftigen Mannes, illustriert uns Ibsen in der „Wildente", indem Hedwig zur Mutter sagt: „Aber wir beiden brauchten dafür auch nichts Warmes zu Mittag, da der Vater fort war". Und in der Tat wird das Sättigungsgefühl des Weibes eher noch befriedigt als beim Mann gelegentlich des Verzichts auf warme Küche. Genau so ist es mit der Fischküche. Während Frauen, Kinder und Greise vollkommen gesättigt werden können beim Verzicht auf Fleisch oder selbst auf warme Küche, gewiß mit Fischspeisen, bildet die Fischküche für den Mann nicht die „pièce de résistance". Fischküche sättigt bei weitem nicht so wie die Fleischküche. Der kräftig arbeitende Mann wird durch Fischspeisen nicht hinreichend gesättigt. Dazu kommt, daß man die Fischküche sehr schnell „über" hat, hingegen die Fleischküche nicht. Deshalb beruht die Annahme auf einer prinzipiell irrigen Voraussetzung, als wäre es das wirksamste Mittel gegen die heutige Fleischnot, wenn der Staat sich entschließen würde, die Frachten für Fischbeförderung von der Küste ins Binnenland um ein Erhebliches herabzusetzen, um die Fischnahrung zu propagieren. Denn es gelingt der Küche nicht, täglich wiederkehrende Fischspeisen so abwechslungsreich herzustellen, daß auf die Dauer der Widerwille verhütet werde. Überraschend schnell tritt Überdruß ein. Und dieser Überdruß steht seinem Wesen nach dem Ekelgefühl recht nahe.

So sind denn die billigen Rezepte der modernen Diätetiker gegen die heutige Fleischnot: Ersatz des Fleisches durch Fisch, Fleischabstinenz oder fastenartige Beschränkung nach dem System Dr. Hindhede, nichts weiter als ein Armutszeugnis für die Hilflosigkeit der praktischen Ernährungslehre. Die angewandte Diätetik ist heute noch ein vogelfreies Gebiet. Jeder Beliebige fühlt sich berufen, hier mit einer gewissen Zuversichtlichkeit mitzureden. So wird die spezielle Diätetik zum wahren Tummelplatz des voraussetzungslosesten Dilettantismus und der oberflächlichsten privaten Einfälle jedes einzelnen Mediziners und Nichtmediziners. Davon legt die Menge der heutigen künstlichen Nährpräparate beredtes Zeugnis ab. War es ehedem der Markt und die Gosse, wo der herumziehende Quacksalber die Menge mit seinen Präparaten beglückte, so ist es heute der Inseratenteil der medizinischen Zeitungen, in den er sich erfolgreich flüchtet. Für die Zukunft muß die Kunst von der Herstellung der künstlichen Nährpräparate endlich auf die Kunst der Zubereitung in der Küche übergehen. Denn die praktische Diätetik hat bankerott gemacht. Sie kann, eine höchst seltsame Erscheinung, bei der belletristischen Literatur Anleihe machen. Das lehrt uns die heutige Fleischnot.

Das malerische Lübeck.

Von **Hans Bethge** (Berlin).

I.

Lübeck, die alte Handelsstadt an der Trave, hat sich unter den drei Hansastädten bis heute einen architektonisch interessanten und altertümlich individuellen Charakter am reinsten bewahrt. Lübeck ist durchaus eine malerische Stadt. Kommt man mit der Bahn herbei — oder auch zu Schiff von Travemünde her —, so sieht man das für die Stadt charakteristische Baumaterial und seine lebhafte Farbe schon von weitem klar durch die Luft herüberwinken; ich meine die roten Backsteintürme des Domes, der Marienkirche und von St. Jacobi. Die schöne Form dieser durch keine hemmenden Linien unterbrochenen, in wirklichem Sinne strebenden Türme, besonders jener von St. Marien, gibt Lübeck sofort einen ganz bestimmten, strengen architektonischen Rahmen. Viereckig, fest und kraftvoll stehen diese Bauwerke da, die das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert in einem niederdeutsch-gotischen Backsteinstil erstehen ließ. Die hohen, mit Kupfer gedeckten und schön oxydierten Turmdächer entwickeln sich, besonders schön bei der Marienkirche, aus den Unterbauten mit einer kernigen und selbstverständlichen Sicherheit dadurch, daß sich die vier Seiten der roten Backsteintürme giebelartig zuspitzen: aus diesen Giebeln heraus wächst nun organisch das schlanke, spitze, grünlich

Digitized by Google

schimmernde Dach, das mit dem bräunlichen Rot der alten gebrannten Steine in einem diskreten farbigen Zusammenhang steht.

Langt man dann auf dem Bahnhof an und begibt sich von ihm in die Stadt hinein, so wird der Hunger der Erwartung sogleich auf eine überraschende Weise gestillt, indem man sich nämlich dem alten Holstentor, dem Wahrzeichen Lübecks, zugleich einem seiner eindrucksvollsten Gebäude, gegenüber sieht. Dieses massige Backsteintor, das die Stadt aus dem Vermächtnis eines ihrer Ratsherren, namens Johann Broling, im fünfzehnten Jahrhundert hat aufführen lassen, imponiert durch die wuchtige Größe und sichere Formulierung seiner Verhältnisse. Dieser repräsentative Bau, bei dem das kleine, niedrige Rundtor eigentlich eine Nebensache bildet, wirkt nicht erdrückend, weil er so maßvoll und vornehm gegliedert ist. Zwei mächtige mittelalterliche Rundtürme werden verbunden durch einen gotisierenden Lübecker Giebelbau, der sich in drei Absätzen nach oben verjüngt, womit er ungefähr die halbe Höhe der Turmdächer erreicht. Welch ein breites, niederdeutsches, geschlossenes Gesamtbild! Die Atmosphäre reichen, behäbigen, aber auch trotzigen Bürgertums atmet dieses malerische Bauwerk aus.

Dann kommt man an die Trave, die man, um in die Stadt zu gelangen, auf einer modernen Brücke überschreitet, und dicht neben dieser Brücke erheben sich jene alten, jetzt nicht mehr benutzten Backsteinspeicher, die man als schöne und ehrwürdige Beispiele des alten Lübecker Bürgerstiles sogleich erkennt. Fünf dieser baufälligen, ursprünglich als Wohnhäuser, dann als Speicher benutzten Gebäude liegen hier nebeneinander und spiegeln ihre roten Giebelmauern mit den öden Fensterhöhlen melancholisch in dem grünlichen Wasser wider. Sie sind fünf, sechs Stock hoch, und jedes Stockwerk bildet eine stufenartige Verjüngung nach oben hin, so daß sich in dem letzten Stockwerk nur noch ein Fenster befindet. So liegen diese roten Häuser da, alt und in ihren Mörtelfugen verschoben, und nicht viele Generationen mehr werden sie schauen. Einst wird die Trave wieder reißend anschwellen, wie sie es in manchen Jahren tut, und sie wird die morschen Mauern niederreißen und hinwegschwemmen, und Lübeck wird um eine seiner köstlichsten malerischen Schönheiten ärmer sein.

Der Typus des alten Lübecker Backsteinhauses ist in diesen baufälligen Gebäuden an der Trave so klar zum Ausdruck gelangt, daß auch die andern alten Häuser, die sich noch hier und da in den gewundenen Straßen der Stadt vorfinden — das schönste und würdigste ist das Haus der Schiffergesellschaft in der Breiten Straße — ihn kaum klarer offenbaren können. Über den Fenstern, die teils Spitz-, teils Rundbogen, teils auch eine geradlinige, breite Verjüngung nach oben zeigen, sind gern als diskreter Schmuck kreisrunde Vertiefungen im Mauerwerk angebracht. Die Vorliebe für den Kreis in der architektonischen Gliederung ist bei den alten Lübecker Häusern auffallend und bezeichnend. Im übrigen pflegen diese roten, emporgestuften Giebel gar keinen Schmuck zu zeigen. Sie wollen nur durch den Charakter ihrer energischen Umrisse wirken. Wo einmal reicherer Schmuck verwendet wird, wie an einem alten Partrizierhause in der Holstenstraße, da wirkt dieser scheinbare ornamentale Reichtum, wenn man ihn näher betrachtet, phantasielos und nüchtern. An dem erwähnten Hause, dessen Backsteinfassade mit Mörtel beworfen ist, fügen sich über den Fensterreihen kreisrunde Medaillons aneinander, welche reliefartige, künstlerisch minderwertige Männer- und Frauenköpfe zeigen. Aber die Phantasie des Bildners war so gering, daß er immer wieder die gleichen, uninteressanten Köpfe nebeneinander zu setzen genötigt war. Es scheint ihm, dem solcher Bildungen Ungewohnten, gar nichts Andres eingefallen zu sein. Diese Wiederholungen wirken bei näherer Betrachtung höchst langweilig; man wünscht sich den ganzen Schmuck lieber auf einige einfache Kreislineamente beschränkt.

Im Mittelpunkt des alten, engstraßigen Lübeck, das noch heute mit seinen 100 000 Einwohnern äußerlich vollkommen den Eindruck der mittleren Provinzstadt macht, liegt der Marktplatz. Er ist fast nach allen Seiten geschlossen, also ein Platz in idealem Sinne. Die eine Längsseite nimmt ein aufdringliches modernes Postgebäude ein, zwar auch ein „Backsteinbau", aber ein verunzierender, entsetzlicher. Es ist sehr beschämend, wenn man sieht, daß die modernen Architekten von den alten Schönheiten, die sie umgeben, gar nichts zu profitieren wissen. Da errichten sie dieses öde, unangenehme, kasernenartige Gebäude und haben doch die Beispiele so dicht vor Augen, auf welche Weise sich vornehme und schlichte Schönheit erzielen läßt. Sind diese Leute mit Blindheit geschlagen?!

Das alte Rathaus, das mannigfach umgebaut worden ist, kommt heute leider nicht mehr zu seiner vollen Wirkung. Es ist ein kastellartiger, gotischer Backsteinbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, großlinig und würdig, mit einigen kecken Türmchen geschmückt, und oben in der einen Mauerwand sehen wir wieder ein paar mächtige Kreise in der Architektur; diesmal sind sie ganz aus der oben freistehenden Mauer herausgeschnitten, und durch sie hindurch leuchtet der blaue Himmel.

Später, im sechzehnten Jahrhundert, hat man dem Rathause leider eine üppig-heitere Renaissance-Halle in Sandstein vorgebaut, die in einem seltsamen Kontrast zu dem älteren Gebäude steht und mit ihrer südlichen Grazie unter diesen nördlichen Himmel nicht recht paßt. Ein eigentümlich pittoresker Mischmasch von Stilen ist so entstanden. Am mächtigsten wirken die alten Backsteinreste. Sieht man diesen Marktplatz, dessen

Digitized by Google

Mitte von einem neueren, hübschen, etwa 15 Meter hohen Sandsteinbrunnen gotischen Stiles eingenommen wird, in einer Mondnacht, und der bleiche Schimmer flutet um die Türmchen, den rauschenden Brunnen und durch die großen, geisterhaften, offenen Kreise oben in dem Mauerwerk des Rathauses, so fühlt man sich von einer völlig märchenhaft-malerischen Stimmung hingenommen, von einer nordischen Mondnachtstimmung, in die sich fremde südliche Akkorde traumhaft einzuschmeicheln wissen.

Man wandert beschaulich durch die auf- und abwärtsführenden Straßen, lenkt manchmal den Blick schräg empor zu den steilen roten Ziegeldächern, und dann gelangt man auf die schönen Wallanlagen, an deren Stelle sich einst die Mauern der Festung erhoben. Die Anlagen führen an der Trave hin, und die Villen der reichen Lübecker Kaufmannsfamilien sind hier und da in sie hineingebettet. Man überschreitet die Mühlenbrücke, und, am jenseitigen Ufer der Trave hinwandernd, sieht man die roten Türme und roten Dächer der Stadt, von grünen Baumkuppen unterbrochen, in malerischer Weise sich gruppieren, kleine Passagierdampfer stampfen auf der kanalartigen Trave vorüber, und Ostseemöven kreuzen schreiend durch die Luft. Man muß unwillkürlich an den verwandten Ausblick denken, den man auf eine andre Stadt im nördlichen Deutschland hat, nämlich auf das rote Marienburg, wenn man am jenseitigen Ufer der Weichsel steht.

Von den Wallanlagen kommt man hinab an den ganz mit Grün umstandenen, von Enten und Schwänen belebten, geräumigen Mühlenteich, und nun erhebt sich in prunkloser Majestät drüben am andern Ufer auf einer Höhe der Dom mit seinen Türmen und das ihm angefügte rote Dommuseum, und dieser stattliche Komplex von Gebäuden ragt hoch empor in das Blau und blickt ruhig auf sein mächtiges Spiegelbild in der breiten Fläche des Mühlenteiches nieder. Dieser Blick auf den Dom, über den Teich hinweg, gehört zu den intensivsten malerischen Eindrücken in der Hansastadt. Und wieder taucht eine Parallele auf; das rote Schloß Frederiksborg erhebt sich im Gedächtnis, wie es im Teich von Hilleröd bei Kopenhagen seine vielen Türme im Bilde neu erstehen läßt.

Die Marmorne.

Von **Erich K. Schmidt** (Berlin).

Seltsame Träumerei. Deine Gebärden waren
Steinern wie die einer Marmorfigur.
Wenn wir uns sahn in großen kalten Gefahren,
Lächelten wir wie Augur zu Augur.

War deiner Adern Blut und Brand geronnen?
Waren deine Nächte frei
Von den großen roten, wirbelnden Sonnen,
Die des Lebens Litanei

Kühe durchbrechen, — so wie manchmal Hände
Aus den tiefen Gräbern des Traums
Sich erheben wie fleischige Fackelbrände
In den kahlen Dunst des Raums?

Weiß es nicht! Deine nackenden Tage waren
Frei und hart und ohne Uhr.
Aber wenn wir uns sahn in kalten Gefahren,
Lächelten wir wie Augur zu Augur.

Die Soldatenbeichte.

Erzählung von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

I.

Als Friedrich der Große am 24. Januar 1742 zum ersten Male in Glatz einzog, ritt zu seiner Rechten der Oberst de la Motte-Fouqué, der von allen seinen Offizieren seinem Herzen am nächsten stand. Er hatte ihm in den schweren Tagen seiner Küstriner Gefangenschaft und in den vergnüglicheren Monaten zu Rheinsberg Gesellschaft geleistet und sich stets als das Muster eines treuen Freundes bewiesen.

„Das Ländchen werden wir nicht mehr herausgeben!“ sprach der König bei der Tafel, die in dem Gräflich Götzischen Oberhause aufgestellt worden war. „Es ist ein fester Posten gegen Böhmen.“

Darauf beeilten sich die Herren des Gefolges, dem König Recht zu geben, rühmten die Festigkeit der Gebirgsumwallung, die Enge der Pässe, die durch geringe Mittel unwegsam gemacht werden könnten, und die Fruchtbarkeit des Bodens, die auch für eine große Besatzung Lebensmittel und Fourage in Hülle und Fülle hervorbringen könnte.

Nur Fouqué schwieg.

„Was ist Ihre Meinung darüber, mein lieber Oberst?“ fragte ihn der König.

„Sire!“ erwiderte Fouqué freimütig. „Mit der Natur dieses Ländchens kann man sich schon zufrieden geben, allein die Menschen, die es im Besitz haben, scheinen mir nicht einmal für ein Experiment etwas zu taugen. Sie sind samt und sonders Katholiken von der schlimmsten Sorte, halten uns Protestanten für die leibhaftigen Kinder des Satans und werden, wenn wir einmal, was Gott verhüte, zurückweichen müßten, mit dem Feinde gemeinsame Sache machen. Von der Desertion der glätzischen Rekruten ganz zu geschweigen. Denn ein Katholik braucht einem Feinde des katholischen Glaubens keine Treue zu

Digitized by Google

halten. Der Eidbruch wird dann sogar ein verdienstvolles Werk."

„Worauf der Galgen steht!" sprach der König ernst. „Es kommt also nur darauf an, auf welcher Seite die mehrste Furcht ist."

„Sire!" warf Fouqué ein. „Dieses erzkatholische Volk hat um seine von den Pfaffen verblendete Seele mehr Angst als um den sterblichen Leib. Also muß man dabei immer den kürzeren ziehen. Zudem gehört die Grafschaft zu dem Prager Sprengel!"

„Wozu haben Wir einen Gesandten beim päpstlichen Stuhl?" fragte der König, um diesen Einwurf zu entkräftigen.

„Um schöne lateinische Phrasen zu erhalten!" antwortete der unbeugsame Fouqué.

„Mein lieber Freund!" lächelte der König. „Sie haben heute Ihren schlechten Tag. Sie können es den Jesuiten nicht verzeihen, daß sie das Edikt von Nantes aufgehoben haben, wodurch Ihr seliger Herr Vater seine ganzen Güter verloren hat."

„Diese Schandtat werde ich nimmermehr vergessen!" rief Fouqué. „Und wenn mich die Gnade meines Herrn und Königs auch so reich beschenkt hat, wie ich es niemals verdiene, so werde ich trotzdem jene Ungerechtigkeit, die noch heute zum Himmel schreit, niemals aus meinem Gedächtnis tilgen können. Ich bin allen katholischen Geistlichen feind, und den Jesuiten spinnefeind. Und auf meinem Totenbette werde ich nicht anders denken."

„Das glaube ich Ihnen gerne!" lächelte der König. „Sie sind gegen sich selbst der Allerstrengste. Es ist also Ihre Ansicht, daß wir die Grafschaft Glatz wieder fahren lassen?"

„Nur wenn wir Jägerndorf, Troppau und Teschen dafür kriegen!" lenkte Fouqué ein. „Dort sitzen noch ein gut Teil Protestanten, die uns mit offenen Armen aufnehmen werden. Aber hier in der Grafschaft muß man sich die Protestanten mit der Loupe zusammensuchen. Wenn es nur die Gerechtigkeit zuließe, müßten alle katholischen Pfaffen über die Grenze gejagt werden. Denn sie sind zu nichts nütze. Sie nehmen den Soldaten die Beichte ab und haben Absolution für jede Sünde, auch für die Übertretungen der Kabinettsordres Seiner Majestät des Königs von Preußen."

„Sie sehen zu schwarz, mein lieber Oberst", sprach der König, ohne sich jedoch diesen düstern Anschauungen ganz entziehen zu können. „Ich bin dafür, die katholische Geistlichkeit zu ködern, daß sie unsere Geschäfte betreibt. Wir müssen sein wie die Bienen, die auch aus giftigen Blumen Honig saugen."

„Sire, es gibt auch giftigen Honig!" warnte Fouqué unbeirrt. „Und der Herrgott möge uns vor dieser Nahrung bewahren. Ein braver, tapfrer Soldat muß ohne die Ohrenbeichte existieren können, sonst taugt er nichts. Hat er was auf dem Gewissen, so mag er es seinem Offizier beichten. Die Kuttenträger müssen von der Armee ferngehalten werden wie das Feuer von dem Stroh. Denn dieses schlesische Landvolk, besonders die katholischen Glätzer, sind bigott und verdummt bis auf die Knochen. In ihrem Hirn fließen die Bilder der Mutter Gottes und der Maria Theresia in eines zusammen. Und wenn Euer Majestät wissen wollen, wie sich in diesen Köpfen das Bild des leibhaftigen Satans malt, so brauchen Sie nur in den Spiegel zu schauen."

Jetzt lachte der König hell auf.

„Also bleibt mir nichts andres übrig, als katholisch zu werden!" rief er vergnügt. „Nur damit mir im nächsten Feldzug nicht die halbe Armee desertiert. Aber ich fürchte, ich werde mit der Glaubensänderung kein Glück haben, weil es mir niemand glauben wird. Auch könnte ich meinen lieben Fouqué, der mir immer so brav die Wahrheit sagt, nicht missen, denn er würde mir sicherlich den Degen vor die Füße werfen, wenn ich das erste Mal zur Beichte ginge."

„Sire, darauf können Sie sich so sicher verlassen wie auf das Evangelium!" sprach Fouqué bitterernst.

„Versuchen wir es also mit der Diplomatie!" erwiderte der König vergnügt. „Cachieren wir unsre löblichen Absichten und stecken wir den Heiligen ein paar Lichter an, daß sie uns durch den Qualm nicht sehen können. Man hat Uns berichtet, daß hier in der Jesuiterkirche ein wundertätiges Heiligenbild steht und daß die fromme Gräfin Grünne gelobt hat, der Mutter Gottes ein neues Kleid zu schenken, wenn sie die vermaledeiten Preußen aus Schlesien vertriebe. Also haben Wir bei Uns beschlossen, ihr das neue Kleid zu schenken, weil sie Uns so gnädiglich beigestanden hat. Außerdem ist es draußen schändlich kalt. Mein lieber Fouqué, sind Sie mit mir zufrieden?

„Sire!" sprach Fouqué ruhig. „Da Sie an meine Aufrichtigkeit appellieren, muß ich mit einem runden Nein antworten. Denn diesem verblendeten Volke wird die Erkenntnis des Spottes, der in dieser Schenkung für alle Verständigen liegt, immerdar verborgen bleiben und sie vielmehr in ihrem verderblichen Glaubenseifer bestärken."

„Dies wäre mir sehr ärgerlich", erwiderte der König lächelnd, „und ich muß sofort Anstalten treffen, daß man mich hier nicht mißversteht. Dafür zu sorgen, wird von heute ab Ihre Aufgabe sein, mein lieber Generalmajor von Fouqué. Klären Sie die Leute über meine wahren Absichten auf und halten Sie sie in straffer Zucht, daß sie bald gute Preußen werden!"

So wurde Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué Generalgouverneur der Festung und Grafschaft Glatz mit unumschränkter Vollmacht über Leben und Tod.

Digitized by Google

Die Heilige Mutter in der Jesuiterkirche erhielt ein neues Kleid, zu dem der König das beste Stück Seidenzeug, das in Glatz aufzutreiben war, mit eigner Hand aussuchte, den Jesuiten überschickte und ihnen sagen ließ: da ihm die fehlgeschlagenen Wünsche und Gelübde der ehemaligen Kommandantin bekannt wären und er ebenso gut zu leben wüßte wie sie, so könne er unmöglich zugeben, daß die gute Madonna dabei um ein Kleid käme, das sie gewiß bitter nötig hätte, und er hielte sich daher für verpflichtet, das zu halten, was die Gräfin Grünne versprochen hätte.

Die wackren Väter der Gesellschaft Jesu taten, als merkten sie den Spott nicht, und kamen sogar in einer feierlichen Prozession daher, um dem König für das gnädige Geschenk zu danken. Der zahlte ihnen ihre Verstellung mit gleicher Münze und entließ sie mit huldvollen Worten. Fouqué aber stand dabei und machte ein finsteres Gesicht.

„Mein lieber Fouqué", lachte der König, „ich weiß, daß Sie meine Freundlichkeit zu den Jesuiten alteriert hat. Aber seien Sie ohne Sorge, die armen Väter Jesu werden von nun an nicht viele Freundlichkeiten genießen dürfen, da Sie von heute ab an meiner Stelle hier zu Glatz regieren. Denn ich weiß, Sie lieben die Gerechtigkeit über alles."

Darauf reiste der König ab. Am 20. Februar leisteten die Adeligen, die Geistlichkeit und die Abgeordneten der gläzischen Städte im Amtshause vor dem Erbprinzen von Anhalt, den der König zu seiner Vertretung geschickt hatte, die Huldigung. Nachher wurde die gesamte Bürgerschaft von Glatz, einschließlich der Jesuiten und der Geistlichen, auf die Treue gegen den König vereidigt.

Und nun begann Fouqué zu regieren. Er war in erster Linie Soldat, hob Rekruten aus und brachte sein Regiment auf die Höhe. Glatz wurde stärker befestigt und uneinnehmbar gemacht. Zum Stadt- und Festungskommandanten ernannte der König auf Fouqués Vorschlag den Oberstleutnant d'O, einen überaus gewissenhaften Mann, der aber mehr zum Gehorsam geschaffen war. Das Befehlen hatte er bei Fouqué, der sich um alles, auch um das Geringste kümmerte, nicht nötig.

Als die Jesuiten sich weigerten, den König von Preußen in ihr öffentliches Kanzelgebet aufzunehmen, strafte sie Fouqué an der Stelle, wo sie am empfindlichsten waren. Und sie zahlten die hohe Buße, die ihnen auferlegt war, und beteten seitdem sehr inniglich für das Wohlergehen des neuen Monarchen.

Randbemerkungen.

Hypertrophie der Ententen.

Wer immer noch nicht glaubt, daß seit König Eduards Abtritt von der Weltbühne ein Szenenwechsel begonnen hat und ein neues Stück mit neuer Gruppierung der Agierenden sich vorbereitet, kann jetzt bei der Revidierung des englisch-japanischen Bündnisses einen weiteren Versuch machen, sich davon zu überzeugen. Es soll nicht behauptet werden, daß der Tod Eduards, das Verschwinden dieses einen Menschen, die alleinige Ursache so großer Wirkungen sei. Es liegt in den Dingen selber. Ententen sind eine gute Sache, aber wie alles auf Erden, büßen sie, im Übermaß genossen, ihre Wirkung ein und heben sich gegenseitig auf. Das englisch-japanische Bündnis, das soeben eine Abschwächung erfahren hat, die seinen Wert so gut wie völlig vernichtet, wurde von England geschlossen, um seine Vormachtstellung, die in Europa durch die französische Entente und das Einkreisungsspiel gesichert war, im fernen Osten ebenso fest zu begründen. Aber schon diese beiden Doppelspiele im Orient und im Okzident fügten sich nicht recht ineinander. Denn das japanische Bündnis konnte von Japan nur gegen Rußland, China und Amerika gemeint sein, die französisch-englische Entente aber trug wegen des französisch-russischen Zweibundes von Anfang an den Keim zur Tripleentente, in sich, und damit kam die antirussische Spitze des englisch-japanischen Vertrages von selbst in Fortfall. Völlig trat das — durchaus konsequent — 1905 im englisch-russischen Asienabkommen zutage, wie denn auch Japan selber sich nach der Niederwerfung Chinas direkt mit Rußland verständigte. Und nun ist durch die amerikanisch-englische Schiedsgerichtsidee auch Amerika aus der Reihe derer ausgeschlossen worden, gegen die England mit Japan zusammengehen könnte. Das war nötig, besonders auch, weil Australien und Kanada, dem Namen nach englische Kolonien, in Wahrheit große, entstehende Weltreiche, stark mit den Amerikanern sympathisieren, Kanada so sehr, daß diese Sympathie fast geeignet ist, England selber eifersüchtig zu machen. Bleibt also nur China. Aber China kokettiert seinerseits seit langem mit den Amerikanern, und wenn die Amerikaner jetzt mit den Engländern aufs engste sich befreunden wollen, wenn Tafts Friedensidee siegt, so wäre auf diesem Wege selbst dorthin ein Weg gebahnt, und man würde von Peking nach Tokio um die ganze Welt von einer Entente zur andern wandern können. Denn China verträgt sich mit Amerika, Amerika mit England, England mit Frankreich, Frankreich mit Rußland und Rußland mit Japan. Ungerechnet die direkten englisch-russischen und englisch-japanischen Verträge. Damit die Schlange sich aber noch mehr in ihren eigenen Schwanz verwickele, beginnt ja sogar der Dreibund, der sonst draußen vor stünde, durch die deutsch-russische Annäherungspolitik mit von der Partie zu sein. Herz, was begehrst du noch? Es ist klar, daß der ursprüngliche Schutz- und Trutzgedanke des Ententenwesens durch diese Hypertrophie völlig verblaßt und wir entweder — durch Umwandlung der Defensivbündnisse in Schiedsgerichtsverträge — auf dem Wege zum Weltfrieden sind, oder aber — denn dieser Gedanke ist zu schön, um wahr zu sein —, daß sich neue Gruppierungen vorbereiten und das Netz der Ententen an den fadenscheinigen Stellen nur solange noch offiziell gehalten wird, bis die neuen Fäden hinreichend erstarkt sind und die alten hinderlich werden. So wird es eher sein. Fragt sich „nur", wann, wie, bei welcher Gelegenheit und wozu. Auch die Diplomaten werden häufig mehr geschoben, als sie sich den Anschein geben. Denn selbst der weitblickendste Staatsmann bleibt doch ein Sklave des Augenblicks. Die Logik der Geschichte ist nur von rückwärts aus sichtbar. Das Alte Testament hat für diese Wahrheit ein vortreffliches Wort: Jehova läßt sich nur *nachschauen*, heißt es an der Stelle, wo Jakob sich auf dem Berge im Kampfe mit Gott, d. h. mit seiner Zukunftsbestimmung, „die Hüfte verrenkte". Also lassen wir das Spekulieren. Vestigia terrent. W.

* * *

Offenb. Joh. 18, 22 und 14, 4.

Hedwig Wrangel, die einst so beliebte und talentvolle Schauspielerin Reinharts ist ja leider zur Heilsarmee um-

Digitized by Google

gesattelt, um ihre Talente dort mit mehr innerer Wahrhaftigkeit zu üben. So ganz aber lebt sie doch nicht außerhalb der weltlichen Zusammenhänge, daß sie sich nicht über ein Gerücht geärgert hätte, in dem behauptet wurde, sie wolle in ein Kloster gehen. Sie schrieb daher dem „Lokal-Anzeiger“ von Potsdam aus ein frommes „Dementi“ folgender Art: „Vielmehr bewohne ich nun ein kleines Häuschen mit drei Zimmern, Küche, Keller, Boden, Garten und Ställen, wo ich zur Not ein Schweinchen oder Ziege und Hühner halten könnte — — und das alles durch Gottes liebreiche Führung und aus lauter Gnade. Dieses kleine Zoar — eine Zuflucht für solche, die sich im Getümmel der Welt nicht mehr zurechtfinden und den Ruf des hochgelobten Hirten gehört und sich nach Ihm sehnen — wird Er nach seiner Verheißung Matth. 18 V. 19 u. 20 fördern. Und nun Gott befohlen mit Colosser Kap. 3 bis Kap. 4, V. 6. Hedwig Simon-Wrangel“. Daß man so schreiben kann, wenn man immerhin noch Hedwig Wrangels Namen trägt, ist traurig, aber daß man solchen Brief veröffentlicht, dünkt mich lieblos. Oder hat der „Lokal-Anzeiger“ gemeint, auf Grund des Preßgesetzes dazu verpflichtet zu sein? Kol. 4, heißt es nämlich: „Ihr Herrn, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten“. Etwa in Verbindung mit Vers 6: „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet, daß ihr wisset, wie ihr einem jeglichen antworten sollet“. Von letzteren Worten mußte der „Lokal-Anzeiger“ sich jedenfalls getroffen fühlen. Dunkel ist übrigens, was Hedwig Wrangel mit Matth. 18, 19 meint, und daß „ihr kleiner Zoar“ in diesem Sinne gefördert werden möge. Denn dort steht das bekannte Wort: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, usw.“ unwillkürlich denkt man dabei an das Schweinchen oder die Ziege. Auf alle Fälle ist Hedwig Wrangel für diese Welt unwiderruflich verloren, und auf ihren Grabstein darf man aus ihrem eignen Sinne heraus schreiben, wie oben: Offenb. Joh. 18, 22; 14, 4: „Und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifer und Posaunen soll nicht mehr in dir gehöret werden . . .“ und weiter: „denn sie sind Jungfrauen, und folgen dem Lamm nach, wo es hingeht“. Darunter auch etwa das Hamletwort: „Welch edler Geist ward hier zerstört“. —a.—

* * *

Die Tertianerweltsprache.

Im Realgymnasium zu Augsburg soll das Esperanto als Wahlfach eingeführt werden. Also endlich dämmert das Verständnis für die Bedürfnisse der Untertertianer und ihre kaum der Quarta entronnene Not mit den Endungen und dem Konjunktiv und den anderen chikanösen Dingen. Wir haben schon früher gesagt, daß sich „Esperanto“ und „Ido“ geradezu glänzend eignen zur Weltsprache für — Gymnasiasten und wir haben also Recht gehabt. Bei all den unnötigen Finessen, mit denen man unsere Buben quält, hält sich ja der Esperantist nicht auf. Einfachheit, zur Natur zurück, lautet seine Parole. Fort mit allem Ballast der Wortveränderungen. Progreso esas vivo, halto esas morto! Es lebe das Küchenlatein und seine universale grammatikalische Regel: Wie's trefft! Glückliche Jugend einer neuen Zeit. —ck.—

* * *

Die Vereinigten Staaten als Getreideexportland.

Obgleich die Ausfuhr von Getreide aus den Vereinigten Staaten von Amerika seit Jahren ständig und immer rascher zurückgegangen ist, dürfte sie doch mit der Zeit wieder beträchtlich zunehmen. Nur zwei Fünftel des gesamten Areals der Union ist bisher in Farmland verwandelt worden, und nur die Hälfte dieser zwei Fünftel sind zurzeit angebaut. Die andre Hälfte, oder 384 Millionen Acres, wartet noch des Pfluges. Dazu gibt es 75 Millionen Acres Moorland, das trocken gelegt, und 40 Millionen Acres Steppe, die durch Bewässerung kulturfähig gemacht werden können; ferner ausgedehntes Waldland, das leicht durch Rodung in Ackerboden zu verwandeln ist. Aber nicht nur könnte die Anbaufläche leicht verdoppelt und verdreifacht, sondern auch der Ertrag pro Acre wesentlich gesteigert werden. Der durchschnittliche Weizenertrag pro Hektar beträgt in den Vereinigten Staaten 14, in Deutschland 28, in England 32 Bushels; für Hafer betragen die entsprechenden Zahlen 25 (Amerika), 45 (Deutschland) und 30 (England). Bei dem ersten Drange nach den jungfräulichen Böden des Westens wurde im Osten viel Land im Stich gelassen, das nur ganz oberflächlich bewirtschaftet worden war. Ehe man überhaupt dazu angeregt wurde, zu einer intensiveren Bestellung überzugehen, pflegte die Kunde, in der Ferne sei neues ergiebiges Land erschlossen worden, den Farmer zu verlocken, weiter westwärts zu ziehen. Jetzt ist aber allenthalben der Anfang eines Überganges zu intensiverer Bodenbewirtschaftung wahrzunehmen. In einem Bericht der National Conversation Commission heißt es in dieser Hinsicht: „Unser Boden ist fruchtbar, aber unsre bisherigen Betriebsarten waren weder geeignet, den Boden leistungsfähig zu erhalten, noch volle Ernteerträge zu erzielen. Die Fruchtbarkeit des Bodens braucht nicht abzunehmen, sondern kann noch gesteigert werden. Die großen Erträge, die heute in Europa aus Böden herausgewirtschaftet werden, die seit tausend Jahren angebaut sind, beweist das überzeugend. Bei geeigneter Behandlung kann der Ertrag des Bodens pro Acre verdoppelt werden. Die Vereinigten Staaten können einer Bevölkerung die notwendigen Unterhaltsmittel liefern, die mehr als dreimal größer ist als die, die heute unser Land bewohnt.“

Der amerikanische Getreideexport ist nun im Laufe der Jahrzehnte hauptsächlich deswegen stark zurückgegangen, weil die Produktion mit dem rasch anwachsenden Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung nicht Schritt halten konnte. Inzwischen hat dieser aber eine Höhe erreicht, daß eine weitere Zunahme unwahrscheinlich ist, so daß sich bald wieder große Überschüsse für den Export ergeben dürften. Darauf läßt auch das rasche Anwachsen des in landwirtschaftlichen Unternehmungen angelegten Kapitals schließen. Auch der Gegenseitigkeitsvertrag mit Kanada kann nur günstig auf die landwirtschaftliche Produktion in den Vereinigten Staaten einwirken, da die Manipulationen der großen Spekulanten in Hinsicht auf eine künstliche Verteuerung der Bodenpreise dadurch erschwert werden. O. C.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Die Wolken, welche plötzlich am politischen Horizont wieder sichtbar geworden sind durch Akutwerden der Marokkofrage, haben die Börse vorübergehend ein wenig in Aufregung versetzt und die Stimmung etwas herabgedrückt. Wäre nicht das Bewußtsein, daß das Interesse an der friedlichen Entwicklung der Dinge größer wäre als alle Tendenzen, die auf eine kriegerische Gestaltung der Dinge hinauslaufen, so würde vermutlich die Meldung von der Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Marokko noch viel stärkere Wirkungen hervorgerufen haben. Man weiß ja auch ohnehin, daß aus dieser Frage Komplikationen entstehen können, aber man hat doch zu viel Vertrauen zu der Diplomatie und vor allem zu dem Willen der Völker, sich wegen Marokko nicht zu bekriegen, um in dieser Beziehung sich allzugroßen Besorgnissen hinzugeben. Eine gewisse Reserve herrscht allerdings vor, wie ja das bei der Kompliziertheit des Falles natürlich ist. Auch die alarmierenden Berichte aus Montenegro haben die Börse verhältnismäßig kalt gelassen, und wenn im Zusammenhang mit diesen Vorgängen die Kurse allmählich zurückgegangen sind, so kann man wohl behaupten, daß dieses auch den Engagementsverhältnissen des Marktes entsprach und daß man ganz damit einverstanden ist, wenn von Zeit zu Zeit eine Liquidation vorgenommen wird. Die Ultimoregulierung ist verhältnismäßig glatt gegangen. Die neue Maßnahme der deutschen Reichsbank ist in dem nunmehr veröffentlichten Bankausweis zutage getreten, und zwar namentlich in der Tatsache, daß die Zunahme des Lombard 173 Millionen Mark geringer ist als im Vorjahr, während die Wechsel-

Digitized by Google

zunahme die vorjährige um mehr als hundert Millionen übertrifft. Im Ergebnis ist somit die Reichsbank weniger in Anspruch genommen als im Vorjahre, wenn auch die erhöhte Belastung des Wechselbestandes die erstrebte Abnahme auf Lombardkonto zum Teil wieder ausgleicht. Was man auch nun über die neue Maßnahme der Reichsbank sagen mag, unter keinen Umständen kann man es der Bank verdenken, wenn sie an den Quartalsterminen mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken sucht, daß die Minimaldeckung der Noten durch Gold gesichert ist. Denn die Einlösung der Noten in Gold ist eine unbedingte Verpflichtung, und es bleibt schließlich nichts anderes übrig, als daß die Reichsbank irgendwelche Maßnahmen ergreift, um den von Jahr zu Jahr sich steigernden Ansprüchen am Quartal in entsprechender Weise zu begegnen. Um nun nicht immer wieder in die Lage gesetzt zu werden, den Diskont zu erhöhen, hat sie eine generelle Maßnahme eintreten lassen, wodurch den Geldnehmern wesentlich höhere Zinslasten auferlegt werden. Es ist kein Zweifel, daß die Geschäftswelt hierdurch in empfindlicher Weise getroffen wird. Allein wenn diese an sich bedauerliche Tatsache durch nichts anderes als dadurch vermieden werden kann, daß die metallische Deckung der Noten verringert wird, so würde dieses doch auch dann sehr bedenklicher Natur sein, wenn diese verminderte Deckung nur an den Quartalsterminen zutage träte. Es gibt in dieser Beziehung nur ein entweder — oder. Entweder müssen die Bedürfnisse der Geschäftswelt befriedigt werden auf Kosten der Sicherheit unserer Zahlungsmittel, oder aber die Geschäftswelt muß sich einschränken, damit die Sicherheit unserer Zahlungsmittel aufrechterhalten bleibt. Auf diese Alternative läuft die ganze Lombardfrage der Reichsbank hinaus, und alle Vorschläge, die sich auf den Giroverkehr beziehen, sowie andere Maßnahmen vermögen in dieser Beziehung nicht das geringste zu ändern. Vernünftig wäre es jedenfalls, wenn man das Notenkontingent der Reichsbank abschaffte, welches, namentlich an den Quartalsterminen, wo es auf eine Höhe von 750 Millionen Mark ausgedehnt wird, ganz irrige Vorstellungen wegen der Beschaffenheit des Status der Bank hervorzurufen geeignet ist. Würde man das Notenkontingent noch weiter ausdehnen, so würde der Status noch wesentlich besser erscheinen, obwohl es doch eine ganz äußerliche Maßnahme ist, durch die dieser Zweck erreicht wird. Den einzig sicheren Maßstab gibt das Verhältnis des Notenumlaufs zum Barvorrat und eine genaue Angabe des Prozentsatzes, der auf die Börsen bedeutend ernüchternder wirken würde als die gänzlich irreführenden Berechnungen, die sich aus der Kontingentierung ergeben.

Die Emissionstätigkeit der Börse hat gegenwärtig wieder ziemlich bedeutende Dimensionen angenommen, und unsre Finanzinstitute haben alle Hände voll zu tun, um den vielseitigen Wünschen des anlagesuchenden Publikums gerecht zu werden. Es wird auf die verschiedenartigste Weise dafür gesorgt, sein Geld verwerten zu können. Zu den letzten Emissionen gehört auch die vielbesprochene Tempelhoferfeld-Aktienemission, von denen die ersten 8 Millionen Mark zum Kurse von 125 % herauskommen. Wer sie erwirbt, weiß, daß er keine preußischen Konsols kauft, sondern sich an einer Terrainspekulation beteiligt.

Kant — Raum — Zeit.

In Mozart scheint mir das achtzehnte Jahrhundert seinen besten künstlerischen Ausdruck gefunden zu haben — in Kant aber den besten philosophischen, das wird gar nicht bestritten werden.

Nun ist aber Kant besonders durch seine Stellungnahme zu Raum und Zeit berühmt geworden, den Skeptizismus alias Idealismus hat Kant nicht erfunden — den gab's schon in Indien und Alexandrien; und in der Neuzeit finden wir ihn beim Bischof Berkeley wieder. Kant findet den Berkeley schwärmerisch und hält es beinahe für seine Lebensaufgabe, Berkeleys schwärmerischen Idealismus zu bekämpfen; der hielt nämlich „Alles" für Sinneseindruck al. Erscheinung — auch der Raum ward ihm nicht faßbar.

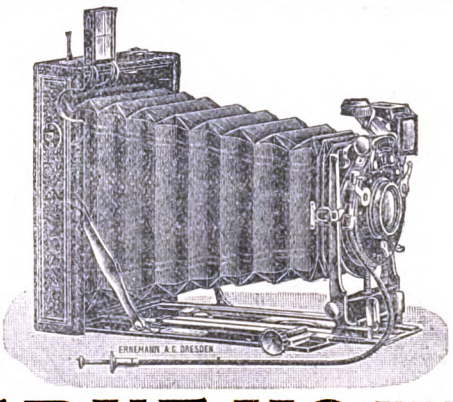
Kant sagt nun in den Prolegomena auf Seite 63 der Reklamausgabe:

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN

Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

. . . . daß doch vielleicht die Abwürdigung des Raumes und der Zeit zu bloßen Formen unsrer sinnlichen Anschauung Grund haben möge.

Das ist der große Trumpf, den Kant gegen Berkeley ausspielt. Kant glaubte sicherlich selber daran, daß sein kritischer Idealismus eben etwas viel Geistreicheres wäre als der persönliche Skeptizismus, der schlechterdings Alles als pure Erscheinung abtut — und sogar so weit geht, den Empfangenden aus dem Daseinsbereiche hinauszubefördern — weshalb für Sinneseindruck einfach Erscheinung gesagt und es zweifelhaft gelassen wird, wem eigentlich die Erscheinung zur Erscheinung wird.

Aber ich glaube doch, daß Kant sich selber überschätzte — und daß wir ihn allesamt ein wenig überschätzt haben. Seine „Abwürdigung" von Raum und Zeit leuchtet mir heute nicht mehr ein.

Was sagt er denn mit „Formen unsrer sinnlichen Anschauung"? Formen! das Wort klingt so verständlich. Es ist ja nicht einmal ein Fremdwort. Aber das Wort „Formen" wird mir bei Raum und Zeit immer wesenloser. Ich kann mir nicht helfen; ich bin vielleicht zu dumm. Wollte Kant als Repräsentant der gesellschaftlichen Zivilisationshöhe seines Jahrhunderts auf die guten Tischsitten anspielen und den Raum als Bratenschüssel „abwürdigen" — die Zeit als Suppenterrine? Auf Bratenschüssel und Suppenterrine werden uns die Sinneseindrücke serviert. Sehr hübsch „abgewürdigt".

Indessen — Schüssel und Terrine haben doch ganz empfindlich große Dimensionen — sind unendlich nach allen Richtungen hin. Raum und Zeit kommen uns doch durch dieses Mahlzeit-Gleichnis nicht näher — bleiben so unverständlich wie bisher. Wir verstehen einen Raum, der nach allen Richtungen ins Unendliche geht, ganz und gar nicht . . . .

Ja — sind wir eigentlich gezwungen, über den unendlichen Raum nachzudenken? Wer zwingt uns? doch nur kindlicher, höchst naiver Übermut könnte hier zwingend auftreten.

Eine Philosophie aber, die sich nicht mit Raum und Zeit abzufinden weiß, ist eine nicht gerade sehr zu beachtende Sache — das empfand der große Kant ohne weiteres.

Wie sich aber Kant mit Raum und Zeit abfand — wie er beides s. Z. „abwürdigte" — das sollten wir eigentlich nicht mehr so ungläubig nachschwatzen — es steckt hinter Kants „Formen" wahrhaftig nichts als Bratenschüssel und Suppenterrine. Wers besser weiß, der mög's sagen . . . . .

Sterne — Weltkörper — denken vielleicht anders über Raum und Zeit als wir. Aber ich glaube, daß die Sterne immer einen kleinen Lachkrampf, der sich auf der Terra in Erdbeben äußert, bekommen, wenn sie an die Philosophen denken, die Raum und Zeit „begreifen" möchten.

Paul Scheerbart.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulichphrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 31. Berlin, den 29. Juli 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Wenn der Vater mit dem Sohne — —

Unsre Geldleute haben, was Persien angeht, einen guten Riecher bewiesen. Einen besseren findst du nit. Denn Vorsicht ist die Mutter aller Konzessionsausnutzung, und Mißtrauen ist bei Diplomaten wie bei Finanziers zu finden, aber in dubio hat es seinen Sitz immer beim Gelde. Wenn unser Geld sich in fremde Länder gewagt hat und das Risiko weithorizontiger Geschäfte läuft, wenn das Gelingen seiner Spekulation von der politischen Unterstützung oder doch dem Rückhalt der amtlichen Welt abhängt, dann pflegen die Diplomaten gar vorsichtig zu sein, und es ist in deutschen Landen nichts Unerhörtes, daß die wirtschaftlichen Pioniere da zuweilen über laue Vertretung ihrer Interessen seitens des Staates, ja, über direkte Preisgabe Beschwerde geführt haben. Andrerseits aber hat die Regierung, die sonst lieber abrät als ermuntert, auch hier und da ein direktes Interesse daran, das heimische Geld auf Abenteuer gehen zu lassen, damit sie etwas zu schützen und dreinzureden bekomme. Das ist überall da so, wo uns ein mit andren Staaten vergleichbares Wirtschaftsinteresse bis dato noch fehlt, wo wir aber ums Leben gerne mit von der Partie wären und anerkanntermaßen Sitz und Stimme im Rate der Völker hätten. So geht es uns in Persien. England und Rußland durften ihr Asienabkommen von 1905, in dem sie auch Persien — unter Betonung seiner Integrität, versteht sich — aufteilten, ungestört vollziehen, was ging es uns an? Seither sitzen wir da, haben Bagdadbahnpläne, die aber einstweilen eben nur Pläne sind, haben auch das „Recht“ — wer wills uns weigern? —, zu protestieren, wenn Persien aufgeteilt werden sollte, aber was uns fehlt, sind die realen Interessen. Der deutsche Handel in Persien wird erst erheblich sein, wenn wir im Lande selber seßhaft werden, und davor eben scheuen sich unsre Kapitalisten immer noch. Haben sie doch nicht die nachbarliche Rückenstütze eines russischen Reiches, oder die mächtige Nähe von britischen Indien wie ihre englisch-russischen Kollegen. Sie sollen die Initiative ergreifen, nicht der Staat, wies bei den andren war. Man hätte sicherlich in der Wilhelmstraße gerne gesehen, wenn die „neue Ära“ in Persien das deutsche Kapital ermutigt hätte, vorhandene Konzessionen zu realisieren und neue zu erwerben. Hoffte man doch auf diese Weise, am Morgen einer neuen Epoche mit unter denen zu sein, die einen Laden auftun können. Aber unser Kapital blieb mißtrauisch. Gewisse Marokkoerfahrungen wirkten auch nicht gerade ermunternd. Die Freiherr v. Schoensche Zeit lag lähmend auf dem Unternehmungsgeist. Persien blieb Zukunftsproblem.

Das Geld hat Recht behalten. Der glorreiche Aufschwung des Orients, der mit der jungtürkischen Revolution einzusetzen schien, hat nicht das Tempo zu halten vermocht, mit dem er einsetzte, nicht in der Türkei, in der immer noch orientalisch-absolutistische Reste von Korruption mit dem modernen Geiste ringen, und erst recht nicht in Persien, wo die Ministerien hinsanken wie das Gras, das da heute blühet und morgen verdorret, und wo ein sogenanntes Parlament sich zum willenlosen Werkzeug von ungefähr ebensoviel ausländischen Agenten und „Schiebern“ machte, als es Köpfe zählt. Jetzt ist der alte Mohammed Ali selber wieder en marche. 39 Jahre zählt er erst. Soll er untätig sitzen? Er wäre nicht der „König der Könige“, wenn er das über sich brächte. Das Variété bietet auf die Dauer keine Befriedigung für den Tatendurst des Kadjaren. Aber Mohammed Ali hin und her, auf ihn kommts nicht an. Ob er oder sein 13jähriger Filius, das mag den Bacchtiaren wie Turkmenen egal sein, und auch den Russen. Aber die Geschichte wurde zu langstielig. Das war das Leiden. Es passierte nichts mehr. Das Land war trotz allen Teheraner Kabinettelends zu ruhig. Man hatte — Schmach und Schande — sogar einen Teil der Truppen herausziehen „dürfen“, die man zum Schutze der Ruhe und Ordnung so schön installiert hatte. So also kam man nicht weiter. Wie unendlich befreiend wirkt da eine Gegenrevolution. Deutschland ist mit Frankreich in Marokko engagiert. England kann von diesem Geschäft auch höchstens ein Auge wegwenden. Also läßt man den tapferen Ali am Kaspischen Meere den Fuß wieder auf die heilige Erde seiner Väter setzen. Ob er reussiert, oder ob es schief

Digitized by Google

geht, was liegt am „Herren der Sonne“? Aber Krach gibt es und neue Gärung, und blutige Köpfe und Wegelagerer, Bacchtiarenflinten, Turkmenensäbel, Bruderkriege auf allen Straßen und viele andre herrliche Gelegenheiten, den gestrengen Hüter der Ordnung zu spielen und die Streitobjekte zu — konfiszieren. In Berlin ist man verdutzt gewesen, als man die Nachricht vernahm. Man wollte sie einfach nicht glauben. In Petersburg schwor man beim heiligen Niklas, man habe von nichts eine Ahnung gehabt, der Mohammed sei von alleine so impertinent gewesen. Streiten wir nicht drüber, der Londoner Ärger ist der beste Kartendeuter, und er knurrte gleich verständnisingrimmig nach Petersburg hinüber: Gehört das zum Geschäft? Aber die Londoner werden das Ding bald erfaßt haben. Ihnen müssen ja alle Dinge zum besten dienen.

Unsre Kapitalisten haben wohl daran getan, ihre Konzessionen einstweilen im Schreibtisch zu behalten. Der Teheraner Boden ist noch zu wacklig für deutsche Gründungen. Was aber soll nun werden? Soll es dort ebenso gehen wie in Marokko, daß wir dasitzen und uns durch die „offene Tür“ hindurch die schöne Gegend ansehen, ohne hineinzuspazieren, und zuschauen, wie die andern drinnen in der Landschaft mit Kosacken und Kanonenbooten lebende Bilder stellen, die ja außerordentlich harmlos anzusehen sein mögen, aber dabei nichts weniger als uneigennützig sind? Wo bleibt unser Potsdamer Abkommen? Zögert es sich alleine deshalb hinaus, weil Sassonow noch bis zum Herbste im Engadin sich auskuriert? Steht es russischerseits wirklich nur auf diesen beiden Augen? Trotz der „offenen Tür“ haben Russen und Engländer alle andern Nationen sowohl von der Lieferung von Armeeinstrukteuren als von Geld durch geschicktes Spiel auf dem Klimperkasten der sogenannten persischen Kammer abzuschrecken und hinauszuekeln verstanden. Es wird darauf hinauslaufen, daß sie selber schließlich doch mit dem Geschäft auch die Deckungen und Sicherheiten einstreichen, ohne die kein roter Heller in die Taschen des Schah-in-Schah fließen wird, ob er Vater oder Sohn, Ali oder Achmed heißt. Solche guten Gedanken dürfen wir jetzt, während wir in Marokko ein allerernstetes Geschäft mit ganzer Aufmerksamkeit am Tage zu betreiben haben, wieder gelegentlich des Nachts uns durch den Sinn gehen lassen. Und wenn Ali und sein Sohn Achmed um das Reich des Silbernen Löwen ringen, wenn der kurze, törichte Traum von der erstarkenden jüngsten Konstitution in die Brüche geht, so dürfen wir in Erinnerung an unsre Jugendzeiten des alten, schönen Liedes gedenken: Wenn der Vater mit dem Sohne auf dem Zündloch der Kanone ohne Sekundanten paukt, dann ade, ade, ade — — — Das ist unser Genuß bei der Sache. Und dabei ist ja der Schmerz, daß sie eben gerade nur allzu gute Sekundanten besitzen!

Das englisch-japanische Bündnis.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Nach einer in Kobe erscheinenden japanischen Zeitung hat Kapitän Oguri von der japanischen Marine über das englisch-japanische Bündnis u. a. folgendes geäußert: „Daß England vor einigen Jahren in der Lage war, die Schlachtschiffe seines ostasiatischen Geschwaders abzurufen und seine Seestreitkräfte in den heimischen Gewässern zu konzentrieren, war ein großer Vorteil, der unserm Bundesgenossen aus dem Bündnis erwuchs. England entbehrt jetzt einer Kriegsflotte in den australischen Gewässern; und wenn die japanische Marine zu schwach wäre, könnte England sich auf ihre Kraft im fernen Osten nicht stützen, wäre vielmehr genötigt, in den indischen und chinesischen Gewässern starke Geschwader zu halten. In den letzten Jahren haben England und Deutschland infolge der Veränderung in den diplomatischen Beziehungen die Politik der Konzentrierung ihrer Seestreitkräfte in der Nordsee befolgt; und doch gibt es noch heute viele Engländer, die der Meinung sind, daß die Küstenverteidigung Englands nicht ausreiche. Unser Bundesgenosse ist, wie gesagt, infolge des Bündnisses mit Japan in der Lage gewesen, den größten Teil seiner Seestreitkräfte aus dem fernen Osten abzurufen, und hat infolge des französisch-britischen Vertrages auch die Hauptmacht seiner Mittelmeerflotte abrufen können, um seine Seestreitkräfte in der Nordsee zu konzentrieren. Wenn jemals der Fall eintreten sollte, daß die japanische Marine ihren Ruhm verliert, so leuchtet ein, daß England alsdann eine mächtige Flotte in den ostasiatischen Gewässern aufstellen müßte, um seine dortigen Interessen zu schützen. Der bloße Gedanke an eine solche Notwendigkeit ist für England schon unerträglich.“

Diese Auslassungen stimmen, Satz für Satz, ja, man könnte fast sagen, Wort für Wort mit dem überein, was meinerseits seit Jahren im Gegensatz zu dem sonst in Deutschland üblichen Wunderglauben in Hinsicht auf die englische „Einkreisungsdiplomatie über deren Genesis immer wieder gesagt worden ist; man vergleiche z. B. nur damit den Artikel „Der japanische Faktor in der Politik König Eduards“ in Nr. 23 v. 4. Juni 1910 der Gegenwart. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß hier von der Möglichkeit die Rede ist, daß die japanische Macht aufhören könnte, England zu dienen, ja sich in eine Gegnerin verwandeln könnte, während der japanische Admiral, der so etwas nicht sagen darf, gewiß ironisch auf die Voraussetzung zurückgeht, daß die japanische Flotte „ihren Ruhm verlieren“ und dadurch an Wert für den Schutz britischer Interessen verlöre. Mit zynischer Offenheit aber bringt der Japaner zum Ausdruck, wie klar man in Japan längst die große Abhängigkeit vom japanischen Wohlwollen

Digitized by Google

begriffen hat, in die sich England begab, um in Europa die „deutsche Gefahr“ beschwören zu können. England seinerseits ist sich längst nicht weniger klar darüber, daß es den Bock zum Gärtner machte, als es Japan den Schutz seiner Interessen in Asien anvertraute. Auf das rücksichtsloseste hat sich Japan über englische Bestrebungen hinweggesetzt, sobald es sein Vorteil erheischte. Japanische Schiffahrtslinien erhielten öffentliche und geheime Regierungszuschüsse, um der englischen Küstenschiffahrt in chinesischen Gewässern möglichst den Garaus zu machen. Tatsächlich gelang es auch, ihr sehr viel Abbruch zu tun, während der Verkehr zwischen Indien und Japan allmählich völlig an japanische Linien überging. In der Mandschurei sah sich der englische Handel infolge ungerechter Behandlung zurückgedrängt; ein führender englischer Kaufmann äußerte seinerzeit, mit der finanziellen Unterstützung, die England der japanischen Industrie gewähre, drücke es ihr gleichsam ein Messer in die Hand, um dem britischen Handel im fernen Osten die Kehle zu durchschneiden. In Korea versprach Japan dem Verbündeten, ihm „gleiche Gelegenheiten“ zu gewähren, aber es kehrte sich hernach nicht im geringsten daran, sondern umging seine Verpflichtungen in jeder Weise durch Außerachtlassen von Patentrechten, Vergünstigungen für japanische Waren und alle möglichen andern Mittel. Mit unverhohlener Schadenfreude ließen es die Japaner ruhig geschehen, daß das erstarkende China gerade dem englischen Einfluß im fernen Osten planmäßig entgegenarbeitete, — man denke z. B. an die Kaltstellung Sir Robert Harts, die Maßnahmen der Pekinger Regierung zur Verdrängung des indischen Opiums, die Vorbereitung und jetzige Durchführung der Annexion Tibets —, ebenso daß in Indien japanische Elemente allasiatische Propaganda trieben, wo sich schon an und für sich die Aussichten für den Bestand der britischen Herrschaft durch die japanischen Siege verschlechtert hatten.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat sich großenteils durch den politischen Coliostro Maximilian Harden dazu verführen lassen, in König Eduard einen gewaltigen Hexenmeister zu bewundern, der mit seinem Willen „die Versöhnung der Buren, den Frieden von Portsmouth die Algecirasakte, den franko-deutschen Vertrag vom 9. Februar 1909, das anglo-japanische, französisch-britische Bündnis, die anglorussische Verständigung, die Renaissance der türko-britischen Freundschaft“, kurz das ganze Drum und Dran der „Einkreisung“ Deutschlands, aus dem Nichts hervorgezaubert hätte. Darum ist man jetzt ganz und gar nicht orientiert, wo der Gang der Ereignisse von selbst den weltpolitischen Zusammenhang jener Einkreisung aufdeckt. So ist meist in den Annäherungsversuchen Englands gegenüber Rußland meist immer nur lediglich eine deutschfeindliche Unternehmung gesehen worden, obschon es England dabei hauptsächlich darauf ankam, Hilfe gegen seinen Freund Japan zu finden. Rußland hat es schließlich vorgezogen, sich mit Japan zu versöhnen und zu gemeinsamem Fischen in den Trüben der chinesischen Verhältnisse zu verbinden. Seitdem sucht England bei den Vereinigten Staaten Anschluß.

Was es mit der Bereitwilligkeit Englands auf sich hat, trotz der raschen Amerikanisierung Kanadas und der rücksichtslosen amerikanischen Konkurrenz auf seinen wichtigsten überseeischen Absatzmärkten: den Taftschen Schiedsvertragsvorschlag fast bedingungslos zu akzeptieren, lehrt die von der Assoziated Preß gebrachte Nachricht, wonach England in Tokio schon vorschlug, die Klausel, die eine gegenseitige Unterstützung im Kriege vorsieht, so abzuändern, daß sie keine Anwendung fände, wenn einer der beiden Verbündeten sich im Kampf mit einer Nation befindet, mit der der andre einen Schiedsvertrag abgeschlossen hat. Japan soll diesem Vorschlag schon zugestimmt haben. Die Zustimmung kann Japan nicht schwer fallen, da es sowieso längst weiß, daß es auf Englands Beistand in einem Kriege gegen Amerika nicht rechnen könnte. Hat doch Herr Asquith schon im vorigen Jahre deutlich erklärt, daß die Flotte der Vereinigten Staaten bei dem Bestreben Englands, den Zweimächtestandard aufrecht zu erhalten, nicht in Betracht käme, da die Möglichkeit eines Krieges zwischen beiden angelsächsischen Reichen völlig ausgeschlossen sei. Je länger sich indes England darum herumdrückt, seine überseeischen Besitzungen selbst in ausreichender Weise zu verteidigen, desto wahrscheinlicher wird es, daß deren wertvollste Teile die Hauptleute vorstellen werden, um die bei einer künftigen Auseinandersetzung zwischen Japan und Amerika gekämpft würde. Wer auch der Sieger sein möchte, er wird die Beute für sich behalten und John Bull auslachen, wenn er seine Eigentumsrechte an etwas geltend machen wollte, das er fremdem Schutz anvertraute.

Über die Zukunft Marokkos.

Von Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde).

I.

Seit mehreren Jahren hält die langsam aber stetig fortschreitende Erwerbung Marokkos durch die Franzosen, diesen in der Tat pénétration pacifique statt männermordender Eroberung eines kulturrückständigen Volkes und Landes die Völker Europas, zumal das deutsche, in nicht geringer Aufregung ob dieses beneidenswerten Gewinnes an Kolonialgebiet. Deutschland hat sich bekannt-

Digitized by Google

lich im Einklang mit unsern Kulturideen viel bemüht, diese Angliederung Marokkos an die Kulturstaaten zu einer pénétration pacifique statt einer conquête wirklich zu gestalten, selbst sein Kaiser hat (1905) es gewagt, aus dem Nordlande eine Meerfahrt nach dem Süden, fast nach Wikingerart, zu machen, um an Ort und Stelle für diese modernste Form der Kulturverbreitung einzutreten. In der Algeciras-Akte (1906) ist dann ja von den Staaten Europas die Sache in diesem Sinne geregelt worden.

Diese Akte der sog. offenen Tür in Marokko ist, im Sinne der Mechanik zu sprechen, das Ende der Resultante, die aus dem Parallelogramm mehrerer Komponenten herauskommt.

Nehmen wir zuerst die Komponente der geographischen Lage. Marokko gehört mit seinem östlichen Teile zu den sechs Ländern, die das westliche Mittelmeer begrenzen: Marokko, Algier, Tunis, Italien mit Sizilien, Frankreich und Spanien. Diese sechs Länder liegen in zwei Gruppen je in Europa und Afrika: Italien, Frankreich und Spanien in Europa, Tunis, Algier und Marokko in Afrika. Für Europa ist außerdem Portugal zu erwähnen, das zwar außerhalb des Mittelmeeres am atlantischen Ozean aber dem westlichen Teile Marokkos, der ähnlich nach außen am atlantischen Ozean liegt, gegenüber oder gar parallel liegt.

Will man in den Schlüssen der geologischen Wissenschaft sprechen, so kann man behaupten, daß dieses Westmittelmeer einst nicht existiert hat, sondern erst in einer jungen geologischen Periode entstanden ist, so daß jene Länder zusammenhingen und Pflanzen und Tiere gemeinsam hatten. Auch das Klima aller dürfte dasselbe gewesen sein, wie es heute noch ist, das subtropische ohne lästige Kälte und übermäßige Wärme, mit Winterregen, zumal Steigungsregen an den Gebirgen.

Für die Gegenwart dürfen wir daraus den Schluß ziehen, daß die Bewohner von Land zu Land hin- und herwandern können, ohne an der Gesundheit schaden zu leiden.

Die Komponente der Kultur nach der historischen Spannung der Völker dieser Länder ist folgende. Nach der Geschichte, so weit wir sie wissen, ist Marokko wie Algier und Tunis einst von Italien aus von den Römern kultiviert worden. Zwar kann man in Rücksicht auf Karthago von einem vorhergegangenen syrisch-phönizischen Einfluß reden, allein dieser Einfluß ist keine Kulturwirkung gewesen, sondern nur ein Raubhandel, erst Rom hat nach Belehrung durch Griechenland kulturlich gewirkt; auch hat die Kultur im Genusse des im römischen Reich, sieben Jahrhunderte dauernden Friedens sich hier zu einer besondern Stufe entwickelt. Erwähnen darf ich wohl, daß die christlichen Völker der Gegenwart Formeln ihres Glaubens aus Nordafrika haben, die Lehren des heiligen Augustinus und Pelagius; auch die lateinische Bibelübersetzung stammt aus Nordafrika; über die Kunst geben die Ruinen Kunde. Für die Gegenwart dürften wir hieraus den Schluß ziehen, daß Italien weiter als vor 2000 Jahren berufen sei, Nordafrika zu kultivieren.

Allein, so dürfen wir fragen, warum hat Italien die Herrschaft, die es sich verdient hatte, verloren? Es hätte doch das festhalten können und sollen, was es besaß?

Die Antwort ist, daß Italien mit Rom nicht stark genug gewesen ist, die Herrschaft zu behaupten. Allerdings — diese Antwort ist recht abstrakt und nichtssagend, so daß sie der Erläuterung bedarf.

So lange nämlich Italien mit Rom seinen Einfluß auf die Länder am Mittelmeer beschränkt, so lange konnte es Herrin bleiben, weil die Bewohner dieser Länder kein Massenvolk oder einen Bund gegen Rom bilden konnten. Als es aber über die Grenze dieser Länder hinaus nach Germanien, Dazien, Mösien, Syrien, Armenien und Mesopotamien vordrang, da hat es Halt machen müssen, ja ist von den Völkern aus diesen Gebieten und ihren Hinterländern überflutet und besiegt worden, denn in ihnen wohnten Massenvölker und entstanden Völkerbünde, wie Goten, Alemannen usw., die stärker waren als Rom.

In den Oberbegriff von Invasionen barbarischer Völker in das römische Imperium gen Rom und Konstantinopel gehört als zeitlich vorletzte die der Araber, als letzte die der Türken.

Die Araber, da sie bei dem Ausbruch aus ihrer Wüste Konstantinopel nicht erobern konnten, haben sich nach der Seite des geringsten Widerstandes gewandt, das war nach Ägypten, überhaupt Nordafrika bis nach Westeuropa über die Meerenge von Gibraltar mit dem Endziel, Rom und Italien zu erobern. Sie haben diesen weiten Landweg gehen müssen, weil das Wasser nach seiner Urnatur, unbetretbar zu sein, sie dazu zwang.

Das Resultat, auf das es hier ankommt, war, daß der kulturwidrige Islam Herr von Nordafrika wurde, ja selbst ganz Spanien besetzte. Diese Stellung des Islams gegen die Christenheit ist später verstärkt worden, indem die osmanischen Türken die Balkanhalbinsel mit Konstantinopel (1453) besetzten, Belgrad (1521) eroberten, ja bis vor den Mauern Wiens (1529) vordrangen und (1541) den größten Teil Ungarns behielten.

Einen Verlust hatte jedoch nebenher diese große Stellung des Islams, denn er hat sich aus Spanien zurückziehen müssen, als die Kastilianer und Arragonesen Granada 1492 erobert hatten. Die Folge davon weiter war, daß die Arragonesen zu Sizilien, das sie schon seit 1282 hatten, Neapel (1499) hinzuerobern konnten, so daß Spanien in eine gute Frontstellung, sozusagen, gegen Nordafrika trat allerdings nur auf den Flügeln, denn in der Mitte lag Frankreich. Bedenkt man weiter, daß der alleinige Erbe dieser Länder, Infant Karl von Kastilien, zugleich Erbherr der habsburgischen

Digitized by Google

Länder in Deutschland und Kaiser des heiligen römischen Reiches wurde, so kann man ermessen, welche Kampfstellung die Christenheit durch Karl II. gegen den Islam einnahm.

Selbstverständlich, so kann man sagen, hat Karl Angriffe auf Nordafrika gemacht, einen glücklichen (1535) und einen unglücklichen (1541). Diese Weltmonarchie Karls V. ist dann, wie einst das imperium Karls des Großen, von der Familie geteilt worden, in Spanien mit Neapel und Habsburg mit Ungarn. Beide sind dann dem Islam gegenüber verschiedene Wege gegangen, je nach ihrer historisch-geographischen Lage, denn Habsburg mit Ungarn hat gegen die Türken den Kampf mit dem Islam weiter geführt, zumal da sein Besitzinteresse an Ungarn es dazu trieb, während Spanien den Kampf nach Nordafrika hin aufgab, weil es einen ähnlichen Kampf in dem damals entdeckten Amerika überkommen hatte, wo der Goldreichtum zwar viel Gewinn versprach, aber aus den christlichen Hidalgos beutesuchende Abenteurer machte. Spanien entsagte der Bekämpfung des Islams in Nordafrika.

Drei Jahrhunderte (von 1535—1830), so kann man sagen, hat der Zustand gedauert, den hier am Mittelmeer Ferdinand der Katholische und Karl V. gegen den Islam geschaffen hatten und Don Juan d'Austria (1571) großenteils mit italienischen Kräften durch den Sieg bei Lepanto verteidigt hatte, nur unterbrochen durch Unternehmungen Ludwigs XIV. gegen Tripolis und Algier, bis die Franzosen (1830) energisch gegen den Räuberstaat Algier vorgingen, in dem sie die Stadt Algier eroberten.

Welcher der Staaten am West-Mittelmeer konnte und durfte das außer Frankreich? Etwa Spanien? oder Portugal? Daß Gott erbarm! möchte man dabei ausrufen, diese Länder konnten sich selbst kaum helfen. Und Italien? Ja — war denn das bedauernswerte Italien damals mehr als nur ein geographischer Begriff? Sollte etwa das Königreich Neapel oder das Papsttum Rom oder das Herzogtum Modena diese Expedition unternehmen, die im Interesse friedlichen Kulturerwerbs gemacht werden mußte? Waren doch die Räuber aus Algier so dreist gewesen, bis in die Nordsee vorzusegeln? Daraus hätte ja der deutsche Bund die nächste Pflicht gehabt! Ob dieser oder Österreich es gekonnt hätte? Kurz — neben England war der nächste Staat, der dies konnte und darum im Interesse der Kultur mußte, Frankreich. Italien, das seit 146. v. Christi Geburt, d. h. seit der Zerstörung Karthagos, der Vorläuferin — Algiers, einen Beruf zur Kultivierung Nordafrikas hatte, kam leider zu spät, insofern es erst 1859 zu der Eigenschaft, ein geographischer Begriff zu sein, die Eigenschaft, ein staatlicher Begriff oder ein Einheitsstaat zu sein, hinzu erwarb, weil es in dieser Art noch nicht existierte, hat es 1830 nicht hindern können, daß Frankreich Algier besetzte, und weil es erst spät dazu kam, in dieser Eigenschaft zu existieren, hat es widerwillig mit ansehen müssen, daß Frankreich 1881 Tunis den Türken wegnahm, Tunis, das Sizilien gegenüber liegt. Das ist etwas Tragik der Weltgeschichte, was Italien hier erfahren hat, aber auch etwas Weltgerichte.

Um Marokko stehen die Dinge nicht anders. Man hat wohl gesagt, daß Spanien wegen seiner Nähe ein größeres Anrecht auf die pénétration von Marokko zustehe als Frankreich, allein diese Begründung mit der nahen Lage ist doch recht abstrakt und darum recht schwach; denn es kommt an dieser Stelle wenig auf die Nähe an, da Frankreich nicht einmal sehr viel weiter von Marokko abliegt als Spanien, zumal es die See beherrscht, im Gegenteil diesem eigentlich näher liegt als Spanien, da es in Algier gebietet.

Bei Gustave Flaubert.

Von **Adalbert Luntowski** (Rouen).

I.

„Ich habe irgendwo ein weißes Haus. Ich habe seine Mauer mit Rosen schmücken lassen wie auch mein Gartenhaus am Ufer des Wassers. Geißblatt klettert über das eiserne Gitter am Balkon. Um ein Uhr morgens im Juli, wie ist das herrlich, beim Schimmer des Mondes nach den Fischern auf dem Fluß zu schauen." Flaubert.

Wir gehen am rechten Ufer der Seine entlang auf der Straße von Rouen nach Havre. Wenn wir eine Viertelstunde durch das laute Treiben des Hafens gewandert sind, wird es stiller um uns. Dort liegt noch das anmutige Tal von Cailly. Dann kommen bald die Berge, welche um Rouen in weitem Bogen zurückweichen, aus der Ferne wieder näher und näher an das Wasser. Immer schöner schmückt sich das felsige Ufer. Oft ist seine Schönheit nur hastig über die nackten Steinschultern geworfen, wie ein Räuber einen erbeuteten Fürstenmantel um seine Schultern knüpft. Und alles blickt trotzig und voll lieblicher Sehnsucht zugleich nach dem schönen Flußkind unten. Gewiß, das denkt nur an den schlanken gotischen Kavalier von St. Ouen, welcher mit seinen dummen Schnörkelschmeicheleien unerfahrene Flußkinder betören darf. Aber jetzt tritt das Felsenufer begehrend so nahe, daß unser Weg immer schmaler wird. Oben spielt die funkelnde Maisonne um das Dorf Canteleu, und hier unten wandern wir durch das Dorf Croisset. Wenn seine Häuser vereinzelter stehen, die Seine breit und ruhig ihre Wasser fortwälzt, liegt vor einem weiten Garten ein kleines weißes Gartenhaus dicht an der Straße. Der Garten steigt in Terrassen empor zu einem langen und niedrigen, einfachen weißen Landhaus. In diesem

Digitized by Google

Gartenhaus, in diesem Landhaus, in diesem Garte hat Gustave Flaubert gearbeitet. Dreißig ernste stille Jahre.

Man wußte immer nur von ihm, daß er in Croisset arbeitet. Selbst seine „Waffengefährten“ in Paris, wohin er manchmal geht, „pour prendre l'air“, wie er scherzend sagt, die Goncourt, Daudet, Turgenjeff, sie wissen nur dasselbe: Flaubert arbeitet in Croisset. Keine Biographie gab er den Verlegern preis, willigte auch nicht ein, daß sein Porträt veröffentlicht wurde: „Ich will nicht porträtiert sein. Ich bin immer, was diese Frage anbetrifft, unversöhnlich gewesen. Kein Porträt um keinen Preis. Ich habe meine Gedanken darüber, und ich will der einzige Mann des 19. Jahrhunderts sein, von dem die Nachwelt sagen kann: er hat sich niemals mit schönlächelndem Gesicht vor einen Photographen gestellt, die Hand in der Weste und eine Blume im Knopfloch.“ Er gestattete der Öffentlichkeit nur das Recht, seine Bücher zu lesen, und sie zu loben oder zu verwerfen. Wie er lebte, das blieb sein heiliges Einsiedlergeheimnis, bis der Tod diese stolze Normannenscham auch von seinem Leben wegdeckte.

Aber wenn man gedacht hat, nun seine Neugier mit allerhand Künstlerintimitäten befriedigen zu können, so muß man sich getäuscht sehen. Wie ein tapferer Soldat, welcher im Gefecht stirbt, ist er mitten in heißer Arbeit gefallen. Bouvard et Pécuchet, die Geschichte der beiden Greise, welche die Memoiren ihres entgleisten Lebens schreiben, sollte endlich fertig werden. Schnell herbeigeeilte Freunde, welche ihn auf dem Ruhebett in seinem weiten bücherumstellten Arbeitszimmer liegen sahen, haben denken dürfen, es ist nur ein Ohnmachtsschlaf geistiger Übermüdung. Nicht weit von seinem toten Körper lagen verstreut die Blätter seines Werkes, überdeckt mit Stilnotizen und Verbesserungen. Noch in der letzten Lebensstunde hat seine reine Gewissenhaftigkeit keine Ruhe haben wollen. Der Tod hat keinen andern Menschen aus ihm gemacht. Wie er ihn traf, wie seine Freunde ihn kannten, er bleibt der unermüdliche Arbeiter von Croisset.

Sein Leben ist ganz in seinen Büchern. Er wird von seiner Kunst „verschluckt“. Sie duldet nichts andres als nur die Leidenschaft für sie. Zeit, Geld und Erfolg gilt ihm nichts. „Diese Worte: sich beeilen, jetzt ist der rechte Augenblick gekommen, sich in Figur stellen, das sind für mich leere sinnlose Vokabeln.“ Er schreibt durchaus nicht für die Leser, vielleicht hier und da für ein Dutzend befreundete Sachverständige, immer aber und alles, um sich selbst zu genügen. Er konnte es nicht verstehen, wie man die Absicht haben könne, mit der Kunst Geld verdienen zu wollen. Die 500 Frcs., welche er für die fünfjährige Ausbeutung der „Madame Bovary“ erhielt, oder die 10000 für „Salammbô“ — er vermochte darin einen großen Unterschied zu sehen. Auch von Politik will er nichts wissen. Bis 1870 hält er den Patriotismus für ein „sentiment vulgaire“. L'idée de la patrie ist etwas für den bourgeois. Er fühlt sich nicht mehr französisch als etwa türkisch. Selbst die Liebe weist er von sich. Mme. Louise Collet nennt er wohl eine Zeitlang „ma Muse“, aber alles, was sie ihm zu inspirieren vermag, das sind ein paar Briefe ohne Leidenschaft, nur künstliche oberflächliche Erhitzung; er macht sich auch davon frei, als er den Frieden seiner Arbeit bedroht sieht. Und der Mann, welchen die Schönheit geschriebener Dinge bis zu Tränen rühren kann, der uns so wunderbare Bilder von der Natur gezeichnet hat, ihn vermag die herrlichste Naturschönheit nur dann zu begeistern, wenn er schon vorher weiß, wie er sie in seine Kunst zwingen kann. Als die Pariser Freunde ihm vorwerfen, er sei zu sehr Mönch und gönne sich selbst auf dem Lande keine Erholung, antwortet er ihnen: „Aber die Natur will mich fressen; wenn ich längere Zeit im Grase liege, glaube ich die Pflanzen über meinen Körper wachsen zu fühlen.“ Er kennt auch die Menschen zur Genüge; warum also sollte er Umgang mit ihnen haben? Sie können ihn nur stören in seiner Arbeit. Die alberne Gemeinheit und Niedrigkeit des bourgeois widert ihn an. „Die Dummheit dringt in meine Poren.“ Das ist kein weltfliehender Pessimismus, sondern die Notwehr eines wilden Arbeiters, der Ruhe haben will. „Ihr wißt nicht, welches Leiden mir die geringste Störung verursacht“. Alles, was in seinen Arbeitsfrieden greifen will, was nicht seiner persönlichen Vollendung („consommation personnelle“) dient, das mißachtet er, das verachtet er, das muß recht weit weg von Croisset bleiben. „Das praktische Leben ist mir widerlich und verhaßt; allein die Notwendigkeit, mich zu einer bestimmten Stunde in das Speisezimmer zu setzen, erfüllt meine Seele mit einem Gefühl menschlicher Kleinlichkeit. Ich kann mich niemals rasieren, ohne darüber zu lachen. Das scheint mir albern.“ Croisset liegt noch zu sehr in der Welt. Dort drüben am andern Ufer der Seine fährt die Eisenbahn nach Havre, und Baumwollspinnereien recken ihre langen rauchspeienden Steinhälse in den reinen Himmel. In vergangenen Zeitaltern mit Perikles und Cäsar hätte er leben mögen, oder im Orient irgendwo, wo die Sonne heißer scheint und die Menschen glühender denken. Er träumte sich gern vor ein Buddhabild am Ufer des Ganges. Die alten kräftigen Heidenreligionen konnten ihn entzücken. Homer und Äschylus waren Götter für ihn. Er las oft die Bibel. Alles Außergewöhnliche, Exzessive, über die engen Körpergrenzen des Menschen Hinausstrebende zwang ihm tiefe begeisternde Bewunderung ab. Und all dieser romantischen Sehnsucht gegenüber seine eigene Ohnmacht fühlend, wiederholte er oft die Worte Montaignes, es sei das beste, auf dem Kopfkissen des Zweifels einzuschlafen.

Digitized by Google

Aber der Einsiedler in Bovary ist darum kein nervöser Mann, kein überreizter, kranker Romantiker. Wer ihn in Paris auf den Boulevards sah, hat sich nach ihm umwenden oder ihm voraneilen müssen, um noch einmal diesen kraftvollen, schönen Mann bewundern zu können. Hoher, fast riesenhafter Wuchs, stolzer, weiter Gang, die Schultern stark und sie beim Gehen bewegend, wie die Seeleute zu tun pflegen, die Arme schwingend, als wolle er eine Waffe zum Fechten probieren. Das Gesicht ist von reiner Gesundheit gerötet. Seine Augen, leuchtend wie die Augen des Meeradlers, beherrschen ein wildes, abenteuerliches Antlitz. Seine laute Stimme ist nicht für romantische Schwärmereien und das Plaudern im behaglichen Milieu gemacht; sie klingt wie befehlendes Kommandowort, wie ein Schrei in klarer Bergluft: „Mehr Bacchus, mehr Apollo in die Menschen, mehr von den alten Helden, mit Purpur und Lorbeer geschmückt. Ich liebe das strahlende, leuchtende sich wegschenkende Leben. Ich liebe es in dem wilden Galopp feuriger Rosse, im Funkeln der Sterne, im Branden der Wogen, wenn sie an die Felsen schlagen. Ich liebe es in dem Pochen schöner nackter Brüste und in der sinkenden Sonne, wenn sie die Fenster ferner Häuser übergoldet und man träumen kann von babylonischen Gärten, wo königliche Frauen sitzen und in das weite Asien blicken."

Diese heiße Lebensliebe hat ihn lange verschwenderische Jugend- und Wanderjahre mit denselben Leidenschaften erhitzt, welche durch die Herzen und Köpfe der Jünglinge aus dem romantischen Heldenzeitalter fieberten. Er war in der Vielheit seines Wesens wie ein weiter Urwald Indiens, wo durch jedes Atom heißes Leben zuckt. Was er liebt, kann er nicht nennen; aber die Liebe ist da, macht ihn trunken und närrisch, sie will mit ihren herrlichen Träumen seine Brust zerbrechen. Und er, der alle Harmonien in sich trinken möchte, muß doch geschehen lassen, daß diese Träume von der Wollust des Gedankens verführt werden und bald verblühen wie die schönen asiatischen Frauen. Aber es kommen andre schönere Träume, und sein ganzer Mensch wird ein wirres Chaos, über tausend fruchtbaren Frühlingen schlummernd, welche sich zu Früchten formen möchten, aber vor tausend Wünschen nicht zum Willen dazu kommen können.

Flaubert ist nicht dieser romantische Jüngling geblieben. In der französischen Literaturgeschichte hat man ihn an die Spitze der Naturalisten gestellt. Das kann aber nur ein Versuch sein, welcher einem andern wird weichen müssen. Alexander Dumas hat vielleicht mehr Glück gehabt, wenn er ihn „un romantique en chemin de fer" nennt. Seine natürliche Bestimmung war unzweifelhaft die Poesie, die Lyrik, das Heldenepos, wo er mit weiten Flügelschlägen über den Gipfeln großer Gedanken schweben kann. Er möchte alle Herrlichkeiten der prunkvollsten Satzkunst im Fieber romantischer Inspiration auf das Papier werfen. Man spürt dieses freudige Zittern seines tiefsten Künstlerwesens, wenn man „La première tentation de Saint-Antoine" liest, welche in diesen Tagen aus Flauberts Nachlaß veröffentlicht wurde.

Und wie schrieb er viele Jahre später an George Sand: „Ich glaube, die große Kunst muß wissenschaftlich sein." Die Welt will ihm jetzt nur wie ein literarisches Thema sein. „Eine Lektüre rührt mich mehr als ein wirkliches Unglück." Er will das Schöne einzig in der literarischen Form lieben. In seinem Arbeitszimmer findest du kein Bild, nicht das kleinste Plastikwerkchen, aber Bücher, viele Bücher und viele Bücher. Seine Möbel haben plumpe ungraziöse Formen. Ein Milieumensch würde sie geschmacklos, vielleicht barbarisch nennen. Aber Gustave Flaubert, welcher in Croisset arbeitet, willst du ihm etwa von Milieu- oder sonstiger Inspiration sprechen? „Ein langes Leiden und viel Geduld ist das Geheimnis des Genies." Dreißig Jahre Arbeit mit einer fieberhaften Erbitterung und fünf oder sechs Bücher, das ist ein „métier de galérien".

Flaubert ist aber durch diese Wandlung nicht Naturalist geworden. Er ist das seltene Beispiel eines Romantikers, welcher mit allen Kräften seines starken Willens vom Romantizismus wegstrebt, weil er dessen tiefstes Wesen erkannt hat, wie in ihm als dem Maßlosen, Ausschweifenden, Schwärmerischen und Unkünstlerischen die größte Gefahr für eine reine hohe Kunst liegt. Und die Literatur war für Flaubert ein Heiligtum, das einzige Heiligtum. Mit reinem Herzen wollte er darin arbeiten, beten und opfern. Es war nicht nur ein Scherzwort, wenn er sagte: „Ich bin der letzte der Kirchenväter." Er wollte durch seine Arbeit den einem hohen Kunstideal feindlichen Romantiker in sich zu Boden zwingen und totopfern, wie ein Mönch durch geistige Übungen seinen fleischlichen Körper abtöten will. Dieser beständige Kampf warf einen Schatten auf sein Leben und verdunkelte selbst seine fröhlichsten Tage durch eine unbestimmte unruhige Traurigkeit. Als sein Freund Theophile Gautier gestorben ist, schreibt er: „Ich beklage nicht unsern toten Freund, im Gegenteil ich beneide ihn wahrhaftig. Warum habe ich nicht für ihn sterben können? Für die Freuden, welche man in dieser niedrigen Welt hat — ach! Da ist es gut, so bald als möglich von dannen zu gehen." Er fühlt, wie er an der „Versuchung des heiligen Antonius" schreibt, romantische Werke fließen ihm mühelos aus der Seele. Während die Arbeit an „Madame Bovary" eine wahre Marter ist (un véritable supplice), alles daran ist wider seinen Geschmack, wider sein tiefstes Wesen, ist zu nüchtern für ihn. Er fühlt sich wie ein Mensch, welcher Klavier spielen soll mit Bleikugeln an jedem Fingerglied. Aber dem strengen Arbeiter von Croisset erscheint die qual-

Digitized by Google

volle Schwierigkeit dieser asketischen Übung so nützlich, daß er nach ihrer Bewältigung sich ohne Zögern zu einer neuen verdammt.

Das malerische Lübeck.

Von **Hans Bethge** (Berlin).

II.

Wenn man von dem malerischen Lübeck spricht, so soll man auch mit einem Wort des reizenden, malerischen Ablegers dieser Stadt gedenken, der sich am Einfluß der Trave in die Ostsee allmählich zu einem Seebad vornehmen Stils entwickelt hat, — ich meine Travemünde. Man findet hier einen hübschen Sandstrand — allerdings ist wenig Wald in der Nähe — und die Aussicht über die Lübecker Bucht nach den gegenüberliegenden, welligen Ufern, die mit Wald und Feldern unregelmäßig bedeckt sind, ist voll Anmut und Liebenswürdigkeit. Am Strande, gleich hinter der breiten Promenade, drängen sich allerlei neuere Sommervillen aneinander, mit wenigen Ausnahmen in dem üblichen charakterlosen Stil errichtet, der sich zuweilen, wenn er ein höheres Streben zeigen möchte, etwas „sezessionistisch" zu geberden liebt. Selbstverständlich fehlt auch nicht der Typ des Schweizerhauses, der im Angesicht des Meeres als das Zeichen eines besonders niedrig entwickelten Geschmackssinns anzusprechen ist. Mitunter meint man, es sei die Absicht unsrer Architekten, eine Groteske aufzuführen. Es ist zu bedauern, daß ihnen auch der schöne Raum am Meere für diesen unlauteren Zweck preisgegeben ist.

Das geschmackvollste Gebäude, das man in der Nähe des Strandes trifft, ist das Kurhaus. Es ist ein großer Zweckbau, offenbar zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts entstanden, also zu einer Zeit, wo man überhaupt kaum eine Architektur zu verderben pflegte. Ein breites, zweistöckiges Gebäude ohne alle Aus- oder Vorbauten, die untere Fensterreihe sehr hoch, die obere ziemlich niedrig. Der mittlere Teil des Gebäudes, der ungefähr die halbe Länge des ganzen Hauses mißt, ist ein klein wenig nach vorn geschoben, und in dieser Mittelfront ist eine räumlich glückliche Gliederung dadurch erreicht, daß man zwischen den Fenstern vier durch beide Geschosse laufende kannelierte Säulen mit dem Mörtel markiert hat; diese Säulen tragen nun ein einfaches, schmuckloses, attisches Frontispiz. So hat man hier ein stattliches Haus von schönen Verhältnissen und der denkbar größten Einfachheit errichtet. Vor hundert Jahren konnte man das, heute hat man es fast verlernt.

Durch einen einigermaßen verwandten, wenn auch nicht so geläuterten Geschmack fällt die allerdings neue Villa eines Lübeckischen Senators auf. Die griechischen Elemente treten an diesem Wohnhaus stärker in den Vordergrund. Hier dient das auf wirklichen, freistehenden und sehr schönen konischen Säulen sich erhebende Frontispiz zugleich als Überdachung einer Terrasse, zu der breite Steinstufen aus dem nach dem Meere zu gelegenen Garten emporführen. Das Mittelstück des Hauses ist sehr gut. Leider hat der Architekt dann infolge mehrerer Mißgriffe — besonders ein zu tief herabreichendes Dach und eine unruhige Gestaltung der Giebelseiten — diese Wirkung auf die übrigen Teile des Hauses nicht auszudehnen gewußt.

Aber das „malerische" Travemünde liegt nicht an der Küste des Meeres, sondern es streckt sich behaglich und langgedehnt am Ufer der Trave aus. Die reizende Straße, die hier hinläuft, heißt die Vorderreihe. Man sieht schmale niedrige Häuschen mit kleinen Backsteingiebeln in der Lübecker Art, nur eben alles en miniature. Zuweilen sind die Giebelfronten leider mit grauer oder brauner Ölfarbe überstrichen worden, so daß in diesem Falle ihr Reiz schmählich verstümmelt ist. Kleine Hotels mit freundlichen Glasveranden reihen sich eine ganze Strecke aneinander. Und von diesen Glasveranden aus sieht man unter den Wipfeln niedriger, gekappter Linden fort, die die Straße auf der Wasserseite malerisch flankieren, hinaus auf die Trave, und man sieht das für den Laien mystisch verschlungene Takelwerk großer, ruhender Segelschiffe sich gegen den Himmel abheben; man sieht weißgraue oder braunrote geschwellte Segeltücher als großflächige Silhouetten feierlich vorüberziehen, man sieht die roten Piere in dem grünen Wasser mit ihren zitternden, langen Spiegelbildern spielen, und drüben liegen die flachhügeligen Ufer mit grünen Wiesen und grünem Wald.

Gegen Sonnenuntergang rötet sich alles auf eine wunderbare Art. Die roten Piere, die roten Rümpfe der Schiffe, die roten Häuser, an denen sich nicht selten rote oder weiße Kletterrosen reich blühend emporranken, scheinen nun, angestrahlt von der roten Abendsonne, selber ein purpurnes Licht in die dünne Atmosphäre hinauszuströmen. Diese Stunde zaubert in Travemünde koloristisch unsagbare Dinge hervor. Ein üppiger Rausch in Rot. Übrigens haben zwei Maler, der Norweger Edward Munch und der Berliner Ulrich Hübner, in den Travemünder Straßen und am Ufer des Flusses vielfältige Beute für ihre Kunst zu heben gewußt.

Ein köstlicher Platz ist jener abgelegene, heimliche Winkel, wo die Kirche steht. Diese ist ein unregelmäßiger, alter Backsteinbau mit langem Schiff und einem hohen, spitzen Kupferdach auf dem viereckigen Turm; sie ist also ähnlich den Kirchen in Lübeck, nur viel primitiver. Die Fenster

Digitized by Google

waren ursprünglich einfach in dem alten Lübecker Profanstil eingesetzt, sie waren nach oben in flachen, breiten Linien ein wenig zugeschrägt. Nachträglich hat man ihnen dann gotische Spitzbogen aufgezwängt, offenbar, um ihrer Form eine strengere kirchliche Würde zu verleihen. Man wußte nicht, daß man dem Bauwerk durch diese Umgestaltung einen seiner liebenswürdigsten Reize nahm.

Ein stiller Rasenplatz, dereinst ein Friedhof, umgibt die Kirche. Hier und da ragen noch alte, halb verfallene Steinkreuze aus dem Boden herauf. Der stille Platz wird umsäumt von dicht stehenden Kastanien und Akazien. An den lauen Abenden, da ich hier das erstemal auf- und niederging, blühten die Akazien gerade, süß und sommerlich. Vor den kleinen, einstöckig hingeduckten Häusern ringsum saßen die rastenden Leute in der Dämmerung auf ihren weißen Bänken, sie rauchten die Pfeife, strickten und plauderten, und durch die ganz kleinen, aus unzähligen Scheibchen zusammengesetzten dunklen Fenster hinter ihnen winkten aus den Töpfen ihre Blumen auf sie nieder.

Zwei Gedichte.

Von **Arthur Sakheim** (Hamburg).

Die Maske Magdalena.

Bist Du es — die Einzige unterm Gewühle,
Nach der ich gelechzt in des Lebens Verlies?
Du trägst das Gefäß der schimmernden Ziele,
Wie Sankt' Magdalena des Quinten Massys.

Wirst Du mir entblätterte Träume vergelten?
Kaum lächelt betrübt dein verwirrender Mund;
Die Augen sind Rätsel, verborgene Welten:
Wie herbstlicher Brunnen verdämmernder Grund.

Es duften die Sträuße der gelben Mimosen,
Es streichelt ein Flügel des Glücks mich so süß;
Mir neigt sich die heimlichste der Dolorosen,
Die Sankt' Magdalena des Quinten Massys.

Die Nixe im Hag.

Soll ich Dir's, Verzauberte, verkünden?
Goldner Wahnsinn träumte von der Macht,
Dir ein Licht des Lebens zu entzünden
In der schweren, dunsterfüllten Nacht.

Leise klang's, in mildem Zaubertone —
Schwoll zu einer wilden Melodie;
Und Du trugst die kummervolle Krone
Nebelsilberner Melancholie.

Weiß und still verrannen jene Stunden,
Märchen duftete dein edles Haar;
Und mir war's, als könntest Du gesunden
Von der fahlen, grabenden Gefahr.

Kaltes Feuer glomm in deinen Brüsten,
Meine freudeleere Wasserfee, —
Und die weißen Nenüfare küßten
Und umschmiegten ungestilltes Weh.

Goldner Wahnsinn träumte zu entzünden
Deiner Seele seltsam blauen Laut —:
Laß es Dir, Verzauberte, verkünden,
Meine müde, meine tote Braut.

Aus dem in Bälde bei Carl Reißner-Dresden erscheinenden Gedichtbuche „Magnifikat".

Die Soldatenbeichte.

Erzählung von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

II.

Maria Theresia konnte Schlesien nicht verschmerzen, durfte aber auf eine Wiedergewinnung nur dann hoffen, wenn sie der katholischen Geistlichkeit in Schlesien sicher war. Und da sparte sie denn nicht. Vornehmlich waren die Jesuitenkollegien die heimlichen Hochburgen der österreichischen Gesinnung. Allein diese geschmeidigen Väter waren viel zu diplomatisch geschult, als daß sie sich noch einmal eine Blöße gegeben hätten. Fast immer bedienten sie sich zur Ausübung ihrer versteckten Anschläge der Weltgeistlichen und verstanden es, stets durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen, wenn auf ihren Orden ein niemals unbegründeter Verdacht fiel.

Nur bei Fouqué errangen sie mit dieser Taktik nichts andres, als daß er ihnen noch schärfer auf die Finger sah. Auf seine Anregung verlangte der König die Lostrennung der Grafschaft Glatz von der Diözese Prag. Aber er erntete in Rom nur schöne Redensarten und mußte endlich, um wenigstens eine Herabsetzung der Zahl der katholischen Feiertage durchzusetzen, auf die Lostrennung der Grafschaft verzichten. Denn am ärgsten mit Kirchenlaufen und Messehören trieben es die glätzischen Bauern. Als alle sanfteren Mittel der Vernunft nichts halfen, gebot Fouqué, alle Kirchen im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr morgens zu schließen. Welcher Pfarrer den Befehl übertrat, wurde mit einer Geldstrafe belegt. Und das war für alle, die noch in ihrem Herzen zu Österreich hielten, die wirkungsvollste Strafe. Denn da das Geld in die Kassen des Königs floß, mußten ihm die Übeltäter wohl oder übel helfen, auch im nächsten Kriege zu siegen.

Und der ließ nicht lange auf sich warten. Im August 1744 rückte Friedrich der Große in Böhmen

Digitized by Google

ein, vermochte aber erst im nächsten Jahre bei Hohenfriedeberg, Soor und Kesseldorf neue Lorbeeren zu seinen alten zu pflücken.

Fouqués Ehrgeiz mußte sich in diesem Kriege mit der Behauptung von Glatz bescheiden. Indessen konnte er sich mit der völligen Zufriedenheit seines Königs begnügen, der ihm in einem eigenhändigen Briefe schrieb: „Sie haben nicht Ursache, mein Freund, sich darüber zu beklagen, daß Sie in diesem Kriege nicht Gelegenheit gehabt haben, sich persönlich hervorzutun. Sie haben alle Gelegenheiten benutzt, die sich Ihnen darboten, dem Feinde Abbruch zu tun; und ich war wegen Glatz ganz ruhig, da ich mich auf Ihre Wachsamkeit verlassen konnte."

Und er hielt weiter auf dem schwierigen Posten aus. Denn trotz des siegreichen Krieges hatte Friedrich der Große Schlesien noch immer nicht ganz erobert. Um dieses Werk in der Grafschaft Glatz zu Ende zu führen, ging nun Fouqué zu schärferen Maßnahmen über. Die Abtrünnigen, die sich im Kriege auf die Seite des Feindes geschlagen hatten, wurden kurzerhand an den Straßen und Wegen jedermann zum Exempel aufgeknüpft. Die Entflohenen wurden mit Einziehung ihrer Güter belegt und in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Die Geistlichen erhielten genaue Orders, denen sie haarscharf nachleben mußten, wollten sie sich nicht des Statthalters Zorn, der mit dem des Königs gleichbedeutend war, ausliefern. Besonders über den Verkehr der Geistlichen mit den Soldaten wachten Fouqués scharfe Augen. Wieder geschah es auf seine Anregung, daß der König bei jeder Garnison einen vom Breslauer Fürstbischof Schaffgotsch einzusetzenden Soldatenbeichtiger anstellen ließ.

Für Glatz war diese Verfügung hinfällig, da vom Bischof zu Prag keine Ernennung erzielt werden konnte.

Hier in Glatz hatten die Jesuiten noch immer das Heft in den Händen, und überall stieß Fouqué auf ihre heimlichen, aber niemals faßbaren Umtriebe. Dieser aufrichtige und aufrechte Soldat war machtlos gegen die schleichende Verräterei, die mit den Jahren immer bedenklicher wurde, da sie immer vorsichtiger auftrat. Denn man bereitete sich in Wien allen Ernstes auf den dritten schlesischen Krieg vor, mit dem man den König von Preußen zum Markgrafen von Brandenburg zu erniedrigen hoffte.

Da Fouqué die Geister nicht zwingen konnte, mußte er in dem Kampf gegen die heimlichen Machenschaften und Anzettelungen den kürzeren ziehen. Wohl warf er im Grimm einige Jesuitenpaters ins Prison, mußte sie aber immer wieder loslassen. Gegen ihre abgefeimte Scheinheiligkeit kam seine militärische Gradheit nicht auf.

Trotzdem grub sich das Bewußtsein, unter einer strengen und gerechten Herrschaft zu leben, tief in das Bewußtsein des Glätzischen Landvolkes. Dies mußte sogar einmal der König selbst erfahren, als er kurz vor Ausbruch des Krieges die böhmische Grenze in Augenschein nahm. Mit einem kleinen Gefolge kam er an eine Stelle zwischen Tuntschendorf und Ottendorf, wo nach seiner Meinung die Grenze sein mußte. Allein einige Herren aus dem Gefolge glaubten sie mit Recht weiter hinausgeschoben zu wissen.

Da in der Nähe eine paar Holzfäller beschäftigt waren, wurden sie herbeigerufen, um den Streit zu schlichten.

„Ist es hier noch preußisch?" fragte sie der König.

Das verneinten sie.

„Ists hier kaiserlich?" fragte der König weiter.

Und wieder kam dasselbe Kopfschütteln.

„Nun, wer seid ihr denn", rief der König unwillig, „da ihr weder preußisch noch kaiserlich seid?"

„Wir sind fouquétisch!" war die ganz ernsthafte Antwort.

Da wandte sich der König lachend an seine Begleiter und sprach: „Beinahe glaube ich, daß ich in meinem eigenen Lande nichts mehr zu befehlen habe."

Als der König im Jahre 1756 dem unvermeidlichen Kriege durch den glücklichen Einfall in Sachsen zuvorkam, stand die Grafschaft Glatz kurz vor dem Aufruhr. Fouqué, der die Anwesenheit der Jesuiten in der Festung für eine nicht zu unterschätzende Gefahr ansah, requirierte zunächst das Kollegiatgebäude für sich und machte ein Magazin daraus. Er hoffte, auf diese Weise die Jesuiten für die Kriegsjahre auf friedliche Weise loszuwerden.

Aber sie blieben bei den ihnen ergebenen Bürgern im Quartier und wichen nicht aus der Stadt. Fouqué ließ das Magazin bis unter das Dach mit Getreide füllen.

Und als seien die Elemente mit seinen Feinden im Bunde, das Magazin mit allem, was darin war, brannte am 7. Januar 1757 nieder, ohne daß man eine Ursache hätte entdecken können. Die Bibliothek wurde wie durch ein Wunder gerettet. Drei Tage und drei Nächte dauerte der Brand. Einigen österreichischen Offizieren, die nach Glatz gebracht worden waren, um in Lewin ausgewechselt zu werden, gelang es, während des Feuers zu entkommen, ohne daß man nachweisen konnte, wer ihnen dabei behilflich gewesen war. Fouqué ließ den Frater Heinrich Schmidt gefänglich einziehen, aber es konnte ihm nichts nachgewiesen werden, also daß man ihn wieder auf freien Fuß setzen mußte.

Da machte der König kurzen Prozeß und verurteilte in einer Kabinettsorder die Jesuiten zur Zahlung von 20000 Reichstalern binnen drei Wochen. Alle Unschuldsbeteuerungen halfen nichts. Am 9. Februar war die Summe erlegt, und die der Brandstiftung hochverdächtigen Väter mußten

Digitized by Google

noch in demselben Monat den Wanderstab ergreifen und nach Liegnitz ziehen, wo sie bis zum Ende des Krieges zu bleiben gezwungen waren.

Diese strengen Maßnahmen hielten die Insurrektion der Glatzer noch etwas nieder. Als aber im April der gefürchtete General Fouqué mit seinen Truppen nach Böhmen zum Könige stieß, um ihm am 6. Mai die Schlacht bei Prag gewinnen zu helfen, konnte die Kaiserin die Grafschaft Glatz bereits als von den Österreichern erobert ansehen. Die zurückgelassenen Rekruten desertierten um die Wette. In ganzen Scharen liefen sie davon und brachten sich über die Grenze in Sicherheit. Viele gaben schon vorher Fersengeld, ehe sie ausgehoben werden konnten. Sogar aus den Quartieren vor Prag nahmen die frommen Glatzer Reißaus. Sie wollten dem ketzerischen König gegen die gutkatholische Kaiserin nicht länger dienen.

Und als dem großen König am 18. Juni bei Kolin das Glück verließ, stiegen die Desertionen auf eine erschreckende Höhe. Besonders die Fouquéschen Truppen, die aus der Grafschaft ranzioniert worden waren, schmolzen zusammen, als hätten sie drei Tage im ärgsten Kugelregen gehalten. Fouqué, der bei Prag schwer blessiert worden war, mußte Urlaub nehmen, um sich kurieren zu lassen. Unterdessen überschwemmten die Österreicher die Grafschaft, nahmen sich nicht einmal Zeit, die vom Oberstleutnant d'O tapfer gehaltene Festung zu belagern, drangen in Schlesien ein und hielten sich an Schweidnitz und Breslau schadlos. Und während der König bei Roßbach die Franzosen und die ihnen verbündete Reichsarmee auf die Hosen klopfte, richteten die Österreicher in Breslau ihre eigene Regierung auf.

Aber sie war nur von kurzer Dauer. Durch den herrlichen Sieg bei Leuthen fiel das österreichische Kartenhaus in Breslau zusammen. Und der einzige Erfolg, den Maria Theresia durch diese Invasion errungen hatte, war die Flucht des Fürstbischofs Schaffgotsch über die Grenze. Er ließ den König, dem er alles zu verdanken hatte, schnöde im Stiche.

Die kulturelle Bedeutung des Arbeitsunterrichts.

Von P. Hoche (Wriezen).

Der Gegenwart ist eine starke Neuerungssucht eigentümlich. Das zeigt sich auf fast allen Gebieten, und nicht zum wenigsten auf dem der Erziehung. Hier gibt es soviel neue Probleme, über die mit Eifer gestritten wird; hier wird so viel Altes über den Haufen geworfen, werden auch bewährte Fundamente niedergerissen, um Neues auf seinen Trümmern aufzubauen. Hier setzt es muntere Kämpfe, die Tausende von Gemütern in leidenschaftlicher Bewegung erhalten, in denen mit einem lebhaften Eifer für und gegen neue Gedanken gekämpft wird und die, wenn es auch oft durch Irrungen und Wirrungen geht, doch meist der Wahrheit und Klarheit näher führen.

Auch der Arbeitsunterricht — vielleicht das am meisten besprochene pädagogische Problem der Gegenwart — zeigt diese typischen Entwicklungsmomente. Vor Jahrzehnten tauchte der Gedanke dieser neuen Erziehung bereits an verschiedenen Stellen auf, und noch heute feiert er bei weitem keinen unbestrittenen Triumph. Ist er in den letzten Jahren auch schon zu größerer Anerkennung gelangt, so fehlt doch noch gar viel zu einem Siege auf der ganzen Linie, viele Schulmänner wollen auch heute noch nichts davon wissen. Ja, es ereignet sich sogar, daß die Behörde, die sich doch gewiß nicht jede neue Idee zu eigen macht und machen kann, zu diesem Unterricht anregt (man vergleiche die neuen Ausführungen zu den Mittelschulbestimmungen), während sich ganze Kreise der Lehrerschaft gleichgültig oder gegnerisch dazu stellen und oft weiter nichts als Spott für die neue Bewegung übrig haben.

Und doch ist es notwendig, daß dem Arbeitsunterrichte eine bestimmte und bevorzugte Stellung im Lehrplan unsrer Schulen eingeräumt werde. Man braucht mit einzelnen radikalen Reformationen durchaus nicht durch dick und dünn zu gehen und muß doch davon überzeugt sein, daß es sich hier im Kern um eine segensreiche Neuerung handelt.

Unsre heutige Bildung läuft auf eine ziemlich ausgeprägte Einseitigkeit hinaus. Wir legen alles auf eine möglichst hohe Pflege des Geistes an. Bei dem Worte Bildung denken wir überhaupt nur an geistige Kultur. Unsre Schulen sind in besonderem Maße Stätten der Erkenntnis und des Wissens geworden, und der Geist wird in überwiegend abstrakter Weise gebildet, meist durch das Wort, den Vortrag des Lehrers oder durch den gedruckten Buchstaben. Aus Leitfäden erbüffelt der Schüler selbst das, was ihn ein einziger Blick auf die Sache selber viel leichter und schneller lehren könnte. Man redet so gern von harmonischer Bildung, die jeder große Pädagoge in sein Erziehungsprogramm aufgenommen hat, und man fördert eine ganz einseitige Ausbildung. Auch früher hat man schon einmal die vernünftige Leibeszucht verachtet, weil man den Körper als die hemmende Fessel des Geistes, als das niedere Gefäß der Seele ansah, das keiner Pflege wert wäre. Heute liegt der Grund wo anders. Der Kultus des Geistes nimmt uns jetzt zu sehr in Anspruch, in seinem Dienst bleibt uns keine Zeit mehr, auch des Körpers zu gedenken, wahrhaft harmonische Bildung zu erstreben. Die Klagen über die zunehmende Degeneration unsres Volkes wollen nicht verstummen, und sie sind leider nicht unbegründet. Müssen wir nicht zugeben, daß unsre Sinne in Schule und Haus viel zu sehr vernachlässigt werden, daß sie bei weitem nicht die Fähigkeiten haben, die sie doch besitzen sollten und könnten? Ist es nicht wahr, daß unsre Hand viel zu wenig in Übung erhalten wird, daß ferner unser Auge die wichtige Fähigkeit des schnellen, getreuen, empfänglichen Sehens immer mehr verlernt? Es ist etwas Wahres daran, wenn Schultze-Naumburg in seiner häuslichen Kunstpflege etwa sagt, daß unsern Gebildeten heute die Augen zu weiter nichts dienen, als zum Lesen von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf der Straße.

Von dieser Erkenntnis aus ist der Arbeitsunterricht besonders freudig zu begrüßen. Denn er bedeutet gerade eine Erziehung zu rechter Augenkunst. Während das Auge in unserm modernen Schulunterricht so gut wie nichts zu tun hat, ausgenommen im Zeichnen, während es in vielen Lektionen direkt geschlossen werden könnte und nichts sehen soll, um nicht abgelenkt zu werden, muß es im Werkunterricht fortwährend gebraucht werden. Bei dem verschiedenartigsten Formen und Gestalten dieses Unterrichts muß es ganz genau auf die Gestalt, die Umrisse, die Stoffe, die Farbe achten, da darf es nicht schnell und oberflächlich wie sonst im Leben über eine Sache.

Digitized by Google

hinwegeilen. Ebenso bleibt die Hand in fortdauernder Tätigkeit begriffen; durch Tasten, Fühlen, durch die mannigfachen Griffe wird sich ihre Geschicklichkeit auf jeden Fall erhöhen.

Eine gewandte Hand und ein offnes Auge sind aber für jeden Menschen und besonders für viele Berufsarbeiter von der größten Bedeutung. Mit der geistigen Bildung, so wichtig und unerläßlich sie auch ist, ist es heute allein in so vielen Berufen nicht mehr getan. Nicht selten ereignet es sich ja, daß der Musterschüler, der den Prüfungssaal mit den glänzendsten Zeugnissen in der Tasche verließ, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, daß er im wirklichen Leben völlig versagt, weil ihm eben der praktische Sinn, das offene Auge fehlen. Geistige Führer tun uns gewiß sehr not, aber sie allein bringen ein Volk noch nicht vorwärts. Es kommt vielmehr ebenso sehr auf die Lebenstüchtigkeit der einzelnen Glieder an, auf ihre gesamte Tüchtigkeit in geistiger, technischer, künstlerischer, leiblicher Beziehung. Diese Forderung ist heute vielleicht wichtiger als je. Unser Volk nimmt auf dem Weltmarkte eine führende Stellung ein. Es ist ja dazu schon durch seine zentrale Lage im Herzen Europas wie prädestiniert. Aber diese Stellung will auch erkämpft sein. Deutschland hat mächtige Konkurrenten in den Ausländern zu fürchten, so daß es nie ruhen und rasten darf.

Von besonderer Wichtigkeit für dieses Ringen ist die Tüchtigkeit unsres Handwerkerstandes als des produzierenden Standes. Er hat heute wesentlich andre Ziele zu verfolgen als vor Jahrzehnten. Er hat heute vor allem das zu schaffen, was ihm die Maschine nimmer abnehmen kann, nämlich die feine, die beseelte Handarbeit. Früher erzeugte er jegliches Ding, das der Mensch brauchte, da kam der tüchtige Künstler unter ihnen zu seinem Rechte, aber auch schließlich der weniger tüchtige Arbeiter, der eben mechanische Arbeiten erledigen mußte oder sonst ein Flicker blieb. Heute hat der unbegabte Handwerker nicht mehr viel zu tun, denn was fabrikmäßig hergestellt werden kann, das kommt für ihn nicht mehr in Betracht; der Fabrik kann er keine Konkurrenz machen, nnd er muß zugrunde gehen. Deshalb muß der Handwerker heute zum Kunsthandwerker werden. Da eröffnet sich ihm noch ein weites und dankbares Gebiet, das ganze Kunstgewerbe, wo es an tüchtigen Kräften noch immer mangelt und wo es gilt, mit dem Auslande gleichen Schritt zu halten. Aber hier ist eben auch ein besonderes Können notwendig, ohne besondere Begabung und Ausbildung bleibt der Mensch auch bei dieser Tätigkeit nur ein Stümper. Hierzu sind besonders ein ästhetischer Geschmack, eine technische Geschicklichkeit, ein offenes Auge, eine geübte Hand und ein künstlerisches Empfinden notwendig. Der Arbeitsunterricht aber ist imstande, den begabten Menschen für diesen künstlerischen Beruf fähig zu machen. Denn durch diesen Unterricht wird er bekanntgemacht mit den verschiedensten Stoffen und ihren Eigenschaften. Sein Formensinn wird dadurch gebildet, er lernt an der eigenen Arbeit begreifen, wie Form und Stoff dem Zwecke entsprechen müssen, wie es bei jedem Stücke in erster Linie auf Sachlichkeit, Gediegenheit, Solidität, Wahrheit ankommt, ferner wie auch der Schmuck nicht sinnlos angewendet werden darf, wie sich Schein und Wesen immer harmonisch vereinigen müssen, wie verächtlich eine unwahre, trügerische, protzenhafte und auf den äußeren Schein berechnete Ramschware ist. So erzieht dieser Unterricht nicht nur zu technischer Geschicklichkeit, sondern auch zu einem edlen Geschmack. Wo eine ausgesprochene Begabung für die Handbetätigung vorhanden ist, da wird sie sich ja gewiß auch durchsetzen, auch ohne diesen Unterricht, wenn nur der geeignete Beruf ergriffen wird, aber es ist doch klar, daß diese Fähigkeit schon in der Schule durch geeignete Beschäftigung eine tüchtige Förderung erfahren kann. Und schon das wäre ein großer Vorteil für sich, wenn unser ganzes Volk dadurch zu einem besseren Geschmack erzogen würde und die sogenannte Heim-, Klein- oder Volkskunst eine Befruchtung erführe. Das wäre künstlerische Jugenderziehung im guten Sinne.

Und vor allen Dingen kann dieser Unterricht für die Berufswahl, die so oft nach falschen Gesichtspunkten entschieden wird, von segensreicher Bedeutung werden. Es ist von Wichtigkeit, daß schon in den Schuljahren die individuelle Neigung des jungen Menschen erkannt werde. Gar mancher Schüler wird seine Fähigkeit für Handarbeit zum Ausdruck bringen und so Fingerzeige für seine spätere Berufswahl geben. Wird diese seine Individualität genügend beachtet und bewertet, so wird er auch eher einen Beruf mit Handarbeit ergreifen. Heute muß sich so mancher Schüler ohne Begabung durch die Klassen der höheren Schulen hindurchquälen, um später einmal ein Amt auszuüben, wofür er weder Befähigung noch Neigung hat. Außerdem kann es für die Bewertung der Berufe mit körperlicher Arbeit nur von Vorteil sein, wenn sie auch von Kindern der sozial höher stehenden Kreise ergriffen werden. Das Vorurteil, daß diese Berufe nicht soviel wert seien wie die, die fast ausschließlich Kopfarbeit verlangen, ist schon zu allgemein und stark geworden und verdient bekämpft zu werden.

Aus allen diesen Gründen wünschen wir dem Arbeitsunterricht die richtige Stellung in unsern Schulen, aber wir wollen uns und müssen uns davor freihalten, ihn zu überschätzen, was doch häufig geschieht. Es wäre sicher verkehrt, das ganze Erziehungsgebäude auf seinem Grunde aufzubauen, wie es einzelne Reformer wohl tun möchten. Auch unsre heutige geistige Bildung ist notwendig, für manche Leute sogar die Hauptsache. Wir wünschen daher kein neues Extrem für ein altes, keine neue Einseitigkeit. Wir verlangen lediglich eine allgemeine Berücksichtigung des Arbeitsunterrichts, eine Ergänzung des Wortes durch die Tat, ein Fruchtbarmachen der guten Gedanken, die in dieser neuen Bewegung liegen. Wir wollen keinerlei einseitige, sondern eine harmonische Bildung erziehen, und dabei müssen wir die Hilfe des Arbeitsunterrichtes durchaus willkommen heißen.

Randbemerkungen.

Ein Wort honoris causa.

Von Bethmann Hollweg hört man seit einiger Zeit nichts mehr. Er weidet in Hohenfinow seine Lämmer. Vor einem Jahre um dieselbe Sommerzeit, — das Ministersterben war vorüber — da konnte man alle Tage in irgend einer Zeitung lesen: Wo ist der Reichskanzler? Was sagt Bethmann dazu? Regierung vor die Front und Farbe bekannt! Jetzt ist alles still. Er hat sie zum Schweigen gebracht, die Ungeduldigen. Sie wissen jetzt, daß vor den Wahlen aus seinem Munde keine Sensationen zu erpressen sind. Sogar nach seiner Wahlparole, um die man anderthalb Jahre vor den Wahlen täglich heiße Schlachten schlug, fragt jetzt, ein halbes Jahr vorm Endspurt, keine Seele. Allerdings wohl ebenfalls in der allmählich gekommenen Einsicht herabgespannter Erwartungen. Aber jedenfalls läßt man ihn, seinem Wunsche gemäß, in Frieden, und das ist auf seiner Seite ein erheblicher Erfolg. Aber ist es nicht auch etwas Beschämendes? Die Welt hallt wider vom Pressegeschmetter der Marokkodebatte. Kiderlen Wächter ist der Mann des Tages. Man hat ihm Lorbeerkränze auf Vorschuß gewunden, massenhaft. Kiderlen klingt es in allen Tonarten, bewundernd, gehässig, stolz und wütend, in sicherem Zutrauen und in geheimer Angst. Und der Reichskanzler? Schließlich heißt ja der Kanzler doch nicht Kiderlen, sondern Bethmann. Wer aber spricht von Bethmann? Keine Seele. Ihm wird natürlich ständig Bericht erstattet über die Berliner Gespräche, und er verzichtet, wie man hört und weiß, keineswegs auf die von seiner Verantwortlichkeit unzertrennliche Aktivität. Aber das ist ganz

Digitized by Google

hinter den Kulissen. Vor der Rampe steht allein der „starke Mann", um dessen gelbe Werte sich seinerzeit lächerliche Legenden gewoben haben, die man jetzt mit Lorbeer abbittet: Bethmann läßt ihm neidlos den ganzen Ruhm. Das ist ungeheuer viel von einem verantwortlichen Staatsmann, daß er sich auf seine reine Pflicht und seine Spezialgebiete bescheidet und den effektvolleren Teil der Reichsgeschäfte mit ihrem ganzen Glanz der nationalen Popularität dem andern überläßt, der dort der Fachmann ist. Das täte nicht jeder Kanzler. Hier zeigt sich die oft an Bethmann getadelte, zu geringe Bewertung der öffentlichen Meinung als ein echter Zug seines Wesens. Er verzichtet auch dort auf ihr Echo, wo es seiner Eitelkeit schmeicheln müßte. Damit ist für die „historische" Bewertung seines Charakters ein interessanter, neuer Beleg gegeben, der auch für sein Verhältnis zu den politischen Fragen der inneren Politik von Bedeutung ist. Denn kein Staatsmann ist gefeit gegen den Anwurf der Eitelkeit und des Strebertums. Auch Bethmann ist oft genug dahin verdächtigt worden. Eitelkeit aber erschüttert das persönliche Zutrauen, ohne das man mit keiner Regierung verhandeln kann. Daß der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg den Ruhm von Agadir neidlos seinem auswärtigen Mitarbeiter überläßt und die eigene Person völlig in den Hintergrund stellt, ist daher eine Feststellung nicht nur honoris causa, sondern zur Beurteilung seines politischen Charakters. W.

* * *

England müssen alle Dinge zum besten dienen.

Wenn Amerika mit ihm einen Schiedsgerichtsvertrag abschließen will, der einem Schutz- und Trutzbündnis nicht allzu unähnlich sieht, so rührt sich niemand dagegen. Wenn Japan dieserhalben auf den wesentlichen Teil seines englischen Bündnisvertrages verzichten muß, so verzichtet es eben, und nur England ist es, für welches das Bündnis einen Wert behält. Wenn Mohammed Ali mit Hilfe russischer „Ahnungslosigkeit" den persischen Brei von neuem durcheinanderrührt, so schreiben deutsche Organe, es gibt „bloß" politische Unruhen, uns geht das nichts an. England und Rußland mögen zusehen. (Was für sie dabei herauszuschlagen ist.). Wenn Lord Kitchener sich in Ägypten installiert, um die englische Operationsbasis für den nahen Orient definitiv auszugestalten und zu befestigen, — niemand protestiert, niemand erregt sich. Wer hat Zeit, an Ägypten zu denken? England versteht, für seine zielbewußten und sicheren Maßnahmen die unauffälligsten Formen und die günstigsten Momente zu wählen. Füllt doch Marokko jetzt alles Denken aus. Und selbst hier, in der Marokkosache, schauen sie alle ängstlich: was sagt London dazu? London kann nicht dulden, daß Deutschland Kohlenstationen erhält, London kann nicht dulden, daß Deutschland wirtschaftliche Garantiedistrikte erhält, London kann nicht dulden, daß der koloniale Besitz Frankreichs in Afrika oder andernorts eine Verschiebung erleidet. Nur zu seinen Gunsten darf er sich verschieben, durch Okkupation von Nordafrika, versteht sich, aber nicht etwas am Kongo und anderenorts zur Entschädigung der Deutschen. London ist der Präzeptor der Welt. Zu den Verhandlungen in Berlin dürfen die Times in London Artikel schreiben, als wären sie Regierungsblatt in Paris. London vorne und London hinten. Aber wenn man in Berlin den Mund nur ein klein wenig aufmacht, da plagt sie alle der Nervenchoc über diese brutalen, anmaßenden, gottverdächtigen Deutschen.

Es ist eine gute Sache um vornehme Ruhe und Überlegenheit, aber ein dickes Fell ist zu Zeiten mehr wert. Wenn man dieses Geschrei jahraus, jahrein mit angehört hat, versteht man, wie einer zu dem ingrimmigen Entschluß kommt: Jetzt könnt ihr mir allesamt den Buckel herunterrutschen, jetzt mache ich nur noch, was mir paßt, und wenn ihr noch hundertmal lauter schreit: Da seht, wie gemein die Deutschen sind, so schreit immer zu. Ich laufe Eurem Wohlwollen nicht mehr nach. Denn ob ichs so oder so mache, ihr wollt uns ja gar nicht gerecht werden. — Sie werden erst das Maul aufreißen, wie über das Kanonenboot von Agadir, dann werden sie schimpfen, wie es jetzt tun. Und wenn wir uns nicht beirren lassen, werden wir doch erreichen, was wir wollen. Und nur so. W.

* * *

Künstliche Uebervölkerung in Amerika.

In der modernen Wissenschaft gilt die Malthussche Lehre für abgetan. Man hat vielfältig nachgewiesen, daß die heutige Kulturmenschheit mit Hilfe ihrer technischen Werkzeuge für jede absehbare Zeit der Natur mehrfach das an Nahrungsstoffen abzugewinnen vermag, was sie bei noch so starker Zunahme verbrauchen kann. Nichtsdestoweniger bestätigt die Erfahrung immer noch oft genug die Malthussche Behauptung, daß einer Bevölkerung die Neigung innewohne, schneller zuzunehmen als ihre Mittel für den Unterhalt, nicht weil an und für sich zu wenig solcher Mittel vorhanden wären, sondern weil die Fähigkeiten, sich ihrer zu bedienen, langsamer zunehmen als die Kopfzahl. Das läßt sich jetzt in den Vereinigten Staaten wahrnehmen. Dort hat der große Fleischboykott, der vor zwei Monaten in Cleveland begann, um sich über das ganze Land auszubreiten, sein Ende erreicht, ohne die erhoffte Wirkung ausgeübt zu haben. In Cleveland kostete vor dem Boykott ein Pfund Rindfleisch im Großhandel 6 Cents; jetzt kostet es 7 bis 7½ Cents. Ein Pfund Schweinefleisch, das früher 9 Cents kostete, kostet jetzt 11 Cents. Anderwärts macht man ähnliche Wahrnehmungen. Die Durchschnittspreise für lebendes Vieh sind höher als zu irgend einer Zeit seit 1882. Schweine waren seit dem Bürgerkriege noch nie so teuer wie heute. Eier kosten in Cleveland zwar weniger als vor dem Boykott, aber in New York sieht man sich zum ersten Male seit fünf Jahren genötigt, solche aus Europa einzuführen. Alle Welt hat sich nun über die Ursachen dieser Teuerung Kopfzerbrechen gemacht, die Großhändler schoben den Kleinhändlern, die Kleinhändler den Großhändlern die Schuld in die Schuhe. Beide Teile suchten auch wohl den Farmer als den Verantwortlichen hinzustellen. Andre wieder glaubten die Erklärung in der Aufstauung von Nahrungsmitteln in den Kühlanlagen, und etliche Wissenschaftler sogar in der vermehrten Goldförderung zu finden. Statistiker haben jedoch inzwischen nachgewiesen, daß eine wirkliche Unzulänglichkeit in der Beschaffung von Nahrungsmitteln vorliegt, daß also gerade in den Vereinigten Staaten gemäß der Malthusschen Lehre die Möglichkeit der Ernährung (d. h. die wirklichen, nicht bloß denkbaren, theoretischen) weniger zunehmen als die Bevölkerungsziffern. Auf den sieben bedeutendsten Märkten im Innern der Vereinigten Staaten war die Zufuhr an Schweinen im Januar dieses Jahres um 31 v. H. geringer als im Januar des vorigen Jahres, und um 48 v. H. geringer als im Januar 1908. Die Zufuhr an Rindern, Schweinen, Kälbern und Schafen in den hauptsächlichen vier atlantischen Küstenplätzen war um 17 und 37 v. H. niedriger als im Januar 1909 und 1908. Der Gesamtvorrat an Fleisch auf den fünf Hauptmärkten Amerikas war Ende Januar um 50 v. H. niedriger als um dieselbe Zeit im vorigen Jahre.

Daß die Nahrungsmittelerzeugung in den Vereinigten Staaten trotz der noch verhältnismäßig dünnen Besiedlung schon seit Jahren langsamer zunimmt als die Bevölkerung, kommt auch in den Ausfuhrziffern zum Ausdruck. Der Wert der bezüglichen Ausfuhr im Laufe der acht Monate vor Ende Februar betrug in den letzten fünf Jahren:

	Brotstoffe	Fleisch- und Milchprodukte	Rinder, Schweine, Schafe	
1906	130 367 036	. . 128 628 846	. . 26 096 924	Dollar
1907	116 303 081	. . 120 480 563	. . 21 322 619	„
1908	162 580 289	. . 117 854 863	. . 20 823 815	„
1909	122 299 477	. . 96 920 103	. . 12 417 139	„
1910	95 853 404	. . 76 764 285	. . 10 492 197	„

So richtig es ist, daß auch noch viele andre Ursachen an der herrschenden Teuerung in Amerika schuld sind, so unzweifelhaft ist doch das Grundübel darin zu sehen, daß die Nachfrage fortgesetzt das Angebot übersteigt.

Digitized by Google

Solange dies der Fall ist, darf man auch von einer schärferen Überwachung der Truste wenig erwarten. Selbst wenn man die schädlichen Wirkungen der Truste aufheben könnte, wäre damit noch nichts gegen die vielen kleinen Truste ausgerichtet, die in einzelnen Städten ein Preismonopol aufrichten und dazu imstande sind, weil die übergroße Nachfrage den gegenseitigen Wettbewerb sinnlos werden läßt. Otto Corbach.

* * *

Die Probe aufs Exempel.

Mit heller Freude werden die Anhänger des streitbaren Professors Ludwig Gurlitt, der den Schulbehörden seit einer Reihe von Jahren manche harte Nuß zwischen die Zähne gesteckt hat, von einem Unternehmen hören, dessen geistiger Schöpfer ihr verehrter Pädagoge ist. Zur Bekämpfung der Nervosität bei Schulkindern, die in den letzten Jahren erschreckend überhand genommen hat, ist Professor Ludwig Gurlitt auf den sehr glücklichen Gedanken gekommen, ein „Jugenderholungsheim" zu gründen. Im Süden der Großstadt, an der Machnowerchaussee unweit von Zehlendorf, hat er ein idyllisches und zugleich künstlerisch wertvolles Fleckchen Erde für seinen Zweck erworben. Die gesunde Ruhe und Stille der ländlichen Umgebung, die von dem harzreichen Duft der märkischen Kiefern geschwängert ist, das Fehlen alles Schulzwanges, eine einsichtige psychologische und physiologische Beobachtung und dann ein individuelles Nachholen und Nacharbeiten, das sind seine wichtigsten Mittel, von denen er sich Hilfe verspricht. Es ist ein hohes und schönes Ziel, das Gurlitt sich gesteckt hat – das ist unzweifelhaft; und es sind gute und naturgegebene Mittel, durch die er seine Erfolge zu erziehen hofft. Aber mehr noch als dieser beides wird den objektiven Beobachter die Tatsache erfreuen, daß Gurlitt hier nun zum ersten Male von seiner grauen und rauhen Theorie des Niederreißens den Weg zu einer früchtetragenden und überzeugenden Tat beschritten hat. Seine pädagogischen Lehren hat er die Hülle und Fülle in die Welt gesandt, und die Öffentlichkeit, Behörde wie Publikum, hat sich mit ihnen genügend gründlich auseinandergesetzt. Was man ihm bislang zum Vorwurf machen konnte, war, daß er zwar gut reden, aber schlecht besser machen hätte. Allerdings, während seiner fünfundzwanzigjährigen Amtstätigkeit als preußischer Oberlehrer hat Gurlitt seine pädagogischen Fähigkeiten nicht entfaltet, und konnte er sie nicht entfalten. Erst als er seine Amtsjahre und die Gebundenheit und Enge derselben hinter sich hatte, warf er sich mit voller, rüstiger Kraft in den Kampf, den er schon lange zuvor in die Wege geleitet hatte. Er rüttete am System der deutschen Schule, daß die Direktoren ihre kostbare Existenz gefährdet glaubten, und Feinde erstanden ihm ringsum, aber auch Freunde. Und sonderbar ist es, daß das Ausland wieder einmal das böse Sprichwort von dem Propheten und seinem Vaterlande realisierte. Finnland und Niederösterreich wandten sich an Gurlitt und erbaten von ihm die Ausarbeitung der Lehrpläne für ihre deutschen Schulen; dort hatten also Gurlitts Ideen schnell Wurzel gefaßt. Jetzt wird Ludwig Gurlitt auch Deutschland den Beweis für seine pädagogischen Überzeugungen erbringen durch sein „Jugenderholungsheim". Daß ihm dieser Beweis recht schlagend gelingen möge, das zu hoffen und zu wünschen ist nicht nur Sache seiner Anhänger, sondern auch seiner pädagogischen Gegner, da er ja die Schulen von dem nervösen Kindermaterial befreien und damit eine Hebung des gesundheitlichen Niveaus der gesamten Jugend erreichen will. L. K. F.

* * *

Das dänische Warenhaus.

Keine Frage, in Deutschland herrscht schon der Kaufmann, merchants empire ist begründet. Schneller, als sie es selber ahnten, die immer und immer wieder die „Durchdringung von Politik und Verwaltung mit kaufmännischem Geiste" forderten, schneller, als sie selber zu hoffen wagten, ist unser Staatsleben „merkantilisiert" worden, und wir regeln unsre Angelegenheiten nach dem Grundsatze: „die Hauptsache ist das Geschäft". Demgemäß wagen wir niemanden, der uns pufft, zum Danke dafür auf die Hühneraugen zu treten, denn er könnte ja Kunde sein oder werden, und befleißigen uns der devotesten Bescheidenheit gegen innere und äußere Widersacher. Ist dieses löbliche Verhalten aber wirklich so geschäftsfördernd, wie der herrschende „kaufmännische" Geist es glaubt? Hier eine kleine, aber höchst bezeichnende Tatsache, was wir mit unsern Liebenswürdigkeiten ausrichten. Dänemark wird von dem mächtigen Deutschland mit großer Zuvorkommenheit behandelt. Das kleine Land ist zudem wirtschaftlich zum größten Teile auf uns angewiesen, und allein der Strom deutscher Touristen, der sich jahraus, jahrein hineinergießt, bringt viel Geld dorthin, vom Export von Vieh, Fleisch, Milch und andern landwirtschaftlichen Produkten Dänemarks nach Deutschland ganz abgesehen. Nun fühlten vor einiger Zeit dänische Kapitalisten das Bedürfnis, in Kopenhagen ein modernes Warenhaus zu errichten. Ob sie damit ihren Landsleuten einen Dienst erwiesen, kommt hier nicht in Frage, kurz, sie beriefen einen deutschen Kaufmann, der als Organisator einen Ruf besitzt, und übertrugen ihm Einrichtung und Direktion des Basars, ähnlich wie bei uns die ersten Warenhäuser von Amerikanern organisiert wurden. Aber siehe, der dänische Nationalstolz, der „Südjütland" nicht vergessen kann, wallte auf und die öffentliche Meinung wandte sich gegen das deutsche Warenhaus, obgleich dieses außer dem deutschen Direktor nur dänisches Personal beschäftigte. Und auch dieses war aufsässig, und nun haben die Aktionäre den Deutschen gewimmelt, weil, so lang er an der Spitze stehe, Dänen von ihrem Geschäft nichts wissen wollen. Der dänische Nationalhaß hat triumphiert. Es scheint also, daß das dänische Volk noch nicht so ganz kaufmännisch denkt, wie unsre Politiker wollen, daß unser deutsches denke. Es scheint ferner, daß unsre Rücksichtnahme auf andre nicht immer erwünschter Würdigung begegnet und vor allem nicht immer erwidert wird. Wäre es also nicht vielleicht doch gut, wenn wir künftig hier etwas weniger zart würden und statt um Liebe zu girren, die uns sicherlich nicht zuteil wird, den Respekt forderten, den uns die Angst sicher nicht verweigern wird. Dr. M. P.

Ultraviolette Nebel.

Es sind Sternhaufen entdeckt, die nur auf der photographischen Platte, nicht aber auf der Netzhaut unsres Auges sichtbar geworden sind. Wir haben damit Dinge entdeckt im Universum, die für unser menschliches Auge einfach nicht sichtbar werden können.

Welche seltsamen Welten mögen das sein! Sie sind da, und wir sehen sie gar nicht mit unsern Augen. Wenn mir jemals etwas unheimlich vorgekommen ist, so ist es dieses Ultraviolett-Phänomen.

Natürlich — die Geschichte liegt wieder im Ultraviolett, das für die Augen der Ameisen bekanntlich bemerkbar, nicht aber für die menschlichen Augen zu empfinden ist; die Ameisen schützen ihre Eier vor den Lichtstrahlen, setzt man die Eier nun den ultravioletten Strahlen aus, so beeifern sich die Ameisen sofort, die belichteten ins Dunkel zu bringen, und zeigen damit, daß sie die ultravioletten Strahlen noch als „Licht" empfinden.

Wir sind also in der Lage, das Unsichtbare bereits als ein Reales anzusprechen. So ungefähr könnte man sagen.

Digitized by Google

Nun wird man besonders lebhaft fragen: gibt es nicht auf Stern Erde auch Dinge, die da sind, ohne daß sie menschlichen Augen sichtbar werden?

Ja — das könnte man wohl bejahen. Es könnte sehr wohl viele derart für uns unsichtbare Dinge geben?

Geben wir das jedoch zu, so sind wir auch berechtigt, anzunehmen, daß wir von ganz anders geformten, für uns unsichtbaren Welt- und Lebensverhältnissen umgeben sind, die uns nicht berühren — und die wir auch nicht berühren können; die Organe zur gegenseitigen Bemerkung sind eben nicht da.

Diese Schlußfolgerungen sind keineswegs phantastisch; ich bin sogar der Meinung, daß sie von zwingender Logik sind.

Was fern im Weltenraum möglich ist — das ist auch hier auf der Erde möglich.

Es wäre somit recht interessant, wenn nach dieser Richtung hin einige Experimente gemacht würden; vielleicht führen sie uns weiter als der ganze Spiritismus, dem es doch immer noch nicht gelungen ist — trotz aller Gegenrede — mit okkulten Tatsachen aufzuwarten.

Eine okkulte Tatsache ist es aber, wenn auf der photographischen Platte Nebelflecke wie der Nordamerika-Nebel erscheinen, die für unser menschliches Auge nicht sichtbar gemacht werden können.

Es ist sehr schwierig, eine derart turbulent wirkende Tatsache ganz kühl zu betrachten — und alle sich zwingend aufdrängenden Schlußfolgerungen einstweilen beiseite zu lassen. Leider leben wir in einer Zeit, in der das Wunderbare gar keinen Eindruck zu machen scheint; der Nordamerika-Nebel wurde schon 1891 entdeckt. Es ist so, als wenn den Menschen das Organ für das Wunderbare abhanden gekommen wäre.

Paul Scheerbart.

Aufruf.

Die wissenschaftliche Forschung hat auf dem Gebiete der Astronomie und kosmischen Physik ein immer dringenderes, aber auch für das gesamte Kulturleben immer bedeutsameres Bedürfnis nach Helfern aus allen Lebenskreisen, da es eine Reihe von sehr wichtigen und interessanten Erscheinungen in den fernen Himmelsräumen, wie auch in den oberen atmosphärischen Regionen gibt, für welche von der geringen Zahl der astronomischen Fachmänner und der Sternwarten nur Vereinzeltes oder Unvollständiges geleistet werden kann. Verlaufen doch diese Erscheinungen vielfach so, daß sie nur bei gleichzeitiger und über weite Räume verteilter Ausschau möglichst vieler Beobachter tiefer erforscht werden können.

Die Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik wendet sich deshalb mit der Bitte um Mitarbeit an alle, welche sich in den verschiedensten Tages- und Nachtzeiten im Freien aufzuhalten pflegen und sich dabei des Ausblickes auf den Himmel mit Interesse und einigem Verständnis für die dortigen Vorgänge erfreuen, insbesondere an die Lehrer aller Unterrichtsstufen, die Geistlichen aller Bekenntnisse, an alle mathematisch oder naturwissenschaftlich speziell Vorgebildeten, wie Ärzte, Tierärzte und Apotheker, Uhrmacher, Bau-, Eisenbahn- und Bergbeamte und Techniker aller Art, Militärs, Land- und Forstwirte, sowie Geschäftsleute verschiedenster Art, Natur- und Sportsfreunde aus allen Berufskreisen, wesentlich auch an die Luftfahrer, sowie in besonderer Weise an die gebildeten Deutschen in den Kolonien, überhaupt in den andern Erdteilen und auf Seereisen und bittet sie,

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

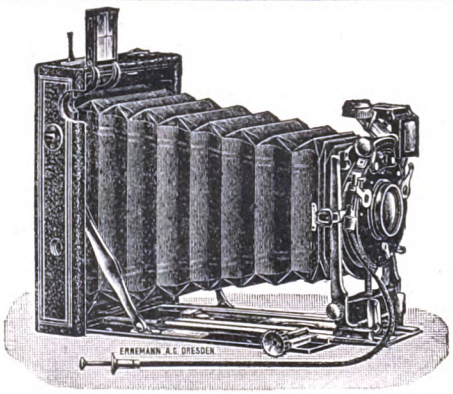
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

ihre Adressen zwecks näherer Information und Verständigung an F. Dümmler, Berlin W. 30, Rosenheimerstr. 12, zu senden.

Eingehende mathematische Kenntnisse werden bei solcher Mitarbeit nicht vorausgesetzt; doch soll das Verständnis der Erscheinungen und die daraus hervorgehende tiefere Freude an denselben durch das Zusammenwirken in besonderer Weise gepflegt werden.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Franz Servaes: „Wenn der Traum zerrinnt". Novellen. Egon Fleischel & Co. (Berlin).

Dieses Werk steht dem ausgezeichneten Romane des Dichter-Kritikers vollwertig zur Seite. Ich meine den Roman des Witwers: „Michael de Ruyters Witwerjahre". Zum ersten Male trat der ernste und lautere Kunstkritiker damals als Poet vor ein größeres Publikum und bewies die ewige Wahrheit von neuem, daß erstklassige Kritik eine selbstschöpferische Handlung wäre, daß daher der verantwortungsvolle Kritiker auch vollwertiger Poet sein könnte. Franz Servaes vereinigt in sich mit Glück die Eigenschaften des „Reichsdeutschen" (ohne dessen Fehler) mit den Eigenschaften des Wieners (ohne dessen verfluchte Nachlässigkeit und Nur-Ästhetenmanie). So ist er eine Persönlichkeit, der man herüben und drüben lauschen muß. Gleich die erste Novelle, ein „Wiener Nachtstück", zeigt die ganze Milde des betrachtenden Dichters, eine reiche Wiener Stimmung, in der das Rohe lustig, das Gefährliche heiter wird und doch: hinter dem Wiener ein ganzer Mann im Vollbesitze seiner Kraft, der nur diesmal träumt. Ein sarkastischer Zug, der an den Menschen Servaes auszeichnet, fehlt nie, jedoch er ist niemals aufdringlich, er hält es für seine Pflicht, da zu sein, besitzt aber nicht genug Eitelkeit und Herablassung, um sich denen deutlicher zu zeigen, die nicht Ohren für leise Dinge haben. Dieser Servaessche Sarkasmus gibt der ausgezeichneten psychologischen Studie „die Helferin" ihre Färbung. Und gerade hier, in der Aufzeigung der Nichtigkeit unsrer Leistung entlassenen Häftlingen gegenüber, äußert sich am reinsten der sehnende Ernst des Menschenfreundes. „Der Glücksfall" ist ein lebfrisches Bild, das den tapferen Sieg der Ehrlichkeit, ohne „Glücksfälle", in sehr charakteristischer Weise aufzeigt; in dieser Novelle dominiert nicht das Wienertum, das das Wort „Glücksfall" gern in Protektion umsetzt und den „Einflußreichen" „arbeiten" läßt. „Das Berliner Nachtstück" möchte ich hier nicht eingehender besprechen: es ist nämlich zu niederträchtig gut; dafür aber sei es ausgesprochen, daß — nach meinem Empfinden — die italienische Novelle „Blandine" das Meisterstück des Buches sei. Hier werden die Geschlechter zu Weltsymbolen, in einer Art, die ich bisher nur bei Heinrich Mann fand. Wie der Ehemann im Spital neben seinem Feinde stirbt, der ihm sein Weib stahl, das ist so erschütternd und zwingend geformt, daß sich hier Dichter und Künstler die Wage halten. Hier weicht der Sarkasmus ins Weltgefüge zurück und reißt seltsam kühne Linien ins Menschenleben. Das Servaessche Buch ist eine neue Waffe in der Hand jener kleinen Schar, die wirklich etwas zu sagen hat, die nicht um Geld und „Ruhm" schaffen will, sondern die aus innersten Gründen des seelischen Reichtums schaffen muß.

Walter v. Molo (Wien).

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 32. Berlin, den 5. August 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Im ersten Gang siegreich.

Die Marokkomensur hält niemand für Spielerei. Um so angenehmer muß man überrascht sein von der verhältnismäßig leichten Art, mit der wir bisher das Übergewicht behalten haben. Deutschland hat nach studentischem Ausdruck im ersten Gang „gestanden". Es hat durchgehalten, ohne mit dem Kopf zu zucken, während der Gegner die Ruhe verlor, sich in der Hitze eine Blöße gab und zurückweichen mußte. Daß der Verlauf so gewesen ist, konnte auch der beobachten, der bei den Gesprächen der miteinander ringenden Staatsmänner nicht zugegen war und auch sonst nichts „Positives" von ihrem Inhalte erfahren hat. Wer den Klang der Degen kennt, hört auch von draußen, was vor sich geht, und da viele mit dem Ohre an der Tür liegen, und vielfältige Stimmungen sich im Echo der Horcher widerspiegeln, so fällt es um so weniger schwer, sich den wahren Hergang zu konstruieren, zumal wenn hie und da doch auch ein authentisches Wort nach außen gelangt. Denn obschon diese authentischen Brocken nur formaler Art zu sein pflegen, so läßt sich doch der Inhalt nie völlig von der Form lösen, auch nicht im dunkelsten und vieldeutigsten Offiziösenjargon. Man hat sich den bisherigen Verlauf folgendermaßen zu denken.

Kiderlen saß auf der Lauer und wartete seine Zeit ab, derweil sich die Kabinette Frankreichs eins nach dem andern immer tiefer in das Marokkoabenteuer verbissen, so tief, daß ein Zurück nicht mehr denkbar erschien. Es wurde ein apokrypher Brief Kiderlens an Bassermann kolportiert, in dem Kiderlen geschrieben haben sollte: je mehr wir die Franzosen gegen Algeciras sündigen lassen, um so leichter werden wir Forderungen durchsetzen. Der Brief wurde dementiert, aber er war gut erfunden. Das waren tatsächlich, wie wir vermutet und wie jetzt erwiesen, die Gedanken, mit denen Kiderlen sich die Langeweile des „unheimlichen Schweigens" vertrieb, das der Aktion von Agadir vorausging. Dann fuhr der „Panther" auf die Bühne und das ernste Spiel begann. Der „Panther" in Agadir war ein Symbol, ein symbolisches Pendant zu dem „Spaziergang" nach Fez, und hieß soviel als: die Waffen sind gut und gleich, wollt ihr jetzt auf die diplomatische Mensur oder nicht? Die Franzosen wollten. Sie mußten wollen, ob sie wollten oder nicht. Denn ihr Interesse zwang sie, trotzdem ihnen der Augenblick unbequem erschien. Sie hatten darauf los geabenteuert, wissend, daß ihnen die Kostenrechnung nicht erspart werden würde. Aber so sind sie nun einmal. Sie sind Augenblicksmenschen. Sie sind wie der Papagai, der seinen Herrn kommen sieht, aber doch noch bis zur letzten Sekunde hastig an der verbotenen Speise schluckt. Später muß er sich dann aufs Bitten legen. Auch die Franzosen sahen trotz ihrer über die gerechte Störung wütenden Heißsporne ein, daß es ihr eigenes Interesse sei, die Aufforderung zum Tanz anzunehmen und keine brüskierenden Dummheiten zu machen. So kam die Zwei-Männer-Konferenz zustande und — ratsch, man zog den Vorhang zu.

Da standen nun die andern und hörten drinnen ein verschwommenes Murmeln und Klingenschleifen; aber nichts Sicheres drang zu ihnen. Eine nervös machende Situation für die Pariser Redaktionsstuben, denen nun alles Vergnügen an dem marokkanischen Fez verdorben war, um so mehr, als auch der spanische Ärger nicht recht zum Hochgenuß werden kann, wenn man weiß, daß da drüben in Berlin der eigentliche Schicksalsfaden hinter verschlossenen Pforten gedreht wird. In der Verlegenheit gingen sie aus, Nothelfer zu suchen in allen Ländern der Erde. Die meisten sagten ab. Nur England blieb. Das war der Trost, England war die Hoffnung und Verheißung eines guten Ausgangs, und richtig: Asquith sprach das dunkle Wort von der „neuen Situation", an das sie sich enthusiastisch klammerten. Die Redaktionsstuben der „Times" aber und des „Temps" mieteten sich ein Privatkabel und kabelten sich gegenseitig in einen besseren Trancezustand der Verzückung hinein, und der übrigen Welt den Buckel voll Lügen. Kiderlen hatte das vorausgesehen. Aber er hatte sich gedacht: Laß sie machen. Je mehr sie England von Ententewegen aufputschen, um so stärker wird sich ihnen zeigen, daß die so heiß begrüßte Asquithsche „neue Situation" ein Stein

Digitized by Google

im Wege zur Verständigung mit uns ist. Die Verständigung mit uns aber ist ihr eigenes Interesse, wenn sie die Früchte ihrer marokkanischen Spaziergänge ernten wollen. Ja, in der Sehnsucht nach dem baldigen unbeschränkten Genuß dieser Früchte werden sie um so schneller geneigt sein, mit uns ins Reine zu kommen, je näher sie die „Uneigennützigkeit“ des aufgestörten Albion bewundern können. Als daher der Ton der englischen Stimmen einen Grad von Stärke und Schärfe erreicht hatte, daß selbst die besten Pariser Hunde nicht lauter hätten kläffen können, forcierte er seine Forderungen — ob sie Kongoküste heißen oder anders — und drängte mit immer entschiedenerer Gebärde auf Entscheidung. Aber es kam zunächst anders, als er vielleicht dachte.

Ob er zu forsch ins Zeug gegangen war? Oder ob sich die französische Regierung schon zu sehr an den täglich eingeholten englischen Rat gewöhnt hatte? Jedenfalls zuckte Frankreich zurück. Es wollte die Verantwortung nicht tragen. Es bat England um Einspruch. Eine Pause trat ein. Man wurde unruhig in der Welt. Lloyd George hielt eine sehr deplacierte Rede mit schlecht verhüllten Spitzen. Wahrscheinlich ein Widerspiel von ministeriellen Unterhaltungen. Die deutschfeindliche Presse in London und Paris überschlug sich in unerhörten Beleidigungen und Maßlosigkeiten. Kriegsgerüchte tauchten auf. Man bewachte argwöhnisch jeden Schiffssoldaten auf seine Bewegungen hin. Irgend etwas ist passiert, man weiß nicht, was. Nur in Berlin blieb man kalt und behielt die volle Ruhe. Denn es war in Wirklichkeit nichts passiert.

Das bewies die Asquithsche Rede, die den ersten Akt beendete. Was war denn los gewesen? Schwer zu sagen. Ein unbestimmtes Gefühl war es mehr: noch einen Schritt weiter und wir sitzen in der Sackgasse. In einer Sackgasse, die wohl nur mit Kanonen geöffnet werden kann. Man hatte die Presse, die öffentliche Meinung und den eigenen Faden aus der Hand verloren. Warum? Einfach darum, weil Frankreich den Ernst der Lage noch nicht so recht erfaßt hatte. Es hatte noch nicht begriffen, daß Opfer zu bringen sind, konkrete Opfer, und daß es diesmal mit einem Vertrag à la 1909 und einer Hand voll noch schönerer Phrasen nicht getan ist. Kiderlens Töne mögen dem französischen Begriffsvermögen vielleicht zu viel zugemutet haben. Zeit lassen mußte man ihnen. Sie liefen in der Not zum großen Bruder. Aber England konnte doch beim besten Willen Frankreich keine deutschfeindlichen Ratschläge erteilen und französische Privatinteressen wahrnehmen, die es selber nicht begriffen hatte! M. a. W. Frankreich merkte an der geschilderten Wirkung seines Zurückzuckens, daß der allzu starke Verlaß auf England seinen Interessen, nämlich der friedlichen, befriedigenden und endgültigen Lösung in Marokko direkt schädlich sei. Es entdeckte zugleich auch erst, was es anfangs nur instinktiv gefühlt haben mag, daß diese Verständigung ein positives Gut von unschätzbarem Wert für seine Zukunft ist. Also ganz einfach: es entdeckte, daß es in der Situation sei, in die Kiderlen es hatte hineinbringen wollen.

Sofort wurde abgeblasen auf allen Seiten. Ruhige Auffassung stand plötzlich wieder über den Pariser Depeschen. Nicht französischer sein wollen als die Franzosen, mahnten die offiziösen Engländer. In aller Form wurde bestätigt, daß keine englische Intervention vor der Tür stehe, und daß überhaupt nichts geschehen sei und geschehen werde, was den ruhigen Fortgang der Verhandlungen hindern könnte. Haben wir immer gesagt, meinten die Berliner mit Gemütsruhe. Der erste Gang war beendet.

Welches aber war die Zauberformel, die das zu Wege gebracht hat? Was war das für eine Parade, die dem wüsten Ansturm der überhitzten Gemüter kaltlächelnd standhielt und sich zugleich in einen Ausfall gegen die empfindlichste Stelle des Gegners wandelte? Sie bestand in den schlichten, biederen Worten: Gut, Freunde, wenn ihr nicht möget, lassen wir das Ganze. Ihr geht aus Marokko wieder heraus, zusammen mit uns. Nichts einfacher als das. Man muß die französische Seele kennen, um zu verstehen, wie innig sie schon mit dem Gedanken des marokkanischen Vollbesitzes verwoben ist, und daß eine Möglichkeit wie die genannte sie wie ein Peitschenschlag trifft. Denn das ist ja das Fatale, daß durch das Eingehen auf die deutsche „Geste“, die zur Verhandlung lud, daß also die Tatsache der Verhandlungen für sich allein bereits die Berechtigung der Intervention von Agadir anerkannt hat! Das ist nicht mehr zurückzunehmen. Sonst hätte man gleich protestieren müssen, was man wohlweislich unterließ. Nachdem man aber damit sich gebunden hat, ist keine Möglichkeit, außer daß man sich vereinigt, oder daß man beiderseits das Lokal räumt. Eine Zwickmühle sozusagen. Angesichts der Möglichkeit eines traurigen Auszuges aus dem geliebten Land des Scherifen verfliegen selbst die heißesten Ententegefühle. Und so ist denn bereits das Wort vom „englischen Hindernis“ einer deutsch-französischen Verständigung in den amtlichen Sprachschatz übergegangen. Und das in dem Moment, da der erste Gang der Mensur seinen kritischen Kulminationspunkt erlebte und unser Gegner zurückwich in der Erkenntnis, das erste Mal eine verfehlte Taktik gewählt zu haben. England wird sich künftig mehr als bisher zurückhalten in seinen Begleitreden. Es hat jetzt selber den Franzosen attestieren müssen, daß eine Verständigung mit uns möglich und dringend erwünscht sei. Es hat zwar in bezug auf Marokko gewisse und nicht gerade freundliche Vorhalte

Digitized by Google

gemacht, die nicht ganz in Einklang stehen mit seinem „désinteressement“ von 1904. Aber diese Unklarheiten, diese „starrenden Schwierigkeiten“ sind zunächst außer Anschlag und Berechnung. Heute lautet unsere Frage: Entweder ihr verständigt euch mit uns oder ihr geht aus Marokko heraus. Dieses „Oder“ ist das Geheimnis unsrer Stärke. Und wenn wir auch weit entfernt sind von optimistischen Voreiligkeiten — denn die weiteren Gänge der Mensur werden schwieriger sein, als der erste —, so dürfen wir doch hoffen, auch fernerhin unsern Mann zu „stehen“, wenn wir nur mit kaltem Blut und sicherer Hand ohne Wanken uns mit der Parade des „Oder“ decken, um in dem „Entweder“ zu siegen. Der Anfang war kein schlechtes Omen.

Deutsche und französische Arbeiter.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Am 23. Juli trafen 35 französische Arbeitervertreter in Berlin ein, um die Einrichtungen der deutschen Gewerkschaften kennen zu lernen, deren Generalkommission sie eingeladen hatte. Dieser Besuch hat eine wenig bekannte Vorgeschichte, die auf die Unterschiede und Gegensätze zwischen deutschen und französischen Arbeitern grelle Schlaglichter wirft. Seit 1901 halten die Generalsekretäre der Gewerkschaften verschiedener Länder in regelmäßigen Zwischenräumen internationale Konferenzen ab. Eine solche tagte 1905 in Amsterdam, und dieser blieben die Franzosen absichtlich fern, weil, wie es in dem Protokoll heißt, ihr Vorschlag, die Fragen des Generalstreiks von acht Stunden und des Antimilitarismus auf die Tagesordnung zu setzen, abgelehnt worden war. Dasselbe wiederholte sich 1907 bei der Konferenz in Christiania; die Franzosen erneuerten ihren Vorschlag, wurden zurückgewiesen und blieben zu Hause. Die Konferenz begründete ihre ablehnende Haltung damit, daß es sich bei diesen Fragen um theoretische Probleme handle, die die allgemeinen Interessen der gewerkschaftlichen Bewegung nicht berührten. Um aber diese Angelegenheit ein für allemal zu erledigen, beschlossen die Sekretäre, in Paris eine neue Konferenz abzuhalten. Auf dieser kam es anfangs zu einer Versöhnung. Die Franzosen verzichteten darauf, ihre alten Anträge wieder einzubringen, holten sich aber eine neue Niederlage durch ihren Vorschlag, internationale Arbeiterkongresse zu veranstalten. Sie mußten wegen der feindseligen Haltung der Versammlung, bei der die Deutschen das treibende Element waren, auch diesen Antrag zurückziehen. Es ergab sich hieraus aber eine gewisse Erkaltung in den Beziehungen zwischen den französischen und deutschen Gewerkschaften. Man fing an, sich gegenseitig Nadelstiche zu versetzen. Die Deutschen erklärten, die Franzosen seien nichts als Prahler, die für die Arbeiter noch keine praktischen Vorteile erreicht hätten; Griffuhes antwortete darauf, die deutschen Gewerkschaften seien zu nichts gut, als Papier zu verschmieren und dann zusammenzuhäufen (n'étaient bons qu'à amasser de la paperasses). Auf dem Kongreß der Confédération général du Travail im letzten Oktober lud nun Herr Sassenbach als Vertreter der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften die französischen Syndikalisten zu einem Besuch ein. „Wir werden“, sagte er, „versuchen, euch von den Vorzügen unsrer gewerkschaftlichen Einrichtungen zu überzeugen. Die französischen Arbeiter werden dann erfahren, daß ihre deutschen Kameraden sich mit Erfolg viel Mühe gegeben haben, das Los des Arbeiters zu verbessern. Wenn die deutschen Gewerkschaften zwei Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen um sich gruppiert haben, so beweist das, daß sie mehr können als amasser de paperasse.“ Die Einladung wurde angenommen, und darum sind jetzt 35 C.-G.-Tisten in Berlin erschienen.

Prüft man nun die Ansprachen, mit denen sich die deutschen und französischen Gewerkschaftler nach Ankunft der letzteren in Berlin begrüßten, so fällt daran sofort auf, daß auf beiden Seiten noch ebenso wenig Neigung besteht wie je, die Kluft, die sie trennt, zu überbrücken. Mit merkwürdiger Deutlichkeit zog der Vorsitzende der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften noch einmal einen dicken Trennungsstrich zwischen deutschen und französischen Arbeitern. Er sagte u. a.: „Wir verstehen es bei dem Temperament der französischen Genossen, daß es schwierig ist, große geschlossene Organisationen zu schaffen. Auch die revolutionäre Vergangenheit gibt der Bewegung in Frankreich einen ganz andern Charakter. Aber es hat mich doch verblüfft, daß ich auf dem Stuttgarter Kongreß einen Vertreter der französischen Gewerkschaften sagen hörte: wir legen nicht den entscheidenden Wert auf die Organisation, sondern wir vertrauen darauf, daß der Elan der französischen Arbeiter in sozialrevolutionären Zeiten das Entscheidende im sozialen Kampfe sein wird. Das Proletariat Deutschlands hat eine andre Auffassung von der kommenden Revolution. Es glaubt nicht, daß durch Putsche oder durch gelegentliche Demonstrationen etwas zu erreichen ist, sondern daß es sich durch Organisation für die kommende Revolution vorzubereiten hat. Die gewerkschaftlichen Organisationen sind ein Mittel, um den herrschenden Klassen ein Paroli bieten zu können. Erst nach Schaffung der Organisation haben wir die Streiks geführt, genau so wie der Kampf auf politischem Gebiet nicht mit regellosen Demonstrationen für eine andre Gestaltung der Gesellschaft begann. Sowohl auf gewerkschaftlichem wie auf politischem Gebiet war die Arbeiterschaft

Digitized by Google

bestrebt, durch Organisationen Schritt für Schritt vorwärts zu kommen.“ In der Antwort hierauf seitens Yvetots von der Confédération générale du travail heißt es: „Die Einrichtungen der deutschen Gewerkschaften haben uns mit innerer Bewegung und Bewunderung erfüllt. Die französischen Gewerkschaften können sich nicht gleicher Stärke und gleich gefüllter Kassen rühmen. Aber sie haben auf ihrer Seite die Aktion, die Leidenschaft, die Hingebung, und glauben, daß sie mit diesen Mitteln dasselbe erreichen werden wie die deutschen Gewerkschaften.“

Nach diesen Bekenntnissen liegt der Unterschied zwischen deutschen und französischen Arbeitern hauptsächlich darin, daß die Deutschen mehr auf ihre Tugend zähen Ausharrens, die französischen mehr auf ihre impulsive Entschlußkraft angewiesen sind. Die Franzosen sind Menschen, „bei denen plötzlich ein heißer Strom der Begeisterung das ganze Innere durchflutet, deren Wesen von plötzlichen Wirkungen beherrscht und zu raschen Taten fortgerissen wird, die „Elan“ haben, aber nur wenig Stetigkeit, Ausdauer, Unverdrossenheit, Schrittvorschritthaftigkeit“ (Sombart). Darum huldigen die französischen Arbeiter der „action directe“, sehen sie im Parlamentarismus nicht viel mehr als eine müßige Spielerei, fühlen sie sich von der marxistischen Lehre, nach der mit der eigentlichen Revolution gewartet werden soll, bis der natürliche Tod der kapitalistischen Gesellschaftsordnung herangenaht ist, gelangweilt, und möchten ihr vielmehr durch „Sabotage“ und Generalstreik je eher je lieber vorzeitig den Garaus machen.

Man würde sich nun bei uns einer unter Umständen verhängnisvollen Täuschung hingeben, wenn man aus der geringschätzigen Beurteilung, die deutsche Gewerkschaftler vorläufig der Taktik ihrer französischen Genossen zuteil werden lassen, schließen wollte, der revolutionäre Syndikalismus werde in Deutschland nie Schule machen. Die deutschen Sozialdemokraten haben schließlich auch Temperament, sie halten es nur zurück, weil sie fähig sind, dem psychologischen Moment, der ihnen einst für einen Generalstreik geeignet erscheinen mag, entgegenzuharren. Sie hatten übrigens nie mehr Grund, sich in Geduld zu fassen und der Außenwelt ein friedliches Gesicht zu zeigen als jetzt, wo infolge des Scheiterns der Bülowschen Blockpolitik die Aussicht winkt, einen Teil des Bürgertums gegen den andern ausspielen zu können. Man kann daher aus der Rede Legiens bei Begrüßung der französischen Gäste leicht eine gewisse Besorgnis heraushören, das Techtelmechtel mit den C.G.Tisten möchte die deutsche Sozialdemokratie vor der Öffentlichkeit kompromittieren. Darum hob er so nachdrücklich hervor, das deutsche Proletariat glaube nicht, daß durch Putsche oder gelegentliche Demonstrationen etwas zu erreichen sei, was doch den französischen Syndikalisten recht unhöflich, ja grob in die Ohren klingen mußte. Die deutschen Sozialdemokraten verdenken es den revolutionären Syndikalisten, daß diese ihnen das Konzept verderben, indem sie vorzeitig die Karten der revolutionären Methode des internationalen Sozialismus aufdecken. Die Gefahr liegt vor, daß durch die ansteckende Wirkung der Unrast des französischen Proletariats die Arbeiterorganisationen andrer Länder dazu gereizt werden möchten, zu früh loszuschlagen. Um das zu verhindern, lud man die Herren von der C.G.T. ein, um sie durch einen gründlichen Anschauungsunterricht zur Taktik der deutschen Gewerkschaften zu bekehren. Es ist wenig wahrscheinlich, daß sie damit den geringsten praktischen Erfolg erzielt haben.

Über die Zukunft Marokkos.

Von Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde).

II.

Daß die Besetzung Marokkos durch die Franzosen mehr eine pénétration pacifique werde, als eine conquête, wie die Algiers gewesen ist, das liegt aber an dem Umschwunge der Verhältnisse und der Ideen seit 1830; denn einerseits sind seit 1830 mehr Völker auf den Weltmarkt getreten, auch haben die Bedürfnisse der Völker sich gemehrt, anderseits haben die Ideen über den ungehinderten Verkehr der Völker sich an diesen Bedürfnissen gleichsam geweitet, so daß man zugibt, ja festsetzt, daß Alle überallhin Handel treiben dürfen oder Allen überallhin die „Tür offensteht“. Man denke einmal vergleichend an den Kampf der Holländer um das mare liberum ehemals und an die friedliche Formel aller zivilisierten Völker um die janua non clausa oder aperta jetzt! In der Akte von Algeciras ist dies ja völkerrechtlich festgelegt.

Nur freilich — die Akte von Algeciras ist eine Formel, die wie andre Formeln gerade bis zum Zeitpunkte ihrer Entstehung reicht, die zukünftigen Ereignisse jedoch nicht wörtlich, sondern allenfalls sinngemäß oder mit Wahrscheinlichkeit umfaßt. Das Buchstäbliche aber oder das Dogmenhafte ist das Bequeme, ist das, was der Eigensinn und die Beschränktheit verstehen. Nun aber sind die Dinge, die man mit Formeln zu beherrschen sucht, nie ruhig, fließen beständig, ja wachsen und haben allerlei von niemandem vorhergesehene Nebenwirkungen. Darum stellen sie immer und immer wieder dem armen Zauberlehrling, Mensch genannt, die Aufgabe quantitativer Begrenzung oder Abmessung der Interessen. Es ist darum die Besetzung Marokkos oder seine Angliederung an die Kulturwelt komplizierter geworden, als die Besetzung Algiers war; diese konnte eine einfache Eroberung sein, sowohl nach der historischen Lage

Digitized by Google

der Staaten als nach den Ideen der Zeitgenossen, während jene nur eine pénétration pacifique sein darf durch eine Kulturmacht im Auftrage Europas oder vielleicht unter dem Schutze einer internationalen Polizeitruppe, wie ähnlich nach China gesandt war.

Das ist ja auch der Sinn und Zweck, der in der Algeciras-Akte ausgesprochen ist! Freilich — und da ist immer wieder die Methode, neuen Most in alte Schläuche zu füllen, hinderlich, denn es gibt nicht viele, die ihre alte Haut abstreifen, und den Gedanken der pénétration pacifique erfassen können, sondern in der rückständigen Methode gradezu Eroberung vorziehen. Für die Franzosen als Nachbarn Marokkos ist das besonders schwer, aus jener alten Haut herauszukommen, denn beide Methoden liegen einander zu nahe, ja gehen ineinander über, so daß eine unanfechtbare quantitative Abmessung sehr schwierig ist, zumal nach dem Urteile der Neidischen. Wenn z. B. der französische Minister des Äußern, Herr Cruppi, am 14. Juni im Senate erklärt: „Niemals war eine militärische Intervention Frankreichs edler, humaner, zivilisatorischer als die jetzige Expedition. Wir sind mit Billigung der ganzen zivilisierten Welt (?) nach Fez gegangen, begleitet von den beständigen Sympathien unsrer englischen Freunde ....", „Frankreich wird sein Wort halten und die Unverletzlichkeit Marokkos respektieren ...", so wird gegen die leider auch bei uns verbreitete, hämische Gesinnung, welche der latente Krieg der europäischen Staaten den Völkern eingeimpft hat, keiner wagen dürfen, dies für ehrlich gemeint zu erklären, ebensowenig wie etwa die edelmütige Anrede des Deutschen Kaisers an die Franzosen: „Soyons amis!"

Gerade in Deutschland gibt es leider der Neider viel, die in dieser Erklärung Cruppis nur Heuchelei sehen, ohne zu bedenken, daß, wenn Herr Cruppi etwa fest zugreifen müßte, die Macht der Verhältnisse tatsächlich stärker sein kann, als der Wille jetzt; denn es kann kommen, daß die Franzosen aus der pénétration pacifique eine conquête machen müssen, weil die Marokkaner das pacifique so wenig wollen, wie die conquête. Man setze den Fall, daß die kleine nationale Partei in Mexiko wie die Italia irredenta selbst die pénétration pacifique als eine Beschränkung der Selbständigkeit ablehnt, ja sich mit Waffen widersetzt, soll dann etwa Frankreich zurückweichen und Marokko der Anarchie, die kommen wird, überlassen?

Deutschland, so sagt man oft, liegt in einer Mitte! Das ist aber nicht bloß für Zeiten eines offenen Krieges, auch des latenten gegenwärtigen, seine Schwäche überhaupt, sondern auch für sein Verhältnis in Fällen wie der marokkanische im besondern. Man stelle sich die Sache in konzentrischen Kreisen dar: Deutschland in der Mitte, im nächsten konzentrischen Kreise, z. B. Frankreich und Österreich, im zweiten England, Spanien, Algier, im dritten endlich Portugal und Marokko. Da ist der Einfluß Deutschlands auf Marokko sehr gering, zumal dieser Einfluß erst über Frankreich und Spanien hinweg, allenfalls um beide herum, geübt werden kann. Und dieser Einfluß um Frankreich, Spanien und Portugal herum geht über das Meer!

Man redet viel — es ist eine Art Krankheit des Intellekts — von der völkerverbindenden Eigenschaft der Meere, allein mit mehr Übertreibung als Maß, denn man vergißt, welche Unkosten eine Seefahrt macht. Ob die deutschen Handelsinteressen in Marokko wirklich mehr als einen Schutzpanzerkreuzer, etwa einen Krieg zu Lande und zu Wasser, wert sind? Bismarck hat oft gesagt, daß das bißchen Rumänien für uns nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert seien. Und doch — Rumänien ist vor 50 Jahren für uns wirklich mehr wert gewesen, als jetzt Marokko; auch hat Bismarck auf dem Kongreß zu Berlin (1878) wohl den Wert Rumäniens für uns festgelegt, denn durch das selbständige Rumänien ist Rußland von seinem seinerzeit für uns gefährlichen Umgehungszuge nach Konstantinopel abgedrängt worden. Daß Frankreich über Marokko uns etwa umgehen könnte, wie Rußland uns über Rumänien (man denke hier an Friedrich Wilhelms IV. Verhalten gegen Nikolaus I., als dieser 1854 Truppen in die Moldau hatte einziehen lassen!), das brauchen wir wohl nicht zu fürchten.

„Aber daß Frankreich in Marokko einmal eine Armee bilden kann, die es, wie 1870 die Turkos, in einem Kriege gegen uns verwenden kann, das mußten wir fürchten," höre ich jemanden erwidern. Ja — möglich ist das, aber recht unwahrscheinlich, um so unwahrscheinlicher, je später es geschehen könnte, auch liegt Marokko für Truppentransporte nach Toulon oder Cherburg etwas weit ab. Das können wir ruhig abwarten.

Übrigens — welchen Anspruch auf ein Stück Marokko hat Deutschland eigentlich? Ein Schriftsteller hat wohl gesagt: „Ja — als größte Militärmacht hat es einen Anspruch." Das ist doch aber ein sehr vager Anspruch, auch sehr rückständig, denn er stammt doch nur aus dem Vorurteil, daß dem Starken alles gebühre. „Ich bin groß und du bist klein", sagt der Habicht zum Sperling. Außerdem ist Deutschland gar keine Militärmacht, gar kein Miltärstaat, trotz des Scheines. Daß Deutschland ein großes Heer der Übung und Erziehung wegen hat, daß es sich mit 2—3 Millionen in einem Kriege verteidigen kann, das macht es doch nicht zur Militärmacht, wie sie der alte Fritz gehabt hat, zumal es nach seiner Verfassung einen Angriffskrieg kaum führen kann. Zu welchen geradezu lächerlichen Wünschen diese Gesinnung verleitet, zeigt folgender Satz eines Herrn L.: „Wenn die Aufteilung Marokkos nun doch einmal ihren An-

Digitized by Google

fang genommen hat, so wollen wir nicht wie artige (sic!) Knaben bei der Kuchenverteilung bescheiden im Hintergrunde stehen bleiben. Wir begehren das uns gebührende Stück, nicht Krumen, die von Frankreichs Tische fallen, sondern einen der Machtstellung Deutschlands angemessenen Teil." Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß ich mich schämen würde, diesen Satz geschrieben zu haben.

Was will denn Herr L.? Er will erobern, d. h. ein Volk untertänig machen. Ob das unter den gegebenen Schwierigkeiten gelingen wird? Bei Elsaß-Lothringen ist es schon nicht recht gelungen, denn man hat ihm eine Verfassung mit einem recht modernen Wahlgesetz geben müssen. Wenn die Handelsinteressen, zumal der Schutz der deutschen Landsleute, wohl einen Schutz-Panzerkreuzer wert sind, so ist ein Stück Marokko noch lange keinen Krieg wert, ja nicht einmal die Mobilisierung eines Armeekorps; noch weniger wert ist das Prestige etwa, das wir erwerben könnten, zumal das Streben nach Prestige nur einer Erregung des Gefühls, nicht der Schätzung des Verstandes entstammt, nur Gefühlspolitik, nicht Realpolitik, überhaupt kein Lebensinteresse ist.

Einen Grund für Ansprüche auf Land könnte man wohl darin finden, daß Deutschland Menschen abgeben kann, ja muß, denn das deutsche Volk ist eine rechte puerpera perpetua, eine ewige Kindbetterin. Allein es ist die Frage, ob andre Völker diese Tatsache als Grund anerkennen werden, ja ob man ihn überhaupt geltend machen darf? Die Natur erzeugt viele Wesen, hat aber nicht Vorräte genug, alle satt zu machen oder gar groß werden zu lassen. Ob es darum für Völker ein Vorrecht auf unbegrenzte oder maßlose Vermehrung gibt? In dieser Hinsicht kann jede Nation der andern zumuten, die Fruchtbarkeit zu beschränken, statt zu steigern oder nur gehen zu lassen.

Mit der Gewalttheorie wird darum sich wenig ausrichten lassen. Man versuche es darum weiter durch die Friedenstheorie oder die pénétration pacifique mit der terra licita oder offenen Tür, wie in der Algeciras-Akte die Staaten Europas in allgemeinem Konsensus festgesetzt haben. Die offene Tür ist das Losungswort in Zukunft für den Verkehr, in dessen Zeichen wir stehen.

Bei Gustave Flaubert.

Von **Adalbert Luntowski** (Rouen).

II.

Auf den ersten Blättern von „Madame Bovary" gibt es ein wunderbares Bild, wie der kleine Charles am Fenster seines Zimmers oben im vierten Stock sitzt: „An schönen Sommerabenden, wenn die engen Straßen weiter werden und die Kinder vor den Haustüren Ball spielen, setzte [illegible] ans offene Fenster. Der kleine Fluß, welcher [illegible] diesem Teil von Rouen etwas wie ein [illegible] Venedig macht, plätscherte tief unter ihm, zwi[illegible] den vielen Brückchen und Gittern bald gelb, [illegible] blau und violett in die laue Luft leuchtend. [illegible] Ufer hockten müde Arbeiter und wuschen ihre [illegible] und Hände in seinem Wasser. Oben aus [illegible] Dachspeichern ragten Stangen hervor, über wel[illegible] feuchte Baumwolltücher zum Trocknen gehä[illegible] waren. Und über die Dächer der gegenüb[illegible] liegenden Häuser weg der weite Himmel mit [illegible] sinkenden Sonne. O wie mußte es schön dort se[illegible] wo sie niederging. Und als ob er dort wä[illegible] ließ er seine Lunge die köstlichen Düfte des Ack[illegible] feldes atmen, welche nicht bis zu ihm kommen konnten."

Ich bin durch diese sonderbare Gasse (l'eau de Robec) gegangen und habe Flaubert für den vollkommensten Naturalisten gehalten. Aber es war anders, als wenn ich durch Zolas Gassen in Paris wanderte. Und wie die Dinge, so auch die Menschen bei Jedem verschieden. Flaubert mischt ein Edelmetall in seine Bronze, welches Zola fehlt. Er hat den Romantiker in sich doch zu sehr geliebt. Er kann seine Schönheit nicht totopfern. So läßt er sie wie eine alles vergoldende Sonne in breitem Strahlenlicht über die Werke Gustave Flauberts leuchten, des rastlosen Arbeiters, welcher in allem, ob groß oder klein, ewig oder vergänglich, nur nach Wahrheit forscht und im Fieber unbefriedigten Wollens danach strebt, daß seine Werke wie die Wirklichkeit gefühlt werden mögen. Aber was ist der schönste Schmuck, wenn der Mensch nicht da ist, welcher sich mit ihm schmücken will. Zwar nach jedem seiner modernen Romane flüchtet er ins Land der Romantiker und sucht in Mythologie oder Geschichte nach einem Stoff, in den er leuchtende prunkvolle Szenen schauen kann. Am Ende seines Lebens beschäftigten ihn zwei vollständig entgegengesetzte Entwürfe, „Un ménage parisien" und ein symbolisches Heldenepos „un récit des Thermopyles". Seine Gerechtigkeit hätte ihn, wenn sein Leben nicht so plötzlich abgeschnitten worden wäre, ganz in den modernen Wirklichkeitsroman geführt. Denn die Wirklichkeit war der für den Schmuck des Romantikers notwendige Mensch. Diesen Menschen immer wahrer und würdiger für seinen edlen Schmuck zu machen, das ist die Lebensarbeit des Einsiedlers von Croisset. Und es ist ihm so vollkommen gelungen, daß dieser Mensch dasteht wie ein herrlich gelungenes Bronzebild, von welchem du nicht zu sagen vermagst, durch welche Metalle sein Guß so schön wurde.

Es ist die durch Arbeit in Form gezwungene weitweg schweifende Romantik, wenn er bemüht ist, aus seinen Personen Typen zu machen dadurch, daß er viele Menschen derselben oder verwandten Wesensart in einen Menschen zusammen-

Digitized by Google

zwingt. „Meine arme Bovary leidet und weint zu dieser Stunde jetzt in zwanzig Dörfern Frankreichs.“ Und ebenso fruchtbar gemachte Romantik ist seine peinlich genaue, ausgedehnte, wissenschaftliche Vorarbeit für jeden Roman, ob er modern oder romantisch ist. Erinnern wir uns, was er an George Sand schrieb: „Ich glaube, die große Kunst muß wissenschaftlich sein.“ Für „Bouvard et Pécuchet“ hat er mehr als 500 Bücher gelesen, und sein Aktenstoß dazu hatte acht Zoll Höhe (Corr. IV, 359). Er verbringt einen ganzen Nachmittag auf freiem Felde, um es durch farbige Gläser zu betrachten, damit auch das kleinste Gleichnis und Bild für „Madame Bovary“ nichts Unwahres enthält (Corr. II, 102). Wochenlang steht ein ausgestopfter Papagei auf seinem Schreibtisch; er will nach der Natur malen (IV, 241). Und wie unantastbar wirklich auch „Salammbô“ fundamentiert ist, beweist seine Kontroverse über diesen Roman mit einem deutschen Gelehrten. Sein Wissen war erstaunlich. Es wird erzählt, daß Renan eines Tages in Verlegenheit war mit einem wirren arabischen Text. Auch die kriegsgeübtesten Orientalisten konnten ihm nicht helfen. Wochenlang durchsucht er die Bibliotheken nach Antwort. Da kommt ihm plötzlich ein Gedanke: „Ach! ich habe noch eine letzte Quelle. Wenn ich zu Flaubert gehe? Er muß die Sache wissen.“ Und Flaubert wußte die Sache.

Man verkennt Flauberts riesenhafte Arbeitsstruktur, wenn man seine Mühe um die plastische Schönheit des Stils nur ebenso l'art-pour-l'art nennt, wie die Miniaturarbeiten der modernen Romantiker. Victor Hugo schrieb im Andenken an seinen toten Freund: „Die Menschheit besteht aus zwei großen Arten: die guten Menschen und diejenigen, welche es nicht sind. Ich will nicht sagen die schlechten Menschen. Flaubert gehörte zu denen, welche gut sind, und mit dieser großen Güte vereinigte er ein großes Talent.“ Wohl sucht Flaubert vor allem das Schöne, und er träumt von einer letzten Künstlermacht, welche ein Buch schreiben könne „sans sujet, qui réalise l'idéal perfection par la vertu de la forme, indépendamment de ce qu'il pourrait dire.“ Aber es gibt für ihn nicht schöne Worte und schöne Satzformen ohne schöne Gedanken. Seine Kunst will Menschenherzen begeistern. Das vermag nur der schöne Gedanke. Und der rechte Künstler wird immer nur schöne, d. h. gute Gedanken haben. Der rechte Künstler kann nicht schlecht (méchant) sein. „L'art doit être bonhomme.“ „Die Moral ist ein Teil der Ästhetik; die Moral ist die Grundbedingung der Ästhetik.“ Der Gedanke wird nicht schön sein, wenn er vergeblich nach dem schönen Ausdruck sucht. Dann verwirft er ihn. Dieses Suchen, Wegwerfen und Wiedersuchen schöner Gedanken ist die eigentliche Kunstarbeit Flauberts. Ihm ist der Künstler darum vor allem ein Beobachter. Wer aber gut sehen will, muß gute Augen haben. Wenn sie getrübt sind durch Leidenschaften, durch ein persönliches Interesse, entschlüpft ihnen alles: Dinge, Menschen und Gedanken. Darum seine einsiedlerische Separation von allem, was ihn stört. Darum seine tyrannische Kälte gegen sich; nichts soll in Flaubert sein, was nicht seiner Kunst angehören will. Selbst in den schmerzvollsten Augenblicken seines Lebens steht er ruhig da, wie das schöne Bild im Treppenhaus der Bibliothek in Rouen ihn zeigt, Papier und Feder in den Händen und schreibt Leidenschaft und Schmerz aus den verborgensten Winkeln der Seele weg. Nicht nur die romantische Verführung in seiner Seele muß er bekämpfen, sondern auch, was jetzt in dieser fröhlichen Gesellschaft, in dieser schönen Landschaft auch ihn zur Fröhlichkeit verführen und von dem wegbringen könnte, was er in Gedanken für sein Werk arbeitet. Als er während einer Reise in Ägypten die Seiten „au bord de la cange“ schreibt, ist sein Herz nicht in den schönen Landschaften des Stils, sondern hier in diesem Landhaus am Ufer der Seine. Verloren geht auch die Schönheit jener ägyptischen Landschaften nicht, sie wird ein neues Metall für die kostbare Mischung in seiner Seele. Sie wird zum schönen Bild zusammenfließen erst dann, wenn der rechte Gedanke seine Schönheit mit ihrer Schönheit vermählen will. Wohl kannst du an der Bronze dieses Bildes die Metalle ihrer Mischung nicht mehr erkennen; aber du fühlst hier und da, welche Arbeit dieses Bild gekostet hat. Flauberts Stil ist manchmal zu hart und nicht geschmeidig und weltmännisch-höflich genug, um die Mühen, welche seine Arbeit gekostet hat, ganz zu verbergen. Aber wie man seinen abenteuerlichen Kopf lieb haben muß, welcher offen ausspricht, was die Gedanken in ihm denken, so liebt man seinen Stil gerade um der Spuren willen, welche an manchen heißen Arbeitstag seines Schöpfers erinnern.

Flaubert dachte ernstlich, daß ein Künstler nicht das Recht hat, zu leben wie die andern Menschen. Nicht so ziellos, zwecklos, ordnungslos und verschwenderisch. Er will arbeiten. Darum muß jeder Tag regelmäßig eingeteilt werden. Dieses Landhaus war in früheren Zeiten ein Sommerhaus der Mönche von St. Ouen. Und der Mann im langen braunen Überrock mit dem schwarzseidenen Priesterkäppchen auf dem Kopf, der hier im Garten geht, in Gedanken versunken — jetzt bleibt er plötzlich stehen, kreuzt seine Arme, hebt den Kopf, reckt die Brust vor, seine Augen suchen etwas in dem blauen Luftraum über den Bäumen —, hat er nicht selbst Ähnlichkeit mit einem Einsiedler von Port Royal? Am Morgen ist es verboten, im Hause das geringste Geräusch zu machen. Um 10 Uhr ertönt eine Glocke. Und erst jetzt scheint alles zu erwachen. Der Diener bringt die Briefe und Zeitungen, ein großes Glas mit frischem Wasser und eine ge-

Digitized by Google

stopfte Pfeife. Dann öffnet er die Fenster, daß Morgensonne und Morgenlicht in das Zimmer strömt. Flaubert sieht die Adressen durch, öffnet einige Briefe, zündet die Pfeife an. Bald tritt auch seine Mutter ins Zimmer, setzt sich an das Bett des Sohnes und plaudert mit ihm über die Briefe. Während des Ankleidens geht er öfter an den Tisch, um die Stelle seines Werkes, welche seine Gedanken eben beschäftigt, noch einmal auf ihre Reinheit zu prüfen. Zum Frühstück um 11 Uhr ißt er wenig, eine Frucht, etwas Gemüse und Käse. Nach dem Frühstück geht er in den Garten. Hier ist sein liebster Weg unter diesen hohen dichtgedrängten Linden, deren Stämme gerade emporstreben wie eine Mauer. Dort durch die Zweige schimmert das ruhigfließende Wasser der Seine. Ein großes Seeschiff wird nach Rouen zu in den Hafen geschleppt. Wie es langsam durch das Wasser rauscht, träumt man von fernen Ländern und fremden Völkern. Gegen 1 Uhr ertönt ein scharfer Pfiff vom Wasser her — „la vapeur“ wie die Landleute hier sagen —, der Dampfer von Rouen nach La Bouille. „Allons, viens à la leçon, mon Caro.“ Flaubert und seine Nichte sitzen im weiten Arbeitszimmer. Alte Geschichte, Pelopidas und Epaminondas. „Du hast vergessen? Ich will es dir noch einmal erzählen.“ Nach der Stunde setzt er sich in den hohen Eichenstuhl an den runden Tisch und arbeitet bis 7 Uhr abends. Nach dem Diner plaudert er mit seiner Mutter und Caro auf dem Balkon vor dem kleinen Gartenhaus. Er war ein prächtiger Erzähler. Seine Worte waren warm und lebhaft, seine Sätze wie schöne Landschaften. Allmählich kommt die Nacht. Die letzten Menschen sind vorübergegangen. Am andern Ufer bewegt sich ein schwarzes Schattengespenst, ein Pferd zieht ein Boot durchs Wasser. Die Wolken am Himmel zerteilen sich, und der Mond wirft seine tausend silbernen Lichtflitter auf den Fluß, auf den Sand am Wege und die Fliesen unter unsern Füßen. Zwei, drei Barken rudern leise vom Ufer ab, das sind die Fischer, welche die Aalreusen ins Wasser lassen. „Es ist wohl Zeit, nach Bovary zu gehen.“ Und wenn alles in Croisset schläft, nur der Wind noch durch die Bäume rauscht, dann sind die heiligsten Stunden der Arbeit gekommen. Bald schreibt er lange Viertelstunden ohne Unterbrechung, schnell, hastig, fieberhaft, mit der freien Hand nervös die Luft greifend, als könnten die Worte ihm entfliehen. Der köstliche Augenblick der Bewegung rast wie ein Entzücken durch den ganzen Mann. Gestern und schon Tage vorher hat er nichts finden können, nicht ein Wort, nicht einen Gedanken. Ja, er hat erkennen müssen, daß von allem, was so qualvoll zusammengerungen wurde, oft viele Seiten lang nicht ein Wort stehen bleiben durfte. Das wirft eine finstere, traurige Verzweiflung in seine Seele. Dann sitzt er unbeweglich, zusammengesunken, die Augen fest in das Papier gebohrt. Stundenlang kann ihn ein häßlicher Vokalklang, eine unangenehme Wiederholung aufhalten. Stundenlang kann er ein flüchtiges Adjektiv verfolgen. Er packt die beiden Arme seines Lehnstuhls, wie um dem Körper das Gleichgewicht zu halten im tobenden Kampf der Worte und Gedanken. Plötzlich stammelt er Silben durch den stillen Raum, ein Wort, einen ganzen Satz, er tritt ans Fenster, immer sprechend, er geht langsam durch das Zimmer, mit leisem Singen streicht er liebevoll über die neugeborene Schönheit und schreibt sie, zufrieden und glücklich, an ihren rechten Platz; Tränen der Freude dringen ihm in die Augen: „J'ai été obligé de me lever pour aller chercher mon mouchoir de poche“. Und er wird Caro die Stelle vorlesen: „Pas mal ça, hein? c'est un bon lyrisme, je commence à comprendre l'art“. Wenn das Kapitel heute fertig wird, oder ein größerer Abschnitt befriedigt ihn, dann ist morgen ein Ruhetag.

Jeden Sonntag morgen kommt Louis Bouilhet aus Rouen und bleibt bis Montag mittag. Dann werden in der Nacht die Arbeiten der Woche gelesen, und lange Kampfreden über diese und jene Stelle klingen durch den stillen Garten. Seine Freunde sind die ersten Menschen, welche die Früchte seiner einsamen Arbeit mitgenießen sollen. Und niemand hat so Freund sein können wie Flaubert. Wenn die Arbeit fertig ist, dann will er nicht mehr einsam sein, dann möchte er Menschen haben, mit denen seine Seele eins sein kann, die auch ihm in Freundschaft entgegenklingen und über des andern Schönheit glücklicher als über ihre eigene sind. Dann möchte seine Seele sich wegschenken, dann will sie sich zeigen, was sie ist: die Seele eines Kindes. „Das war ein gutes Wesen“ (c'était un bon être), sagen noch heute die Leute in Croisset. Er konnte es sich niemals verzeihen, wenn er einen Menschen beleidigt hatte. Wie schmerzlich mögen ihn wohl die Worte des Richters an den Verfasser der „Madame Bovary“ getroffen haben: „Je l'accuse, avoir outragé la morale publique et la réligion. C'est la couleur lascive“. Keinen Brief, den man ihm schrieb, warf er weg. Kisten voll davon hat man nach seinem Tode bei ihm gefunden. Und der unbekannteste „Autor“, der ihn um Beurteilung seines „Werkes“ bat, er konnte sicher sein, nach einiger Zeit ein umfangreiches, sorgfältig ausgearbeitetes und motiviertes Urteilsschreiben aus Croisset zu erhalten.

Aber die Freunde sterben oder haben keine Zeit für ihn: „Lieber Freund, ich danke dir für dein Werk. Ich bin vollkommen durch meine Arbeit in Anspruch genommen. Wenn ich nach 8 bis 10 Tagen fertig bin, werde ich es lesen. Ganz der Deine“. Wie, so schrieb ihm ein Freund? Ach, wo waren die romantischen Jahre der Jugendtreue? Auch nach Paris mag er nicht

Digitized by Google

mehr gehen. Die Mutter ist auch gestorben. Caro ist verheiratet. Er ist allein in Croisset mit einem Diener und mit der alten Wärterin seiner Kindheit. Und seine einsame Seele hat noch immer soviel romantische Glut in ihren Tiefen: „Jetzt liebe ich die Natur. Ich sehe den Himmel, die Bäume und das Grün mit einer Freude, wie ich sie niemals daran gefühlt habe. Ich möchte Rind sein, um Gras essen zu können. Gestern nachmittag habe ich einen Spaziergang nach Canteleu gemacht. Das Wetter war so schön. Ich blieb bis nach zehn Uhr im Garten beim Licht des Mondes und der Sterne.“

Ob er gegen das Ende seines Lebens es beklagte, nicht den gewöhnlichen Menschenweg gegangen zu sein? Er hat mit Caro eine ihrer Freundinnen besucht und sie in der Mitte fröhlicher Kinder an der Seite ihres Gatten gesehen. „Sie sind im Wahren“, sagt er auf dem Heimweg nach Croisset. „Ja, ja, Caro, ihr seid im Wahren“, wiederholt er ernst.

Drei Gedichte.

Von **Paul Altheer** (Berlin).

Mädchen.

Ihr müßt wie Rosen sein, an frühen Morgen
in Sonnenküssen jugendschön erglüht.
Und wo ein Garten ist und eine Blüt,
da hält sein Reich ein süßes Glück verborgen.

Wie Märchen, die in langen Winternächten
Urahne leis dem Lauschenden erzählt,
seid ihr vom freundlichsten Geschick erwählt,
ein Blütenkränzlein in den Tag zu flechten.

Ein Festtag wird, wo eure Füße schreiten.
Aus euren Augen grüßt der Erde Glück.
Und lächelnd dank's euch jeder, den ein Stück
ihr liebend durftet durch die Welt geleiten.

Märchenland.

Wo liegt der Träume lichtes Märchenland?
Ich sah in Nächten seine reichen Auen,
sah über Bergen tiefe Himmel blauen
und Silberwellen rauschen an den Strand.

In hohen Hainen, weich wie Harfensang,
erlebte meiner Seele stummes Lauschen
ein flüsternd Raunen und ein heimlich Rauschen,
das fernher, wie aus Ewigkeiten klang.

Wo liegt das Land? Ich will es suchen gehn.
Ich möchte unter seinen frommen Bäumen,
an seinen Ufern stehts ins Blaue träumen
und ewig seine reine Schönheit sehn.

Gefährtin.

Ich kenn dich nicht. Vielleicht gehst du in Gärten,
auf weißbekiesten, sonnetrunknen Wegen,
und wie ein Märchen, wonnesam und leuchtend,
trittst du mir lieblich eines Tags entgegen.

Vielleicht auch mühst du dich im stillen Stübchen
mit matten Fingern und mit müden Blicken
und wirst dem stillen Träumer, wenn er nahet,
mit liebem Lächeln leicht entgegen nicken.

Vielleicht, ein Kind noch, schaukelst du dein Püppchen,
singst Ringelreihn mit fröhlichen Gespielen.
Vielleicht auch stehst du mitten schon in Kämpfen
und ringst wie ich und schaffst dir Schmerz und Schwielen.

Ich kenn dich nicht. Doch such ich dich, Geliebte,
seit meines Lebens letzten Kinderjahren,
und will dich finden und mich dir in Reinheit,
du holde Unbekannte, scheu bewahren.

Die Soldatenbeichte.

Erzählung von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

II.

(Fortsetzung.)

Souqué hatte schon Anfang September in der Grafschaft wieder festen Fuß gefaßt und schritt nun mit unnachsichtlicher Strenge gegen die Desertationen ein. Wer gegriffen wurde, mußte ohne langes Federlesen am Schandpfahl hängen. Aber der wenigsten konnte man habhaft werden.

Da wurden am 4. September durch ein Kommando vom Wernerischen Husarenregiment zwei Deserteure Nentwig und Veith in Scheibau bei Wünschelburg gefangen genommen und nach Glatz eingebracht. Sie waren beide während der Schlacht bei Prag zu den Feinden übergelaufen, hatten sich den ganzen Sommer über auf der Grenze herumgetrieben und sahen nun mit Zittern und Zagen ihrer Verurteilung entgegen. Sie wurden vom Leutnant v. Voigt verhört, wobei der eine Deserteur, und zwar der Nentwig, bekannte, daß ihn ein Glatzer Kaplan, dem er vor dem Ausrücken des Regimentes gebeichtet hatte, zur Desertation verleitet hätte. In dem nächsten Verhör, das er vor dem zweiten Bürgermeister und Inquisitor publicus Christian Josephi zu bestehen hatte, blieb er bei seiner Aussage.

„Kennt Er den Kaplan mit Namen?“ fragte der Bürgermeister.

„Ich glaube, er heißt Pater Andreas“, gab Nentwig zur Antwort. „Er ist ein kleiner, schwäch-

Digitized by Google

licher Mann. Um sieben Uhr in der Frühe bin ich zu ihm in die Pfarrkirche zur Beichte gegangen und habe ihn gefragt, ob ich weglaufen dürfte, wenn es eine Gelegenheit gäbe. Worauf mir der Pater zur Antwort gegeben: es wäre zwar wohl eine schwere Sache, doch hätte es weiter nicht viel auf sich, und mich absolvieret."

„Hat Er gehört, daß der Pater auch zu andern Soldaten also gesprochen hat?" forschte der Bürgermeister weiter.

„Er hat diese Rede auch zu andern Kameraden geführt", bekannte der Deserteur, „so zu dem Johann Weigant, der neben mir gestanden, und noch gar vielen andern, die alle fortgelaufen sind."

Nun wurde der Kaplan Andreas Faulhaber, der mit seinem Bruder Augustin an der Pfarrkirche tätig war, verhaftet und mit dem Nentwig konfrontiert.

„Ist dies der Kaplan, dem Er gebeichtet hat?" fragte der Bürgermeister.

„Er ist es!" erwiderte Nentwig ohne Zögern.

Darauf wurde der Pater gefragt, ob er sich erinnern könnte, diesem Soldaten die Beichte abgenommen zu haben.

„Ich kann mich nicht mehr entsinnen", erwiderte der Pater, „es ist aber möglich, daß er bei mir gewesen, dieweil gar viele Soldaten aus dem Regiment Fouqué zu mir in die Beichte gekommen sind."

„Können Sie sich erinnern, Herr Pater," forschte der Inquisitor weiter, „daß Sie von einem Soldaten wegen des Desertierens befragt worden sind?"

„Ich darf über das, was mir in der Beichte anvertraut worden, nichts aussagen!" sprach Andreas Faulhaber, und der Bürgermeister, der ein guter Katholik war, ließ es vorläufig dabei bewenden.

Im dritten Verhör aber brachte er den Nentwig durch allerhand Kreuzfragen sogar dazu, seine Behauptung, der Pater hätte ihm die Desertation angeraten, zu widerrufen.

So blieb diese Sache auf sich beruhen, bis Fouqué mit seinem Regiment in Glatz eintraf. Er forderte die Akten, überzeugte sich, daß der Inquisitor Josephi nicht der rechte Mann sei, diese Untersuchung zu führen, und setzte ein Kriegsgericht ein, das aus dem Steuereinnehmer und Auditeur Schulz, dem Leutnant v. Pichler, der überdies römisch-katholischer Religion war, dem Artilleriekapitän v. Traubenthal und dem Mineurleutnant v. Chambaud bestand.

Wiederum wurden Nentwig und Faulhaber vorgeführt.

„Will Er nun die Wahrheit bekennen!" herrschte der Auditeur Schulz den Nentwig an. „Nur die Wahrheit hat Er zu sagen, niemandem zu Liebe noch zu Leide. Es geht hier um seinen Kragen, merkt Er das nicht?"

„Ich habe die Wahrheit gesagt", sprach Nentwig beklommen, „ich habe das erste Bekenntnis nur widerrufen, weil ich mich vor dem Pater gefürchtet habe."

„Er hat sich vor dem Pater gar nicht zu fürchten!" schalt ihn der Auditeur. „Den König hat Er zu fürchten und meinethalben auch den Herrgott."

„Der Pater hat mich so sehnlich angesehen", erklärte Nentwig zu seiner Entschuldigung, „und da wollte ich ihn nicht ins Unglück bringen. Ich kann aber nunmehro nichts andres sagen, als daß es die Wahrheit ist, und bleibe dabei und lebe und sterbe darauf."

„Was habt Ihr dazu zu sagen?" fragte der Auditeur den Pater.

„Ich will mich darein schicken, was Gott in seiner Gnade mit mir vorgesehen hat", erwiderte Andreas Faulhaber ergeben und schlug die Augen zur Decke empor. „Denn ich kann nichts aussagen, und das bei meiner priesterlichen Würde, weil es das heilige Sakrament der Beichte angeht."

„Wir sollen wohl einen Märtyrer aus Euch machen?" rief der Auditeur erregt. „Verharrt Ihr bei der Weigerung, so kostet es Euch leichtlich den Hals!"

Aber Andreas Faulhaber blieb bei seiner Verstocktheit, also daß er unverrichteter Sache wieder nach der Bastei neben dem böhmischen Tore gebracht werden mußte.

Das Gericht setzte die Urteilssprechung aus. Der Auditeur Schulz übergab die Akten dem General und schlug ihm vor, die beiden Deserteure mit Gassenlaufen, den Pater aber mit Suspension vom Beichtstuhl und mit Arrest zu bestrafen.

„Sie sind ein viel zu barmherziger Richter!" sprach der General zornig, „hängen soll die Kanaille".

„Meinen Euer Exzellenz damit den Pater?" fragte der Auditeur.

„Zum Teufel, nein! Ich meine den Nentwig!" rief der General erregt. „Lassen wir ihn Spießrutenlaufen, so wird sich in der Folge jeder Ausreißer auf seinen Beichtiger berufen, und am Ende sitzen wir Offiziers ohne Soldaten da. Laß Er mir den Pater herbringen, ich will ihn selber unter vier Augen verhören."

Also mußte Andreas Faulhaber dem gefürchteten General unter die Augen treten.

„Will Er nun bekennen?" herrschte ihn Fouqué eindringlich an. „Sag Er, was Er weiß, denn nur das kann ihn retten."

„Bei meiner Seelen Seelenheil", gab der Pater zur Antwort, „ich darf über die Beichte nicht sprechen."

„Um das Heil seiner Seele handelt es sich hier nicht, sondern um das Heil seines Körpers. Nimmt Er durch das Bekennen der Wahrheit Schaden an seiner Seele, so kann Er sie sich her-

Digitized by Google

nach wieder heil machen lassen. Seine Kirche hat dafür reichlich Mittel. Er ist als Katholik besser dran als jeder Protestant. Will er nun endlich den Mund auftun?"

„Und wenn es Gott der Herr selber von mir verlangte", erwiderte der Pater fest, „ich dürfte ihm von der Beichte doch kein Wörtlein vermelden!"

„Da schlag doch der Teufel drein!" schrie Fouqué wütend. „Wer hat Ihm denn diesen Wahnwitz ins Hirn gepropft?"

„Die Kirche gebietet es mir!"

„Hier gilt des Königs Gesetz!" rief Fouqué, rot vor Zorn. „Er hat dem König Treue geschworen!"

„Vor dem Eide, den ich dem Könige geschworen habe, steht mein priesterlich Gelübde", rechtfertigte sich der Pater bescheiden, „und die Würde meines Kleides."

„So werde ich Ihm das Kleid ausziehen lassen!" drohte der General.

„Das priesterliche Kleid meiner Seele kann mir niemand ausziehen noch rauben. Ich selbst kann es nicht ablegen, wenn ich es auch wollte."

„Das sind ja schöne Zustände!" brach der General los und lachte im Grimm laut auf. „Was Er da sagt, ist entweder Hochverrat oder Narrheit. Das eine führt an den Galgen, das andre ins Spinnhaus. Sieht er nun die Größe der Gefahr?"

„Ich sehe sie!" sprach der Pater und schlug die Augen gen Himmel. „Allein ich kann nicht anders, und Gott möge mir helfen."

„Verlaß Er sich nur nicht auf den Herrgott!" warnte ihn der General dringend, „bekenne Er lieber und bereue Er seine Verbrechen, damit ich Ihm des Königs Gnade erwirken kann."

Darauf hüllte sich der Pater in Stillschweigen und mußte wieder ins Gefängnis zurückgeführt werden.

Nun trat das Kriegsgericht wieder zusammen und verurteilte den Pater Andreas Faulhaber zum Tode. Die beiden Deserteure wurden zweimal durch die Spießruten gejagt und wieder in das Regiment gesteckt.

General Fouqué aber zögerte, den Befehl zur Ausführung des Urteils gegen den Pater Faulhaber zu geben. Erst wollte er es noch einmal versuchen, ihn mürbe zu machen, um ihn der königlichen Gnade empfehlen zu können. Er ließ ihn daher nach dem Stockhause bringen, wo er mitten unter die Diebe und Mörder gesetzt wurde.

Pater Faulhaber, der von frommer, etwas einfältiger Gemütsart war, nahm den neuen Kummer mit Gottergebenheit auf sich und tat an den verwilderten Insassen des Stockhauses, was seines Amtes als Seelsorger war. Er tröstete sie, sang mit ihnen fromme Lieder, nahm ihnen die Beichte ab und absolvierte sie, also daß gar bald ein sanfterer Ton in diesem Hause des Fluches zu herrschen begann. Seinem Bruder Augustin aber, der sich um seine Befreiung mühen wollte, ließ er sagen, daß er ihn nur ruhig bei den Mühseligen und Beladenen belassen und die Hilfe Gott anheimstellen möge.

Aber der General gab trotzdem die Hoffnung nicht auf, des Paters Halsstarrigkeit zu brechen, und beließ ihn einstweilen im Gefängnis.

Lanx satura aus Bayern.

„Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?" fragt das Fräulein in Lessings „Minna von Barnhelm". Manchmal wird das Lachen allerdings zur Grimasse, zumal wenn man wieder Kulturkuriosa entdeckt, wie in unserm Weißblauland.

War da jüngst am Münchener Schöffengericht ein Beleidigungsprozeß zwischen dem liberalen Parteisekretär Edelmann und dem ultramontanen Agitator Adelhoch ausgefochten: bei der Immenstädter Wahl hatte Adelhoch den Gegner der Lüge geziehen, dieser den Angreifer mit einer Ohrfeige bestraft. Da nun der schlagfertige Liberale straffrei ausging — die Kompensation hatte wiederum einmal ein salomonisches Urteil herbeigeführt —, ist die Zentrumspresse sehr verärgert und ein Münchener Blatt schreibt: „Der Vorsitzende, welcher noch vorher seiner Anschauung Ausdruck gegeben hatte, daß die Ohrfeige unter allen Umständen bestraft werden müsse, ist offenbar bei der Urteilsfällung von den beiden Schöffen überstimmt worden. Als Schöffen fungierten . . . ." Und nun entblödet sich das feine Preßgeschöpf nicht, die Namen der Schöffen zu nennen, sie an den Pranger zu stellen, sie dem Gericht der kochenden Volksseele auszuliefern. Warum? Offenbar um diese Männer zu brandmarken, bei ultramontanen Gleichgesinnten in Verruf zu bringen, sie womöglich gesellschaftlich oder wirtschaftlich zu schädigen. Das ist die „Volkspartei", die mit frechen Händen die Unabhängigkeit der mühsam erkämpften Laiengerichte antastet, die Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht", die um das Linsengericht eines Parteigezänkes das ganze Volksgericht zu den Scherben wirft.

Ein andres Bild! Wir haben schon öfters von den lieblichen Gazetten gesprochen, die auf der Ebene des Altöttinger Gnadenortes blühen und duften. Pflücken wir wieder eine dieser reinen Lilien! Der „Altöttinger Liebfrauenbote" (vom 16. Juli), redigiert von einem geistlichen Herrn („Vogel"), schreibt in seiner Vogelschau: „Ein ausgezeichneter Musiker, aber ein schlechter Christ war der schnell an Herzlähmung verstorbene Generalmusikdirektor Mottl in München. Auf dem Krankenlager ließ sich der von seiner Frau geschiedene Mann noch zivil mit einer Sängerin trauen." (Man denke, mit einer „Sängerin"! Da stellt sich der bäuerliche Leser des „Liebfrauenboten" so eine Harfenistin oder Tingeltangeldame vor, wie er sie auf den Jahrmärkten kennen lernt.) „Von Geburt katholischer Österreicher, hat er seinen Taufschein wenig strapaziert. Er ließ sich in Ulm verbrennen. Und das End' vom Lied?! Gott wird richten" (— auf Erden besorgt es aber vorher schon der Liebfrauenbote —), „aber ich fürchte sehr, daß der Mottl drüben nimmer Felix (der „Glückselige") getauft wird. Die Lobhudelei der Welt und ihre Berge von Kränzen nützen ihm jenseits nichts." Eine lustige Kapuzinade, über die wohl der gute Mottl selber herzlich lachen müßte. — Aber die Verbrennung in Ulm läßt unsern Federhelden noch weiterfechten. „Die preußischen Feueröfen lassen auch bayerischen Großstädten keine Ruhe mehr. Besonders Nürnberg will partout der Regierung einen solchen abtrotzen. In München steht ohnehin schon längst einer fix und fertig, nur's Leichen-

Digitized by Google

braten darf dort noch nicht sein. Schon wenn die Leute eine Leichenverbrennung sehen würden, entsetzen würden sie sich. Und dabei wird die Hitze der großen harten Knochen gar nicht Herr. Schädel, Hüften, Knie, Knöchel müssen eigens hernach noch zerschlagen und zerstampft werden. Welche Roheit!" Die Ausdrucksweise des Jüngers Jesu ist sicherlich sehr gewählt: er scheint früher Metzger oder Garkoch gewesen zu sein. Und über die Leichenverbrennung ließ er sich anscheinend von ein paar Spaßvögeln kräftige Bären aufbinden. Es wird gut sein, den „Liebfrauenboten" auch fernerhin im Augenmerk zu behalten.

Steht das Altöttinger Blatt unter dem Patronat der ehrwürdigen Patres Capucini, so bezieht der „Deggendorfer Donaubote" seine besonderen Geistesfabrikate aus dem benachbarten Benediktinerstift Metten. In solchen Provinzblättchen lesen wir hie und da Herzensergüsse, die in der „führenden" Zentrumspresse erst sterilisiert und filtriert werden. Da heißt es nun jüngst: „Wir Katholiken und Leute vom Zentrum (offenbar gehören beide nach dieser Auffassung zusammen wie Ochs und Schweif) „scheuen uns oft viel zu sehr, prinzipiell zu werden. Da lassen wir uns immer zu sehr durch den „Standpunkt" imponieren. Es gibt und kann nur einen ganz konsequenten und darum auch allein vollberechtigten Standpunkt geben, und das ist der Standpunkt des katholischen Zentrumsmannes. Wie auf religiösem Gebiet der Protestantismus im Grunde genommen keine Existenzberechtigung besitzt, so sind auch Liberalismus und Sozialdemokratie in sich nicht existenzberechtigt." Solche Darlegungen muß man denen vorrücken, die immer noch an eine ultramontane Toleranz glauben. Prälat Dr. Eug. Fischer sprach einst das schöne Wort: „Je geistig gebildeter einer ist, je toleranter er ist; dagegen je bornierter, desto unToleranter!" In welche Rubrik gehört also wohl der spiritus rector des „Deggendorfer Donauboten"?

Mit diesen Theorien geht die ultramontane Praxis Hand in Hand. Das zeigt sich wiederum an einem Schulbeispiel. War da die Pfarrei Pullach bei München frei geworden, worüber der Stadt München das Präsentationsrecht zusteht. Unter andern hatte sich um diese Stelle Pfarrer Grandinger von Nordhalben beworben und stand hinsichtlich der Qualifikation vornedran; auch sein zuständiger Bischof von Bamberg konnte ihm nur eine empfehlende Qualifikation mitgeben. Er wurde denn auch vom Magistrat der Stadt München präsentiert. Aber das Ordinariat München wies die Präsentation zurück — der erste Fall seit Jahrhunderten. Warum? Das Ordinariat schreibt: „Die Pfarrei Pullach zäht ca. 2000 Seelen, für welche der Pfarrer allein die Seelsorge versehen muß . . . Den vielen Aufgaben einer gedeihlichen Seelsorgeführung unter den schwierigen Verhältnissen der Pfarrei Pullach kann ein Pfarrer, drr mit einem Landtagsmandat belastet ist, unmöglich gerecht werden." Grandinger ist nämlich Landtagsabgeordneter, und zwar nicht Zentrumsmann. Hinc illae lacrimae! Dutzende seiner Kollegen sind auch „mit einem Landtagsmandat belastet"; Dutzende lassen ihre Pfarrei versehen durch eine Hilfskraft; Dutzende kommen jahraus, jahrein weder in die Schule noch auf die Kanzel, noch in den Beichtstuhl, so daß von einer „gedeihlichen Seelsorgeführung" keine Rede sein kann; aber — und hier ist das punctum saliens, sie sind Zentrumsabgeordnete, und Grandinger ist liberal. Aber noch einen zweiten Grund gibt das Ordinariat an: „Wir können ferner zurzeit dem Pfarrer Grandinger angesichts des offenen Konflikts, in dem derselbe zu seinem seitherigen Oberhirten in einer wichtigen Frage stand und der bekanntermaßen in den weitesten Kreisen Aufregung verursacht hat, jenes Vertrauen nicht entgegenbringen, wie es für die Aufnahme eines fremden Priesters in unsre Diözese vorausgesetzt werden muß." Der offene Konflikt ist eben Grandingers liberales Mandat. Die weitesten Kreise, die in dieser wichtigen Frage aufgeregt wurden, sind natürlich die Zentrumskreise und ihre Gazetten. Daß der Vorstand des Münchener Ordinariates, Erzbischof Dr. v. Bettinger, den Bischofsstuhl besteigen durfte, obschon er „bekanntermaßen" seinerzeit in Speyer mit den Sozialdemokraten ein Wahlbündnis vereinbart hatte, hat auch „in den weitesten Kreisen Aufregung verursacht"; aber das ist ja was anders, Bauer! Grandinger, tue Buße; schwöre den Liberalismus ab, schlüpfe in die Zentrumshaut, schließe Wahlbündnisse mit den vermaledeiten Sozis ab und dir wird Heil widerfahren.

Menippus.

Randbemerkungen.

„Unser allerheiligster Glaube."

Das Stück Zeitbild aus der Luisenkirche in Charlottenburg, wo die Leutnants der Elisabether Grenadiere sich eines hochwürdigen Oberkirchenrats und Spruchkollegiums so tapfer angenommen haben, um mit Hilfe ihrer Unteroffiziere zugunsten der „reinen Lehre" zu demonstrieren, ist unbezahlbar, ist für die Psychologie der Leutnantsseele so typisch und bezeichnend, daß man es nicht missen möchte. Der liberale Pfarrer Kraatz mag ein etwas streitbarer Herr sein. Er hat anscheinend etwas Provozierend-Ironisches in seiner Predigtweise. Er ist ein Unentwegter. Aber ausgerechnet die Stelle seiner Predigt, die das gläubige Subordinationsbewußtsein des auf den Altar vereidigten Leutnants zum Überlaufen brachte, war von einer solchen Durchschnittlichkeit — sie handelte von dem vorhandenen Unterschiede menschlich-vergänglicher und ewig-göttlicher Gedanken im „Worte Gottes" —, daß der „In Sektionen links schwenkt, Marsch"-Abstieg der Mannschaften von der Empore über die hölzerne Treppe geradezu wie ein Witz wirkt. Wo anerkannteste Kirchenmänner mit ihrem Urteil vorsichtig zurückhalten, wo ein Harnack lieber einen Eiertanz des „sic et non" aufführt, als daß er eine Meinung hätte, da entscheidet das unverzagte Leutnantsgemüt mit schneidigem Takte, daß es hier berufen sei, Klarheit zu schaffen und „unsern allerheiligsten Glauben" unter seine Fittiche zu nehmen. Denn das kirchliche Empfindungsleben unsrer zukünftigen Generäle ist eine ganz besondere Spielart militärischen Denkens. Das Motiv der Elisabether ist allein in dieser spezifischen Soldatenreligiosität zu suchen, für die der liebe Gott und die Kirche Obrigkeiten sind gleich dem Kaiser und der weltlichen Behörde. Ein Offizier kann nicht dulden, daß in seiner Gegenwart von irgendeinem dieser „Vorgesetzten" despektierlich gesprochen wird. Selbst ein Zuviel in dieser Beziehung wird „oben" gut vermerkt, denkt er, wenn auch vielleicht nicht beim „Höchsten", so doch sicher beim „Allerhöchsten". Ungemein bezeichnend für diese Geistesverfassung ist folgender Ausspruch, den ein schneidiger Reserveleutnant während einer Übung eines Abends spät beim Biere tat, als man über religiöse Fragen sprach. Gehoben vom Glanz seiner feldmarschmäßigen Uniform prägte er das tüchtige Wort: „Unser allerheiligster Glaube — äh — ich möchte mich ja persönlich nicht damit — äh — identifizieren, aber ich kann hier nicht dulden — äh —, daß daran jerüttelt wird." „Unser allerheiligster Glaube", das klang genau so, als wenn man sagt: „unser allergnädigster Kaiser". Der Mann hatte die Sache erfaßt.

W.

* * *

Parlamentarische Verrohung.

Bethmann-Hollweg ist seinerzeit schwer angegriffen worden wegen seines philosophischen Urteils: der Parlamentarismus verrohe den Ton. Die Entrüsteten wiesen auf das gelobte Land des Parlamentarismus hin und auf seine vornehmen, politischen Traditionen. Diese vornehmen Traditionen haben sich vor einigen Tagen darin geäußert, daß man seinen Premierminister geschlagene Dreiviertelstunden mit Rufen wie „Verräter" und „Lügner"

Digitized by Google

überschüttete, und daß die konservative englische Presse am Tage darauf von der „Schamlosigkeit“, der „beispiellosen Brutalität“ dieses Mannes schrieb, der die Krone „in den Schmutz gezogen“ und im Gebrauch „vergifteter Waffen“ und „entwürdigender Manöver“ zu einem „Demagogentum herabgesunken“ sei, das die „schlimmsten Instinkte des schlimmsten Teiles“ der edlen Nation ausbeute usw. usw. Und da klagen wir Naivlinge über Tiefstand unsres parlamentarischen Niveaus, wenn harmlose Bezeichnungen wie „verlogen“ und „bewußt unwahr“ sich wachsender Beliebtheit bei uns erfreuen. Wir haben noch viel hinzuzulernen. W.

* * *

Wir armen Karnickel.

Das deutsche Karnickel ist bekanntlich eines der hinterlistigsten, gemeingefährlichsten und blutgierigsten Geschöpfe der Familie der Kaninchen (auch Kuhlhase oder Lampert genannt, lepus cuniculus dolosus, qui semper atque iterum culpam habet). Daß wir die Schuld an allem Marokkoübel tragen, liegt ja auf der Hand. Warum in aller Welt ließen wir die Franzosen nicht unsre kümmerlichen Rechte und Interessen ruhig verzehren, wir Neidhammel, die wir sind! Aber wir sind noch viel gemeiner. Wir haben Mohammed Ali zur Rückkehr nach Persien veranlaßt, wie man in — ausgerechnet Moskau entdeckt hat. Ja, so sind wir. Wir „veranlassen“ ihn, und dann geht er auch, und dann gibt es viel Konfusion, und dann ziehen England und Rußland den Profit davon. So niedrig und gemeingefährlich vermögen wir zu intrigieren. Aber das ist noch gar nichts. Wir haben auch die Revolution in Haiti auf dem Gewissen. Monsieur Cincinnatus Natanael Léconte bezieht täglich das Taschengeld aus der Wilhelmstraße, mit dem er seine schwarzen Gentlemänner und Mitbürger dem Ehren Simon, Präsidenten, abspenstig macht. Auf diese Weise zwingen wir geradezu die Vereinigten Staaten, Herrn Cincinnatus das Geld und die Gentlemänner wieder abzuknöpfen. Die reine Vergewaltigung Amerikas also. Fürchterlich! Ob wir nicht auch die Streichhölzer fabriziert haben, mit denen Stambul angezündet worden ist? Sehr bedenkliche Sache — —! Sicher aber tragen wir doch Schuld an der mörderlichen Hitze, die es den Korrespondenten der ausländischen Zeitungen so sauer macht, auch in diesem Monat der Gurken die zum Leben nötigen Telegrammspesen zu „verursachen“. Das ist außer Zweifel. O lepus germanicus horribilis, du bist ein geradezu furchtbares Tier! W.

* * *

Anklagemonopol.

In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind Gesellschaften und Vereine befugt, gegen die Urheber strafbarer Handlungen Anklage zu erheben. Es gibt in keinem dieser Länder ein Monopol der Staatsanwaltschaft, und man hat damit die besten Erfahrungen gemacht. So hat beispielsweise die in London bestehende und über ganz England verbreitete National Society for the prevention of cruelty to children in den letzten Jahren durchschnittlich über 2500 Strafverfolgungen eingeleitet und mit günstigem Erfolg durchgeführt: die Häufigkeit der Verurteilungen betrug durchschnittlich 96%. Zudem hat in England und besonders in Amerika die Presse das Recht, alles, was ihr bekannt ist, in aller Unbefangenheit zu besprechen, auch private Angelegenheiten, da es für nützlich gehalten wird, alles, was nur im Dunkeln geschehen kann, öffentlich zu beleuchten, um von der Ausführung solcher Handlungen abzuschrecken. Wer bei uns als Privatmensch eine Schurkerei aufzudecken wagt, läuft immer Gefahr, selbst anstatt des Schurken hinter Schloß und Riegel zu wandern oder materiell ruiniert zu werden. Das Auge des Gesetzes sieht hier heute die Beleidigung durch die Presse für mehr als sechsfach verwerflicher an als die einfache üble Nachrede oder als z. B. gefährliche Körperverletzung beim Vorliegen mildernder Umstände. Am 12. Januar hat der Reichstag bekanntlich beschlossen: die Geldstrafe für üble Nachrede wird von 600 Mark auf 1000, und bei Verübung durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen und Darstellungen (kurz durch die Presse) von 500 auf 10 000 Mark erhöht; und sie darf künftig nicht nur an Stelle, sondern auch neben der Freiheitsstrafe zuerkannt werden. Zugleich ist der Betrag der gegebenenfalls an den Beleidigten zu zahlenden Buße von 6000 auf 20 000 Mark erhöht worden, so daß der Kampf um die Ehre angefangen hat, ein lohnendes Geschäft zu werden.

In dem Beleidigungsprozeß, den die Ärzte zweier Charlottenburger Krankenhäuser jüngst gegen die Schriftstellerinnen Elisabeth Bonneß (Ruth Bré) und Dr. phil. Helene Stöcker wegen eines in der „Neuen Generation“, dem Organ des Bundes für Mutterschutz, veröffentlichten Artikels angestrengt hatten, wurde festgestellt, daß wiederholt Schwangere in Krankenhäusern Groß-Berlins vergeblich um Aufnahme nachgesucht haben. Ein solcher Fall war in dem betreffenden Artikel kritisiert worden, und weil nicht alles genau stimmte, wurde die eine Angeklagte, die Verfasserin Ruth Bré, zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt. Der Staatsanwalt hatte gegen die erste Angeklagte 600, gegen die zweite 300 Mark beantragt.

Was würden unsre Staatsanwälte sagen, wenn man ihre Irrtümer ebenso streng ahnden wollte, wie sie die Irrtümer privater Ankläger in der Presse zu ahnden suchen? Wenn man sie für jeden Fall verantwortlich machen wollte, wo jemand, ohne etwas Strafbares begangen zu haben, auf irgendeinen Verdacht hin in Haft genommen und dort wochen- und monatelang festgehalten wird! Für unschuldig erlittene Untersuchungshaft gibt es keine Entschädigung, auch dann nicht, wenn sie den völligen wirtschaftlichen Ruin des Betroffenen zur Folge hat. Tausend Mittel stehen dem Staatsanwalt zu Gebote, einen Verdacht zu ergründen, und wie oft bricht doch vor Gericht ein ungeheures Anklagegebäude nach langen Verhandlungen ganz kläglich zusammen! Ein Journalist, der verborgene Mißstände im öffentlichen Leben enthüllt, muß sich, um die Wahrheit zu erforschen, oft mit den primitivsten Erkundigungsmitteln begnügen, nicht selten auf seine Sach- und Menschenkenntnis allein sich verlassen; hat er sich aber auch nur in unwesentlichen Punkten geirrt, so ist er fast immer unrettbar dem Strafgesetz verfallen. Otto Corbach.

* * *

Die Sprache des Elends.

Zu Dresden in der Hygieneausstellung wird sie gesprochen.

Ohne viel Umschweife: haben Sie, verehrter Leser, sich einmal darüber besonnen, wie die Lunge eines Menschen aussehen mag, eines Menschen, der zehn Jahre hindurch Tag für Tag achteinhalb Stunden im Kohlenbergwerk arbeitet? Gewiß, Sie kennen Statistiken, Schilderungen, haben gehört, gelesen. . . . Haben Sie eine Vorstellung von der Verfassung, in der sich eine Bergmannslunge unter den besagten Voraussetzungen befindet? Können Sie sich denken, wie sie aussieht?

Entsetzlich, schrecklich, scheußlich sieht sie aus.

Es gibt kein Wort, das den Eindruck umspannen könnte.

Vor Ihnen steht ein Weingeistpräparat!

Der Querschnitt einer großen blasigen Kohlenschlacke: denken Sie. Und schauern zusammen, werden tief innen jäh erschüttert, wenn Sie lesen: „Querschnitt einer Bergmannslunge nach zehnjähriger Arbeit im Kohlenbergwerk“.

Sie wissen, daß in jenen Industrien, bei deren Betrieb der Staub Nebenerscheinung oder als Pulver Produktionszweck ist, den Atmungswerkzeugen der Arbeiter übel mitgespielt wird. Gewiß, Sie haben Tabellen studiert, haben gelesen, gehört. . .

Vor Ihnen steht ein Weingeistpräparat!

Nicht den Längenschnitt durch einen Lehmklumpen sehen Sie: das ist die verfilzte Lunge eines Webers. Wie tot die Farbe, wie tot das Fleisch. Fleisch? — — Wie tot, wie tot!

Digitized by Google

Bleivergiftungen! Vorbei, vorbei!

Kommen Sie! Dort drüben hat der Krebs seine scharfen Zeichen geschrieben. Beißen Sie die Zähne aufeinander, aber schauen Sie! Wie mag es um den bestellt sein, der mit diesem fressenden Scheusal am Gebein ohne rechte Hilfe in der Dunkelheit dahinsiecht?

Weiter!

Der Alkohol! O, ich werde nie Abstinent werden. Einen Ekel empfinde ich vor dem aufdringlichen selbstgerechten „Nichttrinkertum", das vergißt, das Gottes Sonne über Guten und Bösen scheint. Beistehen aber möchte ich denen, die es verlernt haben, im Trinken eine heilige Sache zu sehen.

Dies Herz, das sich vervierfacht hat, gehörte einem armen Teufel. Und da: diese Leber. Scheußlich! Einem bettelarmen Teufel war sie zu eigen.

Weiter.

Wie Keulenschläge kommt es auf uns hernieder.

Die Syphilis. Sie wanken! Die Zähne aufeinander gebissen! Zerfressene Gesichter, zermürbte Glieder, verfaulte Körper. Eine schleichende Scheußlichkeit nagt sich von Organ zu Organ, jeden Quadratzentimeter Haut gierig verschlingend. Sie wissen doch: Schmutz und übersetzte Wohnungen, zehn Menschen in einer Einzimmerwohnung, Schmutz und niedrigstes Elend!

Aus dem nächsten Raum schreit es uns entgegen: die Tuberkulose! Sehet, ihr Menschen, in welchem tiefen Unglück tausende eurer Brüder und Schwestern leben! Leben? — Seht ihr die verkästen Lungen!

Es gibt kein Entrinnen!

Beißen Sie die Zähne aufeinander! So sieht das aus, wovon Sie im Studierzimmer, im Klubsessel, in Feuilletons gelesen, worüber sie studiert an der Hand von Statistiken, Stimmungsbildern". . .

Wie steht es mit der Stimmung?

Sie ist fürchterlich, unsagbar fürchterlich diese Sprache des Elends. Sie brüllt einem zu, daß man zu zittern beginnt. Die Tränen preßt sie einem aus den Augen. Und es heißt nicht sentimentalen Regungen erliegen, wenn man still in sich hinein weint.

So schnürt es einem die Kehle zu.

Wie dankbar grüßen Sie des Himmels sommerliche Bläue.

Wie dankbar empfinden Sie's, daß Sie vermeinen, ein gesunder Mensch zu sein. Daß Sie vielleicht einer sind.

Und ein Drittes: werden wir all dies Elend auch nie ganz niederringen können, so kann es doch um tausende seiner Greuel gebracht werden. Auf ewig beraubt werden.

An Kämpfern fehlt es!

Darum ist es gut, daß die Sprache des Elends so schonungslos alle anläßt, die da kommen, eine „Ausstellung" zu sehen.

Der hat kein Herz im Leibe, den diese Sprache nicht in den Tiefen aufrüttelt. Nicht peinigt und foltert.

Otto Ernst Sutter.

* * *

Vom Kurfürstendamm.

Ein verkommener Graf auf der Anklagebank, ein illustrer Namen als Rubrum für Strafakten! Kein seltenes Schauspiel mehr, wir haben es in letzter Zeit mehrfach gesehen und nicht wegen des traurigen Akteurs drängen sich Herren im tadellosen Vormittagsdreß und Damen mit unwahrscheinlich engen Kleidern, kleinen Schirmen und großen Hüten in den Zuschauerraum. O nein, eine von den Ihren wollen sie sehen und hören, eine Dame vom Kurfürstendamm, die in einer kleinen, aber hochinteressanten Episodenrolle als Zeugin auftritt: jene Dame, die sich als Schriftstellerin Truth nennt. Die geistvolle und noch immer hübsche Frau bewegt sich im Gerichtssaale mit derselben mondänen Sicherheit, die ihr im Salon eignet. Und rund und nett gibt sie Auskunft über — nun ja über das Liebesleben ihrer Tochter. Ach du lieber Gott — Liebesleben! Seit der deutsche Franzose Chamisso seine deutsche Jungfrau ausrufen ließ: „Seit ich ihn gesehen, glaube ich blind zu sein" . . . . hat sich die Welt doch recht tüchtig gedreht. Unsre heutigen Jungfrauen und Frauen — Pardon für das altmodische Wort — also unsre jungen Damen sind wirklich nicht blind und werden es nicht und glauben es nicht zu sein. Sie drücken vielleicht einmal ein oder auch zwei Augen zu, aber sie halten sie sonst recht hübsch offen, so verlangt es die schöne Erfindung des Flirts, die für gewisse Kreise an die Stelle der Liebe getreten ist. Ja, diese Herrschaften vom Kurfürstendamm, diese Mütter und Töchter. Ist es nicht neckisch, wie im trauten Familienkreise die Chancen der einzelnen Flirtpartner abgewogen werden, des Herrn v. Vetter, des Grafen Metternich u. a. und der schöne Kalauer gemacht wird „den Vetter — ja, den Metter — nich?" Ist das nicht neckisch? Ist es nicht auch höchster bon ton, daß dieses Sprüchlein auch in der Gesellschaft des Metter—nich hergesagt wird. Ist es nicht reizend zart und minniglich, daß das Töchterchen in Gegenwart des pauvren Grafen „ein wertvolles Geschenk" für den andern kauft „für 9000 Mk.", wie Frau Truth unter ihrem Eide, also der Wahrheit gemäß, deponiert. Allen Respekt vor so einer modernen, jungen noch nicht siebzehnjährigen Dame vom Kurfürstendamm. Sie wollte ihn ja auch gar nicht und „hat sich weidlich darüber lustig gemacht, als sie in den Zeitungen las, daß er Aussicht habe, ihr Bräutigam zu werden". Alter Chamisso, es ist gut, daß du schläfst, du hättest deine Anschauungen vom schämigen Jungfräulein und der sittigen Frau sonst gewaltig ändern müssen. Noch eines sei hinzugefügt, obgleich das Vorstehende für sich selber spricht, unsre moderne großstädtische Plutokratie, wie sie dem Berliner sich durch das Wort Kurfürstendamm charakterisiert, ist eine ebenso große und größere Gefahr für unsre Gesellschaft, wie die „modernen Hunnen", die auf den Rummelplätzen und in den Kneipen heranwachsen.

Dr. M. Pollaczek.

* * *

Neue Shakespeare-Gesellschaft.

Die sich dieser Tage konstituierende neue Shakespeare-Gesellschaft hat sich, wie uns mitgeteilt wird, folgendes Programm gestellt:

1. Die „Neue Shakespeare-Gesellschaft" wie die Forschung nach dem Verfasser der Shakespeare-Dramen organisieren und das Interesse sowohl der Fachwelt wie auch eines weiteren Publikums für die Frage wecken.
2. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sollen dienen: Vorträge, die Vereinszeitschrift, eine neue Ausgabe der Werke Shakespeares mit Erläuterungen, die dem heutigen Stand der Forschung entsprechen.
3. Der Vorstand, den die Generalversammlung wählt, besteht aus einem Vorsitzenden, einem stellvertretenden Vorsitzenden, einem Schriftführer, einem Kassenwart und einem Beisitzer.
4. Die Gesellschaft hält alle zwei Jahre eine Generalversammlung ab. Den Ort der Tagung bestimmt der Vorstand.
5. Die Gesellschaft schlägt literarischen Vereinen und Veranstaltern von Vortragszyklen Redner über Shakespeare-Themen und insbesondere über die „Shakespeare-Frage" vor.
6. Der jährliche Mindestbeitrag der Mitglieder beträgt drei Mark, worin der Abonnementspreis für die Zeitschrift einbegriffen ist.

Der Luftdruck in den Polargegenden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß alle Gegenstände an den Polen der Erde schwerer sind als am Aquator der Erde. Diese Tatsache läßt sich natürlich nicht durch die einfache Gewichtsbestimmung auf einer Wage fixieren; jedes Gewicht wird ja an den Polen ebenso viel schwerer als der zu wiegende Gegenstand.

Digitized by Google

Aber das Gewicht eines Gegenstandes läßt sich ja graphisch festlegen, und so kommt man sehr leicht hinter die Differenzen; derartige Schwerebestimmungen müßten nun zwischen Aquator und Polargegend an verschiedenen Punkten hergestellt werden; man würde dann m. E. eine allmähliche Zunahme des Gewichtes eines Gegenstandes konstatieren können — je weiter man sich den Polargegenden nähert.

Man hat natürlich für dieses seltsame Phänomen sofort eine Hypothese an der Hand gehabt; schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Man sagte: was auf der Oberfläche der Polargegend sich befindet, das ist dem Mittelpunkte der Erde eben näher als das, was sich auf der Rinde der Aquatorialgegenden befindet. Nun sagte man weiter: Da alles vom Mittelpunkte der Erde angezogen wird, so zieht der Mittelpunkt das Nähere (eben das, was auf den Polargegenden da ist) schärfer an.

Die Hypothese ist für den oberflächlichen Erdrindenmenschen sehr einleuchtend. Jeder schärfer Zusehende muß aber diese präzise Tätigkeit des Erdmittelpunktes für etwas abenteuerlich halten. Wie kommt denn gerade der Erdmittelpunkt dazu, alle Gegenstände anzuziehen? Man überlege sich die Sache etwas länger, und man wird bald diese ganze Erdmittelpunktsanziehungskraft für eine ganz haltlose Sache erklären, für die auch gar keine Grundlagen da sind.

Und die Mechaniker haben die Geschichte vom Erdmittelpunkte fallen gelassen; Ernst Mach erklärt in seinem Buche „Die Mechanik in ihrer Entwicklung", daß eine Anziehungskraft nach dem Mittelpunkt der Erde hin nicht stattfindet.

Ich habe schon an dieser Stelle erklärt, was aus dieser Erklärung für die Gewichtsbestimmungen der Sterne folgt; diese verlieren dadurch jede feste Basis.

Daß aber an den Polargegenden alles schwerer ist, wird nun zum ganz unerklärlichen Phänomen.

Indessen — die von mir aufgestellte Hypothese vom Luftdruck als Gewichtserzeuger kann hier eine ganz einfache Erklärung bieten, die vielleicht noch mal sehr wichtig genommen wird.

In den Aquatorialgegenden der Erde wird der Luftdruck durch den konträr wirkenden Atmosphärendruck von Mond und Sonne, wie ich das hier schon beim Ebbe- und Flut-Phänomen auseinandersetzte, vermindert. Diese Verminderung des irdischen Luftdruckes muß nun natürlich nach den Polen zu abnehmen; da dort keine konträr ziehenden nahe gelegenen Atmosphären anderer Weltkörper vorhanden sind, so kann die Luft mit ihrer natürlichen Schwere drücken. Und infolgedessen ist alles nach den Polen zu auf Erden schwerer.

Seltsam muß es demnach auf dem Uranus sein — dessen Monde ja bekanntlich nicht in der Aquatorebene, sondern im rechten Winkel zur Aquatorebene sich um ihren Mittelstern bewegen. Auf den Uranuspolen ist also eine Gewichtsverstärkung, wenn wir den Erdverhältnissen analog denken, nicht denkbar. Aber — man sollte sich vor „Berechnungen" in dieser schwierigen Materie vorläufig hüten — die mechanistischen „Berechnungen" erinnern mich immer wieder an den Prahlhans Mr. Laplace, der eine „Weltformel" für möglich und existenzfähig erklärte, noch der sich alle Zukunftsereignisse vorhersagen ließen ...

Paul Scheerbart.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark **1000**. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Erster Monisten-Kongreß, Hamburg 1911.

Die 5. Hauptversammlung des Deutschen Monistenbundes, die vom 8. bis 11. September 1911 in Hamburg stattfinden wird, soll zu einem Ersten Monisten-Kongreß erweitert werden, auf dem neben unsern kulturellen Aufgaben vor allem die wissenschaftlichen Grundlagen der monistischen Weltanschauung der großen Öffentlichkeit von allerersten Männern der Wissenschaft dargelegt werden sollen. Professor Svante Arrhenius (Stockholm), Professor Friedrich Jodl (Wien), Professor Jaques Loeb (New York), Geheimrat Professor Wilhelm Ostwald (Leipzig) haben sich, jeder für sein Fach, zu einem Vortrage bereit erklärt. Seine Exzellenz Professor Ernst Haeckel hat das Ehrenpräsidium des Kongresses übernommen.

Wir fordern nun hiermit auf, uns bei diesem Unternehmen, das den Charakter einer Kulturtat erhalten und eine Klärung der Geister herbeiführen soll, im Interesse des Fortschritts und zu Ehren Hamburgs zu unterstützen. Der Eintritt zu den Vorträgen, die im großen Saale des Conventgartens stattfinden werden, ist frei, doch sind reservierte Plätze für die Delegierten und die Zeichner größerer Beiträge vorgesehen.

Beiträge werden erbeten an die Mitglieder der Finanzkommission: Dr. Eduard Aigner, München, Bavariaring 15; Dr. Graf von Matuschka, Berlin W. 30, Bambergerstr. 15; Hermann Robinow, Hamburg, Barkhof; Dr. M. von der Porten, Hamburg, Tesdorpfstr. 5; Max Koch, Hamburg, Hartwicusstr. 19; Chr. Carstens, Hamburg, Bieberhaus; Otto Ahrends, Hamburg, Sandthorquai 10; oder an die Filiale der Dresdner Bank in Hamburg für den Deutschen Monistenbund, Ortsgruppe Hamburg, E. V. — Es wird nicht öffentlich quittiert werden.

Um zugleich den vielen falschen Anschauungen über den Monismus entgegenzutreten, lassen wir hier einige Worte folgen über die wahren Ziele und die Bedeutung des Monistenbundes.

Der Monismus erstrebt die Ausgestaltung einer wissenschaftlich haltbaren Welt- und Lebensanschauung und deren praktische Verwirklichung.

Der Monismus kennt keine außer- oder überweltlichen Wesen oder Kräfte, die willkürlich in die Vorgänge der Natur oder des menschlichen Lebens eingreifen könnten.

Der Monismus sieht deshalb auch in den Religionen nicht übernatürliche Offenbarungen, sondern wandelbare Erzeugnisse des Gefühls- und Geisteslebens der verschiedenen Völker in den verschiedenen Zeiten.

Ebenso sind für den Monismus die Forderungen der Moral nicht übernatürliche Gebote, sondern das notwendige Resultat menschlichen Zusammenseins. Wie die Moral sich aus der menschlichen Natur entwickelt hat, so ist sie auch weiterer Entwicklung fähig. Eine Ethik auf diesen Grundsätzen aufzubauen, betrachtet der Monismus als eine seiner höchsten Aufgaben.

Der Monismus betrachtet den Staat ebenfalls als das Ergebnis menschlichen Daseinskampfes und Organisationsstrebens und erblickt das Entwicklungsziel des Staates darin, größtmöglichste Freiheit des Einzelnen mit vollkommener Ordnung des Ganzen zu verbinden.

Der Monismus erstrebt eine Zusammenfassung aller auf dem Boden einer wissenschaftlichen Weltanschauung stehenden Persönlichkeiten und Vereinigungen, um so den einflußreichen Mächten begegnen zu können, die stets geneigt sind, die Forschungs- und Gewissensfreiheit zu unterdrücken.

Deutscher Monistenbund.
Ortsgruppe Hamburg.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 33. Berlin, den 12. August 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Jatho kontra Harnack.

Das Interessante — und zugleich Entscheidende — am Falle Jatho ist nicht die Tatsache, daß ein Konsortium von hochgestellten Kirchlich-Positiven ihn verurteilt hat, sondern daß er weit größere Schwierigkeiten den Vorkämpfern der liberalen Theologie bereitet. Das trat schon bei seinem Verteidiger Baumgarten zutage, der zunächst gar nicht davon entzückt war, daß ihm die Verteidigung vorm Spruchkollegium angetragen wurde, und der nachher jede Gelegenheit benützte, um zu bekunden, daß er mit Jathos Theologie „nichts anzufangen" wisse. Das war wohl einerseits ehrlich gemeint. Denn Baumgarten, der seinen Stolz darein setzt, kein Dogmatiker zu sein, hat sich natürlich doch eine Art Terminologie und Systematik der religiösen Begriffe zurecht gelegt, wenngleich sie auf sonderliche Logik keinen Anspruch erhebt. Aber immerhin hat er seinen Schatz „objektiver" Glaubenstatsachen, der natürlich nicht ohne weiteres harmoniert mit dem, was Jatho etwa an objektiven „Begriffen" besitzt. Aber andrerseits hat auch Baumgarten doch bei sich selber erkannt, daß der Jathosche Subjektivismus im Grunde nichts andres sei als sein eigner, und daher war es ihm unbequem, sich an Jatho gewissermaßen kompromittieren zu sollen. Denn Baumgarten hat schon hinreichend Martyrium für seine freisinnig-mystische Theologie durchgemacht und nur durch ihren mystischen Einschlag seine Stellung im theologisch-kirchlichen Leben der schleswig-holsteinischen Landeskirche zu retten vermocht. Weitere Molesten mag er auf seine alten Tage satt haben. So gerne er im vertrauten Kreise seiner studentischen Gesinnungsschüler zugeben würde, daß ja au fond zwischen ihm und Jatho ein prinzipieller Unterschied nicht bestehe, so entschieden hat er es in der Öffentlichkeit — nach reiflicher Überlegung abgeleugnet. Das Augurenlächeln ist kein Privileg der antiken Zeichendeuter.

Was Professor Harnack veranlaßt hat, in seinem Kolleg einen Epilog zum Falle Jatho zu sprechen, ist nicht ersichtlich. Es war unvorsichtig — eigentlich müßte man sagen „zu tanzen". Denn es war der reine Eiertanz, den er in Worten vollführte. Vor „einerseits" und „andrerseits" kam aller Charakter zu kurz. Fein differenziert eben, heißt das. Ja, so fein differenziert, daß kein Mensch darin die Stellungnahme eines „führenden Geistes" zu einer die Gegenwart tief bewegenden Frage erkennen wird. Aber es läßt die liberalen Theologen anscheinend alle nicht recht schlafen, das Problem. Siebenunddreißig aus ihren Reihen, fast alles bekanntere Akademiker, haben sich veranlaßt gesehen, ebenfalls eine Erklärung hinauszuschicken und „im Interesse der Unbefangenheit der studierenden Jugend" vor den Gefahren des Spruchkollegiums zu warnen. Ihre Warnung entspringt der Befürchtung, es möchte der Kampf zwischen Glauben und Wissen allzuheiß entbrennen und allzuscharfe Scheidungen der Geister zeitigen. Dieser Kampf zwischen Glauben und Wissen ist es, den unsre Zeit schon lange zum Austrag bringt, und viele helfen ihn austragen, ohne es zu wissen und zu wollen. Er wird auch zum Austrag kommen, früher oder später. Wenn aber diese Zeit kommt, so wird sie begeisterte Anhänger finden bei „Gläubigen" und „Ungläubigen", bei Pietisten, Orthodoxen, Sozialisten, Atheisten und bei den Jathomännern. Zu fürchten haben sie die Harnack- und Baumgartenleute, mehr noch diese, als die staatskirchlichen, sogenannten „Positiven", denen ein milder Gnadenschein von „oben" (weltlich, nicht himmlisch gesprochen) und ein Roter Adler-Orden vierter Klasse der Inbegriff kirchlicher Erfolge dünkt. Gewiß, auch diese werden ächzen, wenn mit Glauben und Wissen die Staatskirche auseinanderbricht. Mehr aber noch geht es um die Existenz der akademischen Theologen „moderner" Observanz, denen dann mit der äußern Herrlichkeit auch die innere Daseinsberechtigung abhanden kommen wird. Haben sie doch schon heute, fast nicht minder als ihre katholischen Kollegen, auch ohne Modernisteneid mit der Geringschätzung ihrer akademischen Kollegen andrer Fakultät zu kämpfen. Im Grunde gelten sie ja heute schon nicht mehr für „voll" im Kreise der modernen Wissenschaft. Es sei denn, daß sie zu Macht und Hoftracht emporgestiegen sind und in Kniehosen über das Apostolikum lesen. Vor allem aber wird ihnen das Ziel zerbrochen, das ihnen vorschwebt: die bestehende Kirche

Digitized by Google

systematisch zu erobern und dem schrankenlosen Subjektivismus zur inneren Selbständigkeit die äußere Macht hinzu zu gewinnen.

Der schrankenlose Subjektivismus. Ein furchtbares, entsetzliches Wort für viele. Auf die widerspruchsvollen Worte Harnacks von der „unerträglichen und doch zu ertragenden" Lehre Jathos, schrieb ihm dieser: „Wie soll ich aber aus Ihrem Munde, verehrter Herr Professor, die Forderung verstehen, Jesus Christus müsse seine unverschiebbare Rolle behalten? Ich brauche Ihnen, dem Kenner der Dogmengeschichte, doch nicht zu sagen, daß es eine solche „unverschiebbare Rolle" gar nicht gibt. Haben Sie uns nicht selbst gelehrt, daß die Verschiebung der Rolle — oder sagen wir besser: der religiösen Bedeutung — Jesu schon im Zeitalter der Entstehung des Neuen Testaments beginnt und seitdem nie wieder zum Stillstand gekommen ist? Haben Sie nicht selbst all Ihre Intelligenz und wissenschaftliche Urteilskraft daran gesetzt, uns, Ihren Schülern und Lesern, die Weite und Tiefe der stattgehabten Verschiebungen recht klar und anschaulich zu machen? Was hat denn Ihr Jesus noch gemein mit dem Christus der altkirchlichen Christologie, mit dem Christus Luthers, dem „wahrhaftigen Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren?" Und macht denn die Differenzierung und Entwicklung, die Verschiebung und Vergeistigung etwa vor dem Spruchkollegium Halt? .... Stellen Sie keine Maßstäbe auf, die durch Ihre eigene gesamte wissenschaftliche Lebensarbeit als illusorisch erwiesen sind. Erklären Sie nicht eine Christusauffassung für unerträglich in der evangelischen Kirche, die Sie selbst nicht nur im wesentlichen teilen, sondern auch als akademischer Lehrer und theologischer Forscher vertreten. Die Stellung, die ich in meinem Wirken als Pfarrer der Person Jesu gebe, ist genau so berechtigt wie diejenige, die Sie oder Herr Professor Loofs oder Exzellenz Dryander oder Herr Professor Hausleiter dieser Persönlichkeit anweisen. Wir sind darin alle Subjektivisten, und ist einer darob in Verdammung, so sind wir es alle."

Und weiter: „Wie dürften gerade Sie und wir, Ihre Gesinnungsgenossen, die wir den übermenschlichen Christus aus seiner Stellung hinweggeschoben haben, es unternehmen, eine bestimmte Gottesvorstellung als die normale zu bezeichnen? Seit Christus kein übernatürliches Wesen mehr hat, kann er uns auch nichts Maßgebendes mehr über Gott sagen. Er ist ja selbst ein Gottsucher geworden wie wir, wenn auch einer der erfolgreichsten. Nein, verehrter Herr Professor, wir Zweifler, Sie und ich, die wir an die alte Christologie nicht mehr glauben, wir dürfen nicht mehr versuchen, über Gott etwas objektiv Gültiges auszusagen. Für Sie und mich gibts keinen andern Gott mehr als den persönlich Erfahrenen."

Wer vermöchte die schlagende Logik dieser Sätze zu bestreiten, es sei denn mit „Differenzierungen", für die nur ein moderner Scholastiker Verständnis und Interesse besitzt? Baumgarten legte den Unterschied zwischen sich und Jatho in das historische Moment. Jesus sei für Jatho nicht „in dem Maße" historische Größe wie für ihn selber. Das ist echt theologisch. Etwas ist „in einem Maße" historisch oder in „einem andern Maße". Ein feiner Eichstrich soll die Grenze abgeben, nach der man sich einen Christen nennen darf oder nicht. Damit ist praktisch nicht das Geringste anzufangen. Wie denn auch tatsächlich Jatho — auch nach unsrer Auffassung — kein Recht mehr hat, sich einen Christen, will heißen, einen Sohn der christlichen Kirche zu nennen. Amt oder nicht Amt. Das Pfarramt an der Gemeinde ist ein „charismatisches". Es verlangt besondre Gaben. Aber es verlangt keinen Glauben höhern Grades. Wenn ein Jatho kein Seelsorger sein darf, ist er auch kein Christ mehr. Das Kirchengesetz ändert daran nichts.

Die Folge aber ist, daß die Harnack, Baumgarten und ihre unzähligen Glaubensgenossen, die — ob mit dieser oder jener „differenzierten" Terminologie, ob mit Winkelzügen oder brutal und geradezu — daß sie alle, einschließlich Jathos, den objektiven Grund der christlichen Kirchenlehre, die objektive Verkündung einer auf Heilstatsachen beruhenden Erlösungsreligion, die ihren Zweck im Menschen erfüllt, nur wenn sie ihn in der inneren Vereinigung mit diesen Tatsachen und auf ihrem Grunde „erlöst", daß sie alle diesen „objektiven" Grund in irgend einem erheblichen Grade subjektiviert und damit aufgelöst haben. Der Mensch, das Maß aller Dinge, auch Gottes, ist ihre Religion, mögen sie es formulieren, wie sie wollen.

Wir stehen alle auf Kants Erkenntnistheorie. Nach Kant kann die Wissenschaft nie wieder zu jenem Begriff der Objektivität gelangen, den sie vorher naiv beanspruchte. Daran liegt ihr auch nichts. Sie befaßt sich mit den Erscheinungen und ihren Modalitäten, aber nicht mit dem Wesengrunde des Lebens und der Dinge. Die alte Objektivität aber nahm und nimmt der christliche Glaube unbedingt für sich in Anspruch, wofern er noch auf Tatsächlichem basieren will, und wofern ihm nicht das subjektive Empfinden der Inbegriff des Objektiven ist. Das ist ja gerade das Merkmal des Glaubens im Gegensatz zum Wissen. Der Glaube ist das völlig Absurde, das Widersinnige, das Inkommensurable. Es liegt jenseits der Kategorien der Vernunft, wie seine Objekte jenseits der Erscheinungen liegen müssen, wenn er ihre Objektivität behaupten soll. Daher Sören Kierkegaard, der geniale dänische Philosoph und gläubige Christ, ein Luther und Kant in einer Person, der wie kein zweiter unsrer Zeit vorausschauend, den Schnitt zwischen Glauben und Wissen konsequent zu ziehen wagte, den Glauben

Digitized by Google

nicht anders zu umschreiben wußte, als mit einem Sprung ins völlig Dunkle. Wer das nicht erkennt, vermag den Glauben vom Wissen überhaupt nicht zu unterscheiden. Daher aber ist diese Erkennis auch das Ende der liberalen Theologie von Schleiermacher bis Ritschl, Kaftan, Harnack, Baumgarten und Jatho. Denn sie lebt wie niemand sonst, von der Vermischung beider. Man möchte fast sagen, von der absichtlichen. Denn sie selber kennt diese Achillesferse an ihrem Leibe — vergleiche Harnacks Unsicherheit im Urteil über Jatho. Und trotzdem, schreibt kürzlich einer, — es klang fast wie ein Notschrei, — muß doch ein Unterschied sein zwischen Schleiermacher und Feuerbach? Jawohl, der Unterschied aber lag nur im Persönlichen, im religiösen Bedürfnis. Aus dem gleichen Grunde, aus dem diese beiden sich unterschieden, unterscheiden sich Jatho und Baumgarten nicht. Denn hier haben beide den starken religiösen Hang in sich, und das macht sie eins. Nur das verschiedene Maß des Bedürfnisses nach Mystik auf der einen, nach begriffsmäßiger Vergegenwärtigung auf der andern Seite, bringt die tausendfachen Spielarten der modernen Theologie hervor. Sie alle aber stehen auf einer Seite zusammen dem alten, kirchlichen Christentum gegenüber, daß für alle Temperamente das Gleiche war, weil es in „Gottes Wort und Luthers Lehr" seine objektive, und gerade darum dem Verstande absurde, gemeinsame Grundlage besaß — und besitzt.

Es ist eine rein logische Deduktion, die hier geführt wird. Dieser Logik ist der Jatho lieber als der Harnack und der Baumgarten.

England im Schlepptau seiner Kolonien.

Von **Otto Corbach** (Berlin).

Es ist eine eigentümliche und äußerst verdächtige Erscheinung der englischen Volkswirtschaft, daß Arbeitslosigkeit und Auswanderung größer und größer werden, auch wenn, wie in den letzten Jahren, die Zahlen des britischen Außenhandels anschwellen und den trügerischen Anschein wachsenden Wohlstandes erwecken. Im Jahre 1909 betrug der gesamte Wert des englischen Außenhandels (Ausfuhren heimischer Erzeugnisse zusammen mit den Einfuhren) 801 Millionen Pfund Sterling. Die Beschäftigungslosigkeit betrug zu dieser Zeit nach der Statistik 25 Prozent. Im Jahre 1905 hatte sich der englische Außenhandel auf 894 Pfund Sterling gehoben, und die Beschäftigungslosigkeit sich verdoppelt. Obschon in den vier Jahren von 1901 bis 1905 der Wert des Außenhandels um fast 100 Millionen Pfund zugenommen hatte, waren zudem die Löhne um 13 Millionen Pfund gesunken. Im Jahre 1907 belief sich der englische Außenhandel auf 1072 Millionen Pfund Sterling; die Beschäftigungslosigkeit war noch etwas größer als im Jahre vorher, als der Außenhandel viel geringer gewesen war. Im Jahre 1908 sank der Außenhandel wieder; der Gesamtbetrag der Löhne verringerte sich um 3225000 Pfund Sterling, im folgenden Jahre schwang sich der Außenhandel wieder auf 1003 Millionen Pfund empor. Die Beschäftigungslosigkeit in diesen beiden Jahren war größer als je zuvor; und die Auswanderung zählte gleichzeitig nach Hunderttausenden.

Die eigentliche Ursache dieser Erscheinungen ist die fortschreitende Verschiebung des Schwerpunktes des englischen Wirtschaftslebens nach der Seite des internationalen Handels und Transportes hin. Der innere Markt verliert an Kaufkraft schneller als auf auswärtigen Märkten, selbst unter günstigen Konjukturen, für den Export Ersatz geschafft werden kann; nur dadurch wird es erklärlich, daß der allgemeine Wohlstand wie der Umfang der Beschäftigung von Lohnarbeitern abnimmt, auch wenn der Außenhandel zunimmt. Im Zusammenhange hiermit steht die riesige Auswanderung englischen Kapitals; statt heimische Unternehmungen zu befruchten, zieht es auswärts Konkurrenten der nationalen Industrie groß. An der Verschlechterung der Verhältnisse auf den inneren Märkten hat natürlich die Verwüstung der englischen Landwirtschaft mitgeholfen. Je mehr Nahrungsmittel England einführen und je teurer es solche bezahlen muß, desto mehr Industrieprodukte muß es ausführen, um seine Bevölkerung überhaupt ernähren zu können. Jede Steigerung der Lebensmittelpreise bedingt, weil nur ein Fünftel der englischen Bevölkerung von heimischen Bodenerzeugnissen lebt, eine Steigerung der Ausfuhr lediglich zur Abwendung eines plötzlichen Rückganges des Nationaleinkommens.

Schon im Jahre 1894 hat Lord Georges Hamilton in einem vor der Royal Statistical Society in London gehaltenen Vortrag über diese bedenkliche Situation des englischen Volkes die charakteristischen Worte gesagt: „Wir sind in der Lage eines Mannes, der gezwungen ist zu spielen und seinen Spieleinsatz fortwährend zu erhöhen, nicht deshab, weil er das Spiel liebt, sondern weil er jetzt nicht mehr aufhören kann zu spielen, ohne sich dem Untergang und dem Verderben preiszugeben". Das Spiel Englands geht um die auswärtigen Absatzmärkte, aber es schnitt dabei bisher gegenüber rivalisierenden Nationen nur deswegen immer noch günstig ab, weil es in den Kolonien die Spielregeln zu seinen Gunsten zu beeinflussen vermochte. Im Jahre 1909 gingen 33 Hundertstel der englischen Ausfuhren nach den Kolonien, 42 Hundertstel nach Ländern, die dem freien Wettbewerb Englands noch mehr oder

Digitized by Google

weniger offen stehen: Mexiko, Südamerika, China, die Türkei; und nur 25 Hundertstel nach andern Ländern, wie Mitteleuropa und Rußland. Kanada, Mexiko und die meisten Länder Südamerikas geraten aber immermehr in den Bannkreis des nordamerikanischen Trustkapitals, das dem englischen Wettbewerb todfeindlich ist. In Argentinien z. B. ist der Fleischtrust mit Aussicht auf Erfolg bestrebt, die gesamte Nahrungsmittelproduktion unter seine Kontrolle zu bringen und damit für den Export nach andern Gebieten als den Vereinigten Staaten zu verteuern. Was das für England zu bedeuten hat, erhellt daraus, daß 40 Hundertstel seiner Nahrungsmittelzufuhr aus Argentinien kommen.

Das erstaunlich weitherzige Entgegenkommen, das das Mutterland den Kolonien auf der jüngsten Reichskonferenz bewiesen hat, findet in diesen Verhältnissen eine einfache Erklärung. Einst vereinigte die Londoner Regierung in sich die vertragschließende Gewalt für das gesamte Reich. Kanada hat sich zuerst davon emanzipiert, und in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Abkommen mit fremden Mächten getroffen, ohne sich im geringsten um Londoner Wünsche und Absichten zu kümmern. Noch sind aber eine ganze Reihe von Verträgen in Kraft, die die Zentralregierung eigenmächtig für das ganze Reich abgeschlossen hatte. Nun hat die Konferenz auf Anregung Sir Wilfried Lauriers einstimmig den Beschluß gefaßt, die englische Regierung aufzufordern, Verhandlungen mit den verschiedenen fremden Regierungen zu eröffnen, die Handelsverträge mit ihr abgeschlossen haben, die die überseeischen Besitzungen mit einbegreifen, zu dem Zwecke, diesen die Freiheit zu erwirken, davon zurückzutreten, ohne daß durch einen solchen Schritt die Wirksamkeit des Vertrages für den übrigen Teil des Reiches behelligt wurde. Der Sinn dieser Resolution besteht einfach darin, daß die Kolonien sich weigern, Vertragsverpflichtungen zu erfüllen, die ihnen auferlegt wurden, ohne daß man sie darum befragte, und es dem Mutterlande überlassen, sie davon loszukaufen. Nach einem andern, ebenfalls einstimmig erfolgten Beschluß der Konferenz sollen die Kolonien künftig erst zu Rate gezogen werden, bevor die Zentralregierung dem Haager Schiedsgericht Erklärungen inbezug auf die Londoner Deklaration abgibt, und das gleiche Verfahren soll, wenn es die Opportunität nur eben zuläßt, angewandt werden, wenn Verhandlungen über andre internationale Vereinbarungen, die Interessen der Kolonien berühren, im Gange sind. Die Saturdy Review bemerkt hierzu: „Was Australien betrifft, so sehen wir hinter der Resolution der Konferenz den Schatten Japans. Sobald die Zeit kommt, Herrn Fischer oder seinen Nachfolger über die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses zu befragen, dann werden wir sehen, ob die Reichszusammenkunft von 1911 uns wirklich auf der Straße der Reichseinheit weiter gebracht hat".

Bemerkenswert ist auch die Haltung der Kolonien in bezug auf die Frage der Einwanderung in die Kolonien. Die Vertreter des Mutterlandes forderten Freizügigkeit im ganzen Reiche für die 300 Millionen farbigen britischen Untertanen in Indien; die Kolonien jedoch weigerten sich, derentwegen ihre Bestimmungen gegen die Einwanderung von Asiaten überhaupt auch nur im geringsten zu mildern. Sie verlangten noch dazu die Ausschließung der „Laskaren", indischen Matrosen, von allen kolonialen Häfen anlaufenden englischen Schiffen.

Und nun bedenke man, daß alle großen imperialistischen Fragen von der Tagesordnung der Konferenz von vornherein ausgeschaltet worden waren, so die der Tarifreform. Auch die Reichsverteidigung wurde nur nebensächlich berührt. Einst träumten die Imperialisten von einer kompakten, von allen Teilen des Landes mit Geld und Menschen unterstützten Flottenmacht, die jedem Winke der Londoner Regierung gehorchte. Heute kaprizieren sich die beiden führenden Kolonien Australien und Kanada darauf, eigene kleine Flotten zum Schutze ihrer eigenen Küsten unter der uneingeschränkten Kontrolle ihrer eigenen Regierung zu schaffen. Die Kolonien wissen, daß das Mutterland mehr auf sie angewiesen ist als sie auf das Mutterland und ziehen ihren Vorteil daraus. England wird auf diese Weise von seinen Kolonien allmählich ins Schlepptau genommen, in der Sprache Mr. Asquith" heißt das freilich „Imperial Union based on local autonomy".

Die erste kriegsgemäße Automobilaufklärungsübung.

Von **Rogalla v. Bieberstein** (Breslau).

Ende Juni fand eine kriegsgemäße Automobilaufklärungsübung von Breslau aus in der Richtung auf die russische und die österreichische Grenze statt, die deshalb besondres Interesse beansprucht, weil sie den ersten derartigen Versuch bildet, Privatautomobile unter Anleitung sachkundiger Militärs zu Erkundungszwecken in großem Stil zu verwenden, und weil sie, wenn auch die Möglichkeit dieser Verwendung ergebend, doch auch ihre mannigfachen Hindernisse veranschaulichte und damit auf die Grenzen hinwies, die der kriegsmäßigen Benutzung der Automobile gesetzt sind. So zweifellos auch — in Anbetracht der durch die neuesten Vorkommnisse wieder bestätigten Unzuverlässigkeit der Aufklärungsmittel der Lenkballons und Aëroplane — die Leistungen der Kavallerie und ihrer Offizierpatrouillen und erfor-

Digitized by Google

derlichenfalls das Gefecht von Aufklärungsabteilungen aller drei Waffen, sowie im Bereich des Gegners tätige Agenten und Spione die sichersten Mittel der Aufklärung über den Feind fernerhin bleiben werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch die Automobile, gut geführt, und von mit der Lösung der Aufklärungsaufgaben vertrauten Militärs besetzt, namentlich in Ländern mit gutem, engmaschigem Chausseenetz, wie Deutschland und Frankreich, die Aufklärungstätigkeit wirksam zu unterstützen vermögen. Und besonders wenn sie gegen feindliche Feuerwirkung geschützt, und dieselbe zu erwidern imstande, als Panzerautomobile auftreten und mit einem Geschütz armiert sind, wie dies bereits bei französischen Manövern der Fall war. Jedoch erleidet dabei ihre Schnelligkeit, von der ihr Erfolg wesentlich abhängt, infolge der großen Belastung Einbuße. In Ländern mit wenig entwickeltem Chausseenetz und von Gebirgs-, namentlich Hochgebirgscharakter mit starken Straßensteigungen ist jedoch ihre Verwendung zur Aufklärung sehr erschwert, unter Umständen selbst ausgeschlossen, wenn auch vielleicht in vereinzelten Fällen eine kühne Fahrt zur strategischen Aufklärung auf Umwegen glücken kann. Namentlich aber gilt ersteres, wenn starker Regen die unchaussierten Landstraßen und Wege aufweicht und starker Schneefall und Glatteis sie unpassierbar machen. Die Kriegsleistung der Automobile zu Aufklärungszwecken bleibt jedoch auch bei gut chaussiertem Gelände in Anbetracht der eintretenden technischen Defekte stets eine unzuverlässige, wie es, wenn auch die Möglichkeit des Gelingens ergebend, die mittelschlesische Übungsfahrt bewies.*) Diese begann mit 50 Automobilen am 21. Juni nachmittags 2½ Uhr von der Nordost Lisière Breslaus (Scheitnig) aus, unter folgender General-Idee: Eine rote Armee aus Rußland und eine blaue Armee aus Österreich befinden sich im Anmarsch auf Breslau, das, wie wir bemerken, als Schlesiens Hauptstadt mit einer halben Million Bewohnern und den für den Krieg verwendbaren Vorräten einer solchen Stadt, sowie als mehrfach überbrückter Oderübergang, und neuerdings mit provisorischen Befestigungsanlagen versehen, eintretenden Falls zum anzustrebenden Operationsobjekt jener beiden Armeen zu werden vermag. Die rote Armee befand sich in der Linie Festenberg-Militsch etwa am 7. d. M. von Breslau, die blaue Armee in der Linie Neurode-Charlottenbrunn etwa am 10. d. M. von der Metropole, und beide gegnerische Armeen waren somit noch am 17. d. M. von einander entfernt. Die Automobilkorps beider Armeen erhielten den Auftrag, festzustellen, wie weit und in wieviel Kolonnen der feindliche Vormarsch bereits erfolgt sei, und ob weitere Truppenausladungen auf den Bahnhöfen Festenberg und Militsch bezw. Charlottenbrunn und Neurode stattfänden. Die Übung sollte 8 Uhr abends enden, um 9,30 Uhr mußten sämtliche Automobile zurück sein. Zahlreiche Preise bis zum Wert von 500 Mk. waren für die Sieger ausgesetzt, und eine beträchtliche Anzahl von Offizieren aller Waffen und Grade nahm als Mitfahrer oder Unparteiische an der Übung teil. Die Automobile starteten jede halbe Minute nacheinander, wobei der Unparteiische in verschlossenem Kouvert eine Karte erhielt, auf der die zu erkundenden feindlichen Kolonnen eingetragen waren. Da nur etwa 5½ Stunde für die Lösung der Aufgabe zur Verfügung standen, so begann die Fahrt in sehr raschem Tempo. Für die Verfolgung der Aufgabe genügt die Reymannsche- oder eine Spezialkarte der Provinz Schlesien und selbstverständlich die Generalsstabskarte.

Bei der Roten Partei, die gegen die Linie Charlottenbrunn-Neurode zur Erkundung angesetzt war, bildeten sich von Anfang an zwei Gruppen. Die eine fuhr über Klettendorf-Gniechwitz auf Schweidnitz, die andre über Domslau-Koberwitz-Heidersdorf auf Nimptsch oder Reichenbach: beide in dem Bestreben, möglichst schnell den Flügel der vormarschierenden Kolonnen festzustellen. Die Fahrer, die so fuhren, hatten Erfolg; denn sowohl auf der Straße Waldenburg-Schweidnitz-Groß-Merzdorf als auch auf der Straße Neurode-Volpersdorf-Reichenbach befand sich eine Kolonne des Gegners im Anmarsch, die der Unparteiische rechtzeitig meldete. Schwieriger war es, die beiden mittleren Kolonnen, die dazwischen von Ober-Weistritz über Pilzen auf Pfaffendorf und von Erlenbusch über Hausdorf-Wüstewaltersdorf auf Peterswaldau marschierten, zu finden, und nur sehr wenigen Wagen gelang es, bis zur festgesetzten Stunde 8 Uhr abends, die ganze Aufgabe zu lösen, zu der auch noch das Erreichen der beiden Bahnhöfe Charlottenbrunn und Neurode gehörte, um festzustellen, ob dort Truppenausladungen stattfänden. Die Leistungen besonders bei Rot in dem teilweise bergigen Gelände waren zum Teil hervorragende. Die Fahrer mußten hier, um ihre Aufgabe zu erfüllen, mehr als 200, manche bis 300 km zurücklegen, was bei einer nur fünfstündigen Arbeitszeit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von über 40 km pro Stunde entsprach. Besondere Beachtung beanspruchte die eingehende Berichterstattung über die Fahrt der Automobile der blauen Partei zur Aufklärung gegen Festenberg und Militsch. Nachdem das Dorf Hundsfeld und Schloß Sybillenort, Dorf und Park links lassend, passiert waren, sperrte eine starke feindliche Abteilung (supponiert) unweit des Dorfes Peuke den Automobilen die Chaussee, und rückwärtige Feldwege in der Richtung auf Langewiese, Stein und Groß-Weigelsdorf, sollten zur Umgehung des Feindes aushelfen. Allein, so schnell die Fahrt auf der Chaussee und gutem Wege ging, ein um

*) Wir folgen hier in den sachlichen Angaben den Berichten der schlesischen Presse.

Digitized by Google

so größeres Hemmnis trat auf den Feldwegen ein. Die Insassen von 6 Autos mußten aussteigen, und überlegten, ob sie vorwärts oder nochmals zurück fahren sollten. Allein die Autos hatten sich in den tief ausgefahrenen Spuren des Feldweges festgefahren, und alle Chauffeurkünste halfen nichts. Den vereinten Anstrengungen der Fahrer gelang es zwar, einige Wagen flott zu machen, so daß sie ihre Fahrt fortsetzen konnten, ein zu schweres Auto jedoch blieb liegen. Herbeigeholte Ackerpferde wurden scheu, und zerrissen sämtliche Ketten, und erst unter Mithilfe von Landleuten und deren Spaten und sonstigen Werkzeugen, wurde das Auto ausgegraben, und vermochte die Fahrt fortzusetzen, um bald darauf ein Auto mit zerbrochener Achse vorzufinden, und nach Aufnahme seiner Insassen die Fahrt zu verfolgen. Ein plötzlicher Federbruch in der Nähe von Cunersdorf unterbrach dieselbe nicht, dagegen zwischen Kl.-Oels und Süßwinkel eine viertelstündige Panne infolge Schlauchplatzens. Nach dem Einsetzen eines neuen Schlauches wurde die Fahrt über Kl.-Oels, Raake, Bohrau, Stampen und Juliusburg fortgesetzt. Vor Groß-Graben platzte jedoch auch dieser Schlauch gegen 7 Uhr abends, und da keine andre Reserve vorhanden war, mußte der um 7 Uhr 27 Min. von Groß-Graben abgehende Zug zur Rückfahrt nach Breslau benutzt werden, ein Beispiel, dem mit ihren Autos zu folgen, eine ganze Reihe von Teilnehmern genötigt war. Somit erwies sich die (ungeachtet der bei der roten Partei gelungenen Übung) noch bestehende Unzuverlässigkeit der Automobile auf Feldwegen und einzelner ihrer Konstruktionsteile bei der Übung der blauen Partei. Allein, es ist anzunehmen, daß derartige Materialmängel mit der Zeit beseitigt werden. Jedoch bedarf die Aufklärung vermittelst Automobilen noch der Erprobung und Bewährung bei den erwähnten ungünstigen, hindernden Witterungsverhältnissen.

Von den Briefen Liliencrons.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

I.

Man kann sich sehr wohl denken, daß dieser oder jener Leser die beiden Bände enttäuscht aus der Hand legt, weil er von falschen Voraussetzungen aus an die Lektüre gegangen ist. Schon wer in den Briefen poetisches Gold vom Dichter Liliencron zu finden hofft, wird im allgemeinen enttäuscht sein. Der Dichter Liliencron kommt nur selten zu Wort; die Schriftstücke stammen fast immer aus der platten Not des Lebens. Das Leben selber hat diese Briefbögen mit seinen rohen, dafür aber auch unerschrockenen und derben Zügen bedeckt. Nur wer die Poesie aus dem Leben selber zu holen vermag, kommt in diesem Punkt auf seine Rechnung. Wer Poesie zu finden hofft, die ihm vom Gastgeber in reichen Schalen fertig zum Genuß entgegengetragen wird, wird enttäuscht. Auch wer Dichterbriefe in die Hand zu nehmen pflegt, um philosophischen oder ästhetischen Erörterungen zu folgen, geht den vorliegenden Bänden gegenüber von einer irrtümlichen Voraussetzung aus; ebensowenig tragen sie irgend etwas Wesentliches zur literarhistorischen Erhellung des Zeitraumes bei, in dem der Verfasser gelebt hat, wie sie auch zu seinem eigenen Schaffen keine Erläuterung bilden — — — es sei denn den Unmündigen gegenüber, die so glücklich waren, in Liliencron so etwas wie einen flotten Offizier zu sehen, der munter das Tanzbein schwang, ohne von den Abgründen dieser Erde eine Ahnung zu haben. Nichtsdestoweniger muß man Dehmel dankbar sein, nicht nur, weil er die beiden Bände herausgegeben hat, sondern vor allem auch, wie er sie herausgegeben hat; denn sie bilden allerdings einen gewichtigen Beitrag zur Kenntnis von Liliencrons Wesen. Nur muß man sich zu dieser Kenntnis hindurcharbeiten, indem man die Briefe als Material benutzt. Um es noch einmal zu sagen: es handelt sich um die rohe, ungefüge, abgerissene Schrift des Lebens, die nur dem zur Erkenntnis oder zum Kunstwerk wird, der selber zu denken oder zu schauen versteht.

Weil diese Briefe sozusagen vom Leben selber geschrieben sind, war die erste Forderung, die man an den Herausgeber richten mußte, daß er nun auch an seinem Teil an Unerschrockenheit nicht hinter der Unerschrockenheit des Lebens zurückstehe. Eine übel angebrachte Retouche hätte den Wert dieser Briefe vernichtet, ohne ein Kunstwerk schaffen zu können. Wie die Dinge nun einmal lagen, mußten die Briefe derb und unerschrocken den Zustand des Lebens künden und es dann dem Leser überlassen, sich mit diesem Zustand nach der Maßgabe seiner intellektuellen Kräfte abzufinden. Dehmel als Herausgeber hat unsern Dank verdient, weil er hier seinem verstorbenen Freund gegenüber auch da nicht versagte, wo es nach den hergebrachten Anschauungen sein Recht oder wohl gar seine Pflicht gewesen wäre, bestimmte Dokumente zurückzuhalten. Dehmel hatte Recht, als er einfach sagte: „Hier habt ihr dieses Leben, das von einem bedeutenden Künstler gelebt wurde, und nun seht freundlichst zu, wie ihr selber damit fertig werdet.“ Die geschminkten offiziellen Dichterbiographien sind eine Pest, auch wenn die Schminke noch so oft aus einer Art von feiger Pietät aufgetragen wurde. Immer wieder steht das Publikum dem Leben eines Künstlers ratlos gegenüber, weil ihm mit jeder neuen Biographie immer ein neuer Bär aufgebunden wird. Der Dichter „wandelt“ durch so eine Biographie so verklärt, wie er vielleicht

Digitized by Google

später im Lichte der Literaturgeschichte aussehen mag, während er in seinem persönlichen Leben vielleicht von seinen eigenen Instinkten und der Brutalität seiner Mitbürger bei lebendigem Leibe geschunden wurde. Die Wahrheit, die unerschrockene, unerbittliche, unbestechliche Wahrheit, sollte die oberste Pflicht des Biographen sein, und es sollte als eine Todsünde erachtet werden, sie einer falschen Verehrung oder einer schwächlichen Furcht vor dem Publikum zu opfern. Dehmels Hände sind in diesem Punkte rein geblieben; er ist bei der Veröffentlichung der Briefe mit einer Tapferkeit zu Werke gegangen, die für sein eigenes Künstlertum zeugt.

Die Geldnot hat das Leben Liliencrons überschattet, wie so oft schon das Leben eines deutschen Dichters. In einer Weise aber liegen die Schatten über dem Leben Liliencrons besonders tief. Der Philister wird hier zwar mit der Behauptung bei der Hand sein, daß Liliencron kein Wirtschafter war, und so wenig diese Annahme von der Hand gewiesen werden soll, so wenig ist mit ihr die Geldnot Liliencrons erledigt. Der Philister übersieht hier, daß es unter gewissen Umständen viel wirtschaftlicher sein kann, ein Zwanzigmarkstück in einem Tag zu verjubeln, als sich damit acht Tage lang seine Mehlsuppen aufzubessern. Wenn man sich in einer Situation befindet, in der das Sparen doch nichts nützt, in der zwanzig Mark oder fünfzig Mark das melancholische Grau doch nicht zu erhellen vermögen, dann ist es schon besser, vernünftiger, wirtschaftlicher, daß man sich wenigstens einen oder zwei üppige Tage verschafft. Es ist wirtschaftlicher, weil man sich auf diese Weise vielleicht einige Farbe und am Ende auch einige Hoffnung in die nächste Zeit hinüberrettet, so daß man den erneuten Kampf mit der Armut mit besseren Kräften aufnehmen kann. Es ist sonderbar (oder auch nicht sonderbar, wie man will), wie wenig die satten Leute von der Psychologie der Armut verstehen. Ich entsinne mich einer blutarmen Familie in meiner kleinen Vaterstadt, die dadurch die Entrüstung der Nachbarn wachrief, daß sie frischen Kaffee machte und Kuchen holte, wenn sich einmal zufällig eine Extra-Mark ins Haus verirrte. Aber was hätten sie mit so einer Mark im Grunde anfangen sollen? Wenn sie im Haushalt verteilt worden wäre, hätte sie nicht einmal dazu gereicht, auch nur für einen Tag, die schwarze Not in eine graue zu verwandeln. Wenn sie aber frisch duftenden Kaffe auf den Tisch brachten, dazu Kuchen, wenn also sie und die Kinder einmal bekamen, was ihnen vermutlich als das Symbol aller Wohlhabenheit und als das eigentliche Fest des Lebens erschien, so hatten sie wenigstens etwas, und in der schwarzen Armut war ein heller Sonntag geschaffen. Wenn Liliencron sich bei einem zufällig einlaufenden Honorar von zwanzig Mark sein Beefsteak mit Burgunder anfeuchtete, so war er verrückt nur im Sinne des Philisters, in jedem menschlichen und künstlerischen Sinne handelte er durchaus vernünftig. Damit ist nun allerdings schwerlich das erledigt, was man Liliencrons Leichtsinn genannt hat. Man gewinnt sicher den Eindruck, daß er gelegentlich in einer Weise gewüstet hat, die sich finanziell auch dann nicht verteidigen läßt, wenn man kein Philister ist. Melancholisch bleibt sein pekuniäres Schicksal darum aber doch, im besondern, weil er im Kampf ums liebe Geld so gar keine Waffen hatte. Er war für zwei Berufe geboren, deren Instinkte ihm tief im Blut saßen: er war Offizier und Lyriker, beiden Berufen aber ist gemeinsam, daß sie nicht honoriert werden. Als Sohn eines verarmten Adeligen geboren zu werden, mit dem instinktiven Lebensdrang des Lyrikers und Offiziers ausgestattet zu werden, dabei aber gar keine Fähigkeiten für irgend einen praktischen Erwerb zu besitzen, das ist allerdings ein Kreuz, und Liliencron hat an diesem Kreuz sehr schwer tragen müssen. Man hat mitunter die Empfindung, als riefe er der Welt zu: „Was wollt ihr denn eigentlich von mir? ich habe eure Schlachten geschlagen; ich weiß im Felde zu sterben; ich habe eure Literatur mit unvergänglichen Gedichten bereichert, ist das nicht ein elendes Butterbrot wert!“ Die Welt aber zieht gleichmütig ihre Straße weiter. Es ist eine schöne Sache, in der Schlacht zu sterben, und auch lyrische Gedichte sind eine schöne Sache, honoriert wird aber weder das eine noch das andre. Liliencon hatte im materiellen Kampf ums Dasein tatsächlich keine Waffen. Er war auf den guten Willen seiner Mitmenschen angewiesen, und wenn auch manches „noble Herz“ zu ihm gestanden hat, so ist diese Hilflosigkeit doch immer ein grauenhaftes Schicksal. Man begreift zunächst nicht, warum er sich mit einer Menge von Menschen auf eine weitläufige Korrespondenz einließ, die ihm schließlich die beste Arbeitszeit wegnahm und sein Leben vergiften half. Wenn aber jemand darauf angewiesen ist, daß diejenigen ihm helfen, die ihn verehren, braucht man sich da zu wundern, daß er mit seinen Verehrern gern Fühlung behielt, und daß er unwirsch gestimmt wird, wenn immer nur Verehrung und nichts als Verehrung bei ihm einläuft? Immer hat das Leben geflucht, und immer hat Schiller gesegnet, sagt Hebbel. Man kann in derselben Weise sagen, daß in bezug auf den materiellen Lebensunterhalt das Schicksal Liliencron gegenüber immer geflucht hat, nur hat Liliencron freilich als derber Schleswig-Holsteiner kräftig zurückgeflucht und sich oft genug ins Zynische hinübergerettet, wenn er seinen Zustand nicht anders mehr zu ertragen wußte. Verschärft wird die ganze Misere noch durch den Umstand, daß er die schlimmste Not zum Teil in einer Kleinstadt durchmachen mußte. Man begreift, daß er hier

Digitized by Google

mitunter dahin kam, in den Menschen lauter Bestien zu sehen, die nur auf den günstigen Augenblick warteten, ihn anzuspringen. In der Großstadt verschwindet der einzelne, und er kann wenigstens mit seiner Not allein sein, was schon unendlich viel wert ist, in der Großstadt hätten sich auch leichter die Menschen gefunden, die von seinem Wert ein Bewußtsein oder wenigstens eine Ahnung gehabt hätten. In der Kleinstadt ist man allen niedrigen Instinkten der Gattung Mensch unmittelbar ausgesetzt, ohne daß freies und nobles Menschentum einen versöhnenden Schimmer darüber werfen könnte. Wer in der Kleinstadt leidet, leidet tausendfach, weil er, wie der Indianer am Marterpfahl, von dem ganzen lieben Publikum umjohlt wird. Liliencrons verzweifelter Kampf hat dazu immer und überall, auch wo die Stunde am schwärzesten ist, den großen Zug, daß er sein Künstlertum nicht in bares Geld umsetzte. Auch als es buchhändlerisch nötig war, verschmähte er die Spekulation in „frischer Erotik", die vielleicht etwas eingebracht hätte. Auch sein letzter Roman, der kurz vor seinem Tode erschien, war noch so frei und künstlerisch gehalten, daß die guten deutschen Familienblätter ihn trotz des nunmehr berühmten Dichters mit entsetzter Einmütigkeit zurückschickten. Wie schwierig auch wahrscheinlich das wirtschaftliche Problem zu lösen war, das Detlev v. Liliencron hieß, wie sehr es auch wahr ist, daß die Dankbarkeit seinem Schaffen gegenüber bei noblen Menschen auch metallene Gestalt angenommen hat: man vermag den verzweifelten Kampf aus den vorliegenden Briefen doch nicht ohne Ergriffenheit emporsteigen zu sehen.

Dunkelheit.

Von **Emil Lucka** (Wien).

I.

Du hast um deine Seele Schatten getan
Und graue Schleier vorgespannt,
Daß ich nicht mehr hineinschaun kann —
Fremde Blicke gehn in dir um.

Deine Augen streifen weit im Land,
Ich finde nicht mehr zu ihnen hinein.
Sie sprechen dort draußen und sind mir stumm —
Ich muß still sein und möchte schrein.

Die Nacht lang gräbst du alle Blumen aus,
Die für uns beide gewachsen sind.
Du trägst sie durch die Nebel vom Haus,
Du bindest sie um einen großen Stein,
Du senkst sie in das Wasser ein —
Vom Sterben redet der Wind.

II.

Wer ruft? Wer ruft?
Ich hör eine Stimme durch die Nacht.
Reden? Singen? — Ich weiß es nicht.
Kann nichts verstehn,
Und fühl doch alles, was sie spricht.

Was horchst du noch?
Und reißest deine Seele Nacht
Für Nacht entzwei und schlürfst und trinkst?
Du weißt es doch —
Die Stimme weint.

III.

Hast du vergessen, wie es war?
Der Frühling gab dich mir!
Mit Blumen flocht ich
Dir meine Küsse ins Haar.

Hast du vergessen, wie lang
Das Schweigen gewesen ist,
Da meine Seele in deine
Bebend versank?

Mein ganzes Lieben
Liegt in deiner Seele versenkt.
Ich habe dir alles geschenkt,
Mir ist nichts blieben.

Die Soldatenbeichte.

Erzählung von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

III.

Am 15. Dezember brach Fouqé mit einigen Bataillons von Glatz auf, übernahm zwei Tage später das Kommando über das Zietensche Korps, das dem bei Leuthen aufs Haupt geschlagenen Feinde nachsetzte, marschierte damit ins Gebirge, vertrieb drei Tage vor Weihnachten vor Landeshut die feindliche Arrieregarde, die er über die Grenze warf, und machte dabei verschiedene Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen.

Der König war unterdessen nach Striegau gegangen, von wo aus er die Belagerung von Schweidnitz leiten wollte. Dorthin rief er am 29. Dezember seinen lieben Freund Fouqué, beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen und setzte sich mit ihm an die Tafel.

„Wie steht es mit dem Jesuiten Faulhaber?" fragte der König plötzlich.

„Er sitzt noch immer im Stockhaus", erwiderte Fouqué, „obschon er vom Gericht zum Tode verurteilt ist".

„Warum ist er nicht gehängt worden?" forschte der König und maß Fouqué mit einem

Digitized by Google

durchdringenden Blick. „Ist das Ihre Gerechtigkeit? Man darf den Arm der Justiz nicht aufhalten!“

„Aber der Justiz steht die Gnade des Königs“, erwiderte der General ohne Scheu.

„Ich soll diesen Jesuiten begnadigen?“ fuhr der König auf. „Dieses rät mir ein Fouqué?“

„Der Pater Faulhaber ist ein Narr, dessen Kopf verrückt ist“, erklärte der General. „Muß er hängen, werden sie einen Märtyrer und Heilgen aus ihm machen.“

„Ein unschuldiges Vergnügen, das man den Leuten immerhin gönnen kann“, sprach der König scharf. „Wenn es die Justiz verlangt, scheue ich mich nicht, dem heiligen Vater etwas mehr Beschäftigung zu geben.“

„Es wird böses Blut machen, besonders in der Grafschaft.“

„Mein Lieber, wozu habe ich Sie nach Glatz geschickt? Sie sind der Arzt und werden ein Mittel finden, das böse Blut weg zu kurieren. Der Pater muß unter allen Umständen hängen.“

„Er hat nichts bekannt“, gab Fouqué dem König zu bedenken. „Er hat jede Verteidigung verweigert.“

„Demnach fühlt er sich schuldig!“

„Er hat sich auf das Beichtgeheimnis berufen.“

„Das ist ein lächerlicher Grund. Er hätte beim Papst um Dispens einkommen können. Hat er das getan?“

„Nein!“

„Also muß er hängen ohne Gnade und Barmherzigkeit!“ entschied der König unerbittlich. „Ich lasse mir meine Armee von den kaiserlichen Pfaffen nicht ruinieren. In meinen Staaten gilt nur mein Wille. Und wer geflissentlich darauf ausgeht, meinen Willen nicht zur gehörigen Wirkung kommen zu lassen, der ist ein Majestätsverbrecher und mag seinen Lohn empfangen.“

„Der Pater Faulhaber ist nicht schuldiger als alle andern Pfaffen“, warf Fouqué freimütig ein.

„Alle kann ich nicht aufhängen lassen, darum muß der eine für sie alle büßen. Denn es ist nötig, ein Exempel zu statuieren. Die Staatsraison geht überall und allen Dingen voran. Sie wird vor einem Jesuiten, der so dumm war, uns in die Hände zu laufen, nicht einen Augenblick halt machen.“

„Der Pater Faulhaber ist kein Jesuit!“ erlaubte sich Fouqué zu bemerken.

„Sie sind alle Jesuiten, mein Lieber“, rief der König, „und der Schaffgotsch ist der oberste von allen. Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt. Wenn er sich wieder über die Grenze wagt, lasse ich ihm nach barbarischer Sitte die Ohren abschneiden. Schulmeister brauchen wir, die das Volk aufklären, aber keine Kuttenknechte, die es in der Dummheit erhalten. Denn die Dummheit ist ein Staatsverbrechen, und sie allein ist es, die dem Pater Faulhaber den Hals bricht. Ich dulde in meinen Staaten keine Nebenregierung.“

„Sire!“ sprach Fouqué und legte die Hand an den Degen. „Geben Sie Befehl, nach Rom zu marschieren, und Sie werden mich immer an der Spitze der Armee finden. Denn bevor nicht der Kopf der Hydra zertreten ist, eher wird keine Ruhe auf dieser Welt sein.“

„Mein lieber Freund“, lächelte der König, „Sie sind ein Feuerkopf trotz Ihrer sechzig Jahre. Mit Souveränen, die keine Soldaten haben, führe ich keine Kriege. Dabei ist nichts zu verdienen.“

„Roms Soldaten stehen in allen Ländern“, warf Fouqué enttäuscht ein. „Sie bilden Regimenter und Bataillone und sind vortrefflich einexerziert.“

„Schöne Soldaten!“ spottete der König. „Die in Unterröcken gehen. Sobald einer fällt, zittern sie alle wie Espenlaub. Also wozu tausend erschießen, wenn es genügt, einen einzigen an den Galgen zu hängen. Wie ein gemeiner Verbrecher soll er hinausgeführt werden. Darüber wird den andern Pfaffen ein helles Licht aufgehen, daß sie dasselbe zu gewärtigen haben, wenn sie es wagen, auch nur mit einem Finger an meine Armee zu rühren.“

„Sire!“ sprach Fouqué bittend. „Man wird Ihnen Übles nachreden.“

„Darauf gebe ich nicht einen Pfifferling!“ antwortete der König verächtlich. „Sie nennen mich längst einen Heuchler und Wortbrüchigen. Sie mögen es tun, wenn sie sich anders keine Erleichterung verschaffen können. Ich würde mich in den Boden hinein schämen, wenn sie mich einen Dummkopf hießen. Mögen sie mir auch den Pater Faulhaber anhängen. Er ist vom Kriegsgericht rechtskräftig verurteilt worden, und dieses Urteil wird unverzüglich vollstreckt werden. Warum sträuben Sie sich, diese Tatsache anzuerkennen?“

Da neigte Fouqué seinen grauen Kopf und schwieg.

„Oder soll ich den Kujon gar laufen lassen? Etwann ins Spinnhaus stecken, damit er als ein deutliches Exempel weiterlebt, daß der König von Preußen vor einer römischen Kutte davonläuft. Wenn Sie den Mann, der es gar nicht verdient, schon retten wollten, warum haben Sie ihn nicht echappieren lassen? Ich hätte ihm keine Träne nachgeweint und sein Bildnis an den Galgen nageln lassen. Denn eine ärgerliche Sache bleibt es trotzalledem. Oder meinen Sie, daß uns dieser Ausweg noch offen steht?“

„Nein, Sire!“ sagte der General und ergab sich in des Königs Willen. „Der Pater Faulhaber würde mit keinem Schritte aus dem Stockhause gehen und wenn man ihm goldne Berge

Digitized by Google

verspräche. Er ist ein gänzlich verblendeter Katholik und will durchaus ein Heiliger werden."

„Es bleibt also nichts andres übrig, als ihn ohne Verzug in den Himmel zu schicken!" rief der König und setzte sich nieder, um die Order zu schreiben.

Ein Kurier ritt damit in einem Aufsitzen nach Glatz. Um neun Uhr abends traf er dort ein. Als der Kommandant d'O das Schreiben öffnete, standen darin die Worte:

„Mein Oberstlieutenant, Sie haben den Jesuitenpater Faulhaber sofort hängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtiger zu gewähren. Friedrich."

Noch an demselben Abend verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, es würde am folgenden Morgen ein Spion gehängt werden. Der Scharfrichter ging zum Kommandanten und begehrte den Namen des armen Sünders zu wissen.

„Er braucht ihn nicht zu wissen", wurde ihm durch einen Adjutanten bedeutet, „Er wird ihn morgen schon sehen."

Am nächsten Tage blieben die Stadttore geschlossen, und eine starke Wache erschien vor dem Stockhause.

„Pater Andreas Faulhaber soll herauskommen!" befahl der kommandierende Offizier. „Er soll einen zum Tode disponieren."

Er gehorchte, trat in den Kreis der Soldaten und schaute sich nach dem Deliquenten um.

„Ihr seid es selber", sprach der Offizier zu ihm. „Ziehet das geistliche Kleid aus."

„Dies hat mir der König nicht gegeben", erwiderte der Pater, „darum hat er auch kein Recht, es von mir zu fordern."

„Euer Sträuben hilft Euch nichts", belehrte ihn der Offizier. „Denn Ihr seid bereits ein Kind des Todes."

Da bequemte sich der Pater, den Klerik auszuziehen, nahm einen Mantel um, umfing das Kruzifix und bereitete sich mit heller Stimme zum Tode vor, indem er rief: „Glückselig der Tag, glückselig diese Stund! Erfreu dich, mein Herz! Du bist ein Tempel des heiligen Geistes!"

Darauf ging er inmitten der Wache dem Tore zu. Erst wollte man ihn über das Eis am Holzplan führen. Aber es war da ein Husar durchgebrochen, so daß man mit dem Verurteilten über den Roßmarkt und durch das Brücktor gehen mußte. In der Minoritenkirche hielt man zu derselben Stunde ein Begräbnis ab, an dem viel Volks teilnahm. Als Andreas Faulhaber vorbeigeführt wurde, rief einer in die Kirche hinein mit lauter Stimme: „Sie bringen den Pater Andreas zum Galgen!"

Worauf alles Volk erschreckt aus der Kirche stürzte und sich dem Zuge anschloß. So gelangte man zum Galgen, der am Christkindelsteg über dem Neuländer Wasser lag. An dem Pfahl war vor acht Wochen ein österreichischer Spion aufgehängt worden. Den nahm der Scharfrichter herunter, während die Soldaten einen Kreis bildeten und dem Pater Andreas, der in der Mitte stand, das Urteil verlesen wurde. Als man zu dem Worte kam: Es hätte nicht viel zu bedeuten, sprach der Pater ruhig: „Man lasse den Deserteur in den Kreis stellen und diese Unwahrheit aussagen."

„Es ist jetzt keine Zeit mehr zu disputieren", wies ihn der Offizier zurecht. „Entweder Ihr bekennt, was Euch der Deserteur gebeichtet hat oder Ihr erwählt den Galgen."

Darauf legte der Pater den Finger auf den Mund und erstieg die erste Sprosse der Leiter.

„Steiget rücklings auf, Euer Hochehrwürden!" bat ihn der Scharfrichter.

„Ich werde mich oben schon umkehren", erwiderte Andreas Faulhaber, stieg hinauf, kniete auf der Leiter nieder und bat die Anwesenden, ein einziges Vaterunser und Avemaria mit ihm zu beten. Was auch geschah.

Nun kehrte er sich um, tat auf die Weisung des Henkers die Hände auf den Rücken, neigte sein Haupt dem Strick und gab unter dem Rufe: „Jesus Maria!" den Geist auf.

Der Leichnam blieb an diesem Pfahle zwei Jahre und sieben Monate hängen. Am 26. Juli, vier Wochen später, da Fouqué bei Landshut gefangen genommen war, obschon er wie ein Leonidas gefochten hatte, gelang es den Österreichern Glatz zu überrumpeln. Der Kommandant d'O wurde dafür von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt, aber am offnen Sarge begnadigt.

Andreas Faulhabers Leichnam wurde von Österreichern vom Galgen genommen und feierlich in der Pfarrkirche bestattet.

Erst mit dem Friedensschluß zu Hubertsburg wurde General Fouqué aus seiner Gefangenschaft erlöst und blieb bis an seinen Tod, der ihn 1774 als Domherr von Brandenburg ereilte, der treuste Freund des Königs, der ihn bis an sein Ende mit königlichen Geschenken überhäufte.

Denn den unbestrittenen Besitz der Grafschaft Glatz hatte er keinem andern als seinem Generalgouverneur zu verdanken, der dort zwanzig Jahre an des Königs Statt das straffe preußische Regiment geführt hatte.

Randbemerkungen.

Albdruck.

Wir sind in jähem Wechsel von der Höhe in die Tiefe und von der Tiefe in die Höhe geschüttelt worden. Immer munter. Sind wir optimistisch, so dämpft man uns mit offiziösem Schall. Sind wir pessimistisch, so straft man unsern Unglauben. Wir sind die wahrhaft Weisen, die wissen, daß sie nichts wissen. Man verlangt von uns moralische Unterstützung, aber man sagt uns nicht, worin. Eins aber ist uns immer und überall verboten: eine

Digitized by Google

Meinung über Marokko. Wir sind aber leider innerlich gezwungen, diese Meinung doch zu haben und trotz der Versicherung, daß eine „Annäherung der prinzipiellen Standpunkte“ stattgefunden habe. Die bestimmte Erwartung zu hegen, daß diese Annäherung auf unsre Kosten erfolgt ist. Denn unwidersprochen bleibt die englische Versicherung, daß wir „immer noch übermäßig“ fordern. Die Nordd. Allgem. Zeitg. druckt sie sogar an ihrer Spitze ab. Und unwidersprochen bleibt die Versicherung, daß die Annäherung auf eine erneute Bestätigung des deutsch-französischen Abkommens hinauslaufe, mit einer angehängten Sand- und Sumpf-Kompensation im fiebrigsten Zentralafrika. Widersprochen wird alleine, wenn wir voll Besorgnis sagen: Es wird wieder hinauslaufen auf einen mutigen Rückzug. Wir haben Nerven, die keinen Kanonenlärm vertragen, und wir werden seekrank, schon beim Gedanken, wir könnten es wagen, den Engländern ihre anmaßende Sprache in den eigenen Hals zurückzuverweisen. Uns interessiert das ganze Marokko nicht mehr. Wir wollen davon nichts hören. Raus möglichst schnell aus den langweiligen Gesprächen, und Schluß. Wenn wir dann glücklich draußen sind, dann werden die Engländer kommen und sich Tanger nehmen. Denn dann bleibt es ja alles in der „Familie“. Wir aber werden uns dann sonnen an dem mitleidigen Lächeln des Auslandes und seiner wohlwollenden Bescheinigung unsrer rettungslosen Dummheit. Und werden sein wie die sieben klugen Jungfrauen, die Öl auf ihren Lampen hatten, sie aber vorsichtshalber auspusteten. Und werden weiter harren des Bräutigams mit der unverwüstlichen Hoffnung alter Jungfern — Oder ist Kiderlen doch der Bräutigam? W.

* * *

China und das Opium.

Wiederholt hatte Lord Napier im Jahre 1834 in seinen Berichten an die Londoner Regierung darauf hingewiesen, daß nur Gewalt die Chinesen dazu bringen werde, seine Autorität und sein königliches Patent anzuerkennen, weitere Häfen dem fremden Handel zu öffnen und England als gleichberechtigt mit China gelten zu lassen. Nach dem Tode Napiers, der im Oktober 1834 erfolgte, wandten sich die englischen Kaufleute in Kanton immer wieder mit Petitionen an die englische Regierung, um auf Zwangsmaßregeln für die Erledigung schwebender Fragen zu drängen. Die Antwort lautete stets, daß es nicht die Absicht des Königs sei, mit Gewalt Handelsbeziehungen zwischen britischen Untertanen und China herzustellen; es sollte dies nur durch versöhnliche Mittel geschehen. Als aber 1839 der die britischen Interessen schädigende ausgedehnte Schmuggelhandel mit Opium zu dem englischen Vorschlage führte, den Handel mit Opium zu legalisieren und die chinesische Regierung den Gegenvorschlag machte, den Opiumhandel gänzlich zu unterdrücken, da kam es noch am Schlusse desselben Jahres zum sogenannten Opiumkriege, in dessen Verlaufe Hongkong als bequeme Heimstätte eines Opiumschmuggels unter englischer Kontrolle gegründet wurde. Nach dem Kriege mußte sich China durch eine Klausel des Vertrages von Napier (1843) zur Einfuhr des sogenannten Benares-Opiums aus Britisch-Indien verpflichten und hatte seitdem dem Vizekönigreich dafür eine Summe zu bezahlen, die zu Zeiten die Höhe von zweihundertfünfundzwanzig Millionen Mark erreichte.

Infolgedessen klagt das offizielle China, das chinesische Volk müsse degenieren, weil ihm das Opium durch die Fremden aufgezwungen würde, obgleich im Lande selbst fünf- bis sechsmal mehr Opium erzeugt wird als die Einfuhr beträgt. Die Wahrheit ist, daß die Opiumeinfuhr zu einer ungünstigen Handelsbilanz für China das wesentlichste beiträgt und daß die chinesische Regierung das fremde Opium treffen will, indem sie der Droge im allgemeinen den Krieg erklärt. Sie trachtet danach, die gesamte Opiumproduktion in China und ebenso den Verbrauch, von fremder Konkurrenz unbehelligt, kontrollieren und einem Staatsmonopol unterwerfen zu können, um sich eine ähnliche einträgliche Steuerquelle zu erschließen, wie sie die russische Regierung in ihrem Schnapsmonopol besitzt, das der Trunksucht steuern sollte wie chinesische Antiopiumedikte dem Opiumgenuß und doch die entgegengesetzte Wirkung gehabt hat.

Man hat bisher in Europa in Hinsicht auf das Opium immer nur auf die Moralisten gehört, die, verführt von Missionaren, welche instinktiv den Regierenden in China zu ihren eigenen Gunsten schmeicheln, indem sie gegen den Opiumhandel Stimmung machen, die verderbliche Wirkung dieses Narkotikums fabelhaft übertrieben. In Wirklichkeit nehmen viele Millionen Chinesen ihr Opium wie bei uns die Spießer ihr Glas Bier, ihr Schnäpschen oder ihren Spezialwein trinken. Keine Spur von übler Wirkung ist ihnen anzumerken. Andre sind weniger mäßig; sie bekommen eigentümlich starre, eingesunkene Augen, eine zähe, lederartige Haut, magern etwas ab und bekommen einen gelinden dauernden Tatterich; sie sind jedoch im übrigen gesund und erreichen ein hohes Alter. Die dritte Klasse, die der Unmäßigen oder Widerstandslosen, leidet an chronischer Verstopfung, Magenkrämpfen, die nur durch verstärkte Dosen Opium überwunden werden. Hämorrhoiden, Auszehrung, Diarrhöen und Dysenterien werden dieser Klasse leicht gefährlich, kehren oft wieder und weichen nur der schärfsten Behandlung. Immerhin leben auch noch solche Opiumraucher im allgemeinen länger als notorische Schnapssäufer. Die Chinesen wissen übrigens genau, wo die verderbliche Wirkung des Opiums anfängt und betrachten die enfants perdus des Opiums mit denselben halb mitleidigen, halb verächtlichen Augen, mit welchen die Europäer die durch Trunkenheit heruntergekommenen menschlichen Ruinen betrachten.

Man kann danach schwerlich glauben, daß es den Chinesen mit der Verurteilung des Opiums an und für sich, nicht nur der Opiumeinfuhr Ernst wäre. Li Hungschang schrieb am 24. Mai 1881 in einem seiner bekannten Briefe an Storrs Turner, den Sekretär der Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumshandels: „Die Opiumpflanze wird in der Tat hinter dem Rücken der Behörde in einigen Teilen Chinas gezogen, trotz der Gefahr und der häufigen kaiserlichen Edikte, die deren Kultur verbieten.“ Dazu bemerkte der englische Forscher D. Morrison nach einer gerade vollendeten Reise: „Wirklich? Von dem Augenblick an, wo ich Hupeh (Hankow) verließ, bis zu dem Zeitpunkte, wo ich die Grenze von Burma erreichte, auf einer Strecke von 1700 Meilen, kann ich mich nicht entsinnen, die Mohnpflanze ein einziges Mal aus dem Augen verloren zu haben.“ In Li Hungtschangs Brief hieß es ferner: „Ich hoffe zuversichtlich, daß ihre Gesellschaft und alle rechtlich denkenden Leute Ihres Landes die Anstrengungen unterstützen werden, welche China jetzt macht, um der Sklaverei des Opiums zu entrinnen.“ Und doch konnte man noch zu Lebzeiten Lis in China behaupten hören, daß seine Familie die größte Opium erzeugende Firma im Lande vorstelle.

Nachdem viele früheren Versuche Chinas, sich der Verpflichtung zur Einführung des Benares-Opiums zu entziehen gescheitert waren, hat es im Jahre 1906 mit vervielfältigtem Eifer unter günstigeren Umständen diesen Vorsatz wieder aufgenommen. Im September 1906 erschien ein Edikt, das das Opiumlaster innerhalb 10 Jahren auszurotten versprach, im November desselben Jahres ein weiteres mit näheren Ausführungsbestimmungen. Ein neues Edikt vom 12. Mai 1907 schloß sämtliche Opiumkneipen in den chinesischen Hafenstädten und verbot allen Beamten des Reiches den Konsum des Narkotikums. Gleichzeitig wurde England angehalten, die chinesische Regierung durch Beschränkung der Opiumausfuhr aus Indien zu unterstützen. Die Londoner Regierung sagte dies schließlich für drei Jahre ab 1908 zu. Jedes Jahr sollte ein Zehntel weniger als im Jahre vorher ausgeführt werden dürfen. Die etwaige spätere Fortsetzung der Beschränkung sollte von der Wirksamkeit der chinesischen Opiumverbote abhängen. Man machte damals auf englischer Seite aus seinem Mißtrauen noch keinen Hehl

Digitized by Google

Die Londoner „Morningpost“ schrieb damals: „Die Tatsache, daß Repressivmaßnahmen in einer Stadt angewandt werden, die sich der größten Fremdenniederlassung in China entlang erstreckt, während sie in andern bedeutenden Plätzen des Innern vernachlässigt werden, bekräftigt die Auffassung, daß es der Hauptzweck der Pekinger Regierung ist, Eindruck auf die Fremden zu machen. Demnach sind die Motive, die die Bewegung leiten, nicht uneigennützig. Sie ist größtenteils in der Absicht organisiert, die Zustimmung Großbritanniens zur Ausschließung des indischen Opiums zu erlangen oder wenigstens zur Einführung eines höheren Zolles als des durch die Verträge festgesetzten. Gleichzeitig würde die Erzeugung und der Verbrauch der einheimischen Drogen nicht unterdrückt, aber besser geregelt und höher besteuert werden. Ein doppelter Zweck wäre damit erreicht. Die Opiumfeinde wären beschwichtigt durch erhebliche Beschränkungen des Opiumgenusses und die Übel, die daraus entstehen, würden vielleicht verringert. Gleichzeitig hätten die Einkünfte der Regierung eine willkommene Zunahme erfahren, die sie in den Stand setzen könnte, ihrem Projekt zur Schaffung einer großen und wohlausgerüsteten Armee der Verwirklichung weiter entgegenzuführen.“

Wie richtig dieser Standpunkt war, zeigte sich, als sich später herausstellte, daß dieselben Dekrete der Pekinger Regierung, die auch in den inneren Provinzen Chinas, wo Opium gewonnen wird, Hupe, Hunan, Yünnan, Setschwan, die öffentlichen Opiumkneipen schlossen, einen amtlich genehmigten Opiumhandel eröffneten.

Nun sind in Peking Verhandlungen über ein neues britisch-chinesisches Abkommen über die Opiumeinfuhr ihrem Abschluß nahe, bei denen England nach einem Telegramm des Timeskorrespondenten bereits in eine Verdreifachung des bisherigen Zolles auf fremdes Opium, sowie in weitere freiwillige Beschränkungen der indischen Opiumausfuhr nach China eingewilligt hat. In zwei Jahren, wenn nicht früher, meint der Vertrer des englischen Blattes werde der indische Opiumhandel ruiniert sein. Gleichwohl billigt die „Times“ das britische Entgegenkommen. Der Kampf der chinesischen Regierung gegen das Opiumlaster habe ganz überraschende Erfolge gehabt, selbst in der größten Opium erzeugenden Provinz, in Setschuan, und es sei nicht mehr daran zu zweifeln, daß ihre Bestrebungen schließlich völlig glücken würden. Viel einfacher würde sich das englische Entgegenkommen dadurch erklären, daß die Opiumverbote der chinesischen Regierung in den Küstengegenden, wo indisches Opium konsumiert wird, glänzende Ergebnisse gehabt hätten, so daß der völlige Rückzug Englands in dieser Frage nur scheinbar freiwillig erfolgte. Die angloindische Regierung schöpfte bislang aus ihrem Opiummonopol jährlich 60 Mill. Mark. Auf ein solches Objekt verzichtet man so leicht nicht aus freien Stücken, am allerwenigsten John Bull.

O. C.

* * *

Gerichte und öffentliche Meinung.

Im öffentlichen Leben Deutschlands gilt es immer noch wie ein Dogma, daß ein schwebendes gerichtliches Verfahren nicht öffentlich erörtert oder darin nicht „eingegriffen“ werden dürfe. Daß zum mindesten etwas an dieser Sitte unnatürlich ist, geht schon aus dem Mißbrauch hervor, der damit getrieben wird. So hat man es z. B. vor der Amtsentsetzung des Pfarrers Jatho fertiggebracht, disziplinarische Maßregeln, die gegen evangelische Pfarrer getroffen wurden, die in einer öffentlichen Versammlung für ihn Partei ergriffen hatten, damit zu begründen, daß es sich „um ein schwebendes Verfahren“ handelte.

Wenn man den Satz, das jedes „schwebende Verfahren“ ein Kräutchen Rührmichnichtan sein müsse, uneingeschränkt gelten läßt, so kann man weder die Kirchenbehörde tadeln, die dem Urteil des Spruchkollegiums durch Meinungsäußerungen ihr untergebener Geistlichen nicht „vorgegriffen“ wissen wollte, noch die Deutsche Tageszeitung oder Reichsanwalt Dr. Dietz, wenn sie es unvornehm finden, daß ein Parlamentarier ein Urteil kritisiert, das zwar gefällt, aber noch nicht in Kraft ist. Solange ein Urteil nicht endgültig feststeht, gibt es noch eine Instanz, von der es abhängt und die durch öffentliche Erörterungen beeinflußt werden kann, was aber eben nach allgemeiner Anschauung verhütet werden soll.

Um ganz folgerichtig zu handeln, müßte man übrigens im Sinne jenes Dogmas alle Öffentlichkeit eines Gerichtsverfahrens überhaupt aufheben und zu den Gepflogenheiten der mittelalterlichen Feme zurückkehren, die heimlich und geheimnisvoll über Leben und Tod eines Angeklagten entschied. Die da Recht sprachen, die Freischöffen, die „Wissenden“, mußten durch einen Eid geloben, „die heilige Feme halten zu helfen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist“. In der Blütezeit der Feme war das auch ganz in der Ordnung. Sie war eine natürliche Reaktion gegen das in jenen wilden Zeiten herrschende Faustrecht, bei dem öffentlich niemand mehr Recht erhielt, als er sich durch eigene Kraft und Gewalt verschaffen konnte. Das wirkliche Recht konnte sich daher nur heimlich Geltung verschaffen. Vielleicht rührt in unserm Volke noch aus den Zeiten der Feme die Gewohnheit her, das Recht im Stadium eines „schwebenden Verfahrens“ als etwas Heiliges, Unantastbares und ungemein Verletzliches zu behandeln, das vor allen äußeren Einwirkungen zu schützen wäre, obschon man längst weiß, daß dem wahren Recht oft genug gerade von denjenigen Elementen die meiste Gefahr droht, die bei der Rechtsfindung amtlich tätig sind.

In der deutschen Juristenzeitung (v. 15. Juni) vertritt Landgerichtsrat Kulemann, Bremen, die Ansicht, daß der Presse jegliche Freiheit zustehen müsse, ein „schwebendes Verfahren“ zu kritisieren; denn unabhängig sollte ein Richter nicht gegen zulässige, sondern nur gegen unzulässige Einflüsse sein. Zulässig seien aber alle Einflüsse, die darauf abzielen, die Bildung seines Urteils durch Gründe zu bestimmen; unzulässig seien alle andern, insbesondere solche, die sich nicht an seinen Verstand und sein Pflichtgefühl wenden, sondern umgekehrt ihn in Gefahr bringen, in einen Gegensatz zwischen Pflicht und Interesse zu geraten. Man darf daher fordern, daß Personen, deren Wille für die Erfüllung persönlicher Wünsche der Richter von Bedeutung ist, sich tunlichste Beschränkung auferlegen. „Selbst dieser Forderung“, fährt Kulemann fort, „kann entgegengehalten werden, daß der Richter oft genug in die Lage kommt, gerade da entscheiden zu müssen, wo er ganz gewiß weiß, daß sein Urteil, wenn es in gewissem Sinne ausfällt, sich mit den Wünschen der Regierung in Widerspruch setzt. Erwartet man hier, daß der Richter sich nicht bestimmen lassen wird, anders zu entscheiden, als es seiner Überzeugung entspricht, so enthält es eine Beleidigung anzunehmen, daß er anders handeln wird, wenn über einen von ihm zu entscheidenden Streitfall ein Minister im Parlament seine Ansicht äußert. Aber wollte man wirklich für die Regierungsvertreter eine derartige Enthaltsamkeit fordern, so ist es doch sinnlos, dies auch auf Abgeordnete auszudehnen; denn glücklicherweise fehlt ihnen jede Möglichkeit, einen Richter zu schaden, weil er eine der ihrigen widersprechende Ansicht vertritt.“ Der Presse irgendwie zu verwehren, ein „schwebendes Verfahren“ zum Gegenstande ihrer Erörterungen zu machen, hält Landgerichtsrat Kulemann ganz und gar für verfehlt; denn erst dann, wenn der Richter durch das Läuterungsfeuer aller denkbaren sich bekämpfenden Ansichten hindurch gegangen sei, bestehe die höchst erreichbare Gewähr dafür, „daß das Urteil die logische Diagonale aller verständigerweise zu vertretenden Standpunkte bilden wird“.

Otto Corbach.

* * *

Des Dichters Kampf.

Nachdem Karl Schönherr in seiner Heimat lange genug angepöbelt worden ist, hat er sich entschlossen, diesen Unrempelungen nicht länger zuzusehen und die Aufführung seiner Werke für Tirol gesperrt. Endlich mal einer, der

Digitized by Google

es wagt einer frechen Kritik so entgegenzutreten, wie sie es verdient. Wenn man sieht, was unsre Besten und Größten sich von einer eingebildeten und nur zu oft parteiischen Kritik gefallen lassen müssen, wundert man sich, daß nicht schon lang in diesem Sinne auf derartige Unhöflichkeiten geantwortet wurde. Daß dem Dichter gerade in seiner Heimat so etwas passieren muß, ist bezeichnend. Der von ihm betretene Weg kann vielleicht dazu führen, daß man künftig — gezwungen oder freiwillig — den Schaffenden unsrer Tage mit mehr Achtung und Respekt begegnet. Paul Altheer.

* * *

Hans Kyser.

Das Kunsturteil ist nicht so relativ, von dem jeweiligen Genießer abhängig, wie im Publikum geglaubt wird. Es scheint einen Urwillen in der Kunst zu geben. Aus ihm die reinen Forderungen zu kristallisieren, unternehmen Menschen, die je nach Neigung andern als rein künstlerischen Einflüssen zugänglich, von fremden Strömungen durchflossen sind, und es entstehen die Schwankungen in der Kunstbetrachtung. Im Großen, Ganzen.

Ich verfolge die Erscheinung Kunst zu ihrem metaphysischen Ursprungsort, wo der ewige Riesenriß klafft zwischen Mensch und Natur: Geistigkeit und Körperlichem. Wohin wir uns wenden, stoßen wir auf diesen Riß. Die Philosophie und die Kunst schlagen Brücken: Zwischen Stofflichem, Zufälligem und dem Sinnvollen, Ewigen. Der Künstler drückt seine Wesenheit durch das Symbol des Stoffes im Kunstwerk aus. Daß diese Einheit möglich ist, rechtfertigt den Willen zu ihr (und daß: Form und Inhalt des Kunstwerks Ausdruck und Persönlichkeit oder Ausdruck der Persönlichkeit sind). Der Künstler ist der Kreuzungspunkt zwischen Geist und den Dingen. Der Verstand geht nur bis an die Form des Seins, die Sinne bis in seinen Inhalt. Dem Verstand fehlt die Nähe zu den Dingen, deshalb ist Kunst Sache der Sinne, des Erlebens mit der ganzen Fläche der Persönlichkeit.

Hans Kyser schreibt in seiner Tragödie „Titus und die Jüdin", die er kürzlich in der Freien Studentenschaft vorlas: Agrippa: „Hörst du die von den Juliern halbzerfleischten Völker um einen Friedensfürsten schrein?" Das Bild, daß halbzerfleischte Völker schrein, ist nicht vorstellbar. Das Volk kann schrein, das ganze Volk kann aber nicht halbzerfleischt sein, sondern der einzelne. Das Bild ist also verstandesmäßig zusammengestellt, erdacht, nicht geschaut. Oder: Priester: „Tritt hervor aus deinem bitteren Aschenhaufen, Hiobsschwester!" Bitter ist ein Bild aus dem Geschmackssinn. Aschenhaufen kann man nicht schmecken, sondern nur sehen, fühlen oder riechen. Das Bild ist nicht empfunden, befruchtet nicht die Sinne des Genießers zum Gefühl. Beispiele hierfür sind: „ganz in Todesstaub geschmettert", „irrstumpfe Wut", „bitteres Netz". Selbst wenn durch Ähnliches Stimmung oder Vorstellung erzeugt wird, geschieht es durch Vermittlung der Verstandestätigkeit, die mit den Dingen nicht fest genug verwebt ist, um die Wirkung des erschöpfenden, lebenden Eindringens der Sinne zu erreichen.

Das zieht Folgen aller Art nach sich, wie ein Organismus, der durch automatischen Betrieb ersetzt wird. . . . „Ab die fürchterliche Hand. Ich schlage häuptlings hin, läßt sie nicht ab von mir". In diesem „häuptlings" scheint mir der Fluch und die Verdammung der erlebnislosen Kunst zu liegen. Titus faßt die Jüdin an. Sie schaudert vor ihm zurück und droht nicht, sie schlage hin, sondern sie schlage „häuptlings" hin. Der Vorgang ist nicht empfunden, denn in der Erregung wird niemand Wert auf ein „häuptlings" Hinschlagen legen. Die Psychologie hat gelitten. Ferner, von einer andern Seite: dies „häuptlings" ist die Reaktion auf einen malerischen, lyrischen, gegenständlichen Reiz; der Lyrismus, vom Augenblick angeregt, ist Selbstzweck geworden und bringt den Fluß der Leidenschaft, das Dramatisch-Strebende zum Stauen. Es ist als ob die Menschen Kysers nicht sprechen, was sie fühlen, sondern über ihre Gefühle sprechen, sie beschreiben: Der Dichter ist nicht gefühlsmäßig in die Menschen hineingegangen. Die Juden schreien: „Angst! Grauenvolle Angst!" In dem „grauenvoll" ist eine gewisse objektive Wertung. Es liegt oft etwas Zufälliges über dem Geschehen im „Titus", ein Wort gibt Anlaß zum Gedanken. Es fehlt: der organische Zusammenhang zwischen Inhalt und Ausdruck, die Synthese von Geistigkeit und Körperlichem, die ohne sinnliches Erschöpfen der Dinge unmöglich ist, der Wert für die Ewigkeit.

Es scheint mir, als ob Kyser durch die Gewalt eines Erlebnisses in den Liebesszenen eine mehr gefühlsmäßige Gestaltung gelungen ist. Die Akte zwischen Agrippa und seiner in Sünde geliebten Schwester Berenice sind von süßer Innigkeit, haben dichterisch sehr Feines. Hier ist der dunkle Sturm der Liebesleidenschaft gebändigt durch eine starke Stilisierung, die — im Prinzip — von der artistischen bunten Totenstille schwer, aber himmelweit zu unterscheiden ist. Kyser wollte das Dringen nach befriedigender Bestimmung, die Sehnsucht des Ungefülltseins im großen Titus gestalten und seinen geistigen Untergang durch Nichterfüllung. Der hübsche Sumpf der Ästhetik hat viel vergiftet. Die Tragödie Kysers wird — müßte werden — eine Tragödie Kyser. Alfred Lemm.

Mond und Wetter.

Ein Rückblick.

Der Verlauf der Witterung seit dem letzten Rückblick in Nr. 29 bietet nach mehreren Richtungen hin wieder Anlaß zu lehrreichen Betrachtungen.

Die stürmisch-böige und vielfach regnerische Witterung, die mit dem Neumond des 26. Juni eingesetzt hatte, erreichte fast genau mit dem ersten Mondviertel ihr Ende. Es folgte eine Reihe von Tagen mit ruhiger Luftbewegung, und das Wetter der Woche vom 2. bis zum 8. Juli war von einer Beständigkeit, wie sie eben im Sommer fast nur der Zeit zwischen erstem Viertel und Vollmond eigen zu sein pflegt. Die Temperatur stieg zu großer Höhe an, eine Wirkung noch des voraufgegangenen höchsten Mondstandes und der dadurch bewirkten Verstärkung der Luftströmung vom Äquator her. Aber trotz dieser starken Wärmeentwicklung kam es nicht mehr zu einer Gewitterbildung.

Dieser Verlauf der Witterung erinnert mich lebhaft an eine nahezu gleichartige Witterungsperiode im Jahre 1906 bei Gelegenheit einer Fußreise durch den Solling, allerdings etwas tiefer in den Sommer hinein, Ende August und Anfang September. Damals zeigte die Woche nach dem Neumond ein dem diesjährigen völlig ähnliches Wetter: Tag für Tag Regenschauer mit böigen Winden, und es schien fast, als ob dieses Wetter gar kein Ende nehmen wolle. Noch am Tage des letzten Viertels fegte morgens eine heftige Regenböe über das Land hinweg, so daß jeder von einer größeren Unternehmung abgeraten haben würde. Nachmittags aber, schon während der Eisenbahnfahrt, hellte das Wetter auf, und es folgte dann eine Reihe von schönen, strahlend heiteren, heißen, aber nicht drückenden Tagen, die nicht unterbrochen von Gewittern bis zum Vollmondtage standhielten und am Tage vor dem Vollmond mit dem Höhepunkt der Hitze ihren Abschluß fanden. Erst der Vollmondtag selbst brachte die Unterbrechung mit Gewitter und Regen.

Es ist wertvoll, solche Vergleichsjahre in der Erinnerung festzuhalten, da sie die Möglichkeit gewähren, auch für spätere Jahre aus dem Verlauf des Wetters einer verflossenen Periode auf die mutmaßliche Gestaltung der Witterung in der kommenden Mondperiode bestimmte Schlüsse zu ziehen.

Bezeichnend auch für die Nachwirkung der hohen Mondstellung war die erste jener schweren Hitzwellen, von

Digitized by Google

der damals die Ostseite Nordamerikas, namentlich New York, heimgesucht wurde. Dort treffen die unter dem Aquator in der Region der Passate nach Westen fließenden, an der Festlandküste und den Gebirgserhebungen der mittelamerikanischen Anden umdrehenden äquatorialen Luftmassen einerseits und die Luftströmung, die vom Pol her über die feste Landmasse nach dem Aquator hinstrebt, andrerseits weit direkter aufeinander, als dies an der Westseite der Festländer der Fall ist. Die Folge davon ist, daß dort die klimatischen Gegensätze viel schärfer und schroffer hervortreten. Die schwere, noch mit der vollen unter dem Aquator aufgesogenen Feuchtigkeit gesättigte Luft überzieht im Sommer vom Süden und Westen her das Land mit erdrückender tropischer Hitze, während im Winter die über dem Festlandkörper nach dem Aquator hinziehende Luft vom Pol her die eisige Kälte weit nach Süden trägt und in den von den Hängen der Gebirge in die Ebene hineinbrechenden Blizzards ihre verheerendsten Wirkungen ausübt. Die Westseiten der Festländer bekommen beide Luftströmungen wesentlich gemildert durch die über dem Ozean sich vollziehende Mischung und durch den Widerstand der vorwiegend westöstlich gerichteten Luftbewegung gegen die von Osten und Nordosten vordringende Kälte.

Der mit dem auf den 11. Juli fallenden Vollmond zu erwartende Witterungsumschlag sandte seine Vorläufer schon zwei Tage vorher aus. Denn der am 8./9. Juli auftretende heftige Wind, der stellenweise zum Sturm ausartete, war zweifellos schon auf Rechnung des herannahenden Vollmondes zu setzen. Danach trat allerdings zunächst wieder Ruhe in der Luftbewegung ein, und die Temperatur erreichte in den nach dem Vollmond bei tiefster Mondstellung eine ganz Tagen bedeutende Höhe. Diese Tatsache steht aber keineswegs im Widerspruch mit dem von mir aufgestellten Satz, daß Vollmond und tiefste Mondstellung im Sommer kühleres Wetter im Gefolge haben. Denn einmal wirkt in der Mitte des Sommers, in der wir uns gegenwärtig befinden, die hohe Stellung der Sonne über dem Aquator auf die nördliche Verlagerung der äquatorialen Luftströmung so überragend, daß demgegenüber der Einfluß der gegensätzlichen Mondstellung erheblich zurücktritt, sodann aber mußte man erwarten, daß mit der durch den Vollmond bedingten erhöhten westlichen Luftbewegung die große Hitzwelle, die über Amerika lagerte, auch zu uns ihre Ausläufer, allerdings durch ihre Entfeuchtung bei dem Zusammentreffen mit der polaren Luftströmung erheblich abgeschwächt, zu uns herübersenden werde. Endlich aber ist zu berücksichtigen, daß jeder grundlegende Witterungsumschlag mit einem Kampf der gegensätzlichen Luftströmungen verbunden ist, der namentlich an der Grenzlinie in dem raschen Hin- und Herschieben der verschiedenartigen Luftschichten sich zu erkennen gibt. In dieser Beziehung erschien es bemerkenswert, daß schon vom 6./7. Juli aus einzelnen hoch gelegenen Gegenden, so z. B. von der Höhe des Rennsteiges im Thüringer Walde, ein starkes Sinken der nächtlichen Temperatur, bis auf 5° unter Null, gemeldet wurde, eine Erscheinung, die nur dadurch zu erklären ist, daß bei dem damals schon tiefen Mondstande von — 18° 10′ zu — 22° 5′ die polare Luftströmung in den höheren Schichten stark im Vordringen nach Süden begriffen war und vielleicht infolge einer dort weniger starken Luftansammlung an vereinzelten Stellen eingefallen ist.

Übrigens ließ sich der Einfluß der tiefen Mondstellung bei näherer Betrachtung dennoch nicht ganz verkennen. Die Hitze war bei den vorwiegend nördlichen und nordwestlichen Winden zunächst keineswegs drückend und schwül, sondern wurde, wie ich namentlich auf meiner Fahrt nach dem Süden festzustellen vermochte, stets durch eine angenehme nächtliche Abkühlung wieder gemildert. Mit dem 13. Juli, zwei Tage nach dem Vollmond, sind dann aber ziemlich verbreitete Gewitter aufgetreten, die in nächster Nähe von Hildesheim auch von Hagelschlag begleitet waren. Dieser Gewitterschlag hat dann auch den erwarteten Witterungsumschlag gebracht. Die Temperatur war seitdem erheblich gesunken, es trat Bewölkung ein, und frische westliche bis nordwestliche Winde mit reichlicheren Niederschlägen beherrschten für die nächsten Tage in ganz Nordwestdeutschland die Witterung. Hier im Süden äußerte sich dagegen die südliche Stellung des Mondes darin, daß nach den zahlreicheren Gewittern der Vollmondwoche die sonnig heitere Witterung mit nächtlicher Abkühlung anhielt.

Ganz besonders scheint sich dagegen in Oberitalien die tiefe Stellung des Vollmondes durch einen stärkeren Temperatursturz geltend gemacht zu haben. Man ersieht daraus, daß auch im Sommer die Luft polarer Herkunft dem Andringen der westlichen Luftbewegung vom Ozean her weichen und ihren Ausweg zum Teil nach Süden hin nehmen muß, wie dieses im Winter wiederholt zu erkennen war.

Nach dem 19. Juli, dem Tage des letzten Viertels, besserte sich auch für Nordwestdeutschland das Wetter rasch, die Niederschläge ließen nach und die Temperatur zeigte vom 21. Juli ab eine schnelle Steigerung. Von schweren Wetterkatastrophen, als wolkenbruchartigen Regengüssen und in deren Gefolge verheerenden Überschwemmungen, ist auch bei dem diesmaligen Neumondwechsel ganz Deutschland völlig verschont geblieben. Es treten eben nicht immer alle Erscheinungen, mit denen an sich bei einer bestimmten Stellung des Mondes gerechnet werden muß, in gleicher Stärke und Heftigkeit auf. Dagegen ist dieser sommerliche Neumond des 25. Juli seiner Aufgabe als Wärmebringer in einer Weise gerecht geworden, die sich unmöglich verkennen läßt. Die schon wiederholt mitgeteilte Grundregel — s. auch in Nr. 28 —:

„Neumond, verbunden mit hoher Mondstellung, bringt Wärme (*starke Hitze*)“

hat sich nach dieser Richtung hin voll bewährt. Dabei zeigt die Hitzwelle, die seit dem 23. Juli ganz Deutschland überlagert, einen völlig verschiedenen Charakter von der Hitze, die zur Zeit des Vollmondes um den 11. Juli herum zu verzeichnen war. Denn während damals die Tageshitze, die wesentlich auf eine durch die reine und trockene Luft begünstigte starke Sonneneinstrahlung zurückzuführen war, durch nächtliche Abkühlung stets wieder gemildert wurde, und die zwei Tage nach dem Vollmonde auftretenden verbreiteten Gewitter einen andauernden stärkeren Temperaturrückgang im Gefolge hatten, ist die gegenwärtige Hitzperiode, die am 23. Juli — einen Tag vor dem Hochstand des Mondes und zwei Tage vor dem Neumond — mit plötzlicher Heftigkeit einsetzte und an diesem Tage sofort ihren Höhepunkt erreichte, zugleich von dem schwülen Gluthauch äquatorialer, feuchtwarmer Luftzufuhr begleitet, die uns die Hitze nahezu unerträglich macht. Seitdem haben auch die Gewitter allgemein zugenommen, wenn sie auch fast nirgends von besonders erheblichen Niederschlägen begleitet waren. Aber eine wesentliche Abkühlnng vermochten, abgesehen von dem ersten Tage mit der Gluttemperatur von 37° C. im Schatten, diese Gewitter nicht herbeizuführen. Ein Tag ist wie der andre drückend heiß und schwül, die Morgentemperaturen liegen fast überall über 20° C. und nachts gehen sie kaum unter 16° herunter, so daß jede nächtliche Erfrischung fehlt.

Fragt man nach dem Grunde der großen Wärme und Trockenheit dieses Sommers, so läßt sich auch vom Standpunkt meiner Theorie aus nur eine Vermutung äußern, die aber eine wertvolle Grundlage für weitere Beobachtungen abgeben kann. Der Neumond, der den vollen Frühling zu bringen pflegt, lag in diesem Jahre außerordentlich früh, auf dem 28. April. Die Verlagerung des äquatorialen Luftströmungssystems auf die nördliche Halbkugel und die Verdrängung der im Winter über der Polgegend angesammelten polaren Luftmassen nach dem Aquator hat dementsprechend auch verhältnismäßig frühzeitig begonnen, so daß die äquatoriale warme Luft ihren Einfluß weiter nach Norden hat ausdehnen können, als dies vielleicht in solchen Jahren der Fall ist, in denen der den Frühling bringende Neumond erst in die Mitte

Digitized by Google

oder das zweite Drittel des Monats Mai hineinfällt. Bestätigt sich bei weiterer Beobachtung diese Vermutung, so würde man vielleicht in der Lage sein, aus dem früheren oder späteren Eintritt des in Betracht kommenden Neumondes in Verbindung mit dem Verlauf des vorhergegangenen Winters auch auf den allgemeinen Witterungscharakter des Sommers, ob warm oder kühl, trocken oder naß, einen ziemlich sicheren Schluß zu ziehen.

Bad Tölz, den 31. Juli 1911. Emil Brandt.

Potentatentum und geheime Polizei.

Nachts um die zwölfte Stunde saßen zwei Geheimpolizisten zu Füßen der großen Berolina auf dem Alexanderplatz zu Berlin — und plauderten über ihre eigene Bedeutung.

Lemcke VII. sagte melancholisch:

„Wie hoch wurden wir geschätzt unter dem ersten Napolium, als der noch vor guten hundert Jahren zu Paris das Szepterchen schwang! Napolium dachte garnicht daran, ohne uns zu regieren. Er kam garnicht darauf. Ihm wars so eklig selbstverständlich, daß man diejenigen, die man dirigieren will, doch zunächst mal erst kennen lernen muß. Und durch wen lernt man denn die Zuregierenden kennen? Doch nur durch die geheime Polizei. Das war dem ollen Napolium so eklig selbstverständlich. Heute aber im zwanzigsten Jahrhundert denkt kein Mensch mehr an die imperialistische Weisheit Napoléons des Großen. Die modernen Potentaten kommen mir — sprich nicht darüber! — dem Großen von Corsica gegenüber — ein wenig degeneriert vor. Und wir haben darunter zu leiden".

Conrad III. seufzte tief auf und sprach dann feierlich:

„Da hast du wieder mal eine deiner tiefsten Weisheiten vom Stapel gelassen. Du bist ein Philosoph und ein Politiker vom reinsten Leitungswasser. Das Gelichter, so man Publikum nennt, denkt gewöhnlich, wir seien nur dazu da, uns mit angeheiterten Strolchen herumzubalgen. Diese Leute vergessen, daß wir ein Point d'honneur besitzen und für den Staat viel wichtiger sind — als alle Ammen zusammengenommen".

„Staat! Ammen!" brüllte Lemcke VII., „was du wieder redest! Du denkst bei Potentatentum immer gleich an den Staat. Und du weißt noch nicht, daß man bei diesem modernen Fremdwort zunächst an die Potentaten selber denken muß — und zwar nicht an die öffentlich bekannten — sondern an die geheimen Potentaten sollen wir geheime Polizisten denken. Und wo sind die geheimen Machthaber? doch dort, wo etwas entsteht, was Zukunft hat. Suchen wir die Napoliums der Zukunft. Sie haben wahrscheinlich keinen kleinen Degen an der Seite — denn der Degen ist eine veraltete Mordswaffe. Verstehst du mich, Conrad III.?"

Conrad III. machte ein verschmitztes Gesicht und sagte:

„Mit deinen Napoléoniden der Zukunft laß mich in Ruh. Ich bin für die der Gegenwart; jeder Millionär ist ein Potentat. Manchmal ist ein Mann mit 100000 M. auch schon ein Potentat. An die will ich mich halten, wenn mir der Staat nicht mehr grün ist — was ja immer mal kommen kann. Ich will meinen Auftraggebern schon verzapfen, wie die Zuregierenden denken".

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

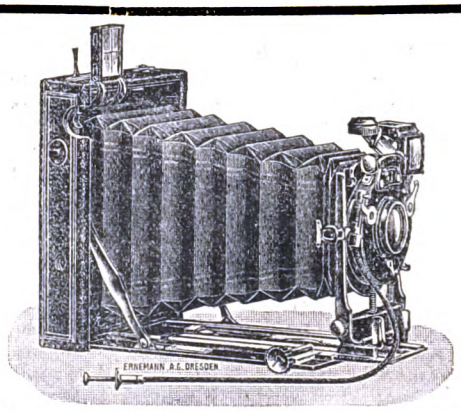
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

„Ich auch!“ sagte Lemcke VII.

Darauf schwiegen sie und saßen ganz still zu den Füßen der Berolina auf dem Alexanderplatz zu Berlin.

Leute, die es eilig hatten, gingen eilig über den Alexanderplatz, andre wieder ganz langsam.

Lemcke VII. sagte gleichfalls langsam:

„Vox populi — vox dei! Stimmung macht man nur, wenn man die Stimmung der Andern kennt“.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Ludwig Keller: Die geistige Grundlage der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Gekrönte Preisarbeit. Preis 2 Mark. Verl. Eugen Diederichs (Jena).

Der Verein deutscher Freimaurer, der auf moderner Grundlage steht, hat das Werk Ludwig Kellers, Geheimen Archivrats in Berlin, preisgekrönt. Keller gibt eine wissenschaftliche Darstellung der geistigen Grundlagen der Freimaurerei als eines Kulturfaktors und sieht den Wert derselben im freimaurerischen Humanitätsgedanken. Die Idee der Humanität und ihr Verhältnis zu den Religionen wird eingehend dargetan. Der Zusammenhang der Freimaurerei mit der Gegenwartskultur wird erläutert. Überall ist auf die Quellen zurückgegangen, die Grundideen der Freimaurerei werden dargelegt und ihre geschichtliche Entwicklung geschildert. Weil noch in vielen Kreisen Unkenntnis darüber herrscht, was Freimaurerei ist, wird die flüssige, klare Darstellung vielen willkommen sein. Jede Geheimniskrämerei wird abgewiesen. Die klare, geistige Grundlage, der Kern der Freimaurerei, der im Toleranzgedanken wurzelt, hat hier einen Darleger gefunden, der auf alle Fragen Antwort gibt.

Dr. Otto Neumann.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. Geheftet Mk. 9,—; im Inselverlag (Leipzig).

Mit dieser neuen Ausgabe der „Causes célèbres“ des Pitaval, die zuerst 1734 in Paris ans Licht traten, wird eines der meist gelesenen und im besten Sinne spannendsten Bücher für die deutsche Literatur zurückgewonnen. In diesen „berühmten Rechtsfällen“ hat das Leben selbst Romane gedichtet, abenteuerlicher, verwickelter und zugleich tiefer, als es menschliche Phantasie wagen dürfte, ohne in Unwahrscheinlichkeiten und Sentimentalitäten zu verfallen. Gerade davor wird aber das Werk Pitavals durch seine aktenmäßige Treue und schlichte Realistik bewahrt. So kann es denn auch in unsrer Zeit die Rolle spielen, die ihm Schiller vor hundert Jahren zuwies: als Kampfmittel zu dienen gegen jene schlechte Unterhaltungslektüre, deren unverächtliche Elemente, nämlich leidenschaftliche und verwickelte Situationen, es in noch höherem Grade besitzt, ohne doch anderseits ihre verderblichen Eigenschaften zu teilen. Wir empfehlen diese Auswahl und teilweise neue Übertragung als wirklich zeitgemäß und gut.

J.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!“

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt“.

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 34. Berlin, den 19. August 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Deutschland, Deutschland über alles.

Das französische Armeeblatt, die „France militaire“, das Organ des französischen Kriegsministers, schrieb vor einigen Tagen einen Leitartikel über den prächtigen „furor teutonicus“ und fand dabei folgende Ausdrücke:

„In der Tat, der Fall ist nicht ruhmreich, wenn man andren Leuten mit einer Kriegsfanfare den Eisenhandschuh hinwirft, um dann Friedenshymnen zu blöken, sobald man ernstlich bedroht wird, sich schlagen zu müssen. Das ist eine mißliche Lage, und das ist die Lage Deutschlands. Dennoch haben die Deutschen keinen Grund zur Klage. Denn anscheinend sollen sie für ihre freche Herausforderung billig genug bezahlen. Frankreich hat die Schwäche gehabt, sich auf Unterhandlungen einzulassen und den Deutschen damit Gelegenheit gegeben, sich von den unvermeidlichen Folgen des Überfalles noch einmal zu retten.“

Die Grenzen zwischen Idiotismus und Frechheit sind fließend. Gott schütze den Schreiber dieser Zeilen vor Gemütsbewegung. Aber hat er so unrecht? Maximilian Harden meinte kürzlich, Deutschlands Gestus vor Agadir sei gleich dem Radau eines Mannes, der im vornehmen Souperraum inmitten distinguierter Smokings, mit der Faust auf den Tisch schlägt und brüllt: Wann bekomme ich endlich die bestellte Hummermayonaise?! Fi donc, so ein Prolet. In der Tat, eine große Geste, ein Aufsehen, ein Skandal, fast ein Kriegsfall. Den Frieden distinguierter Soupers an einzelnen Tischen bricht man, um Ehre und Recht, um einen Kugelwechsel, aber nicht um eine Omelette. Denn über allen Zweifel hinweg sind wir in dem einen, daß wir nicht gewagt haben, den verlogenen Bluffs der andren eine ernste Drohung entgegenzusetzen. Wir haben das Spiel mit einem Paradeangriff eröffnet, — und wir wollen etwas, was sich in acht Tagen hätte erreichen lassen, bei nötiger Rücksichtslosigkeit. Wir wollen ja nicht einmal Südmarokko. Auch das bekämen wir. Aber dazu langte unsre Selbsteinschätzung a priori nicht aus. Nein, wir wollen bloß einen gewissen Trostpreis fürs Gemüt. Und nicht einmal den fürchten wir, in guter Manier zu erhalten. Wir handeln und handeln wochenlang. Wir laufen einem Geschäft nach, daß mit Entweder — Oder in kurzer Zeit erledigt hätte sein können. Wir hatten die glänzende Alternative, einem verblendeten, anmaßenden und verlogenen Gegner gegenüber einfach auf die Algeciras-Akte zurückzugehen und zu sagen: Auch schön — dann verhandeln wir nicht, aber dann bitte: alle Mann auf Deck, wo befinden wir uns? Statt dessen lassen wir uns sagen, daß Frankreich die „Schwäche“ gehabt habe, sich „auf Unterhandlungen einzulassen“, und geben den Leuten einen begründeten Anlaß, im selben Atem, wenn auch wider alle Logik, festzustellen, was zwar zu Frankreichs „Schwäche“ nicht stimmt, aber Tatsache ist, daß wir „Friedenshymnen blöken“, während England einen über alles Maß herausfordernden Ton anschlägt.

Auswandern! So sagte kürzlich einer der leidenschaftlichen Patrioten, unsres Landes Hoffnung aufgegeben. Auswandern. Deutschland wird nicht klug. Ja, wollen Sie einen Krieg um Agadir führen? Um Agadir, nein. Aber um die verflucht berechtigte Meinung aller Nichtdeutschen, daß man uns auf der Nase tanzen könne hundert Jahre und drei Tage lang, und wir sind immer noch die „Friedensfreunde“. Sind wir auch! Die „France militaire“ wirft uns unverblümt „Feigheit“ ins Gesicht. O bewahre, ein falsches Wort. Besonnen sind wir, anständig, kulant, loyal, friedfertig, gutmütig, dumm, alles andre, nur nicht feig. Wir klirren von Millionen Bajonetten und reiten brausende Manöverattacken. Wir und feige, lächerlich. Wir sind die weisen Stoiker, wenn solche „schiefen Auffassungen“ entstehen, wir lächeln darüber. Aber wo bleiben wir mit unsrem Zustand? Mit Juden ein Jude, mit Christen ein Christ, mit Rüpeln ein Rüpel, mit Gentlemans ein Gentleman, das ist eine Sache. Aber mit Franzosen und Jingos ein deutscher und friedlicher Biedermann, das ist lächerlich. Sie realisieren überall ihre moralischen Rechte, die andren. Die Engländer in Ägypten, in Südpersien, in Südafrika und jetzt auch wieder in Marokko, die

Digitized by Google

Russen in der Mandschurei und Nordpersien. Die Österreicher in Bosnien und Herzegowina, die Italiener in Tripolis, die Franzosen in Fez, die Spanier in Larrasch, die Amerikaner in Mexiko, Haiti und andern „Monroe"-Ländern. Japan in Korea und der Mandschurei. Überall werden „alte Anrechte", langersehnte Hoffnungen verwirklicht. Überall präsentiert man dreist und gottesfürchtig seine politische Rechnung und macht sich auf eigne Faust bezahlt. Nur wir reden beschwichtigend und oberklug von der „offenen Tür", die wir da überall haben. Ein herrliches Ding, diese offene Tür, ein Loch in hölzernem Rahmen — wie jede Tür. Aber weiter nichts. Ein Schlagwort, mit dem man Narren sättigt. Aber in unsrer himmlischen Friedensliebe heucheln wir grunzendes Verdauungsbehagen über das mit billiger Tinte geschriebene Papier, das wir schlucken, und auf dem diese „offene Tür" gemalt wird.

Was hatten wir denn zu fürchten? Warum stellten wir kein kurzfristiges Ultimatum? Sie alle hätten schnell den Mund geschlossen, wenn wir die Hand am Büchsenhahn gehalten hätten. Frankreich mit seinen sieben Feldherren und seiner Sabotageepidemie, mit seinen Zivilisten im Generalstab und obersten Kriegsrat, was kann uns Frankreich tun? Wenn die Partie auch nur annähernd gleich stünde, längst hätte England uns aneinandergehetzt, um als tertius gaudens Profit zu ziehen aus unsrer gegenseitigen Zerfleischung. Und England? Siehe Generalstreik. England war ein totes Land die letzten Tage. Überall gärt es in seinen Städten. Einer Hungersnot nahe lag London erschöpft am Boden. Man hätte sich gehütet, mit uns anzubinden, — um Frankreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Italien war sofort bei uns, wenn wir ihm in Französisch-Nordafrika Verheißungen machten. Desgleichen Spanien. Rußland denkt längst schon wieder mehr an sich als an den französischen Bankier. Zumal seit es mit uns übereingekommen ist, sich „in keine Kombination einzulassen, die eine Spitze gegen den andern" enthalten könnte. Wir waren in den letzten Wochen die Herren der Welt, wenn wir nur wollten.

Aber wir wollten nicht. Wir versicherten ihnen beim ersten scharfen Wort, daß wir Friedensleute seien, und da erkannten sie alle a tempo, daß es bereits genug geblufft sei. Wir waren ja doch noch die alten. Also nur Ruhe. Im ungünstigsten Falle muß es immer noch ein glänzendes Geschäft werden, — für die andern. Wir trösten uns vielleicht dann damit, daß wir ein Fetzchen mehr erhalten haben, als wir gedacht. Aber ein Fetzchen ist kein Fez, und schließlich hat der Mann ganz Recht: Wir müssen froh sein, unsre freche Herausforderung billig genug zu bezahlen. Vanitas, vanitatum vanitas!

Sachsengänger in England und Frankreich.

Von Dr. H. Trg. Schorn (London).

I.

Das sächsische Element ist in England im Süden und Mittelland wie in dem an den Firth of Forth grenzenden Norden bis in die Grampianberge hinein vertreten, dem sich das keltische Wales im Westen, das keltische Schottland im Norden und norwegische und dänische Enklaven im Inselherzen an- und einfügen. Die Isle of Man zeigt einen norwegisch-keltischen Charakter, während das keltische Irland mit sächsischen Diasporen leicht übersprengt ist und eine Reihe von Küstenplätzen (Dublin, Limerick, Wexford, Wicklow &c.) norwegischen Ursprung aufweist. Einen ausgesprochenen sächsischen Charakter zeigt Frankreich in dem zwischen Calais, Boulogne und St. Omer liegenden Gebietsdreieck wie in einer Reihe von Ortsnamen im Mittellande und Osten, so daß etwa unter 1100 patronymischen Dorfnamen Frankreichs 250, also fast $^1/_5$, auch in England sich finden.

Die Neigung der Angelsachsen zur Absonderung und Zurückgezogenheit, die sich schon landschaftlich durch weite Heckenzüge und Umfriedungen ausprägt, bringt auch das Suffix der angelsächsischen Namen einer Reihe von englischen Dörfern zum Ausdruck, das wie die Endungen ton, ham, worth, stoke, stow, fold, garth, park, hay, burgh, bury, brough, borrow etc. auf Schutz und Umschließung hinweist. Dieses Streben nach Abgeschlossenheit stellt einen charakteristischen Zug der deutsch-sächsischen Natur dar, den schon Tacitus in seiner Germania mit den Worten schildert: „Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vivos locant, non in nostrum omrem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat." (Ein jeder umgibt seinen Sitz mit einem weiten Raume im Gegensatz zu den eng zusammenliegenden Wohnungen der Römer). Namentlich das Suffix ton bildet einen Prüfstein für die Auffindung angelsächsischer Niederlassungen. Es findet sich in Deutschland in den Ortsnamen Altona, Ost- und Westtönne (Westfalen) sowie in Frankreich, Skandinavien und Schweden, was vielleicht die Vermutung bestätigt, daß die Sionen, die Schweden bevölkerten, mit den Sueben (Suevi) oder Schwaben, die an der Besiedlung Englands im Gefolge der Angelsachsen teilnahmen, identisch sind. Die Urbedeutung des Suffixes ton zeigt einige Verwandtschaft mit Silben andrer arischen Sprachen, so der gotischen Silbe tains, der altnorsischen teiun, der frisischen tene, der slavonischen tuin, der armenischen tun, der angelsächsischen tynan &c., die alle die Bedeutung Zweig, Zinke, Zacke (z. B. einer Gabel, eines Hirschgeweihs), Zaun und Hecke haben und mit dem lateinischen tinetum verwandt sind.

Digitized by Google

Die Silbe tun oder ton bezeichnet daher einen Platz, der durch eine Palisade befestigt oder mit einer Hecke umgeben ist. Ursprünglich bezeichnet sie nur ein kleines Pachtgut (croft), eine Heimstätte oder Farm und wurde auch von Wycliffe in seiner Bibelübersetzung in diesem Sinne gebracht, wo er sagt (Matth. XXII. 5) „But, thei dispiseden and wenten forth oon into his toun (ἀγρός), another to his (marchaundise)". Dieser Sprachgebrauch hat sich noch in Schottland erhalten, wo eine einsam gelegene Farm stets toun genannt wird, wie in Island, wo man das mit einem Walle umgürtete Heim „tun" nennt. In einigen Teilen Englands nennt man auch den Schoberhof barton, d. h. die Umgebung für die Ernte. Die sechzig englischen Dörfer, die den Namen Barton oder Burton tragen, sind daher ursprünglich nur abseits liegende Schoberhöfe gewesen. Daher heißen auch eine Menge Farmhäuser in Kent: Shottington, Wingleton, Godington und Appleton, die noch heute redende Denkmäler der sächsischen Besiedlungsart Englands sind. In den meisten Fällen wurde jedoch der einzelne Hof (ton) der Ausgangspunkt für das aufwachsende Dorf, das sich bald zur town (Stadt) alsdann erweiterte.

Das angelsächsische yard und das norsische garth haben fast dieselbe Bedeutung wie ton und sind verwandt mit dem altenglischen Wort yerde d. h. Gerte oder Zweig, das sich bei Chaucer in der Stelle findet: „Yet under the yerde was the maide." (Unter dem Baumzweig war die Maid). Es heißt im Deutschen gerte, im Angelsächsischen gerd und wurde durch die Goten und Franken im Französischen (jardin), Spanischen und Italienischen eingeführt. Einen verwandten Ursprung hat das albanische gërdine, das serbische gràdena, das russische gorod und grad und das persische gird (d. h. eine befestigte Stadt). Dieselbe Bedeutung hat auch das Suffix stoke oder stow, das sich in den Orten Basingstoke und Alverstoke findet, sowie das Suffix fold, das angelsächsische falod, das eine mit gefällten Bäumen umgezogene Stelle bezeichnete, die zum Schutze des Viehs diente.

Das angelsächsische weorthig kehrt im Englischen wieder unter der Form worth, die fast dieselbe Bedeutung wie die Silbe ton und garth hat und speziell in bezug auf den kleinen Käterhof angewandt wurde. Es findet sich in den Namen Bosworth, Tamworth, Kenilworth, Walworth, Wandsworth &c.

Haigh oder hay bezeichnet einen mit einer Hecke umgebenen Platz und findet sich in den Worten Rothwell Haigh (bei Leeds), Haye Park (bei Knaresborough) und Horsehay bei Colesbrookdale. Im Sanskrit, worin es wahrscheinlich seinen Ursprung hat, lautet es Kaksha, was Umfriedung und Busch bezeichnet, während es andrerseits auch mit dem deutschen „hag", dem holländischen „haag", dem französischen haie &c. verwandt ist.

Mit dem angelsächsischen Verbum beorgan und dem deutschen „bergen" verwandt sind die Suffixe bury, borough, burgh, brough und barrow, die durch die germanische Völkerwanderung auch in den römischen Ländern eingeführt wurden, wo sie in den Städtenamen Burgos, Bergamo, Cherbourg, Perga, Pergamos &c. auftreten. Mitunter bedeuten die erwähnten Silben auch einen Begräbnishügel, der die Totengebeine aufnahm, häufiger jedoch die dammumzogene Umfriedigung, die den Lebenden Zuflucht gewährte. Im Angelsächsischen unterscheidet man beorh = Berg von burnh = Burg, ein Unterschied, der sich im modernen englischen Sprachgebrauch nicht mehr findet. Die erwähnten Suffixe finden sich in den Ortsnamen Inglebarrow, Broughton, Brough, Peterborough, Scarborough, Marlborough, Abury, Salisbury, Battlesbury &c.

Das angelsächsische Suffix ham kann eine zweifache Bedeutung haben. Hâm, d. h. etwas, was einsäumt (engl. hem) bedeutet soviel wie ton oder worth, d. h. einen umfriedigten Ort; hâm, das deutsche „Heim", das im Gotischen als haims, im Littauischen als kaimas auftritt und dessen Wurzel im sanskritischen ci, d. h. „Ruhe", sich findet, bezeichnet das geheiligte Familienleben, weshalb auch dieses Suffix im Angelsächsischen stets in Verbindung mit Familiennamen sich findet. Dieses schönste Symbol des geheiligten Fühlens wurde von den teutonischen Kolonisten nach England gebracht und ist die kostbarste aller Gaben, der sie in Britannien Eingang verschafften. Welch unendlicher Unterschied besteht doch zwischen dem altheiligen englischen „home" und der französischen Phrase chez nous!

Die bedeutsamste Silbe, die sich in angelsächsischen Namen findet, ist das Suffix ing, das in einem Zehntel der Namen englischer Dörfer und Weiler, wie Barking, Brading, Dorking, Hastings, Kettering, Iring, dann Buckingham, Kensington, Haddington, Wellington &c. wiederkehrt. Sie ist ein angelsächsisches Patronymikon, um das Verhältnis des Sohnes zum Vater auszudrücken, das Ähnlichkeit mit dem schottischen Präfix Mac, dem irischen O', dem wallisischen Ap, dem arabischen Beni &c. hat und auch in der sächsischen Chronik (547 n. Chr.) sich findet, wo die betreffende Stelle lautet:

„Jda waes Eopping,
Eoppa waes Esing,
Esa waes Inguing,
Ingui Angenwiting»,

d. h. Jda war Eoppas Sohn, Eoppa der Sohn von Esa, Esa der von Ingwy, Ingwy der von Angenivit. Wir können hieraus leicht ersehen, daß die Angelsachsen zweifellos in ganzen Klanen nach England übersetzten, im Gegensatz zu den skandinavischen Freibeutern, die sich von ihrer

Digitized by Google

Familie trennten, auf längere Zeit dann an den Küsten Frankreichs, Spanien oder Italiens umherstreiften, um später in England seßhaft zu werden, wo die Namen Grimsby, Ormsby, Haconby und Asgarby noch auf die skandinavischen Abenteurer Grim, Orm, Hakon und Asgar hinweisen, nach deren persönlichen Namen, nicht dem des Klans der Ort benannt wurde. Das Suffix hat mitunter auch eine topographische Bedeutung namentlich in Urkunden und Chroniken, wo centings soviel als die Männer von Kent, Brytfordings, soviel als die Leute von Bradford, Bromleagings, soviel als die Männer von Bromley ausdrückt.

Durchstreifen wir England lokaltopographisch, so finden wir beständig die Namen von Familien, deren Taten in poetischen oder geschichtlichen Berichten germanischer Stämme gerühmt werden. So scheinen sich in Merring, in Nottinghampshire und Merrinton, in Durham und Shropshire Glieder des fränkischen Klans der Myringer oder Mauringer, die später als Merovinger den Frankenthron bestiegen und in dem Gedichte „Fravellers Song“ erwähnt werden, niedergelassen zu haben. Der Familie der Harlinger, die ebenfalls in „Fravellers Song“ erwähnt wird, begegnen wir in Harling, in Norfolk und Kent, sowie in Harlington, in Bedfordshire und Middlesex. Die Familie der Bretingen, Skylfingen (schwäbisch), Baningen, Hälsingen, Hocingen (= Chauken) und Skäringen, die alle im Beowulfliede oder im Fravellers Song erwähnt werden, finden sich in den Ortsnamen Bretingley, Skilvington, Baningham, Helsington, Hycking und Sperringham und der Name des dänischen Skyldingklans, zu dem Beowulf selbst gehörte, hat sich in dem Orte Skelding in Yorkshire erhalten. Den in der Edda und im Beowulfliede erwähnten fränkischen Klan der Wälsinger finden wir ferner in Wolsingham in Norfolk, in Woolsingham in Durham und in Wolsingham in Northumberland ansässig. Die von Marcellinus, Jornandes und Sidonius Apollonaris erwähnten Thüringer finden sich in Thorington in Suffolk und Torrington in Essey. An den vandalischen Stamm der Silinger, den schon Ptolemäus erwähnt, erinnert Selling in Kent, an die Icelinger Icklingham in Suffolk, an die Hastinger Hastingleyh in Kent und Hastings in Sussey, an das königliche Vadalengeschlecht der Ardinger Ardington in Berkshire und Ardingley in Sussex und an die königliche Westgotenfamilie der Balten Belting in Kent. Das Andenken der königlichen Avarenfamilie der Iringer findet sich erhalten in Erringham in Sussex und Errington in Yorkshire, das der Variner in Warrington in Lancashire und Werrington in Devon und Northamptonshire, das des Fürstengeschlechts der Billinger in nicht weniger als dreizehn Plätzen, von denen namentlich Billinge, Billingham, Billington und Billingshurt zu erwähnen sind.

Goethe im Verkehr mit musikalischen Zeitgenossen.

Von Hofkapellmeister **August Richard** (Heilbronn a. N.).

I.

Wer sich jemals auch nur einigermaßen mit Goethe beschäftigt hat, dem muß wohl zunächst die große Mannigfaltigkeit seiner Betätigung auf allen Gebieten, die ungeheuere Vielseitigkeit seines Interesses besonders in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht aufgefallen sein. Und in der Tat gibt es in Kunst und Wissenschaft kaum eine Frage, die er nicht zum Gegenstand ausführlicher Betrachtungen und eingehender Studien gemacht hätte. Dabei genügt es ihm aber keineswegs, sich etwa nur ein allgemeines, oberflächliches Wissen anzueignen, sondern sein auf Wahrheit und Gründlichkeit gerichtetes Streben läßt ihn sich durch unablässige Arbeit eine große, klare Anschauung, eine festgegründete Überzeugung in allen Dingen gewinnen. Nur so ist es möglich „sich einen Begriff von der staunenswerten Kunst“ zu machen, „mit der er auf jedem Gebiet“ entweder in leicht fließender Konversation oder in ernsten systematisch zusammenhängenden Sätzen zu urteilen und das Bedeutendste und Rechte überall mit scharfer Bestimmtheit herauszufinden versteht“ ... und dabei in oft nur ganz kurzen, scheinbar flüchtig hingeworfenen Bemerkungen (aperçus) eine erstaunliche Findigkeit, Treffsicherheit, ja geradezu Inspiration, in seinen Urteilen zeigt“.*

Manches von dem reichen geistigen Gehalt, das in Goethes Werken, seinen Briefen, den Tagebüchern, den Gesprächen mit Eckermann niedergelegt ist, mag vielleicht durch die Zeit überholt, durch die Ergebnisse neuerer Forschungen veraltet sein; vieles aber gibt noch heut, in unumstößlicher Wahrheit leuchtend, ein strahlendes Abbild von der geistigen Größe dieses größten Geistes und immer wieder werden der Dichter und Schriftsteller natürlich in erster Hinsicht, dann auch der Maler und Bildhauer, der Naturwissenschaftler selbst und noch viele andre stets auf ihn als Grundlage, auf ihren Goethe zurückgreifen.

In diesem schönen Kreis sehe ich schüchtern wie ein Aschenbrödel die Musik bei Seite stehen. Ist es möglich, ist es glaublich, daß ein so universeller Geist wie Goethe im tiefsten Grund seines Herzens eigentlich „unmusikalisch“ war, daß „unser größter Dichter nur eine ..... herzliche Neigung zur Musik besessen und dieser Kunst während seines langen und reichen Lebens treu und liebevoll angehangen hat, daß aber ein tieferer Einblick in ihr Wesen und ihre Entwicklung, eine auf ernsten Studien ruhende Kenntnis ihrer

*) Aus „Goethes musikalisches Leben“ von Dr. Richard Wulkow.

Digitized by Google

verschiedenen Gattungen und Stilarten, ein fein empfindender, durchgebildeter Geschmack für den Genuß musikalischer Kunstwerke dem Meister gefehlt hat? *)

Es ist ja bekannt, daß Goethe in seiner Jugend einmal Cello gespielt hat, späterhin dann immer gelegentlich Musik, besonders Lieder, zumal von schönen Frauen gesungen — gern gehört hat: ist es aber andrerseits nicht auffallend, daß anläßlich des jungen Mendelssohns bevorstehender Ankunft in Weimar, erst Goethes Noten ausgepackt und abgestäubt, sein Flügel erst wieder mit neuen Saiten bezogen werden mußte? Und wenn Goethe in seinen italienischen Reisebeschreibungen alles, aber in der Tat auch alles in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, Malerei und bildende Kunst natürlich zumeist, wenn er den Spuren des klassischen Altertums und der Renaissancezeit, Dantes und Torquato Tassos nachgeht, Land und Leute studiert, Wind und Wetter und Wolken, selbst die Gesteinsarten der durchreisten Länder seiner Beobachtung wert hält, wie seltsam, daß er für das musikalische Leben dieses eingeboren „musikalischen" Landes kaum einige flüchtige Worte findet! Würde es nicht zu weit führen, könnte ich solcher gegensätzlicher Beispiele eine gar große Reihe noch anführen.

Die Frage über Goethes musikalisches Leben ist zwar schon oft aufgeworfen worden, aber trotz des eifrigsten Studiums verschiedenartiger Quellen und der gewissenhaften Kritik der zahlreichen Berichte hierüber ist eine endgültige befriedigende Lösung weder den Goethe-Forschern noch den Musik-Ästhetikern bisher gelungen. Auch ich will und kann natürlich eine solche Lösung heute nicht geben, vielleicht aber doch ein klein wenig dazu beizutragen suchen, indem ich Goethes Verkehr mit einigen seiner musikalischen Zeitgenossen zum Gegenstand einer näheren Betrachtung mache.

Die Musiker, die für meine Arbeit in erster Hinsicht in Frage kommen sind Philipp Christoph Kayser, Johann Friedrich Reichardt, Karl Friedrich Zelter, Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Ludwig van Beethoven und Hektor Berlioz. Welche höchst merkwürdige Zusammenstellung! Vier Meister, deren Namen in der ganzen musikalischen Welt nur mit Verehrung, Dankbarkeit und Liebe genannt werden, und drei Musiker, die der großen Menge wohl kaum dem Namen nach bekannt sein dürften, und wenn sie es sind, dann sind sie es eben nur deshalb, weil zufällig ein Strahl der Goetheschen Sonne ihr Erdendasein getroffen und erhellt hat. Und doch hat Goethe an eben diesen Zelter bedeutend viel mehr Briefe gerichtet, als an alle andern musikalischen Zeitgenossen zusammen genommen.

Beginnen wir zunächst mit Philipp Christoph Kayser: er ist als Sohn eines bekannten Organisten in Frankfurt geboren. Ob sich zwischen ihm und dem ungefähr gleichaltrigen jungen Goethe schon von dieser ihrer gemeinsamen Vaterstadt freundliche Beziehungen herleiten, oder solche erst im Lauf der Zeit entstanden sind, ist nicht genau bekannt. Jedenfalls war Kayser in seinen jungen Jahren als Komponist und Klaviervirtuose, der sich gelegentlich auch mit gutem Erfolg dichterisch versuchte, wohl geschätzt. In seiner Eigenschaft als Komponist interessierte sich Goethe besonders für ihn, so sehr sogar, daß er ihm die Komposition seines Singspiels „Jery und Bätely" anvertraute. Obwohl Goethe ihn wiederholt für ein „Genie" erklärte, hielt er es merkwürdiger Weise doch für notwendig, ihm am Schluß eines längeren Briefes folgende höchst eigenartige gute Ratschläge für die Komposition zu erteilen: „Machen Sie sich mit dem Stück wohl bekannt, ehe Sie es zu komponieren anfangen! Disponieren Sie ihre Melodien, Akkompagnements usw., daß alles aus dem Ganzen in das Ganze hineinarbeitet. Das Akkompagnement rate ich Ihnen sehr mäßig zu halten .... Bedienen Sie sich der blasenden Instrumente als eines Gewürzes und einzeln; bei der Stelle die Flöte, bei einer das Fagott, dort Hautboa! Das bestimmt den Ausdruck, und man weiß, was man genießt; anstatt, daß die meisten neuen Komponisten, wie die Köche bei den Speisen ein Hautgout von allerlei anbringen, darüber Fisch wie Fleisch, und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt".

Trotz dieser Ratschläge wurde aus der Komposition dieses Singspiels gleichwohl nichts. Goethe hatte sich nun aber einmal auf sein „Genie" kapriziert und übertrug ihm nun seine Operette „Scherz, List und Rache", wiederum mit sehr ausführlichen Ratschlägen zur Komposition. Kayser müht sich ab und arbeitet eifrig, bringt aber nur Einzelnes zustande. Trotzdem läßt ihn Goethe auch jetzt noch nicht fallen, sondern freut sich im Gegenteil, ihm wieder in Italien zu begegnen.*) So schreibt er im November 1787 in seinen italienischen Reisebriefen von Rom aus: „Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt" (gemeint ist wohl sich an die bildende Kunst und die Dichtkunst als dritte im Bund sich anschließt). „Er ist eintrefflich guter Mann und paßt zu uns ..... Er ist sehr brav und verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher als man nur sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt". So übergibt ihm Goethe sogar später noch die Komposition der Musik zu „Egmont"; aber auch dieser schönen und gewiß dankbaren Aufgabe gegenüber versagt Kayser vollständig.

*) S. o.

*) S. o.

Digitized by Google

Späterhin finden wir ihn dann auf Goethes Empfehlung hin als Reisebegleiter der Herzogin Anna Amalia von Weimar auf deren Reise nach Italien, doch schon in Venedig kommt es zu starken Mißhelligkeiten, die nun auch auf seine bisherigen Beziehungen zu Goethe zurückwirkten und bald deren völlige Lösung herbeiführten. Er ließ sich nach einem ziemlich unsteten Leben schließlich in Zürich als Musiklehrer nieder und starb dort im Jahre 1823.

Wenn Goethe später einmal von sich selbst sagt: „Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich mir nie ganz ablegen konnte", so liegt, wie Dr. Richard Wulkow in seiner Broschüre „Goethes musikalisches Leben" sagt, „der Gedanke nahe, daß ihm bei diesen Worten der problematische Kayser vorgeschwebt hat, von dem wir heut nicht das mindeste wissen würden, wenn er nicht durch Goethes Herzensgüte gewissermaßen geweiht wäre". —

Als Musiker auf viel höherer Stufe wie Kayser steht Johann Friedrich Reichardt, dem sich nun zunächst Goethes musikalisches Interesse zuwandte. Er war ein feingebildeter, vielgereister, vielerfahrener Mann, auch als Schriftsteller nicht ohne Bedeutung, dabei aber freilich persönlich sehr selbstbewußt, arrogant und eitel. Als Kapellmeister Friedrich des Großen und König Friedrich Wilhelms II. entfaltete er eine äußerst fruchtbare, kompositorische Tätigkeit. Seine Orchester- und Kammermusikwerke haben freilich für uns heutzutage nur noch ein historisches Interesse, dagegen haben sich einige seiner Lieder durch ihre geschickte Anlehnung an Volksmelodien wohl noch erhalten; sie stellen im allgemeinen einen Uebergang zu den Liedern unsrer großen Meister, besonders zu Schubert, dar.

Er komponierte die Goetheschen Singspiele „Jery und Bately", „Claudius von Villa Bella" und „Erwin und Elmire", ferner eine große Anzahl Goethescher Gedichte. „Daß er aber jemals zum rechten Bewußtsein deren vollen Gefühlsinhalts durchgedrungen ist, daß er mit seinen Klangfarben die lebendigen Züge des Gedichts zu blühender Schönheit emporgehoben hätte, kann man ihm leider nicht nachrühmen".*)

Trotz dieser offensichtlichen Mängel in musikalischer Hinsicht, trotz seiner höchst unangenehmen persönlichen Eigenschaften, die Schiller zum Beispiel ganz unerträglich waren, hielt ihn Goethe sehr hoch, „weil er in ihm ein sehr bedeutendes, für die Verbreitung seiner Lyrik ungemein geeignetes Talent sah".

Sein künstlerischer Einfluß am Berliner Hof war den Freunden der italienischen Schule längst verhaßt und mit Freuden benützten deshalb Reichardts Feinde seine politische Gesinnung, um ihn zu stürzen. Er hatte sich wiederholt als Anhänger der französischen Revolution bekannt, deren Segnungen sogar in einem offenen Brief schließlich noch gepriesen, das war natürlich eine willkommene Waffe in der Hand seiner Feinde; eine solche Gesinnung vertrug sich freilich nicht mit seiner Stellung als königlicher Kapellmeister, vertrug sich aber auch nicht mit Goethes politischer Gesinnung, und bald, nachdem Reichardt vom Berliner Hof entlassen worden war, brachen auch seine Beziehungen zu Goethe plötzlich ab.

Reichardt selbst führte dann noch ein höchst seltsames Leben; zunächst wurde er Landwirt, dann Salineninspektor bei Halle; einige Jahre später finden wir ihn wieder auf den Konzertreisen in Wien und Paris, als Redakteur einer Musikzeitung in Berlin, in den Jahren 1806—1808 als Kapellmeister des Königs Jérome Bonaparte von Westfalen in Kassel, dann in Wien, wo er den freilich vergeblichen Versuch machte, Beethoven als seinen Nachfolger in Kassel zu gewinnen; schließlich kehrte er wieder in seine frühere Stellung als Salineninspektor nach Halle zurück und starb dort im Jahre 1814.

*) S. o.

Von den Briefen Liliencrons.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

II.

Eine besondre Erwähnung verdient die Anschauung, die Liliencron von seinen lieben Mitmenschen hatte; er sah in ihnen im allgemeinen nur die Bestien, die rücksichtslosen Raubtiere, die sich untereinander bekämpfen, zerreißen, vernichten, verschlingen. Es ist sehr leicht ersichtlich, daß seine ewige materielle Notlage zu dieser Anschauung viel beigetragen haben mag. In Geldkonflikten werden die Menschen am ehesten zu Bestien. Wer darum mit ihnen in einem ewigen finanziellen Krieg liegt, wird leicht zu einer pessimistischen Auffassung gelangen. Andrerseits wurzelt Liliencrons Auffassung zu tief, als daß man sie restlos aus dem Milieu erklären könnte; sie muß irgendwie in seinem persönlichen Wesen verankert sein, und ist es in der Tat auch. Mir ist, als habe er die Menschen als losgelöste, isolierte Wesen betrachtet. Der Novellist sieht das Individuum in seinem Milieu, der Romanschriftsteller sieht es im Zusammenhang der ganzen Gesellschaft, der Dramatiker, wenn er anders einer ist, auf dem dunklen Hintergrund der Welt und der Ewigkeit. All diesem gegenüber hat es der Lyriker mehr mit dem losgelösten, selbständigen, isolierten Einzelwesen zu tun, und mir ist, als habe diese künstlerische Veranlagung auf Liliencrons ganze Welt- und Menschenauffassung abgefärbt. Er sah die Menschen

Digitized by Google

nicht im Zusammenhang ihrer Existenzbedingungen; er sah nur, was sie taten, und ließ ihnen darum nie die Entschuldigung zukommen, die ihnen der Verstand zukommen lassen muß, wenn er die Situation überschlägt, in der sie sich befinden. Wie oft kommt man dann nicht zu dem Resultat, daß die armen Hunde gar nicht anders können! Und wie Liliencron nicht einmal den einzelnen Menschen im Zusammenhang mit seinen Existenzbedingungen erblickte, so übersah er noch viel weniger den großen historischen Zusammenhang, in dem sich die verschiedenen Klassen, die verschiedenen wirtschaftlichen Kategorien des Volkes befinden. Was er darum über Politik sagt, muß notwendig kindlich anmuten, wenn man es als Politik auffaßt, als Psychologie aber ist es interessant genug. Wenn der Zusammenhang schwindet, in dem die Menschen einzig und allein existieren, wird die Welt ein großes Schlachtfeld, auf dem sich die freien Einzelwesen gegenseitig bekämpfen und berauben, und eben das war die Welt in den Augen Liliencrons. Unter diesen Umständen aber ist es eine ganz natürliche Folge, daß er die schätzte, die mit der größten Forsche darauf losgingen, und das schienen ihm rechts die Junker und links die Anarchisten zu sein. Es ist absolut kein Widerspruch, daß er diesen beiden Extremen seine Bewunderung entgegenbringt. Die Junkerherrschaft war für ihn schließlich auch nur eine Anarchie, in der der Junker die stärkste Faust behalten hatte. Wenn man sein Kokettieren mit dem Feudalismus (das sonst gelegentlich peinlich wirkt) unter diesem Gesichtspunkt sieht, versteht man es und fühlt, daß es tief mit seinem ganzen Wesen zusammenhing. Eine unangenehme Kehrseite dieser seiner Betrachtungsweise ist es, daß er die menschlichen Motive immer im Persönlichen sucht, auch wo sie in der Tat in der Sache liegen. Eine kleine Episode mit Avenarius, die durch das Buch läuft, ist in dieser Beziehung geradezu ein Schulbeispiel. Avenarius war einer der ersten, die für Liliencron eintraten, und er hat bis zum letzten nicht aufgehört, auch weiter für ihn einzutreten. Als er aber einmal in absolut einwandfreier Form darauf hinweist, daß Liliencron im Begriff ist, seinen Namen als Aushängeschild für ein zweifelhaftes Unternehmen herzugeben, vermutet Liliencron sofort persönlichen Neid, während die sachlichen Motive Avenarius' zum Greifen klar zutage lagen. So peinlich diese völlige Blindheit für den sachlichen Zusammenhang nun auch in solchen Fällen ist, so sehr ist die ganze Veranlagung doch vielmehr ein Unglück für Liliencron, als für andre. Wie sein Urteil über die Menschen durch keine verstandesmäßigen Erwägungen gemildert ist, so ist auch sein starker, heißer, grenzenloser Lebensdrang durch keine kontemplative Vernunft gebändigt, und da nun die Welt für ihn ein materielles Gefängnis war, hat man oft den Eindruck, als rüttle sein eingekerkerter Lebenswille mit der Kraft eines Riesen an den Gitterstäben der Fenster. Für den Menschen Liliencron ist dieser schreckliche Lebenswille, der immer begehrte, immer begehrte, immer begehrte, ohne je zur Ruhe der Resignation zu kommen, die Quelle vieler Leiden gewesen; aber freilich war es derselbe Lebenswille, der ihn zu dem starken Lyriker machte, der er war. Ein Mensch, der von einem derart ungebändigten, sozusagen barbarischen Lebenstrieb besessen ist, vermag als Glück nur zwei Dinge zu schätzen: die momentane Befriedigung dieses Willens und die Augenblicke, in denen er schweigt und Ruhe in die Seele einkehrt. Liliencron sagt darum auch an einer Stelle, daß es nur zwei Dinge gäbe, die ihm das Leben wert machten: die Erotik und die dichterische Inspiration. In der Erotik fand sein Lebenswille die augenblickliche Befriedigung, und in der dichterischen Inspiration versank die begehrte Welt mit all ihren Qualen, und die angeschaute reine, unschuldvolle Welt stieg empor. Liliencron nennt mitunter in den Briefen Schopenhauer, er kann aber unmöglich ein tieferes Verhältnis zu ihm gehabt haben. Schopenhauer entläßt keinen, der ihn überhaupt aufzunehmen vermag, ohne wenigstens eine Ahnung der großen, ruhigen, gelassenen Resignation, die den tiefsten menschlichen Wert seiner Philosophie ausmacht. Wenn man sieht, wie in diesen Briefen der Lebenswille dumpf, besinnungslos, wahnsinnig, an den Kerkerstäben rüttelt, hat man wohl die Empfindung, einer Illustration der Schopenhauerschen Philosophie gegenüberzustehen, niemals aber einem Jünger. Die kontemplative Begabung fehlte Liliencron, und wer wie ich die Abwesenheit dieser Begabung für das schrecklichste menschliche Unglück hält, wird nicht leicht zum Richten aufgelegt sein, wenn der rasende Lebenswille Liliencrons mitunter Formen annimmt, die man ruhig als abstoßend bezeichnen darf, weil sie abstoßend sind. Als die Natur diesen Trieb in ihn senkte, schuf sie zugleich einen starken Lyriker, und dieser vornehme Zweck der Natur vermag allerdings wohl die Triebe zu adeln. Liliencron zog sich später von den Menschen zurück, aber die Einsamkeit brachte ihm die Stille der Seele nicht. Sie brachte ihm nur vermehrten Ekel vor dem Leben und den Menschen. Liliencrons Lebensdrang hatte noch immer nicht gelernt, sich still von der Welt abzuwenden, und so mag ihm die äußere Stille unter Umständen eher auf die Nerven gefallen sein, als daß sie ihn beruhigt hätte. Die natürliche stille Objektivität des Alters aber erlebte er nicht; die Tragik des starken barbarischen Lebenswillens vollendete sich. Er starb, ohne den bergenden Hafen des kontemplativen Greisenalters erreicht zu haben. Er starb unterwegs; er fiel im Kampf und im Aufruhr seiner Instinkte. Wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld des Lebens.

Digitized by Google

Sommer-Lyrik.

Von Frida Schanz (Berlin).

Feuerblumen.

Feuerfarbnes Unkraut meiner Tage,
Wuchernd wild im braven Roggenschlage,
Immer neu erblühnde, wunderbare
Sehnsucht, — feuerfarbne, unfruchtbare!

Emsig sucht ich oft, dich auszuroden,
Doch du wurzelst fest im kargen Boden,
Klammerst dich, betaut vom Naß der Zähren,
Sonnenflammend zwischen meine Ähren!

Köpfeschüttelnd stehn, die dich erblicken,
Daß kein Wetter könnte dich ersticken! —
Manchmal, wie zum Hohn der armen Scheuer,
Scheint mein ganzes Feld ein einz'ges Feuer!

Sommernacht.

Die Nacht ist lau, die Lüfte kosen,
Die Träume wandeln weit und breit.
In allen Gärten blühn die Rosen
Und duften durch die Dunkelheit.

Die müden Augen schloß der Schlummer,
Sternaugen schaun vom Himmelszelt.
Der Sommernächte leiser Schlummer
Liegt wie ein Schleier auf der Welt.

Um meine Stirn weht ein Liebkosen,
Mich trifft ein Ton, von weit, von weit.
In allen Gärten blühn die Rosen
Und duften durch die Dunkelheit.

Unkraut.

Auf dem Schuttland, das vor langen Tagen
Bunte Gartenherrlichkeit getragen,
Wohnen jetzt bescheidene Familien: —
Nur noch ein paar adelsstolze Lilien,
Sonst nur tiefverachtetes Gekräute:
Quecken, Nesseln, kleine arme Leute,
Neugierfröhlich an den Zaun sich schmiegend,
Sich im morgenfrischen Windhauch wiegend
Nach dem Takte eines Lerchenliedes,
Unbewußt des Standesunterschiedes,
Selig in der satten Sommerwonne,
Ihre Kindlein tragend in die Sonne,
Von den Beeten in die Wege schreitend,
Übermütig wuchernd sich verbreitend,
Frohgesellige bescheidne Massen,
Die der Lilien stolzen Ernst nicht fassen.

Großstadtabend.

Letzte Glut der Julisonne.
Draußen, in der Flurenwonne,
Feier-Ruh jetzt, tief und labend!
Hier: — der heiße Großstadtabend,
Staub und Dunst und wirres Treiben,
Abendglanz in grellen Scheiben,
Hungerndes Nachhausehasten
Lieb und Leid und Lust und Lasten,
Grelles, farbiges Gepränge,
Rohes Elend im Gedränge,
Hier verschämte Bittgeberde,
Müde Räder, arme Pferde,
Schwüle Glut aus heißen Steinen,
Ungehört verklingt ein Weinen.
Durch das Drängen, durch das Jagen,
Rast ein leerer Leistenwagen
Unter schwarzem Stadtbahnbogen.

Draußen: stilles Gräserwogen. —
Leiser, weicher Abendfriede
Webt mit seinem Heimchenliede,
Steht mit seinem Silberhorne
Über reifem, goldnem Korne.

Stimmung.

Es trägt mein Herz, das starke,
Mich heut gleich einer Barke,
Darin sichs träumend ruht.

Das Leben streichelt seiden,
Wie Stromwind in den Weiden
Nach eines Tages Glut.

Es heben meine Gedanken
Die Perlen, die versanken,
Als Krone aus der Flut.

Sommertag.

Der Tag war wie trunken
Von Rosendüften und Sonnenflammen. —

Nun rafft er die goldrote Schleppe zusammen
Und liegt, in die Kniee gesunken.
Eine strenge Hand
Wirft ihm aschfarbne Schleier übers Gewand.

So liegt er. — Glocken gehn nah und fern.
Doch wie ein Verzücken
Lachts noch durch sein Büßen. In seinem Rücken
Blitzt eine Sichel. — Darüber der Liebesstern.

Sommerspuk.

Wie heut die Frau im schwarzen Kleid erschrickt!
Erschrickt und einsinkt in die alten Träume!
Wie frohe blaue Bubenaugen blickt
Der Sommerhimmel durch die vollen Bäume!
Wie goldne Löckchen glänzt der Sonnenschein!
An dem Spaliere zuckt es wie Gekletter.
Solch ein Bewegen ist im wilden Wein,
Als griffen Händchen durch die grünen Blätter!

Digitized by Google

Vater Gottlieb.

Von Wilhelm Schussen (Schwäb.-Gmünd).

Es wäre vielleicht doch das Richtigere gewesen, wenn er damals, als er auf die Brautschau gegangen, an eine Einheimische geraten wäre, an Schmieds Rese zum Beispiel oder an Rechenmachers Karline oder an Strumpfwirkers Hanne oder an Pelzmüllers Fränze, der er zum Beispiel schon dritthalb Jahre lang den Hof gemacht hatte.

Doch es war nun eben anders gekommen. Sein Bruder lebte als Revisor in der Hauptstadt, und da hatte dann das eine das andre gegeben, das heißt, der Bruder und die Brudersfrau hatten ihm eben die Liselotte anempfohlen, ihm die schöne Mitgift vorgerechnet und das Frauenzimmer gelobt und gelobt. Wenn er sich recht erinnerte, hatte er noch am nämlichen Abend in der Lüge des getrunkenen Weines Liselotte auf der Treppe geküßt und sie sein Liebchen genannt, währenddessen der Bruder und die Brudersfrau oben vor der Glastüre standen und zuschauten und in sich hinein lachten. Die Brudersfrau hatte ja noch mit dem Kerzenlicht in der Hand zu dieser ersten Umarmung geleuchtet.

Daß Liselotte so ein schmales Gesicht und so — wie sollte er sagen? — so dünne, schnelle Lippen hatte, war eigentlich nie nach seinem Geschmack gewesen, vielmehr hatten die Frauenzimmer alle, die er in ledigen Jahren gekannt, volle runde Gesichter und schöne breite Rücken gehabt, angefangen bei Schmieds Rese bis zu Pelzmüllers Fränze oder Schöllhorns Marie und sämtlichen andern. Aus Schöllhorns Marie zum Beispiel hätte man gut zwei solche federleichte Frauenzimmer wie Liselotte eines war, machen können. Doch die bildsaubere Marie hätte leider kaum zweitausend Mark mit in die Ehe bekommen, während Liselotte zwanzigmal soviel besaß. Da war die Wahl also nicht schwer gewesen. Als Gemeindebeamter hätte er übrigens auch mit der Marie sein Auskommen gefunden. — —

Liselotte hatte ihm fünf Kinder geboren, die nun alle schon herangewachsen waren und bereits auf eigenen Füßen stehen konnten. Bruno, der Älteste, war Koch auf einem Schiff und fuhr als solcher Gott weiß wo in der Welt herum; in seinem letzten Briefe hatte er sogar von einem wilden Papagei geschrieben, den er selber in einem Urwald eingefangen habe. Magda war an einen Lederhändler verheiratet und Irmgard hatte einen Eisenbahner. Fred war Buchhalter bei einer Treuhandbank in Wien drinnen und nur Ottmar war noch Zeichenlehrling in einer Silberwarenfabrik. — —

Wenn es übrigens nach seinem Kopfe gegangen wäre, hätten die Töchter nicht Magda und Irmgard geheißen, sondern Karline oder Senze oder Marie und so weiter, und dem Ältesten hätte er, wie es Sitte und Brauch war, den Namen des Paten gegeben oder seinen eigenen, und hätte ihn also einfach Valentin oder Gottlieb getauft. — — — — — — —

Und jetzt, als er schon alt und grau war, hatten sie fast wie durch ein Wunder nach neunzehnjähriger Stille nochmal ein Knäblein bekommen und es nun diesmal auf seinem dringenden Wunsch hin auf den Namen Gottlieb taufen lassen.

Liselotte war damals, als das Kindlein ankam, gar nicht damit zufrieden gewesen und auch dem Vater war es zuerst nicht so ganz recht gewesen.

Nun aber, da das Knäblein einmal da war und in die Welt hineinwuchs, hatte er eine riesige Freude an ihm. Stunden hindurch trug er es auf dem Arm und schaute mit ihm zum Fenster hinaus und auf die Straße hinunter. Vordem war er am Sonntag Nachmittag immer gleich nach der Vesper ins Wirtshaus gelaufen und war dort nach Ortsgebrauch bis auf den Abend sitzen geblieben, nunmehr aber blieb er selbst am Sonntag daheim, unterhielt sich mit dem Gottlieble und war selig, wenn das süße Kindlein sich an ihn schmiegte und die leisen Händchen ihm um den Hals legte. Und allmählich hatte er sich ganz daran gewöhnt, um acht Uhr mit dem Gottlieble schlafen zu gehen. Wenn er aber einmal nach auswärts mußte, überwand er alle Schwierigkeiten, um nur rechtzeitig wieder nach Hause zu kommen und den Gottlieble noch wach anzutreffen. Und wenn er dann trotzdem einmal eine Viertelstunde zu spät eintraf und das Kindlein schon im Bettchen schlummerte, widerstand er nur mit Not der Versuchung, es wach zu küssen und noch ein Weilchen mit ihm zu verplaudern. Das war alles ganz nach dem Herzen der Frau Liselotte, die mit dem Geschehenen deshalb auch mehr und mehr zufrieden war. — — — —

Da mußte der alte Vater Gottlieb nun einmal Ausgangs März in der Engelwirtschaft mit dem Pelzmüller, dem Gemeindepfleger und dem großsprecherischen Schöllhorn ins Würfeln und Trinken kommen. Und nun stand schon der sechste Krug Bier unter seinem Namen auf der Schiefertafel und die Ohren waren ihm voll von dem Gelächter der Dreien. Dafür aber hatte er allerdings auch entsprechend mitgetrunken und von dem verspielten Bier hinuntergeschluckt, soviel nur in seiner Kehle Platz hatte.

Den nächsten Kreidestrich erhielt der Pelzmüller. Doch schon beim übernächsten hieß es wieder: „Der Gottlieb! Bravo! und recht so! und juchhe! und hahahaha!“

Er gab es allmählich auf, das Glück zu kitzeln und gleich den andern in den ledernen Würfelbecher zu spucken. Das nützte ja doch nichts. Aber den gefüllten Literkrug setzte er

Digitized by Google

wieder ordentlich an den Mund und ließ sich dabei nicht aus dem Konzept bringen.

„Du willst wohl in dem Krug übernachten, Gottlieb, he?“ foppte der Schöllhorn.

Da tat er mit Fleiß noch ein paar Züge und nicht die schlechtesten.

Es war schon längst über acht Uhr hinaus. Und der süße Gottlieble schlief also schon längst in seiner hübschen Bettstatt.

Da klingelte die Schankglocke, und kurz darauf trat die Engelwirtin dicht an Gottlieb heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er verstand nicht viel davon. Aber das Eine vernahm er deutlich: „Ihr möchtet auch so gut sein und ein bißchen in den Hausgang hinauskommen.“

Er verließ also, verfolgt vom Gelächter der andern, auf einen Augenblick die Gaststube.

Liselotte war furchtbar aufgeregt! Sie fuhr ihn gleich heftig an und wollte ihn, wie er dastand, mit heimnehmen. Aber das ging doch nicht! Er hatte seinen Hut noch in der Gaststube drinnen auf der Bank liegen, und hatte noch nicht bezahlt, und — kurz und gut, es ging nicht. Und zum andern war es doch nicht so schrecklich, wenn er einmal über die Zeit hinaus sitzen blieb und auch schließlich einen Schluck über den Durst trank. Er redete also der Frau gütlich zu: „Er trinke jetzt nur noch schnell sein Bier aus und hole seinen Hut und dann komme er gleich nach Haus. Und dann sei alles wieder gut.“

Jetzt aber öffnete der Schöllhorn die Gasttür, pflanzte sich groß und breit auf und schüttete sein dröhnendes Gelächter in den Hausgang heraus. Und Liselotte verschwand mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß.

Der zehnte Stein ging an den Gemeindepfleger über, den elften erhielt der Pelzmüller und der zwölfte kam wieder auf Gottlieb. Doch nun traf es ihn wenigstens der Reihe nach, Da zahlte er schließlich ganz gerne. Und als der Pelzmüller jetzt ein Lied anstimmte, sang er froh und kräftig mit und auch das drollige Schnaderhüpferl, das der übermütige Schöllhorn jedem Liedverse anfügte, schmetterte er festlich in die Tabakswolken hinein:

„Hinaus in die Ferne
Mit sieben Fäßchen Bier!
Drei hänt mir g'soffen,
Jetzt hänt mir bloß noch vier!“

Da klingelte das Schankglöckchen schon wieder. Diesmal kam Liselotte, noch erregter als vorhin, gleich in die Stube herein und begann eine schäumende Schmährede an Gottlieb und auch an die andern hin.

Allein der Pelzmüller sang immer weiter und der Schöllhorn brüllte sein Schnaderhüpferl. Der Gemeindepfleger aber zog die Frau Liselotte derb am Rock und sagte: „Seid vernünftig, Weib, und setzt Euch ein bißchen her zu uns und trinkt ein Weilchen mit.“ Und der Schöllhammer setzte boshaft hinzu: „Seht, Euer Gottlieb hat heut einen so schönen roten Kopf. Gebt Euch also zufrieden und freut Euch auf Euer Bett. Ihr bekommt heut eine schöne Nacht.“

Und auch Gottlieb bat sie: „Liselotte, mach keine Sachen und gehe lieber heim. Der Gottlieble könnte aufwachen und sich fürchten.“

Und dann sangen sie wieder:

„Hinaus in die Ferne
Mit sieben Fäßchen Bier!
Drei hänt mir g'soffen,
Jetzt hänt mir bloß noch vier!“

„Nun sollst du mir aber was erleben!“ knirschte Liselotte, bleich vor Aufregung, als sie unter dem Gespött der betrunkenen Männer die Wirtsstube verließ.

„Was sie wohl damit sagen wollte?“ murmelte Gottlieb aus seinem Rausch heraus. Hoffentlich beging sie keine Dummheiten! Er war nun doch ein wenig unruhig. Jedenfalls würde er, sobald das eben begonnene Spiel beendigt und der neue Krug getrunken war, sich sofort auf die Füße machen. Der Krug fiel wieder an Gottlieb. Es war der neunte, den er nun zu bezahlen hatte. Und er tat wieder einen zornigen Schluck. — — — — —

Als sie aber eben wieder ihr Schnaderhüpferl anstimmten, flog die Gasttür plötzlich auf, und Liselotte, weiß wie der Tod, trat wieder ein, diesmal auf dem Arm irgendeinen Gegenstand tragend, den sie mit ihrer Schürze umwickelt hatte. Noch waren die betrunkenen Sangesbrüder nicht zur Besinnung gekommen, als die Frau Liselotte auch schon ihre Schürze auspackte und mit einem einzigen Schreckensgriff das kleine schlafende Gottlieble, so nackt wie es einst geboren ward, mitten auf die von Bier und Asche verschmierte Tischplatte niedersetzte und dann wortlos verschwand, wie sie gekommen war.

Da hörten denn doch alle Begriffe auf! Und wenn Gottlieb nicht von jeher für den Frieden so eingenommen gewesen wäre, dann hätte es diesmal etwas abgesetzt! So wahr er der Vater Gottlieb war! Herrgott nochmal!

Das arme nackte Kindlein aber, das so urplötzlich inmitten von Rauch und fremden Gesichtern erwachte, verzog in Angst und Schreck sein feines Mündlein und schrie aus voller Lunge.

Ein Weilchen lachten die betrunkenen Männer noch. Dann aber zeigte es sich, daß sie noch lange nicht die rauhen Brüder waren, die sie Frau Liselotte gescholten hatte.

Die Engelwirtin mußte sofort eine warme Windel bringen, und der Schöllhorn verlangte ein Hemdchen dazu, und der bezechte Pelzmüller sprach für warme Strümpfe, und der Gemeindepfleger sagte, „das Kind müsse einen Schoppen warmer Milch haben“. Und so hörten sie ganz

Digitized by Google

von selber mit Lärmen und Singen auf und beruhigten alle zusammen den kleinen Gottlieble und redeten leise und fast zärtlich untereinander. Aber sitzen blieben sie nun erst recht noch eine gute Stunde, immer wieder den kleinen Gottlieble lobend, der nun ganz brav und tapfer in seines Vaters Armen ruhte, die freundlichen Männer betrachtete und friedlich seine warme Milch zu Ende trank.

Die Frau Liselotte aber hätte heute Nacht, als Vater und Sohn zusammen von der Engelwirtschaft nach Hause kamen, nur etwa Geschichten anfangen dürfen, dann hätte sie doch noch was erleben können!

Lanx satura aus Bayern.

In Bayern geschehen zurzeit Zeichen und Wunder. Hatte schon die Immenstädter Wahl daß Zentrum auf die Strecke gebracht, so war dafür die Günzburger Nachwahl ebenso fatal. Lassen wir wiederum Zahlen reden!

	Stimmen	
	Zentrum	Bauernbund u. Liberale
1907	2514	1602
1911	2087	2269

Für den fortschrittlichen Bauernbündler traten auch die Liberalen schneidig ein: das Zentrum verlor 427, der Gegner gewann 667 Stimmen. Günzburg ist wiederum ein Beweis dafür, daß religiöser und politischer Katholizismus sich nicht decken; denn der Wahlkreis zählt fast 30 000 Katholiken und nur rund 4000 Andersgläubige. Wenn nicht alle Zeichen trügen, bereitet sich eine Umwertung der politischen Werte vor. Das Volk, das bisher herdenmäßig dem ultramontanen Rattenfänger folgte, verlockt durch die Schalmei der Religion, sieht allmählich, daß es unter der glorreichen Führung des Zentrums weder eine Abminderung der Steuern, noch eine erhoffte Steigerung des Wohlstandes erfuhr; es kommt allgemach zur Erkenntnis, daß Versprechen und Halten zweierlei Dinge sind, und entweder schwenkt es kurz entschlossen zum Radikalismus der Sozialdemokratie ab, deren Lehren und Kritik am leichtesten zu erfassen sind, oder es schließt sich andern politischen Parteien an: dem Bauernbund auf dem Lande, dem Liberalismus in den Städten.

Das bayrische Zentrum ist gar hellhörig und rüstet sich für alle Fälle, in der nächsten Session vor den Wahlen noch möglichst viel Weizen in die Scheune zu bringen. Die Volksschulen sind ohnehin so ziemlich in den Händen des Klerikalismus; nun gilt es, noch die volksschulentlassene Jugend in dessen Ketten zu legen. Daß man in Preußen, trotz des heißen Bemühens des schwarzblauen Blocks, den Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen nicht obligatorisch machen konnte, d. h. die Kirche zur Inspizientin derselben gesetzlich festlegte, das erregte in unsren Zentrumskreisen arge Bestürzung. Auf der Frühsinger Bischofskonferenz ward denn auch diese question aufgeworfen und der neugebackene Bischof von Speyer, Dr. Faulhaber, neben dem Pfälzer Erzbischof v. Bettinger der schneidigste Kämpe der Infulgenossenschaft, gab in Aschaffenburg, anläßlich des „pädagogischen Informationskurses“ (für zukünftige geistliche Schulinspektoren) den Extrakt jenes Konziliums zum Besten, indem er zum hl. Krieg für die „Thronrechte der Religion in der Fortbildungsschule“ aufrief. Er fordert obligatorischen Religionsunterricht, im Namen des bayrischen Schulrechtes. Eine Sonntagsschule, die ohne Religionsunterricht das in der Werktagsschule Aufgebaute wieder einreiße, sei „dem Arbeiter gleich, der am Sonntag das am Werktag sauer Verdiente wieder verschwende.“ In der Schule müsse durch die Religion die Achtung vor Thron und Altar ins Leben mitgegeben werden. „Atheistenschulen werden Anarchistenfabriken.“ „Der Kreuzbrecher breche auch die Königskronen.“ Dr. Faulhaber hat die Sprache des Zentrumsjournalismus vortrefflich inne und weiß, daß man mit Anarchisten und Atheisten die Fürsten der Erde das Fürchten lehrt. Der „Bayrische Kurier“, der sich mit der „Augsburger Postzeitung“ seit Jahren um die Pressehegemonie des bayrischen Zentrums streitet, gibt zur Rede des Bischofs noch einen Extrasenf. „Wolle uns der Himmel bewahren, daß die Religionsstürmer in Frankreich und in der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses die gute bayrische Art verderben und daß mit der Einführung einer religionslosen Fortbildungsschule auch im Süden ein weiterer Leichenstein auf dem Friedhof Rousseauscher Pädagogik aufgerichtet werde.“ Man weiß im voraus, wie in Bayern der parlamentarische Ausgang sein wird. —

Aber auch die Universitäten werden den nächsten Landtag wieder beschäftigen. War da letzthin wieder die Rektoratswahl. Bisher kamen die einzelnen Fakultäten turnusweise zum Zuge. Heuer war die theologische Fakultät wieder an der Reihe. Aber eine Gruppe freigesinnter Professoren sträubte sich, den vorgeschlagenen Theologen zu wählen, da er den Modernisteneid geleistet hatte. Der Konflikt stand vor der Türe. Schließlich einigte man sich aber dahin, den bekannten Kirchenhistoriker Dr. Knöpfler, der den Modernisteneid nicht abgelegt hatte, zu wählen. Aber der „Fall“ war da. Die „Donauzeitung“, das Leiborgan des vielvermögenden Dr. Pichler, äußert sich grimmig: „Wenn es eben nicht anders möglich sei, so müsse eine Änderung in der Organisation der Universitäten herbeigeführt werden ... Eine Entrechtung der theologischen Fakultäten lasse sich der bayrische Landtag unter keinen Umständen gefallen. Es mute fast komisch an, daß die gelehrten Herren Professoren die praktischen Realitäten so wenig einzuschätzen und zu würdigen wüßten.“ Eine liebliche Sprache! Aber so kommt es, wenn die Universitäten es versäumen, den Stier bei den Hörnern zu fassen, in corpore die Konsequenzen zu ziehen, d. h. die katholische Theologie aus der Liste der wissenschaftlichen Disziplinen zu streichen. Nach der Einführung des Modernisteneides sind die katholischen Professoren ohne weiteres auf den Index der freien Wissenschaft gekommen. Mögen auch immerhin die einen oder andern Herren den Eid nicht geleistet haben, in der Zukunft gibt es keinen katholischen Theologieprofessor mehr, der ihn nicht abgelegt hat, der nicht den sacrificio d'intelleto geschworen hat. Mit diesem klug ersonnenen Übergang aus dem Herkömmlichen zum Neuen will man die Vorsicht einlullen, und es scheint zu gelingen. Aber es nützt die Angst vor Konflikten und prinzipiellen Entscheidungen nichts: einst wird kommen der Tag, da das Mundspitzen vorüber ist und gepfiffen werden muß. Möge er eine Professorengeneration finden, die von den ihnen anvertrauten Universitäten sagt, was einst der Jesuit Ricci zum Papst Clemens XIV. gesprochen haben soll: sint, ut sunt aut non sint! —

Was ich schon früher vorausgesagt, ist nun eingetroffen: der bayrische Finanzminister hat sich zu dem seinerzeit verpönten Lotteriespiel bekehrt und, um nicht allein die Sündenschuld zu tragen, sich mit Württemberg und Baden zu einer Lotteriegemeinschaft verbündet, um insgesamt ein preußisch-süddeutsches Lotteriekartell einzugehen. Don Dinero hat gesiegt. O cives, cives, quaerenda pecunia primum est. Am 9. Januar 1849 forderte der Beschluß der Frankfurter Reichsversammlung die unbedingte Aufhebung aller Arten von Lotterien.

Digitized by Google

Das Zahlenlotto verschwand in Deutschland. In der Mitte des 19. Jahrhunderts galt bei den leitenden Staatsmännern Süddeutschlands die Auffassung, Zahlenlotto und Klassenlotterie sei der gefährlichste Feind jeder gesunden Volkswirtschaft. Die Spekulation auf zufälligen Gelderwerb hielt man für unproduktiv, schädlich. Deshalb sind überall Glücks- und Hasardspiele, ja die Buchmacherei auf den Rennplätzen verboten. Man führt als einzige — Entschuldigung den dem Menschen angeborenen Spieltrieb an. Wenn denn aber gespielt werde, so könne der Staat diesen Trieb zum allgemeinen Nutzen anwenden. Ein bedenklicher Grundsatz. Mit demselben Grunde könnte man staatliche Bordelle, Spielhöllen u. dergl. verteidigen und einführen. Es ist albern, der Sache ein beschönigendes Mäntelchen umzuhängen. Die wachsenden Ausgaben rufen den Finanzministern wie Jago zu: „Tu Geld in deinen Beutel!“ Und da durch das Abkommen dem bayrischen Staatssäckel jährlich 2 215 000 Mk. ohne Mühe zuströmen, weinte Bayerns Exzrentamtmann den idealen Erwägungen eine salzige Träne nach, „nahm das Gute, wo er es fand“ und klappte Bürgers Gedichte zu, als ihm die Verse des „Raubgrafen“ in die Augen fielen:

„Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frein
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird manchen noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb genau!“

Menippus.

Randbemerkungen.

Die faktische Spaltung.

Herr Prof. Dr. Geffken richtet an den Präsidenten des Konsistoriums von Brandenburg ein hochinteressantes Schreiben. Ihm ist die Aufforderung zuteil geworden, für ein Diakonissenhaus sammeln zu helfen. Er schreibt darauf: „Da ich Ihnen und dem Königlichen Konsistorium kaum anders bekannt geworden sein kann, wie in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Rheinisch-Westfälischen Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit und des Vereins für evangelische Freiheit zu Köln, so muß ich vernehmen, daß das Königliche Konsistorium es bewußtermaßen für angemessen erachtet, sich in der erwähnten Angelegenheit an alle Mitglieder der Landeskirche, gleichviel welcher Richtung evangelischen Glaubens sie angehören, zu wenden. Niemand würde an sich solche Gemeinbürgschaft herzlicher begrüßen können als ich. Und doch muß ich Ihnen mein aufrichtigstes Befremden darüber aussprechen, wie gerade der unterzeichnete Ausschuß dazu kommt, von der Voraussetzung derartiger Gemeinschaft auszugehen. Gehört doch zu seinen Unterzeichnern dasjenige Mitglied des landeskirchlichen Spruchkollegiums, welches durch sein Verhalten am 23. Juni sich am verständnislosesten gegenüber der evangelischen Freiheit erwiesen hat. Und fehlen doch in dem Ausschuß völlig die Namen von Vertretern des entschiedenen kirchlichen Liberalismus, als die wir Mitglieder der Mittelpartei schon längst nicht mehr anerkennen. So ist klar, daß es sich auch hier wieder um ein Werk der orthodoxen Partei in der Landeskirche handelt, für das, wie beim Irrlehregesetz die Mittelpartei Vorspanndienste leistet, und es ist keinerlei Bürgschaft gegeben, daß die zukünftigen Diakonissen des Klosters Lehnin anders als in den einseitigen Überlieferungen des Kaiserswerther Systems gebildet werden. Zu solchem Werke beisteuern zu sollen, muß ich für meine Person und — wie ich hoffe — für alle meine wirklich zielbewußten Gesinnungsgenossen als eine im gegenwärtigen Augenblicke geradezu kränkende und herausfordernde Zumutung ablehnen. Die Schärfe derselben wird m. E. durch den in dem Aufrufe enthaltenen Appell an den patriotischen Sinn der Angerufenen noch gesteigert. Ich lasse mich in Vaterlandsliebe und in überzeugter monarchischer Gesinnung hinter niemand zurückstellen, aber ich verwahre mich dagegen, daß ich aus Patriotismus oder Loyalität ein Werk unterstützen soll, das letztlich doch wieder der Alleinherrschaft orthodoxen Glaubens in der evangelischen Kirche dienen wird. Und ich teile Ihnen hierdurch mit, daß ich heutigen Tages diejenige Summe, welche ich unter andern Umständen gern dem Mutterhause Lehnin gewidmet hätte, an den Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein überwiesen habe, dessen Aufgabe ist, Diakonissen und Diakonen im Sinne evangelischer Freiheit auszubilden.“ Schärfer und klarer kann man nicht dartun, daß zwischen den „Richtungen“ unsrer sogenannten Staats- und Landeskirchen derartig grundsätzliche Verschiedenheiten obwalten, daß von einer einheitlichen Kirchengemeinschaft nicht mehr die Rede sein kann. Das ist die Konsequenz des „Falles Jatho“. Die Mittelparteiler stehen ratlos zwischen den Extremen. Von rechts werden sie zur Linken gezählt, von links zur Rechten. Wo die Werke der Liebe zum Gegenstande des Haders werden, kann da die Schärfe der Gegensätze noch mit christlicher Liebe ausgeglichen und geduldet werden? Es treibt zur Auflösung. W.

* * *

Amerikanischer Imperialismus und europäischer Pazifismus.

Die Amerikaner treiben praktischen Imperialismus und praktischen Pazifismus, je nachdem ihr eignes politisches Interesse das eine oder das andre grade als zeitgemäß und zweckentsprechend erscheinenläßt. Sie wissen eben, was sie jeweils zu ihren eigenen Gunsten wollen müssen. Bei uns jedoch streiten Imperialisten und Pazifisten unausgesetzt darüber, ob die Idee des Imperialismus oder die Idee des Pazifismus an sich das Richtige sei, echt deutsch, ideal und weltfremd; und während durch amerikanischen Imperialismus wie amerikanischen Pazifismus immer irgendwo europäische Bestrebungen über den Löffel barbiert werden, machen sich unsre Ideologen Kopfzerbrechens darüber, ob am Januskopf der amerikanischen auswärtigen Politik das pazifistische oder imperialistische Gesicht das wahre sei.

Der rührige Friedensapostel Alfred H. Fried ist davon durchdrungen, daß Amerika ein für allemal auf die Grundsätze jener „ständigen auswärtigen Politik“ der freien Zusammenarbeit für gegenseitige Hilfe, für Konzentration der Kräfte sei, deren charakteristisches Merkmal darin liegt, daß sie sich gegen niemand richte und im Wohl aller den höchsten eigenen Vorteil sehe. Er sieht keinen europäisch-amerikanischen Interessengegensatz: „Die Amerikaner suchten sich gegen jenes System der Gewalt, der Intervention, der Ränke, der egoistischen Machtpolitik, der Dynastieinteressen und des Diplomatenehrgeizes zu schützen, gegen die das eigentliche Kultureuropa seit den Tagen der französischen Revolution sich ebenfalls zu schützen sucht und dessen Bekämpfung die Geschichte der letzten 120 Jahre erfüllt..... Amerika und die europäische Demokratie, die eigentliche Vertreterin des Kultur-Europas, die einzig das Recht hat, sich als Trägerin des alten Namens auszugeben, sie haben beide den gleichen Gegner.“ („Pan-Amerika“ S. 291.) Wegen solcher Anschauungen ist Fried neulich mit Hermann Oncken Howe hart zusammengeraten. Fried hatte unter Bezugnahme auf einen Aufsatz Onckens über „Amerika und die großen Mächte“ die „Verteidiger absterbender Institutionen“ gebrandmarkt, „die gleich ungezogenen Kindern mit dem bösen Beispiel andrer ihre eigne Rückständigkeit entschuldigen möchten, um damit „gewisse Historiker in Deutschland“ zu treffen, die Geschichte nur schreiben, „um aus gewissen bedauerlichen Erscheinungen in andern Ländern nachträglich eine Art von kategorischem Imperativ für

Digitized by Google

die Gesamtheit der Staatenwelt zu konstruieren". Oncken im besondern wurde vorgeworfen, er sehe nicht, „daß der amerikanische Imperialismus im letzten Grunde eine Folge der deutschen Politik ist, ein Ergebnis der Bismarckschen Maxime, die Europa in den letzten Jahrzehnten beherrschte und deren Folgen bei dem engen Zusammenhange unsrer Weltwirtschaft auch auf die Vereinigten Staaten sich erstreckt haben." Oncken rächt sich dafür in einem in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienenen Artikel, worin er Frieds Buch über „Panamerika" scharf unter seine historische Lupe nimmt. Daß es pazifistische Unterströmungen im amerikanischen politischen Leben gebe, gibt er zu; wer aber aus den Friedensreden und Friedensresolutionen der panamerikanischen Kongresse das politische Moment völlig ausschalte, meint er dagegen, der verschließe die Augen vor der nackten Wirklichkeit: „Friedensverkündigungen im pomphaften Stile hat es zu allen Zeiten auch schon vor den Amerikanern gegeben; Päpste und Kaiser, der französische Konvent und Napoleon I., Mächte mit den umfassendsten Ansprüchen auf Weltbeherrschung haben sich ihrer mit Vorliebe bedient. Sie haben aber nicht das Glück gehabt, von der Geschichtsschreibung nach ihren Worten statt nach ihren Taten gemessen zu werden. Diesem Fehler unterliegt Fried in Ansehung der Programme und Resolutionen der panamerikanischen Kongresse und konstruiert sich so ein rein aus der Phrasenperspektive gesehenes Bild der Entwicklung." Oncken fragt ironisch, warum die Vereinigten Staaten das Schiedsgerichtsprinzip nicht gegenüber Mexiko zur Anwendung brächten; ihm bedeutet der amerikanisch-englische Schiedsgerichtsvertrag nichts als eine Ankündigung, daß künftig Defensiv- und Offensiv-Bündnisse aller Art unter dem Namen Schiedsgerichtsverträge in die Welt treten würden, und die neuerlichen brutalen Lebensäußerungen des amerikanischen Imperialismus sind ihm eine weitere Bekräftigung der Rankeschen Maxime von der Daseinsberechtigung der großen Mächte.

Die Wahrheit liegt in der Mitte zwischen Fried und Oncken. Was Fried nicht berücksichtigt, ist vor allem folgendes: Die endgültige Lösung des Friedensproblems hängt von der Lösung der sozialen Frage ab. Wenn die Politik der Vereinigten Staaten neuerdings imperialistische Bahnen eingeschlagen hat, so hängt das wohl mit Europa, aber nicht mit Bismarck zusammen. Die Amerikaner haben im großen Ganzen in ihrem Lande das Verhältnis zwischen Mensch und außermenschlicher Natur, insbesondere dem Grund und Boden, genau so geregelt wie die Europäer. Das kam solange nicht recht zur Geltung, als noch große Flächen der Ansiedlung offen standen. Seitdem aber das unbeschränkte private Eigentumsrecht allen erreichbaren Boden in Beschlag genommen hat, die Preise für den nackten Boden und damit für alles, was aus ihm herausgewirtschaftet wird, rasch und rascher emporschnellen läßt, seitdem zeigen sich im verhältnismäßig noch dünn bevölkerten Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" alle sozialen Krankheitserscheinungen, an denen europäische Völker seit langem leiden: Landflucht, Leutenot, Verkümmerung der Landwirtschaft, Massenzudrang in den Städten, Überfüllung der städtischen Arbeitsmärkte, Hypertrophie der Industrie. Seitdem sich auf diese Weise der Schwerpunkt des amerikanischen Wirtschaftslebens von der Seite der Landwirtschaft nach der Seite der Industrie verschob, hat sich erst eine amerikanische Export- und Expansionspolitik nach europäischen Mustern entwickelt. Historiker wie Oncken übersehen ihrerseits, daß die Daseisberechtigung einer großen Macht durch die Daseinsberechtigung einer noch größeren bei dem allen Staaten innewohnenden Drange nach Ausdehnung aufgehoben wird, während innerhalb der Staaten die verschiedenen Nationalitäten, Klassen und Stände immer mehr miteinander verschmelzen, wenigstens außerhalb des eigentlichen Proletariats. Die revolutionäre proletarische Bewegung aber verzichtet mehr und mehr allenthalben auf alle Gewaltmittel, ihre Träger sind von der Überlegenheit geistiger Waffen über alle Mordinstrumente überzeugt und rechnen zuversichtlich mit dem früheren oder späteren Bankerott aller Gewaltpolitik. Die Tatsache, daß grade in den militärisch stärksten Staaten der revolutionäre Sozialismus am besten gedeiht, bürgt dafür, daß sich moderne Sozialisten nirgend in Propagandisten der Tat umwandeln werden.

Was die nordamerikanische Union heute England politisch überlegen sein läßt, ist der Umstand, daß sie bis vor kurzem unter Verhältnissen heranwuchs, bei denen die Wirkungen ihrer, den europäischen nachgeahmten Eigentumsverhältnisse aufgehoben waren. Das verschaffte ihr eine wirtschaftliche Stärke, die allein hinreicht, England als Kriegsmacht die Stirn zu bieten. Die Union macht Kanada, Britisch-Westindien, Australien mehr und mehr wirtschaftlich und politisch von sich abhängig; warum sucht England das nicht mit Hilfe seines, Amerika doch so feindlich gesinnten ostasiatischen Verbündeten zu verhindern? Weil eben im Verhältnis zwischen England und Amerika der Kriegsgedanke tatsächlich schon zu den überwundenen Standpunkten gehört, die wirtschaftliche nicht die für militärische Stärke ausschlaggebend im Wettbewerb geworden ist.

Die europäischen Regierungen sollten zunächst einen europäischen Frieden zu organisieren suchen. Jede europäische Macht, die sich mit den Vereinigten Staaten auf einen Schiedsgerichtsvertrag einläßt, bevor aus Europa eine politische Einheit geworden ist, übt Verrat an den Gesamtinteressen der europäischen Völker. Nachdem allerdings England den Anfang gemacht hat und Frankreich diesem Beispiel zu folgen bereit ist, werden die übrigen Mächte sich kaum dauernd ablehnend verhalten können. Wäre Europa geeint, so könnte es mit Aussicht auf Erfolg Amerika gegenüber jeden Schiedsvertrag und jede Abrüstung von gerechtfertigten Bedingungen abhängig machen, vor allem von einem fair play für die Einwanderung von Menschen und die Einfuhr von Waren nach amerikanischen Ländern. Sonst muß Europa fast allein die Kosten jeder europäisch-amerikanischen Verständigung tragen.

Otto Corbach.

* * *

Japan und Alaska.

Englische Blätter drücken den Wunsch aus, daß sich auch die japanische Nation wie die englische über die Revision des englisch-japanischen Bündnisvertrages, die England der Verpflichtung enthebt, gegebenenfalls mit Japan gegen die nordamerikanische Union zu kämpfen, freuen möge; das ist aber etwas zuviel verlangt. Alles, was man von ihr billigerweise erwarten kann, ist, daß sie gute Miene zu dem bösen Spiel mache, das mit ihr getrieben wird. Denn wenn sie auch noch zu sehr vom englischen Geldmarkt abhängig ist, um sich ganz von ihrem Verbündeten lossagen zu können, so täuscht sie sich doch gewiß nicht darüber, daß England nur deswegen fast bedingungslos auf den amerikanischen Schiedsvertragsvorschlag eingegangen ist, weil es wünscht, daß Amerika ungestört und unbesorgt nach Fertigstellung des Panamakanals seine Ostküste fast ganz entblößen und den überwiegenden Teil seiner Flotte in den Stillen Ozean verlegen und dort außer seinen eigenen Gebieten auf die dortigen britischen Besitzungen vor Japan schützen könne. „Das einzige Mittel, den Frieden im Stillen Ozean zu sichern", schreibt einer der besten englischen Kenner des Fernen Ostens, Archibald R. Colquhoun, in der „North American Review" (Juniheft), „besteht darin, ein genügendes Kraftgleichgewicht zwischen den Ost- und Westmächten herzustellen, und wenn das britische Reich und die Vereinigten Staaten nicht bereit sind, gemeinsam zu handeln, so ist diese Aufgabe so gut wie unmöglich." Colquhoun verdächtigt im übrigen die Verbündeten seiner eigenen Nation, daß sie schon heute in erster Linie Alaska als eine in einem Kriege gegen die Vereinigten Staaten zu gewinnende Beute ins Auge gefaßt hätten. Dieses außenliegende Territorium der nordamerikanischen Union

Digitized by Google

sei ein Land von gesundem Klima und großen natürlichen Hilfsquellen, dazu durch seine Lage vorzüglich geeignet, einen Bestandteil des japanischen Reiches zu bilden. Es liegt Japan näher als irgend ein andrer Teil Amerikas, und die zugehörigen Aleuteninseln, die gleichsam eine Brücke über den nördlichen Teil des pazifischen Ozeans bilden, kommen den Kurileninseln und den japanischen heimischen Gewässern ganz nahe. Berücksichtigt man noch die Schwierigkeit für die Union, diesen vorläufig noch ganz ungeschützten Teil seines Länderbesitzes zu verteidigen, so leuchtet es freilich ohne weiteres ein, daß dieser nordwestliche Zipfel des amerikanischen Kontinents in einem Kriege mit Japan die verwundbarste Stelle der großen nordamerikanischen Republik bedeuten würde. O. C.

* * *

Ancien régime.*) Ein Begas-Nachruf.

In der Zeitschrift „Der Demokrat" erschien von Ernst Schur ein sehr fein geschriebener Artikel über Reinhold Begas. Schur wirft dem Künstler vor, daß er keine eigene Note hat. Aber — m. E. durfte Schur diese eigene Note gar nicht verlangen. Schon in den ersten Arbeiten war Begas ganz beeinflußt von der französischen Plastik des achtzehnten Jahrhunderts — von dem sogenannten ancien régime. Und diesem ist der Künstler einfach treu geblieben — bis auf den heutigen Tag.

Da Begas zu allen Zeiten leicht beeinflußbar war, hat er sich auch von Böcklin beeinflussen lassen — das hat ihn aber in seiner Grundlinie wenig tangiert. Er blieb immer ein Vertreter des ancien régime — mit dessen guten und schlechten Eigenschaften.

Wer aber das ancien régime näher kennt, wird nicht nur die schlechten Eigenschaften betonen; es liegt im achtzehnten Jahrhundert soviel heroisches Selbstbewußtsein, das sich nicht immer so kleinlich macht, wie bei manchen wissenschaftlichen Herren der damaligen Zeit. Und man sollte nicht vergessen, daß heute das gesamte Wissenschaftlertum seine imposante, aber doch sehr dreiste Geste aus der Zeit der Aufklärung her hat.

Warum soll also ein Künstler nicht ganz in dieser „guten, alten Zeit", die Eichendorff so herrlich widerspiegelte, aufgehen? Tuns doch die Herren Professoren der Wissenschaft eigentlich heute noch ebenfalls — ohne zu wissen, daß sies tun.

Darum das Kleinliche bei Begas — er gehört doch dem Rokkoko an. Darum sein Betonen des Äußerlichen. Das gehörte doch in der „Gesellschaftssphäre" des Rokkoko zu den größten Selbstverständlichkeiten.

Darum finde ich auch nicht richtig, daß Ernst Schur dem alten Begas Mangel an Einsamkeitssinn vorwirft. Den gabs in der Aufklärungszeit nur sporadisch, und er vermochte sich nicht auszudehnen.

So bin ich auch nicht mit Schur der Meinung, daß Begas nicht ein Vertreter der heutigen Zeit sei.

Grade ist ers! Das ancien régime ist noch nicht tot. Es ist — ich möchte es vorsichtig sagen — vielleicht so lebendig, weil es ganz genau weiß, daß seine letzte Stunde bald schlagen wird. Die Technik trampelt heute ganz robust sehr viel in Grund und Boden. Und manches Zertretene müssen wir bedauern; es geht dabei auch sehr viel Kunst und Literatur zum Teufel.

Das wird an vielen Stellen schmerzlich empfunden — nicht nur im Hohenzollernhause. Dort ist Begas übrigens immer noch der „Eigentliche". Und wir sollten dabei nicht immer nur die Schattenseiten sehen; wir würden manches freundlicher beurteilen — wenn wir bedächten, daß sehr viel Äußerliches nur betont wird, um vor der guten alten Zeit sich wehmütig zu verbeugen.

Paul Scheerbart.

* * *

*) Geschrieben am 1. August 1911.

Aus der Finanzwelt.

Die Marokkofrage steht seit längerer Zeit im Mittelpunkte der Diskussion der Börse, und es ist begreiflich, daß bei der außerordentlichen Kompliziertheit der Materie die Börse sich nach wie vor große Zurückhaltung auferlegt. Daß sie eine friedliche Entwicklung der Angelegenheit wünscht, ist außer Zweifel; das beweist schon die ganze Art und Weise, wie Nachrichten über diesen Gegenstand aufgenommen werden. Es scheint, daß eine optimistischere Stimmung wieder Platz gegriffen hat, und wenn man die Ansichten leitender Finanzleute hört, kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß hier auf eine günstige Wendung, auf eine befriedigende Lösung dieses verwickelten Problems mit Sicherheit gerechnet wird. Man hofft auch, daß es der Regierung gelingen werde, ihren jüngsten Taten entsprechenden Nachdruck zu verleihen, und daß die deutschen Rechte in Marokko gleichfalls gewahrt werden. Die Kolonialpolitiker sind kräftig dabei, zu schüren. Dazu kommt aber auch noch, daß Deutschland in dieser ganzen Frage wohl keine Haltung zeigen darf, die als Schwäche ausgelegt werden kann. In dieser Beziehung wäre manches Vergangene wieder gut zu machen.

Die vor kurzem veröffentlichten Bilanzen der deutschen Banken vom Ende Juni d. J. haben wieder ziemlich beträchtliche Veränderungen gegen den letzten Stand per Ultimo April d. J. sowie gegen den vom Ultimo vorigen Jahres aufzuweisen. Es ist indessen doch merkwürdig, wie wenig eigentlich diese Publikationen in der Öffentlichkeit beachtet werden. Einst glaubte man, es hinge davon das Wohl und Wehe der Welt ab, man lärmte über die große Verschwiegenheit der Banken, und nun, da sie ihre Geheimnisse auskramen, geht man ziemlich rasch zur Tagesordnung über. Betrachtet man die letzten Veränderungen in ihren Einzelheiten, so lassen sie vor allem keine Übereinstimmung in der Entwicklung des Bankwesens erkennen. Während z. B. die Kassenbestände bei der Darmstädter Bank sich um 8 Millionen Mark gegen den letzten Stand und um 16 Millionen Mark gegen den Stand per Ultimo vorigen Jahres vermindert haben, weist die Deutsche Bank ein Mehr von 33 Mill. Mark gegen den Stand per April d. J. und ein Minus von 31 Millionen gegen Ultimo Dezember v. J. auf. Auch die Diskonto-Gesellschaft zeigt ein Kassenplus von 17 Millionen Mark gegen den letzten Stand, die Dresdner Bank ein solches von 22 Millionen Mark, der Schaaffhausensche Bankverein ein Mehr von 4 Millionen Mark. Überwiegend sind die Kassenbestände gegen Ultimo Dezember verringert. Die Wechselbestände zeigen bei der Darmstädter Bank eine Abnahme gegen den letzten Stand um 20 Millionen Mark, bei der Commerz- und Diskonto-Bank um 5 Millionen Mark, bei der Deutschen Bank um 36 Millionen Mark, bei der Diskonto-Gesellschaft um 43 Millionen Mark, bei der Dresdner um 13 Millionen Mark, bei der Mitteldeutschen um 3 Mill. und bei dem Schaaffhausenschen Bankverein um ebensoviel, während sie sich bei der Nationalbank für Deutschland ein wenig erhöht haben. Die Reports stiegen bei der Darmstädter Bank um 29 Millionen Mark, bei der Commerzbank um 5 Millionen Mark, bei der Diskonto-Gesellschaft um 2 Millionen, bei der Dresdner Bank um 25 Millionen, bei der Mitteldeutschen Creditbank um $^1/_2$ Million, bei dem Schaaffhausenschen Bankverein um 6 Millionen, während sie bei der Deutschen Bank um 3 Millionen und bei der Nationalbank für Deutschland um 8 Millionen Mark gegen den letzten Stand abgenommen haben. Was die Debitoren anbetrifft, so stellten sie sich bei der Darmstädter Bank um 7 Millionen Mark höher als im April d. J., um 17 Millionen Mark höher als Ultimo vorigen Jahres. Bei der Commerzbank waren sie gegen den letzten Stand nur unbedeutend verändert, während sie um 33 Millionen Mark höher als Ende vorigen Jahres erscheinen. Bei der Deutschen Bank sind sie um 85 Millionen Mark niedriger als Ultimo April, dagegen um 47 Millionen Mark höher

Digitized by Google

Ultimo Dezember v. J. Bei der Diskonto-Gesellschaft erhöhten sie sich um 19 Millionen Mark, bei der Dresdner Bank um 14 Millionen Mark gegen den letzten Stand, bei der Nationalbank waren sie gegen den letzten Ausweis nur unwesentlich verändert, während sie gegen Ultimo Dezember um 5 Millionen Mark höher waren. Bei dem Schaaffhausenschen Bankverein nahmen die Debitoren um 7 Millionen Mark gegen den letzten Stand und um 12 Millionen Mark gegen Ultimo Dezember zu. Was die Kreditoren betrifft, so gingen sie gegen den Aprilstand um 10 Millionen Mark bei der Darmstädter Bank zurück, während die Depositen um 6 Millionen Mark zunahmen. Bei der Commerz- und Diskontobank veränderten sie sich in Summa gegen den letzten Stand nur wenig, bei der Deutschen Bank betrug die Abnahme insgesamt 106 Millionen, bei der Diskonto-Gesellschaft 46 Millionen, bei der Dresdner Bank gingen die Kreditoren um 32 Millionen Mark, die Depositen um 5 Millionen Mark in die Höhe. Bei der Nationalbank betrug die Abnahme 16 Millionen bei den Kreditoren, während die Depositen 4 Millionen Zunahme gegen den letzten Stand aufweisen. Der Schaaffhausensche Bankverein weist eine Zunahme der Kreditoren von 19 Mill. gegen den letzten Stand auf. Es sind mithin sehr beträchtliche Veränderungen, ohne daß eigentlich ein einheitliches Prinzip, das für die Entwicklung des Bankgeschäftes Fingerzeige gäbe, hierbei zutage träte. Problematisch wird der Wert dieser Veröffentlichungen solange bleiben, solange über die Substanz der Ziffern nichts Näheres mitgeteilt wird.

Mercator.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. Begründet von Prof. Dr. Karl Freiherrn v. Stengel. Zweite, völlig neu gearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Fleischmann in Halle. 1.—8. Lieferung. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1910 ff.

„Wie ganz anders, anders war es da." Dieses Schillerwort fiel mir ein, als ich mich in vorstehend genanntes Werk versenkte. Ich dachte an meine Universitätsjahre. Man stellte sich damals einen Studienplan auf, der vornehmlich durch römisches und gemeines Recht beherrscht ward. Verwaltungsrecht — nun wohl, man hörte es, indes erst am Ende der Studienzeit, und nur wenige Stunden. Es war gewissermaßen nur ein Appendix zu Notwendigerem. Die Zeiten haben sich geändert. Nicht, als wäre Verwaltungsrecht nun in die Reihe der Hauptunterrichtsfächer gerückt. Das noch nicht. Dazu eignen sich die Studienjahre auch nicht. Wohl aber hat es, wie so manches, früher den eigentlichen Fachgelehrten fernerliegende Rechtsgebiet im Lauf der Zeiten immer mehr wissenschaftliche Bearbeitung und Durchdringung gefunden, und welch ein reiches Feld wahrer, schöner Wissenschaft es ist, das erweist gerade vorliegendes Buch. In den neunziger Jahren erschien es in erster Auflage, schon damals wurde die Bedeutung des Werkes rückhaltlos anerkannt. Naturnotwendiges Schicksal aber solcher Werke, deren Bedeutung darin begründet ist, daß sie ein weites Feld von Rechtsvorschriften und -gebräuchen in gründlichster Weise bearbeiten, muß sein, daß sie zu einer gewissen Zeit veralten. Wäre es nicht der Fall, dann hätten sie das gesetzte Ziel nicht erreicht, wären nicht auf der Höhe der Zeit gewesen. Und so erging es auch dem Stengelschen Wörterbuch. In rastloser Weise arbeiteten

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

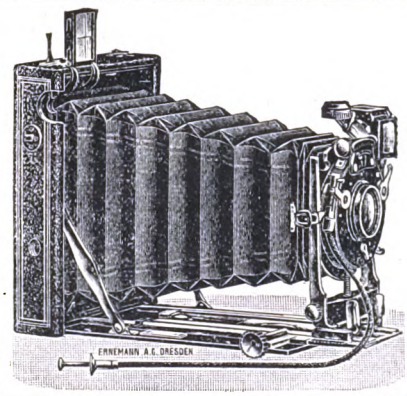
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive genießen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Gesetzgebung und Rechtsprechung gerade auf dem Gebiet des Verwaltungsrechts im letzten Dezennium. Man denke nur an die Gründung von Verwaltungsgerichtshöfen letzter Instanz in Staaten wie dem Königreich Sachsen, wo früher dazu kein Bedürfnis bestanden. So mußte sich die zweite Auflage des Stengelschen Wörterbuchs zu einem völlig neuen Werk gestalten. Zu der Verbesserung im eigentlichen Inhalt kam noch folgendes: Dem Verwaltungsrecht wurde das ihm eng verwandte Verfassungs- und Staatsrecht angegliedert, die frühere Beschränkung auf nur einzelne deutsche Staaten wurde fallen gelassen. Kein deutscher Staat erschien zu klein, als daß nicht die Eigenart seiner Verwaltung hätte Berücksichtigung finden müssen. Das Kolonialrecht erforderte eingehende Bearbeitung, außer der sogenannten inneren Verwaltung und der Finanzverwaltung, Disziplinen, die früher vornehmlich unter dem Begriff Verwaltungsrecht verstanden wurden, wurde Justizverwaltung, Militär-, kirchliche und auswärtige Verwaltung berücksichtigt.

Der als Hochschullehrer bewährte Herausgeber der 2. Auflage sicherte sich nicht nur den Kreis der Mitarbeiter der ersten, nein, er erweiterte ihn, insbesondere darin, daß für fernerliegende Gebiete in jedem Einzelstaate ein mit der Materie besonders vertrauter Jurist — man vgl. die Artikel: Ablösung der Reallasten, Agrargesetzgebung usw. — gewonnen wurde. Und so geht das Buch zum zweitenmal in die Welt und wird zum alten Ruhm neuen erwerben, es vereinigt in sich den Stoff ganzer Lehrbücher, und nicht nur der Jurist und der Volkswirt, nein jeder, der am öffentlichen Leben Anteil nimmt, wird, angeregt und erstaunt über die Fülle des Inhalts, darin arbeiten. Nichts liegt zu fern, als daß es nicht berücksichtigt werde — man vgl. die Behandlung der Abdeckerei auch in den Schutzgebieten, keine Streitfrage gibt es, die nicht berührt wurde — man vgl. die Behandlung des Rechtes der Herrenhausmitglieder auf Verzicht ihrer Mitgliedschaft, die Möglichkeit der Verleihung des sog. Hochadels noch in jetziger Zeit, die Frage, ob sich ein Angeklagter auf die Unzulässigkeit der Auslieferung berufen kann und dgl. Alle irgendwie öffentlich interessierenden Fälle — Zeugniszwangsverfahren im Fall Erzberger! — werden berührt. Geradezu einzig ist aber das Werk in seinen Tabellen. Hier wird Material gegeben, was sonst nur schwer, sehr schwer zu ermitteln ist — vgl.: finanzielle Rechte der Abgeordneten, Auslieferungsdelikte usw.

Natürlich giebt es Kleinigkeiten, die auch in einem so bedeutenden Werke der Verbesserung wert sind — so sind wohl die öffentlichen Sitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften nicht richtig angegeben, zu S. 301 wäre zu erwähnen, daß auch das Königreich Sachsen neuerdings eine besondere zweite Verwaltungsprüfung kennt, zu S. 260, daß auch auf dem Gebiete des gewerblichen Urheberrechts internationale Vereinbarungen bestehen, zum „Adel" wäre anzuführen, daß nur auf dem Gebiete des alten und neuen deutschen Rechts der Herzog mehr gilt, als der Fürst (vgl. die Ernennungen der französischen Generale Napoleons I. vom Herzog zum Fürst!) u. dgl. Doch sind das Kleinigkeiten, die der Bedeutung des Buchs keinerlei Abbruch tun.

Regierungsrat Neuberg (Steglitz).

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 35. Berlin, den 26. August 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Der Abstieg.

Mit sachten Schritten verlassen wir den Gipfel etwa noch gehegter Hoffnungen und steigen zu Tal. Wir standen zögernd droben und mochten uns nicht entschließen, auch nur einen Schritt hierhin oder dorthin zu tun. Denn jeder Schritt führte uns hinab; und möglich war es ja immerhin noch, theoretisch möglich wenigstens, daß uns ein Sturmwind aufheben und ins neue Land einer patriotischen Begeisterung versetzen könnte. Aber das geschieht wohl wirklich nur in den Märchen, uns ist es nicht beschieden. Vielmehr haben wir uns — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — nunmehr definitiv entschlossen, die unbehagliche Situation zweifelnden Balancierens zu verlassen und den Abstieg nach irgendwohin anzutreten. Ob rückwärts oder vorwärts, ob langsam oder schnell, mit weisen Gesprächen jeden Schritt begleitend oder stumm, genug, wir steigen hinab „von der Höhe der Situation".

Der Berliner Lokal-Anzeiger hat sich zum Träger der trüben Botschaft gemacht. Diese Tatsachen, die der dienstbeflissene und bereite Lokal-Anzeiger sich erboten hat, den Mitbürgern zu versetzen, heißen etwa so:

Wir haben in Marokko nichts zu suchen. Wir haben dort nie etwas Wirkliches gewollt, wir wollen es auch jetzt nicht. Aber wir meinen, daß wir dafür belobigt werden müssen. Das meint auch Frankreich. Denn Frankreich ist voll schöner Großmut. Unser Togo hat es sogar nicht einmal ernsthaft verlangt, obwohl doch wir die Fordernden sind, die Kompensationen brauchen, und obwohl man uns doch dafür eigentlich auch konkrete Buße abverlangen könnte, nicht also bloß den Verzicht auf ein Marokko, das uns nicht gehört. Erst freilich ist von Togo die Rede gewesen. Wir wollten es schon hergeben, obwohl es unsre beste Kolonie ist. Uns war schon recht besorgt deswegen. Aber dann scheint Frankreich darauf vergessen zu haben, und seitdem ist uns wieder leichter. Nun sprechen wir nur noch über wirkliche, reine Kompensationen — im Hinterland von Kamerun, wo der Fieberbazillus und der Sandfloh sich gute Nacht sagen. Ei, da ists wunderschön. Und viele Quadratmeilen liegen da. Wir messen sie nicht nach simplen Meilen, sondern nach positiven Werten, nach einem möglichen Bazillenexport etwa oder nach der Aussicht auf guten und rentablen Sandtransport für unsre heimischen Kanarienvögelbauer. O, da steckt immens viel drin! Sand nämlich. Noch zwar wollen die Franzosen uns nicht recht verstehen, sie stellen sich noch schwerfällig. Aber, Gott sei Dank, sind wir schon so weit, daß wir unsrerseits auf Marokko verzichtet haben. Damit aber ist Immenses für die lockende Verständigung geschehen.

In Marokko wäre es ganz schön gewesen, wenn, wie unsre Mannesmänner sagen, dort Erz zu holen wäre. Ja, wenn! Wenn es ist! Aber ist es? Wer beweist es? Wo liegt es? Wieviel? Welcher Wert? Alles Fragen, die einem kühnen Industriellen als hinreichend beantwortet gelten mögen, aber über die eine maßgebende Regierung lieber keine Aussagen machen möchte. Also „wenn" dort Erz liegt — (was nicht erwiesen sei nota bene!) — dann sollen wir Deutsche „offene Tür" haben. Ha, so mutig sind wir, das zu verlangen. Und so raffiniert geschickt haben wir unterhandelt, daß uns dieses „Wenn" von den Franzosen nach längerem, schwerem Leiden wahr und wahrhaftig konzessioniert worden ist. Großartig. Um so gewinnbringender, als wir die offene Tür schon hatten, aber nun nochmals bekommen haben. Doppelt hält besser. Wenn! Überwältigende Perspektive!

Aber ganz soweit sind die Verhandlungen immer noch nicht. Noch müssen viele schwere Wochen beraten werden und das geheimnisvolle Krämerspiel muß seinen Fortgang nehmen ad majorem gloriam der Völker. Um Hinterkamerun und das „Wenn" und einen Riesenstapel wichtiger Aktenansprüche, Privatverträge, Behauptungen, Rechte, Rechtchen und Meinungsverschiedenheiten muß noch viel, viel Streusand vergossen werden, bis das Abkommen, der „Vertrag" auf dem Papier steht. Da ist aufzuräumen mit allen Faszikeln der Baron de Schoenschen Zeit. Aber dann, „im Herbst" noch nicht, aber später, wird einmal alles perfekt sein, und man wird ein Problem mehr gelöst haben im friedfertigen Europa. Dann wird man uns stolz verkünden:

Digitized by Google

Ein Erfolg, ein Riesenerfolg. Grundlage der deutsch-französischen Annäherung. Entente geradezu. Wie schon beim Abkommen von 1909. Monsieur d'Estournelles de Constant wird eine neue Reise nach Berlin machen und in der Leipzigerstraße von Herrn Prof. Paasche und Freiherrn v. Manteuffel begrüßt werden in fließendem Französisch. Wir werden Adressen austauschen, und ein riesiges, wenn auch vielleicht unhörbares Gelächter wird durch das Ausland gehen über unsre gewaltigen Erfolge.

Also dazu die dramatische „Geste" von Agadir? Dazu die Begeisterung in deutschen Landen über den „neuen Bismarck"? Dazu die leidenschaftliche Erregung der zivilisierten Welt? Ministererklärungen, Zeitungshaß, Kriegsgeschrei und der ganze Aufwand ernster, leidenschaftlicher Anteilnahme? Wir haben uns lächerlich gemacht, wir, die wir mit solchem — Scherz beiseite — heiligen Eifer uns für diese Sache der nationalen Verjüngung eingesetzt haben. Wir haben uns lächerlich gemacht mit unsrem Gefühl und mit unsrer vermeintlichen Erkenntnis des starken Willens und der vortrefflichen Position unsrer Politik. Nichts wußten wir. Narren waren wir. Und wie lächerlich müssen wir erst denen erschienen sein, die eingeweiht waren und die wußten, wie himmelweit wir am Ziel vorbeigeschossen sind und um was für eine Omelette in Wirklichkeit geschachert wurde und wird. Wir sind glänzend hineingefallen mit unsrem leichtgläubigen Vertrauen auf eine bessere Zeit. Und überall wohin man hört im deutschen Vaterland, da hört man nur dreierlei: Scham, Ingrimm und Verachtung. Wir schämen uns unsrer deplazierten Begeisterung aus tiefster Seele. Wir sind ergrimmt darüber, daß man uns nicht früher reinen Wein eingeschenkt hat. Es ist fast wie ein Spiel mit unsren besten nationalen Werten. Und wir verachten uns selber — kollektiv geredet, — daß wir nicht energischer zu fordern wußten, als wir getan. Hat man uns wenigstens jetzt „reinen Wein" gegeben (falls man den Namen des Weins entweihen will)? Vielleicht setzt es zum Schluß ein Zuckerplätzchen oder zwei. Wir sind darauf gefaßt. Aber im übrigen geben wir es auf. Wie glänzend paßt alles dieses in die Desperado-Politik des Herrn v. Heydebrand. Eine nationalistische Wahlparole wurde stürmisch verlangt von unsren konservativen Gegnern, die unsre nationalen Freunde sind. Solche Parole aber schlägt im Sinne ihrer Freunde nur zum Guten aus, wenn sie mit der Regierung läuft. Jetzt, da sie gegen die Regierung sich ins Volk einführt, kann sie nur zersetzend wirken. Auf der Regierung lastet alle Verantwortung.

Sachsengänger in England und Frankreich.

Von Dr. H. Trg. Schorn (London).

II.

Wenn auch nur noch in der Poesie die Walküren mit blitzenden Lanzen im Wolkenstaube dahinjagen und Alfadur im schwerterglanzerhellten Himmelsschlosse Gladsheim auf hohem Sitze thront, so erinnern nichtsdestoweniger noch viele englische Ortsnamen an die Zeit, wo Thor den Hammer warf und Freya in den geheiligten Nächten die Menschen beglückte. Das Andenken Zius, Freyas und Sarturs, Thors, Wodans und Baldurs findet sich noch in den Ortsnamen Tewesley in Surrey, Fridathorpe in Yorkshire und Satterthwaite in Lancashire, in Thurleigh in Bedfordshire, Wednesbury in Straffordshire und Polbrook (Pol = Baldur). An die Gottheit des Frühlings Ostara (Easter = ushas [Sanskrit] = auster [Lat.]) erinnern die Orte Easterford in Essex, Easterleake in Nottinghampshire und Eastermear in Hampshire. Die Göttin Hel des teutonischen Hades scheint sich auf Yorkshire beschränkt zu haben, da sämtliche ihren Namen enthaltenden Orte in Yorkshire gelegen sind wie Hellifield, Hellathyrne, Helwith, Healeys, Healigh und Helach.

Aber auch in der französischen Picardie und in Artois hat sich eine rein angelsächsische Kolonie erhalten, in der der Name von fast jedem Weiler und Dorfe den angelsächsischen Ursprung verrät. Zweiundzwanzig Ortsnamen zeigen das charakteristische Suffix ton, das sich sonst kaum irgendwo auf dem Kontinente noch findet, über hundert die Endungen ham, hem oder hen, über hundert Patronymika die Silbe ing, was beim Vergleich englischer Ortsnamen uns zeigt, daß die Kolonisation dieses französischen Gebietes von Kolonisten ausgeführt wurde, die zu demselben Klane gehörten als die, die in England seßhaft wurden. Es finden sich nämlich mehr als 80 % dieser Patronymika auch in England.

Die Frage ist nun die, in welcher Weise dieses französische Gebiet von den Sachsen kolonisiert wurde. War die Umgebung von Calais nur ein Halteplatz auf ihrem Zuge von der Weser zur britischen Küste oder wurde die französische Kolonie von England aus von jüngeren Familienzugehörigen englischer Sachsenfamilien gegründet? Da nordöstlich vom Kap Grisnez kein einziger sächsischer Name auftaucht, so möchten wir in dieser Erscheinung eine Bestätigung unsrer zweiten Ansicht erblicken, daß es höchst merkwürdig ist, weshalb die sächsischen Ansiedler das fruchtbare Küstengebiet östlich von Calais gänzlich unberührt ließen.

Es gab jedoch noch ein andres litus

Digitized by Google

Saxonicum in der Nähe von Caen, das sich bis zur Loire hin ausdehnte und dessen Bewohner noch heute die äußeren Sachsenkennzeichen aufweisen. Da nach der Notitia Imperii schwäbische laeti (Leute) nach Bajoccas (d. h. Bayeux) verpflanzt wurden, so mögen diese wohl den Grundstein zu der in Frage stehenden Niederlassung gelegt haben.

Da der historische Nachweis der angelsächsischen Ansiedlung in Frankreich äußerst schwierig ist, so ist die Kenntnis der Ableitung der Ortsnamen für uns von der größten Bedeutung, zumal uns, abgesehen von den 500 teutonischen Wörtern, die durch die Völkerwanderung in der französischen Sprache Aufnahme fanden, wie bivonac (Beiwacht), massacre (Metzger), guerre (werra = Krieg), chasse (Hetze), sergeant (der den sarwink, d. h. den Panzer trägt), Infanterist (Fante = Leichtbewaffneter) &c. nicht allzuviel über einen nachhaltigen teutonischen Einfluß auf französischem Boden bekannt ist. 400 Jahre nach der Völkerwanderung wurde in Frankreich noch deutsch gesprochen, so daß selbst 812 n. Chr. das Konzil von Tours anordnete, daß jeder Bischof in der Lage sein soll, romanisch sowohl als deutsch zu predigen.

Es ist schwierig, die Gründe für die landläufige Annahme anzugeben, weshalb England ausschließlich von Sachsen und Frankreich von Franken und Burgundern kolonisiert sein soll. Zahlreiche Franken, Vandalen, Westgoten, Ostgoten und Burgunder ließen sich in England nieder, während andrerseits auch zahlreiche angelsächsische Familiennamen in Frankreich anzutreffen sind. In den älteren Zeiten kennt man unsre scharfe Unterscheidung zwischen den einzelnen deutschen Völkerschaften nicht, da die alten Chroniken die Invasionen der Völkerwanderung auf gemeinsame Aktionen der Franken und Sachsen, sowie der Sachsen und Langobarden &c. zurückführen. Eutropius, Julian und Ammianus Marcellinus sprechen in dieser Weise von Franken und Sachsen; Ammianus erwähnt in Britannien ansässige Alemannen; Latham glaubt, daß Kent meist von Franken kolonisiert wurde und Lappenberg ist der Ansicht, daß große Scharen von Franken, Friesen und Langobarden die Sachsenzüge begleiteten. Der Walliser Llywarc Hen gebraucht die Bezeichnung „Franke“ als Äquivalent für „Sachse“. Aus diesen Vorgängen geht jedenfalls hervor, daß die verschiedenen zwischen Rhein und Elbe seßhaften Stämme ethnologisch in viel engerer Verbindung standen als die Historiker gewöhnlich zuzugeben geneigt sind. Daß diese Annahme vieles für sich hat, geht schon daraus hervor, daß die langobardischen Städtenamen Varengo, Odalengo, Tonengo, Gonengo, Scalenghe, Valdengo, Arbengo, Bolengo, Terengo, Marengo, Morengo, Bovengo, Pisogne, Ronsegno, Torcegno in den englischen Namen Warrington, Athelney, Donnington, Connington, Skillington, Waldingfield, Erpingham, Bolingbroke, Thurning, Marrington, Bovington, Bessingham, Rockingham und Torkington auftreten und Paulus Diakonus und Gregor von Tours ausdrücklich hervorheben, daß Sachsen und Langobarden gemeinsam Italien eroberten. Ein Beweis für die enge Verbindung der germanischen Völker zur Zeit der Völkerwanderung findet sich auch ferner in der Erscheinung, daß im Neckar- und Donaugebiete dieselben Familiennamen auftauchen wie in England, was aus einem Vergleich zwischen den Namen des von dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart herausgegebenen württembergischen Urkundenbuchs und des von der English Historical Society veröffentlichten Codex Diplomaticus Aevi Saxonici klar hervorgeht. Das englische Islington — das Geschlecht der Aislinger ist in einer kentischen Urkunde und in Eslingaforda in Exon Domesday erwähnt — findet sich in Frankreich als Islinghem und Eslinghen in Artois und in Württemberg als Eßlingen, Eislingen und Aislingen. Die in einer angelsächsischen Urkunde erwähnten Besinger finden sich in dem Orte Bessingham in Norfolk, Bezingham in Artois und Bissingen in Württemberg. Die Birlinger treten in Birling in Kent, in Barlinghem in Artois und in Bierlingen in Württemberg, die Bockinger in Bocking in Essex, in Bougninhem in Artois und in Böchingen in Schwaben auf. Wir sehen hierbei, daß hen eine korrumpierte Form für hem ist, die wiederum eine phonetische Modifikation des englischen ham darstellt mit der Bedeutung des württembergischen ingen.

Die ethische Lehre, die wir aus vorausgehenden Darlegungen ziehen mögen, ist die, daß wir uns stets dessen bewußt sind, daß Franzosen und Engländer unsre blutsverwandten Vettern und Brüder sind, die mit uns zusammen große Aufgaben des Friedens und der Zivilisation zu vollbringen haben und die von uns und von denen wir noch manches Gute und Nutzbringende lernen können.

Berauschte Nüchternheit.

Von **Willy Rath** (Berlin).

Früher, als die Alkoholfeinde noch vereinzelt auftraten, konnte ich einem Voll-Enthaltsamen gegenüber nur ausnahmeweise das Gefühl unterdrücken: Brüderlein, mußt du aber vordem unheimlich gesoffen haben! Daß jemand eine derartige, sozusagen rein schlucktechnische Frage so wichtig nehmen konnte, das wollte einem von Haus

Digitized by Google

aus mäßig trinkenden Menschen, der sich auch in Prinzipienhaftigkeit nicht gern übernimmt, gar nicht in den Kopf hinein.

In den letzten Jahren nun hat die Bewegung gegen den Alkohol sich so ausgebreitet, daß ein immer noch „mäßiger" Zeitgenosse, der ganz von selber weit mehr Tee als Alkoholika zu sich nimmt, den fanatischen Eifer eigentlich erst recht nicht mehr zu begreifen vermag, anderseits aber nicht mehr gut in all den Fällen von Totalabstinenz übermäßiges Saufen als Ursache ansehen kann. Es ist dabei ohne Zweifel außerordentlich viel ehrlicher Eifer — ego- und altruistischer Heilswille — am Werk. Allein der Eifer wuchs und wächst noch immer mehr ins Fanatische. Und Fanatismus ist immer falsch. Als Ergebnis und zugleich weiter wirkende Triebkraft der unbegrenzten Alkoholfeindschaft läßt sich heut (immer für besagten Mäßigen) eine Massenpsychose nicht mehr verkennen.

Es ist schon*) einigermaßen gefährlich, dergleichen auszusprechen. Wer in die Fachschriften der Alkoholbekämpfer blickt, überzeugt sich leicht davon. Für alle, die mit der Herstellung oder dem Verschleiß alkoholartiger Getränke irgendwie zu tun haben, gibt es da eine reiche Sammlung kräftiger Beinamen; „Volksverderber" ist noch einer der mildesten. Und wer in der Presse auch nur ein maßvolles Bechern verteidigt, kommt in den Zeit- und Flugschriften der Unbedingten übel weg. Es scheint, wenn er dort nicht geradezu als bestochen angesehen wird, so wird mindestens vermutet, er nehme Rücksicht auf den Zeitungverlag, der die bedeutenden Inserentengruppen des „Gärunggewerbes" nicht vor den Kopf stoßen dürfe. Lassen wir's darauf ankommen — solange dieser Pessimismus sich nicht zu greifbarer Verdächtigung verdichtet! Fanatiker werden nie verstehen, daß es auf ihrem Feld — u. a. — noch Leute gibt, die sich das rein sachliche Abwägen nicht abgewöhnen können.

Allerdings, die Macht der Verhältnisse erweist sich manchmal als stärker denn alle Beredsamkeit. Nicht ohne Vergnügen entsinne ich mich, daß beispielsweise ein früherer leidenschaftlicher Apostel des Antialkoholismus durch Heirat Mitinteressent eines stark mit Alkoholgetränken arbeitenden Betriebes wurde und nun im Interesse seiner Frau die Betriebsleiter eindringlich anfeuerte: der Umsatz müsse sich noch bedeutend steigern lassen. Aber den allermeisten dieser Fanatiker bleiben solche Versuchungen erspart. Und gegen keine „Bewegung" ist ja etwas bewiesen, wenn einzelnen Teilnehmern menschliche Schwächen nachgewiesen werden.

*) Dies wurde, wie beim Korrekturlesen festgestellt sei, bereits vor Monaten geschrieben und aus der Hand gegeben, also lange vor der jüngsten Antialkohol-Tagung, die mit ihrem radikalen Eifer (namentlich vertreten durch den hier gleich zu nennenden Hermann Popert) das hier Gesagte kräftig bestätigte. D. Verf.

Um der Antialkoholbewegung gerecht zu werden, sollte man sie ins Auge fassen, wie sie sich am sympathischsten darstellt. Dazu bietet sich jetzt Gelegenheit, da eine Prosadichtung erschienen ist, die das Wort Alkohol meidet, doch in der Hauptsache nichts andres gibt als die verklärte Tendenz der Totalabstinenten. Das Buch, „Hellmut Harringa", stammt von einem literarisch noch gar nicht beleumundeten Hermann Popert, der möglicherweise Richter in Hamburg oder Umgegend ist oder war und ohne Zweifel zu den Vorkämpfern der organisierten Enthaltsamkeit gehört. Hamburg und die benachbarte Nordseegegend sind Schauplatz der Erzählung. Der Dürerbund hat sie herausgegeben (Verlag von Koehler, Dresden); schon in den ersten Wochen wurden 20000 Exemplare verkauft.

Als Erzählung hat „Hellmut Harringa" seine Reize. Die Schilderungen umfassen die verschiedenartigsten Gegenden des Volkslebens, wirken aber alle ziemlich gleichmäßig wahr und anschaulich, bis allmählich die Tendenz sich in den Vordergrund drängt. Hellmut Harringa ist ein junger Hamburger Richter, der es nicht über sich gewinnt, den toten Buchstaben allein Recht sprechen zu lassen. Indem er menschlich mit einem stark verdächtigten, aber schuldlosen Angeklagten fühlt, wird er nicht bloß zu mehrerer praktischer Teilnahme am Leben des einfachen Volks bewogen, er wird auch schon einer Schuld der Alkoholteufels gegenübergestellt: ein Kaufmann hat seinen grundehrlichen Angestellten — einen Inselfriesen! — des Diebstahls beschuldigt, weil er, der Brotherr, ein paar Glas über den Durst getrunken und deshalb vergessen hatte, daß er selber den fraglichen Hundertmarkschein aus seiner Ladenkasse genommen.

So wird mit dem Helden auch der Leser unmerklich in den Bann der Tendenz gezogen. Anfangs muß er vermuten, es handle sich um den Konflikt zwischen lebendigem und geschriebenem Recht. Und das spielt auch mit. Harringa, Sohn einer Hamburger Patrizierfamilie friesischer Herkunft, fühlt sich als echten Sohn des aufrechten Friesenstammes und zugleich als berufenen Mitarbeiter am Werk einer nationalen Kultur, die auf der ursprünglichen Kraft des Volkstums aufbaut und der modernen Kulturverderbnis in all ihren Erscheinungen widerstehen will.

Es scheint gegen den Formalismus im Recht und in der Verwaltung, gegen die Entfremdung unter den germanischen Völkern, gegen das naturfremde Großstadttreiben, gegen das Strebertum und andres mehr zu gehen. Gar vieles, allzu vieles wird in Angriff oder wenigstens in den Mund genommen. Die redliche Begeisterung des Kulturbündlers könnte etwas weniger schwärmend sich ausbreiten; durch Konzentration würde sie an Klarheit gewinnen. Aber dann ists für den Unparteiischen eine unerquickliche Überraschung, daß die ganze Kraft dieser Begeisterung

Digitized by Google

unter Einschränkung der anfänglichen Einsicht sich allzu heftig konzentriert, auf einen einzigen Punkt: den bedingungslosen Kampf gegen den Alkohol. Da bietet sich denn das merkwürdige Schauspiel wahrhaft berauschter Nüchternheit.

Die Schilderungen des Alkohol-Mißbrauchs haben meistenteils den Wert wahrer und packend wiedergegebener Lebenskunde.

Wieviel Unheil der Schnaps und das Bier in der Arbeiterbevölkerung anrichten, weiß man wohl so ungefähr oder glaubt es zu wissen. Aber es ist doch recht nützlich, wenn man einmal eindringlich daran erinnert wird. Und die studentische Sauferei kennt man zwar, aber es kann Akademikern und Nichtakademikern nichts schaden, wenn sie, wie hier, durch unbarmherzige Schilderung einer Korpskneipe den Stumpfsinn, die Schädlichkeit für Körper und Geist samt den unappetitlichen Begleiterscheinungen eindringlich dargestellt sehen oder wiedersehen. Unzulänglich, unstichhaltig erscheint nur die Folgerung, die aus den geschilderten Zuständen gezogen wird: die willkürliche, schwärmerische Annahme, daß durch die Unterdrückung des Alkoholverbrauchs aller Schade geheilt, alle Volksgenossen in tugend- und friedliebende Brüderlein und Schwesterlein verwandelt würden.

Schwärmer gehen den Dingen nicht auf den Grund; Fanatiker kann nur werden, wer sich von einer Einzelsache so verhypnotisieren ließ, daß er die mit ihr zusammenhängenden Sachen, die Gemeinsache nicht mehr sieht. Das zeigt sich im gegenwärtigen Fall aufs neue. Der Alkoholmißbrauch hat (vom Klimatischen abgesehen) psychophysiologische und gesellschaftliche Ursachen. Die zu beseitigen gilt es! Unter diesem Gesichtspunkt dünkt uns beispielsweise die Wohnungfrage unvergleichlich wichtiger als die Trinkfrage. Wenn die arme Bevölkerung in freundlichen und geräumigen Wohnungen genügend Behagen findet, wird es die Männer nicht mehr übermäßig treiben, einen großen Teil ihres Verdienstes in die Kneipe zu tragen. Aber freilich, so wie wir die Wohnungfrage nennen, werden auch schon dahinter die Bodenfrage, die Fragen der Entlohnung und der Arbeitszeit sichtbar.

Und um den Saufkomment der Akademiker zu läutern, genügt es nicht, daß hie und da ein hoher Herr Mäßigung anempfiehlt, oder daß die Leute vom Blauen Kreuz den jungen Leuten das Bier zu verekeln suchen. Dazu müßte erst das falsche Ideal der geistlosen Schneidigkeit, der übermäßigen Disziplinierung heiteren Jugendlebens zerstört, müßte namentlich von oben herunter handgreiflich *bewiesen* werden, daß die Zugehörigkeit zu den „tadellosen" alkoholischen Drillverbindungen des akademischen Lebens *nicht* — nämlich nicht mehr — den Zutritt zur höheren Laufbahn erleichtere.

Mit alledem verquickt sich in den höheren wie in den niederen Kreisen die Frage der Bildung und des Zusammenhangs mit der landschaftlichen Natur — man muß wohl sagen: die Frage der Geistes- und Herzensbildung. Und schließlich auch der körperlichen Ausbildung. Denn wenn die Arbeiter Zeit genug und die Studenten Lust genug für vernünftigen Freiluftsport gewinnen (das Pauken in wohlverschlossenen Kneipsälen bedeutet wirklich keinen Ersatz dafür), so hört das übertriebene Trinken, das Saufen von selbst auf.

Da es aber immerhin noch eine gute Weile dauern kann und höchstwahrscheinlich unsre Lebenszeit ein Stückchen überdauern wird, bis an sotanen Vorfragen Erhebliches zum Bessern entschieden ist, so wird es ganz gewiß verdienstlich sein, wenn bis auf weiteres dem Alkoholmißbrauch entgegengearbeitet wird, dem Mißbrauch! Es könnte dabei sogar noch weit mehr tatsächlich gearbeitet und weniger geredet, geschrieben, verallgemeinert, erzogen, vereinigt werden. Wenn z. B. von den Mineralwassern, die größtenteils so schandbar überteuert werden, neuerdings das eine oder andre schon wohlfeil wird, so ist das kaum ein Verdienst der Abstinenzler, sondern mehr ein Ergebnis des Warenhäuser-Wettbewerbs. Wieviel bleibt nach dieser Richtung noch zu tun!

Warum kaufen die Alkoholgegner nicht mindestens einen namhaften Mineralbrunnen und verkaufen das Wasser zu ganz niedrigen Preisen, so daß ein allgemeiner Sturz der künstlichen Riesenpreise für natürliches Mineral-Tafelwasser die Folge wäre? Warum hat oder kennt man in ganz Groß-Berlin keine nette alkoholfreie „Bottigleria" oder Stehtrinkhalle, kein alkoholfreies Restaurant mit vornehmer Einrichtung (wie's der Großstädter nun einmal verlangt) und vorzüglicher Küche? Warum keine große, künstlerisch reizvolle und wohlfeile Teestube, wie es z. B. in München (!) seit zwei Jahren eine gibt, die förmlich überlaufen wird?

Würde es nicht zu überlegen sein, ob außer den alkoholfreien (vorläufig . . .) auch alkoholschwache Getränke herzustellen seien? Ließe sich damit nicht vielleicht hie und da sogar eine Brücke zum bösen Feind im „Gärunggewerbe" schlagen? Aber selbstverständlich, solang man nicht den Mißbrauch, sondern den gesamten Verbrauch geistiger Getränke unentwegt bekämpft, solange kann von derartigem Entgegenkommen nicht die Rede sein. Solang darf aber auch die wortführende, die unbedingte Alkoholgegnerschaft nicht hoffen, über die an sich erfreulichen Erfolge gegenüber dem ärgsten Mißbrauch wesentlich hinauszugelangen.

Es ist nicht bewiesen und niemals zu beweisen, daß wahrhaft mäßiger Alkoholgenuß oder auch seltene kleine Exzesse irgend nennenswerten Schaden tun. Es kann nicht widerlegt werden, daß ein guter reiner Rheinwein oder ein Gläschen Sekt anregend wirkt. Auch gegen mäßigen Alkoholgenuß immer wieder mit agitatorischem Grimm eifern, ist eine Donquichoterie, für die man nie das ganze Volkstum zu gewinnen vermag. Wo-

Digitized by Google

gegen vernünftige — und das soll nicht etwa heißen: energielose — Mäßigkeitbestrebungen jegliche Förderung verdienen und sicher auch allmählich wachsendes Verständnis finden werden!

Ein unabhängiger Mann von ungewöhnlicher Einsicht sagte mir vor kurzem, man müsse wohl oder übel aufs Ganze, auf die volle Enthaltsamkeit ausgehen, weil die Massen nur durch das Suggestive solcher unbedingten Programme gewonnen würden. Darin liegt eine Beobachtung, die leider etwas Richtiges hat. Auf sie aufbauen, heißt aber halt doch aus edler Absicht unhaltbare Demagogie treiben. Es könnte einer meinen, diese Demagogie könne aber wenigstens nichts Schädliches zur Folge haben. Doch das ist ein alter Irrtum. Des Mindergewinns der Gärungmagnaten soll dabei wahrhaftig nicht gedacht werden. Diese Herren sind wenig geeignet, unser Mitleid zu erregen; und wenn jemals der Alkohol aus der Mode käme, so könnten sie ja mit alkoholfreien Getränken ihre Geschäfte fortsetzen. Nein, der Schade würde mehr innen zu spüren sein.

Fanatismus ist immer insofern schädlich, als er das unschätzbare Gut der Sachlichkeit gefährdet, die Wahrheit mindestens verkennt und die Freiheit beeinträchtigt. Im besonderen lenkt das Total-Abstinententum schließlich von den Grundfragen ab, die für die Gesundung unsrer sozialen Kultur von Bedeutung sind, stärkt auch nur das rückständige Sektiererwesen, statt (wie's einer modernen Kulturbewegung zukommt) rein sachlich, weitschauend, praktisch-organisatorisch vorzugehen und der individuellen Differenzierung freien Spielraum zu lassen.

Im übrigen muß eingestanden werden, daß das Vernünftigste, was über den Alkoholismus zu sagen war, spätestens vor mehr als drei Jahrhunderten endgiltig ausgesprochen wurde. Von William Shakespeare nämlich, in dem nicht völlig unbekannten Werk „Othello" (oder „Maßhalten ist gut in allen Dingen").

Erschütternd klagt Cassio, den der Jago leichtlich betrunken machte, nach dem verhängnisvollen Streit seinem „guten Namen" nach: „Ein leichtsinniger, trunkener und unbesonnener Offizier! Trunken sein? und wie ein Papagei plappern? und renommieren und toben, fluchen und Bombast schwatzen mit unsrem eignen Schatten? O du unsichtbarer Geist des Weins, wenn du noch keinen Namen hast, an dem man dich kennt, so heiße Teufel!" Und danach noch einmal: „ . . Jetzt ein vernünftiges Wesen sein, bald drauf ein Narr, und plötzlich ein Vieh — o furchtbar! — Jedes Glas zu viel ist verflucht und sein Inhalt ein Teufel!"

Der Dichter aber, der in „Was ihr wollt" den unvergänglichen Ausspruch tun läßt: „Vermeinest du, weil du tugendhaft seist, solle es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben?", derselbe Dichter gibt nun im „Othello" das letzte Wort der Alkohol-Erörterung dem Jago Und Jago ist hier nur insofern Schurke, als er nicht das Recht hat, so den gewissensruhigen Biedermann vorzustellen. Er soll offenbar des Dichters Meinung vertreten, wenn er zu dem gar nicht trinkfesten Cassio spricht: „Geh, geh; guter Wein ist ein gutes, geselliges Ding, wenn man mit ihm umzugehen weiß! Scheltet mir nicht mehr auf ihn —".

Goethe im Verkehr mit musikalischen Zeitgenossen.

Von Hofkapellmeister **August Richard** (Heilbronn a. N.).

II.

Der schon eingangs erwähnte Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter umfaßt in sechs stattlichen Bänden 885 Briefe. Wenn Goethe mit einem Menschen über 30 Jahre lang einen so reichen Briefwechsel unterhält und sich diesen in seinem hohen Alter abends zur Unterhaltung von seiner Schwiegertochter Ottilie wieder vorlesen läßt und ihm dann darüber schreibt: „es ist doch in uns beiden eine ruhig-stete, ernst-leidenschaftliche Tätigkeit immer in gleicher Richtung" und noch besonders hinzufügt: „Ottilie sagt: unsere Korrespondenz sei für den Leser noch unterhaltender als die Schillersche", so dürfen wir uns mit diesem Mann und seinen Beziehungen zu Goethe gewiß etwas eingehender beschäftigen.

Am 11. September 1758 in Petzow-Werder an der Havel als Sohn eines Maurers geboren lernte Karl Friedrich Zelter zunächst das Handwerk seines Vaters, trieb aber schon von Jugend an nebenbei immer fleißig Musik. Im Jahre 1783 wurde er Maurermeister, später trat er als Mitglied dem unter der Leitung seines Lehrers Fasch stehenden Singverein bei, der nach seiner Übersiedlung in die königliche Akademie seinen noch heut bestehenden Namen „Singakademie" annahm, dort wurde er bald Faschs Assistent und im Jahre 1800 sein Nachfolger. Einige Jahre später gründete er aus einer fröhlichen, sangeslustigen Tafelrunde heraus, die erste „Liedertafel" und wurde somit der Begründer und Schöpfer eines ganz neuen Faktors in unserem Musikleben, eigentlich der Vater des „Männergesangs".

Seine Beziehungen zu Goethe stammen aus dem Jahre 1796. Er hatte damals durch Vermittlung gemeinsamer Freunde seine nach Goetheschen Gedichten komponierten Lieder diesem zustellen lassen und damit dessen Beifall gefunden; so schreibt Goethe am 13. Juni 1796: „Sie haben

Digitized by Google

mir ..... durch die überschickten Lieder (die trefflichen Kompositionen des Herrn Zelter) sehr viele Freude gemacht ..... Musik kann ich zwar nicht beurteilen, denn es fehlt mir an Kenntnis der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient: ich kann nur nach der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse, und so kann ich von Herrn Zelters Komposition meiner Lieder sagen: „daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte". Zelter bedankte sich für diese anerkennenden Worte: „der Beifall, welchen meine Versuche sich bei ihnen erwerben können, ist mir ein Glück, das ich wohl gewünscht, aber nicht mit Zuversicht gehofft habe, und obwohl ich über manche gelungene Arbeit bei mir selbst außer Zweifel gewesen bin, so gereicht mir diese freie Zustimmung eines Mannes, dessen Werke meine Hausgötter sind, zu einer Beruhigung, die ich niemals so rein und heiß gefühlt habe, wie jetzt;" und so entspinnt sich mit der Zeit jener schon genannte, sehr lebhafte, hochinteressante, und doch so seltsame Briefwechsel zwischen diesen beiden so ungleichen Männern.

Aus diesem Briefwechsel lernen wir nun Zelter in seiner verschiedenartigen Tätigkeit als Komponisten, Dirigenten und Musikschriftsteller eingehend kennen.

Er war wohl ein ganz guter Musiker, seine Kompositionen zeigen eine gewisse Anmut und Frische, eine fester gefügte Form als andere frühere Lieder und damit stellt er einen Fortschritt über Reichardt hinaus dar. Doch fehlt ihm jedes wärmere Gefühl, jede Spur von Genialität. Seine Kompositionen sind denn zumeist auch verschwunden; lediglich einige seiner Chöre haben sich in bescheidenen Gesangvereinen noch erhalten. Er selbst schätzte seine kompositorische Tätigkeit sehr hoch ein. So schreibt er an Goethe: „Man sagte hier vor einiger Zeit, daß Euer Hochwohlgeboren eine wahrhaft musikalische Oper gedichtet hätten ..... Welch eine angenehme Arbeit würde die Komposition einer solchen Oper für mich sein. Ich möchte nicht gern als ein Prahler erscheinen, allein ich weiß, was ich leisten kann, und würde unter einer solchen Leitung gewiß nicht leicht etwas mittelmäßiges hervorbringen. Durch Ihre Iphigenie habe ich mich fest überzeugt, daß wir bei einer solchen Arbeit einander finden würden, vielleicht um nie getrennt zu werden". Das starke Selbstbewußtsein, das aus diesen Worten spricht, steht freilich zu seinen Leistungen in beträchtlichem Gegensatz.

Aber mit großem Interesse läßt sich Goethe Nachricht über Zelters Kompositionen, besonders über die seiner eigenen Gedichte geben, häufig erbittet er sich Aufschluß über einige ihm nicht bekannte musikalische Ausdrücke, gewissenhaft läßt er sich erzählen, von den unter Zelters Leitung in der „Singakademie" aufgeführten Werken „Judas Maccabäus" und „Alexanderfest" von Händel, den „Jahreszeiten" von Haydn, der „Matthäuspassion" unter Mendelssohns Leitung, ferner von den damals neuen in Berlin gegebenen Opern „Barbier von Sevilla", „Euryanthe", „Stumme von Portici" und anderen, Berichte, die auch noch für uns interessante Streiflichter auf die damaligen musikalischen Verhältnisse in Berlin werfen.

Mit der Zeit wurde Zelter sogar Professor und Mitglied der königlichen Akademie; seine persönlichen Beziehungen mit Goethe wurden durch seine wiederholten Besuche in Weimar immer enger und inniger. Bald verschwindet die formelle Anrede aus den Briefen und macht dem vertraulichen „Du" Platz, kurz, wir sehen, wie sich Zelter mehr und mehr zu dem maßgebenden musikalischen Berater und Mentor Goethes aufschwingt.

Daß Zelters in künstlerischer Hinsicht doch wohl ziemlich unbeutende Persönlichkeit einer solchen einflußreichen Vertrauensstellung in keiner Weise gewachsen war, zumal er für das zeitgenössische Schaffen so gut wie gar kein Verständnis hatte, daß er dadurch den unheilvollsten, beklagenswertesten Einfluß auf Goethe ausübte, geht aus zahlreichen Stellen jenes Briefwechsels nur zu deutlich hervor.

Bis zu einem gewissen Grad ist Zelter dafür verantwortlich zu machen, daß Goethes musikalische Vorstellungen und Anschauungen vielfach ungenau und schief, manchmal geradezu falsch waren und geblieben sind; hier hätte seine aufklärende Tätigkeit erfolgreich einsetzen müssen; jedenfalls ist es Zelters nicht abzuleugnende Schuld, daß sich Goethe eben durch seinen Einfluß dem zeitgenössischen Schaffen gegenüber zumeist auch kühl, teilnahmslos, verständnislos zeigte. Aus der reichen Fülle der bezeichnenden Beispiele sei hier nur ein einziges herausgegriffen. Über den damals eben entstandenen „Freischütz" äußert sich Zelter folgendermaßen: „Im „Freischütz", den ich nicht ausstehen kann, ist auch wie in allen Weberschen Kompositionen viel Gesuchtes, gepritzeltes, aus feinen Häppchen Zusammengesetztes, Schwieriges, Fremdes darin. Ertrotzte Lebhaftigkeit und dazwischen allerdings gute Stellen und ein Fleiß, den ich mit Schrecken bewundere, weil's der ganze Bettel nicht verdient!" So urteilt ein damals angesehener Musiker wie Zelter; ist es nun da zu verwundern, daß auch Goethe dadurch diesem Werk gegenüber fremd bleibt und sogar den großen, allgemeinen Erfolg dieser Oper mehr dem Text als der Musik zuschreibt? So sagt er einmal: „Wäre der Freischütz kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu tun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte dafür Herrn Kind, dem Verfasser des Textes, auch einige Ehren erzeigen". —

Unter diesem sehr bedauerlichen Mangel an Interesse und Verständnis von Goethes Seite

Digitized by Google

hatten vor allem unsre großen Meister, Schubert und Beethoven, schwer zu leiden.

Franz Schubert, am 31. Januar 1797 in Lichtental bei Wien geboren, erhielt seine Erziehung im Konvikt zu Wien und war dann zunächst als Schullehrer drei Jahre lang Gehilfe seines Vaters in seinem Heimatort. Nebenher hatte er sich in der Musik vollständig ausgebildet; Salieri, als Mozarts gehässigster Feind nur zu bekannt, war sein Lehrer gewesen. Sehr gegen dessen Willen komponierte er fleißig Gedichte, in der „barbarischen deutschen Sprache"; schon im Alter von 20 Jahren hatte er beinahe 50 Gedichte Goethes vollendet und sich dadurch eine Reihe treuer Freunde und Verehrer geschaffen. Einer von ihnen, Franz von Schober, stellte ihm die Mittel zur Verfügung, seinen Lehrerberuf aufzugeben und sich ganz seiner kompositorischen Tätigkeit zu widmen; ein anderer, Joseph von Spaun, machte den freilich vergeblichen Versuch, Goethe für diese Kompositionen seiner Gedichte zu interessieren. Schließlich wendet sich Schubert selbst an den von ihm so hochverehrten Dichter: „Wenn es mir gelingen sollte", so schreibt er in seiner bescheiden-herzlichen Weise, „durch die Widmung dieser Kompositionen Ihrer Gedichte meine unbegrenzte Verehrung gegen Euer Exzellenz an den Tag legen zu können und vielleicht einige Beachtung für meine Unbedeutendheit zu gewinnen, so würde ich den günstigen Erfolg dieses Wunsches als das schönste Ergebnis meines Lebens preisen". Doch Goethe, sonst so pünktlich und gewissenhaft in seinem übrigen Briefwechsel, würdigt Schubert überhaupt keiner Antwort. „Für die staunenswerte Melodienfülle und Farbenpracht des unsterblichen Liedersängers" *) hatte er kein Verständnis; die seiner Lyrik so nah verwandte, ja geradezu kongeniale Natur Schuberts erkannte er nicht. Wenn Schubert auch in Wien in äußerster Einfachheit und Zurückgezogenheit, nur im Kreis seiner Freunde lebte und wirkte, so ist es trotzdem auffallend und bezeichnend genug, daß sein Name in Goethes, doch so sorgfältig geführten Tagebüchern kaum, in dem Briefwechsel mit Zelter überhaupt nicht genannt wird; auch sein allzufrüher Tod im Jahre 1828 geht ganz spurlos an Goethe und Zelter vorüber.

Auch von Beethoven wissen wir, daß er von Jugend auf ein leidenschaftlicher Verehrer des Dichters war; wiederholt spricht er sich in seinen Briefen darüber aus, am klarsten und herrlichsten aber in den Kompositionen seiner Gedichte. So sagt Beethoven einmal: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch ihren Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt". Gewiß, für den Musiker, der dem Dichter nur einigermaßen mitzufühlen und zu folgen versteht, „quillt das Goethesche Lied", wie Richard Wulkow sehr treffend sagt, „so unmittelbar aus dem reichen und tiefbewegten Innern des Dichters hervor, in den Worten selbst liegt schon eine so bezaubernde Sprachmusik, daß der Komponist ihr nur nachzugehen braucht, um dem Dichter gegenüber mit Ehren zu bestehen".

Einflußreiche, in gleicher Weise mit Goethe wie mit Beethoven bekannte Kreise suchten schon längst persönliche Beziehungen zwischen den beiden Meistern herbeizuführen. Goethe war im Sommer des Jahres 1810 bei einem Besuch der böhmischen Bäder mit einer Reihe hoher Persönlichkeiten zusammengetroffen, die als begeisterte, tatkräftige Freunde Beethovens bekannt sind, den Grafen Rasumosky, Kinsky, Waldstein und Lichnowsky. Außerdem war zu gleicher Zeit Bettina Brentano, nachmals Bettina von Arnim, eine schwärmerisch-begeisterte Verehrerin Goethes, nach Wien gekommen, hatte Beethoven kennen gelernt und förderte nun den Plan einer Zusammenkunft Goethes mit Beethoven auch ihrerseits mit eifrigstem Bemühen.

Diese fand dann nun endlich im Sommer des Jahres 1812 in Teplitz und Karlsbad statt. Leider war deren Ergebnis für beide Teile höchst unbefriedigend. Beethoven konnte sich mit dem feinen, weltmännischen, höflich-kühlen Wesen des Dichters so wenig befreunden, wie Goethe mit unsres Musikers rücksichtsloser, trotzig-kühner Kraftnatur. Der Eindruck, den Goethe von Beethoven erhielt, scheint nicht besonders groß und tief gewesen zu sein; in einem Brief an Zelter erwähnt er nur ganz flüchtig in der Nachschrift dieser Begegnung: „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger schadet, als dem gesellschaftlichen. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel". Dagegen äußert sich Beethoven noch nach Jahren in geradezu enthusiastischer Weise über diese Begegnung: „Ich war damals noch nicht so taub wie jetzt", so erzählt er, „aber schwer hörte ich schon. Was hat der große Mann damals für Geduld mit mir gehabt! Was hat er an mir getan! Totschlagen hätte ich mich für ihn lassen und gleich zehnmal!" Und doch wird stets bei Beethoven eine gewisse Enttäuschung zurückgeblieben sein, daß er durch seine Kunst dem Dichter nicht jenen tiefen, zu Herzen gehenden

*) S. o.

Digitized by Google

Eindruck hatte machen können, den er sich wohl gewünscht haben mag.

So war denn die Folge dieser Bekanntschaft eine gegenseitige Enttäuschung. „Statt der ..... erhofften Freundschaft trat vielmehr eine persönliche Abneigung ein, die namentlich von Goethes Seite sehr stark gewesen sein muß. Deshalb blieb auch diese Begegnung ganz ohne Folgen, die beiden Männer haben sich niemals wiedergesehen. Auch zu einer Korrespondenz ist es nicht gekommen. Als Beethoven, der schließlich doch den Dichter hohen Sinns über den Menschen stellte, ihm im Jahre 1822 die Komposition von „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ übersandte, erfolgte trotz der verehrungsvollen Widmung an den „unsterblichen Goethe“ von diesem weder Dank noch Antwort“.*)

Trotzdem wandte sich Beethoven im nächsten Jahr noch einmal an Goethe, um ihn und durch seine Vermittelung auch den weimarischen Hof zur Teilnahme an der Subskription auf seine eben vollendete missa solemnis einzuladen; auch hierauf wird er weder vom großherzoglichen Hof noch von Goethe einer Antwort gewürdigt, selbst sein Tod wird in dem Briefwechsel mit Zelter nicht mit einem einzigen Wort auch nur erwähnt.

Wenn des guten alten Zelters geistiger, künstlerischer Horizont zu beschränkt war, um Schuberts, Webers und Beethovens Bedeutung und Größe zu erkennen oder gar zu umfassen, was muß er sich da wohl gedacht haben, als ihm Goethe eines Tags, es war im Jahre 1823, die Musik zu acht Szenen des „Faust“ von Hector Berlioz sandte! Der junge geniale, französische Komponist hatte diese Szenen in unglaublich kurzer Zeit vollendet, es war sein erstes Werk, das später in einer Umarbeitung die Grundlage für seine „Damnation de Faust“ bildete. Goethe schreibt an Zelter: „Ein Franzose hat acht Stellen meines Faust komponiert und mir die sehr schön gestochene Partitur zugeschickt: ich möchte Dir sie wohl senden, um ein freundliches Wort darüber zu hören!“ Zelters „freundliches Wort“, das sich Goethe erbat, lautete folgendermaßen: „Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart und ihren Anteil nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen und Ausspeien zu verstehen geben, von diesen einer scheint Herr Hector Berlioz zu sein. Der Schwefelgeruch des Mephisto zieht ihn an, nun muß er niesen und prusten, daß sich alle Instrumente im Orchester regen und spuken — nur von Faust rührt sich keine Hand ..... Es findet sich wohl Gelegenheit ..... auf diesen Abszeß, diese Ausgeburt einer gräulichen Phantasie zurückzukommen“.

Indessen schreibt Berlioz seinem besten Freund: „Tagtäglich erwarte ich Goethes Antwort; er hat mich benachrichtigen lassen, er werde mir schreiben und tut's nicht. O Gott, wie ungeduldig erwarte ich diesen Brief!“ Diesen Brief hat er nie erhalten. —

War, was ich bisher von Goethes Verkehr mit seinen musikalischen Zeitgenossen zu erzählen hatte, nichts weniger als erfreulich, so komme ich nunmehr zu seinen Beziehungen zu dem letzten der eingangs genannten Musiker, zu Felix Mendelssohn-Bartholdy, und zugleich damit auch zu dem freundlichsten Kapitel meiner Ausführungen.

Zelter hatte den jungen Felix schon von dessen frühester Kindheit an als seinen begabtesten talentvollsten Schüler hochgeschätzt und innig geliebt. Seine künstlerische Frühreife, die durch die liebevolle Pflege seiner kunstsinnigen, musikliebenden und musiktreibenden Eltern aufs beste und sorgsamste gefördert wurde, ist in der Tat erstaunlich, an Mozart gemahnend, und wiederholt spricht sich Zelter in den begeistertsten Worten zu Goethe über dies musikalische Wunderkind aus. Den zwölfjährigen Knaben nimmt er schon mit nach Weimar, und Goethe findet denn auch an seinem liebenswürdig aufgeweckten Wesen wie an seinem schon so vollendeten Klavierspiel großes Wohlgefallen. In diesen Tagen wurde nun bei Goethe ziemlich viel musiziert, außer von Mendelssohn von dem alten Kapellmeister Hummel und der von Goethe hochverehrten Pianistin Frau v. Sczymanowska. Es ist für Mendelssohns früh entwickeltes gutes Verständnis und Urteil interessant, daß er, ganz im Gegensatz zu Goethe, das Spiel dieser schönen Polin nicht loben kann und an seine gleichfalls sehr musikalische Schwester schreibt: „Die Sczymanowska wird von Goethe über Hummel gestellt. Man hat ihr hübsches Gesicht mit ihrem nicht hübschen Spiel verwechselt“. Muß doch Goethe selbst nach Jahren noch in seinen Gesprächen mit Eckermann zugeben: „daß sie nicht allein eine große Virtuosin, sondern zugleich ein schönes Weib war. Da kommt es uns dann vor, als ob alles, was sie tut, anmutig wäre“.

Frühzeitig wurden auch die musikalischen Kreise Berlins auf den jungen Mendelssohn aufmerksam, große Reisen verschafften ihm weiterhin reiches Wissen und vollendete Lebenserfahrung. Auf der Rückreise von Paris trifft er mit seinem Vater im Jahre 1825 wieder in Weimar ein, von Goethe aufs herzlichste begrüßt, und der Briefwechsel, der sich schon von Mendelssohns erstem Besuch her zwischen dem hochbetagten Dichter und dem kaum dem Knabenalter entwachsenen Musiker und seinen Eltern ergibt, wirft auf alle Beteiligten in gleicher Weise das freundlichste, hellste Licht. Ausführlich läßt er sich weiterhin von Mendelssohns musikalischen Taten berichten; mit 17 Jahren hatte dieser bekanntlich neben vielen andern Kompositionen schon

*) Aus Goethe und Beethoven von Richard Kregel in „Forschungen zur deutschen Philologie“. Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894.

Digitized by Google

ein so vollendetes Werk wie die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“ geschrieben, und Goethes lebhaftes Interesse an dem jugendlichen Freund wird durch Zelter aufs eifrigste unterstützt.

Eine Reise nach Italien führte den 21jährigen Mendelssohn im Jahre 1830 wieder nach Weimar zu dem 80jährigen Goethe. Über diesen Besuch schreibt er dann nachher an Zelter: „Soeben fährt der treffliche Felix, nachdem er 14 Tage bei uns vergnüglich zugebracht und alles mit seiner vollendet liebenswürdigen Kunst erbaut, nach Jena, um auch dort die wohlwollenden Freunde zu ergötzen und in unsern Herzen ein Andenken zurückzulassen, welches fortwährend hoch zu feiern ist. Mir war seine Gegenwart besonders wohltätig. . . . . Von der Bachschen Epoche an hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den großen neuen Technikern hinreichende Begriffe gegeben und mich endlich seine eigenen Produktionen fühlen und über sie nachdenken machen; ist daher auch mit meinen besten Segnungen geschieden“. Wir wissen auch, daß damals in Weimar Mendelssohn wiederholt den Versuch gemacht hat, die von ihm über alles verehrten Werke Beethovens Goethe näher zu bringen, doch war er „da nicht herzubekommen“, wie der junge Felix schreibt.

Und später einmal schrieb Goethe voll Freude an Zelter: „Vor allen Dingen habe ich zu vermelden, daß ich einen ganz allerliebsten ausführlichen Brief von Felix aus Rom erhalten habe, welcher das reinste Bild des vorzüglichen jungen Mannes darstellt . . . . . Für den ist nun weiter nicht zu sorgen und das schöne Schwimmwams seines Talents wird ihn auch durch alle Wogen und Brandungen des Lebens hindurchführen“.

Gewiß, für Mendelssohns Zukunft brauchte man nicht besorgt zu sein, von Stufe zu Stufe leicht und mühelos emporschreitend, fällt ihm schon in jungen Jahren der Lorbeer in Fülle von selbst in den Schoß. Seine zahlreichen Kompositionen sind überall in Deutschland und im Ausland bekannt und beliebt; früher unverdient überschätzt, dann zu Unrecht verdammt, scheinen wir erst heutzutage diesem großen Romantiker ganz gerecht werden zu können. Als Generalmusikdirektor und Leiter der berühmten Gewandhauskonzerte in Leipzig nimmt er auch nach außen hin eine der angesehensten Stellungen in der ganzen musikalischen Welt ein. Sein früher Tod, am 4. November 1847, trifft den erst 38jährigen Künstler auf der vollen Sonnenhöhe seines Ruhms.

Wie glücklich seine Ahnungen, seine Segnungen an Mendelssohn in Erfüllung gegangen waren, hat Goethe selbst nicht mehr erlebt, er war am 22. März 1832 gestorben.

Stets war es schon, besonders in den letzten Jahren, Zelters innigster Wunsch gewesen, gleichzeitig mit Goethe aus der Welt zu scheiden, und in der Tat hat er seinen großen Freund um nur wenige Wochen überlebt, er starb am 15. Mai 1832, also kaum zwei Monate nach Goethe.

Daß Zelter nichts weniger als Goethes guter Geist in der Musik war, geht aus dem Gesagten zu wiederholten Malen klar genug hervor. Welche Bedeutung Goethes persönlicher Verkehr mit den Musikern seiner Zeit für uns hätte gewinnen können, wenn sein Interesse und Verständnis von Anfang an auf andre, freiere, vorwärts und aufwärts führende Bahnen gelenkt worden wären, läßt sich heut nur ahnen, nicht bestimmt behaupten.

Wenn Goethes persönliche Beziehungen zu seinen musikalischen Zeitgenossen mit einer einzigen wirklich erfreulichen Ausnahme, Mendelssohn, überwiegend ein nicht gerade günstiges Bild geben, um so unendlich viel größer, reicher und tiefer ist die ungeheuer segensvolle, kostbare Anregung und Befruchtung, die von ihm unbewußt und unbeabsichtigt auf die musikalische Produktion ausstrahlte. Gleichsam zum Ersatz dafür, was er den Musikern seiner Zeit in persönlicher Hinsicht hatte schuldig bleiben müssen, schüttet er das überquellend reiche Füllhorn seiner Gaben über die Tonkunst aus, fort und fort seinen göttlichen Samen verbreitend. Goethes Leben, Schaffen und Wirken ist und bleibt trotz allem der unversiegbare Quell höchster künstlerischer Inspiration, wie vor 100 Jahren, so auch in unsrer Zeit und weiterhin bis zu den fernsten Geschlechtern!

Gebet.

Von **Albrecht Schaeffer** (Hannover).

Friede komm in dies Gemüt,
Welches keiner Stille traute,
Denn die schwermutvolle Laute,
Also deucht es! — ist verblüht.

Eine süße Klarheit soll
Niedersinken ungefährdet.
Ach, wie ward schon friedevoll,
Was sich erst so wild gebärdet.

Ströme weiß ich in der Welt,
Die bekränzte Kähne führen
Zu den Inseln, die der Belt
Gleich den schönen Perlenschnüren
Selig aneinanderhält.

Digitized by Google

Regentag.

Idyll von Felix Braun (Berlin).

I.

Der Abend kam und immer noch rann der Regen. Gemächlich ließen sich die grauen fließenden Streifen aus dem unbeweglich lastenden Grau des stumpfen Himmels herab, leicht an die Fenster rührend und mit zischendem Geräusch in die großen Lachen des aufgeweichten Landwegs eindringend. Und doch war es ein leiser Regen. Wer zum Fenster trat, konnte ihn erst gar nicht erspähen, so dünne Strahlen hatte er; erst gegen einen dunklen Hintergrund: eine Dachluke etwa oder ein offenes leeres Tor, erschien er, und nun hörte man auch, wie sein Gang war. Und wer die Bäume ansah, denen der September nicht mehr das volle Laub vergönnte, der konnte seine eigentliche Stimme vernehmen, wie sie zornig klang gegen den ach! so sanften Widerstand der geneigten Blätter . . .

Ich sehe ein Zimmer. Es ist eine Bauernstube, aber noch bewohnen es die Sommergäste. Eine Lampe steht auf dem Tisch, um den herum viele junge Menschen sitzen, — denn so muß man sie wohl nennen, obgleich der Jüngste erst fünfzehn und der Älteste zwanzig Jahre alt ist. Und auch von den Mädchen ist keines älter oder jünger. Clothilde, die Älteste, trägt freilich schon ganz lange Kleider, aber deshalb ist sie doch nur achtzehn (ja, auch das nicht ganz, weil noch ein paar Tage dazu fehlen). Etwas mehr als ein Jahr trennt sie von ihrer Schwester Elisabeth und ein weiteres von ihrer Cousine Klara, die ganz am Fenster sitzt, verschüchtert und immerfort mit der Hand am Haar. Ebenso im Alter entfernt mögen die beiden Schwestern vom Nachbarhaus sein, die herübergekommen waren, um den dreien zu helfen, das Traurige des Regentags zu überwinden; ihre Namen sind Helene und Marie. Auch ihr Bruder ist mitgekommen, das ist der Fünfzehnjährige; Otto heißt er. Und neben Clothilde sitzt ein junger Mann, ein Student, der bei einer andern Familie Hofmeister ist: ein blasser langer Mensch mit einem ganz dünnen Schnurrbart von unbestimmter Farbe. Sein Anzug ist abgetragen, an manchen Stellen geflickt, seine Krawatte ist schief; aus den zu kurzen Manschetten kommen die Hände wie verwundert heraus, so: als wollten sie sich nur umsehen, um rasch wieder zurückzukriechen. Sein braunes Haar ist aus dem Gesicht gestrichen und spiegelt im Lampenglanz; seine Augen brennen: das Lampenlicht ist in ihnen. Wenn er nach Clothilde schaut, verdunkelt sich sein Blick und bleibt ruhig überschattet. Der junge Mensch sitzt still da; er ist der älteste und darf nur lächeln, wenn einer eine Dummheit tut oder spricht; mehr nicht: höchstens lächeln.

Und dann ist noch einer da: ich meine den Siebzehnjährigen, der Clothilde gegenübersitzt. Er hat schwarzes Haar und schwarze Augen; die brauchen nicht das Lampenlicht, um zu leuchten. Sein Mund ist sehr rot, wenn er spricht, blitzen seine Zähne, hört er zu, hält er den Sprechenden mit den Blicken fest. Seine Hände sind zusammengeschlossen, als verbergen sie etwas Köstliches. Was er will, geschieht. Das hat er von seinem Vater ererbt, der ein italienischer Kaufherr gewesen war, — von seiner deutschen Mutter hat er dies: daß er weint, wenn ihm sein Willen nicht werden kann. Aber sein Weinen ist aus Zorn . . . . Er sitzt unter den andern, die das Spiel vereint, mit dem Gefühl, mehr zu sein als sie alle, der Student mit ihnen. Den sieht er nie an ohne ein spöttisches Lächeln: er weiß, daß der Student dieses Lächeln nicht verträgt, den Blick senkt, rot wird. Manchmal faßt er ihn scharf ins Auge: er haßt ihn und weiß, warum er ihn haßt. Nun ist er still, mitten im Spiel, das langsam und ein wenig langweilig im Abend hingeht.

Es ist ein harmloses Spiel, „Sekretär“ heißt es. Man kann es einmal spielen und dabei lachen, auch zweimal — aber das drittemal wird man seiner schon überdrüssig. Otto gähnte, auch die kleine Klara. Die hatte aber gerade die Hand am Haar, so konnte sie sich den Mund nicht zuhalten. Ihre Nachbarin, die übermütige Elisabeth, steckte ihr rasch einen der länglich zusammengefalteten Zettel zwischen die weit entfernt stehenden Kiefer bis an den Gaumen.

„Au!“ schrie Klara empört. „Bist du verrückt?“ Aber sie erschrak gleich über ihre eigene Kühnheit. Die andern lachten, nur der Student lächelte.

Elisabeth lehnte sich zurück, hob den Sessel ein wenig und stemmte die Füße dagegen. „Es ist fad . . . Erfinden Sie was, Herr Müller“ (so hieß der Student).

Der lächelte. „Ich kenne mich in diesen Dingen nicht aus“, sagte er leise, aber doch nicht ohne einige Überhebung.

„Dann erfinden Sie etwas, Attilio“, sagte Clothilde zu ihrem Gegenüber, der starr in die Lampe schaute, um die ein Lichtschimmer flirrte und surrte.

„Bitte, ein Pfänderspiel!“ rief die kleine Marie von ihrer dunklen Ecke her. „Das ist doch immer das Schönste!“

„Ja, ein Pfänderspiel!“ riefen die Mädchen.

„Mir ist's recht“, brummte Attilio, mit den Lippen zuckend. „Es kommt ja ohnehin auf eins heraus.“

Clothilde sah ihn an: „Zur Strafe müssen Sie als Erster erraten“, sagte sie.

„Also was?“

„Große Dichter“, schlug der Student vor.

„Immer dasselbe!“ murrte Attilio. „Als ob's nichts andres gäbe als Dichter und Maler und solches Zeug! Aber meinetwegen! Ich will's versuchen.“

Digitized by Google

Als er gegangen war, flüsterte Clothilde: „Er ist so anmaßend. Suchen wir etwas recht Schweres. Sagen Sie etwas, Herr Müller."

„Heine", rief Marie und ward rot, denn für den schwärmte sie.

„Pfui! Heine", rief Elisabeth. „So was Abgegriffenes ..." und sie hielt inne, weil sie Müllers erstaunten Blick auf sich ruhen fühlte.

„Aber Fräulein Elisabeth — —!" Das war alles, was er sagte.

„Seid ihr schon fertig?" kam Attilios Stimme von draußen, ungeduldig und ein bischen gereizt.

„Noch nicht," schrie Clothilde, und indem sie den Studenten anstieß: „Rasch, rasch!"

Der schien zu überlegen. Endlich sagte er: „Also dann — vielleicht — — Jamblichus?"

„Wie?" fragte Clothilde, ein wenig unsicher.

„Jamblichus, Neuplatoniker aus dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt."

„So. Also gut. Verteilen wir die Buchstaben!"

Die Mädchen wollten nicht verstehen. Immer wieder mußte der Student den Namen wiederholen, lächelnd ließ er sich allemal herbei. Die Buchstabenverteilung gab neue Schwierigkeiten, die Mädchen vergaßen natürlich das Wort nicht minder als: wie es geschrieben wird. Es gab Gelächter, wobei die Auslachenden womöglich noch weniger wußten als die Ausgelachten. Verwirrung riß immer wieder von neuem ein. Dazwischen brüllte Attilio, trampelte und schlug mit den Fäusten an die Tür. Als er endlich kommen durfte, kannte sich schließlich niemand mehr aus, man lachte, Attilio ärgerte sich und endlich sagte Clothilde: „Also dann sagen wir's ihm: Ibykus."

„Ja, der hat ja gar nicht gelebt," meinte Attilio.

„Wieso Ibykus?" rief Elisabeth. „Jambykus hat der Herr Müller gesagt."

„Jamblychus" sagte dieser laut und schon sehr geringschätzig.

„Hab ich nicht die Ehre zu kennen", antwortete Attilio, indes er seine Uhrkette als Pfand langsam in die offene Hand Clothildens niederrinnen ließ.

Freudlos ging das Spiel fort. Pfand um Pfand wanderte in Clothildens Schürze. Die Reden waren spärlich und gingen hin wie der Regen, der, unaufhörlich sich vom Himmel lösend, floß, manchmal, wie im Sturm, stärker aufschlagend, manchmal ganz unhörbar herabgleitend, dünn und unsichtbar wie ein tückischer Geist. —

Die Pfänder wurden ausgelöst. Helene mußte Statue stehen, Klara ein Gedicht aufsagen, was sie absolut nicht erfüllen wollte und das Pfand lieber verfallen ließ (vielleicht weil sie wußte, daß sie es nachher ja doch zurückbekam), Otto mußte Tierstimmen nachahmen, Clothilde jedem eine Grobheit sagen und Attilio polnisch betteln gehen. Er wählte sich Elisabeth zur Begleiterin.

Als er vor Clothilde stand, überkam ihn plötzlich ein sonderbares Gefühl. Sein Herz ward heiß, er hob Clothildens Hand an seine Lippen, preßte sie darauf und hielt sie lange. Elisabeth wollte ihn fortziehen, aber er stand und hielt die schönste Hand an seinen Mund gedrückt. Sein Herz schlug, das Blut brach ihm aus allen Adern ins Gesicht.

Clothilde entzog ihm sanft ihre Hand. Sie sah ihn ruhig, fast lächelnd an. Auch alle andern wechselten Blicke voll Verständnis. Nur der Student ward rot und knirschte. Attilio unterbrach die Runde und begab sich, ohne sich um Elisabeth zu kümmern, auf seinen Platz zurück.

„Galant sind Sie wirklich nicht," rief ihm Elisabeth schmollend nach.

Er erwiderte nichts. Schweigen entstand.

„Und was sollen wir jetzt tun?" fragte Marie. „Der abscheuliche Regen! Wie stark er jetzt auf einmal geworden ist!"

„Hört ihr den Sturm", brach Clothilde nach einer Weile das Schweigen. „Wie die Fenster klirren!"

Alle schwiegen und lauschten. Groß rollte der Sturm an das Haus. Die Lampe flackerte, die Schatten erwachten zu lebhaften und grotesken Gestalten. Eine Tür fiel ins Schloß, laut, als wäre etwas Schweres herabgestürzt. Man konnte das Ächzen der Bäume hören, wie sich die Äste bogen, und dazwischen das Aufschlagen des Regens, der jetzt in starken Massen herabstürzte.

„Wenn ich an die vielen Blumen denke," sagte Clothilde leise.

„Und schaut nur den Himmel an!" rief Elisabeth, die zum Fenster getreten war. „Zum Fürchten!"

Tosend und prasselnd bahnte sich der Regen den Weg durch den Sturm, in der werdenden Finsternis blinkend, manchmal wie Silber. Aber und über voll Tropfen standen die Fensterscheiben im trüben Licht. Eine endlose Traurigkeit füllte das Zimmer und alle Herzen, die darin schlugen.

Die Tür zum Nebenzimmer ging leise auf und durch den schmalen Spalt schob sich ein gütiges, von grauem Haar umkränztes Frauengesicht; aus dem dünnen lächelnden Mund kam eine liebe Frage: „Was macht ihr denn da, Kinder? Warum ist es so still?"

„O, nichts, Mama", antwortete Clothilde für die andern nach einer Weile voll Verlegenheit.

„Wir ärgern uns über den Regen", fügte Elisabeth hinzu. „Und was tu'st du und Papa? Spielt ihr noch Karten?"

„Mit unsern Eltern?" fragte Marie schüchtern.

„Ja. Wir spielen noch . . . Also — unterhaltet euch gut" und die Tür schloß den Spalt, so leise, daß man es kaum für möglich gehalten hätte, so leise war es.

Es ward wieder still.

Clothilde und Klara standen beim Fenster, der

Digitized by Google

Student trat zu ihnen. Attilio saß und starrte finster auf die Muster des Tischtuchs. Otto ging auf und ab und summte: The rain rains every day eintönig vor sich hin. Elisabeth tanzte dazu. Die beiden Schwestern vom Nachbarhaus sahen ihr zu nnd bewunderten sie. „The rain rains every day", sang Elisabeth und tanzte.

Auf einmal stand Attilio auf und sprach: „Was ist das doch für ein Tag?! Und wir sitzen hier herum und tun nichts und trauern. Es müßte etwas geschehen — es müßte etwas Großes — — — etwas ganz Besonderes müßten wir ausdenken und tun . . .!"

„Und das wäre?" fragte Herr Müller ironisch, mit schiefem Lächeln, den Kopf vorneigend, als wollte er die Antwort am frühesten von allen bekommen.

„Irgend etwas — irgend ein Großes! Ein Abenteuer. Vielleicht in den Wald gehen."

„Bei dem Regen?"

„Bei dem Regen", äffte ihm Attilio nach, jeden Laut betonend. Er fühlte jetzt, wie er ihn haßte, und als ihn der mißbilligende Blick Clothildens traf, ward ihm der Haß wie Schmerz: scharf schnitt ihm eine Dolchspitze in die Brust. Er sah den Studenten am Fenster neben Clothilde stehen, so nahe, daß jeder des anderen Arm spüren mußte. Tiefer stieß die unsichtbare Hand des Schmerzes zu und plötzlich ließ sie die Waffe fallen und fuhr auf seine Kehle los, würgend. Gleich stiegen ihm die Tränen in die Augen.

„Immer hält sich Clothilde zu ihm!" fast hätte er das laut gesagt, sich von der Hand frei zu machen, die noch immer seinen Hals umschlossen hielt. Und er erinnerte sich vieler schöner Tage: eines Tanzes beim Kaiserfest, da er hatte zusehen müssen, wie die beiden, Tour auf Tour, umschlungen durch den Saal schwebten. Spät war dann Clothilde zu ihm gekommen und hatte ihn gefragt, warum er sie nicht aufgefordert habe. Und damals hatte er ganz dasselbe Gefühl gehabt, — nur daß er nicht herausgeschluchzt hatte — und hatte trotzig und finster gesagt: „Ich kann nicht tanzen." Das war aber gelogen, und er wunderte sich, warum er dies getan hatte. Clothilde hatte die Achseln gezuckt und war gegangen, und es haben noch viele junge Leute mit ihr getanzt. Bis zwei hatte der Ball gedauert, aber Attilio war nicht nach Hause gegangen. Er war schon so müd — am liebsten wäre er eingeschlafen —, aber dann tanzte Clothilde vorüber. Da riß ihn das wehe Sausen in der Seele empor und ließ ihn wachen. Und er schluckte seine Tränen hinab und hielt sie fest im Herzen.

Daran dachte Attilio und an manches andre. An Ausflüge, da Clothilde und der Student immer zusammen gingen; wenn der Weg steil war, reichte er ihr die Hände und zog sie hinauf; er trug ihr die Jacke, er lieh ihr seinen Bergstock, er pflückte die Blumen für sie, brachte ihr Erdbeeren und schüttete ihr ganze Sträuße vom Himbeeren in das geraffte Kleid. Auf Kahnfahrten half er ihr beim Rudern, — stieg man ans Land, mußte sie an seiner Hand herausspringen. Und manchmal, wenn ein fahrender Musikant kam, mit Werkel oder Harmonika, ließ sie ihn wohl vom Studieren wegrufen: zum Tanzen. Und dann tanzten sie auf der Landstraße, daß der Staub aufflog . . . —

Attilio warf den Kopf zurück und strich sich mit der Linken übers Haar. Er erstickte ein Stöhnen, in lauten Atemwellen zitterte es aus. Er sah zum Fenster hin, das jetzt leer war: Clothilde und der Student saßen in einer Ecke und lasen gemeinsam aus einem Gedichtbuch.

„Hören Sie doch, Attilio", ließ sich jetzt Elisabeth vernehmen. „Sie haben vorhin etwas zu sprechen begonnen und auf einmal sind Sie" (sie senkte die Stimme lächelnd ins Ironische) „in tiefes Nachdenken versunken. Was ist dabei herausgekommen?"

Attilio sah sie an; er wollte etwas sagen, aber das erschien ihm jetzt schal. So fragte er, um Zeit zu gewinnen: „Ich? Wie meinen Sie das?"

„Es hat zu regnen aufgehört!" rief jetzt Marie, die beim Fenster stand.

„Ja", bestätigte Helene. Dies war das erste Wort, das sie heute sprach.

Alle stürzten zum Fenster. Otto war der erste, der Marie für ein Schaf erklärte; er sähe ganz deutlich die schiefen Streifen — Marie weinte, Helene versuchte sie zu trösten, und da es nicht gelang, weinte sie schließlich mit. Elisabeth schalt Otto aus. Darüber kränkte sich dieser, daß er gleichfalls zu weinen begann.

„Jetzt fängt der auch an", sagte Attilio. „Übrigens —: es scheint wirklich aufgehört zu haben."

„Ja", rief Elisabeth. „Wer ist nun das Schaf, Otto?" und nun heulte der womöglich noch lauter.

„Aufhören mit dem dummen Gewein!" befahl Clothilde. „Freut euch lieber, daß der Regen vorbei ist."

„Weil er draußen ein Ende hat, fängt er drinnen an", sagte der Student. „Das ist der psychophysische Parallelismus!"

„Ja", lachte Elisabeth. „Sie haben ganz recht" (sie wußte aber nicht ganz, was das bedeutete).

Große Tropfen fielen vereinzelt von den Dachrinnen herab wie Tränen. Bei leichtem Wind stürzten ganze Regenreste von den Bäumen. Ab und zu rieselte es noch aus den Wolken. Elisabeth stieß das andere Fenster auf und die frische Luft füllte das Zimmer mit dem Duft des wolkigen Himmels. Wie das spärliche Aufschluchzen von Kindern — ganz so fielen die Tropfen von First und Bäumen.

„Jetzt können wir vielleicht ein bischen fortgehen", meinte Clothilde.

Digitized by Google

Alle waren bereit. Man suchte sich die Regenmäntel aus den Kästen unter Lachen und Geschrei, und es dauerte geraume Zeit, bis jeder den seinen gefunden hatte. Als schließlich alles fertig war, entstand eine lange Beratung, wohin man gehen sollte.

„Einfach spazieren", sagte der Student.

„Einfach spazieren", wiederholte Attilio. „Was das wieder heißen soll! Als ob man das doppelt könnte! Das heißt — —" und er verstummte mit vielsagender Geste.

„Attilio, Sie benehmen sich heute", nahm Clothilde für den verdutzten Studenten das Wort. Aber sie sagte nicht mehr.

Über und über rot, stand Attilio da. Um seine Lippen zuckte es. Er hatte ein Gefühl, als müßte er Clothilde zu Füßen stürzen.

„Wenn Sie schon so gescheit sind", sagte der Student mit ironischem Lächeln. „so machen Sie einen Vorschlag."

Attilio richtete sich auf: „Gut".

„Also los!"

„Also — ich sage: zum Fluß und: rudern! Und weil es vielleicht rasch dunkel wird, nehmen wir auf jeden Fall Lampions mit. Einverstanden?"

Elisabeth klatschte in die Hände und rief: „bravo!", auch Otto zeigte sich mit Feuer bereit, Helene und Marie sahen sich an, wagten aber wie die ängstliche Klara keinen Widerspruch. Clothilde schien nachzudenken; endlich fragte sie den Studenten, was er meine.

Dieser erklärte, sich ihrem Willen ganz unterwerfen zu wollen. „Das Schicksal des Arion dürfte uns auf diesem Fluße kaum bevorstehen und so meine ich, daß wir schwerlich Gefahr laufen werden . . ."

„Glauben Sie?" fragte Clothilde, noch zweifelnd. „Ich möchte ja gerne . . ."

„Also: ich geh", rief Attilio. „Wer will — folge mir nach!" und schritt, ganz erfüllt von sich, voran; die anderen schlossen sich langsam und wie ohne Willen an. —

Die Heimat des Känguruhs.

Ach, Mr. Burridan", rief ich heute morgen ganz erregt, „famos, daß Sie mich besuchen. Hieraus entnehme ich, daß der Ruf meiner Gastfreundlichkeit bereits nach Amerika gedrungen ist. Sind Sie im Aeroplan über den Ozean gefahren?"

Da schlug er mit der Faust auf meinen assyrischen Tisch aus Tapranholz und rief:

„Mister, hier in Europa laß ich mir nich verulken."

„Dann nehmen Sie Platz!" sagte ich mit nachlässiger Geste, „was wollen Sie mir erzählen?"

Er setzte sich auf einen leichten Stuhl, und der brach gleich kaputt. Ich griff dem Mr. Burridan geschickt unter die Arme, sonst wär er hingesunken — auf den alten afghanistanischen Teppich.

Ich rief Abdallah, meinen schwarzen Diener, sagte im strengsten Tone:

„Klubsessel! Schnell! Hierher! Trümmer raus! Fix wie Aeroplan! Los!"

Mr. Burridan setzte sich danach in den Klubsessel sprach kalt:

„Mit Frau meiniges zusammen in Aeroplan Heim des Känguruhs entdeckt. Mitten in Australien. Neuer Spaß. Publikum sprachlos — reißt Augen auf."

„Ja", versetzte ich, „das ist ja ganz mordsmäßig interessant. Indessen, Mr. Burridan, hier in Europa wußte man schon vor längerer Zeit, daß Australien zweifellos die Heimat des Känguruhs ist. Warum staunt also Publikum?"

„Sie maken", fuhr er fort, „wieder Anspielung — so als wär ich ein altes Idiot. Doch Sie sollen sein gleich ganz perplex, mein ferr witziger Mann! Hören zu: Wir fahren in Aeroplan durch Australia. Proviant ganz aufgebraucht. Schießen dann Känguruh. Da ein Känguruh springt auf einen stillen See. Und — taucht nicht unter. Seewasser bewegt sich gar nicht. Aber dieses Känguruh bewegt sich auf dem Spiegel — ferr fix. Was ist los? Also wir fragen. Na — und was ist? See ist aus Glas — aus Naturglas. Na, was sagen Sie nu, mein Onkelchen?"

Ich starrte ihn an — den Mr. Burridan. Und dann sprang ich auf und embrassierte ihn so heftig, daß er schrie.

Es wurde seine Idee folgendermaßen von Mr. Burridan entwickelt:

Die Känguruhs springen, sie laufen aber nicht. Das müssen sie wo gelernt haben, wo Laufen schwer. Auf spiegelglatter Glasfläche kann man aber nur springen, laufen kann man da nicht, So entsteht das merkwürdige Springen des Känguruhs. Die Glasseen Mittelaustraliens sind also die eigentliche Heimat des Känguruhs.

Und — welche Entdeckung!

Naturglas auf der Erde!

Da wird die Glasarchitektur in Australien noch heftigere Fortschritte machen als in Amerika.

Rechtzeitig sollte auch das Deutsche Reich ein paar Naturglasseen zu erobern suchen — natürlich mit Hilfe der Aeroplane von Melbourne aus.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Emil Ertl: Nachdenkliches Bilderbuch. Ernste und heitere Geschichten. Mit Buchschmuck von Alfred Keller. Geh. 4 M., geb. 5 M.; Verlag von L. Staackmann in Leipzig, 1911.

Am 11. März 1910 vollendete Emil Ertl sein fünfzigstes Lebensjahr. Sein literarisches Gepäck ist nicht umfangreich, dafür aber gewichtig. Was seine Werke so gewinnend macht, ist die gediegene Tüchtigkeit, die ehrliche Grundnote, die von allem unwahren Artistentum freie Kunst der Lebens- und Menschendarstellung. Hier fehlt, so wenig er an der Tragik der Geschehnisse oder an

Digitized by Google

ihrem Wesenskern vorübergeht, alles Gezierte, krampfhaft Gesuchte und Ausgeklügelte so vieler emporgelobter Schreibtischpoeten, denen es nur darum zu tun ist, Buch für Buch auf den Markt zu werfen, unbekümmert darum, daß sie das Dasein bloß in einem kleinlichen, schiefen Sehwinkel erfassen und Nichtigkeiten halber am Hauptsächlichen vorbeigleiten. Ein seiner unablässigen Arbeit an sich und seinen Schöpfungen, seines aufrichtigen Ringens wegen liebenswerter Dichter, steht Emil Ertl in schöner Edelreife heute vor uns. Ein neues Werk von ihm bedeutet daher immer eine Freude für den genießenden Leser. „Nachdenkliches Bilderbuch" benennt er den letzten Band und deutet damit schon im Titel an, daß er diesmal nicht nach hohen Kränzen strebte. Manche seiner hier vereinten Erzählungen mögen in der Tat nur im Ausruhen zwischen groß angelegten Schöpfungen entstanden sein. Von Geschichten, die nicht im Ton getroffen sind, wie der „Umweg", die dem Dichter selbst zu ferne liegen, wie die „Heilige", zu skizzenhaft gerieten, wie die „Auswanderer" und das „Sterbequartal" oder wo eine falsche Rührseligkeit (und mangelnde Rechtskenntnis) stört, wie im „Ballast" oder der stoffliche Vorwurf zu dünn ist, wie in „Tempora mutantur" und die Satire zu wässerig, wie in „Sixtus der Sternzucker", leiten andre wie die „Oase" und der „Saltomortale" zu Ertls eigentlicher Art über. Daneben stehen köstliche Humoresken, wie das „Grand Hotel zum schwarzen Adler", der „Unmusikalische" und die witzige „Stierschau". Der Ertl, wie wir ihn lieben und schätzen, tritt aber in der „Tonnara" und in „Barbana" mit seiner reifen, über den Dingen ruhenden Lebensweisheit, seinem gütigen Herzen, seiner sauberen technischen Feinarbeit (die allerdings nicht allein die Form der Scherzählung erwählt) und seiner spiegelblanken, im Kern durch und durch gesunden Erzählungskunst in ganzer Vollwertigkeit hervor. Viktor Wall (Wien).

Martha Hellmuth: Kirke. Das Spiel der Verwandlungen. Concordia, Berlin.

Die tiefsinnige Mär von der Zauberin Kirke, die die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte, ihm selbst aber erlag, hat eine Dichterin zu einem sehr interessanten kleinen Drama gereizt. Martha Hellmuth weiß, ohne der Sage und dem durch sie bedingten Lokalkolorit Gewalt anzutun, in sehr starken und seelisch bewegten Jamben den tieferen symbolischen Gehalt abzugewinnen, ohne daß er vordringlich störend wirkte. Ihre Kirke ist die Sphinx — das schillernde, ewig sich wandelnde Leben, an dem sich die einzelne Menschenkraft zu erproben hat. Sehr fein ist es, daß sie den einzelnen Gefährten individuelle Halbtierseelen verleiht, die unter dem dämonischen Zauber Kirkes enthüllt werden. In der Szene zwischen ihr und Odysseus kulminiert inhaltlich und sprachlich das tiefsinnige Gedicht, dem man eine verständnisvolle Bühnenwiedergabe aufs herzlichste wünschen möchte. Ein eigentümlicher, sturm- und dranghafter Prolog geleitet aus dieser Welt in das sagenhafte Fabelland der Mythe hinein. Paul Friedrich.

Ernst Decsey: „Du liebes Wien". Roman. Schuster und Loeffler (Berlin).

Ernst Decsey hat den Wiener Roman geschrieben; endlich ist es gelungen, was seit Jahren unsre literarische Produktion vergebens anstrebte: Wien ist künstlerisch bezwungen! Und einer hat den Schuß ins Zentrum getan, einer, der mit stiller Sehnsucht seit Jahren wandelte, der lange in sich horchte und dann erst laut wurde. Wie eine brausende Symphonie, wie ein Frühlingssturm, der hoheitsvoll über das Knüppelwerk der bisherigen, zum Überdruß langweiligen „Wiener-Romane" hinwegstreicht, so ist dieses prächtige Buch. Die emsigen, der Konjunktur des „Marktes" folgenden Schilderer der Wiener Volksseele, bemühten sich stets, Wien als das „alte Wien" zu schildern, von dem wir heute in der modernen Großstadt kaum noch einen Hauch verspüren. Oder sie mischten in die heutige Stimmung manches, das nur aus dem Boden des einstigen Wiens wuchs; das ergab Machwerke. Decsey gibt uns das Wien der 80er Jahre, das Vororte-Wien, in dem eben die Großstadt geboren wird. So ent-

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

stehen wundersame Kontraste, die plastisch gestaltet werden im Leben des ehrlichen Wiener Uhrmachermeisters Schwerengang, seiner lieben tapfern Frau Christel (eine entzückende Darstellung der Wienerin! Wie viel wurde gerade darin bis heute gefehlt!) und des musikalischen Sohnes Grazian, die die böse Konkurrenz der eroberungssüchtigen Tschechenfamilie Wlk zu bestehen haben. Wienerin — das ist volle, echte Weiblichkeit — Musik und der „Böhm", das sind die drei süß-schön-traurigen Symbole des heutigen Wienertums. Eine Fülle von glänzend gesehenen Wienertypen umrahmt die nie erlahmende Handlung, die eine wundervoll poetische Sprache vor uns abrollen läßt. Decsey, der Musikkritiker, dem wir die ausgezeichnete Hugo Wolf-Biographie verdanken, tritt mit diesem Buche vollwertig in die erste Reihe der deutschen Dichter. Gibt es eine bessere Charakterisierung des Wienertums? „Seine Fähigkeiten hatte er gleichsam nur im Privatbesitz". Man müßte das Buch abschreiben, wollte man seine Schönheit künden. Leset! Leset! Es ist ein Kunstwerk, würdig, verkannt zu werden. Die „Gegenwart-Gemeinde" aber, die trete als erste an die Seite dieses wundermilden Dichterwerkes!

Walter v. Molo (Mien).

Wilhelm Schäfer: „33 Anekdoten" bei Georg Müller (München).

Wilhelm Schäfer hat, seit seiner „Halsbandgeschichte" und seinen „Mißgeschickten", seinen Protektionsplatz in meinem Herzen; er ist ein ernster, eigene Wege ziehender Künstler, der mit abgeklärtem, feinstem Humor und tiefdemütiger Lebenserkenntnis, einen herrlichen, mich berauschenden Stil schreibt. Seine Auswirkungsweise ist episch breit und gelassen, persönlich durchdrungen und doch von jener heißerstrebten „Objektivität", die den Dichter hinter seinem Werke verschwinden läßt; er schreibt Prosa, doch sie klingt und singt wie sicherer Bogenstrich auf lyrischer Saite, sie ist in reimlose Verse gegossen, deren innere Abstimmung der Genießende mit seltener Wonne fühlt. Kultur, reiche Kultur ist in dem Anekdotenbuch, das Perlen deutscher Novellistik enthält, aber das Herz schlägt warm hinter den scharf vom Verstand kontrollierten Bildchen; es setzt fast niemals aus. Und das heißt viel bei einem starken Band, in dem Diamantsplitterchen historischer und zeitgenössischer Vorkommnisse in Gold gefaßt und, einander schädigend, nebeneinander gesetzt sind. Man darf dieses Buch auch nicht, bei der Seite 1 beginnend, durchfressen, man muß es wie seltenen Wein, schlückchenweise, spielerisch als Gourmand genießen, dann hält es für lange vor. Hoffentlich ist es Schäfer vergönnt, der ein Jahrzehnt seines uns wertvollen Lebens für dieses Buch hergab, uns die andern 67 „Anekdoten" zu bescheren. Wir hätten dann auch „100 Novellen", die bleibenden Wert besäßen. Ein Satz: „Man kann nicht sagen, daß die Fürsten Europas vor dem Advokatensohn aus Korsika mit Männerstolz gestanden hätten; und manche haben nicht verschmäht, die Anmut ihrer Frauen in heiklen Stunden vorzuschicken." So erzählt Schäfer.

Walter v. Molo (Wien).

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulichphrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 36. Berlin, den 2. September 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Ernste Tage.

Wir spielen in diesen Tagen um unsre Existenz. Die Marokkofrage, die unter Freiherrn v. Schoens Regime infolge einer ernergielosen Behandlung mit saft- und kraftlosen Phrasen für unser Interesse so gut wie erstorben war, ist zum Angelhaken der Weltpolitik geworden. An ihrer Lösung hängt für uns alles, Zukunft, Macht, Ehre und Einfluß. Deutschland ist wie eine Insel, inmitten eines Meeres von Mißgunst, Verachtung und Haß. Beleidigende Sprache führt man über uns in allen Teilen Europas. Die beleidigende Absicht paart sich mit schlecht verhehlter Wut, mit offener Geringschätzung, mit natürlicher Antipathie und mit Konkurrenzneid. Wir haben etwas, um das sie uns alle beneiden: unsre kräftige Millionenbevölkerung und die unbekümmerte, infam anständige Art, wie wir unsren Geschäften nachgehen. Wir besitzen nicht — leider könnte man sagen — die anmaßende Prätention andrer Nationen. Wir behaupten nicht wie sie, ein verbrieftes Recht auf die Welt zu haben. Aber gerade diese anständige Art unsrer Arbeitsmethode im Handel um die Welt ist ihnen ein Dorn im Auge, ärgert, irritiert sie. Andere große Staaten haben ihre Interessen gegenwärtig so geordnet, daß sie sich möglichst wenig Konkurrenz machen. Wir verlangen nirgends das Hausrecht, aber überall freien Durchgang. Deswegen stören wir sie alle, und immer sind sie bereit, denjenigen von ihnen solidarisch zu unterstützen, der sich gerade über uns ärgert. Reist man ins Ausland, so kann man dieses Solidaritätsgefühl aller andren gegen uns täglich beobachten. Der Engländer und der Franzose haben ihre einseitig ausgeprägte Kultur. Sie wird respektiert, wo sie sich blicken läßt. Dänen, Russen, Amerikaner, Italiener, ja selbst Österreicher dürfen überall sein, wie sie sind. Man sagt: ein Russe, ein Amerikaner, aha, ja die sind so. Aber wenn wir kommen, heißt es: nur ein Deutscher. Das ist soviel wie: ein kultur- und formloses, unsympathisches Wesen, gut genug, sein Geld dazulassen, aber im übrigen faßt man ihn als gebildeter Europäer lieber nicht mit Händen an. Der Deutsche im Ausland hat ja in der Tat etwas Ungeschicktes und nicht immer Sympathisches an sich. Er spielt die Rolle des Weltbürgers miserabel. Er ist zu wenig er selbst und zu wenig vom andern. Er versteht nicht, sich fremden Sitten so anzupassen, daß das Eigene erst recht charakteristisch wird. Er verschafft dem Deutschtum keinen Respekt durch die Art, wie er zu Gast ist. Ein Engländer kann ein Flegel sein, aber er ist immer ein Engländer, und er imponiert den andren durch die rücksichtslose Art, wie er sich ihre Vorzüge zunutze zu machen weiß. Ein Franzose wird nie ein plumper Nachahmer, er weiß sich mit vollendeter Höflichkeit anzupassen, aber er bleibt immer der Inhaber der angeblich höheren Kultur. Ein Deutscher aber hat keine Urbanität, keinen Weltbrief für seine Eigenart. Nur ein Deutscher, sagen sie, nehmen sein Geld und blicken verächtlich. Leider Gottes haben sie manchmal recht mit ihrer Geringschätzung. Einem großen Teile unser Landsleute fehlt der nationalistische Stolz, oder wo er ist, da wirkt er plump, weil er nicht das Unwesentliche vom Wesentlichen scheidet und ein schlechter Spieler ist auf dem Instrument der internationalen Formen. Man hat daher nicht selten Anlaß, sich seiner Landsleute im Auslande zu schämen.

Ganz ähnlich liegen die Dinge im internationalen Leben der Politik, im Verhältnis der Staaten. Die Franzosen beschweren sich über psychologische „Fehler“, die wir im Verkehr mit ihren Staatsmännern begangen haben und fortgesetzt begehen. Mag sein, daß etwas Wahres dran ist. Hauptsächlich aber versteckt sich hinter dieser Behauptung doch nur die alte Tatsache, daß man uns einfach nicht als gleichberechtigten Faktor behandelt und daß man die eigene Anmaßung und Selbstherrlichkeit — auch Unverschämtheit — mit unsrer internationalen Unpopularität zu maskieren sucht. Wenn wir verhandeln, müssen wir stets gegenwärtig halten, daß wir doch niemals die andren zur Anerkenntnis unsrer Gleichberechtigung bringen, auch wenn sie der Not gehorchend so gnädig sind, sich zu der „Fiktion“ herabzulassen, als wären wir es. Aber sie legen keinen Wert darauf, diese Fiktion auch nur einigermaßen durchzuführen. Im Gegenteil, mit Wonne lassen sie uns immer wieder spüren, wie

Digitized by Google

lästig sie ihnen ist, und daß wir doch eigentlich Proleten sind, mit denen sich ein gebildeter Besitzer der Welt nicht einlassen sollte. So lesen wir selbst in der „Neuen Freien Presse", dem ersten Organ des Nibelungenbruders, daß wir ja über Marokko so verhandeln müßten, als wären die Algeciresakte von Frankreich niemals durchbrochen worden. Ja, sie seien in der Tat nicht verletzt. Also —! Der Niebelungenbruder scheut sich noch ein wenig, ganz offen seines Herzens Meinung zu sagen. Aber im Innern ist auch für ihn außer Zweifel, daß Frankreich nur aus Gnade und Barmherzigkeit handelt. Um ein „Trinkgeld", wie der „Temps" sich auszudrücken beliebt. Und ein Trinkgeld zu geben, ist man nicht verpflichtet. Jetzt wurden die Verhandlungen wieder abgebrochen, nachdem eben erst die „Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt" proklamiert worden war. Eine schöne Annäherung der prinzipiellen Auffassungen, wenn man von „Trinkgeld" spricht, wo wir für gutes Recht gutes Geld verlangen. Nein, im prinzipiellen Standpunkt liegt immer noch gerade die große Differenz. Über das Maß des Preises wäre schließlich eine Einigung nicht allzu schwierig, wenn nur die Franzosen Ernst machen wollten mit dem Prinzip der Kompensation. Sie reden wohl davon, aber sobald es ans Portemonnaie-Ziehen gehen soll, weichen sie regelmäßig wieder rückwärts in schwankende, halb beleidigte, halb beleidigende Redensarten, aus denen immer nur hervorgeht, daß sie uns eigentlich zum Narren halten wollen, daß sie sich zu einer ehrlichen Definition des abzuschließenden Geschäfts nicht aufschwingen können, daß sie nicht den Verstand besitzen, sich zu der Rechtslage zu bekennen, da sie durch den Eintritt in eine Diskussion ja tatsächlich gleich zu Beginn anerkannt haben und anerkennen mußten, wenn sie keinen gewaltsamen Konflikt wollten. Es steht also immer noch so, daß eben über den prinzipiellen Standpunkt keine Annäherung vollzogen ist. Die französische Meinung läßt sich in die unlogischen Worte fassen, daß wir erstens nichts zu fordern haben und zweitens zuviel fordern.

Der Abschluß des deutsch-russischen Vertrages über Persien wird mit diesen Dingen in Zusammenhang gebracht, obwohl ein sachlicher Zusammenhang in keiner Weise besteht. Es ist ja auffallend und nicht ganz unerfreulich, daß die Unterzeichnung im gleichen Augenblick erfolgt ist, indem die Berliner Gespräche von neuem abbrachen, und die Kiderlen-Cambouschen Köpfe stumm auseinander fuhren. Wenn wirklich, wie anzunehmen ist, der Persienvertrag auf jener breiten Basis ruht, die nach der Potsdamer Entrevue in das Wort von den feindlichen Kombinationen gekleidet wurde, in die man sich nicht einlassen werde, so bedeutet die Ratifizierung dieses Eisenbahnabkommens gleichzeitig eine Rückenstärkung Deutschlands für die große Endfrage nach Krieg und Frieden. Auch gibt der perfekte Vertrag die Möglichkeit, in den deutsch-französischen Verhandlungen die Kotierung von Bagdad-Bahn-Anleihen an der Pariser Börse als greifbares Objekt einzuführen und nicht mehr nur als vage Möglichkeit. Auch das ist ein Gewinn. Aber im übrigen wird man aus dem Persienvertrage doch besser keine positiven Erwartungen für die Marokkofrage ableiten. Es ist nicht reine Nächstenliebe der Russen, die die Feder bei der Unterzeichnung geführt hat, sondern asiatisches Interesse. Unsre französischen Geschäfte verquicken wir hiermit lieber nicht. Wenigstens dann nicht, wenn wir das Minimum der Aussichten im Marokkohandel bezeichnen wollen. Unser Marokkostandpunkt muß unverändert und unbeeinflußt der bleiben, daß Rechte durchbrochen sind, für deren Verletzung wir gegen Entschädigung Indemnität zu erteilen geneigt sind. Ob andre Mächte das Recht auf gleiche Entschädigung haben und geltend machen wollen oder nicht, geht uns nichts an. Ebensowenig, wie es andere Mächte angeht, was wir von Frankreich fordern. Das ist der einzig klare und sichere Standpunkt unsrer Politik. Er ist so klar und sicher, daß wir auf ihm allen Eventualitäten ins Auge sehen können. Wir dürfen diesmal nicht zurückweichen, und wenn man noch so sehr über unsre Unkultur zetert. Es steht für uns alles auf dem Spiele, Zukunft, Macht, Ehre und Einfluß.

Amerikaner und Europäer

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Die Bedingungen für das Leben und Gedeihen des Volkes der Vereinigten Staaten sind heute nicht mehr dieselben wie ehemals.

Gewiß war es den Amerikanern durch ihren Freiheitskampf möglich geworden, sich politisch selbständig, frei von europäischer Bevormundung, zu entwickeln. Wollten sie aber auch gänzlich mit ihrer europäischen Vergangenheit brechen, so hätten sie völlig neue Formen des Zusammenlebens ersinnen müssen. Sie haben das auch versucht, aber nur halb vollführt. Es war eine große Sache, daß die Väter der amerikanischen Verfassung alle Bürger ohne Unterschied der Rasse, Nationalität oder des Glaubensbekenntnisses für frei und gleich erklärten und auch mit gleichen Rechten ausstatteten; denn nur die Aussicht, vollberechtigtes Mitglied einer in der Bildung begriffenen neuen Nation zu werden, konnte neu Einwandernde bewegen, ihre alten nationalen Eigentümlichkeiten aufzugeben. Warum haben die Engländer in Kanada nie ernsthaft versucht, die französischen Bewohner, die heute noch fast den dritten Teil der Bevölkerung ausmachen, zu ent-

Digitized by Google

nationalisieren? Lord Elgin hat darauf einst treffend geantwortet: „Man kann vielleicht die französischen Einwohner amerikanisieren, man wird sie sicher nicht anglisieren. Wenn man sie aber statt dessen empfinden läßt, daß ihre Religion, ihre Gewohnheiten, ihre Anschauungen, ja meinethalben ihre Vorurteile hier mehr berücksichtigt und geschont werden, als in andern Teilen dieses großen Erdteils, dann mag es vielleicht einmal geschehen, daß der letzte Arm, der auf amerikanischem Boden ein britisches Banner schwingt, einem französischen Kanadier gehört". Was hat aber dieses Bestreben der englischen Verwaltung in Kanada, das Schicksal der Ansiedler zu einer Fortsetzung ihres europäischen zu machen, ergeben? Bis in die jüngste Zeit, wo die Wogen des Weltverkehrs die politischen Schutzdämme durchbrachen, entwickelte sich Kanada nur kümmerlich. Die fortwährenden Bemühungen der englischen Regierung, die Scharen seiner Auswanderer dorthin zu lenken, hatten nur wenig Erfolg. In dem Zeitraume von 1840 bis 1850 kamen wohl durchschnittlich jährlich 70 bis 80000 Einwanderer aus England in Kanada an, aber nur deshalb, weil die Transportbedingungen sehr günstig waren. Sechzig Prozent der Ankömmlinge wanderten bald nach den Vereinigten Staaten ab und noch 1859 mußte Kanada von 20240 Einwanderern, die in seinen Häfen landeten, 13940 an die Vereinigten Staaten wieder abtreten. Was auch englische Auswanderer mit so magischer Gewalt nach den Vereinigten Staaten hinzog, waren weniger deren natürliche Goldquellen; denn damit ist, wie sich jetzt herausstellt, Kanada noch reichlicher versehen. Das waren vielmehr die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, die dort im politischen Leben zum erstenmal wirkungsvoll angewandt wurden. Man kann daraus schließen, daß die Nationen und Nationchen Europas sich mit ihren Eigenarten nur deshalb so gut erhalten und voneinander absondern, weil die Regierenden mit allen möglichen Mitteln ihre alten Vorurteile zu pflegen und jeglichen freien gegenseitigen Verkehr möglichst zu behindern trachten. Von dem Tage an, wo in den Staaten Europas durchweg amerikanische politische Grundsätze in Kraft träten, würden die Völker Europas mit großer Heftigkeit durcheinander wirbeln, sich vermischen; zum mindesten würden allenthalben starke, mächtige Gruppen einheitlich fühlender und denkender Herrenmenschen, in denen die gesamten Raumverhältnisse Europas lebendig geworden wären, entstehen, denen mit der Zeit die Herrschaft über den Kontinent zufallen müßte, sei es auch nach voraufgegangenen blutigen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Völkern. Auch die Verständigung über eine gemeinsame Verkehrssprache würde dann nicht schwer fallen, da mit deren Vorherrschaft keine nationalen Machtansprüche mehr verknüpft wären, ebensowenig, wie die Vorherrschaft der englischen Sprache in den Vereinigten Staaten seit deren Unabhängigkeit noch englische Machtansprüche einschließt. Auf freier amerikanischer Erde zuerst hat sich eine wenigstens teilweise Verweltlichung des christlichen Grundsatzes aus dem Galaterbriefe vollzogen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib. Denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu". In der großen französischen Revolution wurde ein Anlauf gemacht, ihm auch in Europa zum Siege zu verhelfen, und es ist bezeichnend, daß es der amerikanische Freiheitskampf war, dessen Beispiel den französischen Aufwieglern über die letzten Bedenken gegen einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung hinweghalf. Die französischen Offiziere und Soldaten, die in Amerika für die Sache der Freiheit kämpften, brachten bei ihrer Rückkehr die demokratischen Gesinnungen, die sie in der jungen Republik einsogen, mit in ihr Vaterland zurück. Zu ihnen gehörte La Fayette, der von den Amerikanern die berühmten Menschenrechte kennen lernte, die auf seine Veranlassung dann von der französischen Nationalversammlung förmlich angenommen wurden. Bucle spricht in seiner „Geschichte der englischen Zivilisation" sogar die Vermutung aus, daß der entscheidende Streich, den die französische Regierung empfing, von der Hand eines Amerikaners herrührte; denn es sei höchstwahrscheinlich, daß erst auf Jeffersons Rat die Volksversammlung des gesetzgebenden Körpers sich zur Nationalversammlung erklärte und dadurch der Krone offen Trotz bot. Die Revolution schmiedete sich später in Napoleon ein Schwert, um ihren Grundsätzen in ganz Europa freie Bahn zu schaffen, und es läßt sich nicht ausdenken, wie anders es heute in unserm Weltteil aussehen würde, wenn Napoleon der Zug nach Rußland geglückt wäre. Die Völker hätten auch dann von französischer Knechtung sich wieder erholt, ob aber auch die Staaten?

Im Jahre 1776 legten die Amerikaner Europa jene Erklärung vor, worin sie sich von den in Europa verbreiteten Anschauungen vom Zwecke des Staates lossagten. Eine Regierung, behaupteten sie, erhalte vom Volke allein ihre Macht und habe keine andre Aufgabe als die, die Rechte des Volkes zu sichern. Sobald eine Regierungsform diesen Zweck nicht erfülle, habe das Volk das Recht, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzurichten, die seine Sicherheit und sein Glück zu gewährleisten vermöchte. Wollte das Volk der Vereinigten Staaten dieser Erklärung seiner Altvorderen treu bleiben, so hätte es längst von seinem Recht des Aufstandes Gebrauch machen und in seinen politischen Verhältnissen grundstürzende Änderungen vornehmen müssen; denn aus der alten Freiheit, von der die Väter der amerikanischen Verfassung selbst sagten, daß ihr Preis „unaufhörliche Wach-

Digitized by Google

samkeit“ sei, ist längst neue Knechtschaft geworden. Man hat es geschehen lassen, daß sich Verhältnisse herausbildeten, unter denen sich Berufspolitiker und Beamte gewohnheitsmäßig zusammenfinden, um im Solde der großen industriellen Vereinigungen, der Truste und Korporationen, das Volk auf alle mögliche Weise über seine eigenen Interessen zu täuschen und die ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalten für ihre persönlichen Zwecke und die ihrer Hintermänner zu mißbrauchen. Das Volk ist längst nicht mehr Herr über die politischen „Maschinen“. Selbst bei einer Wahl, die die Volksleidenschaften so tief aufwühlt, wie die des Präsidenten, fehlt es heute an jeglicher Sicherheit, ob bei ihr wirklich ein unverfälschter Mehrheitswille zum Ausdruck kommt. Das lehrten die Kämpfe um den letzten Wechsel des Herrn im Weißen Hause. In normalen Zeiten würden sich die Eisenbahnen für all die Verluste, die sie infolge der großen Wirtschaftskrise im Jahre 1907 erlitten, durch Arbeiterentlassungen, Lohnverkürzungen und Erhöhung der Tarife schadlos zu halten gesucht haben. Nichts dergleichen geschah. Man wollte Arbeiterschaft und Bürgertum in guter Laune erhalten, damit eigene Bequemlichkeit die große Mehrheit im republikanischen Lager verharren ließe. Zahlreiche Geschäftsabschlüsse wurden unmittelbar von Tafts Wahl abhängig gemacht. Sie wären gewiß in der Regel nicht für ungültig erklärt worden, wenn wider Erwarten Bryan gesiegt hätte, aber meist war es nur auf die Augenblickswirkung abgesehen. Arbeitgeber erzählten ihren Arbeitern, was alles nach einem republikanischen Siege zu erwarten sei; die Arbeiter erzählten es in Kramläden weiter; bald stand es in den Zeitungen gedruckt mit Anmerkungen, die den Eindruck vertieften, und jeder, der sich unmittelbar wirtschaftlichen Nutzen an jenen Abschlüssen versprach, sah sofort, wo sein Vorteil lag. Am Tage nach der Wahl wurden Verträge im Werte von Hunderten von Millionen bestätigt, und die allgemeine Hoffnungsfreudigkeit in der amerikanischen Geschäftswelt kam bald in einer gewaltigen Steigerung der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zum Ausdrucke. Kann man sich vorstellen, daß die wirtschaftlichen Mächte in Amerika die öffentliche Meinung so stark für ihre Sonderbestrebungen zu beeinflussen vermöchten, wenn nicht die große Mehrzahl der berufenen Hüter der öffentlichen Wohlfahrt und der Berufspolitiker ihnen dienten?

Äußere Umstände und innerer Drang geben der Regierung Tafts eine andre Grundrichtung, als die, in der sich Roosevelt bewegte. Wohin der neue Kurs geht, machte seinerzeit ein Schreiben deutlich, das Staatssekretär Knox an die Budgetkommission des Senats richtete, um den Anspruch auf neue Mittel für Zwecke des Staats-Departements zu begründen. Es wurde darin vom Wachsen des auswärtigen Dienstes gesprochen, besonders in Hinsicht auf Ostasien und Südamerika, sowie von der Gründung einer Bank für den Geldverkehr mit Südamerika, von der Neuregelung der Handelsbeziehungen zu Japan, von neuen Beamtenstellen, die zu schaffen wären usw. An einer Stelle hieß es wörtlich: „In Wirklichkeit hat sich die Tätigkeit der Regierung in diesem Dienstzweige (auswärtige Politik) keineswegs im Verhältnis zu dem Wandel entwickelt, der sich von einer einseitig binnenländischen zu einer Handelspolitik des Wettbewerbs und der Ausbreitung vollzogen hat“.

Der vorzeitige Übergang von einer binnenländischen zu einer Handelspolitik des Wettbewerbs und der Ausbreitung, das ist aber gerade der Punkt, wo im Amerikaner der europäische Adam den Adoptivsohn der amerikanischen Erde überwindet. Washington warnte seine Landsleute vor „entangling alliances“ und vor jeder Einmischung in die Händel europäischer Regierungen; er wünschte, daß das Volk von Amerika ganz in den Aufgaben der neuen Welt aufginge und mit ihr verwüchse. Aber um wirklich bodenständig zu werden, hätten die Amerikaner in erster Linie für das Verhältnis zwischen Mensch und Boden in unbefangener Weise eine der Eigenart der neuen Verhältnisse und den von ihnen aufgestellten Menschenrechten entsprechende Form ersinnen müssen. Statt dessen entlehnte man der alten Welt ein Bodenrecht, das dem geraden Gegenteil von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit entsprungen ist, nämlich der Gewalt auf Eroberung gegründeter selbstherrlicher Regierungen. „Wären die Verhältnisse, die die ersten englischen Ansiedler in Nordamerika umgaben“, sagt daher mit Recht Henry George in seinem Buche „Fortschritt und Armut“, „derart gewesen, um ihre Aufmerksamkeit ursprünglich auf die Frage vom Bodenbesitz zu lenken, so würden sie zweifellos zu den ursprünglichen Grundsätzen zurückgekehrt sein, genau so, wie sie zu den ursprünglichen Grundsätzen der Staatsregierung zurückkehrten; der persönliche Bodenbesitz wäre verworfen worden, so wie Adel und Monarchie verworfen wurden. Aber während in dem Lande, von dem sie kamen, dieses System sich noch nicht völlig entfaltet hatte und seine Wirkung noch nicht ganz fühlbar geworden war, verhinderte der Umstand, daß auf dem neuen Gebiete ein ungeheuer großer Erdteil zur Ansiedlung einlud, jede Erörterung der Frage über Recht und Richtigkeit des Privatbodenbesitzes“. Man braucht durchaus nicht die Lehre von der einzigen Steuer, die George auf diese Auffassung gründete, und die sich in ihrer vollständigen Fassung als undurchführbar erwiesen hat, anzuerkennen, um ihm darin Recht zu geben, daß die Amerikaner zu den ursprünglichen Grundsätzen des Verhältnisses zwischen Mensch und Boden zurückkehren mußten, um zu wirklich neuartigen Verhältnissen wirtschaftlichen und gemütlichen Zu-

Digitized by Google

sammenlebens zu gelangen. Amerika hat erst 8,25 Einwohner auf 1 qkm, wogegen England 132,66 und Deutschland 112,14 haben und doch ist das einst so unermeßlich scheinende öffentliche Gebiet freien Landes so gut wie verschwunden, befindet sich aller einigermaßen gute Boden in festen Händen. Früher konnte aus einem Fabrikarbeiter des Ostens leicht ein selbständiger Farmer des Westens werden, und deshalb wurden in jeder Niedergangs- und Depressionsperiode große Massen aus den Industriegegenden nach dem Westen abgeschoben, wo sie von dem riesigen Lande mit Leichtigkeit aufgesogen wurden. Bei der letzten Krise erhielten die großen Städte im Gegenteil selbst aus der Provinz noch großen Zustrom von Beschäftigungslosen. In New York allein zählte man ihrer vorübergehend Hunderttausende. Gleichzeitig vollzog sich eine merkwürdig starke Rückwanderung nach Europa. Eingewanderte Russen, Polen, Ungarn, Rumänen und Italiener trieb der Hunger zum Lande hinaus. In wenigen Monaten war eine Million von ihnen auf das europäische Festland zurückgeworfen. Der Druck der Bodenpreise verursacht seitdem aber auch eine immer stärker anschwellende Abwanderung amerikanischer Farmer nach Kanada. Im Laufe des letzten Jahres verlor die Union über 100000 solcher wertvollen Bürger mit etwa 1000000 Dollar Kapital an Kanada. Nun hat auch noch die amerikanische Regierung ihre hauptsächliche Wirksamkeit auf die Seite des Exportindustrialismus im Osten verlegt. Das kann die Verhältnisse in der amerikanischen Landwirtschaft natürlich nur noch weiter verschlimmern. Zu dem Übel des teuren Bodens tritt das größere wachsender Leutenot, weil die Ausfuhrindustrie alle verfügbaren Arbeitskräfte an sich zieht. Recht bezeichnend hierfür ist es, daß sich in jüngster Zeit in amerikanischen Farmerkreisen eine dem deutschen Bunde der Landwirte ähnliche Organisation zu entwickeln beginnt.

Gewiß hat der nunmehr mit politischen Waffen ausgerüstete amerikanische Exportindustrialismus vorläufig die günstigsten Aussichten. Die Prohibitivsätze des neuen Zolltarifs werden den Wettbewerb europäischer Industrien auf amerikanischen Märkten fast völlig unmöglich machen und die amerikanische Industrie so kräftigen, daß sie unter überwältigendem Preisdruck ihren Überfluß auf die Absatzgebiete der europäischen Industrien abwälzen kann. Die ersten Wirkungen dieser neuen Entwickelung haben die Europäer im fernen und nahen Osten zu spüren bekommen, wo die Amerikaner plötzlich mit ungewöhnlicher Heftigkeit neue Ansprüche auf wirtschaftliche Vorteile geltend machten. Besonders verdient es Beachtung, daß englische Kolonien, wie Kanada, Australien, Britisch-Westindien, so ungemein bequem liegen, um sie mit amerikanischen Waren zu überschwemmen. Heute schon sind die amerikanischen Einflüsse in diesen Teilen des britischen Weltreiches so stark, daß der britische Imperialismus dort kaum sehr lange dem amerikanischen zu widerstehen vermag. Der Schwerpunkt der angelsächsischen Welt muß sich zweifellos einmal von London nach Washington verschieben und dann bedeutet das englische Inselreich wirtschaftlich nur noch eine Außenstellung des Amerikanertums.

Und wie können dann die Europäer des Festlandes noch hoffen, fremde Märkte zu erobern und die amerikanische Invasion zurückzuschlagen? Carnegie hat darauf einmal die zweifellos treffende Antwort gegeben: „Europa arbeitet vergeblich, bis es nicht eine Form politischer und industrieller Union gefunden hat und ein eigenes Ganze wird, wie es die amerikanische Union in dieser Hinsicht ist. Denn das ist die einzige Grundlage, auf der es überhaupt mit Erfolg gegen Amerika um den Welthandel kämpfen kann".

Zu schrecken braucht uns die amerikanische Gefahr nicht, wenn wir stark genug sind, unsre nationalen Eigenbrödeleien zu überwinden. Der politisierte amerikanische Exportindustrialismus bedeutet für die Völker Europas den Zwang, nachzuholen, was die Amerikaner vor ihnen voraushaben. Es muß sich unter ihnen ein politisches und wirtschaftliches Gemeinschaftsgefühl herausbilden, wie sich auf amerikanischem Boden ein solches Gemeinschaftsgefühl unter Angehörigen verschiedener europäischer Nationalitäten herausgebildet hat. Die alten Nationalitätsideale sind in dem angebrochenen neuen Zeitalter nicht mehr lebensfähig. Zu fürchten braucht der Europäer den Amerikaner dann schon deshalb nicht, weil er noch über gewaltige Kraftreserven im Osten unsres Weltteils und in letzter Linie in Asien verfügt. Auch der amerikanische Exportindustrialismus wird einmal in sich zusammenbrechen, weil er sich eben so wenig wie der europäische auf gesunder volkswirtschaftlicher Grundlage aufbaut. Dann aber wird die Zeit gekommen sein, wo sich zwischen Europäern und Amerikanern ein neues, umfassenderes Gemeinschaftsgefühl, das der Zusammengehörigkeit der Völker weißer Rasse, entwickeln muß, damit sie dann gemeinsam versuchen, dem Ansturm farbiger Völker standzuhalten.

Der pekuniäre Gesichtspunkt bei der Wahl des Offizierberufs.

Eine Entgegnung von Veteranus.

I.

Unter obiger Überschrift veröffentlichte die „Gegenwart" in ihrer Nummer vom 11. März a. c. den Aufsatz eines jungen Offiziers der Garnison Krotoschin, der es für nötig hält, die materiellen Vorteile seines Berufs öffentlich nachzuweisen. Und

Digitized by Google

wenn man nur das berücksichtigt, was dieser Beruf der Jugend leistet — man hat ihn deshalb einen Jugendberuf genannt — scheint der Verfasser mit seinem uneingeschränkten Lobe recht zu haben. Allein, um kein falsches Bild zu entwerfen, das alles Mangelhafte und Unschöne fortläßt und manchem zum Anlaß von Enttäuschungen werden kann, ist es nötig, die militärische Karriere nicht nur nach den schnell verfliegenden Leutnantsjahren zu beurteilen, sondern nach ihrem gewöhnlichen Gesamtverlauf. Und in diesem Falle kommt man zu einem weit weniger günstigen Urteil als der Verfasser des Aufsatzes.

Eine ähnliche Empfindung mag der alte Offizier gehabt haben, der vor einigen Jahren im „Militär-Wochenblatt“ (Bd. 08 Nr. 80) die Entwicklungs-, und man kann zugleich sagen, die Leidensgeschichte des Jahrgangs 1868, dem er angehört hatte, mitgeteilt hat. Von 79 Altersgenossen waren trotz der durch die Feldzugsverluste von 1866 und 70/71 geschaffenen günstigen Beförderungsverhältnisse nicht mehr als 54 Hauptleute und von diesen nur 38 (41 % des Jahrgangs) Major geworden. Allerdings sind 10 seiner Altersgenossen als Leutnant gefallen. Allein sollten sie alle das Stabsoffizierpatent in der Tasche gehabt haben? Und wäre das Resultat befriedigend geworden, wenn das der Fall gewesen wäre?

Die zwischen den Zeilen zu lesende Ansicht des jugendlichen Verfassers, daß die in 25 Jahren zu erdienende Hauptmannspension von 3777 Mk. und nun gar die üblichen 5418 Mk. des verabschiedeten Bataillonskommandeurs billigen Ansprüchen genügen müßten, wird sich durch die erst mit zunehmendem Lebensalter zu erwerbende richtige Wertung des „schnöden“ Mammons und durch persönliche Bekanntschaft mit den in normalem Lebensverlauf an das höhere Alter herantretenden Anforderungen von selbst korrigieren. Aber auch schon mancher Jüngere lernt die Reichweite solcher Pensionen kennen, wenn im Elternhause die Frage erwogen wird, ob es möglich sei, jedem der 2, 3 oder 4 Kinder die in dem Aufsatze beim Offizier vorausgesetzte Zulage von 1200 Mk. jährlich zu geben. Bei einer Pension von 5418 Mk. und erst recht bei einer solchen von 3777 Mk. wäre das nur angängig, wenn — was immerhin kein alltäglicher Fall ist — ein größeres Vermögen vorhanden sein sollte. Und wie groß müßte es sein, wenn schon durch die Zulage der Kinder die erdiente Pension fast restlos aufgezehrt wird!

Richtig ist, das im O.P.G. 05 der Leutnant ungemein günstig gestellt worden ist. Ob zum eigenen und zum Segen des Heeres, ist eine andre Frage. Viele besonnenen Leute sind der Ansicht, daß unsre mititärische Jugend in verantwortlicher Weise nach jeder Richtung verwöhnt und zu Ansprüchen erzogen wird, denen bei der ungenügenden Sorge für den alternden Offizier die Laufbahn schließlich nicht gerecht wird. Der durchschnittliche Aufenthalt in den höheren Gehaltsstufen ist dafür viel zu kurz. Was will es heißen, wenn jemand 2—3 Jahre das Stabsoffiziergehalt (mit Wohnungsgeld 7350 Mk.) bezieht, um dann pensioniert und für den Rest des Lebens auf 5000 und einige Hundert Mark gesetzt zu werden? Der höhere Beamte, dessen Höchstgehalt schon in den untersten Rangstufen dem des Bataillonskommandeurs gleichkommt, befindet sich dann meist noch 15 Jahre, in vielen Fällen noch länger, im Genuß gerade der obersten Gehaltsklassen und ist auf seine in der Regel zeitgerechte Pension nur für den verhältnismäßig kurzen Rest seines Lebens angewiesen. Daß jeder verabschiedete Stabsoffizier oder Hauptmann auf Wiederanstellung rechnen könne, wie der Verfasser meint, ist nicht annähernd richtig. So kommt es, daß der höhere Beamte durch seinen längeren Gehaltsbezug nicht nur die Kosten seines Studiums einbringt, sondern im Vergleich zum Offizier durchschnittlich einen Überschuß erzielt, der noch gegenüber dem als Hauptmann I. Kl. Verabschiedeten ein kleines Vermögen repräsentiert. Das ist im Jahrgang 07 pg. 243 ff. und im Jahrgang 08 pg. 305 ff. der „Gegenwart“ ziffermäßig bewiesen und deshalb bemerkenswert, weil der Gehalt des Beamten nicht höher als gerade auskömmlich bemessen ist.

Die regelmäßig frühzeitige, in viel zu vielen Fällen vorzeitige, Verabschiedung des Offiziers in Verbindung mit einem mehr theoretischen Wohlwollen für den Verabschiedeten ist es, was dem Soldatenhandwerk seine üble Note gibt. Und diese Schattenseite des Berufs ist, im ganzen genommen, mit der Zeit fühlbarer geworden.

Nach den „Statistischen Jahrbüchern für das Deutsche Reich“ stieg der militärische Pensionsfonds in den 15 Jahren von 1874—1887 um insgesamt 12 Millionen Mk., d. h. um jährlich $^4/_5$ Millionen. In den folgenden 14 Jahren von 1888—1902 aber um 38 Millionen, d. h. jährlich um $2^3/_4$ Millionen oder volle 141%. Diese abnorme Steigerung ist nicht, wie man glauben könnte, durch die in diesen Zeitraum fallenden Heeresvermehrungen erklärt. Das geht daraus hervor, daß sich die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere in den Jahren 1888—1902 von 19252 resp. 62707 nur auf 24145 resp. 80642 vermehrt hat. Das bedeutet eine Vermehrung der Offiziere um 26, der Unteroffiziere um 29, im Mittel um $27^1/_2$%. Demnach ist in der gleichen Zeit der Pensionsfonds in 5mal stärkerem Maße angewachsen, wie die Kopfstärke des Ausbildungspersonals. — Nun dienen die Unteroffiziere aber nur 12 Jahre, und da bei dieser kurzen Zeit nur verhältnismäßig wenige von ihnen invalide werden und von den militärisch unbrauchbar gewordenen ein Teil dem Pensionsfonds nicht zur Last fällt, weil er im Beamtendienst trotzdem noch zu brauchen ist, ist es klar, daß die

Digitized by Google

oben festgestellte Steigerung der Pensionen für die seit 1887 eingetretene Verschlechterung der Offizierlaufbahn bezeichnend ist. Allerdings ist seit 1897 eine Erhöhung verschiedener Gehälter eingetreten, aber sie war nicht derart, daß sie im Kapitel 74 des Staatshaushalts hätte sofort zum Ausdruck kommen können.

Die nachstehende Tabelle A bringt das jahrweise Anwachsen des Pensionsfonds, Tabelle B die Zahl der in jedem Jahre Verabschiedeten, Tabelle C die jährliche Verabschiedungsquote im Prozent der jeweiligen Frontkopfstärke der Chargen zum

fing. Ein gleichzeitiges Abschwellen des Pensionsfonds konnte deshalb nicht stattfinden, weil die 1893 erfolgte Vermehrung der Fußtruppen um 133 Halbbataillone eine erhebliche Vermehrung der Stabsoffiziere und Hauptleute zur Folge hatte. Die Zahlen der Tabelle B zeigen teilweise eine Höhe, die mit einem wirtschaftlichen, geschweige einem rücksichtsvollen Verbrauch des immerhin wertvollen Offiziermaterials als schlechterdings unvereinbar bezeichnet werden muß. In verschiedenen Infanterieregimentern wurden nach Ausweis der Ranglisten in einem Jahre neben

Tabelle A

Jährliche Höhe des Pensionsfonds

in Millionen

1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901
27,06	32,84	35,95	37,33	39,40	42,84	45,33	48,26	51,27	53,65	56,75	59,61	62,96	65,29

Tabelle B

Die jährlichen Verabschiedungen in absoluten Zahlen

Verabschiedungen im Jahre:		1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901
Majors der	Linieninfanterie	63	50	88	51	74	64	74	54	76	47	66	67	66	52	65
	Gardeinfanterie	—	2	—	—	—	2	—	2	2	1	2	—	—	—	—
Komp.-Chefs der	Linieninfanterie	73	82	110	101	73	81	93	96	88	60	66	62	66	72	49
	Gardeinfanterie	3	3	3	1	—	1	—	3	—	2	3	3	—	—	2

Tabelle C

Die jährlichen Verabschiedungen in Prozentzahlen

Verabschiedungen im Jahre:		1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901
Majors der	Linieninfanterie	13,1	10,3	18,1	10,5	12,6	10,6	13,3	9,7	12,7	7,7	11,4	12,4	12,1	9,3	11,7
	Gardeinfanterie	—	5,5	—	—	—	5,2	—	5,6	4,7	2,3	4,6	—	—	—	—
Komp.-Chefs der	Linieninfanterie	4,9	5,5	7,4	6,7	4,9	5,4	6,2	5,5	5,1	3,4	3,7	3,5	3,7	4,1	2,7
	Gardeinfanterie	2,7	2,7	2,7	0,9	—	0,9	—	2,3	—	1,5	2,4	2,4	—	—	1,6

Ausdruck. Eine Beschränkung der Tabellen auf die Infanterie und die Majors und Hauptleute hat deshalb stattgefunden, weil die Verluste dieser Waffe aus bestimmten Gründen am stärksten waren und die unteren Chargen nicht in gleichem Maße der Verabschiedung unterliegen, während die oberen von ihr nicht gleich empfindlich getroffen werden.

Ausgenommen das Jahr 1889, in dem, nach dem Sprung von 27 auf 32 Millionen zu urteilen, das Aufräumen in allen Chargen nachhaltig gewesen sein muß, bewegen sich die Ziffern des Pensionsfonds in ziemlich stetiger Steigung. Erst Mitte der 90er Jahre trat ein prozentmäßiger Rückgang in den Verabschiedungen ein, als die Klagen der Pensionäre einen immer bedenklicheren Umfang annahmen und die Volksvertretung sich für die Sache zu interessieren an-

der entsprechenden Zahl von Bataillonskommandeuren 4, in sehr vielen 3 Hauptleute beseitigt. Und addiert man die Prozentzahlen der Linieninfanterie in horizontaler Richtung, so zeigt sich, daß in den schon damals üblichen 6 Majorsjahren 75,2 % des Majors und in den üblichen 12 Kompagniechefsjahren 62,2 % der Kompagniechefs von einem beruflichen Weiterkommen ausgeschlossen wurden. Für die letztere der Chargen lagen die Verhältnisse tatsächlich noch schlechter als hier ermittelt, weil unter den angeführten Majors sich eine Menge nur charakterisierter befinden, die nach Gehalt und Pension den Hauptleuten gleichstehen, demnach auch bezüglich der Verabschiedung eigentlich zu letzteren zu rechnen gewesen wären. In dem oben erwähnten Beispiel des „Militär-Wochenblatts“ erreichten immerhin noch von den zu Hauptleuten Be-

Digitized by Google

förderten etwa $^3/_4$ den Major. In den Friedensjahren nach 1888 aber sank die Zahl der weiterbeförderten Hauptleute auf 37,8 % herab. Das ist von großer Bedeutung, weil sogar die heutige Pension des Stabsoffiziers, im Durchschnitt 5000 und einige Hundert Mark, die viel höher ist als die damalige, zur Deckung der notwendigsten Ausgaben eines verheirateten Offiziers a. D. mittleren Alters, nicht annähernd ausreicht.

Erinnerungen eines hohen preußischen Beamten.

Von Dr. Ernst Friedegg (Berlin).

Im Jahre 1900 ist in Berlin, mehr als 80 Jahre alt, die Exzellenz-Frau Flora v. Pommer Esche gestorben. Ihr Gatte, Friedrich v. Pommer Esche, brachte es bis zum General-Steuer-Direktor — übrigens ein Posten, der seither abgeschafft wurde. Diese Funktionen erfüllt gegenwärtig der Finanzminister. Friedrich v. Pommer Esche war wegen seiner großen Fachkenntnisse sehr geschätzt und durfte schon als Geheimer Regierungsrat viel bei Hofe verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25 Jahre, als ihr Gatte Geheimrat wurde. Mit ihrer bezaubernden Frische war die junge Frau Regierungsrätin in den ein klein wenig als philiströs verschrienen Berliner Geheimratskreisen ein belebendes Element.

Frau Flora war eine brave, ordnungsliebende deutsche Frau, sie führte über ihre kleinen Erlebnisse bei Hofe ein Tagebuch, und dieses hat die Tochter im Vorjahr als schlankes Büchlein bei der Hofbuchhandlung E. S. Mittler erscheinen lassen. Friedrich v. Pommer Esche ist im Jahre 1870 gestorben. Einer der Söhne, Robert, starb im Jahre 1898 als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und Provinzial-Steuer-Direktor der Mark Brandenburg. Er war unvermählt geblieben und führte mit Mutter und Schwester einen gemeinsamen Haushalt. Auch er war ordnungsliebend, führte ebenfalls ein Tagebuch, und dieses Tagebuch hat die Schwester vor kurzem bei der Hofbuchhandlung Karl Siegismund in Berlin herausgegeben*).

Zu den Werken, die einen Beitrag zu den politischen Intimitäten jener großen Zeit bilden, gehört das Tagebuch Roberts v. Pommer Esche nicht. Es läßt uns merkwürdigerweise auch große wirtschaftliche Zusammenhänge nicht ahnen, und wir vermissen in diesen Erinnerungen vor allem eine Betrachtung der Gründerjahre, wie man sie täglich von dem Steuergewaltigen der Provinz Brandenburg erwarten dürfte. Wenn Robert v. Pommer Esche zu Hause die Feder in die Hand nahm, um seine Tages- und Abendserlebnisse zu skizzieren, so hatte er eben den hohen Beamten schon mit dem Bureaurock zugleich abgelegt, und so spiegeln sich in dem mehr als 250 Druckseiten umfassenden Band lediglich gesellschaftliche Ereignisse wider. Der gesellschaftliche Verkehr im Salon der Mutter wurde von 1862 an in der Tat immer größer, und man mußte sogar einen eigenen Kalender über die Daten der Diners und Soirées führen. Bei besondern Anlässen erschien auch Bismarck im Hause, und Moltke ging dort bis in seine letzten Tage ein und aus.

Auf einer seiner ungezählten Reisen sah Robert v. Pommer Esche aus der Nähe den Fürsten Gortschakoff, nahm aber merkwürdigerweise die sich einem so hohen Beamten bietende Gelegenheit nicht wahr, den interessanten russischen Staatsmann kennen zu lernen. Er schrieb von ihm: „Im Grand Hotel Ouchy lebte er, mit einem recht wüsten Getriebe um sich her. Er hatte eine große Suite von Zimmern und lebte, wie eben ein russischer Fürst lebt. Verschiedene Damen zweideutigster Art umgeben ihn, und abends konnte man die ganze Gesellschaft rauchend und Champagner trinkend im Park des Hotels sitzen sehn. Wir sahn uns das nur aus der Vogelperspektive an, denn ich wollte mich auf einen Verkehr mit dem Fürsten gar nicht einlassen, der übrigens, wie das allen russischen Diplomaten eigentümlich, äußerlich außerordentlich liebenswürdig ist. Ich halte es aber mit unserm Feinde Napoleon, der treffend sagte: Grattez le russe, et vous trouverez le barbar.“

Eine ebenso unpolitische Natur wie Robert v. Pommer Esche war Graf Philipp Eulenburg, der nachmalige deutsche Botschafter in Wien, das gefürstete Opfer der Skandalaffäre, die bis heute ihren gerichtlichen Abschluß nicht gefunden hat. Nach allem, was man später erfahren hat, scheint ihm Robert v. Pommer Esche nicht ganz unrecht getan zu haben, wenn er von ihm schreibt: „In Rinkesta*) war ein besonders gern gesehner Gast der Verlobte von Ellen Bohnstedts bester Freundin aus Stockholm, der Gräfin Augusta Sandels. Sie war die einzige Tochter der Witwe Gräfin Sandels. Der Bräutigam hieß Graf Philipp Eulenburg, der aber nie anders genannt wurde als „Der schöne Phili“. Im großen Saale von Schloß Rinkesta stand ein prächtiger Flügel, und oft ließ der musikalische Graf seine Hände über die Tasten gleiten, um Näckens Polska, die schwedische National-Hymne, erklingen zu lassen oder auch nordische Melodien, Bardengesänge, hervorzuzaubern. Man war in Extase, wenn er spielte. Auf Rinkesta war es zwischen der Gräfin Augusta und dem schönen Phili zur Verlobung

*) Catharina v. Pommer Esche, Aus dem Tagebuche meines Bruders.

*) Einem schwedischen Landgut.

Digitized by Google

gekommen. Wir konnten uns an der Schwärmerei für den Grafen nicht beteiligen, er schien der Mutter zu wenig männlich, hatte nach ihrem Sinn etwas entschieden Weichliches an sich. Er raspelte ihr zu viel Süßholz, trug einen ganz graden Scheitel, und der Schwung seines Haars war so künstlich hergestellt, wie bei einem ganz glatt gestriegelten Pferd. Das Haar glänzte und duftete von einem feinen Parfum durchs ganze Zimmer. Seine Unterhaltung war reines Zuckerwasser, das Brautpaar war aber selig. Man durfte den guten Bohnstedts ihr Entzücken nicht stören, sie glaubten vor allem, die Grafen von Eulenburg wären eins der uraltadligen Geschlechter, und wir ließen sie natürlich bei dem Glauben. Was sagt doch unser großer Bismarck darüber? Er meinte, das Eulengebirge (beim Zopten in Schlesien) rangiere unter die Höhenzüge, die man nicht anders bezeichnen könne, denn als einfache niedrige Hügel. Dessenungeachtet wäre es nicht ausgeschlossen, daß sich darunter auch einmal ein Haupt in größere Höhe recken könne. So war ja auch der Minister des Innern von größerem Format. Sonst ein großer Hagestolz nach außen, war er den Eingeweihten als ein Verehrer der allerliebsten Pauline Lucca bekannt. Der süße Phili, der hätte Musiker werden sollen. Bismarck hat schon behauptet, daß andre Fähigkeiten als zur Musik in Phili nicht steckten. So herrlich sie nun für einen Diplomaten als Zugabe ist, die Musik allein macht es nicht.

Die Mutter des Provinzial-Steuer-Direktors durfte sich eine Freundin des Kaisers Friedrich nennen, und so konnte Robert mancherlei erfahren, was andern Sterblichen nicht zugänglich ist. Dennoch erhebt sich seine Betrachtung eines großen Ereignisses, der Verheiratung Wilhelms II. mit der Prinzessin von Schleswig-Holstein, kaum über das Niveau der Ausbeute eines gesellschaftlichen Geschehnisses, wenn er schreibt: „Diese Heirat unsres künftigen Kaisers ist das eigenste Verdienst und Werk des eisernen Kanzlers gewesen. Seiner klugen Politik, seiner Vaterlandsliebe und seinem prophetischen Geist war es klar, daß das englische Blut, das englische System für unser Herrscherhaus viele Gefahren in sich birgt, daß es für die kommende Generation ein brennendes Bedürfnis wäre, wieder reines deutsches Blut zu gewinnen. Und die Prinzessin von „Schleswig-Holstein, stammverwandt", wie es im alten Lied so schön heißt, ist echt deutsch. Sie ist in Primkenau in Einfachheit groß geworden. Das war schon das Rechte. Bismarck nahm ja nie ein Blatt vor den Mund. Er war nicht gut zu sprechen auf die Kronprinzessin Viktoria — trotz aller Hochachtung vor ihrer Bildung und ihrem reichen Wissen. Er hat sich nicht geniert, einmal zu sagen, sie habe wohl deutsche Kinder, aber kein deutsches Herz. Er stand auch persönlich gar nicht gut mit ihr. Es gab verschiedene Strömungen im Königlichen Palais — eben wegen des englischen Empfindens, aber der treffliche, unsagbar gütige Kronprinz ließ seine Frau gewähren, um Ruh und Frieden zu haben. Sie konnte furchtbar heftig sein, wenn etwas gegen ihren Willen geschah, sie zeigte sich aber bezaubernd liebenswürdig, wenn alles nach ihrem Wunsch ging. Sie war in kleinen Dingen eine echte Engländerin, zum Beispiel liebte sie leidenschaftlich die Zugluft — so sehr, daß man sich im kronprinzlichen Palais mindestens einen Schnupfen, wenn nicht eine schlimmere Erkältung holte. Alle Fenster waren weit aufgerissen — bei der kühlsten Temperatur. Mutter wußte das schon und drapierte vorsichtshalber das bei Hofe vorgeschriebene Décolleté immer mit Spitzen oder Tüll. Kaiserin Augusta war über die geradezu sibirische Kälte bei den kronprinzlichen Herrschaften verstimmt und kam fast nie hin. Bei ihr war es immer schön warm. Darüber dachte wieder die Kronprinzessin schlecht, und sie äußerte eines Tages entschieden, solche Treibhausluft vertrage sie nicht, könne sie nicht leiden.

Einige Zeit war der Dichter Herr v. Putlitz Haushofmeister am kronprinzlichen Hof, ein ebenso charmanter Mensch wie seine Frau. Manchen Zug der Kronprinzessin lernte Mutter ganz privatim durch ihn kennen: gar manches, was hinter den Kulissen passiert ist. Die englischen Neigungen für die Erziehung der Kinder, für die Bereitung der Speisen. Der Dichter von „Was sich der Wald erzählt" war eine so ehrliche, biedere Natur, daß er es, hauptsächlich wegen der „Anglomanie", nicht allzulange aushielt.

Eine ganz andre Persönlichkeit, die sich aalglatt in die Verhältnisse zu finden weiß, ist Herr von Normann. Er und seine Gattin nehmen die Dinge, wie sie sind, und wenden sich danach. Wenn die hohen Herrschaften allein wären, wenn man mit ihnen immer direkt zu verkehren hätte, ginge es noch — aber man weiß ja, wie viele andre Dinge dazwischen liegen, wie selten in diesen Sphären der schnurgrade Weg eingeschlagen wird. Das Ehepaar von Normann steht sehr freundschaftlich zur Mutter, und sie hat viel Segen stiften können durch das „Sprachrohr" v. Normann, das der Kronprinz sehr gern hat: manche Unterstützung eines armen Invaliden kam dabei heraus, manche Beförderung ehrenwerter Leute im Amt, die lange ungerecht zurückgesetzt waren. Herr v. Normann gilt sonst für einen Fuchs, für das, was Fritz Reuter „Sluusuhr" nennt. Jedenfalls versteht er es, sich nach jeder Windrichtung zu drehen. Für Mutter aber war Herr v. Normann immer hilfreich."

Von dem Staatsminister Böttticher berichtet er: „Da fällt mir ein, was doch die hohen Stellungen neben ihren Lichtseiten auch für schlimme Schattenseiten haben. Das empfindet mein guter Freund Böttticher, der Staatsminister, recht sehr. Zuerst die heikle Geschichte mit dem

Digitized by Google

Welfenfonds, lieber: Schwamm darüber. Dann das Gesetz mit den Invaliden-Marken, worüber viel räsonniert wird. Mir gefällt die Klebesache auch nicht, und meinem guten Böttcher hat sie den Spitznamen „Der Klebeminister“ eingetragen. Er ist ein prächtiger Kerl, und der arme Mann hat viel unter Redereien zu leiden. Daran hat die hübsche Gattin, sein Sophiechen, schuld. Ihre Hoftoiletten, die Feste, der ganze Haushalt mit den vielen Kindern kosten enorme Summen. Sophiechen ist wie ein junges Mädchen — eine geborene Berg aus Stralsund, ihre Herkunft ist also nicht gerade berühmt, aber sie hatte ein hübsches Lärvchen und auch ein wenig Geld vom Vater, aber im Laufe der Jahre wurde es immer knapper, trotz des Ministergehalts reichte es nicht, und so entstanden peinliche Situationen. Freilich fanden sich hilfreiche Freunde, insbesondere Graf Douglas, der sogenannte Kaligraf.

Ach, was gibt es doch für sonderbare Käuze in der Welt! Graf Douglas ist neuerdings erst gegraft worden. Sein Reichtum stammt aus den Kalibergwerken in Aschersleben. Er hat natürlich keine Ahnen, möchte sich aber für sein Leben gern welche anschaffen. Deshalb macht er grade eine Reise nach der Heimat des alten schottischen Grafen Archibald Douglas, wird dort nach alten Douglas-Ahnenbildern herumstöbern, und für schweres Geld wird es ihm schon gelingen, sich alte Ahnen aus Kunsttrödelhandlungen zusammenzuschaffen. Er muß erst eine Douglas-Ahnen-Galerie auf einem seiner Schlösser haben, die Bilder werden dann in Prunkrahmen gesteckt, darüber kommt seine neunkugelige Krone, darunter der Name des Grafen soundso, und die Sache ist all right. Ach, wenn man aber den Grafen Douglas sieht! Vornehmheit läßt sich nicht kaufen, so groß auch die Macht des Geldes ist. Jedenfalls läuft halb Berlin zu seinen üppigen Diners. Die Gräfin, auch nur bürgerlicher Herkunft, hat viel Charme — ich trau ihr allerdings nicht ganz, sie kommt mir wie ein Kätzchen vor, das wunderlieb, samtweich ist, gegebenenfalls aber auch gehörig kratzen kann. Zwischen Böttichers und Douglas herrscht die allerinnigste Freundschaft. Gräfin Douglas hat Böttcher außerordentlich gern, fast möchte ich behaupten, daß ein bißchen Liebe dabei ist, wüßte ich nicht, wie lieb und gut Böttcher zu seinem Sophiechen ist. Er ist einer der reizendsten Menschen, die ich kenne. Darüber kann nur eine Stimme herrschen. Eine andre Heirat wäre sein Glück gewesen, ich weiß auch, daß seine erste Liebe einer edeln und ebenso hochstehenden wie bedeutenden Dame galt. Wir waren in Stralsund sehr viel zusammen und hatten einander wahrhaft lieb. So sehr Böttcher auch hofiert wird, er bewahrt seinen Freunden die Treue und ist der alte geblieben. Am nettsten sind seine ganz kleinen gemütlichen Abende, wenn er Fritz Reuter vorliest, was er vortrefflich versteht — mit dem richtigen plattdeutschen Tonfall und einer glänzenden Aussprache.“

In dem Bande finden sich auch Erinnerungen an gesellschaftliche Beziehungen zur Prinzessin Friedrich Carl, zum Grafen und zur Gräfin Waldersee, desgleichen zu Joseph und Amalie Joachim, zu Adolf Menzel, zum Burgtheaterdirektor Dingelstädt und seiner Gattin, der berühmten Sängerin, den Ministern Rudolf Delbrück, Camphausen und vielen andren.

So ist das Buch geeignet, uns große, mittlere und namentlich kleine Gestalten aus den letzten Jahrzehnten preußischer Geschichte vertrauter zu machen, Menschen mit kleinen privaten Wünschen und Hoffnungen.

Pauline Bonaparte.

Von Dr. Julius v. Newald (Melk).

Als der zweitgeborne Sohn der Lätitia Bonaparte vor Toulon die ersten Proben seines Genies gab, lebte die Mutter mit ihren Töchtern zu Marseille noch in den ärmlichsten Verhältnissen. Auf einer sonderlich hohen Stufe stand die Sittlichkeit dieser drei blutjungen, von der Natur so bevorzugten Mädchen kaum. Gewiß auch liegt über dem Leben der schönsten und liebenswürdigsten aus diesen drei, der am 20. Oktober 1780 in Ajaccio gebornen Carlotta, die man später Pauline nannte, ein betäubender Parfum von Leichtfertigkeit. In ihrer zügellosen Art, das Leben zu genießen, spiegelt sich die Moral der Direktoriums-, der Konsulat- und der Kaiserzeit. Die freilich nur nach einer Art hin reichen Erlebnisse dieser Frau, die weder Geist noch Charakter besaß, aber eben die Lieblingsschwester Cäsars war, behandelt ein jüngst erschienenes französisches Buch.*) Es heißt aber doch noch andre Quellen heranziehen, will man die Vielbesprochene, die auch eine oft Verleumdete war, gerecht beurteilen.

In Marseille mag die Vierzehnjährige ihre ersten Schritte auf dem Boden der Liebe gemacht haben. Ein Korporal wird als ihr erster Günstling, der General Duphot als der erste, Junot, nachmals Marschall und Herzog v. Abrantès, als der zweite Verlobte der reizenden Paulette genannt. Mit dem schönen Fréron, einem der Mitstürzer Robespierres, lebte sie eine Zeitlang in einer Intimität, die selbst nach den Sitten jener Zeit „nicht ganz schicklich“ erschien. „Man konnte sich“, schreibt Arnault über die sechzehnjährige Pauline, „keine hübschere, aber auch keine unver-

*) Hector Fleischmann: Pauline Bonaparte et ses amants. Paris, librairie universelle 1911.

Digitized by Google

nünftigere Person denken: die Haltung einer Pensionärin, ohne Unterbrechung sprechend, über ein Nichts und über Alles lachend, die verehrtesten Personen ausspottend, der Schwägerin (Josefine Beauharnais nun Generalin Bonaparte) die Zunge herausstreckend, wenn diese wegsah".

Pauline hat eine so große Anzahl von beglaubigten Liebhabern aufzuweisen, daß es eigentlich überflüssig schien, dieser langen, vielgestaltigen Reihe noch einen, den Allergrößten, hinzuzufügen. Gleichwohl hat es nicht an Stimmen, zeitgenössischen und späteren, gefehlt, die Napoleons Beziehungen zu seiner schönen Schwester in ein besonderes Licht stellten. Arthur Lévy hat in seinem berühmten „Napoléon intime", das die moderne Napoleonitis so recht einleitete, den Säkularmenschen aber freilich nur nach der günstigsten Seite hin schildert, seinen Helden mit echt französischem Wortreichtum und viel Geschick gegen den Vorwurf des Inceste verteidiget. Er scheint fast zu viel zu beweisen, wenn er dartun will, es habe sich zu einem solchen der Natur und der Sitte widerstreitenden Verhältnisse überhaupt nie Gelegenheit geboten. Es finde sich für eine solche Annahme nirgends ein glaubwürdiges Zeugnis; der Kaiser sei gegen Pauline, zumal in Sachen des Geldes, sogar strenger gewesen, als gegen die andern Geschwister und habe stets die Allüren des souveränen Familienhauptes und nie die des Liebhabers gezeigt. Bemerkt mag allerdings sein, daß Barras, für den schon der Name Bonaparte den Inbegriff alles Schlechten, Gemeinen, Verächtlichen bildet, in seinen Denkwürdigkeiten nirgends auf ein solches verbotenes Verhältnis zwischen dem Kaiser und seiner Schwester anspielt.

Napoleon hat der leichtsinnigen Pauline brieflich, und gewiß noch schärfer mündlich, ob ihrer Aufführung Vorwürfe gemacht. Im großen und ganzen aber drückte er doch ein Auge zu, wenn das Verhalten der lebenslustigen Schwester einigermaßen den öffentlichen Anstand wahrte. Er hielt es passend, sie zu verheiraten. Der Gatte der Siebzehnjährigen, die schon eine Vergangenheit hatte, wurde Charles Leclerc d'Ostin, ein treuer Anhänger Bonapartes, der bereits mit 25 Jahren den Rang eines Brigadegenerals erreicht hatte. Ein hübscher Mann, um 8 Jahre älter als Pauline, klein, aber gut gewachsen und sehr elegant. Als Leclerc den Oberbefehl über die französischen Truppen erhielt, die auf San Domingo den Negeraufstand zu unterdrücken hatten, mußte Madame Leclerc die gewiß lieber im lustigen Paris geblieben wäre, mit nach den Antillen. Als sie sich krank meldete, ließ sie der Erste Konsul einfach auf einer Tragbahre nach dem Admiralsschiffe bringen. In San Domingo stand sie dann — so liest man — dem Gatten mutvoll zur Seite. Noch öfter freilich liest man, daß sie sich dort auf ihre Weise die Zeit vertrieben habe. Neben andern werden der Mulatte Pétion und der Neger Christophe, später als Henri I. König von Haiti, als Begünstigte genannt.

Leclerc hatte 1802 die ganze Insel unterworfen und den schwarzen Feldherrn Toussaint-Louvertüre durch Verrat gefangen genommen, erlag aber selber bald darauf dem gelben Fieber. Der Erste Konsul, der einstige feurige Jakobiner, teilte damals der Welt den Tod seines Schwagers schon ganz im alten Hofstile mit; Pauline kehrte nach Europa heim, reich beladen mit Schätzen, wie die antibonapartistischen Pamphlete der Zeit behaupten. Von da ab wechseln Generale und Leutnants, Maler und Schauspieler, Militär und Zivil fast jeder Art als Herzensfreunde Paulinens ab. Die Aufführung der jungen Witwe war so wenig witwenhaft, daß der Gebieter Frankreichs sich beeilte, seine Schwester wieder zu verehelichen. Er fand für sie eine so glänzende Partie, daß sie als die erste in der ganzen Familie zu fürstlichem Range emporgehoben wurde. Camillo Borghese, Fürst v. Sulmona und Rossano hieß der Erwählte: ein hübscher Bursche, urältestem und vornehmstem Adel entsprossen, aus einer Papstfamilie stammend, dazu steinreich und sehr gutmütig, — zwei Eigenschaften, die er als Gatte einer solchen Frau sehr nötig hatte. Und der böse Fouché sagt in seinen Memoiren, Pauline habe nie in ihrem Leben gegen einen Mann eine Aversion gehabt, mit Ausnahme ihrer beiden Gatten. Borghese, selber den jungen Mädchen nachlaufend, ließ seine „diva Paolina" gewähren „mit geschlossenen Augen, weitem Gewissen und elastischer Würde".

Napoleon, der seine Schwester noch auf St. Helena die schönste Frau nannte und der bezeugt hat, sie sei diejenige in der Familie gewesen, die ihm am wenigsten zur Last fiel, hat sie aber sozusagen aus seinem politischen System ausgeschaltet. Er hielt sie offenbar nicht für fähig, einem jener französischen Vasallenstaaten vorzustehen, mit denen er seine andern Geschwister ausgestattet, Lucian ausgenommen. Sie alle marterten Napoleon mit ihren Ansprüchen, erregten durch Unfähigkeit oder Ungehorsam seinen Zorn. Die herbstolze Elise machte er zur Großherzogin von Toskana, die schöne Carolina zur Herrscherin Neapels. Nur Paulette begnügte sich, „die Königin der Modetorheiten" zu bleiben. Das Fürstentum Quastalla, das sie 1806 von Napoleon erhalten, verkaufte sie schon sechs Wochen darauf gegen eine Jahresrente von 400000 Fr. an das napoleonische Königreich Italien.

Aus jener Zeit etwa stammt die „Venus victrix", ein herrliches Werk Canovas, — die Liebesgöttin, wie sie, in ihrem traditionellen Kostüme, nach dem Urteilsspruche des Paris ausruht. Das Modell dieser Meisterschöpfung war die Fürstin Borghese. Und die Antwort, die sie dem kaiserlichen Bruder auf seine Vorwürfe gegeben haben soll, „das Zimmer war gut geheizt", ist ihr, freilich nur anekdotisch beglaubigtes, be-

Digitized by Google

rühmtestes Wort geworden. Pauline war übrigens damals schon leidend. In seiner krassen Art sagt Barras, man schreibe ihre Krankheit den Ausschweifungen zu, denen sie sich in Europa und in San Domingo hingegeben hatte. Welcher Beschaffenheit dieses Leiden war, darüber ist in den zeitgenössischen Memoiren des Langen und Breiten zu lesen. Sie fühlte sich krank oder war es wirklich und zeigt in ihrem Wandern von Ort zu Ort, von Bad zu Bad alle Symptome der „Reiseneurasthenie". Sie blieb dabei, wie sie immer gewesen, launisch, anmutig, männerfreundlich. Mit den Details ihrer Toilette und der Rolle, welche junge Pagen dabei spielten, ergötzte sich der höfische und der ihm nacheifernde bürgerliche Klatsch. Es ist bezeichnend, daß auch hierin die unablässig gegen Napoleon wühlende bourbonische Intrige an der Arbeit war, und es wirkt erheiternd, wenn man einen Mann von der Moral des Exdirektors Barras sich über gewisse Einzelheiten entrüsten sieht: so, daß Pauline einmal auf einer feuchten Wiese rasten wollte, daß die Herren ihres Gefolges die Röcke auszogen und ihr damit ein Lager bereiteten, daß sie ihre Füße auf die Brust des Einen stellte und sich an den Rücken eines Andern lehnte. Ja, selbst ihre Vorliebe für — Krammetsvögel war offenbar ein Zeichen tiefer Entsittlichung.

Von ihrem Gatten lebte sie meist getrennt, in Rom, Paris, Neuilly und sonstwo. Als Napoleon anfing, sich mit Scheidungsgedanken zu tragen, da soll Paulinen, die weder ihren Mund noch ihre Gebärden zu zügeln verstand, das Wort entschlüpft sein: „Warum leben wir nicht im alten Ägypten. Wir würden es dann machen wie die Pharaonen, und mein Bruder würde mich heiraten". Man darf aber nicht vergessen, daß es Fouché ist, der dieses bedenkliche Wort wiedergibt. Als dann Napoleon die Tochter Franz des Ersten heimgeführt hatte, da brachte Pauline der „Österreicherin", der jungen Kaisersfrau, die man vertraulich nur die „Erzherzogin" nannte, dieselben Gefühle heimlicher Feindschaft entgegen, wie Napoleons ganze Familie. Eine grobe Ungezogenheit, deren sich Pauline hinter dem Rücken Maria Luisens schuldig machte und die der Kaiser im Spiegel beobachtete, führte 1811 zur Verbannung der Unvorsichtigen vom Hofe.

Fern von diesem setzte sie ihr gewohntes, aus Liebeleien, Modealbernheiten und Herumreisen bestehendes Leben fort. Für 1812 weist Fleischmann vier neue Amants nach, darunter als erst jetzt entdeckten den gefeiertsten Schauspieler seiner Zeit, Talma. Körperlich leidend und im Gemüte verdüstert, ermüdet und lange nicht mehr so beachtet wie einst, führte die schnell alternde Frau ihre Langweile in Bädern und Kurorten spazieren. Daß sie ihren großen Bruder wirklich liebte, herzlicher als irgend jemand von den Seinen, bewies sie in den Tagen des Unglücks. Sie begleitete den gefallenen Imperator, von dem sich seine österreichische Gattin leichten Herzens losgesagt hatte, nach seiner neuen Miniaturmonarchie Elba. Sie stellte dem nach Frankreich Zurückgekehrten ihre Diamanten zur Verfügung. Sie war unter den Wenigen, die beim Gestürzten bis zu Ende ausharrten.

Nach St. Helena durfte sie ihn freilich nicht begleiten. Metternich gestattete ihr, im Gegensatz zu den andern Napoleoniden, den Aufenthalt in Italien. Er hielt sie eben für eine völlig ungefährliche Person. Pauline war in der Tat eine gebrochene Frau, von der einstigen Schönheit war kaum eine Spur übrig. Im Jahre 1818 wird noch ein Liebhaber genannt. Noch einmal zeigte sie ihre Ergebenheit für den Bruder. Als die Nachricht von der schweren Erkrankung des Gefangenen nach Europa kam, verlangte sie in einem energischen Schreiben von Lord Liverpool, man solle dem Kaiser einen weniger verderblichen Aufenthalt anweisen oder ihr gestatten, nach St. Helena abzureisen. Die Bitte, am 11. Juli 1821 gestellt, war gegenstandslos. Napoleon war damals, was Pauline noch nicht wußte, schon über zwei Monate tot.

Die Borghese starb, zuletzt wieder mit ihrem Gatten versöhnt, am 9. Juli 1825 zu Florenz und ist in der Capella Borghesiana zu Rom beigesetzt. Ihre Krankheit bezeichnete der berühmte Arzt Capellini als eine skrophulose Affektion, die in der Familie erblich und von der auch der Kaiser nicht ganz frei war. Die nimmermüde Medisance der Zeit aber sprach von einem schrecklichen Leiden, das die liebesdurstige Pauline aus San Domingo heimgebracht, das sie ihrem Bruder mitgeteilt habe und das die Hauptursache der Niederlage von Waterloo werden sollte.

Bilder aus Italien.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Venedig.

Venezia! In deiner Wogen Glanz
Trotz deiner Gassen Marmorkolonnaden
Vom Vorhalt des zu Massigen entladen,
Jeglicher Schwere so entlastet ganz!

Venezia, du jüngeres Byzanz!
Leicht dehnst du dich in zierlichen Fassaden
An der Lagune wonnigen Gestaden,
Und deiner Inseln weitgespanntem Kranz!

Am Arsenal des Molo schwere Krähne,
Rialto, Lido ladet dich zu Gast;
Was sie nur wollen, all die schwarzen Schwäne!

An zu des Dogen marmornem Palast
Am Markusplatze legen an die Kähne,
Venedigs Löwe grüßt sie trotzig fast.

Digitized by Google

Pozzuoli.

Hie bring dem Lichtgott deine Opfer dar
Du Pilger aus dem Norden! Brenne, presse
Hie Großes in die Seele! — Schwemme, nässe
Dein brechend Auge wieder schauensklar!

Da, diese ganze Küste ein Altar
Umsponnen von der Reben grüner Tresse!
Dort des Solfatra ausgeglühte Esse
Mit blauem Himmel drüber, wunderbar!

Am Dunstsee drüben ein erloschner Krater,
Rings eingefaßt von grauer Lavawand,
Und blauem Schwefeldunste der Solfater;

Und weiter an des Rebenhügels Wand
Noch tausendsitzig ein Amphitheater,
Die steile Front dem Meere zugewandt. —

Regentag.

Idyll von **Felix Braun** (Berlin).

II.

Sie gingen lange durch einen verwilderten Garten, auf schlecht gepflegten schmalen Wegen, die von Nässe weich und glitschig waren. Bei jedem Wind fielen Scharen von Tropfen auf sie nieder an die Wangen, die Stirn, auf die Hände, den Mädchen aufs Haar. Die niedrigen Sträucher rührten mit feuchten Blättern zudringlich an Mantel und Gesicht, manchmal sanken die Füße in den Rasen ein: ganz naß glänzten die Schuhe. Die weiten Regenmäntel flatterten. Als man schon den Fluß sehen konnte, merkte Elisabeth, daß die Lampions vergessen worden waren. Otto erbot sich, sie zu holen und Zündhölzchen mitzubringen. Nach vielen Vorschriften und Ermahnungen lief er zurück und die Bäume, die er streifte, überschütteten ihn mit Tropfen, daß er die Hände vors Gesicht schlug.

Der Fluß floß den Garten entlang: breit, mit aufgeregten schaumigen Wellen, Zweige, Blätter, Holzstücke trieben auf ihm, sich immerzu wendend oder überschlagend; auch ein Ruder schwamm ganz in der Ferne. Ab und zu fiel von einer der Erlen ein Tropfen auf das Wasser, pinkte auf, zog große Kreise, die langsam sich weiteten und verrannen. Zwei Boote lagen friedlich neben einander — wie Tiere — in der zu schmalen Landungsstelle. Eines war mit Wasser gefüllt. Attilio ergriff die Schaufel, die darin lag und ganz naß war, und schöpfte es aus. Der Student bemühte sich, das andre vom Pflock loszumachen. Die Mädchen sahen den beiden zu, ohne zu sprechen. Clothilde stand abseits mit verschränkten Armen und starrte zum Himmel hinauf, an dem die Wolken hinflogen.

Als der Student das starke Tau endlich entknotet hatte, kam Otto atemlos, die roten Lampions schwingend. Er erzählte, sich überhastend, mit wieviel List er sie erreicht und wie er auf ein Haar den Vater getroffen hätte. Da er die Lampions in seinem Mantel verborgen hatte, sahen sie auch danach aus. Seine Schwester Marie nannte ihn einen „Ganz-Gescheiten“ und tippte sich mit dem lächerlich dünnen Zeigefinger auf die Stirn (die Rache für das „Schaf“). Otto gab zurück: „Natürlich, du hättest es besser gemacht!“ Marie lachte höhnisch und drehte sich triumphierend zu Elisabeth um. Aber die riß mit unbegreiflicher Schnelligkeit einen Zweig von einer Erle und sprühte Marie einen ganzen Regen ins Gesicht, daß sie kaum „Au!“ schreien konnte, so überrascht war sie. „Ruhe!“ gebot der Student ärgerlich, weil er das andre Tau nicht lösen konnte. Aber Attilio, der mit seiner Arbeit eben fertig geworden war, schob ihn beiseite, ergriff das starke Tau mit seinen zarten Fingern und löste es bis zu dem zweiten Ring. Dann trat er fort, zündete beide Lampions an, die Elisabeth hielt, und steckte sie mit bewundernswerter Geschicklichkeit an den Spitz der beiden Kähne. Das war nun freilich sehr unpraktisch — aber niemand fand es vor lauter Begeisterung. „So“ —, sagte Attilio, „fertig wären wir. Also los! Einsteigen!“

Aber nun zeigte es sich, daß Einsteigen doch etwas andres war als Zusehen. Klara war die Erste, die den Fuß zurückzog. „Ich trau mich nicht“, sagte sie weinerlich und wiederholte es den Zuredenden immer wieder, bis sie wirklich zu weinen anfing. Helene schlang den Arm um sie. „Heul nicht“, sagte sie in schreiendem Ton, den sie immer annahm, wenn sie gerührt war. „Ich bleib bei dir“. — „Also dann laßt es bleiben!“ rief Marie und Otto mit einem grimmigen, halb verächtlichen Blick: „Feige Fratzen! Der Teufel soll sie holen!“

Die Boote waren gelöst. In das erste, schöne, stiegen Elisabeth, Marie und zuletzt Otto, der abstieß. Wie das Fahrzeug ins Wasser glitt und rasch von den Wellen erfaßt wurde, schrien Klara und Helene auf. Marie, die bleich geworden war, schrie hinüber: „Schweigt's!“ und Otto schlug mit seinen Rudern so stark auf die bewegte Fläche, daß es klatschte und Elisabeths Kleid im Nu durchnäßt war. Elisabeth griff mit der Hand ins Wasser und schleuderte dem Unvorsichtigen eine tüchtige Spritzflut ins Gesicht, die ihn aber kaum traf. Doch neigte er sich und das Boot schwankte nach links. Klara und Helene schrien vom Land her — da richtete sich Otto auf, legte die Hände als Schallrohr an die Lippen und schrie hinüber, laut und langgedehnt; „Trott-eln!“ Dadurch schwankte das Boot aber nur mehr und die beiden schrien, umarmt, wie aus einem Munde, Otto fiel auf seinen Sitz nieder und begnügte sich, sein Urteil über die Mädchen bloß vor sich hin zu sprechen.

Digitized by Google

Das andre Boot mit Clothilde, die am Steuer saß, dem Studenten und Attilio, schoß an ihnen — in einer stärkeren Strömung vorbei. Aus der Tiefe des Wassers kamen jetzt laute, unheimlich dunkle Stimmen: hastig und wie gebrochen. Man mußte es wie Otto tun und ein Schallrohr aus seinen Händen machen, um verstanden zu werden. Ein Wind erhob sich und ließ die Wellen rascher hineilen, er brachte eine kalte Feuchtigkeit, daß die Finger erstarrten. Die Lampions flackerten, drohten zu erlöschen. Zwischen den beiden Schiffen wurde der Abstand größer und größer. Marie war die Erste, die den Hut verlor — sie weinte leise in sich hinein. Auch Otto fühlte Angst. Elisabeth rief ihm zu, zu drehen; es wäre doch gut, umzukehren. „Versuchen wirs gegen den Strom!“ Sie ruderten lautlos, mit hoffnungsvoller Kraft. Marie am Steuer weinte fort. Die Wellen stürmten gegen sie und warfen sie um das Dreifache der Strecke zurück, die sie erreicht hatten. Endlich sah Elisabeth eine buchtartige Stelle, sie ruderten darauf zu und brachten mit Anspannung der letzten Kräfte und gerade, als das Lampion erlosch, die Landung zuwege.

Währenddes trieb das andre Boot in der entfesselten Strömung hin. Der Student und Attilio ruderten schweigend mit angestrengter Kraft, den Blick auf den Händen und die Zähne verbissen. Clothilde steuerte ruhig und bleich. Ein Windstoß kam und blies das Lampion aus —; sogleich stürzte Dunkelheit herab, das Wasser nahm einen tieferen Glanz an und murmelte, singend, in einer tückischen Melodie. Die Rudernden strebten immer dem Ufer zu, aber jedesmal schleuderten sie hohe willensstarke Wellen zurück, warfen sie andern hin, die mit ihnen eine Strecke weit wie in einem lachenden Triumph davonfuhren. Die Gegend war bereits fremder und ganz einsam, immer dichter die Dunkelheit, immer verwirrender und siegesgewisser das Getöse des aufgebrachten Wassers. Der Student zog die Ruder ein und sah Clothilde an; die lächelte geheimnisvoll als hätte sie ihr Leben lange hinter sich. Sie zuckte die Achseln. Attilio, schmerzlich durchbebt, duckte sich, schleuderte die Ruder weit ausholend in die treibende Fläche, senkte sie tief ein, zog sie ganz durch, keuchend, mit wirren Haaren, rot und voll Schweiß im Gesicht, — — und mit einem langen und ganz aus der Tiefe gestiegenen Geschrei zwang er das Boot über sich wehrende Wellen an den Strand.

Der Student warf seine Ruder hin, sprang auf und stieg ans Land, — wie er sich aber anschickte, das Boot an sich zu ziehen, langte eine große Welle danach und riß es mitten in den Wirbel hinein. Er schrie — aber nun schien es, als wäre die Luft voll von jagenden Windesgestalten, die in hohe Nebelhörner bliesen. Das Fahrzeug schoß mit dem Strom manchmal mit der Flanke voraus, manchmal kreiste es gar um sich selber. Durch das Leck drang Wasser — die beiden merkten es nicht, obwohl ihre Schuhe schon feucht waren; Clothildens Kleid war weit über den nackten Saum durchnäßt. Sie fror. Attilio ruderte: seine Arme schmerzten ihn; wie angeschmiedet waren die Hände an die Ruder, die manchmal lahm und ohne Sinn in das ironische Element niederfielen.

So dauerte der Kampf und wütete fort die Grauen unheimlich in der beginnenden Nacht. Die beiden schwiegen. Ab und zu drang ein Schrei vom Land her. Clothilde sah in den dunklen Nebeln eine schwankende Gestalt mit ausgebreiteten Armen schattenhafte Geberden machen. — Flut und Sturm zerrten sie weiter — sie schossen nur so dahin — und mit einem Male verbreiterte sich der Fluß, eine ebene Landschaft tat sich auf. Hinter Gewölk stand der Mond — ein zitternder Schein floß von ihm auf die Ferne des Wassers.

Lanx satura aus Bayern.

Unter staunenswerter Beteiligung von fast 7000 Lehrern feierte jüngst der bayrische Lehrerverein sein 50. Wiegenfest in seiner Geburtsstadt Regensburg. Angesichts des bekannten Vorstoßes des bayrischen Episkopates, angesichts des blindwütigen Verfolgungseifers des Zentrums bedeutete diese Jubiläumstagung mehr als eine bloße Heerschau der Getreuen; sie ist die Verkörperung der Arndtverse:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte“,

sie ist die sichtbare Wirkung einer eisernen Einigkeit. Der Lehrerstand überhaupt hat sich mühsam herausarbeiten müssen aus den Fesseln sozialer und geistiger Knechtung, höherer und niederer. Und an seinem Leibe mußte er die Wahrheit des Goethespruches verspüren:

„Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich niemand, gehts dir schlecht“.

Die Universitäten, die Mittelschulen waren ursprünglich auch Mägde der Theologie, und die Spuren des Magdtums sind immer noch nicht ganz verwischt. Auch die Volksschule ringt nach Emanzipation, Licht und Luft. Wenn unter den 14000 Mitgliedern des bayrischen Lehrervereins die 10000 Katholiken sich nicht zwingen lassen unter das Joch der klerikalen Bevormundung, wenn sie die unwürdige Beaufsichtigung durch Nichtfachleute ablehnen, wenn sie die Staatsschule fordern, so zeigen sie, daß sie dem Volke und dem Staate besser dienen, als alle dem Zentrum willfährigen Minister und Räte. Danken soll ihnen jeder Deutsche, der den Mannesmut zu schätzen weiß, der sich dessen bewußt ist, daß es sich im Kampfe zwischen Staatsschule und Kirche nicht um theoretische Spitzfindigkeiten dreht, sondern um den Sieg einer Weltanschauung, der freien Persönlichkeit. Hut ab vor den Leuten, die ihrem Führer Schubert 100000 Mark zu einer Wohltätigkeitsspende überreichten und ihm Treue mit Treue vergolten. Um dieser idealen Gesinnung willen nehmen wir so manche Überspanntheit, so manchen Überschwang jungen Mostes gern mit in Kauf. 120000 Lehrer stehen zusammengeballt in ganz Deutschland den 24000 in katholischen Konventikeln zusammengepreßten Außenstehern gegenüber; immer 10 gegen 2.

Aber den Deutschen ists ja eigentümlich, daß sie stets den Luxus der eigenen Meinung haben. Das zeigt sich wiederum bei dem Aufruf zur Gründung einer bayrischen Konservativen Vereinigung. Wir haben

Digitized by Google

sicherlich nicht zu wenig politische Vereinigungen; aber eine Handvoll politischer Weltverbesserer, die ihre politische Sonderweisheit nicht unterordnen können, tragen sich mit dem Gedanken einer neuen Partei. Am Zentrum tadelt der Aufruf die Konfessionalität, am Liberalismus die Hinneigung zur Sozialdemokratie, an dieser die internationalen, antimonarchischen und revolutionären Tendenzen. Die einzig richtige Partei soll nun die bayrische konservative Vereinigung sein mit dem Grundprinzip: „An den Grundsätzen des Christentums, welches seit fast 2 Jahrtausenden die Grundlage der europäischen Kulturstaaten gebildet hat, und insbesondere an der christlichen Jugenderziehung ist allen Angriffen gegenüber mit Entschiedenheit festzuhalten". Das Klischee scheint irgendwo entlehnt, auch der antisemitische, urarische, nach Bäffchen und Stola schmeckende Schlußbrei ist aufgewärmt. Einstweilen will das Dezemvirat des Aufrufes von der Gründung einer Partei absehen, bis sich die Reihen ihrer Gesinnungsgenossen verstärkt haben. Warum denn? Zu einem Vereine wärens doch schon Leute genug und viel mehr werden es nicht mehr.

Unterdessen wird auch von andrer Seite das Zentrum beleuchtet. Der bekannte „Modernist" Konstantin Wieland, der den Antimodernisteneid verweigerte und von seiner guten Mutter Kirche auf den Sand gesetzt worden war, läßt soeben im Verlag der Münchener Krousgesellschaft eine Streitschrift erscheinen: „Ist das Zentrum eine christliche Partei? Zur Aufklärung der deutschen Katholiken für die Reichstagswahl 1912". Wieland hat sich den Kampf gegen den Klerikalismus zur patriotischen und religiösen Pflicht gesetzt. „Die Zentrumspolitik", führt er trefflich aus, „ist eine Politik der kirchlichen Hierarchie, ihr Ziel ist das mittelalterliche Ideal einer allmächtigen Kirchenherrschaft mit staatlichen Zwangsmitteln. „Aus den Enzyklika Leos XIII., des auch von Liberalen vielgepriesenen Papstes, weist Wieland nach, wie den Ultramontanen die Grundsätze und Richtlinien ihrer politischen Betätigung vorgeschrieben sind und „die kirchlich korrekten" Anschauungen über das christliche Staatsideal, das Verhältnis von Staat und Kirche, Toleranz, christliche Freiheit und dergleichen mit wünschenswerter Deutlichkeit enthüllt sind. Mit Recht stellt Wieland die Leoenzyklika über die jüngsten motu proprio. Schon Leo verwarf (1885) die Gewissens- und Religionsfreiheit, und verlangt von den katholischen Politikern Unterwerfung auch im einzelnen unter seine Anweisungen und Vorschriften. 1888 verdammt er Kulturfreiheit, Rede- und Preßfreiheit, Lehrfreiheit, ja die Gedankenfreiheit überhaupt. „Wer von den Ultramontanen, wer von der Zentrumspartei", fragt Wieland, „wagt es, offen sich gegen die politischen Anweisungen Leos XIII. aufzulehnen? sie für veraltete Anschauungen eines mittelalterlich denkenden Papstes zu erkären? ihre Verbindlichkeit für alle Katholiken zu bestreiten?" „Aber", fährt Wieland weiter, „darin bestehe der Unterschied zwischen echtem Christentum und Ultramontanismus, daß jenes, getreu dem Gebot seines Meisters, auf den Gebrauch von Zwangsmitteln aller Art durchaus verzichtet, während der Ultramontanismus, entgegen dem Willen Christi, zur Anwendung von Gewalt und Zwang seine Zuflucht nimmt . . . Der Kirche durch staatlichen Zwang aufhelfen wollen, hieße an ihrer Göttlichkeit zweifeln und sei geradezu widerchristlich. Darum", schließt der Kampfprediger, „heraus aus dem hierarchischen Zentrum!" „Ein jeder wähle, frei von Gewissensnot und Höllenfurcht, ruhig nach den Grundsätzen, die ihm für das Wohl des Vaterlandes am heilsamsten scheinen. Vom Zentrum sich loszusagen ist für den Katholiken die nationalste und zugleich christlichste Tat". Schade, daß solche Schriften denen, die sie brauchen, nicht zugänglich werden! Denn wie recht Wieland hat, zeigt der jüngste Katholikentag mit einer bisher noch nicht gesehenen Deutlichkeit; der Klerikalismus ist völlig Herr der Situation geworden. Aber so muß es kommen; erst wenn der Bogen überspannt ist, wird er brechen.

Man glaube aber nicht, daß es bei uns in der Glut hitze immer so furchtbar ernst hergeht. Z. B. krassiert wieder einmal die Spionagefurcht, auch in Bayern. Man weiß, daß ursprünglich ein japanischer Hauptmann auf dem Truppenübungsplatz zu Grafenwöhr in nächtlicher Weile spioniert haben soll. In alle Welt wurde der Fall hinaustelegraphiert — — parturiunt montes, zu Deutsch: Um eine Blamage reicher.

Wie verhielt sich nun die Sache? Ein Kgl. Eisenbahnsekretär, seit 30 Jahren im bayrischen Staatsdienst, unbescholten, war mit seiner Familie in Vilseck (Oberpfalz) in der Sommerfrische. Nun fuhr er Ende Juli mit einem befreundeten Steuerbeamten nach Grafenwöhr, interessierte sich als ehemaliger Artillerist für das bevorstehende Mörserschießen. Abends unterhielt er sich mit zwei Artillerieunteroffizieren und äußerte gelegentlich, er möchte gern ein paar Schießandenken mitnehmen, Sprengstücke und dergl. Darauf sagte man ihm, früher hätte man derlei Dinge auf der Kommandantur käuflich haben können, jetzt würde aber alles in Bausch und Bogen an den Alteisenhändler abgegeben; doch könnte man, meinte der eine Unteroffizier, ihm solche Stücke auch auf andere Weise verschaffen, wenn ihm etwas daran liege. Der Sekretär dankte aber für dies Anerbieten, um sich nicht einem falschen Verdachte auszusetzen. Doch das Unglück schreitet schnell. Morgens gegen 4 Uhr wird er geweckt, zwei Artillerieoffiziere und mehrere Gendarmen verlangen Einlaß und untersuchen sofort sein Gepäck. Besonders hatte man es auf einen photographischen Apparat abgesehen, den der Gast neben sich auf dem Wirtstisch hatte stehen lassen. Wie sich später herausstellte, war dieser photographische Apparat eine — elektrische Taschenlaterne, die der Wirt dem Gast zur Verfügung gestellt hatte. (!) Nach dieser Blamage entfernte man sich. Aber der Sekretär war noch nicht seiner Qualen ledig. Als er nach Vilseck zurückkehrte, durchstöberten wiederum zwei Gendarmen das Gepäck seiner Familie; nun fuhr der Sommerfrischler nach seinem Dienstort Gemünden über Nürnberg. Als er hier nach kurzem Aufenthalt über Würzburg weiterreisen wollte, wurde er mit Frau und Kind von Geheimpolizisten abgefaßt und aufs Rathaus gebracht. Nach peinlicher Leibesvisitation entließ man seine Familie, ihn selbst aber transportierte man auf Veranlassung des Weidener Staatsanwalts mit einer Anzahl Schwerverbrecher ins Untersuchungsgefängnis. Fünf Tage mußte er in einer höchst unsauberen Zelle mit einem noch unreinlicheren Bette, wo er sich einen Hautausschlag holte, verweilen, bis ihn endlich die Weidener Staatsanwaltschaft wieder freiließ, nachdem seine harmlosen Briefschaften vom Leipziger Reichsgericht geprüft worden waren. Ich denke, der Schwergeprüfte wird stets an seine Sommerfrische in Vilseck denken, wenn die Gemeinde Paul Gerhardts Lied singt:

„Geh' aus, mein Herz und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit!"

Menippus.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Vergleichende Literaturgeschichte.

Die Heidelberger Exzellenz, Kuno Fischer, spürte mit unerhörtem Eifer und entsetzlicher Gründlichkeit in vielbändigem Werke den Sonderschicksalen deutscher Philosophen nach. Jetzt überlege man aber einmal einen Augenblick: Hat Fichtes oder Schellings Leben seine Philosophie geschaffen oder war nicht umgekehrt die Philosophie die zureichende Ursache seiner Lebensschicksale? Oder man gehe auf folgendem Wege vor: Welches Erlebnis legte den Grund zur Atomistik des Empedokles, zum Pantheismus des Theophanes, zur Mystik des Pythagoras und zum Tiefsinn eines Heraklit. Da stockt

Digitized by Google

man schon und kann nicht weiter fort. Oder zur Ideenlehre Platons?

Sollte es bei der schönen Literatur anders sein? Casanova hat mehr und dramatischere Liebesabenteuer gehabt als Goethe, aber Casanova hat kein einziges lyrisches Gedicht geschrieben. Noch der Magister Laukhard, der ewige Vagabund, Meisters Wanderjahre. Also, mit den Lebensschicksalen, mit den Sondererfahrungen der Poeten ist es nichts. Jeder Korporal im mandschurischen Kriege und jeder bessere Chauffeur oder Luftschiffer hat mehr greifbare Erlebnisse gehabt als sechs Dichter der Gegenwart zusammengenommen. Wie war es denn bei Raabe, wie bei Seidel, wie bei Paul Heyse oder selbst bei Carducci und Fritz Reuter? „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Wie das Geschaute sich spiegelt im Gemüte des Dichters, darauf kommt es an. Allein gerade das kann kein Verstand verständiger Biographen erspähen. Das bleibt Geheimnis.

Also, nochmals: Wozu denn das Durchwühlen der Familienbriefe, wozu die Biographien in unsren Literaturgeschichten? Ganz unterhaltend, gewiß; kanns wenigstens sein, wenn gebührend gesichtet. Aber Wissenschaft? Nein! Wissenschaft doch wohl nicht. Wissenschaft ist, wie der alte Bacon unübertrefflich gut und unübertrefflich kurz sagte: per causas scire. Erlebnisse aber sind kein zureichender Schopenhauerscher Grund für die Phänomene dichterischen Schaffens. Schiller erschuf die Schweiz, ohne die Schweiz gesehen, ohne sie erlebt zu haben; oder mindestens anders erlebt als in seiner Intuition. So erlebte in unsren Tagen Lienhard den Burenkrieg, ohne in Südafrika gewesen zu sein, und schenkte uns die herrlichsten Schlachtenlieder.

Wie soll man es dann aber anfangen? Mancherlei Arten sind denkbar. Man könnte die Dichter im Rahmen ihrer Stammesart auffassen. Das trifft öfters zu. Goethe konnte nie in Norddeutschland geboren sein, Reuter nicht im Süden. Wohl aber Schiller (der spätere Schiller) in Berlin, Raabe im Voigtland, Theodor Körner in Schweden, ja, Shakespeare, der Halbkelte, fast in Italien, der Berliner Kaffeehausliterat in Wien.

Eine andre Weise wäre die, des Dichters Schöpfungen in eine Geschichte des Dramas, der Lyrik, des Romans einzureihen. Eine dritte, Richtungslinien zeitgenössischen Schrifttums zu vergleichen. Unsre Gelehrten tun in der Regel so, als ob deutsche Literaturgrößen in einem Glashause aufgewachsen, für sich, abgetrennt von aller Welt. Nichts falscher. Nicht nur Schiller und Hölderlin schwärmten von der Antike; auch der Schwede Tegnér. Die Romantik war ganz Europa gemeinsam. Auch die Entwicklung der Gegenwart ist, wenngleich nicht in R. M. Meyerschen Dekaden, nicht nur in Deutschland vor sich gegangen, sondern auch in Frankreich, England, Italien. Bei uns ist nur die Rede von dem Einflusse Zolas, dem Einflusse der Skandinavier, der Russen: nein! Die Grundlagen sind gemeinschaftlich und daher vollzieht sich auch der Aufbau in ähnlichen Linien. Die Lebensführung in Berlin ist der in Paris und Petersburg gleich geworden; überall Industrialismus, überall Pessimismus, Naturalismus, Décadence, dann die Erhebung des Individuums und frohe Wirklichkeitskunst und zuletzt Symbolismus und Mystizismus.

Ein Rest bleibt. Alles kann die Vergleichsformel nicht auflösen. Aber sie ist wirksam genug, um einmal einen Versuch zu lohnen. Wirth (München).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. *** Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 37. Berlin, den 9. September 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Die „Geschichte" des Marokkohandels.

Wir stehen vorm Ende. Der letzte Akt, letzte Phase der langatmigen Tragödie sind da. Und schon fangen wir an „Geschichte" zu schreiben. Geschichte natürlich für Zeitgenossen. Also tendenziöse Historie. „Ein bißchen tendenziös ist ja wohl am Ende jede Historie", würde mein Freund August sagen. Das ist eine seiner Redensarten. Übrigens ist nicht August Scherl gemeint, wie man denken könnte. Denn er ist der erste gewesen, der in diesen Tagen mit „Geschichtsschreibung" begonnen hat. Als Kiderlen und Bethmann und Cambon sich vor acht Tagen zu ihren letzten Monologen versammelten, brachte der „Lokal-Anzeiger" eine höchst maßgebliche, höchst bemerkenswerte, höchst authentische Darstellung über die „Entwicklung der Marokkofrage". Wer las sie nicht mit Tränen im Auge „Die lang und lechzend ersehnte Wahrheit über die Ursachen und Gegenstände unsrer wochenlangen Erregung? Da stieg vor unserm Auge wieder auf der Rauch aus den Schloten des „Panther", der wirklich und wahrhaftig nur auf Bitten der Sus-Deutschen entsandt wurde. Man hatte nicht einmal Zeit, einen besseren Kreuzer auszurüsten. O je. Und dann fragten die Pariser an, welche Absichten wir wohl dabei hätten und erhielten die schwerwiegende Auskunft: „Keine". Wir hatten keine Absichten, nicht die geringsten. Also nicht einmal unsre Hummermayonnaise wollten wir, als wir bei Dressel mit der Faust auf den Tisch schlugen. Wir wollten gar nichts, wir wollten nur auf den Käs hauen, das war alles. Denn wir sind Deutsche. Und dann — man bemerke die bemerkenswerte Logik, — hatte man plötzlich große Mühe, Frankreich davon zu überzeugen, daß es den Algeciras-Vertrag durchlöchert habe. Dieser Mühe unterzog man sich natürlich auch ohne jede besondere Absicht. Leise weinend schlich plötzlich auch der Gedanke der Kompensationen über die Tischplatte. Kaum war seine Nase über dem ersten Aktenbündel sichtbar, so fingen die englischen Minister an, eine greuliche Katzenmusik zu machen. Hu, es war nicht auszuhalten. Aber — pst! — wir wollen ja nichts! Wir haben keine Absichten! Der Engländer vernimmts und spuckt aus. Erzählts dem Franzosen, und man pflanzt verachtungsvoll das Wort „Timidität" auf den Tisch. Nein wirklich, sie wollen nichts. Wie konjugiert man das Wort „Bluffen"? Also: ich bluffe, du bluffst, er kneift den Schwanz ein, wir bluffen, ihr bluft, sie retirieren. Eins der beliebtesten unregelmäßigen Verben.

Endlich also ist man soweit gelangt, daß man der Franzosen unendlich heikle Situation zuvorkommend zugesteht und das Konferenzzimmer — jedesmal mit den Worten betritt: „Sie haben recht, es ist unendlich schwer für eine Großmacht, ein Stück Sand und Sumpf gegen weniger „materielle" Zugeständnisse herzugeben. Na, also, was setzen wir dann den armen Franzosen so fürchterlich zu? Ist es nett, eine Großmacht in eine „unendlich schwere" Situation zu bringen? Das tut man bei Deutschen, aber doch nicht bei den charmanten Franzosen. Indessen, nun ist das Unglück einmal geschehen. Nolens volens ohne Absicht, aus Versehen also ist die völkerbewegende Aktion in Schuß gekommen, und nun muß man etwas zustande bringen, was den „berechtigten Wünschen" aller Teile genügt. Soweit Marokko in Frage kommt, sind natürlich nur Frankreichs Wünsche „berechtigt". Wir haben unsre ganze Leidenschaft in Nord und Süd auch dafür eingesetzt, aber wie dumm, und unsre großen Herren ließen uns getrost in unserm Hoffnungswahne herumirren, ohne uns aufzuklären. Müssen wir nicht froh sein, für ein „Nicht-materielles" Zugeständnis Materie, veritable, irdische Materie einzutauschen, nämlich einen Streifen Hinterland im Kongo, der unser Kamerun von Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika „nur noch" durch portugiesisches und Kongostaat-Gebiet getrennt sein läßt? Denn also lautet die unantastbare Behauptung: ein restloser, endgültiger, unwiderruflicher Verzicht auf das reiche Weltreich des nördlichen Afrika ist kein materieller Verzicht. Ein Streifen Hinterland aber ist etwas „Materielles" auf alle Fälle, auch wenn sein Wert erst realisierbar wird bei der vagen Möglichkeit, daß wir für schweres Geld einst von Portugal oder Belgien die eigentliche Verbindung unsrer afrikanischen Kolonien erkaufen. So will es die unwiderlegliche Vernunft und so halten wir den Mund.

Digitized by Google

Deutschlands „berechtigte Wünsche“. Großer Gott, wenn man in diesen Wochen durch Deutschland gereist hat, wie der Schreiber dieser Zeilen, man mochte seinen Fuß auf ein Stadtgebiet setzen, wo man wollte, überall wurde man mit der Frage empfangen: Sie kommen aus Berlin, wie steht es mit unsern Marokko-Verhandlungen? Eine Leidenschaft, eine tief innerliche Bewegtheit, eine Sorge, und eine Opfer- und Kampfesfreudigkeit — wenn es denn hätte sein müssen — erfüllte alle Herzen im Norden, im Westen und Süden. Und sicherlich auch im Osten nicht weniger. Was wissen davon unsre Diplomaten? Je weiter von Berlin, um so betrübter und gleichzeitig begeisterungsbereiter das Volk. Und nur die Aufgeklärten, die ihre Pappenheimer kennen, zuckten längst die Achseln und resignierten. Jetzt können sie alle die „Geschichte“ des Marokko-Handels lesen. Aus Versehen, so wird es dargestellt im Interesse einer stets „erfolgreichen“ Regierung, ohne Absicht eigentlich, halb zog sie ihn, halb sank er hin, so kam die größte politische Aktion zustande, ohne Bismarckische Entschlußkraft also und Zielweite. Darum all die verpuffte Begeisterung über Agadir! Überall im Lande hat das verruchte Auslandswort von der „Timidität“ unsrer maßgebenden Faktoren die Schamröte uns in die Wangen getrieben. Ahnt man in Berlin, wie unzählig viele Männer rings im Reiche unter dieser Schamröte wirkliche Besorgnis verbergen? Jetzt sollen bei der Erfüllung unsrer „berechtigten Wünsche“ in der letzten Phase des Handels sämtliche Pünktchen auf sämtliche J's gesetzt werden, heißt es in der August Scherlschen „Entwicklung der Marokkofrage“. Wie niedlich das klingt. Sämtliche Pünktchen kommen auf ihr J, Streusand darauf, sauber abgeschüttelt wieder hinein in die diplomatische Sandbüchse, das Blatt gefaltet, verklebt, in den Schrank verwahrt, und dann werden wir alle Hurra rufen und uns nicht fassen können vor übergroßer Freude, daß wirklich jedes Pünktchen sein J gefunden hat. Wir werden aus Marokko heraus sein, wir werden ein sauber verbrieftes Recht auf die „offene Tür“ mit hinausnehmen. Wir werden nach Hinterkongo pilgern und uns dort aus dem ewigen Sandmeere der Sahara die Streusandbüchsen für 100000 weitere Weltverträge und -verhandlungen immer wieder aufs Schönste füllen können. Was für eine unermeßliche Zahl von J-Pünktchen kann man damit in Zukunft noch trocken legen! Herrlichen Zeiten gehen wir sicher gerüstet entgegen.

In Hamburg haben die Kaisertage einen berauschenden Verlauf genommen. Wir lieben ja die berauschenden Verläufe, die großen Pantomimen mit der schimmernden Wehr. Dreihundert Bläser, vom Musikinspizienten der Armee und zwei sekundierenden Kapellmeistern rechts und und links dirigiert, standen im Qualm der Magnesiumfackeln vor dem stolzen, weiten Bau des freien Hanse-Rathauses. Dort oben auf der Estrade standen die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, umglüht von taghellen Bränden, die zum schwarzen Himmel strahlten. Rings in den Winkeln des Platzes und in den schmalen Straßen der Welthandelsstadt drängten sich die Menschen. Da brausten die gewaltigen Klänge der „Wacht am Rhein“ über den Fackelwald, von 300 Bläsern geblasen, ein unerhörter Eindruck. Hier und da unter der Menschenmenge versuchten es einzelne, mitzusingen. Denn auf allen Herzen lag der Gedanke an Marokko an die mögliche Nähe eines Kampfes um die nationale Ehre. Aber über diesem Gedanken lag die Resignation und die bittere Sorge, auch wohl Skepsis: Weiß man auf der Estrade, was du denkst? Und so erstarben die Versuche, hier und da. Und die dreihundert blechernen Röhren der Regimentsmusik waren der einzige Träger einer Empfindung, die aus tausenden von lebendigen Kehlen hätte dringen müssen. Spürte man auf der Estrade den mißglückten Drang. Es hat mancher eine Träne abgewischt in diesem Augenblick. Aber mancher ist fortgegangen und hat sich gesagt: Es war ja doch nur eine Pantomime. Solche Erlebnisse werden zum Symbol für unsre Stellung im Kreise der Nationen. Wir sind wie ein Löwe, der unter dem Bewußtsein seiner majestätischen Schönheit seine Kraft vergessen hat und vor der Peitsche eines frechen Tierbändigers zusammenzuckt, als genügte nicht ein Sprung, ihn zusammenzuschlagen. Wenn selbst die tatsächlichen Resultate der letzten Wochen uns gleichgültig wären, die jämmerlichen Bilder aus ihrem Verlaufe sind nicht wegzuwischen. Die Geschichte der Marokkofrage wird nie so darzustellen sein, daß ein „Narr ist, wer von einem deutschen Mißerfolge spricht“. Magnum voluisse, sat est, sagt ein lateinisches Sprichwort. Großes gewollt zu haben, ist genug. Wir werden unter keinen Umständen etwas Großes erreichen. Aber damit nicht genug, erklären wir noch freiwillig, daß wir eigentlich überhaupt keine Absichten hatten. Wären wir doch nur zu Haus geblieben!

Lord Kelvin.

Von **E. E. Lehmann** (Berlin).

I.

Der vor nicht langer Zeit im 83. Lebensjahre verstorbene Lord Kelvin gehört zweifellos zu den größten Naturforschern aller Zeiten. In seiner schier unerschöpflichen Arbeitskraft und Rüstigkeit erinnert er an die geistigen Giganten der Sage. Kaum einer seiner Zeitgenossen dürfte an stets von ihm ausgestrahlter und doch niemals während seines

Digitized by Google

mehr als achtzigjährigen Lebens erschöpfter geistiger Energie ihm gleich gekommen sein. Man könnte ihn einem lebendigen, zweibeinigen Radiumwesen vergleichen, welches unaufhörlich Kräfte ausgibt, ohne selbst jemals an Kraft zu verlieren. Niemals macht sich eine Abnahme geistiger Energie bei ihm bemerkbar — nicht bis in seine letzten Lebenstage hinein. Die soeben bei Macmillan in London erschienene Biographie*) des großen Naturforschers versetzt den Leser in ein geradezu nie endendes Staunen über die ungeheure Arbeitskraft des Mannes. Fünfzig Seiten allein sind angefüllt mit den Titeln seiner Schriften; dazu hat er nicht weniger als siebzig kleine und größere fast immer originelle und wertvolle Erfindungen gemacht, die selbstverständlich alle gesetzlich geschützt wurden. Die auf ihn geschütteten Ehren von Regierungen, Monarchen, gelehrten Körperschaften und großen Gemeindewesen füllen sieben Seiten in Großoktav.

Hier ist also einer der Größten unter den Großen, der, wie vielleicht niemand anders seit Goethe, in der Geschichte moderner Kultur innerhalb seines weiten ihm eigenen geistigen Reiches Macht und Einfluß geübt und schon zu Lebzeiten Lohn und Ehren in Hülle und Fülle geerntet hat. Niemand und kein Volk, das sich nicht ehrfurchtsvoll vor dem großen Schotten verbeugt hätte. Kaum Alexander v. Humboldt, der vielleicht bis dahin am meisten verehrte Naturforscher der modernen Welt, hat solche Anerkennung und solche Verehrung von seiner Mitwelt genossen. Als die irdische Hülle des rastlosen Forschergeistes in dem Pantheon englischer Größe, der Westminster Abtey, zur Ruhe bestattet wurde, an der Seite seines unsterblichen Vorgängers, Isaak Newton, umstanden die geistig Großen und gesellschaftlich Hohen und Höchsten seinen Sarg, wie den eines Fürsten, eines großen Monarchen. Ganz England schien an jenem Tage unter einem Trauerflor zu leben, und es fehlte nur noch, daß die britische Flotte in allen Meeren zum Zeichen des großen Verlustes, welchen das englische Volk und mit ihm der wissenschaftliche Geist der Menschheit durch Lord Kelvins Tod erlitten, ihre Flaggen auf Halbmast stellten, um die Trauer durch nichts von der Trauer um den Tod des Staatsoberhauptes zu unterscheiden.

Diese allgemeine Teilnahme erscheint desto merkwürdiger, da die Verdienste Lord Kelvins zum großen Teil auf dem Gebiete der für die große Menge vielleicht unverständlichsten aller Wissenschaften, auf dem Gebiete der Mathematik, liegen, oder zu mindesten die Mathematik zu ihrem letzten Ausgangspunkt haben. Lord Kelvin selbst freilich war über das Wesen dieser Wissenschaft andrer Meinung, „Man glaube nur nicht“, so erklärte er, „daß Mathematik für den einfach gesunden Menschenverstand eine harte Nuß oder dunkel und abstoßend ist. Sie ist vielmehr die Atherrealisation des gesunden Menschenverstandes.“ Diese Anschauung des großen Forschers macht allerdings die Sache weder verständlicher noch für den Laien anziehender. Etwas Ähnliches gilt von Lord Kelvins nie aufgegebenen Versuchen, eine naturwissenschaftliche Theorie zu finden, geeignet, alle physikalischen Erscheinungen und Probleme auf Kraft und Äther zurückzuführen. So außerordentlich interessant gerade die mit diesem Versuche verbundenen Auseinandersetzungen und Theorien Lord Kelvins sind: verständlich dürften sie kaum einem unter Hunderten seiner Leser geworden sein.

William Thomson war eben auch in seiner nie nachlassenden Zähigkeit ein Schotte, obgleich er das nie ganz wahr haben wollte; denn er war in der zur Irischen Provinz Ulster gehörigen Landschaft Down geboren. Trotzdem: die Familie stammte aus Schottland. Wie viele andre schottische Familien war sie aus Rücksichten für Erhaltung ihres protestantischen Glaubens zur Zeit der englischen Gegenreformation (1641) aus Schottland nach der grünen Insel ausgewandert. Dort waren die Thomsons zwei Jahrhunderte lang einfache Landbebauer gewesen. Die Familie stand in dem Ruf, „religiös, sittlich, patriotisch und ehrenhaft und dazu von kräftiger, schöner Gestalt zu sein; besonders die Männer.“ William erbte alle diese Eigenschaften. Schon sein Vater, der zum Ackerbauer erzogen war, zeigte Anlagen für die Wissenschaft. Er fertigte, kaum zwölf Jahre alt, mit eigener Hand Samenuhren für jeden Breitegrad an. Man sandte ihn in eine Privatschule. Dort wurde bald aus dem Schüler ein Lehrer, denn man vertraute ihm nach kurzer Zeit die Stelle eines Hilfslehrers an. Sobald er sich Geld genug gespart, ging er auf die Universität nach Glasgow. Auch hier zeichnete er sich nach kurzer Studienzeit durch seine Kenntnisse so aus, daß er als Professor der Mathematik erst nach Belfast und bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Glasgow berufen wurde. Er heiratete die Tochter eines Glasgower Kaufmanns, Gardner mit Namen, eines Mannes, welcher für seinen König nach Amerika als Soldat gegangen war, um die „Amerikanischen Rebellen“, die eben sich anschickten, gegen England ihre staatliche Unabhängigkeit zu erkämpfen, niederzuwerfen.

William selbst war der zweitgeborene Sohn dieser Margaret Gardner und das viertälteste Kind unter sieben Geschwistern. 1824 zu Belfast geboren, verlor er die Mutter schon, noch nicht sechs Jahre alt. Drei Jahre später siedelte Vater Thomson mit seinen mutterlosen Kindern nach Glasgow über, wo er, wie schon erwähnt, als Professor der Mathematik bei der Universität eintrat. Er unterrichtete seine Kinder selbst; lehrte sie lateinisch und den Gebrauch des Globus. Er war ein guter Lehrer und als Vater außerordent-

*) Life of William Thomson, Baron Kelvin of Largs by Sylvanus P. Thompson. Two volumes. (Macmillan & Comp. London 1910).

Digitized by Google

lich gewissenhaft; das beweisen seine noch vorhandenen, in der eben erschienenen Biographie Lord Kelvins abgedruckten Briefe an seinen großen Sohn, in denen eine fast mütterliche Fürsorge sich ausspricht.

William sowohl wie sein älterer Bruder waren im eigentlichsten Sinne des Wortes Wunderkinder. William war nur etwas über, sage und schreibe, zehn Jahre alt bei seinem Beziehen der Universität Glasgow. Freilich darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß die englischen Universitäten das Pensum der höheren Klassen unsrer Gymnasien mit den Universitätsstudien verbinden. Bevor der kleine William noch elf Jahre zählte, hatte er schon zwei Preise für humanistische Studien erhalten. Mit fünfzehn Jahren (1841) bereits konnte er die Universität verlassen. Er bestand die Prüfung für den Baccalareus Artium (Dr. philos.) mit Auszeichnung. Doch, da er noch zu jung war, beschloß er, wohl dem Rate seines klugen Vaters folgend, mit seiner formellen Promotion noch zu warten. Später erklärte er einmal: „Ein zwölfjähriger Junge sollte fähig sein, seine eigene Muttersprache fehlerlos und mit einer gewissen Eleganz, auch schriftlich, zu gebrauchen. Dazu sollte er das Französische gut verstehen und Lateinische und griechische Autoren übersetzen können; außerdem auch einigermaßen das Deutsche meistern. Nach Aneignung dieser Vorkenntnisse sollte er mit dem Studium der Logik beginnen". Was sagen zu diesen Anforderungen unsre heutigen Eltern und Schüler, welche immer über „Überbürdung" klagen? Erst vierzehn Jahre alt, hörte Jung-William Naturphilosophie bei dem Professor für Astronomie, Nichol. Dieses Jahr lebte noch im Gedächtnis des schon alternden Fischers als eines der glücklichsten seines Lebens. Durch Nichol lernte er Fouriers „Analytische Theorie der Wärme" kennen. Die Klarheit und der dichterische Schwung der Sprache dieses Werkes entschied für alle Folgezeit seines Lebens über den Gang seiner Studien. Zurückgekehrt von einer Reise aus Frankreich und Deutschland, die die Familie unter Führung Vaters Thomsons behufs leichterer Erlernung des Französischen und Deutschen unternommen hatte, veröffentlichte der immer noch erst Siebzehnjährige seine erste Abhandlung in dem „Cambridge Mathematical Journal" zur Verteidigung des von ihm über alles verehrten Fourier unter den Initialen: „A.O.R." Bevor der junge Gelehrte Glasgow verließ, machte er die Bekanntschaft eines Vetters von Faraday, welcher ihn für seinen genialen Verwandten und dessen Arbeiten voll und ganz zu begeistern verstand. In Cambridge angekommen, hatte er schon nach wenigen Tagen den Ruf, einer der tüchtigsten, wenn nicht gar der tüchtigste Mathematiker der Universität zu sein. Seine Studien hielten jedoch den feingebauten Jüngling mit dem aschblonden Haar von gesellschaftlichen Zerstreuungen und Spielen nicht ab: er ging spazieren, ruderte, tanzte und ritt gelegentlich. Frühmorgens badete er Sommer, sowohl wie Winter in der Cam (Fluß bei Cambridge); nachmittags suchte er seine Erholung im Rudern. Geld hatte er genug, zumal er, ganz seinem schottischen Ursprung entsprechend, außerordentlich sparsam und berechnend war. So kaufte er ein Ruderboot aus Eichenholz für den billigen Preis von £ 7 (ca. 140 M.), welches früher 480 M. gekostet. Dieser billige Kauf hinderte ihn jedoch nicht daran, von einem Studienfreunde, der zeitweise dieses Boot von ihm mietete, im ersten Jahre 240 M. und im zweiten Jahre 120 M. jährliche Miete zu nehmen. Als sein Vater, der alte Thomson, über dieses Geschäft einigermaßen den Kopf schüttelte, verwunderte das den Sohn außerordentlich.

Seine Ausgaben während seiner dreijährigen Studienzeit in Cambridge beliefen sich, alles in allem, auf £ 774 6 sh. 7 d. (etwas über 15000 Mark), wie wir aus seinen genau geführten, in dem erwähnten biographischen Werke abgedruckten Ausgabebüchern wissen; also auf etwa 5000 M. jährlich. Das erscheint uns Deutschen ziemlich hoch; ist jedoch für das Leben auf einer englischen Universität, wo alles viel kostspieliger ist, recht mäßig. Der Vater beobachtete seinen Sohn auf das Sorgfältigste und hielt, wo und wenn es immer anging, seine fürsorglich schützende Hand über ihn. Als der Professor für Naturphilosophie an der Universität Glasgow auf den Tod erkrankte, wandte der alte Thomson sofort alle ihm zu Gebote stehenden Beziehungen und Mittel an, diesen Lehrstuhl für seinen hochbegabten William zu erhalten. Jung-William erhielt denn auch später die Stelle. Bei dieser Gelegenheit schrieb ihm sein durchtrieben kluger Alter: „Du mußt stets darauf bedacht sein, das Gute nicht nur zu tun, sondern du mußt auch dafür sorgen, immer gut zu scheinen".

Der noch recht junge Professor gab seine Leidenschaft für Rudern und Bootsfahren ebenso wenig auf, wie seine Leidenschaft für Musik. Es ist übrigens recht bemerkenswert, daß sich eine mehr oder weniger ausgesprochene Neigung zur Musik bei allen hervorragenden Mathematikern findet und daß umgekehrt, viele große Musiker ein auffallend gutes Verständnis für Mathematik zeigen. Jung-Thomson wurde schon in Cambridge ein Mitbegründer der Musikalischen Universitätsgesellschaft. Er spielte cornet à piston und wurde 1844 — kaum zwanzigjährig — Präsident der Gesellschaft. Weber, Beethoven und Mendelssohn waren „seine Götter"; Mozart, Haydn und Schubert bewunderte er kaum viel weniger.

Obgleich ein hervorragender Gelehrter der Universität Cambridge, Dr. Whewell erklärte: Thomson ist unzweifelhaft der größte mathematische Genius an unsrer Universität", erhielt Thomson doch nicht den ersten Preis. Ein neuer Beweis

Digitized by Google

dafür, daß Examina und Preisverteilungen keineswegs immer einen zutreffenden Maßstab für hervorragende Männer abgeben.

Bevor Thomson die Professur in Glasgow antrat, ging er erst noch für einige Zeit nach Paris. Nach Abschluß seiner Pariser Studien kehrte er dann nochmals nach seiner alten Universität Cambridge zurück — und zwar als begeisterter Physiker. Die nächsten fünf Jahre brachte er mit der Anwendung mathematischer Analysen auf physikalische Untersuchungen, besonders im Gebiete der Elektrizität, zu.

Kurz nach seiner Übersiedlung nach Glasgow stellte dem immer erst noch zweiundzwanzigjährigen Professor ein älterer Kollege das Zeugnis aus: „Es ist sicher: William Thomson ist schon oder wird sehr bald ein zweiter Newton sein". Seine erste Vorlesung hatte zum Gegenstand: „Ziel und Methoden der Physik". Sein Vortrag war keineswegs besonders anregend oder auch nur, selbst für den Fachmann, leicht verständlich. Einer seiner Zuhörer erklärte: „Ich folgte den Vorlesungen über das Pendel einen vollen Monat lang; doch alles, was ich bis jetzt darüber weiß, ist, daß es sich hin und her bewegt".

Der pekuniäre Gesichtspunkt bei der Wahl des Offizierberufs.

Eine Entgegnung von Veteranus.

II.

Den Grund der, spez. der Hauptmannscharge empfindlichen, Kollektivverabschiedungen bildete das Bestreben, das Offizierskorps zu verjüngen. Daß dies hinreichend berechtigt war, braucht nicht unbedingt zugegeben zu werden. In den siegreichen Heeren Napoleons I. waren die Altersverhältnisse der unteren und mittleren Chargen viel ungünstiger als bei uns Ende der 80er Jahre. Auch die der Armeen unsrer Nachbarn waren damals und sind heute nicht günstiger als die unsrigen. Und es steht fest, daß man seit Ende der 90er Jahre ohne nachweisbare Schädigung des Dienstinteresses auch ohne die forcierten Verabschiedungen, also mit älteren Offizieren, auskommt. Daß die nachfolgenden Stabsoffiziere und Hauptleute durchschnittlich an Tüchtigkeit ihre Vorgänger übertroffen hätten, ist nicht anzunehmen. Bezeichnenderweise vergaß denn auch ein hoher Offizier, der oft erzählte, daß er in den ersten 2 Jahren seiner Regimentskommandeurzeit sämtliche Stabsoffiziere und die Hälfte seiner Kompagniechefs „abgesägt" habe, nie hinzuzufügen, er habe die Erfahrung gemacht, daß die „neue Garnitur" weniger gut gewesen sei als die ausrangierte. — Ein weiterer Grund war die damals aufkommende Ansicht, daß es möglich und notwendig sei, durch einen kräftigen Druck von oben die Schießleistungen unsrer Infanterie — die Artillerie bewahrte ihre kostspielige Munition vor diesem Unheil — zu verbessern. In den damals eingerichteten Konkurrenzschießen hatte jede Kompagnie allmonatlich auf diesem Gebiete ihrer Ausbildung eine harte Prüfung zu bestehen. Günstige Jahresergebnisse eröffneten die Aussicht auf Orden, Kommandos und Beförderungsvorteile, ungünstige u. U. die Aussicht auf Verabschiedung. Die neue Methode erwies sich aber nur mit starkem Vorbehalt als zweckmäßig. Denn die zahlreichen kriegs- und ehrengerichtlichen Verhandlungen jener und der späteren Zeit ergaben, daß die besonders ehrgeizigen oder sich in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht sehenden Kompagniechefs vielfach zu Mitteln griffen, die zwar die Schießergebnisse verbesserten und erstaunliche Rekords aufstellten, aber mit den Paragraphen des militärischen Strafgesetzes kollidierten. Die bezeichnete Methode hat nicht nur vielen von diesen, sondern zugleich vielen andern, die dem Zug der damaligen Zeit widerstanden, den Kragen resp. die Stellung gekostet. Die Unredlichkeiten und — Mißhandlungen der Mannschaften nahmen mit der Zeit einen solchen Umfang an, daß die Schießkonkurrenz in späteren Jahren zuerst milder gehandhabt und dann gänzlich fallen gelassen wurde.

Nun wird es keiner Heeresverwaltung zu verdenken sein, wenn sie innerhalb der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes das Offizierkorps so jugendlich macht und erhält, als ihr vorteilhaft erscheint. Auch gelegentliche Mißgriffe in der Wahl ihrer Methoden, die menschlich sind, wird ihr niemand übel nehmen. Allein in beiden Fällen dürfen die Existenzbedingungen des Offizierkorps nicht in dem Maße, wie hier geschehen, außer Betracht gelassen, müssen begangene Fehler möglichst schnell wieder gut gemacht werden. Der mit der Anstellung des Offiziers von diesem mit der Heeresverwaltung stillschweigend abgeschlossene Vertrag lautet dahin, daß diese ihre unbeschränkte diskretionäre Vollmacht über die ihr anvertrauten Offiziere rücksichtsvoll handhaben und für ihre Untergebenen ausreichend sorgen will. Und so ergibt sich hier von selbst die wichtige Frage, was denn in jenen kritischen Zeiten zur Abwehr der über die vielen Verabschiedeten hereinbrechenden Not seitens jener Verwaltung geschehen sei. Denn eine bittere Not bestand ohne Zweifel, und sie wurde mit der sich mehrenden Zahl der Verabschiedungen immer größer.

Durch den beispiellosen Aufschwung des Nationalwohlstandes nach unserm großen Kriege war die Kaufkraft des Geldes rapid gesunken. Das geltende militärische Pensionsgesetz stammte noch aus dem Jahre 1871. Wie wenig am Ende

Digitized by Google

der 80er und eingangs der 90er Jahre seine Pensionen auf der Höhe der Zeit standen, erkannten nach Angabe des offiziellen v. Döringschen Kommentars zum O.P.G. 05 (s. Einleitung) die maßgebenden Stellen erst 1898 bei den Vorarbeiten zu dem an die Arbeiterfürsorgegesetze angelehnten Mannschaftsversorgungs-Gesetz 05. Damals machte man die Wahrnehmung, daß die „Pensionen der unteren Offizierchargen niedriger waren, wie die Renten der Arbeiter". So konnte es nicht ausbleiben, daß die finanziellen Schwierigkeiten unter den in der Regel früh verabschiedeten Offizieren wuchsen und die Klagen über die unzeitgemäßen militärischen Ruhegehälter gewissermaßen zu einer ständigen Einrichtung wurden. Denn der Nachteil des frühen Ausscheidens beruht nicht allein in der meist verhältnismäßig geringen Pension, die zur Erfüllung der dem mittleren Lebensalter obliegenden wirtschaftlichen Aufgaben nicht ausreicht, sondern zugleich darin, daß im Verlauf der Jahrzehnte, die der verabschiedete Offizier noch zu leben hat, die Teuerung der Lebensbedürfnisse immer größer wird, die Pension zusehends veraltet. Das liegt allerdings im Wesen jeder Pension, allein dieser Umstand macht sich bei den in der Regel bis an die Schwelle des Greisenalters im Amt bleibenden Beamten in ungleich geringerem Maße geltend als beim Offizier. Die Kinder des ersteren sind, wenn er abgeht, längst versorgt, seine Ausgaben daher geringer geworden. Und in der Mehrzahl der Fälle bezieht er eine Pension nach dem neuesten Tarif, da die Zivilbehörden durchweg außerordentlich rücksichtsvoll sind und angesichts eines kommenden Besoldungs- oder Pensionsgesetzes dem Wunsche, dasselbe abzuwarten, keine Hindernisse entgegenzustellen pflegen.

Behufe eine Neufestsetzung der Wiederanstellungsgrundsätze. Beides war dringend nötig, denn der Anspruch auf Wiederanstellung in den nichtmilitärischen Stellungen wurde damals den Verabschiedeten bis zum Regimentskommandeur aufwärts, in den militärischen bis zum Leutnant abwärts zugebilligt und den Majors, Hauptleuten und Leutnants — wie die folgende gleichfalls auf die Linieninfanterie beschränkte Zusammenstellung zeigt — die Verwendung im Zivil- und Gendarmeriedienst in einem Umfange in Aussicht gestellt, in dem die gegebene Aussicht niemals zur Wirklichkeit werden konnte. Das läßt sich am einfachsten an der Gendarmerie nachweisen. Für die Stellen der vorhandenen 54 Distriktsoffiziere schuf man von 1899—1905 allein aus Verabschiedeten der Linieninfanterie nicht weniger als 64 Anwärter, während in dieser Zeit von 7 Jahren unter normalen Verhältnissen etwa $^2/_3$ der erforderlichen Stellen frei werden konnte. Daneben schraubte man die an die Anwärter gestellten Anforderungen derart hinauf, daß zahlreiche Aspiranten in der die Einarbeitung abschließenden Prüfung durchfielen und ein Teil der übrigen auf Einarbeitung verzichtete. — Daß es bezüglich des Zivildienstes ähnlich stand, geht daraus hervor, daß im Durchschnitt der Jahre 1888—1902 14% der mit Pension abgehenden, nicht in inaktiven Stellen verwendeten Majors, Hauptleute und Leutnants der Infanterie — die Oberstleutnants und die andern Waffen nicht gerechnet — beim Ausscheiden die Aussicht auf Verwendung im Zivildienst erhielten, während nach der bei Beratung des O.P.G. 06 seitens des Kriegsministeriums erteilten Auskunft in dem damals verflossenen Jahrzehnt durchschnittlich nur 10% des jährlichen Abgangs tatsächlich in Zivilstellen übergetreten sind.

Zusammenstellung der jährlich erteilten Aussicht auf Wiederanstellung.

Im Jahre	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905
Aussicht auf Anst. im Zivildienst	25	23	36	22	27	31	23	28	21	29	21	17	16	25	28	28	18	14
Aussicht auf Anst. i. d. Gendarmerie	6	6	5	—	5	7	4	4	3	4	4	8	13	7	11	10	5	10

Damals entstand eine ganze Literatur über die Frage, wie den verabschiedeten Offizieren zu helfen sei. Man verlangte mehr für den Offizier geeignete Zivilstellen. Die Mehrzahl der vorhandenen war ihm nur im Wettbewerb mit dem Unteroffizier zugänglich, und die geeigneten Unteroffizierstellen genügten der Zahl nach nicht einmal für diese, die nach dem heutigen Stand ihrer teils in der Schule, teils während langer Jahre im Kapitulantenunterricht erworbenen Allgemeinbildung begreiflicherweise nicht Post- oder Gerichtsbote, Eisenbahnschaffner und Ähnliches werden wollen. Ferner verlangte man Einschränkung der übergroßen Konkurrenz um die wenigen geeigneten Offizierstellen durch Ausschluß der oberen Chargen von der Zivilanstellung, der unteren von den inaktiven Heeresstellen und zu diesem

Nebenher wurde Jahr für Jahr ein neues Pensionsgesetz im Reichstage gefordert und von der Militärverwaltung zugesagt. Allein trotz allem kam das neue Gesetz erst viele Jahre später, volle 18 Jahre nach Beginn des großen Aufräumens. Auch an die Reform des Wiederanstellungswesens, das bei richtiger Organisierung wesentliche Ersparnisse versprach, hatte man sich inzwischen nicht herangewagt.

Für den anhaltenden Aufschub des so außerordentlich dringlichen Gesetzes hat man seinerzeit verschiedene Gründe geltend gemacht. So hieß es, das Gesetz der Offiziere könne billigerweise nur mit dem der übrigen Staatsdiener erledigt werden. Dazu fehle es vorläufig an Geld. Der erste Grund hätte sich hören lassen, wenn die Verabschiedungsbedingungen in beiden Berufen

Digitized by Google

annähernd gleich gewesen wären. Da dies aber ganz und gar nicht der Fall ist, weil in keinem Beamtenberuf rund 94% seiner Angehörigen mit 52—53 Jahren bereits pensioniert sind, war er hinfällig. Und in einer Angelegenheit von so eminenter Bedeutung, wie es damals das Pensionsgesetz war, durfte die Geldfrage höchstens dann entscheidend sein, wenn die Staatsfinanzen wirklich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen waren und die Wirtschaftlichkeit der Heeres- und Flottenverwaltung auch auf den andern Gebieten ihres Ressorts die denkbar peinlichste war. Das erstere war nachweislich nicht der Fall. Und daß es auch das letztere nicht war, darüber scheinen die Reichstagsverhandlungen der jüngstverflossenen Jahre keinen Zweifel übrig gelassen zu haben. Man braucht nur an die Besprechung der geschäftlichen Beziehungen dieser Verwaltungen zu den Firmen Krupp, Wörmann und Tippelskirch, an das Versetzungs-, Reisekosten-, Zulagewesen, letzteres besonders bei der Marine, und die seither im Reichstag durchgesetzten Abstriche im Heeres- und Flottenetat zu erinnern.

Hiermit sind indessen die Gebiete durchaus nicht erschöpft, auf denen beträchtliche Summen hätten herausgespart werden können. — Und von den damaligen kontinuierlichen Heeres- und Flottenvermehrungen, welche die chronische Leere im Staatssäckel erzeugten, darf man behaupten, daß keine von ihnen mehr als eine ephemere Überlegenheit herbeizuführen vermochte, weil jede von unsern Nachbarn prompt mit Gegenmaßregeln beantwortet wurde. Hätte man nicht angesichts dieses leicht vorauszusehenden Verlaufs, von der Erwägung ausgehend, daß ein Heer in einem zahlreichen und besseren Ausbildungspersonal ein Moment zweifelloser und starker Überlegenheit besitzt, während es sich mit dem Rückgang des Offizier- und Unteroffizierkorps nach Zahl und Güte der Miliz nähert, das O.P.G. einem Teil der seit 1888 stattgehabten zahl- und umfangreichen Heeresvermehrungen vorwegnehmen können? So haben wir im Deutschen Reichsheere zeitweise über 1000 Offiziere unter dem Etat gehabt. Das war doch eine selbstverschuldete Einbuße an Wehrkraft, die durch die Zahl der Bataillone nicht auszugleichen war, von der durch die mangelhafte Sorge für den Offizier erlittenen Einbuße an behördlichem Ansehen ganz abgesehen.

Daß das Pensionsgesetz schließlich den Erwartungen, die man unter den gegebenen besonderen Umständen berechtigterweise an dasselbe geknüpft hatte, nach dem von der Regierung vorgelegten Entwurf nicht annähernd entsprach, war schlimm genug. Weit schlimmer aber war, daß die damaligen Reichstagsverhandlungen den Eindruck erwecken mußten, daß die zur Verbesserung des Gesetzes seitens der Volksvertretung, besonders von der nationalliberalen Partei, gemachten Vorschläge unter starker Mitwirkung des Kriegsministeriums und der übrigen Regierungsvertreter zu Fall kamen. In seiner Rede vom 15. 12. 04 hat der damalige Kriegsminister die Friedenspensionäre, die bei rechtzeitiger Vorlage des Gesetzes größtenteils an ihm teilgenommen hätten, rundweg als „ein für allemal abgefunden“ erklärt. Und der Staatssekretär des Reichsschatzamts drohte am 16. 12. mit dem Scheitern des ganzen Gesetzes, wenn von der Berücksichtigung der Friedenspensionäre nicht Abstand genommen werde. Nach seiner Berechnung hätte die verallgemeinerte Rückwirkung mit Einschluß der Unteroffiziere und Mannschaften im ersten Jahre 20 Millionen gekostet. Was bedeutete diese Summe bei einem Wehretat von 1,22 Milliarden? Vor allem damals, wo es sich darum handelte, so schwerwiegende Fehler wieder gut zu machen, und wo mit dem allmählichen Absterben der Pensionäre dieser Posten in absehbarer Zeit wieder aus dem Etat verschwinden mußte! Sie betrugen etwa $^1/_8$ der Bau- und Armierungskosten eines modernen Kriegsschiffs. Und diese Millionen wären sehr viel nutzbringender angelegt gewesen als die wenige Jahre später mit höchst zweifelhaftem Erfolg zur künstlichen Belebung des Offiziersatzes für Erhöhung der Leutnantsgehälter aufgewandten. — Die damalige Behauptung, man könne durch allgemeine Rückwirkung des Gesetzes für die andern Staatsdiener keinen Präzedenzfall schaffen, korrigierte der Abgeordnete Graf Oriola sehr richtig mit dem Hinweis, daß entsprechende Präzedenzfälle durch die Gesetze 01 und 87 schon längst bestänben, bei der Ungleichheit der Verhältnisse im Offizier- und Beamtenberuf aber nie zu Forderungen der letzteren geführt hätten und auch in Zukunft nicht führen könnten. Auch gegen eine angemessene, der Zeit entsprechende Besoldung der im Heere weiter verwendeten Offiziere, wie sie Graf Oriola vorschlug, wurden regierungsseits Einwendungen gemacht. Es hieß u. a., diese Offiziere ständen schon so besser als die nicht wieder angestellten. Auch hier kam man mit drohenden Konsequenzen. Man übersah dabei, daß das erstere genau ebenso für die im Beamtendienst verwendeten Offiziere zutraf und daß ein noch dienstfähiger Offizier, der auf seinen Wunsch im Heere keine weitere Verwendung findet, entweder ein Anrecht auf sie verscherzt oder, wie die meisten Angehörigen der berittenen Waffen, auf Grund einer besonders günstigen Vermögenslage eine solche nicht nötig hat. Und selbst wenn Konsequenzen drohten, so waren sie überwiegend die Folge der ewigen Verschleppung des Gesetzes und hätten als selbstverschuldet nach Fug und Recht von der Militärverwaltung getragen werden müssen.

Die hier zusammengestellten, durch ihre inneren Zusammenhänge gewissermaßen ein System bildenden Tatsachen, die im Verein mit der Kürze der militärischen Laufbahn und der in den Ranglisten aufgeführten erschreckend hohen Zahl der ohne

Digitized by Google

Pension verabschiedeten Leutnants, Oberleutnants und Hauptleute auf den Soldatenberuf doch ein höchst ungünstiges Licht werfen, haben, wie nicht anders zu erwarten, die Kreise stark vor den Kopf gestoßen, denen das Heer früher einen ausreichenden und anerkannt vortrefflichen Offiziersersatz verdankte. Es sank die unentbehrliche Zuversicht, daß der Offizier von der Militärverwaltung wohlwollend behandelt und in schwierigen Zeiten nicht im Stich gelassen werde. Und damit verflüchtigte sich zugleich die Neigung, sich freiwillig in das Verhältnis bedingungsloser Abhängigkeit zu begeben, das man von der militärischen Laufbahn für unzertrennlich erachtet.

In militärischen Kreisen ist man der Ansicht, daß seitdem nicht allein die Zahl, sondern auch die Güte des Ersatzes zurückgegangen ist. Die Kommandeure vieler Infanterie-Regimenter können heute kaum noch den Bedingungen gerecht werden, die ihnen bezüglich der Annahme von Junkern vom Kabinett vorgeschrieben sind. Bei den berittenen Waffen ist das vorläufig noch anders, weil diese über einen im Durchschnitt gutsituierten Ersatz verfügen, der auch einmal schlechtere Zeiten ertragen kann. Gegenteilige Behauptungen sind nicht zutreffend und nur geeignet, über den Ernst der Situation hinwegzutäuschen. Denn der Kriegsminister hat noch letzthin im Reichstage — gewiß schweren Herzens — zugeben müssen, daß der Bestand an Offizieren noch immer um 600, nach andern Berechnungen um 800, hinter dem etatsmäßigen zurücksteht.

So sinkt das Niveau der wichtigsten Waffe, der Infanterie, allmählich unter das der andern herab. Damit vollzieht sich jene Zweiteilung des Offizierkorps von selbst, von deren zielbewußter, in gewissen Grenzen möglicher, ja zur Belebung des Avancements und zum Wohl des Heeres dienender Durchführung man auf der andern Seite durchaus nichts wissen will. Und dieser Prozeß, den eine Hervorkehrung der anfänglichen Vorteile des Offizierberufs nicht aufhalten kann, wird sich aller Voraussicht nach beschleunigen, wenn sich die durch den etwas regeren Andrang der letzten Jahre diskontierte Erwartung ernster Reformen nicht erfüllen sollte.

Mit Recht weist der ständige Mitarbeiter des „Grenzboten“ in deren Nummer vom 10. 3. 11. bei einer Besprechung der Unterlegenheit der Infanterie im Avancement gegenüber den andern Waffen infolge des bei ihr ungünstigen Zahlenverhältnisses der unteren und mittleren zu den oberen Stellen darauf hin, daß die seit langer Zeit im Heere ungehindert bestehenden und sich immer mehr zuspitzenden Mißstände, „die Außerachtlassung der durch 40 Friedensjahre voller Fortschritte auf allen Gebieten erzeugten sozialen und ethischen Gesichtspunkte“ seitens der Militärverwaltung auf die Dauer für den im Offizierkorps herrschenden Geist nicht bedeutungslos bleiben könnten, ja vielleicht schon üble Wirkungen gezeitigt hätten. Die Unzufriedenheit über die seitherige Behandlung der Verabschiedeten, die durch den ständigen Druck erzeugte dumpfe Gleichgültigkeit wird immer größer, das Verständnis zwischen oben und unten immer geringer. Und dazu besteht bei den heutigen Verhältnissen die Gefahr, daß die Regimentskommandeure die berufliche Weiterbildung ihrer Untergebenen der mit einem bestimmten Dienstalter automatisch einsetzenden Verabschiedungen wegen zum Teil für überflüssig halten. Unter den Verabschiedeten — ich nehme Bezug auf einen in den „Neuen Militärischen Blättern“, Heft 34/35 1910, erschienenen Aufsatz — sind deutlich erkennbare Syndikatsbestrebungen im Gange. Weil die Voraussetzungen der seitherigen Stellung des Offiziers im Staate bei dem heutigen Verhalten der Militärverwaltung nicht mehr erfüllt zu sein scheinen, ruft man ihn zur Selbsthilfe. Das alles sind um so mehr Sturmzeichen, als der aktive Offizier, der in dem Los des verabschiedeten das zukünftige eigene vor Augen sieht, mit diesem sich solidarisch fühlt.

Diese dem Heere und dem Vaterlande zum Unsegen gereichenden Verhältnisse in ihrem vollen Umfang und natürlichen Zusammenhang zur Sprache zu bringen, scheint nachgerade verdienstlicher, als durch schiefe Darstellung der Sachlage und Schönfärberei schlecht beratene junge Leute zum Ergreifen des unter den seitherigen Bedingungen aussichtslosen Offizierberufs zu bewegen, zur Verewigung der vorhandenen Mißstände beizutragen bezw. weiteren Mißgriffen in ihrer Behandlung Vorschub zu leisten.

In teilweiser Voraussicht des Kommenden soll die Heeresverwaltung die Absicht zu erkennen gegeben haben, zur Prüfung der Frage, wie dem Offizierkorps ein vollgültiger Ersatz zu sichern sei, eine besondere Kommission einzuberufen. Ein vortrefflicher Gedanke! Allein gegen die angeblich beabsichtigte Zusammensetzung dieser Kommission ausschließlich aus aktiven Offizieren lassen sich die ernstesten Bedenken nicht unterdrücken. Wir dürften uns hinreichend überzeugt haben, daß der beabsichtigte Zweck ohne gründliche Änderung des ganzen Systems, im besonderen ohne eine bessere Regelung des Verabschiedungs- und Wiederanstellungswesens nicht zu erreichen ist. Die aus der Verabschiedung sich ergebenden Schwierigkeiten, die Mängel der heutigen Wiederanstellung, kennt nur derjenige im vollen Umfang, der ihnen selbst gegenüber gestanden hat. Den aktiven Offizieren, ja selbst den höheren Offizieren a. D., liegen diese Dinge durchaus fern. Das beweist u. a. das den einseitigen Ausführungen des hier besprochenen Aufsatzes von dem zuständigen Regimentskommandeur erteilte behördliche ‚Imprimatur‘. Deshalb wird man bei den Verhandlungen den verabschiedeten Offizier der mittleren Chargen, der

Digitized by Google

mit den Verhältnissen des militärischen und bürgerlichen Lebens gleich vertraut ist und dem seine unabhängige Stellung gestattet, da, wo nötig, auch bitter schmeckende Wahrheiten zu sagen, in der Kommission nicht entbehren können. Es soll doch wohl reformiert, nicht nur Zeit gewonnen oder ein fauler Friede gemacht werden! Dann aber ist es nötig, in die Tiefe der Wunden die Sonde zu legen, nicht oberflächlich mit Schminke und Heftpflaster zu arbeiten. Wer die bestehenden Einrichtungen grundsätzlich für unübertrefflich und entgegengesetzte Meinungen für böswillig hält, wer durch stetige Angst vor den etwaigen Folgen einzuführender Reformen sich am Handeln hindern läßt, kann nicht bahnbrechend wirken. Empfindlichkeit gegen die Wahrheit schließt einen klaren Blick in die Verhältnisse aus und führt unrettbar zu Fehlgriffen. Daher winkt der Ehrentitel eines Reformators stets nur dem Vorurteilsfreien, Wahrheitsliebenden und Beherzten.

Hygienische Volksgesundung durch Erziehung.

Von Oberstabsarzt Dr. **Neumann** (Bromberg).

Kein Geringerer als Lessing kann Führer sein inbezug auf die Erziehung; hat er sich auch über den Wert der Erziehung inbezug auf die Gesundheitspflege nicht besonders ausgesprochen. In den Blättern für Volksgesundheitspflege, dem Organ des Deutschen Vereins für Volkshygiene, habe ich, auf Lessings Erziehung des Menschengeschlechts bezugnehmend, eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht über die hygienische Erziehung des Menschengeschlechts. Meiner Ansicht nach hängt die Ethik der Erziehung eng zusammen mit ihrer gesundheitlichen Seite. In der Besprechung der für viele sehr heiklen sexuellen Aufklärung habe ich in einem für die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bestimmten Aufsatz, der in deren Zeitschrift veröffentlicht ist, gesagt, daß ich Reinlichkeit und Reinheit im ethischen Sinne für gleichartig erachte.

Mit der Volksgesundung durch Erziehung in gesundheitlichem Sinne beschäftigen sich eine große Reihe von Gesellschaften, Organisationen, Vereinen, ja man kann sagen, wir leben in einer Zeit, in welcher die Hygiene modern ist. Das geht nicht nur aus dem Interesse hervor, welches z. B. die internationale Hygieneausstellung in Dresden, vor allem deren populärer Teil — der Mensch —, findet, das geht auch hervor aus der Begeisterung, mit der die Organisation der Jugendpflege auf sportlichem Gebiete erfolgt. Ja man kann sogar schon von einer Überproduktion auf dem Gebiete sprechen, wobei der innere Mensch vielleicht zu kurz kommt.

Zu einer Lebenserziehung gehört auch ohne Zweifel die hygienische Seite, und wir besitzen eine Reihe von guten Schriften. Ich nenne z. B. das ganz vorzügliche Buch von Sonderegger: Vorposten der Gesundheitspflege oder die Bücherserie im Verlag von Otto Gmelin in München: der Arzt als Erzieher.

Ich habe selbst in diesem Verlage ein knappes, kurzes Handbuch der Volksgesundheitspflege geschrieben und habe in den Abschnitten: geistige Hygiene und Volksfreuden auf den Zusammenhang hingewiesen zwischen Lebenserziehung und Volkshygiene. Ich meine — in der Beziehung bin ich Dualist —, daß Körper und Geist zwar in demselben Individuum vorhanden sind, daß man sich einen Geist nur an den Körper gebunden vorstellen kann, daß aber beide ihre besondere Kultur notwendig haben. Wir müssen auf dem körperlichen Gebiet ebenso wie auf dem geistigen von gewissen Idealforderungen ausgehen, um Vollkommenes zu erreichen.

Ich möchte hier an zwei Männer erinnern, die vor hundert Jahren jeder auf seinem Gebiete Großes leisteten: Jahn und Fichte.

Jahn, der s. Z. verfolgte Demagog, und Fichte, der angebliche Atheist. Heute nach hundert Jahren werden ihre Verdienste nicht nur anerkannt, sondern wir bauen wieder an; bei Jahn an seine volkstümlichen Jugendspiele, bei Fichte als dem Heros deutscher Nationalerziehung. Körperpflege und Geistespflege gehören als die Postulate einer erzieherischen Volksgesundung zusammen. Haus, Gesellschaft, Staat, Schule und Kirche kommen, ohne sich mit diesen sichtbaren Lebensfragen zu beschäftigen, gar nicht aus. Auch die Kirche hat ein Interesse an der Volkshygiene.

Wenn ich nun auf die Wege etwas näher eingehen darf, welche eine Volksgesundung durch hygienische Erziehung einzuschlagen hat, so habe ich mich bisher in meinen Aufsätzen bemüht, nachzuweisen, daß hierfür nur ein geregelter systematischer Weg zum Ziele führen kann. Auch ich bin für eine Erziehung als bewußte Entwicklung. Man hat in Schulen mancherlei Art, z. B. in den Zimmerschen Anstalten, solchen hygienischen Unterricht eingeführt. Ich bin einer der ersten gewesen, der diesen Unterricht als systematischen abhielt, z. B. vor vielen Jahren und anfangs ohne jeden Entgelt in Wiesenbauschulen, bis die Behörden später einsahen, wie notwendig gerade ein systematischer Unterricht ist, so daß er jetzt schon in einer Reihe von Schulen obligatorisch geworden ist. Ich bin der Ansicht, daß ein solcher vom Arzt zu erteilender Unterricht in allen Schulen einzuführen ist. Noch sind nicht überall Schulärzte vorhanden, und so bin ich der Ansicht und lasse mich auch durch gegenteilige Ansicht nicht beirren, daß man zum Unterricht berufene Personen durch Ärzte sehr wohl in der Hygiene ausbilden lassen kann, wie man z. B. den Unterricht in der ersten Hilfe seit

Digitized by Google

drei Jahrzehnten durch Ärzte abhalten läßt, die Ausbildung treiben und dadurch die Lehren verallgemeinern. Welcher Segen ließe sich z. B. stiften, wenn in den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren Unterricht in der Hygiene und ersten Hilfe obligatorisch durch Ärzte erteilt würde.

Hier ist ein Weg zur Volksgesundung durch hygienische Erziehung. Hier hat der Arzt als der geborene hygienische Erzieher auch Gelegenheit, sich gegen den unermeßlichen Schaden zu wenden, welchen die gewerbsmäßige Kurpfuscherei anrichtet. Denn eine Lebenserziehung muß auch diese Seite berücksichtigen. Der alte Satz, daß nur im gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt, ist ja nur beschränkt richtig, denn auch ein gebrechlicher Leib kann geistig sehr rüstig sein. Aber wir wollen doch als die Grundlage geistiger Rüstigkeit und seelischer Intaktheit und Reinheit darauf hinarbeiten, daß wir dem deutschen Volke eine gesunde körperliche Grundlage beschert wissen wollen. Wir laufen heute Gefahr, an unsrer Militärtauglichkeit Einbuße zu erleiden, wenn wir nicht sehr aufpassen. Die Hygiene ist eine zu praktische Wissenschaft, als daß sie den Zusammenhang mit allen Lebensgebieten verleugnen dürfte. In der Neuzeit hat aus dem Volke heraus eine Bewegung eingesetzt, die zwar nicht frei von Auswüchsen ist, weil sie die Krankenbehandlung mit in den Kreis ihrer Betrachtung zog, die aber einen sehr guten Kern hat, die sogenannte Naturheilbewegung. Seit Jahren mit dieser Bewegung bekannt, lege ich deren Schwerpunkt in die hygienische Erziehung. Der menschliche Körper, sagt Dr. Ehrhardt, in seiner vortrefflich geschriebenen „Gesundheitslehre für Ärzte und andre gescheite Leute", ist gebrechlicher Natur, innere und äußere Ursachen bringen ihn leicht zu Schaden. Auch der gesund geborene Mensch braucht vieles, um gesund zu bleiben, und die Frage: wie erhalte ich mich gesund und arbeitsfähig ist eine Lebensfrage.

Wenn wir Ärzte also im Volke den Sinn für Reinlichkeit, für gute Luft, für Licht, für die Anwendung von Wasser, für eine vernünftige Diät, für den Wert der körperlichen Übungen erziehen, so tragen wir unmittelbar bei durch unsre hygienische Erziehung an der Volksgesundung. Das ist eine der ärztlichen Aufgaben, die wir als sozialhygienischer Faktor erfüllen müssen und erfüllen, mag auch die Regierung sich nicht immer wohlwollend zu unsern Standesinteressen verhalten. Das Problem der Volksernährung ist ohne die sozialärztliche Mitwirkung gar nicht zu lösen. So muß man sich z. B. gegen den Luxus einer zu großen Fleischnahrung wenden. Die Bekämpfung der modernen Nervosität, der alle Welt verfallen ist, bedeutet ein weiteres Gebiet der Volkserziehung. Und so ließen sich eine ganze Reihe von „Volkskrankheiten" lediglich unter dem volkserzieherischen Gesichtspunkt betrachten. Der Kampf gegen die Geißeln der Menschheit, die Tuberkulose, den Alkoholismus, die Geschlechtskrankheiten, ist ja nur in der Richtung der Volkserziehung durchführen. Wie soll man das große Heer der Infektionskrankheiten anders bekämpfen, als durch fortgesetzte hygienische Belehrung? Die Gesetze, welche erlassen sind, können doch nur dann wirksam sein, wenn sich Interpreten dieser Gesetze finden? Das sind die Ärzte. Und der Weg ist die Schule für die Schulgenossen, der Vortrag für die der Schule entwachsenen Erwachsenen.

Hat nicht, wie Generalarzt Villaret s. Z. nachwies, die Lehre von der antiseptischen Behandlung der Wunden Erfolge gezeigt, weil die Bedeutung moderner Wundbehandlung tatsächlich in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist? Wir sehen also schon Erfolge jener systematischen hygienischen Erziehung, die zur Volksgesundung führen soll!

Der Wege gibt es viele, und wir wollen die mühsame Arbeit nicht gering schätzen, die schon geleistet worden ist. Über ihre Notwendigkeit besteht kein Zweifel, und in meinem Handbuch der Volksgesundheitspflege habe ich die bisherigen Bestrebungen auf dem Gebiet des „Unterrichtes in der Volksgesundheitspflege" historisch und literarisch zusammengefaßt.

Hier liegt als gesundheitliche Lebensfrage noch viel Ackerland brach. Auch die hygienische Erziehung in systematischer Form gehört zur Volksgesundung. Die Ärzte sind hier die berufenen Arbeiter. Das ist ihre soziale Arbeit, die erfüllt werden kann in Haus, Schule, Gesellschaft.

Die Hölderlin-Literatur.

Von S. Rahmer (Berlin).

Johann Christ. Friedrich Hölderlin, der Dichter des sehnsuchtsvollen Romans Hyperion und des gewaltigen pantheistischen Trauerspiels Empedokles, das Nietzsche die Anregung zu seinem gleichnamigen Drama gab, der Dichter zahlreicher Lieder, die noch heut unter uns weitertönen, wurde mit kaum 32 Jahren von ausgesprochener Geisteskrankheit befallen, und fast 41 Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1843 brütete der Sänger Diotemas und des Schicksalsliedes in Wahnsinn. Welche Form geistiger Erkrankung bei Hölderlin vorlag, ist uns seit langem bekannt. Es handelte sich um die katatonische Form der dementia praecox, eine geistige Erkrankung, für die bezeichnend ist das Auftreten während oder bald nach der Pubertätsentwicklung und der Ausgang in einen mehr oder weniger hochgradigen Schwachsinn.

Zu einem vollen Verständnis der dichterischen Persönlichkeit kann uns nicht die einfache Diagnose der Geisteskrankheit genügen, nicht die Angabe,

Digitized by Google

in welchem Lebensalter die geistige Störung so manifest wurde, daß sie die Isolierung notwendig machte. Eine ganze Reihe von Fragen drängen sich uns auf: Wie konnte die Krankheit entstehen, haben äußere Momente darauf eingewirkt, wie unglückliche Liebe, Enttäuschungen, Künstlerelend, die Not des bedrängten Vaterlandes? Welche Werke des Dichters sind gesund und welche krank; prägt sich die Geisteskrankheit in den Werken des Dichters aus und welchen Einfluß hatte sie auf seine Schriften? War Hölderlin überhaupt jemals ein völlig normaler und geistig gesunder Mensch; welche Beziehungen gibt es zwischen seiner ursprünglichen Natur oder der späteren Geisteskrankheit; war der Ausbruch der Geisteskrankheit eine Katastrophe, die in den gegebenen Verhältnissen begründet war und sind auf dem Boden krankhafter Disposition in der Seele Hölderlins seine schwermutsatten Lieder entstanden, ähnlich wie die hochgeschätzte Perle in der erkrankten Austernschale?

Auf alle diese Fragen, die für die Bewertung des Dichters und seiner Werke von fundamentaler Bedeutung sind, gibt uns eine fleißige, groß angelegte und ergebnisreiche Arbeit von Dr. Wilhelm Lange (Tübingen) „Hölderlin, eine Pathographie“ befriedigenden Aufschluß, indem der Autor, ausgestattet mit dem wissenschaftlichen Rüstzug des Psychiaters und mit dem Verständnis und dem feinen Gefühl des Literarästheten die Persönlichkeit Hölderlins durchforscht, seine Werke analysierte, die gesamte Literatur einer Kritik unterzieht und neues wertvolles Material herbeischafft. Das Hölderlin-Problem ist damit nach allen Richtungen gelöst und mit der grundlegenden Arbeit Langes sind die Bausteine gegeben zu einer umfassenden Lebensgeschichte Hölderlins, die noch aussteht, ebenso wie die völlige literarhistorische Durcharbeitung seines Nachlasses und die große Ausgabe seiner Werke.

Sehr verdienstvoll ist die Hölderlin-Bibliographie, welche Lange seinem Buche beifügt, und in welcher er der Reihe nach biographische, literarästhetische und medizinische Abhandlungen über Hölderlin aufführt. Ich möchte im folgenden die Bibliographie ergänzen mit einer, wie ich sehe, auch anderwärts übersehenen Schrift über Hölderlin, die im gewissen Sinne als Quellenschrift angesehen werden kann. Über die Persönlichkeit Hölderlins in seinen späteren Jahren während seiner geistigen Umnachtung belehrt uns hauptsächlich die Arbeit Waiblingers (zunächst in den „Zeitgenossen“, später in dem Buche: Fr. Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn, Hamburg 39). Waiblinger hatte sich des Armen lange Zeit bemächtigt, ihn täglich um sich gehabt, ihn, man kann wohl sagen, in seinem Wahnsinn studiert; seine Bekenntnisse über ihn waren Ergebnisse anhaltender Forschungen. Eine Ergänzung seiner Angaben aus späterer Zeit bilden die bislang übersehenen Berichte und Betrachtungen von F. Gustav Kühne, die er zunächst in seinem Skizzen- und Wanderbuche: Wanderungen durch Deutschland veröffentlichte, dann in sein Buch: Deutsche Männer und Frauen (Leipzig, Brockhaus 1851) aufnahm.

Kühne hatte auf einer Wanderung im Jahre 1838 durch Vermittlung eines Tübinger Freundes den Tischler, bei dem der unglückliche Dichter untergebracht worden, und der ihm Pfleger und Wärter, Freund und Vormund war, kennen gelernt und war durch diesen bei dem Dichter selbst eingeführt worden; er gibt die Berichte des Pflegevaters wieder und den Eindruck, welchen der Kranke hervorrief, gleichzeitig sucht er die Entstehung der Geisteskrankheit bei Hölderlin zu ergründen. Sein Bericht ist eine Ergänzung der Angaben Waiblingers.

Aus seiner früheren Redaktionstätigkeit an einem Leipziger Journal leuchtet Kühne über eine eigenartige Erfahrung, die er mit Hölderlin in Verbindung bringt, ohne es freilich überzeugend beweisen zu können. Er erhält fast regelmäßig portofrei durch die Post ein starkes Päckchen lyrischer Gedichte mit der Unterschrift Friedrich Heinrich. Nach dem Poststempel kamen sie aus Stuttgart. Das Geleitschreiben war ganz in gewöhnlicher Form abgefaßt: Ich beehre mich löblicher Redaktion abermals einige Früchte meiner Muse usw. mitzuteilen. Niemals war auch nur eine Zeile von den Gedichten brauchbar befunden. Nur die Regelmäßigkeit der Zusendung streifte an Narrheit, da nichts davon in die Öffentlichkeit kam, auch keine Entgegnung erfolgte. „Das war schon vor mir seit langer Zeit fortgesetzt. Mir ward die regelmäßige Zusendung unheimlich. Es wollte mir wie fixe Idee erscheinen, daß sich einer durch diese Beisteuer in der Illusion erhalten wollte, mit der Welt und der Literatur in Verkehr zu stehen. — Eine deutsche Redaktion wird lyrischen Sachen gegenüber wasserdicht; hier aber witterte ich dennoch eine absonderliche Schwäche“. Nach einer Mitteilung in der Presse, die leise auf Hölderlin hindeutete, hörten die Zusendungen auf.

Kühne wird bei dem Dichter, dessen einzige Freude die Musik ist, als Instrumentenmacher eingeführt, der das Spinett stimmen wollte. Aber der Patient ist in übler Laune. „Nicht nötig, nicht nötig!“ sagte Hölderlin und jagte seine Worte, „Die Verstimmung muß anders geheilt werden. Schon gut, schon gut. Auch kenn ich Sie seit lange. Ew. Ehrwürden sind mir längst bekannt. Und wenn das so fortgeht, daß mir heut alles mißglückt — Jupiter wird Rat halten, aber selbst seine Schwester nicht schonen. Oui!“ — Die Arme zuckten etwas bis zu den Schultern hinauf, wenn er sprach, aber er steckte die Hände in die Seitentasche und schien bemüht, die verräterische Bewegung, die ihn erfaßte, zu verbergen. So stand er vor uns im grauen, schlichten Rock, die Ruine eines ehedem edeln, guten Menschen. — Beim Abschied die üblichen Höflichkeitsphrasen des Un-

Digitized by Google

glücklichen und tiefe Verbeugungen: „Adieu, lieber Hölderlin“, „Herr Baron, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen“.

Abgesehen von stundenlangen Spaziergängen in seinem Zwinger verbrachte Hölderlin die Zeit in seinem bescheidenen Zimmer, wo er unaufhörlich Verse machte oder zum Fenster hinaus mit Schauspielerpathos deklamierte. Der Sinn für Musik und die musikalische Betätigung scheint sich bei ihm am längsten erhalten zu haben. Er sitzt am Spinett, erzählt sein Pflegevater, und musiziert vier Stunden lang in einem Ton, als wollte er den letzten Fetzen herunterspielen. Und immer dasselbe simple Lied, immer dieselbe Leier. Oft aber spielt er auch recht schön, nur stört das Klappern mit den langgewachsenen Nägeln“. Diese Art der musikalischen Betätigung, bei der sich doch noch die Fähigkeit zeigt, einen musikalischen Gedanken festzuhalten, hat etwas Auffallendes. Der Kranke musiziert gewissermaßen umgekehrt, wie er spricht. Er ist in der Rede nicht imstande, einen Gedanken festzuhalten. Am Klavier aber bleibt er stundenlang bei einer einfachen Melodie stehen, die er hundertmal ohne Variation wiederholt.

Die Betrachtungen Kühnes über die Entstehung der Geisteskrankheit Hölderlins haben für uns nur bedingten Wert. Er polemisiert gegen die Anschauung, daß sexuelle Exzesse das Unglück herbeiführten, und sucht aus den Schriften Hölderlins den Nachweis zu erbringen, daß die Schmach und die Not des Vaterlandes ihn in den Abgrund getrieben. Sein Schicksal scheint seine Worte zu bewahrheiten: „Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als wurd ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt!“

An Deutschlands Philisterium, meint Kühne, und ihm gegenüber am Hochmut des Selbstgefühls ist Hölderlin zugrunde gegangen. Die Vergötterung des Schönen ging Hand in Hand mit dem Gefühl der Verwesung des eigenen Volks, und in diesem Gefühl der Unheilbarkeit des alten Jahrhunderts lag schon Wahnsinn.

Wir wissen heut, daß die äußeren Verhältnisse und Lebensbedingungen Hölderlins Geisteskrankheit nicht verursacht haben. Auch Kühne scheint geahnt zu haben, daß in letzter Reihe die mangelhafte Anlage seiner Natur die frühzeitige Geistesumnachtung herbeiführte; nur so sind die Worte zu deuten, mit denen er seine interessanten Mitteilungen abschließt:

„Daß ich den Quell seines Wahnsinns so in seiner Nähe, in der Atmosphäre seines Wesens, nicht an seiner äußeren Person, vielmehr am Kern seiner besten Natur, entdecken mußte, erschütterte mich fast noch mehr, als das Leiden des edeln Menschen. War ihm doch längst geholfen von allem, was Schmerz hieß! Der bewußtlose Zustand ist ja eine Milderung gegen allzu großes Weh.

Regentag.

Idyll von **Felix Braun** (Berlin).

III.

Attilio ließ die Ruder sinken; er faltete die Hände und sah Clothilde an. „Ich kann nicht mehr“, sagte er. „Jetzt ist es vorbei.“ — „Rudern Sie“, befahl Clothilde laut. Attilio wollte die Ruder wieder ergreifen, aber seine Hände fielen kraftlos herab — er krümmte sich zusammen und mit einem Male lag er auf den Knien. Sein Kopf streifte das Kleid des Mädchens, er senkte ihn bis auf ihren Schoß. „Was tun Sie? Stehen Sie auf!“ Attilio hörte nicht, seine Arme streckten sich nach rückwärts und schlossen sich, langsam kreisend, um die liebste Gestalt leise zusammen .... Im selben Augenblick riß ihn ein Ruck zurück, daß er taumelte. Er erhob sich mit Mühe, schwankend, verlor den Boden wieder und stürzte nach vorn .... Ein Schrei scholl auf — aber Attilio spürte nur den Mund unter dem seinen, den weichen Körper, der unter ihm atmete, zuckte, Hände die ihn tastend fortstießen, Haare, die verwirrt an sein Gesicht gerieten, feucht, mit dem Duft des Wassers und der Nacht. Er taumelte auf und wunderte sich, daß das Boot stand — er beugte sich vor und sah ringsum Schilf. Der Mond war stärker hervorgetreten und nun sah Attilio, daß das Ufer ganz nahe war. Mit ein paar Ruderschlägen mußte er das Land erreichen — er strich sich über die Stirn wie aus einem Traum — die Nacht verlor einen Schatten an Tiefe — — — und mit einem Male knirschte das Boot und fuhr hart auf.

Attilio sprang ans Land. Er streckte Clothilde seine Hände entgegen und nun spürte er an ihnen die Kühle der Luft. Clothilde hatte sie nicht ergriffen. Das Herz Attilios drängte sich zusammen, seine Augen verdunkelten sich im Nahen von Tränen; er stampfte auf, um seinen Hals von dem würgenden Stück Schluchzen frei zu bekommen. Die Zähne auf die eingezogene Unterlippe gepreßt, fühlte er diese — vom Kinn herauf — in einer schnell zitternden Bewegung wie Uhrengang. Er stieg noch einmal ins Boot, das Lampion zu holen. Wie er es entzündet hatte, ward ein schmaler Weg, — den Fluß entlang — sichtbar. Schweigend schritten die beiden durch die immer heller sich klärende Nacht.

Er begann: „Wie sonderbar war dies doch! Ein Wunder, daß wir gerettet wurden. Wir sollten Gott danken — — meinen Sie nicht?“ — Die Worte gingen wie Rauch in die Luft auf. In das Schweigen verwuchs das Rauschen des Flusses und der fernen Bäume. Attilio wagte nicht, auf das Gesicht zu sehen, das neben dem seinen durch die Nebel spähte . . . Er begann wieder:

„Sind Sie müde, Clothilde?“

Schweigen und Wehen. Er fühlt, wie die

Digitized by Google

Gestalt neben ihm von ihm fort, bis an den Rand des Weges geht, um ihm noch ferner zu sein; wie ihr Schritt schneller wird, gleichsam unbekümmert um den seinen, wie losgelöst, fremd, im Zufall.

Der Schmerz sammelte sich ihm in der Brust, das Herz, ertrunken im Schmerz, schlug nur mehr aus der Tiefe. Eine Zeitlang fühlte er sich nur schweben — dann riß er sich empor, hob das Lampion, daß das Licht auf sie fiel, und mit ein paar endlosen Schritten hatte er sie erreicht. Er blieb stehen, um etwas zu sagen.

Sie ging weiter.

Er lief und holte sie ein. „Clothilde . . .“ stammelte er, „sind Sie böse? . . . Hab ich Ihnen — — —?“ Er vollendet den Satz nicht, das Blut weicht ihm aus den Wangen, er stockt im Schreiten — — er begreift, fühlt sich begreifen, fühlt sich dunkel eines Augenblicks entsinnen. In die Knie möcht er sinken . . . „Clothilde . . . Clothilde“ spricht er lautlos in sein Herz hinab. Der Himmel läßt eigene Luft um seine Stirn gleiten, die Landschaft fremd, geheimnisvoll und schweigend, nimmt ihn ein. Wie aus Abenteuern erscheint er sich; wie aus Büchern, glühendem Leben entstiegen . . .

Er flüstert: „Ich hab Ihnen etwas getan — ich weiß es nicht mehr. — Meine Hand darauf, daß ich es nicht weiß . . .“ Er streckt ihr die Hand hin, und wieder fühlt er sie: nackt und kühl im Freien. Das Blut strömt mit rascherem Puls durch sein Gesicht, — seine Ohren werden heiß und seine Stimme wird ganz heiser, wie er — stockend und verwirrt — spricht: „Warum sind Sie — so —?“ Verzeihen Sie mir — verzeihen Sie mir doch . . . Ich habe Sie —“ und nun ganz leise: „so lieb.“ Aber das hatte sie vielleicht nicht einmal gehört — so leise war es.

Die Gestalt neben ihm wandte den Kopf, das fühlte er. „Lassen Sie mich — ich bitte Sie.“ Und nun wieder: Wehen und Rauschen und Schweigen.

„Ja, aber Clothilde!“ Wie ein Aufschrei klang es. „Was hab ich denn getan? Was hab denn — denn — begangen?!“ Und nun schluchzte er alle Worte, die zerbrochen waren. Und er trug ihr die Stücke einzeln hin, indes sie weiter ging, das Gesicht abgewandt, schnell, als hätte sie Furcht.

Er bat, er winselte, wie ein Hund lief er neben ihr her, immer das Gleiche über die Lippen stoßend, atemlos, verzweifelt; sinnlos wie einer, der Verlorenem nachjagt. Das Land gab seine Fremdheit auf, wurde vertrauter, hie und da verrieten große strahlende Lichter im Buschwerk die atmende Sicherheit der Häuser. Holzhütten tauchten auf, der Weg verbreiterte sich, die Windung des Flusses schien von Ruderfahrten her bekannt, und nun konnte man deutlich die hölzerne Brücke sehen, die dunkel über den murmelnden Fluß wachte. Ein Schatten lief über sie hin, unsicher, zerfließend . . . eine Gestalt, vom Mond abgelöst — ein Mensch. „Hallo! Wer dort? — Attilio! — Fräulein Clothilde!“ Es war die Stimme des Studenten.

„Hallo!“ rief Clothilde. „Hier bin ich!“

Attilio wollte rufen — das Wort erstarb ihm . . . Er schwenkte das Lampion — das Licht losch aus.

Clothilde lief jetzt rascher. Attilio sah den Studenten näher herankommen. Er rief ein paar Mal — irgendwo antwortete ein schwaches, hüstelndes Echo . . . Nun hatte ihn Clothilde erreicht . . . Nun bleiben sie stehen, nun hielten sie sich an den Händen . . . Attilio vermeinte zu sehen, wie sie sich umfaßt hielten . . Er horchte . . Ein Blatt raschelte zu Boden . . . „Sie haben sich geküßt!“ durchfuhr es ihn. Ein unsäglich auflösender Schmerz ließ ihn die Augen schließen . . . Er blieb stehen und starrte in die Finsternis hinein, in der die beiden Gestalten kleiner wurden. Nun wanderten ihre Schatten über die Brücke, nun verflossen sie mit dem großen Schatten Gottes, der über der Welt wie ein ungeheurer Flor gebreitet lag.

Eine tiefe Stimme scholl auf: „Attilio!“ dann wieder „Attilio!“ leiser und nun ganz ohne Echo: „Attilio!“

Aber der Angerufene hörte nicht. Er war ins Gras gesunken, das feucht und still an seine Wangen und Hände kam. Blumen hielten ihm ihren Duft hin, hoben seine Seele hinaus, ließen ihn ruhen wie sie selber: nur atmend. Die Hände vor der Stirn verkrampft, lag er im Gras, dumpf aufstöhnend, als läge ein Fels aus Qual auf seinem Herzen. Das arbeitete und drängte —: die Gräser bewegten sich von seinem Schlag. Feucht und wirr fielen ihm die Haare über die Stirn, seine Hände fieberten an den Halmen. Manchmal richtete er sich auf und drückte seinen Körper, nach vorn gekrümmt, zusammen, die Hände mit den großen Flächen an den Kopf gepreßt und die Schläfen herabgleitend bis zum Kinn. Er schämte sich — namenlos unglücklich war er, namenlos — unendlich, unsühnbar schuldvoll — ach! und wieder krümmte sich der schmale Leib nach vorn, der Kopf schlug an die Knie, die Arme fielen herab . . . ach! unglücklich war er — er zitterte und fror — unglücklich — — — zum Sterben!

Und immer enger zog der Schmerz die Kreise um den Hingesunkenen. Nun lag er, gestreckt, auf dem Rücken, den Kopf ins Gras getaucht, die geballten Hände weit von sich: nach rückwärts geschleudert. Manchmal kam der Tod aus der Finsternis heraus, neigte sich über ihn und sein Herz, flüsterte ihm in der Sprache des Wassers und der Winde zu. Die Gestalt Clothildes verharrte in seinem Blick: er entsann sich, wie rührend braun ihre Augen waren mit

Digitized by Google

diesem ins Dunkle sich neigenden sanften Glanz, vor dem man am liebsten niedersinken gemocht hätte, ganz eingehüllt in Schluchzen. Er sah ihre Hände, die er nie berührte, ohne ein seltsames spannendes Gefühl durch sich hindurch eilen zu spüren, — die schlichte Art, wie ihre Haare von der Stirn umkehrten, — ihre Kleider, ihre Gestalt . . . Seine Wangen wurden heiß von plötzlich andringendem Blut, — er sprang auf, schlug die Hände vor die Augen, ging mit starken, seinem Willen wie abgerungenen Schritten dem Fluß zu.

Das Murmeln und Rauschen der hastenden Wasser empfing ihn — er stand jetzt hart am Ufer. Er sah das grausame und tückische Leuchten auf dem Rücken der Wellen, das Verlocken in dem verrinnenden Glanz zu den dunklen Stellen, hörte die Musik aus den Tiefen, sein Ohr füllte sich damit. „Hinein sich sinken lassen!“ flüsterte er. „Dann ist alles Nacht und aus.“ Er schauderte; mit einem Fuß tippte er auf eine heranspülende Welle, — aber rasch zog er ihn wieder zurück. Eisiger Hauch taute auf seinem Herzen. Er beugte sich — der Duft des Wassers rief ihn an, hielt ihn fest; er senkte die Arme tiefer, dann ließ er sich langsam niedergleiten und saß nun hart am Rand, ins Wasser starrend, das dunkel mit dumpfem Getöse vorbeizog, lockte, anschlug, wanderte, sich überstürzend, überall ein Bild der Ferne in einer Sehnsucht spiegelnd.

Attilio saß am Wasser. Sein Leben war weit, seine Jugend schien ihm vollendet, der Tod nur mehr eine Förmlichkeit. „Einmal muß es ja doch sein“, sagte er leise, aber so oft er sich neigte, schauderte es ihn zurück, stieß ihn eine viel mächtigere Hand hinauf, wo er sein Herz noch schlagen hörte. Und so versunken war er, daß er nicht merkte, wie Schritte über die Brücke kamen, viele Schritte, und daß Lichter die Dunkelheit zerrissen und Gewirr von Stimmen die Nachtgeister aufscheuchte, daß ihre Ketten emporrasselten und ihre geheimen Klänge frei wurden . . .

Attilio sah nichts von den Lichtern, hörte nichts von den Schritten und Stimmen. Aber er erhob sich und trat vom Fluß fort. Er beschloß, nach Hause zu gehen und zu schlafen. „Um ein Mädchen“, sagte er zu sich und verzog die Lippen. „Dafür lohnte es sich nicht, dort hinunter zu steigen“. Aber wie er so hinschritt, rührten ihn zwei Hände an und er fühlte ein Gesicht voll Tränen an dem seinen. Die Lichter rissen seine Dunkelheit auf — er sah Menschen — Augen, die jedes Licht waren — und er trat erstaunt und beschämt zurück — aber nur auf einen Augenblick. Der nächste fand ihn schon in den Armen seiner Mutter.

Kunstgaben.

Wer das Leben der Kunst mit aufmerksamem Blick verfolgt, wer die stürmischen Entwicklungserscheinungen, die sich auf den Jahresausstellungen jeder größeren Stadt darbieten, beobachtet, wird sich leicht bewußt werden, einem Gärungsprozeß gegenüber zu stehen. Schon die Kataloge drücken sich dem gemäß aus. Hier „Verband“, dort „Bund“, am dritten Ort „Gruppe“, am vierten „Sezession“ — jeder Ort, jede Ausstellung will ihre Besonderheit dartun und nicht ohne heftige Demonstration gegeneinander stehen die Meister selbst in ihrer stillen Beredsamkeit. Gar nicht zu gedenken ist dabei der Kunstliteratur, die in Büchern, Broschüren, Artikeln und Notizen das „Wesen“ der Kunst und ihre „Gesetze“ aufzuzeigen, zu verteidigen sucht.

Aber ist denn ein Kunstwerk überhaupt eine Gabe des Kampfes, ein Gegenstand des Streites und des Streitens? Ist nicht das Kunstwerk im besten und höchsten Sinne eine sichtbar gewordene Harmonie, eine Erlösung und Befriedigung des schaffenden Künstlers sowohl, der heiß mit dem Gott in seiner Brust rang, bis er ihn segnete, wie auch ein Wohlgefallen und eine Bereicherung für den genießenden Betrachter, dessen Sinne entzückt, dessen Seele erweitert und bereichert wurde.

Eine Gabe ist das echte Kunstwerk; für den Künstler, der es schuf, wie für den Beschauer, der es erlebt und in sich aufnimmt.

Kunstgaben*) ist das rechte Wort für eine schon recht stattliche Reihe von Heften, die uns deutsche und außerdeutsche Kunst darbieten, die uns den holden Frieden und das hohe Glück empfinden lassen, das von jeder echten und großen Kunst ausgeht. Was bedeutet, wenn man die verschiedenen Meister vornimmt und sich in ihr Wesen versenkt, der Schlachtruf, der als Realismus und Romantik, als Poet und Freilichtmaler durch die Kunstdebatten geistert? Ein Nichts, ein Wesenloses werden diese Schlagworte vor der stillen und nachhaltigen Eindringlichkeit, mit der die Kunstwerke selbst zu uns reden und seien sie in ihrer Ausdrucksweise auch noch so verschieden. Zum mindesten sind diese Kunstgaben zusammengehalten und zu einer innerlichen Einheit verbunden durch den idealen Ernst, mit dem jeder Künstler seinem Schaffen oblag. Daher ist auch das Heft „Vom Heiland“, so verschiedenen Zeiten und verschiedenen Künstlern die 19 Blätter entnommen sind, ein in sich geschlossener Psalm von der Herrlichkeit und umfassenden Bedeutung des Christusgedankens. Und ebenso ist das Sammelheft „Hans Thoma und seine Weggenossen“ trotz der 19 verschiedenen Künstler eine künstlerische Einheit. Dieses Heft gibt einen höchst interessanten Ausschnitt aus der Begründung einer neuen malerischen Kultur Deutschlands. Wenn sich seit 1870/71 das deutsche Einheitsideal verwirklicht hatte, so bedeuten die letzten 40 Jahre des 19. Jahrhunderts den Aufstieg der Malerei zu größten Idealität im Gedanklichen, Stofflichen und Technischen der Malerei. Die größten Malerpoeten, die energischsten Realisten in Porträt und Landschaft und Stilleben, die zartesten Träume malerischer Gebilde sind dabei vertreten.

Ein eigentümliches Bild ergibt sich, wenn man die Künstlerpersönlichkeiten nach ihrer landsmannschaftlichen Zugehörigkeit gruppiert und ihr Schaffen in Betracht zieht. Es ist dann ganz offensichtig: Es gibt nur eine Kunst. Dann Rethels monumentale Kunstweise mit ihrem historisch poetisierenden Charakter Leibls unbestechlicher Realismus der Form und die Sachlichkeit und Unmittelbarkeit seines Vortrages und Thomas alle Reiche der Kunstübung umfassende Vielseitigkeit: sie alle

*) Die „Kunstgaben in Heftform“ (Verlag von Jos. Scholz in Mainz) bringen Kalckreuth, Leibl, Millet, Rethel, Segantini, Steinhausen, Thoma, Uhde Steppes in Spezialheften von 14 bis 16 Kunstblättern, künstlerisch abgeschlossen mit einleitendem Text zum Preise von nur 1 Mark das Heft.

Digitized by Google

sind dem Rheingebiet entsprossen. Ihr Schaffen ist ein klares, Gestalten aus innerstem Empfinden und Durchfühlen der Geschehnisse dieser Welt, der Gegenständlichkeit aller Dinge um uns mit der ihnen innewohnenden Poesie, der wogenden und webenden Seele, deren Schöpferdrang das innerlich Geschaute zu sichtbarer Wirklichkeit verkörpert. Liegt in diesen Gestalten und Bildern nicht ein reinstes Geben und Schenken? Nicht ein stilles und doch feuriges Werben um Erlebung des Heiligsten und Schönsten, das ein Volk sein eigen nennen kann?

Die drei Mitteldeutschen: Kalckreuth mit der großen Freude an der Umwelt: deren vieltönige Laute dem tiefen Klang einer Weltsymphonie anzugehören scheinen. Kalckreuth, der hinter dieser Umwelt noch eine andre Welt erahnen läßt, und Steinhausen, dessen Poetenseele hinter den Sagen und Legenden, hinter den Tageserscheinungen und der Christuslehre, in der Natur und der Menschlichkeit das unendliche Reich heiliger Gesinnung und Erhebung aufleuchten läßt, wie auch Uhde, der im Spiel des Lichtes die Materie ins Ungemeine erhebt und den altvertrauten Stoffen durch eine neue Fassung neues, zeitgemäßes Leben gibt — stehen diese drei auf einem andern Boden als dem, ein einigendes Band um Natur, Mensch und Kunst zu schlingen? Wäre es nicht kurzsichtig, sie anders zu nennen als ehrliche Streiter für das Schöne dieser Welt?

Aber auch die zwei Ausländer, Millet, der das Heldische des Bauerntums — entdeckt, der das Einssein von Natur und Mensch so herrlich versinnlicht hat, steht neben Segantini, dessen hohes Lied von den Wundern der Hochgebirgswelt so lichtvoll aus den Schrecknissen einsamer Alpenhöhen in die dumpfen Talniederungen tönt: Beide Künder der großen Einheit alles Seienden.

Diese Kunstgaben haben den Vorzug, daß sie an keine historischen Kenntnisse, an keine künstlerischen Absonderlichkeiten, an keine Partei sich wenden. Sie wollen eine ideale Gemeinsamkeit durch das Land echter Kunst herbeiführen. Jeder kann ihr angehören; jeder wird ihr Genuß und Erhebung verdanken. Jeder wird im Durchblättern dieser Hefte die große Befreiung empfinden, daß, was „die Mode frech geteilt", einig und verbunden sein kann in dem, was die Kunst als ihre Gaben uns zuerteilt.

Dr. J. A. Beringer.

Ästhetik und Eitelkeit.

An der See saßen sie — auf einer hochgelegenen Hotelterrasse.

„Gnädige Frau", sagte Moritz, „Sie überschätzen unsre Ästhetiker. Die haben alles Mögliche zusammengeschwatzt, um die Herrlichkeit des menschlichen Körpers zu beweisen. Was hat man nicht alles von der sogenannten Schönheit der menschlichen Haut geredet. Aber — daß Schmetterlinge, Fische, Libellen und Regenwürmer eigentlich doch köstlicher in der Haut sind als der Mensch — das hat man sehr selten gesagt. Und es ist doch so. Ich glaube doch, daß es nur Eitelkeit ist, wenn der Mensch vom menschlichen Ästhetiker für das Herrlichste der ganzen Welt erklärt wird."

„Oh", erwiderte Frau Sophie, „es könnte doch mehr als Eitelkeit sein. Bedenken Sie, daß die Füße einer Tänzerin nicht leicht durch Beweglichkeit von Tierfüßen überboten werden könnten. Oder — glauben Sie, daß doch . . ."

„Doch", sagte Moritz, „ich glaube, daß schon eine Katzenpfote beweglicher sein könnte."

„Ach", sagte Frau Sophie wieder, „Sie wollen nur unterhalten und machen Späße. Bedenken Sie, daß ein menschliches Gesicht sehr oft entzückend wirken kann."

„Das Gesicht des Menschen", versetzte Moritz, „ist nur schön, wenn es heiter oder — etwas fanatisiert aussieht. Auch der Zorn kann schön wirken. Aber — denken Sie an die menschlichen Ohren — die, sagt man, sind schön, wenn sie klein sind — d. h. wenn sie gar nicht sich bemerkbar machen. Die Zähne des Mundes aber erinnern an das Raubtiergebiß. Ein Raubtier ist der Mensch auch heute noch. Nur die Augen sind köstlich, wenn sie, wie ich schon sagte, fanatisiert oder sehr heiter sind. Das findet man aber auch bei Tieren. Denken Sie an die großen Rehaugen im Waldgebüsch. Solche Augen sah ich noch nie beim Menschen. Außerdem, die alten Griechen brachten den weiblichen Körper zumeist bekleidet — den männlichen mit übertriebener Muskulatur. Ich sehe nicht recht ein, warum ich dem Menschen einräumen soll, daß er das Köstlichste auf Erden ist. Sein Körper ist es nach meiner Meinung ganz bestimmt nicht. Die Ästhetiker sind alle zusammen von einer kindlichen Eitelkeit besessen. Diese diktiert ihnen die Ergüsse über die wundervollen Formen des menschlichen Körpers. Pferde sind für den Unparteiischen mit einem reicher gegliederten Körper beglückt. Denken Sie an die Centauren."

„Lassen Sie nichts gelten am Äußeren des Menschen?"

Also fragte Frau Sophie.

Da sagte Moritz:

„Doch! Wenn aus ihm etwas spricht, das aus andern Sphären stammt — das kann im Auge des Kindes sein — und auch in andern Augen."

„Nicht mal die Hände lassen Sie gelten?" fragte Frau Sophie.

„Verkümmerte Krallen sinds . . .

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Rudolf Presber: Die bunte Kuh. Humor. Roman. Verlag Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. (Berlin).

Wenn der Ausdruck „kulturhistorisch" nicht schon nach einer bestimmten Richtung für die Literaturbetrachtung festgelegt wäre, so würde ich das neueste Werk Presbers, obgleich es in der Gegenwart spielt, mit dieser Bezeichnung charakterisieren. Die Dichtung Presbers ist nicht schlechthin ein humoristischer Roman, sondern sie ist ein Kulturwerk, bestimmt, einer späteren Zeit ein mit leisem Spott über die Erbärmlichkeiten einer Größenwahn-Weltanschauung der „Moderne" gezeichnetes Bild der geistigen Strömungen unsrer Tage zu geben. Dazu müssen die Augen des Beschauers klar sein und dürfen sich nicht trüben lassen durch die Talmi-Eleganz großstädtischen Lebens. Das fühlte Presber, und darum erfand er eine Fabel, deren Helden Provinzler sind, die das Schicksal nach Berlin verschlägt. Ihnen muß natürlich mit ihren unverdorbenen Sinnen alles ein Staunen, ein Urteil oder eine Verurteilung ablocken, nicht etwa weil sie stupide und beschränkt sind, sondern weil sie aus boden-

Digitized by Google

ständiger Gesundheit des Geistes weit eher die Schwächen des Berliner Lebens erkennen. Die kurzen Bemerkungen über das Poussiertreiben der Pennäler in Berlin W., die Schilderungen der literarischen Heißsporne, „die Fackelträger“ und ihrer Gründung „Das Theater der Lebendigen“. Die köstliche Ironie, mit der die „Ehren“sache einer betrunkenen Flegelei behandelt wird, die durch ein Duell zum Austrag gebracht werden muß, das treffliche Urteil über die Schundliteratur und die Aufzeigung ihrer schrecklichen Folgen bei ungebildeten Menschen (gleiche Wirkungen löst der Spiritismusschwindel aus), Gestalten wie Mister Limbo und Muschick, Böhnicke und das Ehepaar Mutzdorf zeigen Presber als einen Kulturschilderer von nicht geringer Bedeutung. Von dem Getriebe der Großstadt unberührt, entwickelt sich der Charakter Wolfgang Schlüters, sein Kampf und sein Sieg. Ihm zur Seite steht selbstlos und voll Hingabe die im Leben wie in ihrem künstlerischen Schaffen gleich starke Marga Helm. Voller Liebe zeichnete Presber die beiden Junggesellen Spürz und Rübsam, die trotz aller Wunderlichkeiten und Irrwege doch ein schönes, stillzufriedenes Glück finden. Das Schönste des ganzen Werkes ist aber die darin ausgesprochene Weltanschauung, die so stark und freudig klingt. Ich will es mit Gustav Falkes bejahenden Worten sagen: „Kampf hält die Kräfte rege.“ Und der liebe Herrgott hat seine Freude an ringenden, kämpfenden Menschen. Dr. E. A. Regener.

Albert v. Trentini: „Lobesamgasse 13“, Schuster und Loeffler (Berlin).

Als ich im Vorjahre Trentinis „Sieg der Jungfrau“ an dieser Stelle anzeigte, wies ich auf manche Manieriertheiten des Stiles hin, die den vollen Genuß des reifen Werkes schmälerten. Das neue Buch zeigt Trentini als Meister seiner selbst: er hat mit Selbstzucht, die Ranken seines zu starken Temperamentes abgebrochen; nun strebt der Baum mit ganzer Kraft zur Höhe. Und es ist eine hübsche Höhe, die dieses neue Werk erreicht! Ein Satz soll sprechen: „Dreht sich auf, dreht sich um, legt sich in die Wiege und schreit; wirft sich ins Bett und träumt; wirft sich ins Bett und zeugt wieder Kinder, — und röchelt zuletzt und ruft seinen Herrgott an — und so weiter.“ Das ist der Mensch! Von solchen Menschen handelt das neue Buch des hochbegabten Südtirolers, den ich einen der ersten deutschen Dichter nennen muß. Trentini vereinigt die Vorzüge des viel, und mit schauderhafter Reklame, gepriesenen Bartsch mit der stark männlichen Art eines Heinrich Mann. Trentini ist ein eigener Künstler, der nicht mehr losläßt, der für feine, kultivierte Köpfe eine Fundgrube voll Schönheit und begreifendem Humor ist. Man kann nicht einfacher und tiefer die Geschichte des Menschengeschlechtes erzählen, als Trentini die Schicksale seiner kleinbürgerlichen Menschen erzählt, die in der Lobesamgasse 13 wohnen. Freude und Schmerz reichen sich in stetem Wechsel die Hand, der Tod kommt und wird vom Leben abgelöst, das sich mit frohen Taufen und glücklichen Hochzeiten vergebens gegen den übermächtigen Erzfeind mit der Hippe zu wehren versucht. Am Ende ist er doch wieder da und siegt — doch das Leben rennt ihm wieder voraus und wirft neuen lebenskräftigen Samen aus. So endet das Buch, das ich für bleibend wertvoll halte, mit einem Kniefall vor des Lebens roh-herrlicher Majestät. W. v. Molo (Wien).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Auskunft über alle Reise-Angelegenheiten u. rechtsgültige
Eheschliessung in England
Reisebureau Arnheim
Hamburg A. Hohe Bleichen 15

Soeben erschien:
Unsere Käfer
von Dr. F. Marshall.
Preis broschiert 50 Pfg., geb. 70 Pfg.
Herm. Hillger Verlag, Berlin W. 9.

Wer fremde Sprachen lernen will,
bedient sich am besten der Lehrbücher nach der
Methode Gaspey-Otto-Sauer
die sich sowohl im Schulunterricht wie im Privat- und Selbstunterricht hervorragend bewährt haben.
Ausgezeichnet mit d. „Grand Prix“ auf d. Weltausstellung Brüssel 1910.
Bis jetzt erschienen folgende Grammatiken:

Arabisch	M. 10.—	Niederländisch	M. 4.80
Bulgarisch	„ 4.60	Polnisch	„ 4.60
Chinesisch	„ 8.—	Portugiesisch	„ 4.80
Dänisch	„ 4.80	Russisch	„ 5.—
Englisch	„ 3.60	Schwedisch	„ 4.80
Französisch	„ 3.60	Spanisch	„ 4.—
Japanisch	„ 6.—	Suahili	„ 5.—
Italienisch	„ 3.60	Tschechisch	„ 5.—
Neugriechisch	„ 6.—	Türkisch	„ 8.—

Dazu gibt es Schlüssel und teilweise Kleine Sprachlehren, Lese- und Gesprächbücher.
Nur Kleine Sprachlehren erschienen für folgende Sprachen:

Duala	M. 2.—	Finnisch	M. 2.—
Ewhe	„ 2.—	Marokkanisch	„ 3.—
Haussa	„ 4.—	Ungarisch	„ 2.—

Alle Bücher sind gebunden. Man verlange ausführliche Prospekte, auch über die Ausgaben in fremden Sprachen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Julius Groos, Verlag in Heidelberg.

Stunden mit Goethe.
Herausgeber: Dr. Wilh. Bode.
Jährlich vier Hefte oder ein gebundener Band.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Soeben erscheint:
VII. Jahrgang 3. Heft:
Benecke, Das Märchen in Goethes Unterhaltungen: „Die deutschen Ausgewanderten“.
Bode, Passows Aufzeichnungen über Goethe.
Bode, Schuhmacher Steube und die Vorsehung.
4 Abbildungen. — Preis Mk. 1.—.
Probehefte kostenlos.
Verlag von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW. 68.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9. Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 38. Berlin, den 16. September 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Krieg und Kriegsgeschrei.

Es ist des Philisters erbliche Eigenart, nichts Schöneres zu kennen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn fern die Völker aufeinanderschlagen. Beim Schöpple Wein und dampfender Pfeife liests sich gut im Blättle von Blut und Blutvergießen. Jahrhunderte sind vergangen, daß man sich im alten, heiligen Deutschen Reiche von den grausen Türkenkriegen erzählte. Die tausendzungige Fama ging des Nachts über die Berge, und an tausend Stammtischen sog man voll Behagen an ihren Brüsten die schaurigen Mären. Heute trägt selbige Fama ein papieren Gewand, besät mit schwarzen Druckerzeichen. Das märchenhaft, legendarisch Verzerrte ist aus ihrem Wesen verschwunden. Ihre tausend Zungen kontrollieren eine die andre, Entfernungen gibts nicht mehr. Realistisch klingt ihre Sprache. An der Stelle der nebelhaft geraunten Neuigkeiten aus dem Munde fahrender Abenteurer ist das mit Recht so beliebte Zeitungsdeutsch getreten: „Wie unser OO-Korrespondent drahtet, ist der Scheich von Beludschistan mit 200 Mausergewehren in Afghanistan eingefallen und hat derselbe . . . . . Die Romantik ist zum Teufel. Die Stadt des Propheten steht in Flammen, wir wissen es in drei Stunden. Wir wissen, wieviel Häuser brennen und daß in einem Chambre garnie beim Teekochen der Brand entstand. Eine Riesenstadt, London, steht vor schwerer Hungersnot, wir erhalten täglich anziehend geschriebene Feuilletons im Morgenblatt, und beim Frühschoppen diskutieren wir Sozialpolitik. Wo Krieg ist und Blut fließet, wir lesen es, und lesen es doch kaum. Es interessiert uns selten. Wir sind zu allwissend geworden; und wir würden vor lauter Weltkenntnis die Welt um uns für langweilig taxieren, wenn uns nicht ein wunderreicher Ersatz gekommen wäre in der gesegneten Zunft der Diplomaten.

Da ists nun fast wie in alter Zeit. Denn mit all ihren tausend und abertausend Zungen kommt selbst die modernisierte, federbeschwingte Fama nicht heran an die unbegreiflich geheimnisvolle Zungenkunst unsrer Diplomaten. Heut darf man sagen, wenn man in deutschen Landen herumhorcht, daß die Völker in ihren Lauben und Kammern nichts Schöneres kennen, als ein Gespräch von dem, was fern an den grünen Tischen der hohen Diplomatie beim Dufte feiner Zigarren an Unerhörtem gesprochen worden ist. Und unwillkürlich formt sich ihnen auch das zu einem Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei. An der elsaß-lothringischen Küste marschieren die Armeekorps auf. Belgien macht mobil. In Metz haben sie schon die Banken gestürmt. Die Stunde ist ernst, ernster als ihr alle denkt, erzählt einer, der weit herumgekommen ist. Wurde der Krieg schon erklärt? fragen mit erhitzten Wangen die rheinischen Mädels? Nein, aber wir haben nahe vor der Entscheidung gestanden, meinen die andern. Die nächsten Tage können alles bringen. Sie sorgen sich beim Wein und singen patriotische Lieder. Ein Alter tritt ans Fenster und hält den Jungen draußen auf der Terrasse eine flammende Rede von 70/71. Als ich jung war! Und heute wieder. Wenn unser Kaiser ruft, werdet ihr Jungen da sein, wie wir damals auf dem Platze waren. Viel ist geredet worden rings in diesen Tagen von Gut und Blut und dem letzten Tropfen, der fürs Vaterland vergossen werden muß. Zornige Augen kehren sich nach Frankreich hinüber an den grünen Ufern des Rheins; über denen ein Sommer ohne Ende strahlt. Die „Wacht am Rhein“ ist nach langen Jahren obligater Verwendung wieder aufgewacht als ein Lied, bei dem sie aufspringen von den Bänken und die Gläser fester fassen. Und Hochrufe werden ausgebracht auf Kaiser Wilhelm allabendlich an flaschenbesetzten Tischen. Bezechter Patriotismus? O nein, nicht jetzt. Sie denken sich etwas dabei. Die Gesichter werden doch ernst bei dem. Und was wissen sie? Was Positives wissen sie von allen den Dingen, von denen sie jetzt allerorts reden, von Marokko und Kiderlen-Wächter und Cambon? Sie lesen, daß Frankreich Vorschläge gemacht hat. Sie lesen kaum, was darin steht, obwohl einige wissende Jungen der papierenen Fama es zu wissen vorgeben. Das ist gleich. Aber die Diplomaten sind an der Arbeit, das wissen sie. Und leicht fällt da ein Wort, ein Schriftstück über den Tisch und „unser Kaiser“

Digitized by Google

hat es eines Tages satt. Dann ruft er uns, heute, morgen, irgendwann. Sie wissen nicht das Geringste eigentlich. Sie wissen nicht, wie der Kaiser denkt, nicht, was er für ein Mann ist, nicht, was seine Diplomaten wollen, nicht, was sie können. Aber sie reden von Krieg und Kriegsgeschrei und werden erregt und warm, sowie das Wort „Marokko" fällt.

Eine eigentümliche Beobachtung. Bei der Casablanca-Sache hatten wir etwas Ähnliches. Aber es war doch anders, nicht so ernstlich. Da hatte sich wer geprügelt. Mon dieu, Prügel gibts viel auf dieser schönen Welt. Als Österreich seinen Coup mit Bosnien ausführte und Bülow im Reichstag von der Nibelungentreue sprach, der Kaiser von der „schimmernden Wehr", das war auch etwas für die Stammtische. Auch damals ging die Rede: es stand auf des Messers Schneide. Es waren schon die Mobilmachungsorders bereit. Auch damals wußte das Volk der Deutschen im großen Vaterlande so gut wie nichts von den wahren Begebenheiten. Aber es war auch nicht gar so dringlich. Es war eine Ehrensache, aber nicht um die eigene Ehre. Jetzt ists anders. Jetzt fühlt alle Welt, daß wir um etwas handeln, das uns tief im Innern angeht oder doch angehen müßte. Ja, haben wir uns denn so ernstlich engagiert, daß der Augenblick möglich wäre, wo es, wie man sagt, um die Wurst geht? Weiß man denn, was die Herren Diplomaten wollen und wie sie das Ding eingefädelt haben? Wir lesen ringsum aus offiziösen und angeblich offiziösen Quellen eigentlich stets nur Worte vom Geiste der vollkommenen Versöhnlichkeit, von ernstlichen Absichten der Verständigung, von loyalsten und friedfertigsten Gesinnungen, von baldigen Resultaten und glatterem Verlauf. Aber diese baldigen Resultate sind uns schon recht lange verhießen worden, und der glatte Verlauf scheint immer wieder doch nicht so glatt zu sein, wie man uns annehmen läßt, denn sonst würde kein verständiger Staatsmann ein tief bewegtes Volk so unerträglich lange in völliger Unwissenheit halten und Gerüchte, Reden, Erregungen durch die Lande gehen lassen, die — wenns anginge — mit einem einzigen Wort behoben werden könnten. Dies Wort kommt nicht. Vielleicht ist den Diplomaten ja die Erregung als Folie ihrer Gespräche lieb und erwünscht. Aber das darf und kann sie doch nur sein, wenn die Alternativen wirklich ernste und zweischneidige sind. Man darf die Leute von Krieg und Kriegsgeschrei nicht wochenlang in gesteigertem Affekte reden lassen, wenn man nicht gegebenenfalls Ernst machen will mit der Empfindung und dem Willen, die diese Erregung im Volke erzeugt haben. Man wird nicht klug aus der „Geschichte" der Marokkofrage. Das Urteil des Volkes — vox populi —, das Volksgericht über die Schlachten am grünen Tische wird erst spät gefällt werden können.

Am deutschen Rhein sieht man einer fröhlichen Ernte entgegen und ist kein Freund des Krieges. Nach langen Jahren des Mißwachses hat ein unwahrscheinlich schöner Sommer das Blut der Trauben ausgekocht zur höchsten Süßigkeit. Man möchte in Frieden und Kelterfreude seine Fässer, die vielen, leeren, voll laufen lassen, um schweren Verlust vergangener Jahre einzuholen. Auch denkt man daran, daß die Dürre des sonnigen Jahres, verbunden mit mancherlei Viehkrankheit, den festen Lebensmitteln des Landes weniger günstig gewesen ist als der tiefgewurzelten Rebe. Man fürchtet vom Kriege Hungersnot und ihr Gefolge von Pest und Seuchen. Aber das hat unsre Rheinländer doch nicht vergessen lassen, daß sie die nächsten dazu sind, die „Wacht am Rhein" zu halten und zu verwirklichen. Wir andern alle denken gerade so. Wir sind keine Freunde des Krieges, wie die abwechslungssüchtige Schar leichtsinniger Stürmer, denen ein Dasein schal geworden ist, das keine äußerlichen Stürme erschüttern. Auch in militärischen Kreisen beruft man den Krieg. Was Wunder, eine Armee wie die unsre, in 40 Jahren des Friedens gewachsen, wird — man kanns ihr nachfühlen — den Tag begrüßen, an dem sie zum ersten Male wieder ihrer wahren Bestimmung dienen könnte. Aber die einen so wenig wie die andern und auch nicht die besorgten Hasenherzen, die das Unglück schnelle schreiten sehen, können sich auf authentische Wissenschaft berufen. Wir auch nicht, wie wir gerne zugeben. Ob die Diplomaten selber? Was noch sehr fraglich ist. Aber wenn man die Stimmung im Volke, nicht die gemachte, künstliche, die aus den Zeitungen erhellt, sondern die wirkliche, die man in Kammern und Lauben, in Höfen und Häusern, auf den Straßen und Strömen von den Leuten hört und spürt, wenn man diese Stimmung ohne eigene Nervosität bewertet, so muß man fordern, daß kein Spiel getrieben wird mit dieser ehrlichen Volkskraft, der gebildeten wie der einfältigen. Und wenn man dem Volke aus Gründen der geschäftlichen Klugheit noch immer nicht verraten darf, auf welchem Fuße, mit welchem Ernste und auf welche Gefahr hin der Handel eingeleitet und geführt worden ist, so muß unter allen Umständen das Resultat so sein, daß wir alle sagen können: unsre Sache lag in guten Händen. Es wäre schmählich, wenn es anders wäre. Und ein größerer, nachhaltigerer Schaden für unsre Nation als ein Krieg um die notwendigen Güter der wirtschaftlichen Zukunft und der Ehre.

Digitized by Google

Lord Kelvin.

Von E. E. Lehmann (Berlin).

II.

Als der junge Thomson seine Professur antrat, gab es in den englischen Universitäten weder irgendwie ausreichende physikalische Instrumente noch Laboratorien. Der junge Gelehrte und Forscher wandte seinen ganzen Einfluß auf und zwar bald mit Erfolg, um hier Wandel zu schaffen. Das Laboratorium zu Glasgow befand sich in einem ungesunden Keller der schon ohnedies ungesunden Stadt.

Jung-William war 25 Jahre alt, als er seinen Vater an der Cholera verlor, die, gleich einer Pest, durch die ungesunden Straßen und Gassen der Stadt wütete. „Gott hat unser Bestes gemeint, da er uns durch diese schwere Betrübnis versuchte", sagte sein damals schon berühmter Sohn bei Empfang der Todesnachricht. Er lebte weiter in seines Vaters Haus. Eine Tante führte ihm den Haushalt, bis er sich im Jahre 1852 mit seiner Base Margaret Crum verheiratete. Die Ehe war außerordentlich glücklich, obgleich sie kinderlos blieb. Ein hervorragender englischer Publizist und Schriftsteller, der die junge Frau näher kannte, erklärte, sie sei eine der edelsten, heitersten und begabtesten Frauen gewesen, welche er je kennen gelernt; eine Frau, die nirgends an der Oberfläche der Dinge haftete, sondern bis in ihr innerstes Wesen vorzudringen suchte. Leider hatte sie auf einer Reise durch Sizilien bei einer Fußtour ihren Kräften zu viel zugemutet; seit dem kränkelte sie unaufhörlich. Im August 1854 berichtete ihr Gatte an seine Schwester: „Margaret kann immer noch nicht wieder gehen. Ich trage sie die Treppen hinauf und hinunter, und oftmals sogar von einem Zimmer ins andre. Nur dadurch, daß sie jedwede Anstrengung vermeidet, bleibt sie frei von Schmerzen. Ich fahre fast täglich mit ihr aus; manches Mal zweimal des Tages in einem kleinen Ponny-Wagen".

Das nächste Jahr (1855) suchte er mit seiner von ihm tiefgeliebten jungen Frau, ärztlichem Rate folgend, Bad Kreuznach auf. Auch hier mußte sie gefahren werden. In Kreuznach machte er die persönliche Bekanntschaft von Hermann Helmholtz. Helmholtz war, wie man sich denken kann, außerordentlich erstaunt, über Thomsons Jugend. „Ich war äußerst überrascht" — so äußerte sich der große deutsche Naturforscher — „zu sehen, daß einer der größten mathematischen Physiker Europas so außerordentlich jung war; er sah beinahe mädchenhaft aus. Trotzdem übertrifft er alle großen Männer der Wissenschaft, mit denen ich in persönliche Berührung gekommen bin, an Intelligenz, Klarheit und Beweglichkeit der Gedanken; an seiner Seite kam ich selbst mir ordentlich hölzern vor".

All' die Zeit war Thomson, obgleich er, wie er klagte, durch die Krankheit seiner Frau viele kostbare Stunden für seine wissenschaftliche Tätigkeit verlor, von morgens bis abends mit allerlei Forschung, Vorlesungen und Experimenten beschäftigt. Bezeichnend für seinen wissenschaftlichen Standpunkt, schloß er eine Vorlesung in der Royal Institution zu London mit den Sätzen: „Ein einziger Baum enthält mehr Geheimnis an Schöpferkraft, als die Sonne, von welcher alle mechanische Energie stammt. Eine Erde ohne Leben; eine Sonne und die unzähligen Sterne zusammengenommen umschließen kaum Wunderbares, so groß wie ein Stückchen Resedablüte".

Erst im Jahre 1857 begann Thomson seine mathematischen Theorien für die Praxis zu verwerten. In diesem Jahre wurde das atlantische Kabel gelegt. Thomson war einer der Direktoren der Kabelgesellschaft. Der eigentliche Elektriker der Gesellschaft, Whitehouse, hatte sich geweigert, die Ausführung des Werkes zu übernehmen. Thomson erbot sich an seiner Statt die Sache durchzuführen, und das, ohne besondere Vergütung dafür zu fordern. Der erste Versuch schlug fehl. Da erfand Thomson einen Spiegel Galvanometer, der nicht nur — in gewissem Sinne ein Vorgänger des Telephons — als Sprechinstrument diente und Signale aufnahm, sondern sich auch weiter auf der See sowohl, wie im Laboratorium bei den feinsten elektrischen Versuchen bewährt hat. Thomson kam auf die Konstruktion dieses Instrumentes, indem er den von seinen Augengläsern ausgehenden Lichtreflex beobachtete.

1858 wurde dann nach einer Reihe mißlungener Versuche mit Hilfe dieses Thomsonschen Instrumentes ein neuer Versuch mit der Legung des Kabels gemacht; dieser Versuch gelang besser. Thomson befand sich, während das Kabel gelegt wurde, in furchtbarer Aufregung. Ein Augenzeuge beschreibt seine Haltung dabei wie folgt: „Seine Hand zitterte so sehr, daß er kaum fähig war, sein Glas vor die Augen zu setzen. Die Adern an seiner Stirne waren geschwollen. Sein Gesicht war totenblaß. Er befand sich geradezu in einem nervösen Fieberzustand, der seinen ganzen Körper zittern machte, gleich Espenlaub; trotzdem blieb sein Geist klar und konzentriert, während er auf das Ergebnis seiner Versuche wartete".

Ein andrer, Sir Charles Bright, der mit Thomson zusammen auf dem Kabelschiff war, spricht sich über ihn folgendermaßen aus: „Der Professor war im eigentlichen Sinne des Wortes uns übrigen auf dem Schiffe ein durchaus guter Kamerad. Er würde jeden Augenblick die Arbeit eines andern übernommen haben, wenn immer es nötig geworden wäre. Er war auch in den Mußestunden ein guter Partner beim Whistspiel, obgleich er dann manches Mal, in tiefe Gedanken versunken, fragte: „Wer spielte das aus?"

Seit seiner Mitwirkung bei Legung des atlantischen Kabels wurde Thomson immer mehr und

Digitized by Google

mehr zu praktischen Arbeiten herangezogen. Er gab Anweisungen für die Anlegung von Wasserröhren und wurde zugleich bei der Konstruktion der „Dreadnoughts“ um seinen Rat befragt; kurz und gut, man begann in England kaum eine wichtigere Arbeit technischer Konstruktion, welcher Art sie immer sein mochte, ohne den berühmten Physiker vorher zu konsultieren.

Der Verfasser der Biographie, Silvanus Thompson erinnert in seinem ausgezeichneten Buche daran, daß Physiker vom Rang eines Tyndall und Robert Stephenson noch im Jahre 1859 die Idee, Elektrizität als Kraft der Fortbewegung zu verwenden, für unpraktisch und vom geschäftlichen Standpunkt geradezu unmöglich verurteilten. Sogar Thomson erkannte damals den Wert der Dynamomaschinen noch nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit; ja, noch viel später stand er der Idee einer praktischen Verwendbarkeit des Aeroplans außerordentlich skeptisch gegenüber. Im Jahre 1860 ließ der große Gelehrte sich unter die Volunteers — die Freiwilligenkorps des britischen Heeres — einreihen. 36 Jahre alt, wurde er Hauptmann. Unglücklicherweise fiel er sehr arg, während er sich auf einem Brett herumschwang, im Dezember desselben Jahres auf das Eis. Dabei erlitt er einen schweren Bruch des linken Beines. Erst nach qualvollem, wochenlangem Leiden vermochte er sich wieder zu bewegen; jedoch nur hinkend. Er hinkte denn auch auf der linken Seite bis zum Ende seines Lebens.

Seine persönlichen Beziehungen zu den großen Forschern seiner Zeit waren außerordentlich freundliche: mit Männern, wie Joule, Faraday, Huxley und Helmholtz blieb er stets in der anregendsten und angenehmsten Verbindung. Dabei war er außerordentlich bescheiden. Niemals nahm er besondere Verdienste für sich selbst in Anspruch und oftmals wies er auf andre, wie beispielsweise auf Helmholtz hin, denen Verdienst und Ruhm gebühre.

Dazu arbeitete er mit geradezu staunenswertem Fleiß; er schien Abspannung und Müdigkeit bei der Arbeit weder zu kennen noch zu fühlen. Noch im Bette, am frühesten Morgen, sah der merkwürdige Mann für sein Tagwerk seine Notizen durch, die er immer in einem grünen Buch verzeichnet, nahe seinem Bette zu liegen hatte. Kaum aufgestanden, ging er an die Arbeit, welche ihn oft bis spät in die Nacht gefangen nahm. Er schien mit dem flüchtigen Zeitengott immer in Krieg zu liegen, denn in einer ihm eigentümlichen Gewohnheit sah er oftmals nach der Uhr: er schien dann äußerst bestürzt darüber, daß die Stunden so schnell vergangen waren.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Thomson im Verein mit dem Physiker Tait den ersten Band einer „Naturphilosophie“. Diese epochemachende Arbeit hatte bei ihrem Erscheinen einen so geringen äußeren Erfolg, daß noch im Jahre 1869 — also zwei volle Jahre nach ihrem Erscheinen — aus dem Verkauf des Werkes kaum die Druckkosten gedeckt werden konnten.

Als mit dem Schiff „Great Eastern“ die Legung des atlantischen Kabels endlich gelang, hatte Thomson die Leitung des Ganzen. Alles ging gut. Die Empfindlichkeit von Thomsons Galvanometer entsprach den höchsten Erwartungen. Die beiden vorhergelegten mehr als 14000 Kilometer langen Kabel wurden miteinander verbunden; durch sie gingen die Signale und Telegramme, mit Hilfe einer Volta Bogenzelle — der Erfindung William Thomsons — welche nicht größer war, als ein silberner Damenfingerhut; darin war weiter nichts als einige Tropfen Säure, in die ein Stückchen Zink eingetaucht war.

Und derselbe Geist, der dieses Instrument ersann, machte bahnbrechende Entdeckungen über das Gesetz der Wirbelwinde und stellte neue, ganz und gar originale Theorien über das Alter der Welt auf; Theorien, begründet auf das gründlichste und tiefste Wissen.

Obgleich während der letzten Jahre seines Lebens halb erblindet und, wie schon erwähnt, seit seinem besten Mannesalter lahm; dazu oft gepeinigt von neuralgischen Schmerzen, ließ dieses Genie doch niemals, so lange er sich nur aufrecht zu halten vermochte, auch nur einen Tag von seinen Pflichten nach. Als Lord Kelvin Mitglied des englischen Oberhauses, war Thomson noch in seinem achtzigsten Jahre bei dessen Sitzungen pünktlicher zur Stelle, als die meisten der viel jüngeren Peers.

Er hatte die unschätzbare Eigentümlichkeit, daß er jederzeit, wenn er immer vollkommene Ruhe für sich nötig hielt, zu schlafen vermochte; und das bei Tag nicht weniger als bei Nacht. Dazu hielt Lord Kelvin auf die genaueste Zeiteinteilung. Jeder Augenblick hatte, sozusagen, seine Bestimmung bei ihm; und keinen Augenblick ließ er, wenn er nicht anderweitige notwendige Abhaltung hatte, für seine Arbeit und seine Studien ungenutzt. Er hielt viel darauf, in frischer, gesunder Luft zu sein, war im Grunde seines Wesens ein Optimist und hatte nie im Leben Not gelitten; drei Dinge, welche seine Rüstigkeit und Schaffensfreudigkeit fast bis zum letzten Tage seines Lebens zum großen Teil erklären. Dabei war er durchaus religiös. Er glaubte an einen persönlichen Gott. Noch im Jahre 1903 erklärte er öffentlich: „Die Wissenschaft bestätigt das Dasein eines Schöpfers; sie schafft jedem das Gefühl, selbst ein Wunderwesen zu sein. Wir sind geradezu gezwungen auf Grund unsrer wissenschaftlichen Erkenntnis, an eine leitende Macht mit voller Zuversicht zu glauben; an Einflüsse, welche andrer Art sind, als die physikalischen, dynamischen und elektrischen Kräfte. Deshalb braucht man noch nicht davor zu erschrecken, ein Freidenker zu sein. Wenn man alles sorgfältig überdenkt, wird man

Digitized by Google

durch die Wissenschaft dazu geführt, an einen Gott zu glauben, und das ist die Grundlage aller Religion. Man wird dann finden, daß wahre Wissenschaft der Religion nicht widerspricht, sondern, im Gegenteil, zur Religion führt".

Man sieht, dieser Große war auch in dem ausgezeichnet, was stets wahrhafte menschliche Größe verrät: in der sich selbst bescheidenden Demut vor dem unermeßlichen Weltganzen.

Der gefesselte Faust.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Es ist seltsam: Auf der einen Seite kann man sich heute in Lobeshymnen auf die Evolution der Menschnatur, auf die fabelhaften Errungenschaften der Gegenwart auf technischem, hygienischem, sozialökonomischem, kaufmännischem, industriellem Gebiet nicht genug tun, man sinkt schaudernd vor Begeisterung vor jedem neuen Gleitflieger, jedem neuen Schnelldampfer oder Blitzzug ins Knie, findet sich äußerst praktisch, rasend sachlich, enorm überlegen über all die früheren Träumer und Grübler und erblickt im raschen Kaleidoskop des Kientopps die letzte, raffinierteste Spiegelung unsrer in wahnsinniger Hast aufnehmenden und resorbierenden Gehirnzellen — und auf der andern Seite steckt der alte Spötter Mephisto sein wohlbekanntes Teufelsgrinsen auf und höhnt mit einer versteckten Sentimentalität über all den blauen Dunst und faulen Zauber, der uns beseligt und der uns in dem Wahne erhält, Meister und Herren unsrer Schöpfung zu sein.

Er hat den Schopenhauer nicht ganz verdauen können und etwas von der verhetzten Galle des großen Misogynen und Misanthropen ist ihm ins Blut gefahren. Er lächelt säuerlich über das Fortschrittsprotzen seiner alten Freunde der großen ewigen Kinder des armen, ruhelosen Faust, an dessen Rettung durch Herrn v. Goethe er sie ruhig glauben läßt, so lange sie es können.

Und sie kommen gerade jetzt im Festrummel und Schießbudentohuwabohu der Zivilisationsekstasen und Kulturrausche öfters auf den bitterbösen Gedanken, daß es mit dem Faust doch seine Bewandtnis habe und daß ihn ein böser Dämon reite, der ihm etwas ganz andres vorspiegle, als er in Wahrheit ist. Mit dem lieben, kugelrunden Monismus hat es auch seinen Haken: Jules de Gauthier ein junger französischer Philosoph, nennt diesen gesamtskeptischen Geisteszustand des momentan gegenwärtigen Menschen „le Bovarysme" nach Flauberts Meisterwerk und sagt: „Mais dès lors l'existence de ce qu'elle est liée ainsi indissolublement à la connaissance, se manifeste et se déclare dans un état de division essentielle avec elle-même la connaissance étant un état analytique qui n'existe que dans l'opposition de l'objet au sujet, qui n'est point concevable de l'un pour l'un, qui commande et implique diversité." Also der alte Jammer ist wieder da. Hie Vernunft, hie Natur, hie Geisteswelt (die höhere „Wirklichkeit" sein will), hie sinnliche Welt.

Die Schaumschläger und Fleischerknechte der modernen „Weltanschauung" kommen über dieses Dilemma natürlich mit einem frommen Materialismus hinweg. Aber, wenn sie auch heut in der „Gesellschaft" den Ton angeben („Du gleichst dem Geist, den Du begreifst"), so doch gottlob nicht im Reich der Wenigen, denen es um den Sinn oder Unsinn des Lebens eine ernste Sache ist.

Goethes geretteter Faust und Lenau-Grabbes problematischer Höllendiener stehen sich schroff gegenüber. Und merkwürdig: Goethes Faust enthielt sich seinem Charakter nach als das Ideal einer Sehnsucht, während Grabbes Faust die an der Wirklichkeit lächerlich scheiternde Sehnsucht jetzt neu auflebt . . . Da hat Johannes Gaulke uns das Buch seiner Mannesreife geschenkt, der Amerikawanderer, der auch zurückkam, weil ihm der Deutsche zu tief im Blute steckte, der tapfre Kritiker der kapitalistischen Ära, ein Aufrechter, der sich zwischen den polizeilich-bureaukratisch-staatlich konzessionierten Himmeln und Höllen einen eignen Weg suchte.*) Und er hat sein Ziel gefunden in einem stürmischen Gelächter über all den Wahn von „Geistesnotdurften" und „Überwelten", den der in der deutschen Erziehung scholastisch versteinerte Idealismus seiner Jugend beibrachte, jenen Schwindel von einem „Guten, Wahren und Schönen der Trinität aller Flachköpfe. Mephisto führt ihn in seinem überaus originellen, derbdrastischen Satyrikon, in dem ein gut Teil Selbstpersiflage den geheimen Reiz erhöht, durch all die Spintisierkammern eines deutschen „Bildungssuchers" und enthüllt ihm mit schneidender Deutlichkeit die Widersprüche und Kontraste all dieser sich für das Weltlicht haltenden Spezialideen, die den Hexensabbath des modernen „Bovarysme" bilden und schließlich — Bovist sind. Und seltsam, fast gleichzeitig mit dieser höchst amüsanten, stellenweis etwas zu breiten Persiflage aller modernen „Kursparren" wandte Julius Hart dieselbe scharfe skeptische Kritik gegen die heutige Ästhetik an (Revolution der Ästethik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft. Erstes Buch. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) und an einer Stelle fast mit genau denselben Worten. Auch er sieht den alten Gegensatz von „Vernunfterkenntnis" und Sinnlichkeit so akut wie nur möglich, und auch er wendet sich mit ganzer Ironie gegen die Suprematie einer „fingierten" Welt der Begriffe und allgemeinen

*) Der gefesselte Faust. Der Menschheitskomödie letzter Schluß. Berlin-Tempelhof. Literarischer Verlag 1910.

Digitized by Google

Wortzeichen, die alles auf eine dürre Einheit zurückzuführen sucht, anstatt sich nur als menschlicher Notbehelf anzusehen und bescheiden hinter der eigentlichen Welt der unendlichen Vielgestaltigkeit einzelner Dinge zurückzustehen. Doch wird Hart zum Fanatiker der einen an sich geistvoll begründeten These, die allen Anspruch hat, gehört zu werden, ins Extrem treibt, indem er vergißt, daß eben aller Pluralität in der Seele des Menschen und keineswegs nur in seiner Vernunft ein Sehnen nach einer einheitlichen Ursache entspricht, ein Sehnen, das so stark war, daß es den Menschen aus dem Naturzustand des Wilden in den allerdings vollkommenen Unnaturzustand des durch „die Geister, die er erst gerufen", sich selbst fesselnden und zur Karikatur werdenden „Begriffs- und Zerebralmenschen" umschuf. Dieser aus geistiger Überladung erklärliche Katzenjammer und Skeptizismus, der soviel persönliche Kämpfe der Beteiligten reflektiert, ist andrerseits aber auch ein Zeichen einer Ungesundheit unsrer ganzen modernen Lebenslage. Was jene Skeptiker mit mehr oder weniger rousseauischen Untertönen durchklingen lassen, ist der Wunsch nach einer Renaissance der Sinne und auch des Gemüts gegenüber einer einseitigen Intellektualität, die heute schroff einer ebenso kaltherzigen Trivialität und Banausität gegenübersteht.

Und um aus diesem Dilemma zu kommen, das uns diese beiden Enttäuschten aufrissen, dazu ist eben wieder ein Teil jener „goldenen Jugendeselei" nötig, jenes vielleicht törichten, aber doch nicht absurden Idealismus der Jugend, der sein „Und dennoch" ewig wieder dem enttäuschten Hohnlachen des armen Mephisto und des gefesselten Faust entgegensetzt.

Und in diesem Sinne scharf und tapfer, weil auch jünger und zukunftshoffender, schwingt Friedrich Stieve, ein junger deutscher Dichter, sein Schwert und ruft „Kampf unserm Jahrhundert" (Haupt und Hammon, Leipzig 1909). In sechs herrlichen, mannhaften Kapiteln geht er dem Götzen der Allgemeinheit, der Alleinherrschaft des Verstandes, der Last der Vergangenheit der heutigen Konfusionspolitik und andrem zuleibe, und in jedem trifft er als schneidiger und unbestechlicher Richter den Nagel auf den Kopf. Er zeigt den ungeheuren Schaden, den die französische Revolution in Europa angerichtet hat mit ihren Nivellierungstendenzen. „Ihre Mißgeburt ist diese gelobte Gleichmacherei. Der gütige Staat gleicht einer großen Fabrik, die Menschen produziert nach einem Muster, nach einer Schablone, einer Schablone, die für seine Geschäfte zugkräftig ist. Ja sogar zwischen den verschiedenen Geschlechtern, zwischen Mann und Weib, tritt Egalisierung ein, durch die Betätigung der Frau in den Berufen des Mannes, die gefordert wird in den unteren Schichten durch die Notwendigkeit des Verdienstes, in den oberen durch den Überschuß an Kraft und Zeit." So dienen alle diesem Götzen der „Allgemeinheit", der ihnen bestenfalls ihr Brot gibt, während er alle Besonderheit, alles Übermittelmäßige vernichtet. Und damit ist auch jenes Übermaß zersetzenden Verstandes gegeben, der heut das Leben kraft seiner sogenannten „Intellektualität" dogmatisiert und verödet. „So sind", sagt Stieve mit Recht in Anlehnung an Hofmannsthal, „die beredten Sänger und weisen Sprecher im Innern stumm. Es ist eine matte Armut in ihnen — die Armut der Gefühllosigkeit, sie täuschen sich und andre darüber hinweg, mit wohlgeprägten Worten. Ihr Gehirn ist unendlich geschäftig, aber ihr Herz ist mutlos in dem grellen Lichte der überwachen Bewußtheit. Es sind Menschen, die ohne Unschuld geboren sind; unkeusch, denn sie denken alles, ehe sie es durchempfunden, eitel, denn sie glauben, die Fülle des Seins und Werdens in Namen fassen zu können, sie haben keinen Humor, nur Spott. Und außerdem: sie sind einsam, denn lieben heißt sich selber verlieren, und das eben vermögen sie nicht." Deshalb suchen und brauchen sie den Weihrauch der Cliquen.

„Und das Jahrhundert selbst erhebt sie zu Dichtern" und bewundert sie; denn sie sind ja seine echtesten Kinder und voll von seinem Geist. Sie kleiden den Mangel in klingende Töne, und die hagere Gefühlsarmut darf in prunkenden Gewändern einherschreiten, wie in den Gesängen so vieler von heute."

Und tausendmal recht hat Stieve, wenn er die große Herzensnot malt: Unser Menschenherz geht wie ein bettelndes Waisenkind durch die großen Städte. Aber keiner versteht, was es meint. Die Gelehrten lachen ironisch: Menschenherz? das haben wir schon längst zerlegt beschrieben, und seine natürlichen Bedingungen sind nachgewiesen. Die Kaufleute haben keine Zeit, weil es sie im ertragreichen Gang der Geschäfte stört. Die Künstler sind für Probleme der Farbe und des Raumes interessiert. Die Dichter modellieren klangvolle Worte. Keiner hört und begreift." O gefesselter Faust, o verblendeter Faust, wie bist du Kluger so dumm!

Und mit Recht ruft Stieve nach dem Aristophanes dieser buntscheckigen Zeit des Königs Toutle-monde, dessen Zauberwort das schöne Wort „Objektivität" ist, um die sich jetzt alles müht, um nur ja nicht in den Geruch eines Eigenlebens zu kommen. Denn das wäre Hochverrat an der Gesamtheit. Alles ist Technik, Geschäft, Theater, Kunsttechnik. Hört Ihr die Maschinen lachen? „Die Anbetung der Dinge, mit denen man sich um ihrer selbst willen zu befassen vorgibt, ist ein Zeichen von eigner Seelenschwächung." Aber wenn man nur noch eine Allerweltsseele hat? Und mehr: sie verdirbt den Charakter. Dieses Jahrhundert ist nicht feige und vorsichtig, nein, hochmütig und vom eignen, grenzenlosen Werte unendlich überzeugt. Fragen wir, weshalb es diesen Stolz besitzt, da seine Gestalt doch so ver-

Digitized by Google

kümmert und von unversönlichen Widersprüchen durchzittert ist, so finden wir diesen einen Grund: „Krüppel sind immer eitel.“ Aber, wenn sie sich einmal erkennen, dann tritt eben jener anfangs geschilderte „Bovarysme“ in sein Recht und der circulus vitiosus schließt sich. Es ist schwer, da noch um den Skeptizismus herumzukommen. Stieve ist jung und tapfer genug, um vorläufig dieser Gefahr zu entgehen! Er, der uns schöne, tiefinnerlich tragische Gedichte beschert hat, die keiner kennt, der ein Schauspiel „ein Königswerden“ schrieb, dessen Thema die tiefe seelische Unbefriedigung des Unmittelmäßigen dieser Zeit ist, ein Stück, das mehr Daseinsberechtigung hat als alle neuromantischen Mißgeburten zusammen, er findet die Rettung der Stärke seines tapferen Kämpferherzens.

„Selig sind die Heimatlosen, denn sie sollen eine Heimat finden in ihrem heiligen Wollen. Selig sind die Sehnsüchtigen, denn sie allein sehen das wahre Glück, das da ist das Ringen der Seele.

Selig sind alle, die um ihre Seele ringen und leiden, denn sie sind unsterblich, sie allein.“ Und er schließt mit dem tröstlichen Glauben: „Es ist, als ob Märzwinde um den Erdball fliegen, nur heimlich und schüchtern, aber gewiß und dem allein bemerkbar, der im eignen Innern um den Frühling kämpft. Freuet euch und fürchtet seine Stürme nicht!“ Denn sie werden den armen Faust, so hoffen wir, aus den Fesseln seiner Blindheit befreien!

Das Buch Joram.*)

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Einige Gedichte und ein mit der sattsam manierierten Übersetzung von Platon Lysis gekoppeltes „Gespräch über die Formen“ (Leipzig, J. Zeitler, 1904) hatten Unbefangenen den jetzt etwa dreißigjährigen Norddeutschen Rudolf Borchardt als Vertreter jenes nicht den Schlechtesten unter uns so unangenehmen modernen Alexandrinertums gezeigt das sich um Hugo v. Hofmannsthal, den feinsten aller Eklektiker, als um einen magisch-magnetischen Mittelpunkt immer massenhafter und — immer belangloser versammelt. Scheu vor dem die Erscheinung erfassenden, sie künstlerisch (durch die Form) erschaffenden Ausdruck, charakterlose Spielerei im äußerlichsten Stilistischen, eine bereits unerträglich langweilige Repertoireesoterik und dumpftönendes, von Goethes Altersverarmung mit einer Art von Perversität zehrendes metaphorisches Formeln: das sind die Merkmale eines aus unendlicher Leserei gebrauten undeutschen (auch im Grammatischen versagenden), alle Werte der Nationalliteratur skruppellos verwässernden Epigonentums, dessen trüber Sud die zwischen impotentem Dichtertum und verschämtem Journalismus schwankenden Intelligenzen zu farblos-schwappigen Autorvisagen aufpäppelt. Manche dieser meist noch sehr jungen Leute sind auf dem Wege zur Wahrheit, sie spüren deutlich wenn auch nicht die umfangende Berührung, doch die sich verdeutlichenden Umrisse der großen Kunst, und der üble Hauch der kleinen ist ihnen peinlich, aber sie selbst tun ein arges Unrecht an der von ihnen statt des Lebens so überaus verehrten, indem sie sie gleichsam notzüchtigen, beziehungsweise sich mit ihren jungen Geistern, die Gelüste, aber keine Zeugungskraft haben, an ihr vergehen. Ebenso reden sie auch von der Kunst: sie halten ihr dunkles, manchmal nur aufflackerndes Ahnen für Erkennen, sie verkünden mit streng gefalteter Miene Unverbrüchliches, ohne sicher zu sein, ohne sich selbst im Wachstum gelassen gepflegt zu haben. Alles Unheil dieser Hunderte von noch Unreiferen zur literarischen Unzucht verführenden Halb- und Viertelschlächtigen geht aus ihrer unehrerbietigen Voreiligkeit, ihrer atemlosen Geschäftigkeit hervor. Sie haben den Wilhelm Meister nicht über das 5. Buch gebracht und schreiben bereits die Fortsetzung.

Man lese dieses „Gespräch über die Formen“. Es ist typisch. Der Eindruck ist der einer trüben Brühe, darin halbabgenagte Knochen, Fleischbrocken mit gelblicher befaserter dünner Hautschicht schwimmen. Man wäre in Verlegenheit, anzugeben, was dieses dem kristallklaren Wilde nachgemachte (und in was für einem — bei all seiner stilistischen Arroganz — schlechten Deutsch nachgestammelte) Hin- und Hergerede eigentlich sagen will. Nicht daß das Material dieses ungenießbaren Gerichtes schlecht wäre. Nein, vom Edelsten und Feinsten ist da verwüstet worden. Und noch eines: es ist — so sonderbar das jetzt hier klingen mag — Geschmack am Werk, feiner, feinster Geschmack. Aber dieser Geschmack ist steril. Er wirft nur brodelnde Blasen auf. Im Grunde ist ja auch Hofmannsthals, des graziösen Eklektikers, mit ihrem Wenigen haushälterisch wuchernde Kunst ein Gebläse, farbig schillernde Schaumkunst, deren schön geblähte Erzeugnisse an ihrer eigenen sich übertreibenden schillernden Rundung ins Nichts zergehen.

Nun liegt von einem bisher, wie gesagt, als ein wahres Lehrbeispiel gültigen Vertreter solcher sich selbst durch geckenhafte Stilisiererei um allen Stil betrügenden Kunstrichtung ein kleines Buch vor, das wider Erwarten nicht bloß Achtung abnötigt, sondern fast unwilligen Preis erzwingt und wirklich auch Bewunderung verdient: das

*) Von Rudolf Borchardt, Leipzig, im Insel-Verlag 1907.

Digitized by Google

„Buch Joram“. Es ist, wie der Dichter mitteilt, zuerst als Privatdruck erschienen; es wird aus den vagen Worten des gewohntermaßen hochfahrenden Nachberichtes nicht ganz klar, warum es sich jetzt an alle wegwirft. Aber genug: es ist nunmehr zugänglich, und unumwunden sei gesagt, daß wir dafür dankbar sind, es haben genießen zu dürfen, denn es ist ein sehr schönes Werk, eine Dichtung von großer Pracht und Kraft, gleichsam von latentem Auftrieb wie ein schwer hinschreitender Vogel, der mit eins Riesenflügel entbreitet und für eine Weile, aufschwebend, das Licht des Tages verdunkelt. Dieses mit hochmütigen (und bei aller Klugheit sich durch unendliches Gerede um ihren Wert bringenden) Worten als eine Art Renaissance und Muster sich einführende Buch verläßt den es erfassenden Geist nicht, es lastet mit seiner prunkenden „schlichten“ Rede auf der unruhigen Seele: es rührt an vielerlei in uns, das ratlos ist und in Antworten wie in Netzen sich verfängt, es geht mit schöner dichterischer Kühnheit auf Heiligstes und Geheimstes los und zwingt es zum Segnen.

Das „Buch Joram“ erzählt die Geschichte eines Menschen, der, da er für wenige Tage ausgezogen war, nach Jahren heimkehrt aus harter Gefangenschaft und sein junges Weib, seinen „Statthalter“, wiederfindet als eine Dirne. Er stellt sie, mühsam sich fassend, zur Rede. Sie weist trotzig auf ihre Kinderlosigkeit hin, den Makel ihrer Ehe. Er aber steigt zum Söller empor und, auf der Darre gestreckt, fordert er Gott heraus. Er hadert nicht mit Gott, sondern er rechtet mit ihm, er bannt den Unerforschlichen mit heftigen Worten gerechter Empörung vor den Richterstuhl seiner schuldlosen Seele, er verlangt vom Herrn der Heerscharen, daß er sich enthülle und ihm, dem rechtenden Menschen, sage, wie er dies verantworten könne, was er ihm angetan hat: all dieses Elend, dieses Widersachertum um nichts und für nichts; daß er ihm sage, warum er so grenzenlos elend geworden sei, ohne Weib und Kind, ohne Heimat und Gott, ohne irgend einen tröstenden Glauben an eine höhere Einsicht. Den Gott des alten Bundes, diesen furchtbaren, zürnenden, grausamen, eifersüchtigen, eilfertigen und eiteln Gott eines eiteln Volkes stellt ein in seiner Not wie in Nacht einsamer Mensch mit noch furchtbareren Worten zur Rede und — „er vermeinte, er sähe Gott selber wie ein weinendes Gesicht in einer ungeheuren Helle, nicht länger als eine Wimper schlägt —“. Und Gott geht reuig dem Menschen nach und gibt ihm in dieser heiligen Nacht der Versöhnung, was er ihm versagt hatte zur Unsal und als Quelle aller Unsal, den Samen aus seinem Leibe, und dieser sein Same, das Kind, das die vom Blitz dahingerafften Eltern, eine Waise, überlebt, „ist der Meister gewesen, dessen Namen man nicht kennt, sondern es ist genannt“ „ein Heiland“ .. Und zu ihm „sprach Gott“, wie ein Bruder spricht zu einem Bruder, und kam zu ihm, mit Sehnsucht bei ihm zu sein“, „in der Stimme des Sturmes“ und „in der Stimme des Abgrunds“ und der der Nächte, „in der Stimme der Schwermut, vor Abend, mit ihm zu weinen über die Welt“.

Tief und nachdenklich ist dieser dichterische Sieg über die Idee des alten Gottes, der ein neuer ward im neuen Bunde, aus einem Rührmichnichtan der asiatischen Schrecknisse und Greueltaten zu einem menschlichen Heimsucher und milden Freund und Mitleider aller Leiden der Welt, tief ehrfürchtig ist diese hohe künstlerische Transfiguration auch im leisen Übergang der üppigen Plastik der Erzählung zu seraphischen Fittichschauern der Überschattung und endlich, wie eine schwangere Wolke sich senkend, zum sanft und beruhigend niederrieselnden Regen der alles Menschliche sanft erweichenden Nähe des erlösenden Menschensohnes.

Es erübrigt, den Kommentar zu betrachten, den der Literat Borchardt dem Dichter Borchardt als übles Geleit auf den seligen Weg gegeben hat.

Das „Buch Joram“ ist im bildhaften Stil des alten Testaments geschrieben. Jeder Dichter hat das Recht seiner Kraft. Vermochte Borchardt uns in dieser Gestalt zu zwingen, haben wir nichts zu entgegnen als das Geständnis, überwunden zu sein. Aber Borchardt will mehr vermocht haben. Er will, was dem Dichter dieses eine Mal gelungen ist, die „archaisch-heroische Sprechweise“ von Luthers deutscher Bibel, uns als unsern dichterischen Stil befehlshaberisch wieder errungen haben. Er sagt in seinem barbarischen Literatendeutsch, es gelte das Leben des Kunstwerks vom täglich sich fortlebenden (sic!) fernzuhalten. Er verkündet die Klassizität, die ihm „diejenige (sic!) ewige Rüstigkeit und Allbereitschaft (?), diejenige herakleische oder dionysische (??) Götterkraft zu immer neuen Arbeiten und immer frischer Inkarnation“ heißt, „vor der die an sich respektablen Seelenunterschiede zwischen Kunz Großvater und dem Enkel von Kunz Kindeskind nicht besonders beträchtlich sind“. Denn „sie ist im Wesentlichen von keiner Zeit (sic!); sie ist auch für keine Zeit“. Hält man dieses für die ganze „Schule“ so bezeichnende mühsame Zur-Sache-Streben mit einer andern Bemerkung über die „gesamte einmal Stil gewordene Anglizität“, die Swinburne „eine Einheit“ geworden ist, zusammen, „in der jeder schalten kann, der sie beherrscht“, reiht man die abfällige Äußerung über jene an, die „sich mit dem Scherflein ihrer Heutigkeit, Empfindsamkeit und psychologischen Desperation von Tag zu Tage weiter fristen“, so ersieht man den bis zur eignen Bewußtlosigkeit des also kläglich Schreibenden sich verdunkelnden Gedanken der kleinen interessanten Abhandlung: Borchardt unterscheidet zwischen einer Tradition des dichterischen Stils,

Digitized by Google

die nicht veralten könne, in der jeder, der es vermag, sich als Erbe betätigen dürfe, ja müsse, und einem hinfälligen evolutionistischen Individualismus, dem er jegliche Anwartschaft auf ebenbürtige literarische Folge abspricht. Mit einem Wort: er sieht den Stil als etwas Gegebenes an, dem gegenüber die vereinzelten Vergänglichkeiten der angeblich die Seele kündenden modernen Schriftstellerei stehn. Insofern fühlt er richtig, als er alles künstlerisch im Stil beschlossen glaubt. Aber er irrt, wenn er dieses Organische im Historischen gefunden zu haben sich überzeugt hält. Nicht das Historische, sondern das jeweils Einzige ist das künstlerisch Große.

Das „Buch Joram", das auf den ersten und zweiten Blick wie eine archaistische Spielerei anmutet (es ist im Sprachlichen darin ein bis zum unbedingt Fehlerhaften verstiegener Atavismus zu rügen), hat nicht um dieses seines bewußten (also bloß artistischen) Historismus willen Anspruch auf Würdigung; es bliebe ein den andern prärafaelitischen, mystischen und goethesierenden Kinderkrankheiten einer sterilen literarischen Verbrüderung um nichts überlegenes Gemächte, wenn hier nicht die die Konvention erschaffend zersprengende Dichterkraft am Werk wäre. Jeder Dichter erschafft das Wort, und das Wort ist nicht zu trennen vom Inhalt, er wird im Wort. Dies und nicht der noch so ehrfürchtig zu hegende „Stil" ist das Wesentliche.

Gewiß: „Stil ist — richtig verstanden nicht Sprache, es irrt, wer meint, einem Dinge liege sein Name, einem Geschehenen sein Ausdruck obenauf und sei beliebig zu vertauschen und zu ersetzen. Sondern einen Organismus, die durch nichts von außen her zu erweiternde Begrenzung eines Weltbildes und einer Vorstellungsform, nennen wir Stil . . ." Das heißt, Stil ist kein mechanisch auf dem Schachbrett der Worte zu Verschiebendes, sondern ein aus sich selbst Kreisendes. Aber der große Stil der Alten, der Stil der Elisabethanischen Epoche Englands, der Stil des großen lyrischen Mittelalters, wie er sich in den klassischen Werken bestätigt, ist zwar ein als geistiger Besitz immer wieder vom glücklichen Einzelnen zu erwerbendes Erbe, dennoch aber kein „an sich" zu Handhabendes. Und wenn Hofmannsthal, der bei allem Reiz seiner schwimmenden Bildlichkeit nur angelehnt aufrecht sich erhaltende Bildner, „die Sprache des Schlegelschen Shakespeare, das erste archaische Deutsch, das zur Verfügung der Poesie ist, „in unsre Dichtersprache einbezogen" hat, so hat er dadurch „unsern Besitz" keineswegs „wie um eine Provinz bereichert", diese „Einbeziehung", „gefolgt von einer mächtigen Erhebung aller dramatischen Konventionen über ihren derzeitigen Tiefstand hinaus" (sic!), ist keineswegs „eines der größten geistigen Ereignisse der Epoche gewesen", sondern es ist nichts als die sagen wir pikante Tat eines mit Manier und Geschmack unselbständigen Talentes, das, mit Konventionen wuchernd, seine Armut nicht an „Erfindung" im Tatsachenmaterial (die Forderung ist ganz und gar eitel), sondern im eigenmächtigen Gestalten — und Dichten ist und bleibt Gestalten — immer wieder aufs neue erweist. Borchardt aber kennt sich selbst und seine Kraft nicht, wenn er also im vorerwähnten „Magnetismus" befangen, Stil preist, wo nichts als Versatilität am Werk ist, gärenden neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, daß sie, bis zum Platzen schwellend, durch schwerfälliges Hin- und Herschwanken Leben vortäuschen — für gerne Getäuschte. Er irrt, wenn er, auf dem richtigen Wege ins Herz der großen Kunst, in Bausch und Bogen verwirft, was in seinem (postulierten) Sinn nicht „unser aller Erbe" ist: er wird Erbe werden, wenn die Zeit reif ist. Flaubert wird Erbe werden wie Molière, Mörike wie unser Volkslied, das heißt, alles Organische, nur sich selbst Gleiche, wird eingehen in das Sanktuarium, das heute Borchardt dem „Stil" aufrichtet, der ein Lebendiges ist, ein mit jedem großen Schöpfer neu Geschaffenes.

Was aber Rudolf Borchardt, den Dichter, und sein schönes „Buch Joram" anbelangt, so ist endlich eine Bemerkung nicht zu unterdrücken, die einen wohltätigen Schatten auf das gern gespendete Lob werfen mag. Es ist nämlich vergleichsweise — „leicht" eine „archaische" Geschichte in „archaischem" Stil zu schreiben. Weitaus schwieriger, ja überhaupt erst die richtige Kraftprobe einer Erzählerbegabung ist es, Stil in die Erzählung der neuesten, der eignen Zeit zu bringen, eine „moderne" — es hilft nichts, das lästge Wort muß heraus — Geschichte zu schreiben, die „Stil" hat. Gewiß, tausend fertige Erzähler erzählen völlig Belangloses. Sie sind eben belanglos. Borchardt hat sehr recht, wenn er sich mißmutig hier nach „Stil" umsieht. Aber das liegt nicht am „Stoff" und nicht am „Stil an sich". Diesen haben ja doch nur die großen Einzelnen zur historischen Tatsache gemacht. Es liegt am Künstler. Keller hat für seine Schweizer Geschichten seinen, den Kellerschen Originalstil, nicht zurecht gemacht, sondern in sich, da er ein großer Künstler war, gefunden. Auch Flaubert hat seine „Madame Bovary" als den klassischen modernen Roman mitten in die Versammlung der Ahnen hineingestellt. Dies sind Tatsachen. Alles kann Stil werden durch den „gemäßen", den gerechten, den großen Gestalter. „Archaische" Geschichten, noch einmal, sind dagegen sehr „leicht". Merkwürdigerweise aber schreiben alle diese jungen Leute irgendwie „archaisch". Denn es ist auch schon archaisch, wenn man „im Kostüm der Zwanzigerjahre" schreibt. Nein, an der Gegenwart, am Kostüm unsrer Zeit erweist sich der heutige Prosaiker. Man denke an Mérimée und sein „Vénus d'Ille", an Tol-

Digitized by Google

stoi und seine „Anna Karenina“, an Kleist und seine „Marquise von O.“. Es ist ein Irrtum der Literaten, daß sie irgend eine vergangene Zeit und ihren durch große Schöpfer aufgerichteten „Stil“ für dieses Borchardtsche „An-sich“ halten. Das ist eine Folge der Perspektive. Die großen Erzähler aller Zeiten, von Boccaccio angefangen, waren „modern“ (was nicht hindert, daß sie des öftern auch weiter Zurückliegendes behandelt haben).

Borchardt hat bisher noch nicht bewiesen, daß er ein moderner Künstler ist. Er hat den Dichter in starken Tönen sprechen lassen, den Künstler noch nicht. Er hat sich -- Ton und Inhalt -- kostümiert. Es ist gelungen. Dieser Dichter trägt mit Anstand sein Kostüm. Aber der Künstler ziehe den Schauspieler aus, wir wollen den Menschen begrüßen. Jeder große Dichter war nicht, wie die literarischen Nachteulen plärren, ein „großer Mensch“, aber die Wurzeln seiner dichterischen Kraft standen tief im Menschlichen verankert. Lasset die Toten ihre Toten im „archaischen Stil“ begraben!*)

Die Bahnhöfe der großen Städte.

Von **Walter Fischer** (Berlin).

Die gewaltige Entwicklung des Eisenbahnverkehrs und die in enger Wechselbeziehung dazu stehende unaufhaltsame Ausdehnung der großen Städte hat die Eisenbahnverwaltung vor eine Reihe ebenso interessanter wie schwieriger Aufgaben gestellt, bei denen es gilt, die unzulänglich gewordenen, durch allmähliche Stadterweiterungen eingeschnürten Bahnhofsanlagen größerer Verkehrsknotenpunkte durch neue, den modernen Verkehrsanforderungen entsprechende zu ersetzen. Viele Millionen sind in den letzten Jahrzehnten aufgewandt worden, um die Bahnhofsanlagen so zu vervollkommnen, wie der stetig zunehmende Verkehr und die Rücksicht auf Sicherheit, Schnelligkeit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes es erfordern.

In der ersten Zeit des Bahnbaues hatte man begreiflicherweise noch keine Vorstellung von dem Anwachsen des Verkehrs, wie er durch die Bahnen selbst erst hervorgerufen werden sollte. Selbst dort, wo man von vornherein auf eine notwendige spätere Erweiterung bedacht gewesen war, hatte man bald die äußerste Grenze der Erweiterungsfähigkeit erreicht. Anderseits traten auch dadurch Mißstände ein, daß die damals sehr zahlreichen Privat- und Staatsbahnverwaltungen ihre eignen Anlagen in vollster Ausdehnung haben zu müssen glaubten; und sie konnten sie allerdings bei der einmal bestehenden Trennung auch kaum entbehren. Als sich nun durch die Vereinigung der meisten Eisenbahnen in die Hände weniger Staatsverwaltungen die Verhältnisse wesentlich vereinfachten, entstand die Notwendigkeit, um die Vereinfachung wirtschaftlich ausnutzbar zu machen, nun abermals zahlreiche und ausgedehnte Bahnhofsumbauten und -Neubauten vorzunehmen.

Immer wieder pflegt nun bei den vorausgehenden Verhandlungen aus Anlaß der Frage, ob eine Kopfstation oder eine solche in Durchgangsform anzulegen ist, ein heftiger Kampf bei den beteiligten Parteien zu entbrennen. Begründet ist dieser in den verschiedenen Vor- und Nachteilen, die bei jeder der beiden in Frage kommenden Bahnhofsformen sowohl für die Stadt selbst auf der einen Seite als für die Eisenbahnverwaltung auf der andern Seite bestehen.

Die Anlage in Durchgangsform wird vom rein betriebstechnischen Standpunkte aus in den meisten Fällen von den Eisenbahnbehörden angestrebt werden, da sie in dieser Beziehung nicht zu unterschätzende Vorteile in sich birgt.

Mit ganz verschwindenden Ausnahmen wird ein nicht geringer Teil des Eisenbahnverkehrs selbst in den größten Städten, den Mittelpunkten des Handels und der Industrie, ein durchgehender sein, d. h. nicht alle Züge werden dort endigen, sondern zum Teil die betreffende Stadt nur als Zwischenstation benutzen; als Beispiel sei Leipzig für die Züge von Berlin nach München genannt. Es leuchtet ein, daß für diesen Fall der Betrieb ein einfacherer ist, wenn die Züge in derselben Richtung, in der sie in den Bahnhof eingefahren sind, ihn auch wieder verlassen können. Nicht nur Zeit wird gespart, sondern auch die gesamte Abfertigung des Zuges innerhalb des Bahnhofs ist eine bedeutend einfachere, erfordert weniger Arbeit und damit weniger Personal. Wenn ja wohl auch auf solchen großen Knotenpunkten fast durchweg ein Lokomotivwechsel stattfindet, also bei den Bahnhöfen in Kopfform nur selten der Umstand in Frage kommt, daß die Maschine des Zuges von einem Ende desselben zum andern umgesetzt werden muß, wodurch, abgesehen von dem dadurch verursachten Zeitverlust, auch eine größere Bahnsteiglänge und ein besonderes Lokomotivrücklaufgleis erforderlich wären, so bedingt in diesem Falle der sogenannte Schutzwagen immer besondere Vorkehrungen. Nach der Betriebsordnung ist bei allen mit mehr als 50 km Stundengeschwindigkeit fahrenden Zügen der erste Wagen frei von Reisenden zu halten. Diese Bestimmung gilt also für alle Personen-, Eil- und Schnellzüge unsrer Hauptbahnen. Als Schutzwagen werden meist die

*) Dieser Aufsatz ist im Sommer 1907 geschrieben. Seither habe ich von Borchardt nichts gelesen. Ich sehe ihn nur noch immer in der Gesellschaft der sterilen Kulturekklektiker. Doch bin ich jederzeit mit Wonne bereit, mich überzeugen zu lassen, daß er innerlich über sie hinausgelangt sei. Daß er es vermöchte, weiß ich.

Digitized by Google

Packwagen verwendet. Beim Wechseln der Fahrtrichtung des Zuges, also in Kopfstationen, müßte daher auch dieser Schutzwagen von dem einen Ende des Zuges zum andern umgesetzt werden; dies ist aber wohl in den meisten Fällen nicht angängig. Man muß ihn daher an seiner Stelle belassen und hinter der Lokomotive noch einen Wagen frei von Reisenden halten. In vielen Fällen hat man sich so zu helfen gewußt, daß auf der einen Seite der Packwagen, auf der andern der Bahnpostwagen als Schutzwagen läuft, obgleich letzterer tunlichst nicht zu diesem Zwecke verwendet werden soll. Zu bedenken wäre hier ferner noch, daß bei einem Bahnhofe in Kopfform ein Teil der von den Zügen bei der Einfahrt zurückgelegten Strecke bei der Ausfahrt noch einmal gefahren werden muß, und dies bedeutet des verlorenen Weges halber auch eine Erhöhung der Betriebskosten.

Selbst für den Fall, daß der Zug in dem Bahnhofe seine Fahrt beendigt, bietet betriebstechnisch die Durchgangsform gewisse Vorteile, obgleich der Kopfbahnhof als Endpunkt einer Linie das natürlichere zu sein scheint. Um dies verständlich zu machen, sei im folgenden einmal geschildert, wie sich für gewöhnlich der Betrieb auf einem Endbahnhofe abwickelt.

Nachdem der angekommene Zug von den Reisenden verlassen und vom Gepäck entleert ist, wird er aus der Bahnhofshalle in einen besonderen Bahnhofsteil, den Abstellbahnhof, gebracht, wo er untersucht, gereinigt, neu mit Gas zur Beleuchtung versehen und zu der nächsten Fahrt wieder instandgesetzt wird. Bei Kopfbahnhöfen nun kann dieser Abstellbahnhof nur so liegen, daß die Züge rückwärts das Bahnsteiggleis verlassen, und zwar werden sie meist durch eine besondere Rangierlokomotive herausgezogen, nur selten durch die Zuglokomotive selbst herausgedrückt. Es muß also für gewöhnlich die Zuglokomotive in genügendem Abstande hinter dem Zuge auf demselben Wege wie dieser die Bahnhofshalle verlassen. Mit Rücksicht darauf, daß auch die längsten Züge auf diese Weise abgestellt werden können, befindet sich die Abzweigung aus dem Hauptgleis in das Abstellgleis mindestens um das Maß der größtmöglichen Zuglänge vom Gleisende entfernt, so daß also die Länge des betreffenden Zuges auf die zum Abstellen erforderliche Zeit ohne Einfluß ist und daher auch die für gewöhnlich kurzen Züge denselben Weg zurückzulegen haben wie sehr lange, die doch nur zu bestimmten Zeiten großen Andranges verkehren. Die Folge davon ist, daß immer eine geraume Zeit vergehen muß, bis der abzustellende Zug das Bahnsteiggleis und die zugehörigen Weichen verlassen hat und die Fahrstraße für einen folgenden einfahrenden Zug wieder frei ist.

Die Zeit, bis der nächste Zug wieder in den Bahnhof einfahren kann, wird nun erheblich abgekürzt, wenn man die Station nicht als Kopfbahnhof ausbildet, sondern die Gleise noch weiter führt und den Abstellbahnhof hinter den Bahnsteiggleisen anordnet, so daß also die Züge, um auf die Absteiggleise zu gelangen, in derselben Richtung, in der sie eingefahren sind, weiterfahren. Es leuchtet ein, daß in diesem Falle der nächste Zug bedeutend eher nachfolgen kann, denn für ihn ist die Einfahrt frei, sobald der letzte Wagen des abzustellenden Zuges das Ende des Bahnsteiges passiert hat; und da für gewöhnlich die Maschine des einfahrenden Zuges am Ende des Bahnsteiges Halt machen wird, so brauchen die Züge nur den Weg zurückzulegen, der gleich ihrer Länge ist, und nicht, wie bei der vorher besprochenen Anordnung, alle Züge denselben Weg, der der größtzulässigen Zuglänge entspricht. Zu beachten ist ferner, daß die Abstellfahrten in keinem Falle die Ein- und Ausfahrten kreuzen. Als weiterer Vorteil ist auch eine besondere Rangierlokomotive zum Abstellen entbehrlich, da bei dieser Anordnung die Zuglokomotive selbst den Zug auf die Abstellgleise ziehen kann.

Diese zuletzt besprochene Lage des Abstellbahnhofes bei Stationen mit endigendem Verkehr sehen wir z. B. in Berlin bei den Bahnhöfen „Schlesischer Bahnhof“ und „Charlottenburg“ für den Fernverkehr, weiter in „Grunewald“ für den Stadt- und Vorortverkehr. Ferner muß diese Anordnung gewählt werden bei den städtischen Schnellbahnen mit ihrem dichten Verkehr, zumal da man hier der hohen Kosten wegen sich auch bei den Endbahnhöfen möglichst mit einem Bahnsteiggleis für jede Richtung begnügen wird (vergl. Berliner Hoch- und Untergrundbahn, die Bahnhöfe Zool. Garten, Reichskanzlerplatz, Spittelmarkt). Bei den städtischen Bahnen kommt noch hinzu, daß bei der Anlage in Durchgangsform bei Vergrößerung der Stadt auch eine Erweiterung des Bahnnetzes über die bisherigen Endpunkte hinaus leicht ausführbar ist.

Aus dem bisher Gesagten müßte gefolgert werden, daß es auf jeden Fall anzustreben ist, einen Bahnhof, den mehrere Linien gemeinsam haben und auf dem Züge oder Wagen von der einen Strecke auf die andre übergehen, als Durchgangsbahnhof anzulegen und selbst Endbahnhöfen durch die besprochene Lage des Abstellbahnhofes die Durchgangsform zu geben. Zu den rein eisenbahnbetriebstechnischen Gründen kommen aber noch andre, sehr gewichtige hinzu, die es geboten erscheinen lassen, in manchen Fällen, und zwar gerade in den größeren Städten, an der Kopfform der Bahnhöfe festzuhalten. Erwähnt seien hier von den in den letzten Jahrzehnten ausgeführten Um- und Neubauten nur die Kopfbahnhöfe in Frankfurt a. M. (1888), Altona (1898), Wiesbaden (1906) und der noch im Bau begriffene Leipziger Hauptbahnhof, der als größter in Deutschland seiner Vollendung entgegengeht.

Digitized by Google

Vor allen Dingen sind es die Städte selbst, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln darauf dringen, daß die Eisenbahnverwaltung sich für den Bau eines Kopfbahnhofes entschließt. Eine Eigenart der Kopfform ist es ja, daß bei ihr die Bahn am leichtesten möglichst weit in das Innere der Stadt eindringt. Selbstverständlich liegt es im besonderen Interesse der großen Städte mit ihrem entwickelten Verkehr, die Bahnhöfe als Auffangepunkte dieses Verkehrs möglichst in das Stadtinnere vorzuschieben; neben der Zeitersparnis für die Reisenden ist dies zugleich auch für die Einnahmen der Bahn vorteilhaft. So konnte z. B. der neue Leipziger Hauptbahnhof als Kopfbahnhof dem Zentrum der Stadt $1\frac{1}{2}$ km näher gerückt werden, als wenn man sich zu einem Durchgangsbahnhofe entschlossen hätte. Jedoch ist nicht zu vergessen, welch' ungeheure Mehrkosten durch den erforderlichen Grunderwerb entstehen. Gerade in den letzten Jahren ist der Wert des Bodens in den größeren Städten bedeutend gestiegen, und so manches verkehrstechnische Projekt muß an den unerschwinglichen Kosten, die der Erwerb des Grund und Bodens erfordern würde, scheitern. In welchem Verhältnis die Grunderwerbskosten zu den Gesamtkosten häufig stehen, zeigen die im Bau befindlichen Leipziger Bahnhofsneubauten. Von den 128 Mill. Mk. Gesamtkosten entfallen allein 44 Mill., also über ein Drittel, auf den nötigen Grunderwerb; und hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß bei der Umgestaltung bestehende Anlagen sehr vorteilhaft benutzt werden konnten.

Neben der schon erwähnten Zeitersparnis für die Reisenden bei Kopfbahnhöfen mit ihrer günstigen Lage zur Stadt gestattet diese Anordnung eine für das Publikum sehr bequeme und auch bei großer Anzahl einmündender Bahnen übersichtliche Anordnung der Abfertigungsräume und der Bahnsteige, indem letztere zungenförmig von einem breiten, quer vorgelagerten Kopfbahnsteige ausgehen. Bei Durchgangsbahnhöfen ist es wegen der Forderung einer schienenfreien Zugängigkeit der Bahnsteige nicht zu vermeiden, daß den Reisenden durch die die Bahnsteige verbindenden Tunnels oder Brücken beschwerliche und oft recht weite Wege entstehen, die besonders für den Umsteigeverkehr, falls bei Zugverspätungen etwas Eile geboten ist, sehr lästig sind.

Die Betriebsanlagen, die nicht dem Personenverkehr dienen, wird man natürlich bei den Kopfbahnhöfen ganz von diesen selbst trennen und den Güterbahnhof sowie die nötigen Verschiebeanlagen, die dem Übergange der Güter von einer Strecke auf die andre dienen, weiter außerhalb der Stadt anlegen, um erstens an Grunderwerbskosten zu sparen, und dann auch, um der Entwicklung und Erweiterung der Stadt kein Hindernis in den Weg zu stellen. Nur die Eilgutanlagen wird man, da das Eilgut meist mit den Personenzügen befördert wird, möglichst in der Nähe des Bahnhofs belassen und, wo es geboten scheint, auch den Ortsgüterbahnhof in das Innere der Stadt verlegen. In Berlin erfolgt z. B. die Übergabe des Güterverkehrs von einer Linie auf die andre resp. die Verteilung der Güter an die einzelnen Ortsgüterbahnhöfe hauptsächlich auf den beiden großen Verschiebebahnhöfen Tempelhof und Pankow.

Als Ideal für die Bahnhofsanlagen einer großen Stadt muß man einen einzigen möglichst im Zentrum der Stadt belegenen Hauptbahnhof ansehen. Die einzelnen in ihn mündenden Linien können dabei wie Radien eines Kreises vom Mittelpunkt auslaufen, oder sie werden teilweise außerhalb der Stadt herumgeleitet, um dann zusammen von einer Seite dem Zentralbahnhofe zugeführt zu werden. In der zuletzt genannten Anordnung kommt der neue Leipziger Hauptbahnhof dem anzustrebenden Ideal sehr nahe. Doch nicht immer wird sich das ermöglichen lassen, zumal da man sich ja meist an schon bestehende Anlagen wird anlehnen müssen. Man kann auch kein einheitliches Schema für die Bahnhofsneu- und -Umbauten aufstellen, weil in jedem einzelnen Falle die vorliegenden Verhältnisse andre sein werden. Nur dies eine kann nicht scharf genug betont werden, daß nämlich auf jeden Fall, selbst ungeachtet der vorläufig unnötig erscheinenden Mehrkosten, eine Erweiterungsfähigkeit im weitesten Maße Berücksichtigung erfahren muß. Daß aber auch dann die Tätigkeit auf dem Gebiete der Bahnhofsbauten, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entfaltet hat, nie ganz zum Stillstand kommen wird, mögen wir mit Genugtuung als eine weitere gesunde Entwicklung unsrer Volkswirtschaft betrachten.

O was es doch um Schönheit ist.

Novelle von **Bodo Wildberg** (Berlin).

I.

Ein Sommertag voll zitternder Glut; Schloß Janikau erwartete die schöne Gemma.

Ein Sommertag, ein Sommernachmittag, so heiß, so flammensatt, daß sogar die silberblauen Falter an den Wegrändern nur leise um die blaßrötlichen Skabiosen zu spielen wagten. Der Garten des Herrenhauses lag feierlich und erwartungsschwül. Die zypressenförmigen Wachholderbäume standen ohne Regung. Den unmodischen Blumen der Beete, Rosen, vollblühenden Nelken, verspäteten Lilien, entrang sich ein schwacher Duft. Trotz der dörrenden Hitze rührte es sich im Garten. Jaromir, der zweite Diener, stand in gelber Weste und schwarzblauer Livree am Parktor und spähte aus listigen Zigeuneraugen die Obstbaum-

Digitized by Google

straße hinunter. Das Tor sollte erst beim Erscheinen des Wagens geöffnet werden, damit nicht etwa marodierende Dorfbuben eindrängen, oder eines der Hühner, die zu jeder Stunde im Parke zu finden waren, unversehens unter die Räder geriete. Am kleinen Teich hinter der Rainweidenhecke, den ein kunstreich gewundener kleiner Wasserlauf, durch Rhabarberstauden rieselnd, stetig nährte, spielten Gerda und Hans Adam von Pürglitz. Jawohl, sie spielten, obwohl die Tochter des Barons sechzehn, der Sohn fünfzehn Jahre zählte; spielten, obwohl die elegante Tante Bianca und die Cousine Gemma aus der Großstadt zum Besuch erwartet wurden. Gar unbeleckt, roh und kindisch mochten sie einem Vorüberziehenden erscheinen: gebräunt, mit graublauen, ehrlichen und wilden Augen. Der Hauslehrer oder Hofmeister hatte den Beiden nicht allzuviel Zucht und Weisheit beizubringen vermocht. Baron und Baronin Pürglitz liebten es nicht, sich um die Kinder zu kümmern, sich der Kinder wegen zu ärgern. Der Baron fuhr zuweilen mit einem Donnerwetter darein, die Baronin gab stille, zärtliche Verweise.

Die beiden großen Kinder unterhielten sich eben damit, etlichen Fröschen, die ihnen in die Hände gefallen, ziersame Badekostüme anzuziehen, die Gerda aus rotem und blauem Stoffe mit einiger Mühe geschneidert hatte. Sie dachten sich dabei nichts Böses. Unbeholfen und unglücklich paddelten die bekleideten Lurche in der trüben, kaffeebraunen Teichflut. Da kamen lange Schritte über den Rasenplatz und durch die Rhabarberstauden. Ein sechs Schuh hoher, soldatisch aussehender Herr im Bratenrock, heller Weste und grauen Beinkleidern stand plötzlich am Rande des kleinen Teichs.

„Was ist denn das für eine trottelhafte hundsgemeine Tierquälerei?“ wetterte es aus seinem Munde; seine wegwartblauen Augen wurden dunkel vor Zorn, sein roter Backenbart stand ab wie ein Paar erregter Flügel. „Hans Adam, Du Lausbub, bist so groß, daß Du nächstens anfangen mußt, Dich aufs Freiwilligenjahr vorzubereiten, und treibst solchen Unsinn. Schäm Dich! Und Du Gerd, solltest Deinen Bruder zu Dir emporziehen, statt dessen bist Du die Führerin und Anstifterin jeglicher Dummheit, die ihr Beide begeht. Adam, ein Gentleman ist nie ein Tierquäler — merk Dir das; ich würde Dir ein paar Ohrfeigen applizieren, wenn nicht die Verwandten jeden Moment hier sein könnten. Du, Gerd', machst daß du heraufkommst und dich ein bißel frisierst — was sollen die eleganten Großstädterinnen von dir denken, he? Wie bubenmäßig du ausschaust!“

„Was ist denn schon wieder, Eberhard?“ klang eine sanfte, ungemein musikalische Stimme vom Balkon herüber. „Du schreist ja so fürchterlich. Und es ist so entsetzlich warm“. Die Baronin, eine anmutige, mit ruhiger Vornehmheit gekleidete blonde Dame, lehnte am Holzgeländer über den Glyzinien. In diesem Augenblicke sprang der zigeunerhafte Diener flink wie ein Wiesel auf das weiße Gittertor zu und riß die Flügel auseinander. Er hatte in der Obstbaumallee, die von der Bahnstation heraufführte, weit unten eine Staubwolke erblickt. Auf der Veranda erschien im schwarzen Anzug der alte Katschmaschek, der Leibdiener des Barons. Ein paar Apfelschimmel kamen hereingetrabt. Auf dem Bock des Landauers saß Kutscher Josef, ein Herkules mit braunrotem Gesicht und schwarzen Kirschaugen. Er fuhr ausgezeichnet. Gleichsam automatisch hielt der Wagen vor der Veranda. Zwei Damen stiegen aus.

Es waren Baronin Bianca Pürglitz — vermählt mit dem jüngeren Bruder des Janikauer Schloßherrn — und Gemma, ihre Tochter.

In der Begrüßung wob etwas Ungemütliches. Die Verwandten aus dem Reiche waren stracks in ein Familiendonnerwetter hineinkutschiert; dann waren sie so verschieden von den Janikauern, so verschieden .... Das innerlich Fremde wurde von beiden Teilen sogleich empfunden — rascher noch als die äußere Verschiedenheit. Und die war nicht eben gering. Unter den Staubmänteln der beiden Damen lugten Toiletten von pariserischer Machart. Die Gesichter waren schwarzäugig, von schwarzen Haaren umrahmt; Bianca war halbitalienischer Abkunft und sie stach mit ihren etwas harten fremdartigen Zügen von der treuherzigen Blondheit der Janikauer sehr merklich ab. Gemma, sechzehn Jahre wie ihre Base, erschien als berückendes Modepüppchen. Wie außerordentlich schön sie war, das drängte sich fast unbewußt, wunderlich beunruhigend wie ein exotischer Wohlgeruch, in die Sinne der Gastfreunde. Es war ein Erstaunen.

Der Baron gab seiner Schwägerin den Arm und geleitete sie die flachstufige Holztreppe hinauf in den Oberstock des Herrnhauses. „Schade, daß der Robert nicht hat kommen können“. Das sagte er, weil er sich dazu verpflichtet fühlte. . . „Ach der hat ein großes Geschäft mit Herrn v. Kurzberg“. (Das war ein gewaltiger Kohlenmilliardär in westfälischen Landen.) „Er begleitet ihn auf seiner Rundreise! Aber was habt Ihr denn für einen schrecklichen Kutscher, Eberhard?“

„Mein alter Josef Milleschauer? Der fährt doch famos“, entgegnete Baron Pürglitz verwundert.

„Er fährt wie der Teufel und hat unterwegs einen Stromer umgeworfen. Wir sind so erschrocken — nicht wegen dieses Lumpenkerls, sondern weil wir fürchteten, die Pferde würden durchgehen. .“

Während die Damen sich in ihren Gemächern erfrischten, ließ Pürglitz den Kutscher in sein Arbeitszimmer kommen, einen wölbigen waffenstarrenden Raum mit eisengittrigen Fenstern.

Digitized by Google

„Josef, was war denn das unterwegs mit dem Stromer?“

„Bitt schön, gnädiger Herr Baron — Mensch war sich betrunken — ise nicht aus Weg gangen — hab ich ihm mit Peitschen eins übergehauen — ise vor Handigen kommen — hat ihm Handige Kupp abbissen — da bin ich schnell weitergefahren, damit sich nix hat Schererei mit Schandarmerie...“

„Was? den Kopf abgebissen? Unmöglich! Hast ihn verletzt liegen lassen? Gleich fahrst zurück und schaust was los ist“.

Inzwischen machten Bianca und Gemma, die in zwei kühlen weißen altväterisch möblierten Zimmern untergebracht waren, ausführlich Dinertoilette. Bianca hatte ihre Zofe mitgebracht; die mußte ihr den Strumpfwechsel besorgen, denn die Baronin bückte sich nicht gerne. Sie rief über den Kopf des Mädchens der Tochter zu, die ihr Figürchen vor dem Stehspiegel wippen ließ. „Il me semble que nous sommes chez des Iroquois! Hast du deine Cousine angesehen? Die schaut ja aus wie ein verkleideter Junge! Und dieser Hans Adam, unbeleckt, der reine Waldbär. Und der komische alte Kammerdiener — ce vieux squelette!“

Zu Tisch erschienen die Gäste in Schmuck und Seide. Englische Sitten waren damals — vor etwa dreißig Jahren — noch nicht sehr tief in unsre Gesellschaft eingedrungen. Der Bratenrock des Barons war, bei einer Mahlzeit der Familie, schon ein gewaltiges Zugeständnis. Baronin Bianca Pürglitz trug ein graues Spitzenkleid. Die kleine, feine Gemma, ging in Weiß, der Rock zeigte die schwarzen Strümpfe, die köstlich beschuhten Füße; eine Schärpe aus kirschroter Seide umflammte die makellose Gestalt. Sie gemahnte an das berühmte Bild ihrer Urgroßmutter, das Johann Heinrich Tischbein für die Schönheitsgalerie des Herzogs von Biesenthal gemalt hatte. Nur war sie viel, viel schöner.

Der Baron begann sogleich mit seinem Bericht von Josefs übergroßer Dummheit. Erkundigungen hatten ergeben, daß der Vagabund vom Handpferde beim Kragen gepackt worden sei — der Falco war sehr bissig — die Jacke war ihm dabei über die Schultern gezogen worden — so hatte Josef Milleschauer sich einbilden können, Falco habe den Mann um einen Kopf kürzer gemacht. „Furchtbarer Esel, aber famoser Kutscher!“ schloß Pürglitz seinen Bericht. Alle lachten, nur Frau Bianca sagte gelangweilt: „Was aus dem Vagabunden geworden ist, kümmert mich, offengestanden, garnicht; die Hauptsache bleibt, daß wir nicht umgeworfen wurden.“

Zwischen Hans Adam und Gemma streckte sich jetzt ein haariger Hundekopf und lepperte mit der feuchten Schnauze am Tischtuch. Es war Ponto, der Hühnerhund, Adams Liebling. Die Kleine ekelte sich furchtbar, und man darfs ihr nicht verargen: die rotumrandeten Augen, das unsaubere Haar des Tieres verdarben ihr den Appetit. Ihre Mutter sah's und kam ihr zu Hilfe. Egoisten gegen die ganze Welt, waren die Beiden doch unter sich zumeist einig und einverstanden. „Lieber Eberhard“, sagte sie, „ich kann wirklich nicht essen, wenn Hunde bei Tisch anwesend sind“. Eilends gehorchte der Hausherr; auf seinen Wink öffnete der alte Kaschmaschek die Flurtür, und Ponto wurde zu seinem größten Erstaunen an die Luft gesetzt.

Gemma suchte den Vetter für seinen Verzicht zu belohnen. „Das ist lieb von dir“, sagte sie mit einem süßen Blick aus den unergründlichen Schwarzaugen, „daß du auf das Biest verzichtest!“ Adam hätte gerne ausgerufen: „Gemma, wenn du befiehlst, bringe ich den Ponto sogleich um, obwohl er mein bester Freund ist!“ Aber die Huld, die Liebenswürdigkeit der lichten Nachbarin verwirrten ihn. Er entsann sich eines Moments in seiner Kindheit, da er sie schon gesehen hatte. Es war in einem Kahn gewesen, auf einem schwarzen Teich, dessen hohes Ufer Himbeerbüsche säumten. Er hatte das Püppchen durchaus küssen wollen; sie hatte geweint. Jetzt schauderte er beim bloßen Gedanken an diesen Frevel.

Gerda war von ganz andern Gefühlen beseelt. Die Ausweisung Pontos empörte sie. Das Ekelempfinden, das mit großer Verfeinerung der Lebensgewohnheiten verknüpft ist, war ihr vollkommen fremd. Hier öffnete sich der Samenkeim einer Feindschaft.

Der Baron erzählte eine Anekdote nach der andern, er war ein guter Schilderer und verstand es, die Pointe scharf herauszubringen. Nur in der Wahl des Stoffes war er zu wenig zimperlich. Auf einige haarsträubende Kriegserlebnisse folgte die Schilderung einer Bärenjagd. „Als aber dann“, so schloß er, „die Klauen der erlegten Petze, als höchste Delikatesse, auf den Tisch kamen, da konnten wir nicht davon essen; sie haben nämlich im gebratenen Zustande die größte Ähnlichkeit mit Menschenhänden“. Bianca schob ihren Teller zurück. Wirklich, es waren Irokesen, diese Janikauer! Es war dies, wie gesagt, bei Bianca und Gemma keine Gefühlsangelegenheit. Sie hörten die grausamsten Schrecknisse ohne eine Regung des Mitleids. Aber ihr Behagen wurde durch dergleichen gestört. Sie kannten keinen andern Wunsch, als diesen: Zu gefallen, sich des Lebens zu freuen; schön zu sein, und sich wohl dabei zu fühlen. —

Gemma schritt erobernd vor. In tadelloser Aufmachung, fächerspielend, zierlich, rosig, spazierte, duftete, lächelte sie auf den Kieswegen, freute sich der Bewunderung jedes Gärtnerburschen, der neugierigen Blicke vorüberschwitzender Bauern. Es war heiß, heiß, heiß; im Kiese glühten und schimmerten winzige Granatkörnchen. „Willst du Granaten suchen?“ So fragte Gerda und warf sich auf den Magen. Das Herauspicken der blut-

Digitized by Google

roten Pyrope war an untätigen Vormittagen ein beliebtes Spiel. Gemma lächelte verächtlich auf ihre Cousine herab. Die Natur war ihr gleichgültig, aber sie kokettierte mit allem Lebendigen, so weit als die Bequemlichkeit es zu ließ. Draußen zitterten in der schweren Hitze ferne lasurblaue Burgen: sie fingerten mit spitzem Ruinengezack oder mit langen schmalen Türmen in den Dunst des Horizontes; die Wespen umschwärmten den alten Birnbaum, die Basaltkulme der gelbgrasigen Hügel gaben in der tiefen Glut jenen eigentümlichen Geruch von sich, der den Janikauer Schloßkindern von früh an etwas Vertrautes war. Für Gemma war dies alles so gut wie nicht vorhanden, diese Wunder hatten keine Zunge für sie. Aber sie war schön; wunderschön war Gemma. Gerda mühte sich noch immer, die burgunderfarbenen Halbedelsteinchen aus dem Sande zu picken. Ihre Cousine ließ sich auf einer grüngestrichenen, ungefügen Holzbank nieder, die von einem alten Aprikosenbaum beschattet wurde. Sie machte jederzeit den Eindruck physischer Kühle. Sie lehnte sich zurück und blickte lässig nach der Veranda hin. Dort war der Baron zum Vorschein gekommen. Er trug einen leichten, hellen, schlechtsitzenden Anzug, den der Dorfschneider gefertigt hatte; hielt man doch in Janikau an dem Brauch fest, das heimische Handwerk zu unterstützen. Er winkte seiner Nichte einen bewundernden Gutenmorgen zu. Dann kam er und setzte sich neben Gemma auf die grüne Holzbank, ohne seiner Tochter einen Blick zu schenken. Die lag noch immer im glühenden Sande, wie eine junge ärgerliche Sphinx, und schaute mit klaren graublauen Augen zu dem Paare hinauf. Der Schloßherr hatte seinem roten Backenbart besondere Sorgfalt zugewendet. Er plauderte und lachte mit Gemma wie ein fremder Kavalier. Die junge heiße Sphinx zu ihren Füßen erschien den Beiden wie ein dummes achtlos spielendes Kind.

Gerda hatte schon vor dem Besuche einen gewissen Groll gegen ihre Verwandten empfunden. Es schwebte ihr ein Gespräch vor: wie ihre geliebte Mutter voller Entrüstung dem Gatten erzählt hatte, daß Bianca Pürglitz sie unter den Linden in Berlin übersehen habe, weil sie, die Baronin, ein einfaches Reisekleid anhatte. Aber nun schien ihr Vater das völlig vergessen zu haben. So sind die Männer, dachte Gerda verächtlich.

Und noch ein paar brennender Augen verfolgten das harmlos ritterliche Gebahren des Barons. Drüben im Grase, bei den Rhabarberstauden, lag Hans Adam. Die sichere, fröhliche Causerie des Vaters erweckte eine kindische Eifersucht in ihm. In seinem Knabenherzen war eine Leidenschaft entbrannt, so rein, stark und heftig, wie sie sich nur in einem unverdorbenen Gemüte zu entzünden vermag. Gemma war für Hans Adam das Wunder, das Göttliche schlechtweg. Ihren Anblick empfand er fast wie einen Schmerz: so herrlich erschien sie ihm. Der Gedanke, ihr einen Kuß zu rauben, war ihm jetzt nur im Traume gegenwärtig. Und das galt ihm als was Verbrecherisches; als sollte er aus dem Prunkbau des Tabernakels in der Dekanalkirche zu Malkowitz den heiligen Kelch entwenden. Auf der Stelle sterben müßte er dann —. Aber es wäre ein schöner Tod. Was hatte er dann noch überhaupt auf der Welt zu suchen — nachdem er Gemma geküßt? Ein Blitz würde ihn treffen, er würde zu Asche lodern vor ihr. Mitleidig würde sie vielleicht auf das Aschenhäufchen schauen, das vor kurzem noch ihr garstiger Vetter Hans Adam war! Dann würde sie gleich an etwas anders denken. Je nun, er hätte dann gelebt! Aber nur nachts, da er sich fiebernd wälzte in der Sommerglut, oben in seiner Bubenkammer unter dem Ostgiebel — nur dann hatte er solche Träume. Sah er Gemma, so stand er gefesselt, starrte nur einfältig mit großen enzianblauen Augen auf sie hin. „Den Saum ihres Kleides küssen“. — Diese uralte Dichterphrase gewann Leben und Bedeutung für Hans Adam.

Östlich der Adria.

Montenegro.

Hochmütig — verdrießlich — gelangweilt, mitunter widerwillig ein Stück saurer Arbeit, abends zechend und lärmend — so ist Montenegro. Meist herrliche Gestalten, voll edlen Ritter- und Räubersinns des Mittelalters, aber von unheilbarer Langeweile geplagt, weil sie nicht mehr rauben und kriegen dürfen. Arbeit ist ihnen Entwürdigung. Also reines Nietzsche- und reinstes Urariertum. Denn dem Germanen wie dem Hindu von guter Rasse war Krieg Alles und Arbeit ein Sklavenberuf. Jedoch die Zeit des Mahabharata und der Wikinger und auch Duschans des Großen sind vorbei. Selbst der Edle muß manchmal arbeiten. Auch in Montenegro wird tüchtig geschafft. Mehr zwar von den Frauen.

Es ist ein äußerst kluges Volk. Sofort begreifen sie stets, worum es sich handelt, sofort erraten sie einen Fremdling. Ein Überbleibsel orientalischer Tücke macht sie zugleich argwöhnisch und gescheit, macht sie zu trefflichen Strategen. Dazu hat der Kampf ums Dasein ihre Sinne geweckt. Nicht so sehr der Kampf mit der Armut — die tragen sie mit stolzer Gebärde, als der Kampf mit einer feindlichen Völker-Umwelt. Der Kampf mit Türken, Albanern, Venezianern und der Gegensatz zu Österreich. In der letzten Zeit waren viele in Amerika. In einer Familie von Baidze war ein Sohn, der gut spanisch sprach, er war jahrelang in Argentinien gewesen, und ein andrer, der in Kalifornien gearbeitet hatte. Hunderte waren in Petersburg und sonst im russischen Heere; erst gestern traf ich einen, der vor Kreta als Unteroffizier in der russischen Flotte gedient hatte.

Albanien.

Rings an der Grenze von Montenegro wohnen auch viele Albaner. Sie sind die eigentlichen Arbeiter. Sie haben kein geringes Selbstbewußtsein, angesteckt vom Größenwahn der Zrnagorzen. Aber viel höher noch fühlen sie sich in ihren eigenen Bergen. Nur die Leute vom unteren Drin sind sanft, und die Skutariner sind genußsüchtige Lämmchen. Die andern sind arm wie eine Kirchenmaus, aber geborene Edelleute. Nach den Gauen ver-

Digitized by Google

schieden in Tracht, Mundart und Gesinnung. Die von Boga sind plumpe Hanswürste, die von Schala empfindliche Raubbeine (bei ihnen lebt das klassische Albanisch), die von Dschakowa händelsüchtig und streithaft, die von Schlaku und Kamari gutmütig; die Nikai sind Hinterwäldler; alle Tosken gelten für gebildet und falsch. Der Preis wird stets den Mirditen gegeben: fein und entschlossen, geweckt und treu. Im Krieg fechten die Mirditen mit schlau verteilten Kräften. Immer so etwa zehn, die den Feind aufhalten und nach einiger Zeit fliehen; der Feind stürzt siegreich nach, um nach einigen hundert Schritten auf ein Versteck mit wieder zehn zu stoßen; hierauf das gleiche Spiel und wieder zehn, ausgeruht und mit zielsicherer Hand. Die Mirditen können 15 000 Krieger stellen.

Die Albaner sind ein wundervolles Volk, aber sie haben keinen Führer. Kein einziger überragender Mann. Und wer sich zum Führer aufgeworfen, wird bald als Schwächling oder als geldgierig entlarvt. Prenk Pascha, auf den Viele hofften, klebt an seinem türkischen Generalsrang und seinem Generalsgehalt. Sein Freund Dochi fing mit nichts an und hat jetzt weite Liegenschaften und einen Palast, und hat geschworen, sich nicht mehr um Politik zu kümmern. Ismail Kemal ist anerkanntermaßen bezahlt. Die Priester des griechischen Teils sind unwissende Pfaffen, die sich höchstens um theologische und linguistische Spitzfindigkeiten kümmern. Die Priester der Katholiken, die wie Stammhäuptlinge schalten, verkaufen Amulette an Christen und Mohammedaner, jammern um Geld und laufen häufig den Weibern nach. Von ihnen ist nichts zu hoffen. Boletinaz ist ein tüchtiger Aufwiegler und Krieger, aber kein Staatsmann. Ferid Pascha hat sich zurückgezogen. Am angesehendsten ist augenblicklich Arif Bey, der sich zum Haupt der albanischen Gruppe im Parlament aufgeschwungen hat. Dagegen ist Kasim ein Trottel und Ghika eine Null. So liegt die Zukunft im Dunkeln.

Dalmatien.

Die eigentlich Überwiegenden an der östlichen Adria sind doch die Völker, die sich der österreichischen Herrschaft erfreuen. Ein ungemeiner Aufschwung ist seit rund einem Jahrzehnt von Triest bis Budua und von Ragusa bis Sarajewo zu beobachten. Der Aufschwung ist in erster Linie wirtschaftlich, doch ist auch das politische Leben viel reger geworden. Die Dalmatiner träumen kühne Träume. Sie wollen den kürzesten Weg von Westeuropa nach Konstantinopel, nach dem Kaukasus und Innerasien schaffen. Sie wollen mit ihren allerdings wunderbaren Häfen in Wetteifer mit Antwerpen und Hamburg treten. Leider ist das Hinterland viel zu arm, viel zu wenig bevölkert. Doch beginnt in letzter Zeit der Bergbau sich zu rühren. Engländer erwerben Kohle in Spalato, Krupp kauft sich in der Herzegowina an. Die Quecksilberminen von Idria besitzen ein europäisches Monopol. Schwefel und Kupfer, Erdöl und Riesenlager von Eisen, so groß wenn auch nicht so mächtig wie die von Marokko, harren der Erschließung.

Eine Merkwürdigkeit. Die Kroaten sind die Herren der Küste (außer in Zara) von Fiume bis Cattaro. Aber Kroat gilt wie bei uns Krawatt — als Schimpfwort. Nur Tschitsche (kümmerlicher Schafhirt) ist noch ärger. Ist einer selbst Kroat, so wird er das nie sagen, sondern: ich bin ein Ragusaer, und noch lieber: ich bin ein Österreicher.

Dr. A. Wirth.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Auskunft über alle Reise-Angelegenheiten u. rechtsgültige
Eheschliessung in England
Reisebureau Arnheim
Hamburg A. Hohe Bleichen 15

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein Geheimmitt. unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12 — Mk. Versandhaus Zech, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Wer fremde Sprachen lernen will,

bedient sich am besten der Lehrbücher nach der

Methode Gaspey-Otto-Sauer

die sich sowohl im Schulunterricht wie im Privat- und Selbstunterricht hervorragend bewährt haben.

Ausgezeichnet mit d. „Grand Prix" auf d. Weltausstellung Brüssel 1910.

Bis jetzt erschienen folgende Grammatiken:

Arabisch	M. 10.—	Niederländisch	M. 4.80
Bulgarisch	„ 4.60	Polnisch	„ 4.60
Chinesisch	„ 8.—	Portugiesisch	„ 4.80
Dänisch	„ 4.80	Russisch	„ 5.—
Englisch	„ 3.60	Schwedisch	„ 4.80
Französisch	„ 3.60	Spanisch	„ 4.—
Japanisch	„ 6.—	Suahili	„ 5.—
Italienisch	„ 3.60	Tschechisch	„ 5.—
Neugriechisch	„ 6.—	Türkisch	„ 8.—

Dazu gibt es Schlüssel und teilweise Kleine Sprachlehren, Lese- und Gesprächbücher.

Nur Kleine Sprachlehren erschienen für folgende Sprachen:

Duala	M. 2.—	Finnisch	M. 2.—
Ewhe	„ 2.—	Marokkanisch	„ 3.—
Haussa	„ 4.—	Ungarisch	„ 2.—

Alle Bücher sind gebunden. Man verlange ausführliche Prospekte, auch über die Ausgaben in fremden Sprachen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Julius Groos, Verlag in Heidelberg.

Stunden mit Goethe.

Herausgeber: **Dr. Wilh. Bode.**

Jährlich vier Hefte oder ein gebundener Band.
Mit zahlreichen Abbildungen.

Soeben erscheint:

VII. Jahrgang 3. Heft:

Denecke, Das Märchen in Goethes Unterhaltungen: „Die deutschen Ausgewanderten".
Bode, Passows Aufzeichnungen über Goethe.
Bode, Schuhmacher Steube und die Vorsehung.

4 Abbildungen. — Preis Mk. 1.—.

Probehefte kostenlos.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW. 68.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Asel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 39. Berlin, den 23. September 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Das Problem Dänemarks.

Während der letzten Wochen ist in Kopenhagen Marokkopolitik geredet worden, als stünde das Schicksal des kleinen, aufgeregten Landes dabei auf dem Spiele. Es ist auch kein Zufall, daß gerade in dieser Zeit „Politiken“ und andre führende Papiere Dänemarks sich mit der Stellung zum Deutschtum lebhaft befaßten und in bezug auf die nordschleswigsche Frage einen auffallend deutschfreundlichen, oder doch milden und loyalen Ton anschlugen. Dänemark, jedenfalls das Dänemark, das im Verborgenen die Triebkraft seiner auswärtigen Politik bildet, war allerdings stark interessiert an unsern Verhandlungen. Zwar nicht an dem Mehr oder Weniger von Kompensationen und Garantieklauseln, wohl aber an der Frage nach Krieg und Frieden. Denn, ob mans gesteht oder nicht, die Dänen wissen, daß es sich da unter Umständen um eine Existenzfrage handeln könnte. Allerdings sagt das niemand gerne laut, und wenige nur wagen es sich selber offen zu gestehen. Es ist mehr ein Gefühl und Schwanken der Absichten, ein Zögern, Verwischen und Drüberwegreden, das man nach außen beobachtet. In Marokkodingen selbstverständlich ganz auf seiten Frankreichs, mit seinen Sympathien ohne Rückhalt im Lager Englands, in der Nordmarksfrage aber voll Loyalität nach Berlin hinüber, wie reimt sich das? und wie ist der beides erklärende, logische Zusammenhang?

Die auswärtige Politik Dänemarks hat zwei große Probleme: Die nordschleswigsche Frage und die Landesverteidigung Kopenhagens. Über letztere sind in diesen Jahren Ministerien über Ministerien gestolpert und gefallen. Es handelt sich dabei um die Frage, ob Kopenhagen, das Haupt und Zentrum des ganzen kleinen Reiches, nur nach dem Belt zu auf der Wasserseite durch Batterien, Minenanlagen und vorgelagerte Inselforts gegen maritime Eingriffe von außen sich schützen oder auch rings im Westen auf der Landseite eine moderne Befestigung unterhalten soll. Die alte Landbefestigung ist absolut unzureichend. Über diese Wälle laufen die Feinde, die über die Düppler Schanzen gekommen sind, im Spiel. Außerdem würde es an genügender Besatzung fehlen. So sagen auch die Radikalen im dänischen Reichstage. Weiter aber sagen sie, daß deshalb eine bewaffnete Verteidigung Kopenhagens eher eine positive Gefahr bedeuten würde, und haben dabei sehr recht. Denn einen neutralen Staat schont man. Wer sich zur Wehr setzt, erduldet bei Niederlage das Los des Feindes. Übrigens würde das nicht viel anders stehen bezüglich der Seebefestigung. Doch hat diese auch gegen Norwegen und Schweden, sowie gegen allerhand andre Zufälle ihre Bedeutung. Wesentlich dreht sich der Streit um die Landbefestigung.

Soll Kopenhagen Festung sein? Niemand zweifelt daran, daß diese Festung nur gegen Deutschland Schutz bieten soll, wenn sie verteidigt wird. Wenn Engländer in Esbjerg landeten, um nach Schleswig-Holstein einzufallen, so würde jeder brave dänische Nationalist jubeln im Herzen, und die Regierung, die nicht viel anders denken würde, täte höchstens formell „protestieren“. Einer Gefahr versieht man sich von England nicht, man ist begeisterter Englandsfreund. Der weitaus größte Handel Dänemarks — Export und Import — geht nach den Küsten Albions. Dafür aber ist man Erbfeind der „verdammten Deutschen“ und würde sich — ach wie sehr — die Fäuste reiben, wenn es uns einmal recht schlecht ginge. Wie aber, wenn Deutschland so etwas ahnte? Wie, wenn es einer englischen Landung zuvor käme, Jütland besetzte und den englischen Schiffen eine Landung, den Dänen eine zweideutige Haltung unmöglich machte? 1870/71 standen die dänischen Truppen bereits marschbereit an der Grenze, bereit, „ihr Süd-Jütland“ wiederzunehmen, wenn die Deutschen gegen Frankreich unterliegen sollten — wie man sicher erwartete. Aber dann kamen die ersten Nachrichten von Weißenburg und Wörth, von Mars-la-Tour und Gravelotte — und unsre tapfren Dänen marschierten leise und geräuschlos wieder nach Hause. Das sind zweifelhafte Nachbarn, muß sich jeder Deutsche sagen, denn so etwas vergißt man nicht. Also wie steht es: strikte Neutralität oder nicht?

Das ist die Schicksalsfrage Dänemarks, die jetzt bei dem Marokkokonflikte, als man in Deutschland und anderswo die Nähe eines Krieges zu

Digitized by Google

wittern meinte, wieder in den Vordergrund rückte. Man beantwortete sie in der Kopenhagener Presse mit — den loyalsten Nordmarksartikeln! Hier kam der Hase zum Loch hinaus! In Nordschleswig propagiert man mehr oder minder offen das Ziel einer endlichen Wiedervereinigung mit „dem Königreich".

In Kopenhagen tut man so, als wisse man davon nichts und wolle auch nichts davon wissen. Wir denken nicht an so etwas, wurde in den letzten Wochen mit absichtlicher Stärke versichert. Wer hat denn danach gefragt? Diese anscheinend unmotivierte Entschuldigung und Beteuerung sieht verdächtig aus. Nein, offiziell will man selbstverständlich nichts davon wissen, man wäre ein Narr, wenn man nicht so viel Klugheit besäße. Es wäre das andernfalls ein direkter Konfliktfall. Aber wenn wir beispielsweise in einem Kriege mit Frankreich und England besiegt würden und man böte Schleswig den Dänen wieder an, würden sie es ausschlagen? Wenn sie klug wären — ja. Aber so klug scheinen sie uns nach allem, was man von ihnen weiß, nicht zu sein. Zweifellos würde das fanatische, leidenschaftlich temperamentvolle Volk die Regierung, auch wenn diese zögerte, zwingen, das verlockende Angebot anzunehmen, und das wäre Dänemarks Todesurteil. Denn keine 16 Jahre lang könnte eine Nation wie die deutsche nach einer Niederlage leben, ohne sich mit derartigem Rückschlag zu kräftigen, daß sie nicht gezwungen wäre, Vergeltung zu üben und um ihrer Zukunft willen sich das Verlorene wieder zu nehmen. Dazu aber dann noch ein gut Teil mehr. Wahrscheinlich. Soviel wenigstens, daß Dänemark ein für allemal die Lust vergangen wäre, und die Möglichkeit, sein zweideutiges Spiel zum zweiten Male zu spielen. Das wissen selbst in Dänemark einige besonnene Köpfe. Sie warnen daher vor der heimlichen Berauschung an utopischen Zukunftsbildern. Die Rolle Dänemarks als „Großmacht" ist unter den europäischen Völkern ausgespielt. Es muß bei einigermaßen entwickeltem Instinkte der Selbsterhaltung sich klar und fest auf den Status seiner jetzigen Existenz beschränken und, wie es das liebt, an sich selbst, seiner Kultur und geistigen Regsamkeit sein Genüge haben.

So hängen die Fragen der Landesverteidigung und die der Nordmark aufs innigste zusammen. Und so kommt es, daß Deutschland aus Vorsichtsgründen jedes bewaffnete und befestigte Kopenhagen als einen unsicheren Kandidaten betrachten muß, von dem es sich übler Dinge vergewärtigen kann. Sollen wir den loyalen und eifrigen Versicherungen, daß man an Nordschleswig in alle Ewigkeit nicht mehr denke, Glauben schenken, so müssen sie ergänzt werden durch die mit Tatsachen belegte Erklärung unbedingter Neutralität. M. a. W. dann ist eine Verteidigung Kopenhagens überflüssig. Denn bei uns denkt niemand daran, einem neutralen Dänemark auch nur das geringste Leid anzutun. Sollten die Dänen nicht imstande sein, die eventuelle Landung englischer Truppen auf diplomatischem Wege zu verhindern, so mag es gleicherweise gegen England wie gegen uns „protestieren", wenn wir uns der Engländer auf dänischem Boden erwehren oder ihrer Landung zuvorkommen. Anhaben werden wir dem kleinem Reiche in solchem Falle nichts. Im Gegenteil, bei wirklich loyaler Haltung Dänemarks in einer einzigen kritischen Stunde würden sich die Beziehungen zwischen Berlin und Kopenhagen mit einem Schlage allen Mißtrauens entledigen und — zum Besten der Dänen — für die Zukunft äußerst lukrativ gestalten können. Andernfalls, d. h. bei zweideutigem Verhalten nach Art von 1870/71, dürfte Dänemarks Schicksal besiegelt sein.

Jakob Wassermann: ein Repräsentant der Gegenwartskunst.

Von Dr. Hans Wantoch (Wien).

Die Hesse, Bartsch und Ginzkey kommen aus andrer, blonderer Gegend. Aber alle bezeichnenden Merkmale einer bestimmten Literaturrichtung, die sich in den Werken ihrer Zugehörigen einzeln finden, sind in den Schriften Jakob Wassermanns konzentriert und gesammelt. Das Unsicherheitsgefühl des neuzeitlichen Menschen, wie es Thomas Mann dargestellt hat, die Absonderlichkeit tatloser Peripheriegestalten des Grafen Keyserling, die phantastische Aneinanderreihung zufallsvoller Ereignisse in den Romanen Heinrich Manns, die launenhaften Augenblickshandlungen der Kellermannschen Proleten, das verzagende Mißtrauen gegen die Allgemeinverständlichkeit des Wortes: all diese Grundelemente eines antisozialen Lebensgefühles, einer knabenhaften Scheu vor dem Wirklichen, eines weltflüchtigen Nichtstuns setzen das Daseinsbild Jakob Wassermanns zusammen. Die Menschen, die sich von diesem Daseinsbild abheben, sind der prägnante Ausdruck jenes modernen Menschen, der nur ein Gebilde unsrer Literatur, nicht auch unsres Lebens ist: ein Kunsttypus, kein Repräsentant der Wirklichkeit. In unverbundener Fremdheit stehen die Gestalten dieses Weltbildes nebeneinander. Aber seine Grundierung ist Sehnsucht, die verblutet; Sehnsucht nach dem Gefährten. Die unwirkliche, nur literarische Anschauung von dem Unsicherheitsgefühl des modernen Menschen und der altjüdische Suchersinn haben sich in dem Werk Jakob Wassermanns verschränkt. Aus Dunkelheit kommen die Menschen und gehen ins Dunkle: Donna Johanna v. Castilien, Sarah Malcolm, Clarissa Mirabel: „Drei Schwestern". An der

Digitized by Google

Grenze des Irrsinns flackern, tanzen, irrlichtelieren diese Geschichten hin: die Geschichte der märchenschönen Spanierkönigin, deren Schicksal es war, in der Stunde geboren zu werden, als vor dem Schloßfenster die Ketzer verbrannt wurden, die aus Eifersucht den Gatten morden ließ und jahrelang in bräutlichem Zug durch die spanischen Wälder raste — mit der Leiche des Gatten, dem sie ein Uhrwerk in die Brust gab, damit es den Schlag des Herzens ersetze. Und in diesen beiden Menschen, in Donna Johanna und ihrem Gatten war Liebe. Heiße, wildaufflammende Liebe; aber sie kamen zueinander wie „zwei einsame Schiffbrüchige, die durch einen unterirdischen Meerstrom in ein und dieselbe Bahn getrieben werden, jeder von einer andern Welt, diesseits und jenseits des Meeres, nicht imstande, das Brett zu verlassen, woran ihr Dasein hängt, nicht einmal imstande, sich die Hände zu reichen". Das Fatum waltet. Irgendwo wird ein Wort über einen Mordverdacht lässig hingeworfen. Und nun schwillt es an. Aus allen Ecken der Stadt, aus den Schlupfwinkeln der Häuser, aus den Verstecken verruchter oder nur sensationslüsterner Menschenseelen kriechen Gerüchte, halbe Wahrheiten, zweifelhafte Beobachtungen, phantastische Halluzinationen. Sie schlingen sich immer enger, immer beklemmender um einen reinen Menschen: Clarissa Mirabel büßt unschuldig eine Blutschuld. Willenlos, mit verschnürten Händen ist der Mensch dem Geschehen ausgeliefert. Irgendwo setzt es ein. Der Mensch ist nicht sein Ordner, sondern sein Opfer. Und dieses Grundgefühl ohnmächtiger Verzweiflung ist, durchdrungen von ungeheurer mythischer Sehnsucht, in „Alexander von Babylon" Wort und Symbol geworden. Sein Zug bedeutet das Wandern und Irren in das Unsichere, Ungewisse, in welchem ein imaginäres Großes ruht; vielleicht wird es Form, Gestalt, Wirklichkeit werden; vielleicht ist es eine äffende Fata Morgana. Aus dem Kreisen der Begebenheitselemente ballt sich plötzlich ein Schicksal. Unerkundbar ist der Druck im Weltenraum, der sie aneinandergepreßt hat. Nur sein Dasein weiß man, weil es wirkt, nicht aber seinen Anfang, nicht sein Ziel. Keiner sieht es kommen, keiner sieht seinen Weg, und die Menschen sind verkleinerte Abbilder dieses irgendwo brütenden Gottes. Plötzlich halten sie die Gebärde des Handelns zurück und fragen: warum. Arrhidäus, der karikaturistisch verzerrte Halbbruder Alexanders, sieht sich in dem eroberten Asien plötzlich einem sinnlosen Tun gegenüber, einem sinnlosen Vergeuden von Kräften an ein Werk, das schon getan ist. Aus einem unbegründeten Nichts bricht auf einmal eine Verschwörung gegen das Leben Alexanders auf. Er selber entläßt seine treuesten Krieger, und ohne erkennbaren Grund nimmt er die Verschmähten wieder in königliche Gnade. Er will; blind, launenhaft, ohne festgerichteten Zweck. Das kaum hörbare Keuchen verschmachtender Kehlen stürzt plötzlich über in den fliegenden Atem gieriger Lust; Weiber reißen sich den Körper von jeder Hülle nackt; Männer weinen fast ohne Grund; sinnlos, beinahe aus Übermut stößt dieser und jener und ein dritter die Mordwaffe in seinen Leib. Ein wirres, verwirrendes Leben, das aus tiefster Bedrückung zu taumeliger Wonne aufschwillt und immer wieder, ohne Halt in sich selber, niederbricht. Und dieses ganze Verworrene triebhafter Unwillkürlichkeit, diese ganze chaotische Aufgelöstheit von hundert und tausend und Millionen Menschenwillen ist noch einmal in einer einzigen gleichsam krönenden Gestalt ausgedrückt: in Alexander, dem Despoten. Seine Handlungen gleichen konvulsivischen Zuckungen, seine Pläne sind wahnwitziger Zeitvertreib, seine Befehle ein Gewaltstreich. Warnenden Stimmen drückt er den Knebel ohnmächtiger Wut in den Mund. Böse Zeichendeuter werden gefangen gesetzt, nur die Angst, das Mißtrauen gegen sich selber, kann er nicht niederzwingen. Ihr zitterndes Stöhnen bricht durch jedes seiner Worte und verzerrt den Feuerruf des Herrschers zum schrill aufheulenden Gekeif einer störrischen Alten. Er schaltet über Tausende wie ein launisches Weib über den Geliebten. Mitten im Handeln ist ihm der Sinn seines Wirkens entglitten. Die Sehnsucht nach dem Unerhörten, Gottähnlichen wird die Verwirklichung eines Wahnsinns, aufgebaut auf Riesenhaufen geschlachteter Männer, im Werden schon der Verwesung bestimmt, eine göttlich beabsichtigte Verwertung und durch Teufelslaune plötzlich eine hohnvolle Vergeudung unendlicher Menschenkräfte, die keinem erkennbaren Zweck, sondern nur der zuchtlosen Laune eines Despoten untergeordnet waren. Ein jäh aufflammendes Phänomen der Weltgeschichte, in welchem sich kein Weltgedanke, keine Mission verkörpert, ein sinnloses Toben geiler Kräfte, die ein flüchtiges Etwas in eine Unendlichkeit zeugte, ein Etwas, das bestimmt war, von ihr verschlungen zu werden: so erscheint uns Alexanders Zug im Werke Wassermanns.

Sein Werk bewegt sich an uns vorüber wie ein Menschenzug an einem Tribünenzuschauer. Fertig kommt er heran. Bilder rollen hin. Ihr Nahen liegt im Flimmrigen, Ungewissen, Dunkeln; alle Fäden des Früheren und Späteren sind abgeschnitten. Nur das Jetzt gilt, dieses schmale, furchtbare Sprungbrett zwischen zwei Unendlichkeiten. Wir sehen immer nur diesen kleinen, bedrückend engen Ausschnitt des Augenblicks, und gerade die Stoffwahl historischen Geschehens steigert den Eindruck des Zufallsvollen in allem Werden, des Irrsinnigen in jeder Begebenheit. Diese Kunst, die man oft und gern wegen ihrer gelassenen, objektiv erstarrten Sprache mit der Chronik verglich, hat in Wirklichkeit mit temporaler Erzählung nichts gemein. Sie ist lokal, auf unkausale Bildausschnitte beschränkt, und wenn man

Digitized by Google

mich richtig verstehen will, möchte ich sie der Reportage vergleichen, welche Tatsachen bringt, in verwirrender Fülle, ohne ihr Gesetz erkennbar zu machen. Handlungen reihen sich an Handlungen, stehen herrisch, unverbunden nebeneinander, die zweite folgt nicht aus der ersten. Sie stöbern irgendwo her, wie Blätter eines riesigen, fabelhaften Geschehnisbuches, das in Fetzen gerissen ist und nun von einem unkundigen Auge zusammengelegt wird. Zufallsvolle Ereignisse bestimmen ein Schicksal. Wäre das Leben Renate Fuchs' nicht anders geworden, wenn Anselm Wanderer nicht sein Vermögen bei den Spekulationen des Bruders eingebüßt hätte, wenn der Brillantenschmuck bei der Familie, die sie als Gouvernante aufnahm, nicht abhanden gekommen wäre? Kein inneres Gesetz sich entfaltender Art beherrscht das Leben dieses Menschen, sondern die Tücke des Objekts. Aber oft empfinden wir ihre Darstellung nicht als künstlerische Absicht, sondern als Notbehelf technischen Unvermögens. Plötzlich tritt Peter Graumann in Renates Leben, mit unerklärbarer, unvermittelter Warnung. Er verschwindet, und ein Jahr später überrascht er Renate Fuchs, die gerade mit ihren beiden Zöglingen nackt im Bache badet. Immer tauchen in den Romanen Jakob Wassermanns solche Zwielichtgeschöpfe auf, Proteen, deren Herkunft keiner weiß, deren Handlungen verheimlicht bleiben, deren Wesensart verdunkelt ist. Nicht nur in den „Juden von Zirndorf", nicht nur in „Drei Schwestern"; in „Renate Fuchs" ist Peter Graumann (Nomen est omen) der Vermummte; in den Masken „Erwin Reiners" heißt er Graf Palleste und ist ein sonderlicher Schwärmer, der darbt und den unermeßlichen Schatz eines Kunstwerks aus weiß Gott welchem Grunde verwahrt. Immer schwinden Hauptgestalten plötzlich aus dem Gang des Geschehens: Daumer in „Caspar Hauser", Anselm Wanderer in „Renate Fuchs", Marianne v. Flügel in „Erwin Reiner", die dieser Dorian Gray-Mensch vor einer Woche heimlich geheiratet hat, während es jetzt bei seiner Werbung um Virginia fast erscheint, als hätte er diese immerhin wichtige Tatsache seines Lebens einfach vergessen. Das metaphysische Unsicherheitsgefühl schlug so in das Innere des Werks, in die Kunstform und wurde Technik — in der Negierung des technischen Aufbaues. Dieses anarchistische Kunstgefühl, das ich nicht unkünstlerisch, sondern antikünstlerisch nennen möchte: denn Künstler ist der große Ordner, in dessen Kopf sich die Welt nach einem besonderen Einheitsgesetz zum zweitenmal gestaltet hat, — dieses anarchistische Kunstgefühl Wassermanns mußte sich wahlverwandt in einer Kolportagephantastik erkennen, die eine Wirklichkeit war und Caspar Hauser hieß. Er schrieb den Roman des Nürnberger Findlings, in dessen Schicksal alle Unerklärbarkeit des Daseins, alles Rätselhafte des Lebens zu verwirrender Arabeske verschlungen ist. Die Silhouette eines Schicksals das sich genau wie das Leben der drei Schwestern von dem dunklen Hintergrund eines Verbrechens abhebt. Ein teuflisches Spukland, das uns kein Sesamwort erschließt. Ein Schicksalsweg, der in der Länderkunde der uns bekannten und erkennbaren Lebenspfade nicht eingezeichnet ist. Aber die Kenntnis, die wir von ihm haben, reicht das Leben hinaus in Rätsel und Wunderbares. Alles ist im Dasein Caspar Hausers Wunder, verwirrendes Wunder: die menschlichen Sandsteinstatuen sind tot, aber Blätter, Blüten und Blumen, die mit dem Menschen nichts gemein haben, die sind lebendig. In fast ununterbrochener Kette greifen anonyme Mächte in das Geschehnis, ein Vermummter fällt Caspar Hauser an, ein Brillantring bringt aus der Fremde befremdliche Kunde, ein Spiegel redet. Viele wunderbare Handlungen sind geschickte Kunststücke des heimlichen Marionettenspielers Lord Stanhope, des Vorbildes Erwin Reiners, des Unfaßlichen, ewig Andren, der ein gefeimter Geheimpolizist internationaler Machenschaften ist und dennoch eine verkannte, verkümmerte Seele hat, und von dem es einmal heißt: „So viele Tage, so viele Gesichter; heute ist Lord Stanhope kalt, morgen ist er leidenschaftlich; zeigt er sich hier heiter und ungebunden, dort wird er tiefsinnig und würdevoll sein; Gelehrsamkeit und leichte Tändelei, die Stimme des Gemütes und sittliche Forderung: es kommt nur auf das Register an, das der geschickte Orgelspieler braucht." In dieser Welt des Betrugs und des Rätsels, der Überraschung und Unerklärbarkeit fühlt sich Jakob Wassermanns Darstellungswille völlig heimisch. Er läßt jede verfeinernde Hülle fallen, er verschmäht kein Mittel grober Reizung, er setzt Kapitelüberschriften, die von den Blättern jedes Kolportageromanes brüllen könnten: „Die geheimnisvolle Mission und was ihrer Ausführung im Wege steht", „Eine vermummte Person tritt auf", „Der Spiegel redet".

Das metaphysische Unsicherheitsgefühl, das hinter allem Menschengeschehen eine fatalistische Tücke erkennt, ist hier künstlerischer Ausdruck und Technik geworden. Aber es hat sich auch, deutlicher als in den drei Novellen, deutlicher als im „Alexander" in eine andre Seite des Daseins geschlagen, hat die zwischenmenschlichen, sozialen Beziehungen des ζωον πολιτικον erfaßt und bedeutet ins Gesellschaftliche gewendet: Fremdheit des einen vor dem andern. „Keiner kann keinem Gefährte hier sein." Caspar Hauser ist die Tragödie des Entwurzelten. Er hat weder Vater, noch Mutter; die Sicherheit fester Verwurzelung, der Heimat und des Heims ist ihm genommen. Er ist der Pflegesohn einer ganzen Stadt und hat darum keinen Einzelnen, von dem er weiß, daß er für ihn sorgt, daß er ihm Schutz und Berater ist. Er findet keine Liebe, sondern nur Wohltat, hat nur Beglücker und keinen, dem er selber

Digitized by Google

gilt und Glück zu geben scheint. Nicht um seiner selbst willen, sondern weil ihn das Geheimnis des Verbrechens einer höchsten, mächtigsten Person umhüllt, deren Untat wer weiß welche tiefe Absicht ausdrückt: darum sammelt der Findling, diese symbolhafte Verkörperung der Entselbstung, soviel Teilnahme um sein Schicksal. Sein Leben, seine Gedanken, seine geheimste Sehnsucht wird von all diesen Leuten aufgebrochen, betastet, untersucht und wie ein museales Prunkstück bestaunt. Jeder benützt ihn zu seinen Zwecken; Daumer und Freiherr v. Tucher, Feuerbach und die Amtsrätin Bechthold. Die Trägheit ihrer Herzen, die sich dem andern nicht bereit und gläubig eröffnen können, macht sie zu Zweiflern, Nörglern, Mördern. Caspar Hauser ist der schuldlos, durch fatalistisches Verhängnis Unverstandene, wie Renate Fuchs durch tragische Schuld: durch die innere Notwendigkeit ihres Wesens unverstanden ist. Denn daß sie in einer peinlichsten Stunde der Weltliteratur, in seiner Sterbestunde die Umarmung des liebenden Erlösers findet, der ihr den Sohn Beatus, auf dem Totenbette gezeugt, als Zukunftsbeglückung ihres Lebens und der Menschheit hinterläßt: das ist nur ein Gesagtes, kein künstlerisch Gestaltetes, bleibt nur apostolische Verkündung, die Gläubige glauben mögen, aber Skeptiker mit Recht bezweifeln dürfen; weil es eben nicht sinnvolle Gestaltung, sondern absichtsvolle Behauptung nicht des Künstlers, sondern des Juden Wassermann ist. Wird dieser glückliche Glücksbringer Beatus nicht eher als ein Heiland ein trübseliger Melancholiker sein? Er, das Kind des totkranken, phantastischen Vaters, der wie Ulrik Brendel im Grunde doch mit seinen Idealen bankrottiert hat; der Sohn einer vom Leben verbrauchten, von hundert Männerarmen mißbrauchten Mutter, wird er nicht eher einer von jenen aus dem Reiche Wassermann sein, auf denen lastendes Schicksal ruht und sie zu dumpfer Untätigkeit niederzwingt? Wieder einer von ihnen, die so schwer von angeborenem Leid umpreßt sind, daß ihnen die Freiheit sich zu rühren genommen ist; ein Fremder, Einsamer, der ein anachoretisches, „keiner kann keinem Gefährte sein“ singt; wie seine Mutter, das phantastische Judenmädchen, das bei dem Fest ihres herzoglichen Bräutigams plötzlich in alberner Erregtheit erscheint und diese Unklugheit mit den dröhnenden Worten belegt: „Etwas aus mir selbst heraustun — sehen wollen, ob du es mitfühlen kannst — aber du kannst es nicht“; diese Hysterikerin, die sich nach dem Ungewissen, dem romantischen „Wunderbaren“ Noras sehnt, in kindischer Unbesonnenheit einem drapierten Nichts folgt. Lächelt man nicht heute schon ein wenig darüber, daß es vor anderthalb Jahrzehnten in der Wirklichkeit oder in der Dichtung Mädchen gab, denen eine Heirat ihr Erlebnis „zur kindischen Geschichte“ zu verzerren scheint? Eine kindische Geschichte, sich das tiefste Wesen der Zweieinigkeit durch Fragen der Form zu verstellen. Renate und Anselm sind Kunsttypen jenes vermeintlich modernen Menschenschlages, dessen Nervensystem jeder Reizung so hilflos bloßliegt, daß er durch die Gewalt eines nichtigen Eindrucks ganz erschüttert und aufgewühlt wird und für das wirklich Große des Daseins keine Begeisterung und Tatkraft aufbringen kann. Unwirkliche Menschen im gebundensten Sinne des Wortes: Menschen ohne Wirken, denen eine Laune ein Schicksal schürzt, ein unliebsames Gesprächwort ein ganzes Leben vernichtet. Ob sie verschnitten sind oder nicht, sie haben jüdisches Blut in den Adern, sie sind Abkömmlinge dieses bedrückten, durch Jahrhunderte in sich selber eingesperrten Volkes, das sich nicht ausleben konnte, dessen Kräfte durch unzählbare Menschenalter geil ins eigene Innere hineinzeugten, das an den Orgasmen seiner üppigen Geschlechtlichkeit leidet, und dem dann wieder in den Stunden der Besinnung alle Sinnlichkeit, alles Nackte als unkeusch, gemein, ekelhaft erscheint. Durch Sitte und Gesetz ihrer Verknechter Jahrhunderte lang an großzügigem Wirken verhindert, fehlt diesem Volk heute der Sinn für die Lebendigkeit. Sie tragen das Dasein als Fluch, dem sie entrinnen, wie es nur geht. Peripheriegestalten genießerischer Betrachtung, Ersinner raffinierter Sensationen, aber ohne großzügiges Tun, ohne Glücksgefühl, wirkende, tätige Glieder eines Ganzen zu sein. Mit einem Wort: schrankenlose, anarchische, antisoziale Geschöpfe.

Deutlicher als in Renate Fuchs ist dieser Typus in Erwin Reiner verkörpert. Jede kleinste Nuance seines Wesens ist zielsichere Berechnung, dem fernen Freund die seiner Sorge vertraute Braut zu entreißen. Eine Gesprächspause bezweckt, in ihr Verlegenheit zu wecken, das Sich-Versagen ihrer Gesellschaft, nachdem sie zuerst sein Haus, dieses Raritätenkabinett, gesehen hat, drückt die Absicht aus, den Eindruck des Gesehenen in ihr durch Überdenken sich steigern, die Bewunderung all dieses Glanzes sich vertiefen und diese Bewunderung von den Dingen auf den Besitzer überspielen zu lassen. Durch Blick und Gebärde, Reden und jäh verblüffende Pausen, durch Kunst und Dichtung, Enthüllung der Geheimnisse im Pflanzenleben und Auffunkelnlassen faszinierender Edelsteine: durch hundert Mittel und tausend Finessen sucht dieses Dorian Gray-Plagiat seine Beute an sich zu reißen. Mit ungeheurer, fast unvergleichlicher künstlerischer Vollendung des Stils wird uns auf vierhundert Seiten in jede Heimlichkeit und Knitterfalte dieser menschlichen Überflüssigkeit hinabgeleuchtet. Immer nur stellt Jakob Wassermann das Absonderliche des Lebens, die Last des Daseins, die Fremdheit des einen zum andern dar. Für die heroische Größe der Gegenwart, für die Schönheit der neuzeitlichen Welt fehlt ihm der Sinn. Er wird

Digitized by Google

sagen: „Ich schreibe ein Buch über Erwin Reiner, aber ich schreibe es gegen ihn.“ Ich will dagegen nicht einwenden, daß es unkünstlerisch ist, wenn der Dichter zum Lustigmacher über seine Gestalten wird, mir geht es um mehr. Manfred, der Freund Erwin Reiners, der Wassermanns vollen Beifall hat, schreibt einmal: „Ich sehe die Korallengärten im Meere und denke mir: armselig ist unser Treiben dagegen, denn das ist auch Fleiß, aber ein Fleiß der Schönheit erzeugt, Schönheit für Jahrtausende. Und wir machen Bibliotheken. Speicher sind noch keine Mühlen, und Mühlen schaffen erst Brot, nicht Glück, nicht Schönheit.“ In knapper Formulierung drückt sich in diesen Worten aus, wie Wassermann die Welt sieht: nüchtern, ohne Schönheit, ohne Größe, unheroisch. Seine Menschen sind von beklemmender Unsicherheit bedrückt. Aber der Repräsentant der Wirklichkeit ist der große, sieghafte Überblicker. Seine Menschen fühlen sich einsam, aber das tiefste Bewußtsein der neuzeitlichen Menschheit heißt Zusammengehörigkeit, Brüderlichkeit, Alleinigkeit. Seine Menschen sind ohne Halt und Wirken: aber mehr als jede andre Zeit hat die unsrige die Tat in das Zentrum gerückt. Diese Menschen sind keine erhöhten Abbilder unsrer Wirklichkeit, sondern Kunsttypen, diese Werke keine schicksalsvollen Aussonderungen unsrer Daseingesetze, sondern phantastische Erdichtungen.

Ein Wahrheitsucher.

Von **Dr. Anselm Ruest** (Berlin).

In demselben Jahr, da Giordano Bruno den Scheiterhaufen bestieg, fiel einmal der Sonnenstrahl in die Werkstatt des schlesischen Schuhmachers Jakob Böhme und ließ ein vergessenes Zinngefäß hell auffunkeln; an diesem Zinngefäß im finstern Winkel erleuchtete sich plötzlich der Sinn des Schuhmachers für das schwierige und dunkle Problem des Lebens. Es ist, als ob der Funke, der hier schmerzlich glühend versinkt, an andrer Stelle desto strahlender wieder emporflammt; aber immer ist es nur der finstere, düstere Hintergrund, der schwarze Nachthimmel, von dem erst das prächtigste Feuerwerk sich abzeichnet, das sonst wirkungslos verpufft. Am Scheiterhaufen Brunos, den die viri obscuri entzünden, wärmt immer neue Begeisterung und Jugend ihr Herz, an der verachteten Zinnschüssel, die in ihrer Ecke plötzlich wie gleißendes Silber aufglüht, erkennt Böhme auch Gott als Einheit des Entgegengesetzten, und daß nicht im Guten oder Bösen, sondern in Ja und Nein zugleich alle Dinge beständen. An die Zinnschüssel habe ich denken müssen, als auch dir, Paul Friedrich, in der Abenddämmerung, da du allein mit deinen Gedanken die Geister in heimlichen Ecken und Winkeln beschwörst, der ersterbende Schein auf der Messingtür des Ofens wie feuriger Atem eines Basilisks einmal entgegenschnob.*)

Ja, da sitzest du so an manchen feierlichen Tagesausgängen, und während andre es eilig haben, nur rasch einen neuen künstlichen Tag zu entzünden, um unbesehen die einmal erwählten Werte weiterzutragen, prüfst du noch einmal mit dem inneren Licht, das seinen Schein von der zufälligen Sonne nicht mehr borgen will, was deinem Tage etwa unwissentlich Farbe und Blut geliehen und ob er sich nicht um Eitles oder Unwürdiges gar bemüht habe. Und auch vor dich, wie vor die vielen nachdenklichen Geschlechter, die längst der kühle Rasen deckt, tritt wieder das eine unersättliche Tier mit den starren unergründlichen Augen — andre nennen es Gott —, die Sphinx des Lebens, und weist dir die furchtbaren Pranken, die so leblos nur scheinen: so sage endlich, was es mit mir ist? Denn sie ist wieder auferstanden, obwohl schon Schopenhauer ihr mit dem Siegelring drohte, der sie zerschmettert von ihrem Felsen gestürzt zeigen sollte. Und in ihrem Gefolge die stumme und laute Schar ihrer Fragen, genau so vollzählig beisammen noch, wie sie den Görlitzer Schuhmacher, den Jakob Böhme, bedrängt haben: noch einmal — vor allem sage, was es mit dem Bösen ist, da doch Gott sein soll, und was mit der Not und dem Schmerz, dem Tod und der Einsamkeit, mit dem Mann und dem Weibe, mit jedem flüchtigen Glück und andauernder Enttäuschung? Aber wirst du denn Besseres und Tröstlicheres heute antworten können als schon jener große Verzückte vor genau dreihundert Jahren? Licht ist auch des Dunkels wegen da, und dunkel so unabtrennbar vom Licht, daß dieses ohne jenes nicht einmal empfunden werden könnte, so höre ich zuweilen euch beide, ich aber bin nur ein schwacher Sterblicher, der seinen einzigen großen Traum von schrankenlosem, nie getrübtem Glück träumt, und ich frage bloß traurig (denn ich weiß recht gut, daß es nicht an euch liegt, wenn ihr nicht antwortet), ob denn das große Schöpferische bei all der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit, die wohl auch ich ahne, dennoch so armselig und eingeschränkt angenommen werden soll, daß es immer erst seines Gegensatzes zum wirklichen Sein und Offenbarwerden bedarf. In allem Göttlichen, sagte Jakob Böhme, ist auch sein Gegenteil, die Negativität; die große Weite ohne Ende begehrt auch wieder der Enge und Einfaßlichkeit, wäre nur überhaupt das Einige ohne Unterschied in sich, so wäre es ein unbeweglich Ding, das durch Aonen stille läge und ferner nichts täte; denn in der Einheit empfindet sichs noch nicht, aber in der Zweiheit empfindet es sich — warum? fragen wir

*) Paul Friedrich: „Mysterien des Lebens“. Verlag „Neues Leben“ (Wilh. Borngräber). Berlin 1910.

Digitized by Google

ist es nicht Gott? Und du, Paul Friedrich, der du diesen Böhmeschen Gott nicht kennst, willst du doch die Not und das Übel wieder rechtfertigen, wenn du eine letzte helle tröstliche Stimme aus der Höhe verkünden läßt: „Heil dir, Not, die du größer bist als dein Ruf, Männergebärerin! Jauchzend segne ich dein Dasein, immer und immer wieder werfe ich mich dir entgegen und ringe mit dir um mein innerstes und äußerstes Leben. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!?“

Ich fürchte, du kannst von diesem alten Gott der Theodizeen doch nur schwer dich trennen. Aber nun haben die Zeiten sich so gewandelt, es kam der Danziger Patriziersohn, der Arthur Schopenhauer, und bewies, daß dieses irdische Leben mit seinen siebzig Jahren, die wie ein einziger sekundenlanger Blitz die unermeßliche graue Nacht der Ewigkeit durchzucken, unmöglich einen absoluten Wert haben könne, und Nietzsche kam und sprach von den gestorbenen Göttern, jetzt da der Mensch anfangen müsse, sich selbst Gesetz und Gebotentabelle zu seinen Häupten zu sein . . . , so ist auch dir der geheimnisvolle Gott des Lebens im Grunde nur dieses Leben selber, und das, was seine tiefste Sehnsucht, seinen höchsten Rausch und sein Streben noch dem Ideal ausmacht, das soll es nunmehr heiligen, genau wie es der frühere Gott getan. . . Ach, du vergißt, wie sehr gerade dies die Menschen immer wieder und wieder zu Verzweifelten macht, wenn sie den Unwert auch ihrer heiligsten Träume und Phantasiegebilde einsehen müssen, und bei allem Nachdenken und Erkennen, das auch du gerade forderst, auf jene Widersprüche stoßen, die ihrer Natur nach nicht aufzuheben sind! Wohl mag da manches sein, hinsichtlich dessen Erwählung oder Verachtung dem Menschen ewige und eherne Richtlinien vorgeschrieben sind, aber das Leben im Ganzen (wenn wir nicht ins Metaphysische abschweifen) wählt er nicht, — und hier war Schopenhauer der ganze Mann, der auch vor den letzten und unerbittlichsten Konsequenzen nicht zage die Augen schloß, selbst bei Verlust der ewigen Seligkeit des Individuums. Das Problem von Gut und Böse ist leider durch gar kein Gefühl von innen zu lösen, und daß der Mensch die Widersprüche zwar erkennen, doch nimmer unseiend machen kann, hinterläßt unvermeidlich Trauer, daß „der Widerspruch die Wirklichkeit nie ausschließt“, kann nicht trösten; und daß der Mensch „mit dem Lichte seiner Erkenntnis einen ihm unbekannten Weg geht zu Zielen, die ihm verborgen sind“, für keinen Optimismus nutzbar gemacht werden. Der aber ist es daher nur rein äußerlich, der dir vielleicht noch aus den Tagen des großen Mystikers anhaftet — sonst und im Grunde aber preisest du, Paul Friedrich, mit Fug den erkennenden seligen kontemplativen Zustand als solchen nur, und bist selbst in unsrer zerrissenen, zerfahrenen, skeptischen Zeit ein seltener Zeuge wieder für ihn, der da einzig auf Stunden erlöst. Wehre aber darum so strafend und verächtlich auch der Mitte nicht, wo so viele ihre Erlösung ahnen, ohne daß sie darum freilich deren heillosen Wechselbalg Mittelmäßigkeit, Verwaschenheit, Lauheit zu vermeiden wissen: würde doch das wahre, vollkommene und wirklich präzise Gleichgewicht jeder Seele deren innerste Heilung sein, scheint doch auch jedes bloß anschauende und betrachtende Verhalten ein Ansatz bereits zu fliegender Schwebe und Überwindung, und deutet doch deine eigene Mahnung: „Gib der Natur, was der Natur ist, aber nicht mehr, und gib dem Geist, was des Geistes ist, aber nicht mehr!“ zuletzt auf ein Mittleres, des in höchster und letzter Exaktheit darzustellen freilich weiter Problem des einzelnen Individuums bleiben muß!

Du selbst aber, der du auf diesen Blättern deines Büchleins im Grunde denselben schweren Kampf nur kämpfest, den Jakobskampf um deine eigene Seele und die harmonische Mitte von Natur und Geist, sei gegrüßt um dieses deines Ringens willen! Und kannst du auch niemandem heut schon eine neue fertige schmerzlosere Wahrheit, als es jede frühere und letzte war, übergeben: dennoch zeigst du ihnen allen den Weg, auf dem sie wieder zu suchen haben, und diejenigen jedenfalls, die es nicht verschmähen werden, Gefährten auch deiner einsamsten Stunden und noch untröstlichsten Abenddämmerungen zu sein, dann, wenn der Basilisk dir seinen feurigen Atem entgegenschnaubt, der Zweifel mit seinem kalten spitzen Horn dich berührt, die alte Bratsche im Winkel so grämlich knarrt, die Stimme der Vernunft so eisekühl höhnt und nur selten die glockenreine Stimme aus der Höhe alles überklingt — sie dürften freilich am ersten auch noch Genossen des helleren, tröstlicheren Lichts werden, das aus deinen letzten Andachten bricht und im Grunde das Licht deiner eigenen Siege und Überwindungen ist. Denn auch du selbst hast mit der Not gerungen und nicht eher von ihr abgelassen, als bis sie dich gesegnet; sei gegrüßt darum, weil noch viel der Kunst und Regeln dieses Kampfes so mancher deinem Büchlein ablauschen wird!

Karl Hans Strobl.

Von **Viktor Wall** (Wien).

Überblickt man die moderne österreichische Literatur, so begegnet man dem Namen Karl Hans Strobls an hervorragender Stelle. Obwohl erst 1877 geboren, entfaltete Strobl in einem Zeitraum von etwa einem Jahrzehnt eine so reiche und vielseitige schriftstellerische Wirksamkeit, daß sie vollauf den

Digitized by Google

Versuch einer zusammenfassenden Würdigung rechtfertigt*).

Strobls Hauptgebiet ist die Erzählung. Seine Stoffe nimmt er teils aus dem wirklichen Leben, teils aber sind sie aus einer schier unerschöpflichen Gestaltungskraft geformt.

Der ersten Gattung gehören einzelne seiner wertvollsten Werke an, vor allem sein Erstlingsroman „Die Vaclavbude" (1902, 4. Aufl. 1904). Dieser führt uns mitten in jene wie eine dräuende Wetterwolke über der inneren politischen Lage Österreichs wuchtende Zeit zu Ende des Jahres 1897, kurz vor und nach dem Sturze des berüchtigten Ministerpräsidenten Grafen Badeni, dessen verblendete, anmaßende und unerhörte Gewaltherrschaft den nationalen Kampf zwischen Deutschen und Tschechen zu einem bisher nie wahrgenommenen Hitzegrad der Leidenschaftlichkeit entflammt und jenen rohen tschechischen Pöbelaufruhr herbeigeführt hatte, der schließlich zur Verhängung des Standrechtes über die völlig dem Schreckensregiment des Straßengesindels überantwortete Stadt Prag nötigte. Auf diesem heißen Boden entrollt uns Strobl mit einer für einen Erstlingsroman ungewöhnlichen Beherrschung der Technik, wuchtig gestaltet und dennoch bis in Einzelheiten abgetönt, „den Kampf der stärker Wollenden, den Kampf der Rassen und der Kulturen, das Leben in seiner ganzen jauchzend-schönen, glühenden, blutrünstigen Grausamkeit." Mit einer burschikosen Verve und Schmissigkeit, die sich vortrefflich dem studentischen Gestaltungskreise der Handlung anpaßt, schildert Strobl das Tun und Treiben in der Couleur. Die verlogene Sentimentalität „Altheidelbergs", die das deutsche Philisterium so sehr entzückte, darf man allerdings in diesem Roman nicht suchen. Strobl sieht mit einer scharfen Lupe, verteilt Licht und Schatten gleichermaßen und stellt das Leben dort, wo es um ihn am heißesten und blutigsten aufzuckte, wo dessen Wogen am höchsten aufspritzten, mit einer ungemeinen Wirklichkeitstreue dar, mag nun Erhebendes neben Ekelhaftem stehen. Daß er sich hierbei auf einer höheren Warte erweist, als auf der Zinne der Partei macht den Roman zu einem ehrlichen Dokument von wahrhaftem kulturellen Wert.

Ist in der „Vaclavbude" das Prager Studententum gewissermaßen von der heroischen Seite aus gezeichnet, so führt uns Strobl in dem späteren Roman „Der Schipkapaß" (1908) vorwiegend in den alltäglichen Prager Studentenkreis. Hier wie dort erlangen wir einen zuverlässigen Einblick in das tatsächliche, nicht immer erfreuliche Getriebe. Die bummelnden und sich verbummelnden Studenten, die Reibereien mit den Tschechen, kurz die ganzen Lebensverhältnisse werden mit sorgfältiger Wahrhaftigkeit geschildert. Trotz manchen abstoßenden Personen läßt es Strobl dabei doch nicht an gewinnenden Einzelfiguren fehlen. Mit aller Liebe und Kunst führt er uns aber, wie in der „Vaclavbude", das an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Prager Stadtbild vor Augen.

Behandeln diese beiden Romane den studentischen Bereich, so hat der Provinzroman „Der Fenriswolf" (1903) den kleinbürgerlichen eines mährischen Städtchens zum Gegenstande. Alle spießbürgerliche Enge, aber auch alle Poesie der Kleinstadt kommt in diesem Buche in bunten, frisch bewegten Bildern zum beredten Ausdruck, in denen sich zugleich Strobls ungewöhnliche Kunst der Menschen- und Lebensdarstellung und ein feiner, zuweilen von den hellen Streiflichtern lächelnder Spötterei durchblitzter Humor entfaltet, der sich wirksam von dem Molluntergrund der aus dem Dunkeln aufquellenden Schicksale abhebt. Neben all den spaßhaften Albernheiten und der läppischen Wichtigtuerei der Kleinstadt, die an hübschen Typen gezeigt werden, tritt da so manche Tragik zutage, die sich in deren Mauern abspielt.

Dem Provinzmilieu entstammt in andrer Art auch Strobls Roman „Der brennende Berg" (1910), dessen Fabel sich um eine schwindelhafte Badegründung in einem Städtchen an der österreichisch-preußischschlesischen Grenze und um ein seit fünfzig Jahren wütendes Kohlengrubenfeuer dreht, dessen Dämpfung der Neubelebung eines früher erträgnisreichen Bergwerkes wegen von der ehrlichen Gegenpartei angestrebt wird. Die anfangs frisch einsetzende gut geplante, aber interesselos durchgeführte Handlung, die die durch politische Grenzscheiden geförderten Gegensätze zweier durch Namen und Art vereinter Völker darzustellen sucht, ermattet leider schon nach dem dritten Kapitel und vermag weiterhin dem bald erschlafften Leser keinen Anteil mehr abzugewinnen. In diesem schwächsten, nirgends über die Plattheiten eines leeren Unterhaltungsromanes erhobenen Werke Strobls führen die einzelnen Personen ein allzu deutlich papiernes Dasein, und so entsteht leider der bei einem zu dichterischer Arbeit berufenen Autor doppelt peinliche Eindruck einer ziemlich überflüssigen und hohlen, merklich flüchtig hingeworfenen Schöpfung.

Großzügiger ist sodann der Roman, „Die gefährlichen Strahlen" (1906), worin in weiten Umrißlinien ein unbeschönigtes Bild des von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Kämpfen erfüllten Österreichs der Gegenwart festzuhalten versucht wird. Die zerfahrene politische Tätigkeit der Deutschösterreicher, die so oft im

*) Es erschienen bei Gose & Tetzlaff in Berlin „Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung in Berlin", bei J. C. C. Bruns in Minden: „Alfred Mombert. Vom Gott und vom Dichter" und das „Poe-Brevier", bei Velhagen & Klasing in Bielefeld „Bettina von Arnim", bei R. M. Rohrer jun. in Brünn: „Mährische Wanderungen", im deutschen Verlagshaus Vita: „Romantische Reise im Orient" und „Der brennende Berg", bei Georg Müller in München: „Eleagabal Kuperus", alle übrigen Werke bei F. Fontane & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Kleinlichen zersplittert und des zielbewußten, einheitlichen Strebens ermangelt, erfährt eine unerbittliche, stellenweise harte, aber immer gerechte Kennzeichnung. Manches kluge Wort wird über die Lage der österreichischen Industrie, über die Krisis des Reiches gesagt und die Bedeutung der wissenschaftlichen Entdeckungen der Neuzeit für die Umgestaltung des öffentlichen Lebens erörtert. Die miteinander ringenden Kräfte erscheinen nicht allein in ihrer rohen und greifbaren Plastik, sondern dadurch bis in ihre Verästelungen und Wurzeln gefaßt, daß sie in die Seele eines Einzelmenschen verpflanzt werden. Dieser Roman ermangelt völlig der bewegten Farbengebung der „Vaclavbude" oder des „Fenriswolfes" und erweckt so den Eindruck des Ungefügen und Massigen, den noch einzelne Verstiegenheiten und ein außerordentlich hochtrabender, schwerflüssiger Stil erhöhen, der die Wirkung des Buches stark beeinträchtigt.

„Die gefährlichen Strahlen" leiten zu jenen Schöpfungen hinüber, in denen Strobl den sicheren Boden der Wirklichkeit verläßt und seine Einbildungskraft schrankenlosem Spielraum überantwortet.

Schon in dem „Skizzenbuch einer reifen Liebe": „Und sieh', so erwarte ich dich" (1901) ist neben den vollen, schwellenden Orgelklängen einer brausenden Dichterliebe ein überempfindliches Durchdringen der Tiefen der einander zugehörigen Seelen und der Umwelt, wie ein weites Hinüberschweifen ins All wahrzunehmen.

In den fast gleichzeitig erschienenen „Skizzen aus dem Alltag und von drüben": „Aus Gründen und Abgründen" (1901) standen merkbar E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Paul Scheerbart u. a. zu Gevatter. Phantastisch, romantisch und bizarr verraten diese Skizzen nebst einer nicht geringen, packend anschaulichen Vorstellungsgabe eine mitunter unheimlich groteske Kraft und die Fähigkeit, mit ungemeiner Feinfühligkeit die geheimsten Seelenregungen zu zerfasern.

Seiner früh zum Ausdruck gekommenen Neigung für seltsame, ungeklärte und geheimnisvolle Stoffe ging Strobl mit wachsender Reife in den Novellen „Die Eingebungen des Arphaxat" (1904) nach. Als Stimmungskünstler fesselt er namentlich in der Spiritistengeschichte „Bimbus" und in noch vorzüglicherem Maße in der Meisternovelle „Das Wunder von Doubrawnitz", wo die stilistisch vollendet erzählte Geschichte eines Kirchendiebstahls in der Wundererscheinung ihren Höhepunkt findet.

Ebenfalls ins Gebiet der phantastisch-romantisch-grotesken Erzählung fallen die „Bedenksamen Historien" (1907), fünfzehn, in drei Pentagrammen geeinte Novellen, in denen er verschiedene historische, dem täglichen Leben entnommene oder sonstige Begebnisse in eine eigenartige, sondersame und ungewöhnliche Beleuchtung rückt, wobei er oft seiner üppigen und wilden Phantasie alle Zügel schießen läßt. Strobl weiß spannend zu erzählen und den in einen magischen Bann geschlagenen Leser immer aufs neue durch seine in einen mystischen Dämmerschein gehüllten Themen zu verblüffen.

Strobls Hauptwerk in dieser Richtung ist sein bis nun umfänglichster Roman „Eleagabal Kuperus" (1910). Es ist ein Buch, das ungewöhnliche Stimmungskräfte in sich birgt, das stellenweise erstaunlich kühne Gedankenbilder enthält und das im einzelnen auch an dichterischen Schönheiten reich ist, das jedoch im ganzen nicht zu Strobls erfreulichen Schöpfungen gehört. Im Mittelpunkte der wieder ganz vom Wirklichen losgelösten Handlung steht nicht, wie man nach dem Titel annehmen sollte, Eleagabal Kuperus, eine Art Zauberer und Meister geheimnisvoller Mächte, sondern der Milliardär Thomas Bezug, ein rücksichtsloser, verbrecherischer Geldmensch, der seine ungeheuren Mittel dazu mißbraucht, Hoch und Nieder unter seine Gewalt zu zwingen und der in teuflischem Größenwahn an die Unterjochung der ganzen Erde, der wenn möglich noch die des Weltalls folgen soll, schreitet. Zu diesem Zwecke gründet er eine „Gesellschaft zur Verwertung der Erdoberfläche", deren Aktionäre die reichsten Menschen der fünf Erdteile sind, „um eine absolute Regierung der Milliarden, einen Despotismus des Reichtums herbeizuführen". Der nur Bezug mitgeteilte Plan eines mittellosen Ingenieurs geht dahin, durch ungeheure Apparate der Luft den Sauerstoff zu entziehen, um so zum Herrn aller Lebewesen zu werden. Als Preis stellt Bezug die Heirat mit seiner einzigen Tochter, einer nebenbei bemerkt sittlich ganz verderbten Person, unter deren abgewiesenen Freiern sich „dreizehn Herzoge, drei regierende Fürsten und zwei amerikanische Milliardäre" befinden, in Aussicht. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode, und man erwartet nun, Strobl werde die Ausführung dieses aberwitzigen Vorsatzes mit der ihm eigenen Phantasiekraft schildern. An diesem Vorwurf geht er aber vorbei und dafür wird von einem der in Diensten Bezugs stehenden Astronomen der nahende Weltuntergang durch einen sich der Erde nähernden neuen Planeten namens „Terror" angekündigt, eine Schreckensnachricht, die alle Bande von Zucht und Ordnung löst. Religiöse Extasen, geschlechtliche Orgien, Perversitäten und blutige Greuel aller Art werden mit einer gehäuften Grauenhaftigkeit, die kaum zu überbieten ist, dargestellt. Es mag sein, daß es Leute gibt, die an der Schilderung derartiger verruchter Scheußlichkeiten Gefallen finden, feiner besaitete Menschen aber mit gesunden Sinnen werden sich hiervon abgestoßen fühlen. Künstlerisch ist gegen den Roman einzuwenden, daß er bei äußerlich verhältnismäßig viel zu starkem Umfang — 800 eng

Digitized by Google

bedruckte Seiten! — Nebensächlichkeiten über Gebühr ausführt, Hauptsächliches fallen läßt und allenthalben die Spuren einer überhasteten Arbeit trägt. Dies ist sehr bedauerlich, denn hätte Strobl diesen Stoff ausreifen lassen und frei von überwucherndem Beiwerk geformt, so wäre er befähigt gewesen, einen hervorragenden Roman zu schaffen, der in freiem Gedankenfluge an letzte Mysterien rührt. Ein großer Aufwand ward vertan!

Ein siebenter Roman: „Isgard Gestettner", der in der europäischen Kolonie in Konstantinopel spielt, und ein achter: „Madame Blaubart" liegen derzeit noch nicht in Buchform vor und wurden vorläufig nur zeitschriftlich veröffentlicht. Stroblś erzählende Werke erscheinen damit einstweilen abgeschlossen.

Als Dramatiker behandelte er in dem vieraktigen Schauspiel „Die Starken" (1903) ein modernes Liebesproblem. Der Titel dieses in einem mährischen Marktflecken spielenden Stückes ist allerdings nicht im ursprünglichen Sinne zu nehmen. Weder die weibliche Hauptgestalt, die in ausgesprochen hysterischer Veranlagung rasch nacheinander zwei verschiedene Männer liebt und haßt, um sich als Braut des ersten einem dritten in die Arme zu werfen, ist als vollwertige Natur aufzufassen, noch der blutjunge unreife Student, der sie zu einem wahnwitzigen Liebesrausch mit vorausgeahntem unausbleiblichen Katzenjammer treibt. Ebenso ist der männliche Gegenspieler eine sehr traurige Figur; dieser Bezirksrichter erscheint überhaupt fast karikiert, und es bleibt sonderbar, wie ein Mann mit derlei bureaukratischen und privaten Gepflogenheiten es auf diese Sprosse der amtlichen Stufenleiter bringen konnte. Trotz der teilweisen Verzeichnung der Charaktere pulsiert doch dramatisches Leben in dem Bühnenwerk.

Einem Preisausschreiben des Nibelungen-Denkmal- und Volksschauspielvereins „Bechelaren", der es auch mit einem Preise bedachte, verdankt das Festspiel „Die Nibelungen an der Donau" (1907) seine Entstehung. Den gestellten Anforderungen gemäß ist das Hauptaugenmerk auf die sich in den Donauländern abspielenden Vorgänge und auf die Möglichkeit der Darstellung durch Volksschauspieler gelegt. Der Stoff ist auf einen Theaterabend beschränkt und in vier Abteilungen gegliedert, von denen die beiden ersten auf Rüdigers, die zwei letzten auf Etzels Burg vor sich gehen. Erfordert es auch viel Wagemut, das Thema nach Hebbel zu behandeln, so vermochte es Strobl doch, die ewigen Schönheiten des Nibelungenliedes in seinem Festspiel wiederaufleuchten zu lassen.

Sehr umfassend ist außerdem die kritische Tätigkeit Stroblś. Abhandlungen über die „Weltanschauung in der Moderne" (1902), den „Buddhismus und die neue Kunst" (1902), „Arno Holz und die jüngst-deutsche Bewegung in Berlin" (1902), die allerdings mehr Gelegenheitsschriften sind, und Essays über „Alfred Mombert. Von Gott und vom Dichter" (1906), wie über die „Bettina von Arnim" (1906) legen davon Zeugnis ab. Hierzu kommen (im Verein mit Karl Wilhelm Fritsch) eine Auswahl der „Geschichten der Bettina von Arnim" (1907) und ein „Poe-Brevier" (1908).

Ihnen schließen sich noch ein Skizzenbuch „Mährische Wanderungen" (1909) und als Frucht einer orientalischen Reise das Buch „Romantische Reise im Orient" (1910) an, das nichts weniger als eine trockene Reisebeschreibung enthält, vielmehr ein mit Dichteraugen geschautes Bild der wunderprächtigen Welt des Orients enthüllt und zugleich in phantastischen und bizarren Zeichnungen die eigenartige Persönlichkeit Stroblś widerspiegelt.

Somit ist Stroblś Schaffen in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne durch Fülle an Gehalt, eine erstaunliche Fruchtbarkeit und einen Fleiß gekennzeichnet, die allein schon Hochachtung abnötigen. Bei aller Tüchtigkeit seiner Leistungen, der auch die äußerliche Anerkennung nicht fehlte — so bekam er u. a. 1909 den Bauernfeldpreis —, droht jedoch auch die ernstliche Gefahr einer bedenklichen Vielschreiberei, die sich gerade im Roman „Eleagabal Kuperus" bemerkbar macht und ihn um die besten Wirkungen bringt. Ist zwar eine Erschöpfung des Stoffgebietes bei Strobl bisher nicht wahrzunehmen, so beginnen doch seine Werke zugunsten der äußeren Fülle an innerer Tiefe abzunehmen. Dies ist sehr beklagenswert, denn Strobl verfügt über ein unverbrauchtes, starkes und entwicklungsfähiges Talent, das bei einiger Selbstzucht seine reifsten Werte sicherlich noch nicht gegeben hat. Diese aber ist vonnöten, wenn anders es Strobl um bleibende Schöpfungen zu tun ist.

Außerdem macht der „Eleagabal Kuperus" eine künftige Bezähmung in der Stoffbehandlung dringend geboten. Wozu diese absichtliche Anhäufung von gesuchten Greueltaten und abscheulichen Lastern, diese übertriebene Vergröberung des gräßlich Bestialischen im Menschen, dieses überflüssige Schwelgen in Mord und Blut, wozu so manche aufgelegte Tollhäuslerei? Mag auch, wie Faust sagt, das Schaudern der Menschheit bestes Teil sein und tief das Ungeheure fühlen lassen, so sind doch auch dafür Grenzen gezogen. Es ist genug, Tote wieder zum Leben auferstehen, abgeschlagene Köpfe sprechen, Menschen sich in Hunde verwandeln, die Marsleute signalisieren zu lassen usw. An der Schilderung der geheimnisvollen Zaubereien des Kuperus und seines seltsamen Hauses oder der reizenden Wundermaschinen in der Dachstube des Türmers Palingenius ist deutlich erkennbar, worin Stroblś künstlerische Stärke ruht. Aber diese anziehenden Einzelheiten gehen leider im „Eleagabal Kuperus"

Digitized by Google

in der nur grob behauenen Masse des Ganzen verloren.

Erscheint Strobl der ungeheure Reichtum dieses Erdendaseins zu arm, so greife er kühn ins gesamte All und lasse seine schrankenlose Phantasie frei von Maßlosigkeiten im Unbetretenen, nicht zu Betretenden schweifen. Er ist der Dichter, geheimste Zusammenhänge letzter Art und Gottes ewig unendliches Werk in heiligen Schauern ahnen lassen zu können. Und wahrlich, dies will nicht wenig sagen!

O was es doch um Schönheit ist.

Novelle von **Bodo Wildberg** (Berlin).

II.

Seine Schwester Gerda erschien ihm jetzt geradezu unschön; er fand, daß ihr die Anmut fehle; auch besaß sie keinen Schimmer von Eleganz. Sie sah aus wie ein Junge in Mädchenkleidern. Und die waren am unteren Rande aufgefranst und vom Schmutze der Felder besudelt. Die Tante Bianca war ebenfalls ein halbgöttliches Wesen, vornehm, lässig, reich gekleidet. Aber sie wies in ihrem scharf geschnittenen Antlitz einen bösen Zug, blickte ihn immer so spöttisch an, als ob sie sagen wollte: Dummer Junge! Die schöne Gemma war um vieles freundlicher. Wenn sie dort auf dem Parkweg promenierte, ganz so herrlich angetan, als ginge es mindestens zum Kurkonzerte in die nahe Badestadt, und so bedeutsam gleichgültig mit ihrem Fächer spielte — ach, Hans Adam wagte es ja kaum zu glauben — aber ... warf sie ihm nicht doch zuweilen ermutigende Blicke zu?

Jetzt sah er einen der gesprenkelten Frösche, die Gerda mit Kleidern versehen hatte, tot auf dem trüben Wasser des Teiches schwimmen. Gewiß trug er Schuld am Tode des Tieres — und die Naturgötter (so phantasierte er sichs zusammen in unklar mythischem Gefühl), sie würden ihn schwer bestrafen; nie würde er Gemmas Zuneigung erringen. Und er dachte an die letzte Nacht zurück. Da hatte es draußen gelegen, grau und gestaltlos, ein Etwas, das sich erst in Formen erfüllen mußte: seine Zukunft. Und er ahnte dunkel, die würde freudlos sein, voll von Finsternis und Sünden.

Gemma, die junge Göttin, bezauberte alle. Auch Frauen schwärmten für sie. Die Mali, Mamas alte Kammerjungfer, tat den begeisterten Ausspruch: „Jesus Marja, diese Backerln! gleich 'neinbeißen möcht man! ein Mann möcht' man sein und jung! und Kurasch' hab'n!“ Das vernahm Hans Adam. Du gnädiger Gott! Er war doch ein Mann! Wenn er .... er! Das wußte er ja, daß Janikau kein Majorat war. Aber schließlich, soviel meinte er bestimmt annehmen zu dürfen; er war der Sohn, also mußte er das Gut bekommen. Und Gerd' würde man abfinden — irgendwie. Darüber zerbrach er sich nicht erst den Kopf. Himmlische Heerscharen, wenn er ... sie — aber er war ja ihrer nicht würdig! .....

Zu dem festen Gefüge der Janikauer Lebensordnung hatte bis jetzt gehört, daß der Abendtee oben im Speisezimmer eingenommen wurde, womöglich bei geschlossenen Türen. Allen Bitten der Baronin, der Kinder: es möchte doch in dieser schweren Zeit der Sommerhitze einmal im Freien soupiert werden, stellte der Baron die konservative Zähigkeit eines echten Haustyrannen entgegen. Aber das wurde nun anders: mit einem Male. Denn Baronin Bianca wünschte im Garten Tee zu trinken, dort, wo das Bächlein in kühlen Schlangenwindungen um die Rhabarberstauden rann. Und so geschahs auch. Zufällig hatte Pürglitz an diesem Abend den Verwalter, Herrn Schikowski, ausnahmsweise an die Tafel gezogen. Und da erlitt Adams Gemüt wieder eine neue und entsetzliche Wahrnehmung. Gemma kokettierte mit diesem Menschen — als ob er ein „Herr“ wäre! Schikowski war ein Fünfziger und hatte weißes Haar, nebst einem Schmerbauch. Also in Adams Augen ein Greis und ein Scheusal dazu. Keck war der Mann, spazierte zigarrenschmauchend mit Gemma, der Göttin, am untern Teich, sagte immer „Baroneß, Baroneß“, ja, er tätschelte ihr sogar — Hans Adam sahs mit heißen eifersüchtigen Blicken — einmal das entzückende Handgelenk. Und da hatte er, ein Gentleman, „der junge Herr“, sich soviel Demut und Zurückhaltung auferlegt! Zum ersten Male erkannte er mit Entsetzen, daß Unverfrorenheit und ein gewandter, nie verlegener Witz wohl imstande seien, die Ritterlichen, Bescheidenen matt zu setzen.

Bald darauf kamen zwei alte Damen von einem entfernten Gute herüber, um die großstädtischen Gäste anzustaunen. Amathusia von Przibramitz war mit einem lahmen Pudel, Gräfin Adele Komoran mit unheilbarer Schwerhörigkeit behaftet. Der ehrwürdige Besuch gab Bianca und Gemma vielen Anlaß zum Lachen.

Als sie endlich abfuhren und Hans Adam, wie seine Erziehung es ihn gelehrt hatte, den gebrechlichen, immerzu gutherzig lächelnden Herrschaften in die vorweltliche Kutsche half, spürte er plötzlich Gemmas frischen Atem und hörte die nicht allzu leise geflüsterten Worte: „Laß doch die alten Schachteln allein einsteigen!“ Er war starr — wie herzlos das klang — und dennoch: ihre nächste Nähe! Er zitterte vor verhaltener Seligkeit.

Dann kam wieder ein Nachbarbesuch ganz anderen Schlages. Der junge Graf Rudolf Salshausen fuhr auf seinem Kutschierwagen in den Janikauer Schloßhof ein. Er blieb zum Lunch und verfiel sogleich dem Zauber der Fremden.

Digitized by Google

Gerda hatte immer gehofft, Rudi Salshausen werde, solange die Verwandten da waren, nicht herüberkommen. Er machte nicht gerne neue Bekanntschaften außerhalb der chinesischen Mauer der Prager Gesellschaft, und besaß außerdem ein Vorurteil gegen Reichsdeutsche. Einmal hatte er zu Gerda gesagt: „Sie, Baronin Gerda, würden eine süperbe Chatelaine abgeben!“ Gerda freute sich gewaltig über diesen Lobspruch. Rudi war doch ein lieber, ein reizender Mensch. Und heute wollte das Frühstück kein Ende nehmen. Rudi sagte dann später zu Gerda, als sie einen Moment allein waren: „Nein, wie schön Ihre Cousine ist!“ Gerda antwortete ärgerlich: „Schön mag sie sein — aber dumm ist sie, Graf Salshausen — dumm, horndumm, unsagbar dumm!“ Darauf sagte Rudi mit verklärtem Gesicht: „Wenn man so schön ist, wie Baronin Gemma, dann braucht man nicht gescheidt zu sein.“

Und nun begann Gerda allmählich, jedes überlegene Wort der Verwandten mit neidischem Ingrimm in ihr Gedächtnis zu graben. Und sie bemerkte mit Zürnen, wie Gemma und Bianca die niedrigen Zimmer des alten Herrenhauses belächelten. Natürlich hatte man ihnen sogleich die Stallungen gezeigt, auf die Janikau stolz war: den Kuhstall, weit und wölbig wie das Schiff einer Kirche, die Pferdeställe mit Marmorkrippen, an denen sich im achzehnten Jahrhundert der damalige Besitzer, ein Herr v. Adlerberg, arm gebaut hatte. Daraufhin äußerte Bianca spöttisch zu ihrer Nichte: „Ihr solltet doch lieber im Stalle speisen; denn dieser ist das schönste Gemach im ganzen Schlosse.“

Eberhard Prüglitz lachte herzlich zu dieser Bemerkung: Überhaupt schien der Baron vollkommen unter dem Banne der beiden Schönheiten zu stehen. Von ihnen nahm er aber auch gar nichts übel. Dagegen gewöhnte er sich den Tick an, seiner Frau Vorwürfe zu machen, daß sie sich nicht elegant genug kleide. Und er war es doch gewesen, der allmählich, in langen Jahren ländlichen Einerleis, der einst so verzogenen Gattin nicht ohne große Mühe die Eleganz gründlich abgewöhnt hatte. Ebenso ärgerten ihn jetzt Gerdas bubenhafte Manieren. Früher hatte er sich an dieser Ungeziertheit seiner Tochter mit eitlem Vaterstolz rechtschaffen gefreut.

Gerda sah, hörte, empfand dies alles — und in den glühenden Tagen, die immer lästiger drückten, ohne daß ein Gewitter eingetreten wäre, türmte sich der Groll dunkel und berghoch in ihrer Seele. Sie sah sich aus der Gunst eines zärtlichen, geistverwandten Vaters verdrängt durch ein kokettes Modepüppchen — sah, wie ihre Mutter litt, wie sie den unsympathischen Besuch verwünschte, die Wandlung des Gatten mit Bitterkeit erkannte. Und Hans Adam! der war ja auch wie umgeschaffen. Jetzt spottete er über das wirre Haar seiner Schwester, über ihre unmodischen Kleider. Von Gemma ließ er sich mit Füßen treten; zur Schwester sprach er überlegen und mürrisch. Und Salshausen gar — er, den Gerda, ohne daß sie es recht wußte, als Ideal eines Kavaliers im Sinne getragen — auch er war von diesem Hohlköpfchen bezaubert. Von allen, Männern wie auch Weibern, vernahm sie das Lob dieser Schönheit. O, es war nicht mehr auszuhalten in einer so ungerechten Welt!

Zwischen Gerda und ihrer Base war es schon öfters zu Scharmützeln gekommen. Eine ernsthafte Verstimmung gab es, als jene nach Rudis Besuch in bubenhafter Offenherzigkeit und kindischer Eifersucht herauspolterte: „Nun, Gemma, du willst wohl Gräfin Salshausen werden?“ Gemma hatte mit anmutiger, überlegener Kühle geantwortet: „Du bist naiv und albern, teuerste Gerda. Ich will dir was anvertrauen, Buschelkopf: bei uns zu Hause, da wartet ein Millionärssohn auf mich. Theodor v. Kurzberg heißt er und ist zehnmal reicher als euer Graf Rudi mit seinem alten baufälligen Bergschloß.“

„Aber du kokettierst doch mit ihm!“ prustete Gerda. „Kokettierst mit allen — mit dem armen Hans, mit Papa — sogar mit dem Ekel Schikowski!“

„Spaß, edle Gerda! Denn, siehst du: Gefallen, schön erscheinen — das ist der Zweck meines Daseins.“ —

Von dem Augenblicke an, da sie mit Gemma dieses Gespräch gehabt, erwachte in Gerdas Seele jene außerordentliche Entschlossenheit, jene unheimliche Tatkraft, die sie in ihrem späteren Leben ausgezeichnet hat und, als sie jahrelang mit ihrem Bruder entzweit war, ihr die Oberhand im Kampfe verschaffte. Eins war ihr klar: Gemma mußte entfernt werden. Ihre kleine, furchtsame Natur sollte einen Stoß erhalten, der ihr ein weiteres fröhlich-freies Siegerleben auf Janikau unmöglich machen würde. —

An einem Nachmittage, dessen Gluten noch mitleidloser herniedersengten als das Feuer aller vorangegangenen Tage, waren die Eltern mit der Tante Bianca nach Dobrichowitz hinüber gefahren, um den Besuch der alten Gräfin Komoran und ihrer Freundin Przibramitz pflichtgemäß zu erwidern. Die Gräfin hatte eigens ihren Wagen gesandt; Gemma aber hatte erklärt: zu den alten Schachteln brächte sie keine Macht der Welt. Hans Adam war vergrämten Herzens in den Wald gegangen. Die Dienerschaft befand sich auf dem Hofe und im Küchenflügel. — Die beiden Cousinen saßen stumm auf der Veranda; vor ihnen lag der Garten in zitterndem Lichte, voll von Einsamkeit und Schweigen.

„Wollen wir nicht in Papas Zimmer gehen? Das ist der kühlste Raum im Hause.“ Gerda sagte es gleichgültig, indem sie starr auf die ovale Rasenfläche hinaussah.

„Mir ist nie heiß“, erwiderte Gemma lächelnd. „Da, faß meine Hand an.“ Die kleine

Digitized by Google

köstliche Hand lag edelsteinkühl in den glühenden, etwas feuchten Fingern der Haustochter. Die Berührung mit dieser ruhigen, rosigen Glückshand erweckte in Gerda einen eiskalten, geradezu unvernünftigen Zorn.

Gerda erschloß den langen, hochgewölbten Raum, in dem neulich die Vernehmung des Kutschers stattgefunden hatte. Da kreuzten sich Lanzen aus den Polenkriegen, da drohten Doppelschwerter aus Nippon und furchtbare Tomahawks der Apachen. Die Mädchen schlenderten durch das Gewölbe.

Aber dem gründrillichnen Sofa hing ein rundes Miniaturbild: Eine Dame in Kobaltblau, schwarzlockig, mit süßen, rätselhaften dunklen Augen. Es war die Mutter des Barons — die Großmutter der beiden jungen Damen. Gemma ließ sich sogleich auf das grüne Sofa gleiten. Sie streckte ein paar ganz kostbarer Füßchen aus, an denen Gartenschuhe waren; auf jedem lohte eine kleine feuerrote Masche.

Auf einmal stand ihre Cousine Gerda vor dem Sofa. In der Hand hielt sie zwei Rapiere, die sie blitzschnell von der Wand gerissen hatte.

„Was willst du mit den Bratspießen?“ fragte Gemma verwundert.

„Wähle eins“, sagte Gerda mit heiserer Stimme.

„Bist du verrückt, Buschelkopf?“ lachte Gemma.

„Wir werden fechten!“

„Laß mich in Ruhe, alter Affe!“

Aber Gerda drängte ihr mit wahrem Ingrimm eines der Rapiere auf. „Du willst hier alles in Beschlag nehmen! Nimmst mir den Vater, den Bruder weg! Hast unsern Freund abspenstig gemacht — ja, ja, den Rudi! Und nun gehts auf Tod und Leben!“

Gemma war in die Höhe gefahren. Zitternd nahm sie ein Rapier. Ihre Base puffte sie in die Mitte des Zimmers, fuchtelte ihr mit der Spitze ihrer Waffe ins Gesicht: „Will dir das Rosenantlitz ein bißchen zerkratzen, mein Engel! Will dir eine Tiefquart ziehen, als Andenken an Janikau! Holla! Ausgelegt! Los!“

Gemma verteidigte sich wie unter einem Banne. Auf einmal schrie sie gellend auf und flüchtete an eines der Fenster; die Tür hatte Gerda verriegelt. Sie warf ihr Rapier weg und kreischte: Hilfe, Hilfe! Mord! Mord! Mord! Sie wäre in den Garten hinausgesprungen, wären die Fenster in diesem Raume nicht mit Eisengittern verwahrt gewesen.

Es fügte sich, daß die bucklige Sali, eines der Küchenmädchen, gerade in den Garten gekommen war, um — Gemma heimlich anschauen zu können. Die Bucklige verehrte Gemma noch mehr als alle andern Bewohner von Janikau. So schön konnte ein Mensch sein! Auf dem Lande sind die meisten grausam gegen Krüppel und Gezeichnete. Sali hatte viel ausgestanden — da sah sie die makellose Gemma. Und von Stund an war sie nicht mehr ganz unglücklich. Denn eine innere Stimme sprach zu ihr: „Wenn du recht fromm und fleißig bist, Rosalia, dann läßt dich der liebe Gott vielleicht noch einmal auf die Welt kommen. Und dann wirst du so schön wie die Baroneß Gemma.“ Das wäre freilich nicht so ganz nach dem Sinne des Pfarrers gewesen, und Sali verschloß diesen süßen Trost in geheimster Seele.

Jetzt erblickte Sali das Antlitz der Herrlichen am Gitterfenster, in Todesängsten — in Verzweiflung! Sich selbst sah sie — ihr schönes, höheres, zukünftiges Selbst, ihre einstige Himmelsgestalt, bedroht von einem unbekannten Schrecknis! Und da schrie die Sali — schrie, schrie grauenhaft, brüllte wie man in einem gräßlichen Alptraume aufschreit; so schrie, heulte, drommetete sie zehn, elfmal hintereinander. Sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen.

Und diese fürchterlichen Schreie hörte der Kutscher Josef Milleschauer, der eben im Hofe das Lederzeug putzte. (Josef war kein Kostverächter, die Sali war eine Zeitlang seine Freundin gewesen.) Er sah sie nur weitoffenen Mundes, stumm, kreideweiß und schlotternd auf die Türe zeigen, die in das gewölbte Zimmer ging. Und Josef, der Kraftmensch mit nie völlig aufgeklärter Vergangenheit, er rannte mit seiner gewaltigen Schulter gegen die Tür. Sie gab nach — sie war erbrochen.

Gerdas Waffe klirrte auf den Boden hin. Er stierte in den helldunklen Raum. Er sah die lichten Gestalten der beiden Mädchen, ihre blassen Gesichter; Gemma war in das Sofa gesunken, das glühende Rot ihrer Schuhe leuchtete herüber. Josefs Kirschaugen starrten hypnotisch nach diesen Feuerpunkten hin.

„Josef, Sie haben mir das Leben gerettet! Was soll ich Ihnen dafür geben?“ Also Gemma, deren Stimme noch bebte.

Da reckte sich der Goliath auf, und etwas Fremdes, das größer und schöner war als seine Seele, nahm ihn auf Minuten in Besitz. Der Geist eines Ritters kam in ihm zu hausen, und er stammelte: „O — gnädigstes Baronesserl — — nix schenken, bitte — nix Geld — nix Gulden! Aber wenn der Josef dürfte — sich hinknien — Schucherl küssen — wär er seliges Mensch.“

Gemma neigte ihr Haupt wie eine Königin und der Josef fiel hin wie ein Klotz und kroch wie ein vorweltliches Ungeheuer vor Gemmas Füße und küßte die Spitze ihres Schuhes. Und dann hob er sich schwerfällig auf und schlich zur Türe hinaus.

„Ein braver Kerl“, sagte Gemma, angenehm erholt, und wieder ganz sicher geworden. „C'est dommage que cela sent toujours l'écurie.“

Digitized by Google

Gerda wandte sich in tiefer Verachtung von ihr ab.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage reisten die Großstädterinnen. Josef Milleschauer fuhr sie nach der Bahnstation, und sein Herz blutete. Die Sali hatte sich, klein und verwachsen wie sie war, in der Rainweidenhecke verborgen, um ihr Ideal noch einmal zu schauen. Gemma saß auf dem Rücksitz, und so sah die Sali noch lange das süße Gesicht, bis es im Grün der Obstbaumallee verschwunden war. Sie wollte sichs noch recht fest einprägen, damit sie ihrer Namenspatronin, der heiligen Rosalie, ganz genau sagen könnte, wie sie, die Sali, im Jenseits gern ausschauen möchte.

Schloßherr und Schloßfrau zogen sich nach dem üblichen Winken und Tücherschwenken ins Haus zurück. Hans Adam stand neben Gerda am unteren Teich. Die Sommerglut war so stark, so unbarmherzig wie in allen diesen Tagen. Im Gartensand funkelten die Spuren der Räder von kleinen burgunderroten Granatkörnchen. Die Geschwister verharrten eine Weile in ungemütlichem Schweigen. Endlich siegte in Hans Adam der Drang, sich auszusprechen: „Wenn ich meine Prüfung gemacht hab, dann fahre ich nach Berlin — und wenn Gemma noch frei ist, dann halt ich um ihre Hand an — trotz aller Millionärsbuben! Und wenn sie mich nicht will — dann werde ich ein großer Pascha und heirate, um sie zu ärgern, hundert Frauen."

„Armer dummer Hans Adam", sagte Gerda.—

Drei Tage lang sprach Baron Pürglitz nicht mit seiner Tochter. Dann streifte sie ihn einmal auf der Veranda: „Papa, denk dir nur, der Kutscher grüßt mich gar nicht mehr, wenn ich über den Hof gehe."

Trocken erwiderte Eberhard Pürglitz: „Weißt was, Gerd! An seiner Stelle würde ich Dich auch nicht mehr grüßen."

Amerika in Afrika.

Die Vereinigten Staaten haben die Vormundschaft über Liberia übernommen. Nämlich dadurch, daß ihnen die alleinige Überwachung der auswärtigen Angelegenheiten der Negerrepublik zufiel. Das ist eine Tatsache von epochemachender Bedeutung. Die amerikanische Union wird hierdurch eine Herrin auf drei Erdteilen. Sie hat in ihrer imperialistischen Entwicklung einen neuen entscheidenden Schritt getan. Denn die erste notwendige Folge wird sein, daß die Stadt Monrovia, wie dies der Bischof Turner schon 1899 anbot, zu einer Flottenstation der Vereinigten Staaten erwächst. Monrovia aber ist dem Punkte in Westafrika, und damit in der ganzen alten Welt nahe, der die geringste Entfernung von Süd-Amerika und (mit Ausnahme von den wenig praktikablen Häfen an der Behringstraße) von ganz Amerika, von der ganzen neuen Welt aufweist. Für die kräftig erstarkende Kriegsflotte der großen transatlantischen Republik ist daher ein Anlegepunkt in dem weit in das atlantische Meer hinausragenden Afrika von gar nicht genug zu schätzender Wichtigkeit. Nicht nur haben dadurch die Unionsschiffe, die von der Neu-England-Küste oder von Plätzen des mexikanischen Golfes nach den Philippinen beordert werden, eine Gelegenheit, unter eigener Flagge zu kohlen — die einzige Gelegenheit auf der Fahrt um das Kap der Guten Hoffnung herum nach dem fernen Inselasien —, sondern es bietet sich auch für die unternehmungslustige Marine eine Operationsbasis für die ganze Südhälfte des Atlantischen Ozeans. Eine derartige Basis richtet sich in erster Linie gegen sämtliche europäische Kolonien von der marokkanischen Grenze bis zur Guinea-Küste, ja bis zur Mündung des Orange; sie richtet sich zweitens gegen Brasilien und drittens gegen Südwesteuropa.

Der auffallende Schritt der Washingtoner Regierung ist nur ein Glied in einer langen Kette. Im Grunde war, trotz geographischer Entfernung, Onkel Sam „der Nächste datau", denn vor allen Dingen ist ja die Gründung Liberias von Nordamerika ausgegangen. Der westafrikanische Freistaat war dem Zeitalter der Humanität entsprossen. Schon 1796 gründete der Quäker Hopkins aus Baltimore eine Niederlassung an der Pfefferküste. Die wurde von der American Colonisation Society dazu ausersehen, freigelassene oder freigekaufte Sklaven dort anzusiedeln. Die Negerkolonie, die unter den Schutz der Union gestellt wurde, blühte zwar ziemlich auf, aber es ergab sich sehr bald, daß die nach Freiheit dürstenden Farbigen gegen die unwissenden, nicht englisch redenden Eingeborenen ihrerseits den Herrn spielten. Als die sklavereifreundliche Strömung später in den Vereinigten Staaten erstarkte, warfen die Liberianer das Protektorat ab und erklärten sich für ganz frei und unabhängig, allein mit ihrer Blüte ging es, als sie nunmehr sich selbst überlassen waren, rasch bergab. Die zwanzigtausend Schwarzen, die englisch reden konnten, errichteten eine Oligarchie zur Ausbeutung der zwei Millionen Schwarzen, die in Barbarei verharrten. Seit rund 1880 trat jedoch ein gewisser Aufschwung ein, da zahlreiche fremde Firmen sich in dem Lande niederließen und seinen Handel belebten. Unter dem genannten Bischof Turner ging dann 1895 eine Schar von Auswanderern aus Amerika nach Liberia ab. Die Schar bestand aus Negern, die acht Schiffe füllten. Man hätte denken sollen, den Machthabern von Monrovia wäre ein derartiger Zuzug intelligenter Rassegenossen als Verstärkung gegen die $1^3/_4$ Millionen wilder Schwarzen im Innern Liberias nur willkommen gewesen. Allein die neue Schar brachte nur Verwirrung, zumal es der Liberianischen Regierung an gutem Willen fehlte. Der hohle Übermut von Freigelassenen, der den Bewohnern von Haiti die wohlverdiente Züchtigung durch Deutschland einbrachte, richtete sich in Liberia zunächst gegen die landheischenden schwarzen Brüder, so daß viele von ihnen zurückwanderten, dann aber auch gegen eine Großmacht, gegen England. Britische Untertanen aus Sierra Leone wurden vergewaltigt und eine Drohnote wurde von Downingstreet der liberianischen Regierung übersandt.

Gleichzeitig aber offenbarte Frankreich Gelüste nach liberianischen Gebieten und verschluckte geräuschlos nach und nach mehrere Hunderte von Quadratkilometern. Dagegen nehmen Deutschlands Kaufleute eine überragende Stellung in und bei Monrovia ein: sie beherrschen 52 % von dem gesamten Außenhandel.

Bei dem Wettbewerb zwischen den vier Weltmächten haben nunmehr die Vereinigten Staaten den Sieg davongetragen.

A. Wirth (München).

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Humanismus und Persönlichkeit.

In den letzten Wochen gingen wiederholte Nachrichten durch die Presse von einer neuen, energischen Schulreform, die vor allem das humanistische Gymnasium betreffen soll. Wie verlautet, besteht die Absicht, das Griechische zum fakultativen Fach zu machen, um an seine Stelle Englisch treten zu lassen. Auch will man, den Intentionen des Kaisers entsprechend, mehr Nachdruck auf den Unterricht in den Naturwissenschaften und auf körperliche Ausbildung durch Sport legen. Es ist daher von Interesse, daß Wirkl. Geheime Rat Dr. Bernhard Dernburg, ein Mann, der wahrhaftig reaktionärer Tendenzen nicht verdächtig ist, vor kurzem in der „Voss. Zeitung" sein pädagogisches Glaubensbekenntnis ablegte, indem er sich rückhaltslos für die humanistische Erziehung im Gegensatz zu der realistischen bekennt. Ich selbst, als alter Joachimsthaler, kann seinen Worten nur unbedingt beipflichten. Die realistische Erziehung hat heute ihr Lebensrecht gegenüber der alten humanistischen erkämpft und besitzt heute in den Realgymnasien und Reformgymnasien genug Lehranstalten, auf denen die einer rein modernen Erziehung Geneigten finden, was sie suchen, um auch ohne eine nachdrückliche Beschäftigung mit den alten Sprachen, die Universitäten besuchen und höhere Examina absolvieren zu können. Eine Möglichkeit aber muß verbleiben, die reichen Schätze und Bildungsessenzen der klassischen Sprachen an der Quelle zu studieren. Und es hieße nicht nur dem humanistischen Gymnasium den Lebenskeim zerstören, wenn man es in der obenerwähnten Weise reformieren würde, sondern mehr, die Möglichkeit einer gediegenen geistigen Bildung und damit einer im höchsten Sinne fruchtbaren Persönlichkeitsbildung unterbinden. Denn wenn auch dem Englischen als der heute noch weitverbreitetsten Umgangssprache ein rein praktischer Wert für das Reisen oder selbst für das äußerliche Fortkommen in der Welt zugesprochen werden muß und es sich sogar vielleicht empfehlen würde, es mit einer geringen Stundenzahl in den oberen Klassen des humanistischen Gymnasiums obligatorisch zu machen, so kann andrerseits doch den eminenten ästhetischen sprachlichen und charakterbildenden Wert des Griechischen (in seinem vollen Umfange) keineswegs ersetzen. Freunde der Reform des humanistischen Gymnasiums haben die Ansicht ausgesprochen, daß die Quintessenz der griechischen Bildung auch durch Lesen guter Übersetzungen zu vermitteln sei. Das aber verdient kaum eine Entgegnung, da man nur aus einer intimeren Kenntnis seiner Sprache ein Volk in seinem innersten Wert wirklich verstehen kann. Ihnen könnte man sogar Gleiches mit Gleichem erwidern und darauf hinweisen, daß, wenn je ein fremdsprachlicher Autor in deutscher Sprache lebensfähig geworden und sich Heimatsrecht errungen hat, dies durch das eine Wunder bei Shakespeare, dem größten und wertvollsten geistigen Produkt Englands, der Fall gewesen ist. Auch die Naturwissenschaften können im Rahmen der humanistischen Erziehung den Vergleich mit den unendlich vielseitigen segensreichen Bildungsmomenten der klassischen Sprachen nicht aushalten. Doch wäre es vielleicht möglich, auch ihnen noch ein etwas weiteres Feld auf Kosten einiger Kapitel der im Verhältnis m. E. zu intensiv betriebenen Mathematik einzuräumen. Für den Sport aber braucht heute nicht mehr künstlich Stimmung gemacht zu werden, da er auch ohne besondere Betonung heut beinahe übermäßig von der Jugend betrieben wird. Es handelt sich heute nicht mehr um eine einseitige, geisteswissenschaftliche Bildung beim humanistischen Gymnasium, wie vor 25 Jahren, wo es noch alleinberechtigt und dadurch unschränt in seiner Machtstellung war. Sondern heut steht das letzte Bollwerk einer seit Jahrhunderten im Kerne segensreichen, zu tieferer Geistesbildung führenden Erziehung, die die Gegenwart auf Grund der Vergangenheit zu erkennen sucht, auf dem Spiel. Caveant consules!

Paul Friedrich.

* * *

Architektensorgen.

Die Lage des Standes der freien Privatarchitekten ist im wesentlichen dieselbe, wie die der andren „freien" Berufe. Auch er droht zwischen den beiden Mühlsteinen Kapitalismus und Bureaukratismus zerrieben zu werden. Die Organe des Kapitalismus, mit denen er es zu tun hat, sind die Bauunternehmer, die fachlich zuweilen garnicht, sonst meist einseitig praktisch vorgebildet und oft kunstfeindlich sind. Indem sie alles unter dem Gesichtswinkel ihrer Gewinnabsicht betrachten, wachsen unter ihrer Herrschaft Häuser empor, die in der künstlerischen Gestaltung einen Mangel an Geschmack und in der inneren Einrichtung einen Mangel an wirklich gediegenem Komfort offenbaren. Wer von den freien, selbständig schaffenden Baukünstlern ihren Zwecken nicht dienen mag, muß zusehen, in dem kleinen Bereich, der davon noch unberührt geblieben ist, im Bau reicher Villen, mancher großer Geschäftshäuser und kleiner Einzelhäuser für den gebildeten Mittelstand genügend Beschäftigung zu finden. Zugleich greift das staatliche und städtische öffentliche Bauwesen, das sich eigener, festangestellter Baubeamten bedient, immer weiter um sich. Wie auf andren Gebieten, so wird auch hier mehr und mehr der Staat als eine Schutzanstalt mißbraucht, in der der einzelne Arbeitsverkäufer vor kapitalistischer Ausbeutung Zuflucht sucht; denn es ist in Wirklichkeit hier wie überall das Angebot von Anwärtern für den Dienst des Staates oder der Kommune Ursache, nicht die Wirkung der unaufhörlichen Ausdehnung der Bureaukratie. Sonst würde sich die öffentliche Meinung nicht immer so überraschend schnell damit einverstanden erklären, daß der Staat eine neue Aufgabe durchzuführen unternehme, und neue Staatsanstalten für neue Staatsangestellte schaffe.

Nun sind jedoch bureaukratische Abhängigkeitsverhältnisse den Zwecken der Kultur und Kunst oft nicht minder gefährlich als kapitalistische. Fontane meinte einst, es gebe nur ein Mittel, dem Elend des freien Schriftstellers zu steuern: „Verstaatlichung, Eichung, aufgeklebter Zettel". Ihm selbst erschien das Mittel schrecklich: denn er fügte hinzu: „Vielleicht ist das Mittel schlimmer, als der gegenwärtige Zustand. Aber dann müssen wir uns getrösten und es lassen wie es ist". Und in der Tat: was möchte aus der Literatur werden, wenn der Schriftstellerstand sich verstaatlichen ließe! Darf man aber nicht auch in Hinsicht auf die Architektur fragen: Was würde aus ihr werden, nachdem alle Architekten in Beamte umgewandelt wären? Dem Beamten ist ein freies, individuelles Wirken in den Fesseln seines Amts erschwert, ja allzuoft ganz versagt; selbst unter günstigen Bedingungen, bei guter Begabung und ernstem Willen muß er wohl früher oder später dem gleichförmigen Dienst des Alltags unterliegen. Möglich, daß dem nicht so zu sein brauchte, wenn in den Betrieben des Staates und der Gemeinde vernünftigere Zustände und Verhältnisse, Grundsätze und Regeln herrschten; genug, daß es vorläufig so darum bestellt ist. Deshalb verdient der „Bund deutscher Techniker" Anerkennung, der den freien, selbständig schaffenden Baukünstler vor dem Bauunternehmer wie dem Baubeamten zu schützen sucht. Er kann hierbei auch mit Recht behaupten, daß sich nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus rein wirtschaftlichen Gründen eine Einschränkung der öffentlichen Bauämter zugunsten des Standes der freien Architekten empfiehlt. „Nach unsern Ermittlungen", heißt es in einer jüngst erschienenen Denkschrift des Bundes, „brauchen die staatlichen und besonders die städtischen Bauämter für die Ausarbeitung der Entwürfe ihrer Hochbauten, sowie für die gesamte Bauleitung weit höhere Summen, als solche den Privatarchitekten für eine gleiche Arbeitsleistung nach der gültigen Gebührenordnung zustehen würden . . . . . Der durch die aufreibenden Pflichten seiner Verwaltungstätigkeit in Anspruch genommene Vorgesetzte eines Hochbauamts ist selten in der Lage, gleich dem Privatarchitekten seine Hilfskräfte in wirksamer, zur Erreichung der höchsten Leistungen erforderlichen Weise anzuspannen, auch ist er

Digitized by Google

in der Auswahl brauchbarer Gehilfen fast niemals frei, da er mit festangestellten Technikern zu arbeiten hat".

An andrer Stelle liest man: „Vergessen wir nicht, daß der Baukünstler der kräftigste Träger und Förderer des Kunstgewerbes ist, das in Zukunft unserm Volke eine Quelle des Wohlstands werden müßte, erinnern wir uns daran, daß der französische Architekt als Pionier dem Kunstfleiß seines Landes die Welt erobert hat und suchen wir deshalb, solange es noch Zeit ist, dem Stande des künstlerisch arbeitenden, freien Architekten offene Bahn zu schaffen zur Ausbildung einer kraftvollen Eigenart an bedeutenden Bauaufgaben". Auch diesen Satz darf man unterschreiben; denn: „nur in der Luft persönlicher Freiheit und im stets erneuten Wettstreit der Kräfte vermag die Kunst zum Segen des Volkstums als Kulturträgerin neue Höhen zu ersteigen." Otto Corbach.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, erschien kürzlich als 3. Heft der Sammlung **„Beiträge zur Parteigeschichte"** die Schrift von Rapp, Friedrich Theodor Vischer und die Politik (166 Seiten. Mark 3,40). Friedrich Theodor Vischer hat in seinen Schriften eingehend politische Fragen erörtert. Er hat sich auch oft an der Erörterung der Fragen der Tagespolitik beteiligt, stets mit der rückhaltslosen Aufrichtigkeit, die man an ihm kennt. Aufsätze, die nicht zum Druck kamen, eine Flugschrift, die bereits gedruckt, wieder zurückgezogen wurde, dazu Aufzeichnungen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, hat der Sohn, Herr Professor Robert Vischer in Göttingen, dem Verfasser für seine Arbeit zur Verfügung gestellt. Auch Briefe politischen Inhalts lagen in großer Anzahl vor, viele ungedruckte konnten in der Handschrift benutzt werden.

P. S.

Meyers Konversationslexikon in sechs Bänden. Er war einer der ersten, die sich an ein großes, vielbändiges Konversationslexikon wagten; er überraschte als der erste die gebildete Welt mit einem einbändigen Lexikon, das lange Zeit als momentanes Nachschlagebuch das beste Ansehen genoß. Es schien aber dem Unermüdlichen und Kunstgeübten nicht zu genügen. Er ging 1898 zum dreibändigen Werk über und ließ diesem 1908 das sechsbändige folgen. Er nennt es die 7. Auflage des „kleinen" Konversationslexikons. Damit hat er aber auch sein Ziel nach dieser Richtung hin erreicht: Der kleine Meyer ist nach Inhalt, Form und illustrativer Ausstattung ein Meisterwerk geworden. Die kurzen sachlichen Andeutungen der früheren Auflagen sind zu kompendienartiger Darstellung geworden; eine ganze Reihe neuer Fächer (allgemeine Völkerkunde, frühe Kulturgeschichte) fanden neuerlich Aufnahme. Mit besondrer Sorgfalt ist, der Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, japanische Kultur und Geschichte dargestellt.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Auskunft über alle Reise-Angelegenheiten u. rechtsgültige
Eheschliessung in England
Reisebureau Arnheim
Hamburg, A. Hohe Bleichen 15.

Soeben erschien:
Unsere Käfer
von Dr. F. Marshall.
Preis broschiert 50 Pfg., geb. 70 Pfg.
Herm. Hillger Verlag, Berlin W. 9.

Wer fremde Sprachen lernen will,
bedient sich am besten der Lehrbücher nach der
Methode Gaspey-Otto-Sauer
die sich sowohl im Schulunterricht wie im Privat- und Selbstunterricht hervorragend bewährt haben.
Ausgezeichnet mit d. „Grand Prix" auf d. Weltausstellung Brüssel 1910.
Bis jetzt erschienen folgende Grammatiken:

Arabisch	M. 10.—	Niederländisch	M. 4.80
Bulgarisch	„ 4.60	Polnisch	„ 4.60
Chinesisch	„ 8.—	Portugiesisch	„ 4.80
Dänisch	„ 4.80	Russisch	„ 5.—
Englisch	„ 3.60	Schwedisch	„ 4.80
Französisch	„ 3.60	Spanisch	„ 4.—
Japanisch	„ 6.—	Suahili	„ 5.—
Italienisch	„ 3.60	Tschechisch	„ 5.—
Neugriechisch	„ 6.—	Türkisch	„ 8.—

Dazu gibt es Schlüssel und teilweise Kleine Sprachlehren, Lese- und Gesprächbücher.

Nur Kleine Sprachlehren erschienen für folgende Sprachen:

Duala	M. 2.—	Finnisch	M. 2.—
Ewhe	„ 2.—	Marokkanisch	„ 3.—
Haussa	„ 4.—	Ungarisch	„ 2.—

Alle Bücher sind gebunden. Man verlange ausführliche Prospekte, auch über die Ausgaben in fremden Sprachen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Julius Groos, Verlag in Heidelberg.

Stunden mit Goethe.
Herausgeber: Dr. Wilh. Bode.
Jährlich vier Hefte oder ein gebundener Band.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Soeben erscheint:
VII. Jahrgang 3. Heft:
Denecke, Das Märchen in Goethes Unterhaltungen: „Die deutschen Ausgewanderten".
Bode, Passows Aufzeichnungen über Goethe.
Bode, Schuhmacher Steube und die Vorsehung.
4 Abbildungen. — Preis Mk. 1.—.
Probehefte kostenlos.
Verlag von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW. 68.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 40. Berlin, den 30. September 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Epilog.

Mit dem vorliegenden Hefte, das nichts als ein Abschiedsgruß an den freundlichen Leser sein will, trete ich von der Leitung der „Gegenwart“ zurück. Mir bleibt nächst dieser Mitteilung die wenig erfreuliche Pflicht, die Gründe meines längst geplanten Rücktritts und weiterhin des Rückgangs der „Gegenwart“ in Kürze darzulegen. Nun denn: ich glaube, daß die Zeit für Blätter von der ernsteren Art der „Gegenwart“ vorüber ist. Nicht erst heute oder gestern hat sich diese Überzeugung, die meinen Rücktritt veranlaßte, mir aufgedrängt: sie ist das Ergebnis langjähriger Beobachtungen, wie sie jeder macht, der im Mittelpunkte des literarischen Lebens unsrer Tage steht. Mehr denn wohl jemals beherrscht heut Momus den literarischen Markt. Unterhaltung will das Publikum, nicht ernste Lektüre, flüchtige Unterhaltung um jeden Preis, und je leichter die Ware, um so angenehmer erscheint sie, um so gemäßer ist sie ihm. Ich habe es der „Gegenwart“ für unwürdig erachtet, so üblem Geschmack Zugeständnisse zu machen: deshalb der unaufhaltsame Rückgang in der Abonnenten- und Inserentenzahl, den ja auch andre Blätter ähnlicher Art gleich deutlich zeigen. Ich habe mich nach Kräften bemüht, die alte Tradition der „Gegenwart“ treulich zu bewahren: auch unter meiner Redaktion verdiente sich manch junger Dichter, dessen Name nun in der literarischen Welt Klang und Ansehen hat, in der „Gegenwart“ die Sporen, ward manch Samenkorn hier ausgestreut, das für die Allgemeinheit reiche und vielfältige Frucht getragen hat. Und so, glaube ich, ist meine Arbeit doch nicht ganz umsonst gewesen, wenn sie auch eine undankbare war.

Steglitz, am 30. September 1911.

Dr. Adolf Heilborn.

Dem Schlußwort des bisherigen Leiters der „Gegenwart“ hat der Verlag nur noch hinzuzufügen, daß er seinerseits kein Mittel der Propaganda unversucht gelassen und keinerlei Kosten gescheut hat, das Blatt zu halten und womöglich wieder in die Höhe zu bringen. Wenn ihm dies trotz unermüdlicher Arbeit und reichlicher Geldzubuße doch nicht gelungen ist, so glaubt er die Schuld des Verfalls sich nicht beimessen zu brauchen. Nur ein Gefühl der Pietät hat ihn vermocht, die „Gegenwart“ trotz aller Mißerfolge so lange noch zu halten. Mit den vorliegenden Blättern, die das dritte Quartal des laufenden Jahrgangs schließen, fällt das Blatt wieder an Herrn Matteo Vecchio Verderame, Steglitz, zurück.

Berlin, am 30. September 1911.

Hermann Hillger Verlag.

Digitized by Google

Ein Grenzroman.*)

Von Karl Wilhelm Fritsch (Brünn).

Dort, wo der alte Fritze anno 1742 konstatierte, daß nun mal zwischen seinem Reiche und dem Österreiche eine Grenze sein müßte, liegen jene Orte, die durch die Reichsgrenze gezweiteilt sind. Da geht der preußische oder österreichische Finanzer wachsamen Auges die Reichsgrenze ab, um zum verhüten, daß zwischen Schwiegerpapa und Schwiegersohn Handelsverbindungen angeknüpft werden, indem der eine österreichischen Schnaps in Preußen, und der andre Stonsdorfer in Österreich ausschenkt. Begrüßen dürfen sich die beiden, denn ihre Häuser liegen gegenüber, und zwischendurch geht die sieben Schritte breite Bezirksstraße, die Reichsgrenze. Daß an solchen tatsächlichen Verhältnissen ein Poet nicht unberührt vorübergehen kann, habe ich schon auch einmal begriffen. Es sind zwei Reiche, die dort aneinandergrenzen. Das einheitliche, in sich gefügte, mächtige Deutsche Reich und unser Österreich, das den Völkern die Liebe lehren will. Man sollte glauben, daß an dieser Grenze die Kontraste beider Reiche aneinanderprallen sollten. Eben das tun sie nicht. Der österreichische Schlesier hat vielleicht eine Nuance, die ihn von seinem preußischen Nachbar unterscheidet, aber jedenfalls eine weitaus größere, wenn nicht direkt ein Trennendes, das ihn vom Österreicher der inneren Länder abscheidet. Und so ists auch in der Sprache. Der Dialekt hüben und drüben ist der gleiche. Es sind Mitteldeutsche, die ihn reden, und diese können naturgemäß nicht Worte sprechen, die als österreichisch deutsch gelten. Einzelne Provinzialismen ändern an dem Ganzen gar nichts.

Ich habe diese Worte, als Kenner der Verhältnisse, vorausgeschickt, um dem Werke Strobls gerecht zu werden. Der Roman „Der brennende Berg" spielt in Schlesien. Doch eben deshalb, und weil der Roman sich in allem als schlesischer Grenzroman gibt, wäre die Herauszeichnung des Schlesiers nicht so unwichtig. Aber — Strobl hat nicht diese Absicht gehabt. Sein Roman ist viel zu großzügig angelegt, als daß es sich um Kleinigkeiten, die im Topographischen oder Etnographischen liegen, drehen könnte. Die Reichsgrenze wird in diesem Werke bei aller Realistik der Darstellung zum Symbol. Weit mehr, als etwa eine Darstellung des Lebens an jener Grenze zu geben — eine Darstellung, die genau nur jener geben kann, der jene Gaue seine Heimat nennt — weit mehr hat Strobl gewollt und erreicht. Die Charaktere der Menschen dort sind in Wirklichkeit nicht so differenziert, wie sie Strobl in seinem Roman brachte. Ein Zug ist ihm allerdings vortrefflich gelungen; wie nämlich der Österreicher nirgends so sehr Österreicher ist, als dort, wo er mit dem Preußen zusammentrifft. Das ist ein Stück Tradition.

Man muß bekennen, daß vielleicht keines der Werke Strobls so konzis und dabei Stufe um Stufe nehmend aufgebaut ist, wie eben dieser Roman. Gewiß, dem Völkerforscher mögen diese Personen, die just dort an der Grenze agieren, nicht so ganz echt vorkommen, aber als Menschen sind sie es. Es ist eine so überaus feine Zeichnung, mit der Strobl da jeden Einzelnen, der im Roman mitzureden hat, darstellt — es ist ein Höhepunkt seiner Charakterzeichnungen.

Da steht dort ein Berg, einmal ein Schacht, der durch einen Zufall in Brand geraten, bereits seit fünfzig Jahren brennt. Spekulativer Geist macht aus dem an dem Feuerherd gewärmten Wasser ein Reklamebad. Da tritt ein ehrlicher junger Arzt auf. Er wünscht seiner Heimat allen Segen. Aber ehrlich soll es vor sich gehen. Doch er selbst hat einen brennenden Berg in sich, eine aufloderne Leidenschaft zur Tochter desjenigen, der als Reklamemacher und Hauptkapitalist bei diesem Bade eben sein Feind sein muß. Er schweigt, ja er gibt sogar ein halb und halb günstiges Urteil über das Wasser ab, das eben nur gewärmtes Wasser ist, denn in ihm kocht der „brennende Berg". Er wird von den Königsgrundern als Feind angesehen, da er dem Badeunternehmen entgegentritt. Er wird ein Ibsenscher Volksfeind. Aber der Haß seiner Landsleute schlägt bald um. Das real Ehrliche, das Ulrich anstrebt, die ehemalige Goldgrube des Ortes, dem Kohlenbergbau im Garsten wieder zu eröffnen gewinnt auch die Mißtrauischen, und die schwindelhafte Spekulantenbande hat rasch ausgespielt.

Es ist als ob wir uns beim Lesen dieses Romans in unser eigenes Ich hineinsähen. Seien wir doch nur ehrlich ... Sind wir denn so haarklein moralisch, wenn wir etwas erreichen wollen? Spielt da nicht immer irgend eine große Leidenschaft mit? Teilen wir uns einmal in soviel Personen, als Stimmen in unserm Ich erklingen — der Poet tut das — und wir haben das Gegeneinanderspiel vor uns. Der brennende Berg — das sind wir selbst. Und gerade, so lange es da tobt, sind wir uns gegenüber machtlos. Wer uns eben erprobt. Und endlich kommt dann jemand, der den Berg verschüttet, ihn zum Verlodern bringt — dann ist die Glut verlöscht — aber, was der Berg glutwellig in sich verschlossen hatte, wird erst jetzt zum Segen für die andern, weil er starrer geworden ist, und mit seiner Gluthitze nicht mehr abschreckt. Es muß nicht eine dritte Person sein, die das Glühen des Berges verlöscht. Wir selbst können es sein ... sollen es sein ... und sind es meist endlich.

So betrachtet, wird aus Strobls Roman weit mehr als eine Handlung an der Grenze. Er erhebt sich vor uns als siegreiches Evangelium, als

*) Karl Hans Strobl: Der brennende Berg, Roman. Verlag Vita. Berlin.

Digitized by Google

immer tönender Sang auf Menschenwollen und Menschenringen. Zwischen uns da innen — und jenen da draußen liegt die Grenze, und um den brennenden Berg, in dem unser Daseinswollen kocht, streiten wir uns beide.

Ueber Strobls Schlagfertigkeit im Dialog, über seinen warmen Humor, seine Kunst im Aufbau noch zu schreiben, ist wohl schon unnötig geworden.

Sein Roman, äußerlich, künstlich an das schmale Stück gesetzt, wo Preußen und Oesterreich in Schlesien aneinander grenzen — ist tatsächlich, und zwar in höherem Sinne der Roman an der Grenze. Nämlich jener, wo Ich und Außenwelt zusammenstoßen, wo die einzelnen mit dem „brennenden Berge" in der Brust zum Kampfe gegeneinander stürmen, und die Massen erhitzend, sie als Kampfgenossen mitnehmen. Es ist der Roman menschlichen Strebens und Kämpfens — und das in realistischer Form ohne philosophisches Kleinbeiwerk. Die Mittel, mit denen der Dichter seine Wirkung erreicht, sind die denkbar einfachsten. Es sind keine phantastischen Situationen, die Ungeahntes auslösen sollen, sondern es ist ehrliche Wirklichkeit, menschlich Wirkliches. In den Bewohner Königsgrunds, der Grenzstadt, wird keineswegs tatsächlich sich Begebendes gezeichnet, sondern der Ort ist eben Symbol. Noch aus jener Zeit, da wir — wir Deutschen Oesterreichs mußten es so fühlen — mit dem Brudervolke in Kämpfen lagen — zittert so manches Stück Tradition herüber. Man ist Patriot, in Innerösterreich nicht einmal so sehr, aber der Bruder drüben ist es auch. Und da peitscht die liebe Eitelkeit und der Deutsche an der Grenze spielt sich als Urösterreicher heraus, um — es ist so menschlich — seinen Nachbar zu ärgern. Man muß nur diese Verhältnisse selbst kennen, um sie zu begreifen. Da spricht man dort in irgend einem Grenzwirtshaus von Gravelotte, Metz, natürlich muß dem mit Custozza, Lissa erwidert werden. Daraus ergibt sich jener Kleinkampf, den Strobl in den beiden Freunden Grimme, dem Preußen und Kneißl, dem Oesterreicher, so köstlich schildert. Und dabei sind diese beiden, die ein Haus bewohnen auf einander angewiesen. Sie müssen Freunde sein, wenn in das Haus nicht krasse Leere kommen soll. Dieses Haus ist wiederum so ein Symbol. Übertragen wir das nur ins Großpolitische, und man wird mich verstehen.

Wie gesagt, man betrachte Strobls Roman nicht aus dem engen Gesichtswinkel einer bestimmten Gegend, und man wird seine wirkliche Größe ermessen. Dagegen, was Strobl als tatsächlich schildert, wird der Kenner jener Gegend da und dort etwas einzuwenden haben, aber er wird und darf es nicht tun, sobald er dieses Werk als ein Lied auf das niemals Ruhende im Einzelnen erfaßt hat, das sich völkerpsychologisch, in der Masse als das Gegeneinanderwirken zweier Familien gibt, die doch ein Volk und nur infolge politischer Verhältnisse scheinbar verschieden sind, weil die Voraussetzungen ihres Tuns, geschichtlich und wirtschaftlich verschiedene Quellen haben. Die Natur aber bleibt der ruhende Pol, und der „brennende Berg" hat in seinen Flammen Wärme für beide, ob sie nun Oesterreicher oder Preußen sind. Ueber all dem Kleinlich Zerschneidenden steht der Mensch. Ohne Heranziehung phantastischer Situation hat Strobl den Roman der kämpfenden Menschheit geschrieben.

Ein Wort für Miß Ellin Tompson.

Ein Artikel aus der „Kriegstrompete der Frauen", übersetzt von **Karl Hans Strobl** (Brünn).

Ich folge mit Vergnügen der Aufforderung der Herausgeberin dieser Zeitschrift, um mich zum Fall der Miß Ellin Tompson zu äußern. Die „Kriegstrompete der Frauen" hat in allen Fragen, welche die Rechte der Frauen betreffen, bisher so mannhaft gefochten, daß ihr mutiges Eintreten für Miß Ellin Tompson eigentlich selbstverständlich ist. Die „Kriegstrompete der Frauen" hat die Kraft, der allgemeinen Meinung ihre besondere Ansicht entgegenzuschmettern. Die „Kriegstrompete der Frauen" wird sich durch das Gelächter Englands und Europas nicht beirren lassen und ihre Fanfaren weiterblasen. Es gibt nichts, was dieses unvergleichliche Blatt dazu bringen könnte, eine Gefährtin im Kampf um das Frauenwahlrecht fallen zu lassen, wenn auch der Schein gegen sie ist, wie gegen Miß Ellin Tompson.

Ich bin der Herausgeberin dieser wahrhaft glorreichen Zeitung für ihre Einladung dankbar, um so mehr, als ich der einzige und erste Mann bin, der seit dem Bestande der „Kriegstrompete" in ihren Spalten zu Worte gekommen ist. Mit Recht sind die Männer bisher davon ausgeschlossen gewesen, sich auf diesem Forum zu äußern, das die Frauen für sich allein errichtet haben. Mit Recht hat man sie ausgeschlossen, weil man vorausgesehen hat, mit welchen spöttischen Mienen und höhnischen Gebärden sie es betreten würden.

Ich verdanke die Einladung, hier sprechen zu dürfen, nur den besonderen Umständen, die den Fall der Miß Ellin Tompson, der geschätzten Präsidentin der Frauenliga, begleiten. Jenen Umständen, die das Geschrei der urteilslosen Menge hervorgerufen haben. Den Zusammenhängen, die auch mich in diesen Fall verwickelt haben, obzwar ich, wie ich gleich eingangs beteuern möchte, ganz unschuldig bin. Man redet und schreibt von einer Blamage, die der gesamten Frauenbewegung zugestoßen ist.

Um zur Sache zu kommen, möchte ich bemerken, daß sich nur die blamieren, die von Blamage reden, die ganz unwissenschaftlichen Menschen, die Alltagsgehirne mit den Brettern vor dem Kopf. Die Leute, die sich im Bann des unzuverlässigsten aller Schlüsse befinden, des Analogieschlusses. Das ist der Schluß der geistig Minderbemittelten, der Proletarier der Logik. „Weil eine Sache bisher immer so gewesen ist, so muß sie auch in alle Zukunft immer so sein."

Aller Fortschritt in der Natur und den Wissenschaften vollzieht sich aber g e g e n diesen Schluß. Aller Fortschritt besteht darin, daß etwas anders wird, als es bisher gewesen ist. Das sollten sich die Leute, die so schnell mit ihrem auf Analogieschlüssen aufgebauten Urteil über Miß Ellin Tompson fertig geworden sind, vor Augen halten.

Ihr Fall ist nämlich nicht eine Blamage für die Frauenliga und die ganze Frauenbewegung, sondern ein Fortschritt der Natur über ihre bisherige Gepflogenheit

Digitized by Google

hinaus. Die Natur hat sich eines besseren besonnen und dem Menschen eine neue, wunderbare Möglichkeit erschlossen. Nur dem, der nicht naturwissenschaftlich zu denken versteht, dem Ignoranten oder dem absichtlich Ignoranz Vorgebenden, wird das nicht verständlich sein oder nicht verständlich zu sein scheinen.

Miß Ellin Tompson trägt eine Märtyrerkrone. Wie alle Menschen, mit denen etwas Neues in die Welt kommt. Ihr Fall ist von ungeheurer Bedeutung für die Menschheit. Das sollte man sich vor Augen halten und sie wie eine Heilige verehren, nicht aber verhöhnen und mit den Lästermäulern der idiotischen Menge verleumden. Bisher hat die Vermehrung der Menschheit auf dem sattsam bekannten unsauberen Wege stattgefunden. Nun zeigt uns aber die Natur einen andern. Der Fall der Miß Ellin Tompson ist der erste Fall einer Vermehrung auf ungeschlechtlichem Wege.

Ich weiß, daß die im Wahn der Analogie befangenen Gehirne ein unbändiges Gelächter erhoben haben, als ich dies zum erstenmal aussprach. Ich will nicht darauf allein hinweisen, daß der Lebenswandel der Miß Tompson über jeden Verdacht erhaben ist. Sie hat ein Jahrzehnt lang in Wort und Schrift gegen die Männer gepredigt, gegen dieses rohe und gemütlose Geschlecht, dem anzugehören ich mich aufrichtig schäme. Und diese Frau, dieser Stern am Himmel der Frauenbewegung, sollte ihre Grundsätze vergessen und sich mit einem Angehörigen dieses mit Recht verabscheuenswürdigen Geschlechts eingelassen haben? Wo kämen wir da hin, wenn wir glauben sollten, daß eine Frau von der Art der Miß Tompson ihre Überzeugungen so verleugnen sollte? Seine Überzeugungen zu verleugnen ist das Vorrecht der Männer. Nein, Nein und dreimal Nein; wenn man dies von einer Vorkämpferin der Frauenbewegung, von einer Vertreterin ihrer radikalsten Richtung annehmen müßte, so käme alles ins Wanken. Wie: sie sollte öffentlich das „Los vom Mann“ predigen und sich mit einem von ihnen in Heimlichkeiten eingelassen haben? Mit einem der schmutzigen, unsauberen Gesellen, deren Gedanken jede Frau beflecken, die ihnen begegnet. Ich bin leider auch einer von ihnen und muß bekennen, daß ich nicht besser gewesen bin, bevor mich mein Schicksal mit Miß Ellin Tompson zusammenführte. Ihr verdanke ich meine Läuterung und, wenn ich so sagen darf, meine Entmannung.

Aber ich will nicht allein darauf hinweisen, daß man dies unmöglich von Miß Ellin Tompson annehmen kann. Sondern auch darauf, daß die Möglichkeit zu dem von mir behaupteten und den Tatsachen auch vollkommen entsprechenden Sachverhalt in der Natur gegeben ist.

Dafür bin ich bereit, mein ganzes Ansehen als Arzt und Naturforscher einzusetzen. Ohne mich allzu sehr in Einzelheiten einzulassen, muß ich doch soviel aus dem Vorrat an wissenschaftlich nachgewiesenen Beispielen anführen, als zur Begründung des Verständnisses notwendig ist.

Die Plastizität der Natur ist viel größer, als es sich der beschränkte Verstand vorzustellen vermag. Sie beharrt keineswegs immer starr auf demselben Grundsatz. Sie gestattet den Wechsel, je nach dem Zwang der Umstände, sie gibt selbst in physiologischen Angelegenheiten dem Organismus die Wahl. Das ist es, was die Darwinsche Irrlehre von der Anpassung hervorgerufen hat. Es bedarf nicht erst langer Geschlechterfolgen, um irgendeine neue Eigenschaft zu entwickeln, sondern oft verändert sich das Individuum selbst in wesentlichen Dingen unter dem Einfluß geänderter Verhältnisse. Ein Beispiel statt vieler: es gibt eine Art zierlicher Würmer, die in unsern Tümpeln und stille fließenden Gewässern wohnen, die Naïden. Diese Naïden sind harmlose Tierchen, die leben und leben lassen und sich auf ungeschlechtlichem Wege durch Knospung fortpflanzen. Jedem von ihnen wächst zur rechten Zeit aus einem Glied seines Leibes ein neues Würmchen heraus. Den ganzen Sommer über dauert dieses friedliche Spiel. Wenn aber der Herbst kommt und den Winter ankündigt, dann muß, soll für die Erhaltung der Art gesorgt sein, ein derberes Geschlecht entstehen. Hier tritt nun die geschlechtliche Fortpflanzung ein, dem Wurm wachsen plötzlich eigene Organe zu diesem Zweck und die Eier können den Winter ohne Schaden überdauern. Noch wunderbarer ist die Sache aber bei der Nais elinquis, die der oben erwähnten nahe verwandt ist. Hier tritt der Wechsel nicht regelmäßig, nicht mit der Jahreszeit ein, sondern nur nach Bedarf. Dieser kleine Wurm ist sehr zähllebig, übersteht den Winter in tieferen Gewässern ohne Schaden und hält auch in dieser Zeit an der ungeschlechtlichen Fortpflanzung fest. Aber das Tier kommt auch in kleinen Tümpeln, Straßengräben und ähnlichen Gewässern vor, die im Winter bis auf den Grund ausfrieren, im Sommer ausdorren. Wenn nun ein solches Elementarereignis für die Naïdenwelt bevorsteht, so entwickelt das Tier aus seinem Instinkt, dem Vorgefühl des Kommenden, rasch dieselben Geschlechtsorgane wie seine Verwandten und bewahrt durch seine Dauereier seine Art vor dem Untergang. Dieses eine Beispiel für viele. Wie hier die geschlechtliche Vermehrung die ungeschlechtliche ablöst, so anderswo die ungeschlechtliche die geschlechtliche. Ich will nur an die Jungfräulichkeit der Bienenköniginnen erinnern. . . . .

Und nun kann ich wohl zur Darstellung meiner persönlichen Beziehungen zu Miß Ellin Tompson übergehen.

Ich habe sie vor ungefähr zwei Jahren kennen gelernt, als ich der Sitzung unsres Unterhauses vom 27. Oktober beiwohnte. Ich befand mich auf der Galerie, als unweit von mir jemand laut zu schreien begann. Es war eine Frauenstimme und sie rief unaufhörlich: „Gleiches Recht für Alle! Wahlrecht der Frau!“ Alles sah zu uns hinauf, der Sprecher gab den Saaldienern einen Wink, und gleich darauf entstand ein großes Getümmel auf der Galerie. Ich drängte mich durch die Menge, und da gab es wohl ein Schauspiel, das sehr beachtenswert war. Die Saaldiener standen da und wußten sich nicht zu helfen. Denn die Frau, die da in den Saal hinunterrief und immer fortfuhr zu rufen, hatte sich mit einer eisernen Kette an das Gitter der Galerie angeschlossen. Es war nicht möglich sie zu entfernen, weil das stählerne Vorhängeschloß nicht nachgab und kein Schlüssel passen wollte. Man mußte erst einen Schlosser holen, der das Schloß durchfeilte. Dabei entspann sich ein Kampf, in dessen Verlauf es einige Verwundungen für die Saaldiener und den Schlosser absetzte. Aber auch die Frau, es war Miß Ellin Tompson, wie ich inzwischen erfahren hatte, erlitt einige Hautabschürfungen. Ich bot meine Dienste als Arzt an und verband in einem Nebenraum alle Wunden hüben und drüben.

Ich muß gestehen, daß ich damals noch zu jenen Leuten gehörte, die über die Bemühungen dieser tapferen Frauen nur zu lachen verstehen. Bis hierher hatten mir die Kämpferinnen für die Rechte der Frau nur zu den lustigen Karikaturen des öffentlichen Lebens gehört. Miß Ellin Tompson war die erste, die mir Bewunderung einflößte. Und als ich sie an diesem Tage in einem Wagen nach Haus brachte, steigerte sich diese Bewunderung noch mehr. Ich kann es mir ersparen, auf ihren scharfen Geist, auf ihr umfassendes Wissen hinzuweisen; dies alles ist den verehrten Lesern dieses Blattes bekannt genug.

Ich will auch nicht erzählen, wie mich Miß Ellin Tompson für die Frauenbewegung gewonnen hat. Je öfter ich mit ihr zusammentraf, desto mehr überzeugte ich mich davon, daß sie stets recht hatte. Und ich bin stolz darauf, daß ich allen Hochmut des Mannes ablegte und mich ganz ihrer Führung unterwarf. Ja — ich bin mit den Frauen zu Felde gezogen und habe mich für ihre Rechte eingesetzt, und ich bin endlich zu der Erleuchtung durchgedrungen, daß es am besten ist, sich in allen Dingen der besseren Einsicht der Frauen zu fügen. Wir Männer sind von der Natur dazu bestimmt alle gröberen Arbeiten in der Gesellschaft zu versehen, die Frauen aber sind berufen, zu befehlen. Das hat mir Miß Ellin Tompson in den ersten sechs Monaten unsrer Bekanntschaft unwiderleglich bewiesen.

Digitized by Google

Hier will ich nun — obzwar ich gerne noch von Miß Ellin Tompsons großen Verdiensten spräche — auf das zurückkommen, was diesen Artikel notwendig gemacht hat.

Je mehr ich mich Miß Tompson nähern durfte, desto deutlicher wurde mir, daß ihr Wesen manchmal von Verdüsterungen befallen wurde. In den Pausen zwischen ihren Kriegszügen war sie oft gedrückt und traurig, manchmal wieder in jener Seelenverfassung, die von den berufsmäßigen Verkleinerern der Frauen „launenhaft“ genannt wird. Und eines Abends gab es zwischen uns ein Gespräch, das ich hier möglichst getreu aufzeichne.

Ich fragte sie, warum sie wieder in dieser versonnenen und melancholischen Stimmung sei.

Sie sagte, daß sie keinen Grund angeben könne.

„Aber“, warf ich in meinem Unverstand ein, „man sollte doch immer für seine Stimmungen einen Grund angeben können. Man sollte sich nicht so ohne weiteres einem Schwanken der Seele ausliefern. . .“

Miß Ellin: „Das ist wieder so ein männliches Vorurteil, das ich Ihnen austreiben muß.“

Dieses Gespräch fand im Hyde-Park statt, in dem Teil, in dem die Kinder spielen. Während wir so hingingen, bemerkte ich, daß Miß Tompson ein paar allerliebste Babys beobachtete, die da auf dem Sand krochen. Und mir wollte scheinen, daß an ihrer Stimmung etwas von der Sehnsucht Anteil habe, die keiner Frau erspart bleibt, von der Sehnsucht nach dem Kind.

Als ich etwas dergleichen sagte, sah mich Miß Tompson durchdringend an und versuchte zuerst auszuweichen. Dann aber gab sie es mit der ihr eigenen schönen Bestimmtheit so lebhaft zu, daß die Vorübergehenden einigermaßen aufmerksam wurden. „Ja“, sagte sie, „es ist wahr, aber das Mittel besudelt den Zweck . . . der Zweck ist groß und schön. Aber das Mittel ist der Mann . . . pfui Teufel.“

Sie hatte eine so energische Art, sich auszudrücken, daß man ihr recht geben mußte. Damals fiel mir zum erstenmal ein, daß die Natur ja noch eine unschuldigere und sauberere Weise der Mütterlichkeit kenne, als die, an der der Mann beteiligt ist. Ich spann diese Ansicht zum erstenmal aus, ich entdeckte mich selber zum erstenmal über diesen Gedanken, und es kann sein, daß ich sie damals noch nicht so überzeugend und zusammenhängend vorgebracht habe, wie es mir heute geläufig ist. Denn ich muß gestehen, daß Miß Ellin Tompson mich nicht so gleich verstand. Sie sah mich an, wie mich heute noch alle Leute ansehen, die zum erstenmal meinen neuen Gedanken hören. Sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte. Endlich tippte sie mit dem Zeigefinger gegen meine Stirne und lächelte dazu, ohne ein Wort zu sagen.

Ich ließ mich indessen nicht einschüchtern und nicht abschrecken und entwickelte meinen Gedanken weiter. Unermüdlich verfolgte ich ihn bis in seine letzten Ausläufer und ruhte nicht früher, bis ich ihn in allen Verzweigungen klar erfaßt hatte. Endlich stand er leuchtend und plastisch vor mir. Und ich erlebte den Triumph, daß sich auch Miß Ellin Tompson zu meiner Ansicht bekehrte und mir beizustimmen begann. Sie war sogar ganz begeistert davon und konnte dann in eine gewisse Verzückung geraten, in der sie mir allerlei Schmeichelhaftes sagte.

Ich habe bereits in der kurzen Darstellung der bezüglichen Verhältnisse in der Natur erwähnt, daß der Wechsel in den Methoden der Fortpflanzung unter einem Zwang ungewöhnlicher Umstände einzutreten pflegt. An diesen ungewöhnlichen Umständen und dem durch sie ausgeübten Zwang fehlt es aber in unsrer mit Kultur übersättigten Zeit. Wo in aller Welt ist etwas in unsrem Kulturkreis zu erblicken, das der Bedeutung des Ausfrierens oder Ausdorrens des Tümpels für die Naïden gleich käme. Da mußte dieser Zwang nun künstlich geschaffen werden. Eine geistige Macht mußte hier an die Stelle der äußeren Umstände treten. Ich beschloß mich derselben geheimnisvollen Kräfte zu bedienen, die den Ekstatikern und Wundertätern, den Heiligen und Fakiren aller Zeiten ihren Körper vollkommen unterworfen haben. Und ich ersann ein System von geistigen Übungen, von Willenszwängen, von seelischen Beeinflussungen, die alle nach jenem einen Ziele hindrängten.

Mit welchem Erfolg ich dieses System angewendet habe, ist Ihnen ja nun bekannt.

Ich will, bevor ich mein System in wissenschaftlicher Darstellung der Welt übergebe, nur ganz kurz erwähnen, daß es zum großen Teil aus sinnreichen Anwendungen des tierischen Magnetismus, verbunden mit Auslösungen aller seelischen Molekularbewegungen besteht. Sein Hauptbestandteil ist das, was ich das Gefühlsklavier nennen möchte. Doch davon an geeigneterer Stelle! Um aber mein System zur Wirkung zu bringen, bedurfte ich voller Ruhe und Abgeschlossenheit. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, dem Widerstand Miß Tompsons zu begegnen, denn ich nahm an, daß sie nicht ohne weiteres ihre Tätigkeit würde verlassen wollen. Zu meinem Erstaunen aber sagte mir Miß Ellin Tompson sogleich und bereitwillig zu, mir in ein kleines Seebad der Ostküste zu folgen, wo ich die Durchführung unsres Planes erhoffen durfte.

Es waren ein paar Wochen voll großer seelischer Anstrengungen. Ich schloß uns ganz von der Außenwelt ab und bemühte mich, alles zu verdrängen, was Miß Tompson von unserm großen Ziel ablenken könnte. Wir saßen tagelang in vollkommener Finsternis, ich mit der Hand an ihrem Puls, meiner Aufgabe ganz hingegeben, ihr die Möglichkeit einer solchen Umwandlung zur unverrückbaren Gewißheit zu machen. Unsre Gespräche bewegten sich nur in diesem Thema, selbst in ihren Schlaf und ihre Träume suchte ich bestimmend einzugreifen.

Zuerst folgte mir Miß Tompson willig und hingebungsvoll, obzwar ich manchmal noch ein leichtes Lächeln des Unglaubens um ihre Lippen zu bemerken glaubte. Dann aber trat eine Reaktion ein. Sie wurde mürrisch und ungeduldig und wollte meinen Anordnungen nicht mehr Folge leisten. Jenes Lächeln verschwand aber zugleich, und das war mir ein gutes Zeichen der beginnenden Wirkung. Heute weiß ich, daß jene scheinbare Reaktion die Krisis bedeutet, nach deren Überwindung der Erfolg nicht mehr fern ist.

Gerade in dieser Zeit wurde ich abberufen. Sie können sich denken, daß es ein überaus wichtiges Geschäft gewesen sein muß, das mich nach London führte und mich dort so lange festhielt. Ich war so verzweifelt, als ob es mir ans Leben ginge. Ich sollte eine Arbeit im Stiche lassen, der ich mich so ganz hingegeben hatte, die mir zur größten Aufgabe geworden war. Hier nun muß ich der unvergleichlichen Verdienste des Doktors Elias Bridgeman, des Badearztes von S. gedenken. In meiner Aufregung lief ich zu ihm, trug ihm mein System vor und bat ihn, die Fortführung der Behandlung zu übernehmen. Er fragte mich, ob Miß Ellin Tompson die hübsche Dame sei, mit der er mich schon einigemale am Strande gesehen habe, und erklärte sich gerne bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Nachdem ich ihn auf das genaueste eingeführt und sein volles Verständnis bemerkt hatte, fuhr ich, einigermaßen beruhigt, nach London.

Mein Vertrauen hatte mich nicht getäuscht. Als ich nach ungefähr sechs Wochen wieder zurückkehrte, hatte Miß Tompson schon die Krisis überstanden. Sie sah frisch und gesund aus und saß mit Doktor Bridgeman im Kursalon bei einem Breakfast. Es war erstaunlich, wie sehr sie in meinen Gedanken eingedrungen war und wie sie ganz in ihm lebte. Mir selbst blieb nicht mehr viel übrig, als noch eine leichte Nachkur vorzunehmen. Einige Wochen später konnte ich meinen Erfolg als objektiven Tatbestand feststellen.

Am 17. April hat Miß Ellin Tompson einem gesunden Knaben das Leben geschenkt.

Das ist die große Tat des beginnenden Jahrhunderts, das größte Ereignis seit der Abzweigung des diluvialen Menschen tief unten von einer affenähnlichen Säugetiergruppe. Und ich erwarte, im Bewußtsein meines vollkommenen Sieges, ruhig das Urteil der Zukunft, die, einsichtsvoller als die verblendete Gegenwart, mir und Miß

Digitized by Google

Ellin Tompson den verdienten Ruhm nicht vorenthalten wird. Ich glaube, mich mit einigem Recht als den eigentlichen Befreier der Frauen von der Knechtschaft ansehen zu dürfen, von jener Knechtschaft, in die sie kraft ihrer physiologischen Bedingtheit geraten sind.

Ich habe der Frau die reine Mutterschaft gegeben.

Nicht versäumen möchte ich, an dieser Stelle meinem Mitarbeiter, Herrn Dr. Elias Bridgeman für seine freundliche Unterstützung zu danken, die zu meinem Erfolg nicht unwesentlich beigetragen hat. Dr. Ingram-Duscorop.

Stefan Zweigs Verhaeren-Werk.

Durch das Beispiel der Berliner Theaterentwicklung während der letzten drei Jahrzehnte ließe sich in großen Umrißlinien der Weg der ganzen deutschen Kunst in dieser Zeit nachzeichnen. Die bedeutendste Tat Otto Brahms war die scharf profilierte Wiedergabe der Charaktere. Max Reinhardt folgte ihm und verfeinerte während seiner ersten Periode, solange er noch unter dem deutlichen Einfluß Richard Vallentins stand, diese Kunstdarstellung, indem er die Charaktere — jeden für sich — in seine besondere Atmosphäre stellte. Die Kunst der Schaubühne, wie die Kunst des Wortes kannte nur mehr Individuen, Sonderfälle und Absonderlichkeiten. Dichtung und Theater waren bis an die äußerste Grenze des Intimen gelangt. Sie hatten jedes Einheitsgesetz verloren, der große Rhythmus war abhanden gekommen; die Kunst besann sich, suchte wieder Stil, Bild und Sinnbild und wollte an die Stelle des Individuums den Typus setzen, nicht mehr Sonderfälle und Absonderlichkeiten, sondern das Gesetzmäßige und Gemeingültige ausdrücken. Es entstanden (in Reinhardts zweiter Periode) seine Shakespeare-Erneuerungen, es entstand das Stildrama Eulenbergs, Stuckens, Schmidt-Bonns, und der Roman, spärlich an Werken antiquarischer Romantik, schuf die lokale Romantik der exotischen Literatur. Überall ein Streben nach Monumentalität, wo früher Minuziöses und Intimes als einzige Heilsbotschaft gegolten hatten. Immer aber griff dieses Streben Stoffe auf, die von unsrer Wirklichkeit fernlagen. Zeitlich oder örtlich waren sie von unserm Leben distanziert. Erst die Werke dreier Männer: Walt Whitmann, Johannes V. Jensen, Emile Verhaeren rückten das Dasein unsrer Zeit in unsren Gegenden in den Mittelpunkt ihrer künstlerischen Darstellung. Aber der Däne Johannes V. Jensen hat nur als Essayist die Größe und Schönheit unsrer Zeit gepriesen, seine dichterische Bedeutung liegt in der exotischen Literatur, und Walt Whitmann ist bloß ein polemischer Verkünder, seine Werke sind nur eine programmatische Feststellung, keine Erfüllung. Er verhält sich zu Verhaeren wie Johannes der Täufer zu Jesus Christus. Die Verse des Amerikaners sind gleichsam dithyrambisch hingeströmte Bemerkungen eines Tagebuchschreibers, der förmlich nur für sich, zu eigenem Gebrauche festhalten will, was er sieht, was er hört. Notizen zu Dichtungen könnte man sie nennen: die sinnbildliche Gestaltung, die symbolhafte Zusammenfassung des Vielerlei zum einheitlichen Ganzen fehlt. Walt Whitmann behauptet bloß, Verhaeren ist ein Gestalter. Whitmann geht durch die Städte und verzeichnet wie ein Statistiker die Menschenklassen, die er hier sah, er zählt sie auf, einen Beruf nach dem andern; Walt Whitman verkündet, teilt uns prätenziös mit: ich höre den Gesang Amerikas. Emile Verhaeren aber hat es gesungen: dieses heroische Lied der neuen Zeit, naiv, unbewußt, anspruchslos, als könnte es nicht anders sein. Er braucht es uns nicht erst zu versichern, jeden Stoff, den er gestaltet, jedes Phänomen, das er Klang und Lied werden läßt, wird von selber Sinnbild unsrer Gegenwart, eine enthusiastische Verherrlichung unsrer Tage, ein sinnfälliger Ausdruck ihres Grundgefühls, das in der Zusammengehörigkeit alle mit allen wurzelt. Er singt vom Winde. Der Wind kommt vom Osten und Westen, aus dem Norden und Süden, er säuselt und rast und poltert und zieht heran an einen einzigen Punkt und trägt in seinem Atem den Schmerzlaut und Jubelschrei des fernsten Ost- und fernsten Westbewohners: der Wind ist ein allvereinender Menschenverbinder über den unzählbaren Verbindungen, welche die menschliche Tat um den Erdball gesponnen hat. Wir erleben durch dieses Gedicht seine sinnbildliche Bedeutung, erleben das Grundgefühl unsrer Zeit, wo uns Walt Whitmann nur abstrakte Versicherungen, philosophische Festlegungen gegeben hatte. Walt Whitmann ist nur eine programmatische Anforderung, Emile Verhaeren aber die erste Erfüllung dieser neuen Kunst, die die Schönheit unsrer Gegenwart verkündet. Man könnte mit dem Lieblingsworte des Belgiers George Rodenbach von dem „Dämon der Analogie“ sprechen: denn wie Multatuli der erste Repräsentant der exotischen Literatur war, so ist Emile Verhaeren (trotz Jensen und Whitmann) der erste Dichter der Wirklichkeits-Romantik. Und daß Stefan Zweig uns in einer köstlichen Ausgabe des Insel-Verlags dieses Werk in deutscher Sprache vermittelt hat, bedeutet mehr als eine bloße Bereicherung der verdeutschten Weltliteratur. Diese drei Bände sind dazu bestimmt, nicht nur unsre ganze Dichtung, sondern auch unsre ganze Lebenshaltung umzugestalten, sie sind bestimmt, unsre besten Kräfte wachzurufen, die Depressionsstimmung der Vereinsamung, der Unsicherheit und Untätigkeit durch enthusiastische Freude an der Tat zu verdrängen.

Auch Verhaerens Leben und Werke kannten eine Periode der Verzweiflung, in welcher das alte Einheitsgesetz einer theistischen Gläubigkeit abhanden gekommen, das neue Einheitsgesetz des Gottes Arbeit, Menschenwirken noch nicht gefunden war, in welcher er haltlos zwischen der verwirrenden Vielfalt der Erscheinungen, Wirkungen, Einflüsse schwankte und furchtbar aufschrie: „Ich bin der unendlich Verlorene.“ Aber während Hunderte auch unsrer besten Dichter (man denke an Wassermann, man denke an Thomas Mann) niemals über diese Periode der Verzweiflung emporwuchsen, erkannte sich dieser unendlich Verlorene als Glied eines organisierten Ganzen. Sein Geist durchdrang die verwirrende Buntheit der fluktuierenden Kräfte, die heute jedermanns Leben bedingen, er erkannte in der Unzahl der Werke den wirkenden Sinn und pries mit jauchzender Freudigkeit den Willen zur Tat, zur Erscheinungsform, den Willen zum Sein. Der Wille zur Entfaltung ist gleichsam die Grundmauer, über welcher sich das Verhaerensche Weltbild aufbaut. Als Gemeinsames verbindet er die Tiere und Pflanzen, die Menschen und Organismen der Kultur. Wenn Verhaeren den „Baum“ besingt, so wird es eine Apotheose des Willens: denn der Baum will „hartnäckig und treu“, er will Säfte aus dem Boden ziehen, durch Wurzeln, Äste und Zweige leiten, in Blätter und Knospen und Früchte verwandeln: der Baum will da sein jedes Jahr. Nicht daß Verhaeren die Fabriken und Werkstätten. die großen Städte und ihre Gebilde besungen hat, erscheint mir als Bedeutsamstes an seinem Werk; denn vom sozialistischen Parteistandpunkt haben das andre vor und neben ihm schon getan (man denke etwa an Karl Henckell): sondern daß er den Drang zur Tat als Grundelement alles Daseins, menschlichen wie untermenschlichen, erkannt hat, daß er den Tätigen als Repräsentanten unsrer Zeit verkündet — darin liegt die zeitgeschichtliche, epochale Größe seiner Dichtung. Abseits von allen politischen Dogmen, rein durch die Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens, des Welthandels und Weltverkehrs hat sich in ihm die Erkenntnis von einem neuen Gemeinschaftsgefühl: der Brüderlichkeit, der Alleinigkeit gebildet. Als tätige Glieder eines die Welt umspannenden Ganzen sind wir Verwandte, innig Verbundene: der Germanenhaß des Engländers bricht vor der Notwendigkeit, deutsche Ware zu erhandeln, ohnmächtig zusammen; der kapitalfeindliche Arbeiter ist an das Wohlergehen seines Unternehmers enger geknüpft als an das Leben seines „Genossen“; das

Digitized by Google

Menschenwerk: die Arbeit verbindet über hunderte Kilometer den Rohstofferzeuger mit dem Produzenten, dem Händler und Konsumenten. Die umbildende, zur Einheit neu bildende Kraft der Arbeit als Einheitsgesetz unsrer Gegenwart erkannt und dieses Einheitsgesetz künstlerisch sinnfällig gestaltet zu haben, das macht die kulturelle Größe dieses Dichterwerks aus.

Alle Kräfte und Erfüllungen seiner Zeit sind in ihm gesammelt. Von Fabriken ist die Rede und von Börsen, von der Singspielhalle und den wissenschaftlichen Instituten, aber auch vom Wind und vom Baum und vom Meere. Alle Phänomen der Wirklichkeit, doch auch alle Theorien geistiger Abstraktion hat Emile Verhaeren zu Problemen seiner Kunst gemacht und durch diese einzige Kunstform der Lyrik den ganzen Kosmos zum zweiten Male geschaffen. Denn Verhaeren ist Lyriker, Nur-Lyriker.

Auch die Dramen, die er geschrieben hat, und von denen uns die Übersetzung Stefan Zweigs Helenas Heimkehr, Philipp II., Das Kloster bringt: auch sie sind nur lyrisches Gebilde, sind gleichsam dialogisch auseinandergelegte Gedichte. Verhaerens Weltanschauung ist so einheitlich, daß er eine kämpferische Anordnung gegensätzlicher Kräfte nicht in allen Folgen festhalten kann. Wohl sind z. B. in „Philipp II." der König und der Infant, Sinnlichkeit und Askese hart gegeneinander gerückt. Wunderschön sind die Ekstasen Don Carlos, der die Niederlande befreien, handeln, herrschen und eine große Freudigkeit unter dieses freudigste Volk der Welt bringen will. Alba und Philipp verschnüren ihm die Hände. Und hinter Beiden ist ein noch Mächtigeres, noch Größeres: hinter Beiden ist die Inquisition, die ecclesia militans, die diese weltlichen Puppenspieler zu Marionetten ihres Willens herabdrückt. Aber Carlos bedeutet nicht Belgien, wie Philipp, Feria und der Beichtiger Spanien bedeuten. Hinter dem Prinzen erschließt sich kein tieferer Prospekt, wir spüren aus seinem Willen keinen Grund heraus, der ihn zu Zwecken und Zielen triebe. So ist gegen den asketischen Absolutismus von Königstum und Kirche kein gleichwertiger Wille der Freiheit und Freude kontrastiert, der sich mit jenem dramatisch, kämpferisch messen könnte. Und ebenso bäumt sich in Helena kein Wille gegen das Schicksal, selber ohne Wunsch, von allen begehrt zu sein; erst ein Gott, ein ganz primitiver deus ex machina befreit Helena von ihrem Leiden.

Verhaerens Grenzen sind sehr scharf gezogen. Aber (und darin enthüllt sich ein Wunder aller Kunst) weil es Grenzen der Form und nicht des Stoffes sind, konnte sein Werk doch unsre ganze Zeit umspannen. Freilich nur wie sie ist, nicht wie sie wird und täglich sich erneuert. Hier kehrt sich die Form, die Verhaeren wie kein zweiter jemals bereichert und erweitert hat, gegen den Former und schnürt auch ihn von einem Teil unsrer Gegenwart ab. Ein Bild der fluktuierenden Kräfte, die unsre Zeit bewegen, konnte uns Verhaeren nicht geben. Den ganzen Organismus der Beziehungen in unsrem wirtschaftlichen und kulturellen Leben in einem einzigen Werke widerzuspiegeln, ist ein episches Problem. Eine objektive Wertung darfs nicht verschweigen, daß Verhaeren ein Anfang, nicht ein Ausgang, eine Erfüllung, aber nicht die Vollendung ist.

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Montenegrinische Eindrücke.

Die Deutschen sind immer noch nicht beliebt und die Spionenfurcht ist noch rege. Ein harmloser Münchener, der mir sein Leid klagte, ward jüngst verhaftet, weil er, eine viertelstündige Dampferpause benutzend, vom Lande aus eine Aufnahme machte. Warum verhaftet? Weil ganz in der Ferne, einige Kilometer von Vilparzas entfernt, der Pulverturm liegt, und auf der andern Seite eine Insel mit dem Staatsgefängnis. Ich selbst wurde verschiedene Male angehalten, einmal in der wunderschönen Schloßruine von Antivari. „Fortizza"! brüllte mir der Kapitän entgegen. Ich glaube, diese fortizza wäre in weniger als einer Viertelstunde zusammengeschossen. Sie scheint eher ein Versorgungsheim für erholungsbedürftige Invalide. Aber wunderschön ist sie. Sehr beliebt sind dagegen die Italiener. Alles steht hier noch unter dem Eindruck des Verbrüderungsfestes von Antivari, als die italienische Flotte herüberkam. Sonst ist es nicht die Auslese der Nachfahren Dantes und Tassos, die man hierzulande zu Gesicht bekommt. Lauter Rauhbeine. Gestalten wie im Wild West, aber ohne die Ritterlichkeit kalifornischer Pioniere und ohne ihren Humor. Die Eisenbahnarbeiter vollends Proleten kümmerlichster Art. Aber erstaunlich ist, wie sich entlang der Eisenbahn die Kenntnis italienischer Sprache ausbreitet. Sonst habe ich viel deutsch, ferner englisch und auch spanisch getroffen. Sehr viele Montenegriner wandern auf 3–5 Jahre nach Nordamerika oder Argentinien, wo sie bis 12 Mk. täglich verdienen. Das wird auch die Erklärung dafür sein, daß so gar viel Leute Tag für Tag verbummeln. Ich glaube, ich habe noch nie so viele Faulpelze in der Welt gesehen, wie in Montenegro. Zigaretten drehen, Raki trinken, gelangweilt die Straße hinunterstarren, das ist tagaus tagein die Hauptbeschäftigung vieler Städter. Auf dem Lande dagegen wird fleißig gewerkt. Von den Städten macht Podgoritza eine scheinbare Ausnahme, aber die Arbeitenden sind zumeist Albaner. Nur die Tabakfabrik schafft wie der Feind. Ein bißchen hat sie denn auch ihr entsetzliches Kraut verbessert. Und zu viel schaffen die Chauffeure. Letzthin ist nämlich überall, selbst nach Ničič, Autobetrieb eingeführt worden. Die Chauffeure, meist Ausländer, sind verwegene, stets bezechte Burschen, die alle Augenblicke ein Unheil heraufführen. Ich habe selbst einen völlig zertrümmerten Wagen und den einen Verletzten einer kürzlichen Katastrophe gesehen. Auch die Bahn ist nicht unbedenklich. Die Kurven werden zu rasch genommen. Ich fragte: Kommen nie Unglücksfälle vor? „Nie! Höchstens, daß mitunter ein Arm oder Bein verloren geht." Wörtlich! Unglück ist nur, wenn einer mausetot gefahren wird, und selbst dann hat er den Vorteil, keine Schulden mehr bezahlen zu brauchen.

Loben muß ich die Gerechtigkeit des Landes und die Sicherheit für das Eigentum. Ich verlor eine nicht unbeträchtliche Summe. Nach zwei Tagen war die Sache gefunden. Diebstahl wird sehr streng bestraft. Zu loben sind ferner die Schulen. Auch gibt es öffentliche Lesestuben, nur sind sie furchtbar schlampig. Überhaupt ist Schmierigkeit und Unordnung das Lebenselixir der Zrnagorzen wie der Albaner, während in Dalmatien wenigstens die bessern Leute sehr elegant sind und es Niemandem anzuraten ist, sich dort als Lodenmensch und Wadenstrümpfler anstarren zu lassen. Etwas sauberer sind aber die Montenegriner doch als die Albaner. Auch ist ihre Landestracht ohne Frage viel schöner. Sie ist wirklich sehr kleidsam und wirkt in diesem Zeitalter gleichmachender Nüchternheit mit wohltuender Romantik. Nur die Weiber von Schlaku in den albanischen Alpen haben eine noch schönere, an die japanische erinnernde Tracht, die herrlichste, die ich im ganzen Balkan gesehen. Eines zeichnet noch die montenegrinische, übrigens aus der Lustigen Witwe ja gut bekannte Kleidung aus, die Mannigfaltigkeit der Farben. Während in Rumänien, in Albanien, bei den Griechen der einzelne Gau seine ganz bestimmten Farben hat, wendet der Sohn der Schwarzen Berge alle Abtönungen des Regenbogens mit gleicher Liebe und Wirkung an.

Von der italienischen Gesellschaft hörte ich Folgendes. Sie hat 6 Mill. Lire Kapital, aber schon 9 Mill. ausgegeben. Ihre Dampfschiffahrt auf dem Skutarisee arbeitet mit Gewinn, leidlich auch das Tabakmonopol, dessen Sitz in Podgoritza, dagegen die Bahn mit starker Unterbilanz, und geradezu verhängnisvoll erwies sich der Bau des Hafens, der die Erfahrungen der Russen in Dalni (Tairen) im Kleinen wiederholt. Die Bahn hat eine gute

Digitized by Google

Menge von Waren einzuführen, aber hat buchstäblich keine Ausfuhr. Die Wagen rollen von Vir ganz leer zurück.

Noch eins. Die Montenegriner sind Trunkenbolde. Ein solches Volk ist in seinen Handlungen unberechenbar. Allein es hat den Vorteil, eine vorsorgende gescheite Regierung zu haben. A. Wirth.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Max Halbes erster Roman.

Es ist das Verhängnis Max Halbes, daß seine Werke immer im Subjektiven stecken bleiben, daß seine Menschen niemals bis in jene Innerlichkeit durchfühlt sind, die eine kaum merkbare Gemeinschaft aller Menschen bedeutet und in jedem ein Mitgefühl aufschwingen läßt. Der Mangel an künstlerischer Darstellungsintensität verschnürt ihm die Wirkung. So war es beim „Strom", der beinahe eine Tragödie des Ehrgeizes geworden wäre, so beim „Wahren Gesicht" und jetzt wieder bei der „Tat des Dietrich Stobäus", der entschiedene Anlagen zu einem großen Roman der Eifersucht hat. Aber es bleibt bei den Anlagen und Möglichkeiten. Dietrich Stobäus wächst nicht zu typischer Höhe empor wie Othello, der gleich Faust oder Don Juan zu der Handvoll Gattungsgestalten der Weltliteratur gehört. Zu solch nominativer Kraft bedarf es nicht erst der Distanz einiger Jahrhunderte, auch Hjalmar Ekdal, Baumeister Solneß und Nick Carter sind Genuß-nomina geworden, die wir zur drastischen Charakterisierung bestimmter Menschen verwerten.

Man wird Dietrich Stobäus und Othello nicht nebeneinander gebrauchen, weil dieser Mensch Max Halbes keine tragisch gesteigerte Eifersucht erlebt hat. Es fehlt seinem Schicksal die ansteigende Linie, die mit unerbittlicher Notwendigkeit zur äußersten Gebärde der Selbstbewahrung: zum Mörder an dem Weib seiner eifersüchtigen Liebe hinführt. Dietrich Stobäus tötete — höchstwahrscheinlich — die kleine Sängerin Karola. Wir erfahren diese Wahrscheinlichkeit gleich auf den ersten dreißig Seiten durch ein Einleitungsgespräch. Und auf der 584. Schlußseite wissen wir immer noch nicht, ob hier ein alberner Zufall oder die Willenshandlung eines Menschen geschehen ist. Die rein äußerliche Mordgebärde wäre auch wirklich gleichgültig; die überzeugende Notwendigkeit des Mordgedankens würde genügen, und Dietrich Stobäus wäre uns dann ein haltloser, zur Tat unfähiger Othello; dem Dänenprinzen Hamlet im Sinne Goethes verwandt; einer der für seine Tat zu schwach und zu klein ist. Das gäbe neben dem agressiven Eifersuchtstypus Othello einen passiven Eifersuchtstypus. Dietrich Stobäus Dichtung und Menschheit wären um einen neuen Symbolwert bereichert.

Allein die Gestalt des Dietrich Stobäus hat keine suggestive Aberzeugungskraft; ganz einfach darum, weil in dem Erlebnis die ansteigende Linie fehlt. Das will bedeuten, daß Handlung und Fühlen dieses Menschen nur um das eine einzige Pünktchen kreisen, daß die Monotonie fortwährender kleiner Treulosigkeiten von seiten des Weibes keine stets wachsende Zerrüttung, keinen immer verstärkten Haß in dem Manne hervorbringen. Karola brauchte wirklich von Anfang bis zum Ende nichts andres zu tun, als Seitensprung an Seitensprung zu reihen. Kein späterer brauchte ärgerlicher, aufreizender, skandalöser zu sein, als der frühere. Dennoch würde die Tat des Dietrich Stobäus — mag sie geschehen oder bloß gewollt sein — nach dem Gesetz tragisch ausreifen. Die fürchterlichste Todesstrafe ist die Mystifikation durch jenen Wassertropfen, der Stunden und Tage lang in gleichmäßigen Zeitabschnitten auf den Schädel des Verbrechers niederplatscht. Das treibt das Opfer zum Wahnsinn, vom Wahnsinn zum Hirnschlag. Die gleiche winzige Ursache bringt durch Häufung einen unerhörten Effekt hervor; und diese Wiederholung einer Winzigkeit hätte das tragische Gesetz des Dietrich Stobäus sein können.

Aber es hat sich in ihm nicht ausgedrückt. Wir spüren vom Beginn bis zum Schluß keine erhöhende Wirkung, keine tiefer greifende Entnervung, kein Anwachsen der Unerträglichkeit. Hier fehlt es schlechthin an darstellerischer Intensität, die in ihrer Hilflosigkeit immer von neuem in transzendentale Sphären hinüberschnauft, die Spukgestalt eines Großvaters heraufbeschwört und ein ganz suggestionsloses „Ahnfrau"-Motiv in das Geschehnis bringt. Aber die Nüchternheit Max Halbes ist ohne Empfänglichkeit für Spuk- und Hellseherglauben. Er fühlt sich jedesmal zu einer platten, materialistischen Entschuldigung verpflichtet, so oft er den alten Stobäus in Puderperücke und Rokokokleid bemüht hat, und bringt sich um den nervös-vibrierenden Effekt spiritistischer Übersinnlichkeit. Man weiß, daß die Geliebte des Dietrich Stobäus nach dem dritten Erscheinen des Alten beseitigt sein wird, und weiß, daß nach der vierten Wiederkehr die Todesstunde des Dietrich Stobäus ist. Aber man weiß es immer nur, wenn die Spukgestalt auftaucht, weil sie in der Seele ihres Enkels keine dauernde Furcht zurückgelassen hat, weil Dietrich Stobäus sozusagen immer wieder die drohende Vision vergißt.

Es fehlt in diesem Werk die prägnant gezogene Einwirkungs-Linie. Darum zerfällt es in eine Unzahl gleichgültiger Episoden, die beliebig vermehrt oder vermindert werden könnten, ohne daß das kompositionslose Ganze darum in seinem Wert verringert würde. Seit der „Jugend" ist Max Halbe kein zweites reines Werk gelungen, und dieses Drama gelang, weil seine elementaren Voraussetzungen an sich typische Bedeutung hatten. Aus differenzierten Menschlichkeiten ihr Allgemeingültiges herauszutreiben, scheint Max Halbe versagt zu sein.

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Hans Fuchs: Heilsarmee. Roman. Hermann Costenoble. Jena 1910.

—.— **Sagen, Mythen und Sitten der Masai.** Ebda.

Der Lebensgang eines Mannes, der, aus Afrika heimkehrend, über unsre sozialen Verhältnisse unbefriedigt in der Heilsarmee Eingang sucht und findet, das ist die ungefähre Handlung des Romans, die dem Verfasser Gelegenheit gibt, uns einen Einblick in das Wesen der Heilsarmee tun zu lassen wie ihr Getriebe, ihre Licht- und Schattenseiten in einer Reihe von Bildern zu veranschaulichen. Gleich dem früheren Roman von Hans Fuchs „Der Garten mit dem Rosenbusch" (Leipzig, Scholz & Maerter), berührt auch dieses Buch durch seine ehrliche, tüchtige und gesunde Note angenehm, die über manche schablonenhafte und in zu undeutlichen Umrissen gehaltene Zeichnung hinweghilft. Bei dem innern Gehalt, den des Verfassers Romane auszeichnen, wäre es wünschenswert, wenn er schärfer sehen und seine Personen und Vorgänge plastischer hinzustellen lernte.

In seiner Studie über die Masai, jenem in den großen Steppen von Deutsch- und Englisch-Ostafrika wohnenden Volke, hat Fuchs die Geschichte, die Sagen und Märchen, Sprichwörter und Rätsel, Mythen und Überlieferungen, Sitten und Gebräuche dieses Negerstammes geschildert und in einem Anhang einige Sprachproben beigefügt.

Viktor Wall (Wien).

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Schuster & Löffler, Berlin,** bei, auf welchen hiermit besonders hingewiesen wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 41. Berlin, den 7. Oktober 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Die zukünftige Einheit des Wechselrechts.

Von Dr. Felix Meyer, Kammergerichtsrat (Berlin).

Nachdem durch die Einbeziehung immer weiterer Gebiete in den Güteraustausch die nationale Wirtschaft sich in eine Weltwirtschaft verwandelt hatte und fast der ganze Erdball vom Verkehr ergriffen worden war, mußte sich das Bestreben nach einer universellen Gestaltung derjenigen rechtlichen Institutionen geltend machen, welche den Verkehr zu regulieren, ihm die sichere Grundlage zu geben, bestimmt sind. Die Verschiedenheit der Landesgesetze, welche dem Welthandel nicht weniger feindlich gegenüberstehen, als der politische Widerstreit der Staaten selbst, wurde immer lebhafter fühlbar. Die durch die Divergenzen der Legislationen bedingte Ungewißheit schien eine einheitliche Feststellung der Prinzipien des Rechtes zu bedingen, die als Richtschnur für die kaufmännischen Operationen zu dienen bestimmt waren. Nach Verwirklichung drängte das Wort des englischen Richters Willes vom Jahre 1776, welches später von Macaulay in modifizierter Form wiederholt wurde: „In all commercial transactions the great object is cartainty; it will therefore be necessary . . to lay down some rule and it is of more consequence that the rule should be certain, than whether it is established one way or the other."

Es war natürlich, daß diese Bestrebungen sich zunächst dem Wechselrecht zuwandten; denn der Wechsel bildet des vornehmste Instrument des Welthandels. Er ist ein Kosmopolit, bestimmt von Land zu Land zu wandern.

Schon im Jahre 1709 hatte der Kaufmann Marperger in Nürnberg eine Vereinheitlichung der europäischen Wechselgesetze erträumt und ein wenig später Accarias de Sérionne sogar die Unifikation der Wechselgesetze sämtlicher Handeltreibenden Nationen befürwortet. Allein greifbare Gestalt gewann der Gedanke erst in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, als sich die verhängnisvollen Folgen der Abweichungen der mannigfachen Wechselgesetze durch die französischen Moratorien während des Deutsch-Französischen Krieges besonders fühlbar machten. Die International Law Association, das Institut de Droit International, die internationalen Handelsrechtskongresse von Antwerpen und Brüssel versuchten international gleiche Normen für den Wechselverkehr zu schaffen.

Aber noch war die Idee nicht reif. Der Boden für die Schöpfung eines Weltverkehrsrechts mußte noch tiefer bearbeitet werden, ehe der Same aufzugehen vermochte. Erst als im Jahre 1906 der Welthandel, vertreten durch die Internationalen Kongresse der Handelskammern, die Forderung auf ein einheitliches Wechselrecht als unabweisbar aussprach und insbesondere die Aeltesten der Kaufmannschaft in Berlin sich zu Vorkämpfern dieses Axioms aufwarfen, wurden auch die Regierungen von der Strömung fortgerissen. So durften wir es erleben, daß sich am 23. Juni 1910 die Vertreter von 35 Staaten in der niederländischen Residenz zusammenfanden, um über die Grundzüge eines einheitlichen Wechselgesetzes zu beraten. Die Ergebnisse dieser Konferenz finden sich in einem Vorentwurf eines einheitlichen Wechselgesetzes und einer Konvention über die Vereinheitlichung dieser Rechtsmaterie. Sie liegen nunmehr den einzelnen Staaten zur Prüfung vor und es besteht die Absicht, im Frühjahr 1912 eine neue Konferenz nach dem Haag einzuberufen zur Feststellung eines endgültigen Projektes, das dann im Wege des Staatsvertrages für die einzelnen Länder Gesetzeskraft erlangen soll. Aber die gedachte Konferenz hat sich nicht mit Vorschlägen für die Vereinheitlichung des Wechselrechtes begnügt, sondern sie hat auch den Wunsch nach der Abfassung eines uniformen Scheckrechtes ausgesprochen. Die niederländische Regierung hat infolgedessen einen Fragebogen betreffend die Grundsätze eines solchen einheitlichen Scheckgesetzes an die betreffenden Regierungen versandt, der von der großen Mehrzahl der letzteren auf Grund von Gutachten berufener Sachverständiger beantwortet ist.

Die Konferenz ist auch sonst über die Grenzen des formalen Wechselrechtes hinausgegangen und hat finanzpolitische Hemmnisse zu beseitigen versucht, welche den internationalen Wechselverkehr besonders erschweren, nämlich die gerade in den wichtigsten außerdeutschen Staaten geforderte Ver-

Digitized by Google

stempelung der Urkunde als Bedingung ihrer Gültigkeit. — Leider scheint es, als ob die Finanzminister der interessierten Staaten gegen diesen Vorschlag ein Veto einlegen werden, doch wird auch hier auf die Dauer die Macht des Handels sich stärker erweisen, als derartige Sonderinteressen.

Allein, wenn wir auch mit Genugtuung auf diesen ersten Versuch der internationalen Kodifizierung einer ganzen Materie des bürgerlichen Rechtes blicken dürfen, so muß man sich doch darüber klar werden, daß selbst, wenn der Vorentwurf in seiner gegenwärtigen Gestalt in allen denjenigen Ländern Gesetz wird, deren Vertreter ihn unterzeichnet haben, die Einheit auf dem Gebiet des Wechselrechtes doch immer noch ein Torso bleibt. Zunächst gibt eine Fülle von Vorbehalten zu Gunsten der Landesgesetzgebnngen der partikularen Regelung weiten Spielraum. Selbst eines der wichtigsten Institute des Wechselrechtes, nämlich der Protest, von dessen Erhebung die Regreßansprüche abhängig sind, ist von der uniformen Gestaltung ausgenommen.

Dazu kommt das in der Vielsprachigkeit liegende Hemmnis absoluter Uebereinstimmung. Niemals decken sich zwei Ausdrücke in zwei verschiedenen Sprachen vollkommen. Die für die Auslegung des Gesetzes maßgebenden Satzgefüge und Interpunktionen sind hier und dort verschieden, und die Gesetzestechnik, die mit bestimmten Ausdrücken einen bestimmten Sinn verbindet, ist keineswegs überall die gleiche.

Darum wird auch das Zurückgehen auf den französischen Urtext nicht immer eine klare Entscheidung bringen können. Von erheblichem Einfluß bleibt fernerhin die Mannigfaltigkeit der Zivilrechte, aus denen mehrfach die wechselrechtlichen Normen, wie z. B. diejenigen über Wechselfähigkeit und Wechselverjährung, ihren Inhalt entnehmen.

Nicht gering zu veranschlagen ist sodann der Mangel eines höchsten internationalen Gerichtshofes in Wechselsachen; denn die Judikatur wird zweifellos in den einzelnen Staaten vielfach ihre eigenen Wege gehen und eine Ausgleichung der sämtlichen entstehenden Kontroversen durch eine spätere internationale Konferenz sich als unmöglich erweisen.

Am bedauerlichsten aber ist die ablehnende Stellung, welche Großbritanien und die Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber dem einheitlichen Wechselgesetz eingenommen haben. Sie begünstigen zwar die Unifikation dieses Rechtsstoffes bei allen anderen Staaten, wollen aber ihre eigenen Gesetze beihehalten und diese nur in Hinsicht auf Vorschriften zweiter und dritter Ordnung entsprechend dem Gesetz der anderen Staaten ummodeln. Jener Standpunkt der das größte Wechselrechtsgebiet beherrschenden Reiche ist um so weniger zu billigen, als die dafür geltend gemachten Gründe durchaus unzutreffend sind. Der erste Großbritannische Delegierte Sir Georges Buchanan, dem sich der Abgeordnete der Vereinigten Staaten von Amerika Charles A. Conant leider bedingungslos angeschlossen hat, erklärte in der zweiten Plenarsitzung der Haager Konferenz, daß eine Aenderung des Wechselrechtes die Rechtseinheit des anglo-amerikanischen Handelsgebietes zerstören würde. Allein, wenn das Mutterland oder nur einzelne Staaten der United States of America mit der Aenderung des Gesetzes vorangehen, so werden die Kolonien oder anderen amerikanischen Gemeinwesen im wohl verstandenen eigenen Interesse sehr bald nachfolgen. Die Richtigkeit dieses Satzes hat die Wirkung der britischen Bills of Exchange Act, welche jetzt fast in sämtlichen Kolonien des britischen Weltreiches gilt, und des amerikanischen Negotiable Instruments Law gezeigt, welches zur Zeit von 37 Staaten und drei anderen unter amerikanischer Hoheit stehenden Jurisdiktionen angenommen ist. Der durch das einheitliche Gesetz auf die Kolonien und die zunächst noch widerstrebenden Staaten ausgeübte Druck zur Nachfolge würde sich sogar viel stärker erweisen, als der Antrieb, welcher seiner Zeit durch die vorgenannten, jetzt in Geltung befindlichen beiden Gesetze veranlaßt wurde, weil ihm das Gewicht der Einheitlichkeit der Gesetze anderer Kulturstaaten hinzutritt.

Daß auch die enge Verquickung des Handelsrechtes mit dem bürgerlichen Recht in dem angelsächsischen Bereich die Schaffung eines einheitlichen Wechselgesetzes nicht erheblich erschweren würde, ist von dem Verfasser dieses Aufsatzes auf dem Londoner Meeting der International Law Association näher ausgeführt werden.*) Desgleichen ist nachzuweisen versucht, daß die Gesetzestechnik in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika der Uebernahme des einheitlichen Gesetzes kein unüberwindliches Hemmnis bereiten würde.**)

Nicht verschwiegen werden soll, daß sich besonders in Handelskreisen Englands eine lebhafte Strömung geltend gemacht hat, welche eine größere Uebereinstimmung zwischen der Bills of Exchange Act und dem einheitlichen Wechselgesetz herbeizuführen bestrebt ist. Allein den englischen Sonderstandpunkt der Beibehaltung eines eigenen Gesetzes will auch diese Richtung nicht fallen lassen.

Aber trotz aller dieser Beschränkungen der ersehnten Rechtseinheit wird das Inkrafttreten des einheitlichen Wechselgesetzes einen bedeutsamen Schritt vorwärts für die kulturelle Entwicklung der Völker bedeuten. Nicht nur große wirtschaftliche Interessen wird es fördern, nicht nur die Er-

*) Report of the twenty-sixth conference, Seite 614 ff.

**) Vergl. den Aufsatz des Verfassers in dem Buche über die Heidelberger Hauptversammlung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirschaftslehre.

Digitized by Google

richtung eines Welt-Clearinghauses ermöglichen, sondern vielleicht noch höher ist sein idealer Gewinn zu veranschlagen. Ein Gesetz, welches den Verkehr erleichtert und mehrt, bringt die Völker auch geistig einander näher. Jede solche, wenn auch verhältnismäßig kleine Kodifikation bereitet weiteren Vereinheitlichungen die Bahn. Ein einheitliches Handelsrecht wird dann nur eine Frage der Zeit sein, und dieses wird wiederum den Pionier für ein universelles Obligationenrecht bilden, wie ja überall das Handelsrecht Fortschritt und Belebung des Zivilrechtes hervorbringt. Der Anfang eines gemeinsamen Rechtes ist wie der Anfang einer gemeinsamen Sprache. Die internationale Gesetzgebung wird so zur „Friedensweberin".

Daher kommt es nicht so sehr darauf an, daß in dem zukünftigen Gesetz jede einzelne Frage die möglichst beste, sondern daß sie eine einheitliche Lösung findet.

Über die erfundene Flug-Kunst von Jacob Degen in Wien.

Zwei Zeitungsartikel von **Jean Paul** aus den Jahren 1808 und 1825.

Weit größer, als man gewöhnlich glaubt, ist die Zahl derjenigen, die lange vor dem Aufschwung, den heute die Luftschiffahrtstechnik genommen hat, sich bereits mit denjenigen Problemen beschäftigten, die die Luftschiffahrt und ihre Entwicklung gezeitigt haben. Insbesondere sind es zwei bisher wenig beachtete Zeitungsartikel Jean Pauls aus den Jahren 1808 und 1815, die fast die ganze Fülle der einschlägigen Fragen in nuce enthalten. Da diese Gedanken aus alter Zeit den modernen Leser aufs lebhafteste interessieren, sollen sie hier Platz finden.

I. Aus dem Juni des Morgenblattes 1808.

Im Extrablatte der Baireuther Zeitung Nro. XIX. vom 12ten Mai (1808) steht die Nachricht: „Der Uhrmacher Jacob Degen in Wien sei mit Flügeln aus zusammengenähtem Papier, welche eine Last von 240 Pfund bewegen, im Reithause vor einer Zuschauerschaft 54 Fuß hoch nach beliebigen Richtungen geflogen." — Nur dieses Wunder fehlte noch unserer wunderreichen, mit der steigenden und der fallenden Sucht behafteten Zeit, daß wir uns wie Schmetterlinge entpuppen, und folglich beflügelten.

Mit diesen Flügeln setzt der Uhrmacher Degen — da ihre Erfindung leicht ihre Verbesserung nachzieht — dem ganzen Europa ein neues Geh-Gewicht und Getriebe ein, und die Entdeckungen sind unabsehlich, auf welche dieses Segelwerk die Einschwärzer — die Nonnen — die Polizei-Bedienten — die Diebe und die Autoren bringen muß.

Um die letzten zu überfliegen und ihnen von der Entdeckung, wie vom Spargel, die ersten und besten Spitzen hinwegzugenießen, setzt' ich mich sogleich nieder, und äußere meine Gedanken über den Fund, so daß die andern Schreiber nichts mehr aufzutischen vermögen, als was ich schon abgedroschen habe.

Das Erste und Wichtigste, was noch in diesem Jahre in der Sache geschieht, ist allerdings, daß eine Gesetz-Kommission (in jedem Staate) nieder- und von ihr eine vorläufige Flug-Ordnung aufgesetzt wird. Die nöthigsten Luft-Aufseher, Luft-Räthe und Luft-Schreiber werden verpflichtet. Sehr verständig ist's, daß sie — wenn ich nicht zu viel hoffe — jedem das Fliegen und Erheben untersagen, der nicht vom Adel ist, oder sonst von einer gewissen Standes-Erhöhung. Die untern Stände müssen unten bleiben; der Erdboden ist der goldne Boden ihres Handwerkes, indeß die höhern mehr von Luft und in Luftschlössern leben; und wozu Flügel für einen Pöbel, der so gut zu Fuße ist, gegen den Adel in Kutschen und Sänften? Es kann im ganzen Luft-Departement nur eine Stimme darüber sein, daß das Volk, wenn man ihm nicht die Flügel beschneidet, nämlich abschnallt — wie im Kriege die Waffen und in Italien die Messer —, nichts wird, als ein fliegender Drache, aber ohne Schnur und nicht ganz von Papier, der, wie schon längst die Hexen, blos zur Anbetung des Teufels durch den Himmel reiset. Denn darf der Pöbel die Luft durchschwärmen: so ist Nachts kein Hut auf dem Kopfe, und kein Schinken im Rauchfange mehr sicher; — an Leipziger und Hamburger Thorgroschen ist nicht mehr zu denken (jeder Kerl schwänge sich im Finstern in die Stadt, wenn er wollte) und das Fallen der Staatspapiere folgt auf das Steigen des Volkes. — Der Jan Hagel würde sich wie die Schwalbe im Fluge ernähren wollen, die Wilddiebe schößen von oben herunter, und stießen, wie Geier, auf Alles. Kurz das Staats-Unkraut würde sich, wie der Distelsame, ausbreiten, nämlich durch Flügel, da man es doch mit dem Volke, wie mit den Tannensamen, zu machen hätte, dem der Forstmann die Flügel abreißt, ehe er ihn aussäet.

Gleichwohl bin ich ganz mit der trefflichen Flug-Kammer und mit dem Luftsenate einverstanden, daß sie in herrschaftlichen Diensten eine Ausnahme von der Entflügelung des Volkes in der Flugordnung ausdrücklich festsetzen. Nach Ähnlichkeit der Tanz-Frohnen nimmt die Kammer mit recht auch Flug-Frohnen an, und allerdings kann ein Postzug geflügelter Frohnbauern einem Rittergutsbesitzer oder einem Herrn von Hofe ungemessene Vorspann-Dienste in einem (erst noch zu erfindenden) Steig-Fuhrwerk thun, worin er steilrecht in die Höhe und den Himmel geht

Digitized by Google

Künftig wird es etwas Gewöhnliches sein, daß die Bauern die Herrschaft erheben. Vielleicht auch bei Feuersbrünsten dürften sowohl den sogenannten steigenden Handwerkern als den Angst-Opfern im fünften Stockwerke Rettfittige nachzulassen sein — vielleicht so bei Erdbeben, bei Überschwemmungen als Notruder — sogar den Vogelnester Aus- und Einnehmern in Jßland — so den Spionen — so den Eilfliegern im Amte der Eilboten und allen Flug-Postämtern ohne Kunststraßen — so den Schauspielern statt der Stricke der Taufengel, wenn sie in Opern zu fliegen haben — so Dichtern, wenn sie eine begeisternde Idee noch höher als unter dem Dache auszubrüten wünschen — sogar einem Musikchore, nicht von Vögeln, sondern von Tonkünstlern, das gern, um eine neue überraschende Wirkung z. B. mit Tafelmusik auf die offne Tafel eines Hofes zu machen, oben herunter die Sphären-Töne mit andern gefiederten Singstimmen fallen lassen will. —

Doch dieses ganze Flatter-Personale ist von den Spionen an bis zu den Poeten ja ohnehin als Dienerschaft und Geflügel und Feder-Wildpret des Hofes schon in den höheren Ständen einbegriffen.

Die Luft-Ordnung, welche zu den Gesetzen der fallenden Körper die der steigenden nachträgt, ist reich an guten Paragraphen. Tafelfähige und flügelfähige Personen sind eins. — Wer sich geistig erhoben, bekommt körperliche Ehrenflügel; und diese Schwingen aus Papier-Schnitzchen vertreten gewiß den sogenannten papiernen Adel genugsam. — Besondere Cour- und Gala-Flügel können noch nicht festgesetzt sein. — Gichtbrüchige und zipperleinhafte Geschäftsmänner haben von Natur das Privilegium der Flügel als unentbehrlicher Mozions-Maschine. Auch nimmt man den Gradum und den Flügel zugleich an. Gleichwol find' ich's gut, daß die Luft-Inspekzion des Mißbrauches wegen verordnet, daß in Nebeln Niemand oben schwimme (was wol die Näs(„Nässe") der Papierflügel von selber verbietet, so daß man nur mit dem Wetterglase steigen kann), daß kein Flügelmann sich zu sehr erhebe (außer während des Jagdverbots) wegen der Gefahr als Habicht angesehen und geschossen zu werden — daß Nachts jeder Flugbürger eine Laterne trage, wie der surinamische Laternenträger, und am Tage eine besondere Luft-Uniform, damit die Luft-Polizei-Bedienten (gleichsam höhere Paß-Kordonisten), welche auf Thürmen mit Ferngläsern auf den Lufthimmel invigilieren, ihn nicht als verdächtiges Vagabunden-Gesindel und Gevögel ohne weiteres herunterschießen.

Laßt uns die Gesetz-Sitzungen verlassen und andere sehr hübsche Folgen verfolgen.

Nach einiger Zeit find ich hier in Baireuth, wenn ich aus dem Fenster schaue, nichts häufiger in der Luft als eine Spazier-Flug-Partie von Herren und Damen. Von Amors Flügeln mögen wol dabei die des Uhrmachers Degen oft die Flügel-Scheiden oder Flügel-Decken sein. Übrigens gefällt mir die Kette oder das Volk (um wie von Rebhühnern zu reden) ausnehmend; nach Ähnlichkeit eines Grubenkleids zum Einfahren, sind für die Damen sehr brauchbare Höhenkleider zum Auffahren erfunden, und überall zu Kauf; und es erquickt ungemein, daß sie alle oben im Himmel und gerade im größern Luftraume weit anständiger bekleidet (schon um Wind weder zu fangen noch zu leiden) umfliegen als hier unten.

Die Töchter nehmen allgemein nach den Tanzmeistern bei Flugmeistern Lehrstunden und geben diesen dafür zuweilen Schäferstunden. Wenn Insekten niemals eher heirathen, als bis sie Flügel bekommen, so ist freilich dieser Fall jetzo bei Heim- und Entführungen häufiger durch solche D. Fausts Mäntel und Fortunatus Wünschhütlein, und Töchter nach Töchter fliegen den Eltern aus dem Neste, um sich eines zu bauen. —

Die romanhaftesten Wiederfindungen, die noch nicht einmal in Romanen stehen, fallen vor. Die Geliebte kann die Ankunft aus dem Schlachtfeld gar nicht erwarten — sie fliegt deßhalb Abends in die Höhe noch vor Mondaufgang und oben glänzt ihr die ganze helle Mondscheibe von unten herauf entgegen. — Geblendet sieht sie eine dunkle Gestalt wie eine abgeschiedene im Nachtblau ziehen. — Sie muß hier ängstlich an den Geliebten denken, indeß er (denn er ist wirklich die Gestalt nnd hat nur den Mondschein auf dem Rücken) sich näher gegen sie schwingt, und sie für einen fliegenden Engel ansieht, weil das Mondlicht unglaublich ihr schönes Gesicht verklärt. — Und endlich fliegen beide einander unter den Sternen, wie in einem Himmel, ziemlich hoch über der Erde, in die Arme. —

Solcher Geschichten ist kein Ende. Ein Dichter will die Sonne aufgehen sehen, und schauet entzückt in die Morgenröthe — statt der Sonnenscheibe steigt eine lebendige Aurora auf, und sieht ihn unten stehen und fliegt aus dem todten Morgenroth heraus, und auf ihn herunter, weil sie wirklich seine Geliebte ist. —

Da Druckfreiheit ohne Lesefreiheit so gut ist als ein Spott mehr über geistige Gefangene, und da die freimüthigsten Bücher des deutschen Norden nichts helfen dem deutschen Süden, wenn sie nicht in diesen kommen dürfen: so hängt zum Glücke die Luft überall voll von fliegenden Colporteurs und Sortimentbuchhändlern, welche die besten und bittersten Werke, wie süße abführende Mannakörner auf die Städte (sie berechnen sich schon nachher auf der Leipziger Messe) herunter fallen lassen und mit Recht solche Werke Flugschriften nennen. —

Fliegende Korps, die nicht in den Rücken fallen, sondern auf den Kopf, sind sehr häufig, man hat zwar noch rechten und linken Flügel, aber im eigentlichen Sinne — Sturmfliegen, statt

Digitized by Google

Sturmlaufen, Überfliegen der Aufziehbrücken und des englischen Kanals sind zu bekannte Sachen nächstens; — eben so die Reserve-Adler. Schöner ist wol nichts als ein fliegender Bal paré mit Lichtern (er soll, glaub' ich, einen Fackeltanz vorstellen); und die Musici hinterdrein geschwungen; — und doch komisch dabei. —

Es gibt nur ein gutes, ja ein einziges Werk über den Nordpol (was aber natürlich noch nicht da sein kann) nämlich das Werk, das der erste, und für jetzo beste Pol-Fahrer über den Nordpol darum geschrieben, weil er aus seinem eingeschmiedeten Schiffe zwischen den zermalmenden Eisfeldern aussteigen, und dann als Flugmensch von Insel zu Insel und Scholle zu Scholle (als Absteige-Quartier) immer weiter fliegen konnte, bis er oben auf dem Pole saß, gerade unter dem Polarstern. —

Nicht blos Schiffbrücken, auch andere Brücken werden in vielen knausernden Ländern erspart und ersetzt durch Flügel, die man gegen Brücken-Zoll Fußgängern vorstreckt aus dem sogenannten Schwingen-Häuschen am Ufer; wollte aber ein unredlicher Fußgänger mit dem Leih-Flügel entwischen, so feuerte ihm nach der Regel der bewaffnete Brücken-Inspektor gelassen nach. —

An die Dichter denk' ich nur schwer, blos um unparteiischer zu erscheinen, als ich sein will. Es ist genug, wenn diese köstlichen Wesen — wozu mehr als einer von uns gehört — gleich Flügel-Fischen, die vor See-Hechten aufflüchten, endlich auch einen Ausweg vorfinden, aber auch einen hinauf, indem sie ungleich dem Riesen Antäus, der erst auf der Erde die Kräfte wieder bekam, hoch im Äther die ihrigen zurück gewinnen und mit dem Leibe steigen, um mit dem Geiste zu schweben. — Das Papier, worauf sie uns so oft geistig erhoben, würde sie nicht blos körperlich erheben, sondern gleichfalls geistig, weil, wenn schon Berge unser Innres verklären, ein Paar Flügel von Degen, die über diese hinaustragen — an Psychens Flügel angeschient — ja jeden Prosaisten zu einem halben Dichter, und jeden Dichter zu einem halben Engel machen müssen, und der Verfasser dieses, der zu seinem Glück noch ein Dichter ist, kann es kaum erwarten, was er wird, wenn er steigt. Gott gebe nur, daß aus dem ganzen Fliegen etwas wird, oder wenigstens, daß die Zeitungen die Nachricht nicht eher widerrufen, als bis dieser Aufsatz im Morgenblatte abgedruckt ist.

II. Nachschrift 1815.

Alles oder auch viel ist dato noch nicht aus der Flügelmaschine geworden und man hätte sowol Größeres gewünscht, den Erfolg anlangend, als Kleineres, die Mittel betreffend. Jetzo erhebt die Flügelvorspann von Luftkugeln den Flugkünstler blos zu einem Luftfische, welcher Schwimmblase und Floßfedern zugleich zum Steigen von Nöten hat. Aber auch dieß erhebt, wenigstens geistig, den Menschen, denn er selber hat sich zuerst die Blase und die Federn bauen müssen. Der Verfasser dieses verzagt noch immer an der Vollendung bequemer menschlicher Flügel nicht, da wir ja ein Paar große unbequeme durch viele kleine verdrängen und durch das Perpetuum mobile unserer Willenkraft die metallenen Uhrfedern unsers Treibflugwerks immer von neuem aufspannen können. Zwei Arme — zwei Füße — ein beweglicher Kopf — eine Luft einsaugende und Luft ausstoßende Brust, — also Ruder und Gegenruder — elastische Metall- und andere Federn — Winde, welche durch Diagonale Luftfänge so gut zum Heben als die Seewinde durch Segelrichtung zum Seitenbewegen helfen müssen und mehr dergleichen, was mir jetzo nur nicht einfällt, weil ich sonst die Flugkunst ja selber hier erfunden gäbe, deren Finden ich erst ankündige. — Alles dieß verbindet und verbürgt sich uns für die Hoffnung, daß endlich einmal — nach umgekehrter Rangordnung — aus dem geistigen Steigen und Fliegen der Menschen ein körperliches entstehen muß und den Geistern die Leiber nachfliegen werden.

Konventionelle Musik.

Von Professor **Wilhelm Freudenberg** (Berlin).

Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Musik ihren Ursprung in inneren, seelischen Bedürfnissen des Menschen habe. Wenn der Mensch froh ist, singt er, auch ohne vorher singen gelernt zu haben, wenn er traurig ist und des Trostes bedarf, ebenfalls, und wenn sein Herz von Sehnsucht bewegt ist, wird es ihm ebenfalls viel leichter, und liegt ihm näher, seine Sehnsucht in Tönen als in Worten auszudrücken. So ist das Lied, so ist der Tanz entstanden, und beide haben unter dem Einfluß eines unbewußten künstlerischen Instinktes und rhythmischen Gefühls feste, wenn auch zunächst einfache Formen angenommen. Nachdem aber diese Formen, wenn auch in der einfachsten Gestalt, einmal vorhanden waren, lag es nahe, daß sie sich allmälig erweiterten. Und nicht nur das; von dem Augenblicke an, wo künstlerische Formen, wenn auch noch so kleine, vorhanden waren, wurde es musikalischen Menschen möglich, diese Formen nachzuahmen, auch ohne daß es dazu jedesmal eines besonderen inneren Mitteilungsdranges bedurfte. Diese, keinem inneren Bedürfnisse, sondern dem bloßen Nachahmungstrieb und der Lust am Können entsprungene Musik könnte man konventionell nennen, da der Charakter des Konventionellen darin besteht, vom Wesen der Sache nur den Schein zu wahren, in-

Digitized by Google

dem an die Stelle wirklichen inneren Dranges die Absicht tritt, durch Kunstfertigkeit die Erzeugnisse echten Schaffensdranges nachzuahmen, ohne den letzteren zu besitzen. Zwischen diesen beiden äußersten Endpunkten gibt es aber Zwischenstufen, auf denen Echtes und Unechtes nicht immer leicht zu unterscheiden ist. Denn je größer nach und nach die Formen wurden, um so mehr lag die Gefahr nahe, daß sie sich von ihrem Ursprung entfernten, und immer mehr Produkte künstlerischer Absicht wurden, die kaum noch einen Zusammenhang mit inneren seelischen Vorgängen erkennen ließen. Nur wenige große Meister, die auch als Menschen ein großes, reiches Gemütsleben besaßen, vermochten, den Gebilden ihrer künstlerischen Phantasie soviel inneres Leben einzuhauchen, daß überall, auch in den größten Formen, das lebendige warme Gefühl in gleicher Stärke dahinströmt. Doch selbst bei solchen großen Meistern fehlt es nicht an einzelnen Fällen, in denen ihnen der Atem lebendiger Empfindung ausgeht und ihre Kunst einen konventionellen Charakter bekommt. Ohne Zweifel ist nun von der ungeheuren Masse von Musik, die alljährlich komponiert, aufgeführt und gelobt wird, der größte Teil vorwiegend handwerksmäßigen oder, gelinder ausgedrückt, konventionellen Ursprungs und Charakters. Der große Reichtum von Formen und Ausdrucksmitteln, der im Verlaufe der Zeit entstanden ist, macht es selbst Minderbegabten möglich, sich ein gewisses Können anzueignen, und je mehr dabei mit bloß äußerlichen Mitteln und nebensächlichen Künsteleien gearbeitet wird, um so näher liegt die Vermutung, daß bei dem vielen Lärm um nichts echter, innerer Schaffens- und Mitteilungsdrang nicht beteiligt ist. Es ist nicht immer leicht, auf den ersten Blick zu erkennen, zu welcher Art von Musik dasjenige, was uns neu gegenübertritt, gehört, aber nach einiger Zeit klärt sich die Sache auf. Warm und wahr Empfundenes — unter der Voraussetzung, daß es in vollendeten künstlerischen Ausdruck umgesetzt ist — wirkt fort und vertieft mit der Zeit wohl noch den ersten Eindruck, während innere Leere, wenn auch anfangs durch Lärm oder Künsteleien verdeckt, auch den etwa günstigen ersten Eindruck bald wieder erkalten läßt. Denn ähnlich wie die unsichtbare Naturkraft der Elektrizität ist es das dem Künstler Unbewußte des eigenen Wesens, das seine Schöpfungen mit Lebenskraft erfüllt. Daher es denn für die Frage nach dem bleibenden Werte eines Musikstückes gleichgültig ist, ob dasselbe kurz oder lang, einfach oder kompliziert ist. Das stete Zurückgreifen auf das urwüchsige Volkslied in Zeiten des Überdrusses an einer verkünstelten und veräußerlichten Musik ist in Hinsicht auf das Thema dieser Zeilen lehrreich.

Angesichts der unübersehbaren Menge von Musik, die alljährlich an das Licht der Öffentlichkeit befördert wird, und sich größtenteils sehr bald als konventionell erweist, drängt sich die Frage auf, wie es wohl kommen mag, daß Menschen, die doch im Grunde nichts besonderes mitzuteilen haben, oft eine so große Beharrlichkeit im Hervorbringen von Werken entwickeln, die den Anspruch erheben, ernst genommen zu werden? Ohne Grund geschieht nichts; wo also etwas geschieht, für das es an inneren Gründen fehlt, da müssen äußere Gründe vorliegen. Und an solchen fehlt es auch nicht, seitdem daß die Pflege der Kunst den Charakter des Geschäftsbetriebs angenommen hat.

Rousseau sagt einmal: la colère vaut un Apollon. Heutzutage kann man sagen: l'argent vaut un Apollon. Die ursprünglichen, nur von Liebhabern der Kunst gebildeten Vereinigungen zur Aufführung komplizierterer Werke sind mit der Zeit und der Zunahme solcher Werke zu stehenden Instituten geworden, die einen geschäftlich geregelten Betrieb der Kunstpflege eingerichtet haben. Ein solcher Betrieb erfordert Geldmittel, die, von Ausnahmefällen abgesehen, nur durch Heranziehung einer größeren, für ihren Eintritt zu den Aufführungen zahlenden Zuhörerschaft zu beschaffen sind. Was sich daraus nun weiter ergibt, bedarf keiner ausführlicheren Darstellung. Es hat sich ein regelrechtes Verhältnis von Angebot und Nachfrage ausgebildet! Die Vereine und Kunstinstitute, so rein und ernst auch die Absicht ist, die Kunst zu pflegen, sind um der eigenen Existenz willen zu einer Haltung gezwungen, die ihnen die fortdauernde Teilnahme eines möglichst großen, zahlenden Publikums sichert. Daher dürfen sie sich nicht damit begnügen, immer dieselben bewährten Werke ersten Ranges aufzuführen, sondern müssen auch darauf bedacht sein, ihre Zuhörer mit neuen Kunstschöpfungen bekannt zu machen. Die Gesangvereine verlangen daher neue Oratorien und ähnliche Chorwerke, die Konzert-Orchester neue Sinfonien, Ouvertüren, sinfonische Dichtungen usw., die Theater neue Opern, und da auf allen diesen Gebieten Meisterwerke ersten Ranges vorhanden sind, so ist damit dem Neues schaffenden Künstler die moralische Pflicht auferlegt, auch seinerseits die Sache ernst zu nehmen, was ja auch meistens geschieht. Namentlich das Oratorium bietet unbegrenzte Möglichkeiten zur Entfaltung musikalischen Könnens und eignet sich um so bequemer zur Arena für kenntnisreiche Komponisten, als durch den scharf begrenzten religiösen und künstlerischen Charakter der den Texten zugrunde liegenden Anschauungen der Komponist der Mühe überhoben ist, den geistigen und intellektuellen Horizont seines Werkes selbst abzustecken. Daß auf diesem Fundamente viel gute und ausgezeichnete Musik geschaffen werden kann, zeigt die Geschichte, aber zu der Höhe von Werken, die als Führer oder Kennzeichen des nach neuen Erkenntnisidealen drängenden Geistes gelten, kann das Oratorium sich nicht erheben. Denn es fußt auf dem kirchlichen Glauben, während der Drang

Digitized by Google

nach neuer Erkenntnis und neuen Idealen keine Glaubensschranken dieser Art anerkennt, sondern nach neuen Quellen geistigen Lichtes sucht. Nach der rein musikalischen Seite ist nun zwar dem Oratorium der Weg zum Fortschritt nicht versperrt, und es ist auch schon vielfach versucht worden, es durch Anlehnung an den modernen Opernstil zu reformieren. Es fragt sich aber sehr, ob es etwas dabei gewonnen hat. Die frühere Einteilung des Oratoriums in einzelne Nummern, wie Chöre, Arien, Duette, sagten der konventionellen Beschaffenheit des Textes sehr wohl zu, weil man den Text überhaupt nicht als etwas anderes betrachtete, denn als Unterlage für die Musik, und nicht daran dachte, über die immer und immer wiederkehrenden biblischen Worte noch besonders nachzudenken. Dadurch lauschte man nur der Musik und freute sich an schönen, kunstvollen Chören, glänzenden Arien, Duetten, Terzetten und Quartetten, von denen jedes eine Nummer für sich war, die man bequem genießen konnte, ohne daß man zu befürchten brauchte, den Faden des Ganzen zu verlieren, — weil eben darauf nichts ankam. Die Nivellierung des Oratoriums zur geistlichen Konzertoper schädigt die Wirkungen der einzelnen Nummern durch opernhafte Textbehandlung, die zwar gegenüber der früheren Formschablone ein Fortschritt sein soll, und es auch sein könnte, wenn der Text in einer poesievollen Art neue Momente darböte, die der konventionellen Behandlung widerstrebten und eine nach Art des Operngesanges mehr persönlich gefärbte Ausdrucksweise verlangte, so daß die Aufmerksamkeit des Hörers nicht nur der Musik, sondern auch dem Texte gelten würde. So wie die Sache jetzt liegt, wird die Musik der Alleinherrschaft, die sie früher im Oratorium ausübte, vielfach beraubt, ohne daß eine innere, auf neuer Anschauung und poetischer Empfindung beruhende Bereicherung der textlichen Unterlage diesen Ausfall ersetzte. Und so lange diese auf dem festen Grunde kirchlicher Tradition beharrt, können keine musikalischen Experimente zu einer Wiedergeburt im höheren Sinne führen. Besten Falles löst eine neue Konvention die alte ab, und wenn man die Resultate vergleicht, kann man immer noch zweifelhaft sein, welche die bessere ist, ob die alte, einfache Weise, die den Stempel ihrer Abkunft von vorzugsweise praktischen Rücksichten an der Stirne trägt, oder die neuere mit ihren Prätensionen, die schließlich nichts Halbes und nichts Ganzes sind. Immer aber gewährt, wie gesagt, das Oratorium, auch in seiner heutigen Gestalt, dem Komponisten fast mehr wie jede andere Form, unbegrenzte Freiheit in der Entfaltung eines vielseitigen technischen Könnens, namentlich nach der kontrapunktischen Seite hin, und so ist es nicht zu verwundern, daß es als bequemste Handhabe zur Entfaltung kompositorischer Meisterschaft auch heute noch von talentvollen, tüchtigen Komponisten benutzt wird, die viel gelernt haben und doch vor den höchsten Aufgaben schöpferischen Geistes Halt machen müssen. Auch ist das Angebot neuer Oratorien, weil das Oratorium doch eine gewisse, nicht leicht zu erlangende technische Meisterschaft erfordert, immer noch geringer, als das von neuen Opern und Werken der reinen Instrumentalmusik, die dem Komponisten freieren Spielraum lassen. Auf diesem Gebiet ist der Blick nach oben allerdings nicht versperrt, — aber nach unten auch nicht, und da das, was man in neuerer Zeit als Lieblingsthema der Kunst das „allgemein Menschliche“ nennt, mit Vorliebe in der Richtung nach unten gesucht wird, so bewegt sich auch die Phantasie der neueren Künstler vorwiegend auf Pfaden, zu denen man wenigstens keine Flügel braucht. Womit es denn auch zusammenhängen mag, daß auf diesem Gebiete das Angebot sehr viel größer ist als der Bedarf und die Nachfrage. Da ist es nicht zu verwundern, daß unter der ungeheuren Menge des Neuen es sehr schwer ist, das Gute und Wertvolle von dem minder Guten oder Schlechten sofort zu sichten, was noch dazu dadurch erschwert wird, daß Niemand mehr sich an traditionelle Formen halten will, in der Meinung, dadurch leichter die Originalität bewahren zu können. Aber die Auflehnung gegen das Hergebrachte genügt nicht, um originell zu sein, führt vielmehr wo sie nur auf der Absicht, und nicht auf der unbewußten Notwendigkeit beruht, bloß zu einem unruhigen Experimentieren mit den Mitteln der Kunst, hinter dem ein wirklich Neues meist nicht steckt. Mehr oder weniger ist zwar zu allen Zeiten viel leeres Stroh gedroschen worden, aber die harmlose, wenn auch oft schablonenhafte Schaffensfreudigkeit früherer Zeiten, als es noch nicht möglich war, großen Gewinn mit Kompositionen zu erzielen, und man sich damit begnügte, zunächst sich selbst eine Freude zu machen, stößt doch vorteilhaft ab gegen Aufdringlichkeit und geräuschvolle Reklame, mit der heutzutage oft sehr minderwerte Werke der größtmöglichen Öffentlichkeit als etwas Besonderes angepriesen werden. Diese Erscheinung läßt sich weder aus harmloser Schaffensfreude noch aus entschuldbarer, weil ehrlicher Selbstüberschätzung erklären, sondern beruht darauf, daß mit Werken, die bei ihrer Aufführung Erfolg haben, heutzutage Einnahmen zu erzielen sind; und der Kundige weiß, daß dieser Zweck erreicht wird, wenn es gelingt, solche Erfolge in Szene zu setzen, und das Publikum solange in Atem zu halten, bis das neue Werk an möglichst vielen Orten gekauft und aufgeführt worden ist. Später fällt es dann meist der Vergessenheit anheim und wird durch Neueres verdrängt, das auch nicht besser ist.

Die Hoffnung, Geld zu verdienen, drückt eben Manchem die Feder in die Hand, dem es sonst schwerlich eingefallen wäre, sein bescheidenes Talent mit der Hervorbringung größerer Werke zu strapazieren und wohl gar über originell sein

Digitized by Google

sollende Neuerungen zu grübeln. L'argent vaut un Apollon.

Daß die jeweilige Konvention in der Regel an das anknüpft, was sich zur verdienten Anerkennung durchgerungen hat und sich einbildet dadurch dem Konventionellen zu entgehen, ist eine Selbsttäuschung, und ändert nichts an der Sache. Früher gab es eine Mozart'sche Konvention, heute haben wir eine Wagner'sche, aber Kunstwerke höheren Ranges werden keiner dieser beiden Konventionen angehören und es deshalb immer schwerer haben, von dem auf den Ton einer gewissen Zeitrichtung gestimmten Publikum gewürdigt zu werden, wie die Geschichte fast aller solcher Ausnahme-Werke beweist. Aber der so häufig hörbare Schmerzensschrei nach immer neuen Formen und Ausdrucksmitteln ist weiter nichts, als der verhüllte, auf Selbsttäuschung beruhende Wunsch, ohne natürliche Inspiration etwas Besonderes, Effektvolles und womöglich Einträgliches schaffen zu wollen.

Das Ideal in Wandlung und auf der Wanderung.

Von Prof. Dr. **Adolf Mayer** (Heidelberg).

Es gibt überall ein bleibend Gesetz in der Erscheinungen Flucht, auch in der Ästhetik.

Keine Kunst ohne Idealisieren; mit der Grenzbestimmung, daß das Idealisieren nur so weit gehen darf, daß es durch die Kritik des Publikums nicht als solches erkannt wird. Und so sehr die wachsende Kritik dem Naturalismus günstig scheint, so gewinnt dieser doch nie das volle Terrain, da mit seiner unbedingten Herrschaft die Kunst sich selber aufgehoben haben würde. —

Es ist wohl nicht schwer, in großen Zügen durch die Jahrtausende der Kunstentwicklung zu verfolgen, wie der Punkt des Idealisierens sich über die Ebene des Objekts verschiebt, und unzweifelhaft ist bei dieser Wanderung des idealisierten Teiles der Darstellung der Einfluß der mit der zunehmenden Erkenntnis wachsenden Kritik nachzuweisen.

Die alten Assyrer und Babylonier — um von den Abbildungen und Nachbildungen der Höhlenbewohner, wobei schon die bloße Ähnlichkeit das Ideal war, nach dem man strebte, ganz zu schweigen — imponierten der staunenden Menge durch ihre geflügelten Stiere mit Menschenköpfen in riesenhaften Dimensionen. Der Punkt des Idealisierens ist also hier, neben der fabelhaften Zusammenstellung von biologisch unmöglich zu vereinenden Eigenschaften, die Vergrößerung weit über die wirklich beobachteten Maße hinaus.

Ganz ähnlich bei den Ägyptern, die, wie jetzt klar erkannt zu sein scheint, durch die bildliche Vereinigung der Häupter ihrer gefeierten Könige mit dem Leibe des stärksten Raubtieres die später erst modifizierte und mit Brüsten ausgestattete Fabelgestalt der Sphinx erschufen und auf ihren Basreliefs diesen Königen Abmessungen gaben, welche die gewöhnlichen der mit ihnen dargestellten Untertanen und Sklaven um das Mehrfache überragten.

Ein äußerst plumpes Idealisieren mithin, das anscheinend durch den bloßen Augenschein zu widerlegen war. Aber dieser Augenschein fehlte eben, da die hohen orientalischen Herrscher (wie noch der Mikado bei den Japanern bis beinahe zu unseren Tagen) in ihrer Unnahbarkeit den Augen der Plebs verborgen blieben; und beim Fehlen jeder wissenschaftlichen Kritik in der großen Masse mußten auch jene biologisch unmöglichen Fabelwesen als möglich erscheinen, wenn nicht auf dem offenen Markte, dann im verborgenen Tempelhofe; wenn nicht in der Heimat, so doch unmittelbar über der Landesgrenze; wenn nicht heute oder gestern, dann doch in einer vergangenen Zeit, deren balsamierte Reste die unzugängliche Pyramide umschloß. —

Einen ungeheuren Sprung — in die Richtung des Humanismus möchte ich beinahe sagen — macht dann die Kunst mit dem Aufblühen der griechischen Kultur, in welcher sogar die Götter menschlich gedacht wurden. Die in Marmor gebildeten Gestalten des Zeus, der Aphrodite oder der Athene unterschieden sich nun durch nichts mehr von dem, was man täglich an seinen Mitmenschen vor Augen hatte, und selbst ein Lehrer der Anatomie würde kaum etwas Fabelhaftes oder Übermenschliches an ihnen entdecken können, und wenn (in der Poesie oder in der plastischen Darstellung) Götter sich in das Gewühl der Menschen stürzen, so überragen sie dieselben in dieser hellenischen Kunst nicht mehr durch die körperlichen Dimensionen, so daß vielfach Verwechslungen und Mystifikationen vorkommen. Nur das kristallene Blut und der Bedarf von göttlicher Speise, also für die Plastik okkulte und auch im Gedicht erst gelegentlich hervortretende Eigenschaften, unterscheiden den Leib der unsterblichen von dem der sterblichen Menschen. Die Kunst ist demokratisiert wie die Staatsform, in der nun der König zwischen dem Volke sich bewegt, ja der Gerbermeister König werden kann.

Aber ist die Kunst jetzt, vielleicht weil sie der menschlichen Unzulänglichkeit nun so weit entgegenkommt, daß der Gott Hephästos hinkend dargestellt wird, naturalistisch geworden? — Keineswegs. Nur die Richtung, auf die sich das Idealisieren verlegt, ist verändert. Könige und Helden hatten Leiber wie Menschen, das weiß nun jeder; denn man konnte ja die Hände in ihre Wundmale legen. Sie hatten weder

Digitized by Google

Adlersflügel, noch Stiernacken, weder Schweif, noch Löwenklauen.

Eine solche Darstellung würde nun kindisch erschienen sein. Aber ein Besonderes gab es doch. Eine Selektion, nicht von Stärke, Grausamkeit und Schnelligkeit durch die Zusammenstellung des biologisch Unvereinbaren aus Menschen und Tierwelt oder gar durch willkürliche Übertreibung der abstrakten Dimensionen, aber eine Auswahl aus alledem, was von wohlgeformten Gliedern und harmonischen Verhältnissen an verschiedenen Menschen erspäht werden konnte. Die Zeuse und Aphroditen des Praxiteles und Phidias liefen auch in Athen nicht zu Dutzenden so auf dem Marktplatz herum, sondern bei ihrer Bildung ging es zu, wie es ein bekannter Dichter schildert. Der Künstler kombiniert ein schönes Profil, das er irgendwo gesehen, mit einem gebieterischen Auge, das ihm wo anders aufgefallen; ein bedeutendes Haupt mit einer anmutigen Gestalt und diese mit einer gefälligen Gebärde, und so entsteht ein Kunstwerk, dessen Einzelheiten wirklich in der wirklichen Natur vorhanden sind, aber dessen Gesamtheit gleichwohl ein bloßes Ideal ist, da es sich so in der Wirklichkeit niemals zusammenfindet und, wenn es einmal verkörpert wäre, doch so überaus selten ist, daß diese Zusammenstellung von schönen Körpern von dem ebenmäßigsten Wuchse auf irgendeinem Giebelfelde oder die Verwirklichung dieses ausgesuchten Ebenmaßes gerade in einem bestimmten Falle der angeblichen Porträtierung zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehört, die dennoch der Wahrheit ins Gesicht schlagen.

Das Mittelalter bedeutet für die Erkenntnis ein Rückwärtsschreiten, und es scheint, als ob dies in einem gewissen Sinne der Kunst zugute kommen mußte, insofern, als nun dem Idealisieren in allen möglichen Richtungen die Tore geöffnet waren. Und in der Tat fehlte es nicht an Engelsgestaltung und Teufelsfratzen, aber andererseits war die Abwendung von der Natur in dieser langen Zeit so groß und das Studium nach dem Akt und selbst nach dem natürlichen Faltenwurf so verpönt, daß die bildende Kunst einen Rückschritt bis über Ägypter und Assyrer hinaus gemacht haben würde, wenn nicht eines gewesen wäre, das dieser Zeit seinen geistigen Stempel im Sinne einer Weiterentwicklung aufgeprägt hat. Dies war die Verinnerlichung des Seelenlebens im Christentume, eine Evolution, die sich im Gesichte, dem einzigen nun der Beobachtung noch zugänglichen Körperteile widerspiegelt. Und so bezieht sich bei der gegen Ausgang dieses Zeitalters beginnenden Ölmalerei, die dazu das technische Hilfsmittel bot, alle Kunst auf den Gesichtsausdruck. Bei der mangelhaften kritischen Entwicklung dieser Zeiten war eine hohe Idealisierung des Menschenantlitzes möglich in vielleicht demselben Grade, wie sie bei den Griechen in bezug auf die menschliche Gestalt obgewaltet hatte. Aber sie geht nicht in die Richtung der Ebenmäßigkeit, sondern ganz in der des seelischen Ausdrucks, wie das eben der Geist der Zeit erheischte. In bezug auf Bildung des Körpers und der Gewandung aber ist nicht bloß die Kenntnis der Wirklichkeit gering, sondern auch das künstlerische Interesse, so daß man hier nicht gerne von Idealisieren sprechen möchte. Doch ist die typische Magerkeit der Figuren natürlich dem asketischen Ideale der Abtötung des Fleisches entsprechend und die Gewandung dem der Keuschheit und eng konventionellen Schicklichkeit. —

In der Renaissance kommt es dann wieder zu einer Überwindung der mittelalterlichen Auswüchse durch das wieder zum Leben erweckte klassische Altertum, und in der Kunst durchdringen fortan einander die Errungenschaften beider Zeitalter. Die Antike gab dazu Freiluft und harmonische Leibesgestalt, das Mittelalter das Antlitz des verinnerlichten Menschen. Dazu kommt dann die Landschaft in ihren Beziehungen zum Menschengemüt und die große Entwicklung einer ganz anderen, im Altertume weit zurückgebliebenen Kunst, die am meisten die Sprache der Seele spricht, der Musik.

Aber die Renaissance ist zugleich das Zeitalter der wiederaufblühenden Wissenschaft. Muß nun nicht auch die Idealisierung weiter zurückweichen? Hierauf die Antwort, daß zunächst die Wissenschaft der Renaissance an die des klassischen Altertums anknüpft, und daß zunächst in den Naturwissenschaften, die es ja hauptsächlich sind, die den Kritizismus begünstigen, noch nicht solche Resultate erzielt wurden, die der Kunst Schwierigkeiten bereiten konnten. Im Gegenteil, die Renaissance knüpfte an an das Kunstideal des griechischen Altertums, das durch die Askese des Mittelalters verdunkelt worden war und nun als eine neue Entdeckung erschien, als eine wissenschaftliche sowohl wie als eine künstlerische. Erst im siebzehnten Jahrhundert entstanden der Kunst neue Schwierigkeiten, die wiederum auf einer Erschütterung einer bis dahin geglaubten, nun aber unmöglich gewordenen Idealisierung beruhten, und die, charakteristisch genug, vom nüchternen Norden ihren Ausgang nahmen. Dort glaubte man eben nicht mehr an die harmonisch gegliederten Göttergestalten des griechischen Altertums, die in der italienischen Kunst noch lange erhalten blieben (weil man da auf der Straße die schön gebildeten und wohlgerundeten Putten noch schlecht verhüllt herumlaufen sah und der Maler sie sich nach Belieben in sein Studio bestellen konnte). Wenn man im Norden ein Modell enthüllte und deren Formen mit der Strenge untersuchte, wie man sie bei den nun wieder in Gebrauch gekommenen anatomischen Studien zu verwenden sich gewöhnt hatte, so fand man unproportionierte

Digitized by Google

Körper, die noch dazu durch eine barbarbische Bekleidung in monströse Bildungen umgeformt waren. Ebenso war da eine Landschaft, deren Formen nicht viel bieten konnten, denn die Gegend war zum Erbarmen flach, und es fehlte an Aussichtspunkten in die weite Ferne. —

Eine Weile ließ man sich noch täuschen durch die Beschränkung der Kunst auf das Vornehme, wie sie von Rubens und von Dyck (die ja auch in Italien gewesen waren) geübt wurde, oder in der Landschaft durch Ruysdael, der den Niederländern zwar geschmackvolle Kompositionen gab, die aber dem wachsenden Wirklichkeitssinne bald ins Gesicht schlugen. Und nun wurde sie gemacht, die große Entdeckung, die für das Wesen der Kunst so viel deutlicher spricht als alle anderen historischen Tatsachen: die Idealisierung des in der Form Häßlichen und Abstoßenden durch das Licht, das gerade im Norden so wirksam ist, weil es da nicht überall in gleicher Fülle hervorströmt und die Augen blendet, sondern durch das Fenster der verschlossenen Zimmer in engen Städten seitwärts hereinlugt und gerade durch die Verstohlenheit seine Zauber auf das suchende Auge wirkt.

Der Entdecker aber dieses neuen idealistischen Moments heißt Rembrandt van Ryn.

Nun konnte man ehrlich malen, was man an verkrüppelten Formen im Norden sah. Es war nicht mehr häßlich, wenn man nur die richtige Beleuchtung zu erwischen wußte; und da sah man plötzlich — einen Lichterglanz in der Dunkelheit — Edelsteine und blinkendes Metall auf der verschlossenen Kleidung und in dem verwahrlosten Haare und blinkenden Mondenschein in einer schwarzen Wasserpfütze. — Wahr, zum mindesten möglich und doch so schön. Neue malerische Schönheiten waren entdeckt in dem Alltäglichen. —

Und was körperlich galt, das galt auch geistig. Neben dem von Außen strahlenden Lichte kann nun auch das Licht, das aus dem Auge selber strahlt, zur Geltung kommen. Der Ausdruck des menschlichen Gesichts, hier allerdings anknüpfend an mittelalterliche Überlieferungen dieser dem vulgären Schönen abgewandten nordischen Gesellschaft, kam mehr und mehr zur Geltung, und auch dieses innere Licht veredelte, schuf Häßliches in Schönes um.

Diese Illusion des Lichtzaubers Rembrandts ist auch heute noch nicht widerlegt und lebt in unserer Kunst fort, wenn auch (oder vielleicht weil) nur wenige Künstler Kraft genug haben, die Tradition fortzusetzen und denselben Zauber zu üben. Aber nebenher zeigt auch die moderne Kunstentwicklung Beispiele genug für die Richtigkeit des aufgestellten Prinzips, wie nämlich die fortschreitende Kunstkritik uns die alte Kunst konsequent verekelt und nun dieser nichts übrig bleibt, als neue und immer wieder neue Teile des Objekts zu idealisieren, damit nicht alles und jedes in die Prosa der Alltäglichkeit versinke. Mehr im Kleinen ist es auch in der neuen bildenden Kunst ersichtlich; vor allem in Deutschland und Frankreich, wie z. B. das Akademische des Anfangs und der Mitte des 19. Jahrhunderts durch eine sorgsame, aber theoretisierende Kunstpflege von oben festgehalten dem Ansturm des wachsenden Wirklichkeitssinnes erliegt und nun, beginnend mit dem Impressionismus, ein ganz nackter Naturalismus seine krassen, aber kurzstündigen Orgien feiert.

Deutlicher und allgemeiner ist aber die gleiche Erscheinung in der schönen Literatur, wo vor Zola im Zenith wenigstens theoretisch — denn die Natur ist stärker wie die Lehre — die Kunst geradezu mit der Wissenschaft als identisch erklärt wird, während in Wirklichkeit ihre Wege doch so weit wie möglich auseinandergehen. Durch das Emporkommen der Naturwissenschaften läßt sich eben der geschärfte Wirklichkeitssinn die Dichtung von edlen Räubern oder auf eine wüste Insel Verschlagenen in Paradiesesunschuld à la Paul und Virginie nicht mehr gefallen. —

Auch was wir süßlich nennen, beruhte auf einer allzu rasch bloßgelegten Idealisierung, das auf einen rückständigen Wirklichkeitssinn beim Künstler schließen läßt. Wir haben dafür gerade in Deutschland treffliche Beispiele. Paul Thumann in der Malerei, Paul Heyse in der Dichtkunst und Mendelssohn in der Musik, deren im übrigen reizvollen Schöpfungen eben der geschilderte Beigeschmack anklebt.

Was unwahr erscheint, kann auch nicht trösten, ebensowenig wie die Hoffnungen, die ein Arzt in uns erwecken will, dessen Wissenschaft sich vor unseren Blicken als fadenscheinig erwiesen hat. Die alte Kunst wird also zum Kindermärchen, und eine Weile herrscht nun die Wahrheit, die gleichfalls trostlose, aber die doch unserem wissenschaftlichen Gewissen Genüge tut. Aber da der Mensch nicht ohne Trost leben kann, so ist der Naturalismus immer nur eine Phase. Wieder entdeckt menschliche Genialität, natürlich dem Künstler unbewußt, einen Punkt, wo das Ideal einen Schlupfwinkel findet, und wir müssen im Interesse der armen Menschheit hoffen, daß es deren immer noch neue gibt, aus wievielen Winkeln die Spürnase der Naturwissenschaft es auch schon vertrieben hat. Denn ohne Kunst kein menschenwürdiges Dasein.

Auch viele sogenannte Naturalisten idealisieren übrigens noch stark, nur daß eben ihre Ideale in der Tendenz der Zeit liegen. Bei Maupassant ist dies leicht zu erweisen.

Digitized by Google

L'inutile beauté.

Von M. Trott (Genf).

Lisa war eben aufgewacht. Es war noch alles ganz still. Ein Sonnenstrahl schlich sich durch die geschlossenen Vorhänge. Lisa schloß halb die Lider, um ihn in ihren Augen spielen zu lassen. Sie fühlte sich so wohl, so ruhig .... Nicht gleich aufstehen — der schwere Tag fing immer noch früh genug an. Es war übrigens ein schöner Tag, wie es schien — endlich Frühling. Lisa hob etwas den Kopf nach dem Fenster, aber bald ließ sie ihn wieder auf ihrem Arm ruhen. Ihr Gesicht streifte dabei ihre Schulter, es war beinahe wie eine Liebkosung. Wie weich die Haut, so weich — fast möchte sie die Schulter küssen! Sie denkt, wie neulich abends während der Klavierstunde die Mutter ihrer Schülerin ins Zimmer kam, um Adieu zu sagen, bevor sie zu einem der letzten Diners der Saison ging. Sie trug ein ausgeschnittenes Kleid .... und diese Schultern! Dieser Hals! So mager, so häßlich. Lisa lacht leise vor sich hin; wie kann man da ein ausgeschnittenes Kleid tragen! Aber eine Bitterkeit mischt sich in ihr Lachen ... ihre Schultern sind schön, aber niemand weiß davon. O! was für ein Leben! Erst das beharrliche Studium in der Klavierschule, und dann Stunden geben. Und die Eltern sterben, und es beginnt das armselige Leben im „Heim", das von einem Heim nur den Namen hat; besser ist es schon jetzt in der kleinen Wohnung, die sie mit einer älteren Lehrerin teilt. Aber von morgens bis abends die Stunden, das Sorgen ums tägliche Brot .... und die Jahre vergehen. So oft, wenn sie in der Straßenbahn fuhr oder in der III. Klasse eines Vorortzuges saß, hat sie an eine schöne Zukunft gedacht. An die harte Wand gelehnt und leise gewiegt, hatte sie sich so vieles ausgemalt; es waren manchmal Arbeiter im Coupé, die roh aussahen und untereinander roh sprachen — ein Geruch nach Schweiß und Alkohol —, aber sie merkte nichts, in ihre Träume vertieft, den Blick im fernen Horizont verloren. Sie dachte sich liebend und geliebt. Sie sah sich in einer hübschen Wohnung — alles geschmackvoll und harmonisch — ein gemütlicher kleiner Erker — Blumen auf dem Fensterbrett und einen weiten Blick zwischen Birkenstämmen hindurch ins Grüne, und Vögel singen, und die Luft ist klar, alles ist heiter und friedlich; jemand ist bei ihr, der für sie mit inniger Güte sorgt und sie beschützt; zarte, liebe Worte hört sie, und hübsche kleine Kinder sagen „Mama". Oder sie ist in einem ganz einfachen Zimmer; ihr Mann ist arm, sehr arm, und so fleißig; er arbeitet mit soviel Mut; vielleicht schreibt er, oder er malt, oder er komponiert, und sie gibt Stunden, aber mit soviel Freude im Herzen. Wenn sie nach Hause kommt, macht sie alles nett und freundlich für ihn; auch eine Dachkammer kann freundlich sein, und wo man glücklich ist, was entbehrt man denn da! Zu zweien fühlen, zu zweien denken, sich alles erzählen .... Wie schön wäre es! Auch Sorgen wären leicht zu tragen, und es würde schon alles gut sein, wo jeder sich selbst nichts gönnt, um dem anderen etwas zu gönnen. Oder sie träumte sich reich, auf einer schönen Hochzeitsreise, in den schönen fernen Ländern, wovon sie gelesen, in Neapel oder in Venedig, mit ihm in einer Gondel.

Aber was! er würde doch nie kommen; wie alt war sie denn nun ... 28; in drei Monaten 29 sogar, das heißt bald im dreißigsten Jahr, ach! so bald. Adieu die Jugend! — Und sie war doch schön, schön! Heftig riß Lisa einen kleinen Spiegel vom Tischchen und legte ihn auf die Bettdecke ... Wie schön das gold-braune Haar, solch eine schwere Masse — sie ließ die schlanken weißen Finger darin spielen —, groß die Schultern und die Arme so voll, so üppig, weiß und doch rosig, von solch einer gesunden, feinen Farbe. Sie warf den Spiegel fort und stand auf. Die kleine Wohnung hatte kein Badezimmer. Sie lief zu ihrem Waschtisch und, stehend in der Schüssel, die sie als Tub benutzte, ließ sie das kalte Wasser über ihren schlanken Körper fließen. Der kleine Sonnenstrahl, der im Zimmer spielte, fiel ganz hell in den Spiegel: sie sah sich ... in ihrer vollen Schönheit: ja schön, so schön war sie, und diese Schönheit würde bald vergehen, ungesehen und unbewundert. Mager, zerfallen und gelb würde sie werden, so trocken und dürr wie das alte Fräulein, das sie im Nebenzimmer hörte. Die war auch ein hübsches frisches Mädchen gewesen; es waren auf dem Schreibtische und der Kommode Photographien aus alten Jahren, aber wer würde jetzt das anmutige Antlitz erkennen, das dort in den Familiengruppen so freundlich lächelt! Das harte Fräulein mit dem gelben verbitterten Gesicht kann sich selbst nicht mehr erkennen. Und so schnell flieht die Zeit — und so wird sie werden!

Mit Wut fast wendet sie sich um. Sie muß eilen, eilen. Drei Stunden heute morgen, dann essen gehen in den Damenklub, dann nach Nymphenburg fahren und vor 6 zurück sein zur Stunde beim Kommerzienrat, in der Ludwigsstraße. Oben, im selben Haus, wohnt ein Leutnant; wie er sie immer ansieht, wenn er ihr auf der Treppe begegnet; und er muß sich gemerkt haben, wann sie dort hingeht, denn er trifft sie immer! Unangenehm ... Gott, wie in der Großstadt ein anständiges Mädchen es doch schwer hat!

— — — — — — — — — — —

Um 7 Uhr, an diesem Abend, als Lisa die Wohnung der Kommerzienrätin verließ, hörte sie auch bald auf der Treppe das Klirren des Degens. Der Leutnant kam hinauf. Sie stieg langsam die Stufen hinab und knöpfte sich den

Digitized by Google

Handschuh zu. Als er näher kam und stehen blieb, um sie vorbei gehen zu lassen, hob sie den Kopf und sah ihn zum ersten Mal an; ein leises Lächeln huschte auf ihren Lippen . . . und rasch ging sie hinunter. Auf der Straße blieb sie einen Augenblick stehen. Nein, nach links, nach der Stadt, wo ihre Wohnung in der engen Gasse lag, wollte sie nicht gleich; noch nicht; ein zu köstlicher Abend, so mild schon und so klar: Frühling, Frühling! Sie bog nach rechts, nach dem Englischen Park zu. Die Straßen wurden einsamer, aber hinter sich hörte sie immer einen Schritt. Sie wußte, wer es war . . . und sie entfernte sich nicht.

— — — — — — — — — — —

Es ist Mai. Spät abends. Lisa öffnet leise die Tür; leise geht sie durch den den Korridor nach ihrem Zimmer. Sie will die Freundin nicht wecken. Mit Unwillen denkt sie, wie sie immer fragt, ach! so viel fragt — wo sie gewesen — was sie getan. — Ganz leise geht sie in ihrem Zimmer herum, ordnet dies und das, faltet die Bettdecke und zieht sich aus. Im Korsett steht sie vor dem kleinen Toilettentisch und nimmt sorgfältig die langen Nadeln aus ihrem Haar. Plötzlich bleibt ihr Blick auf ihrem Bild im Spiegel: das flackernde Kerzenlicht läßt das Haar rötlich schimmern; das seidene Band, das sie selbst genäht, um das Hemd hübsch zu verschließen, ist von der Schulter auf den Arm heruntergeglitten, und die Brust ist frei . . . Geküßt worden sind die üppigen Schultern, die runde Brust, die roten Lippen! Sie ist eine Blume in ihrer schönsten Blüte, und die Blume wird nicht verwelken, ungepflückt. Den Kopf siegesstolz zurück, die Arme halb ausgebreitet, mit offenen Händen steht sie da mit glänzenden Augen . . .

„Und nachher? Was dann? . . .“

Sie lacht kurz auf und zuckt die Achseln. Nachher? Was dann! Vita brevis! Die Tage, die Jahre können kommen und gehen, im Alter wird wenigstens eine Erinnerung bleiben: wie sie jung und frisch und schön gewesen, und nicht nur für sich allein.

Verse eines Philosophen.

Von **Jean Marie Guyau.**

Autorisierte Übersetzung von **Th. Sternberg** (Berlin).

Guyau war ein Dichterphilosoph gleich Nietzsche, in Gedanken und Stimmungen ihm nah verwandt. Sie haben einander beeinflußt, obwohl jeder nur ganz weniges vom andern kannte. Ihre Lebenskreise kreuzten sich, ohne sie jemals in persönliche Berührung zu bringen. Beide weilten zur gleichen Zeit und brachten manche Stunde blätternd und lesend in der gleichen Buchhandlung in Monte Carlo zu, wo am 31. März 1888 nach einem reichen Leben die Schwindsucht den 33-jährigen Guyau wegraffte. Er schrieb: Die Moral Epikurs und die Gegenwart, 3. Auflage 1886; Die heutige englische Moral, 6. Aufl. 1901; Entwurf einer Moral ohne Pflicht und Zwang, 5. Aufl. 1903; Die Irreligion der Zukunft, 7. Aufl. 1904; Die Kunst vom soziologischen Standpunkt, 5. Aufl. 1902; Erziehung und Vererbung, 5. Aufl. 1900; Die Entstehung der Zeitvorstellung, 2. Aufl. 1898, und manches andere. Seinen „Vers d'un philosophe“, 5. verm. Aufl. 1906, sind mit freundlicher Bewilligung der Guyauschen Erben und des Verlegers, Herrn Felix Alcan, Paris, die folgenden drei Gedichte entnommen mit dem Wunsch, dieser feinen und tiefen Poesie das Gehör der Deutschen zu gewinnen, auf das ihr Schöpfer, der Verehrer Kants und Fichtes, gehofft hat.

Forschungsreise.

(Voyage de recherche.)

Ein Knabe, hing ich nebulosen Fernen
Und fabelhaften Abenteuern nach,
Wo unter unentdeckten lichten Sternen
Sich nie befahrnen Meeres Woge brach.

Mich trieb's, zu schweifen, suchen, hinzugeben
Mich selbst im Kampf um ungeahnten Preis,
Hinströmend meine Kraft, das rote Leben,
Das pochend durch die Schläfen rann und heiß.

Da eines Tags erschien dem sinnenden Auge
Ein Horizont, viel lockender noch und viel
Erhabener und viel ferner . . . . der da tauge
Weit besser als des Strebens würdig Ziel.

Ich sah der Wahrheit ungeheure Leuchte,
Und unbeschreiblich Hoffen hob mein Herz,
Das sich ihr nah nicht, aber sicher deuchte
Sich ihr zu nahn im Wandern . . . sonnenwärts, —

Lang' lange Wandrung. — Ewiges Verheißen
Verjagt den Zweifel, daß er ganz nie raubt
Die Zuversicht. — Da sah ich mich ergreifen,
Und glühend sank das taumelschwere Haupt.

Doch stolze Hoffnung schwoll, fühlt' ich mich bluten.
„Sieg ohne Wunden?“ lacht' ich; und herbei
Rief ich auf mich des Leidens schwarze Fluten,
Wahrheit! Auf daß ich deiner würdig sei.

Hin ist mein Tag. Mein Leben: blasse Träume.
Die Hoffnung hin — ein andres Ziel ist nah.
Verdüstert liegen jene fernen Säume
Des Horizonts, die einst ich leuchten sah.

Digitized by Google

Und ach, was bleibt mir? Welch Gewinnen?
Sei's auch Gedenken nur, ein Trümmerstück;
Wehmütig Labsal rückgewandtem Sinnen . . . . .
Ein einziger voller Wahrheitsstrahlenblick?

Nein. Nur ein Nein. Nicht Wahrheit. Nun
und nimmer
Der Friede, den Gewißheit in uns senkt.
Doch — — der Unendlichkeit ein Blitzesschimmer
Trifft ins berauschte Herz, das er zersprengt.

Des Denkers Tagwerk.

(La tâche du philosophe.)

Sechs Uhr. Es läutet hallend in der Runde.
Arbeiter! Euch ein täglich neues Fest,
Die teure, lautbegrüßte Feierstunde,
Die aus der dumpfen Werkstatt euch entläßt.

Nun labt die Brust aufatmend sich im Freien,
Die Männer pfeifend, singend heimwärts ziehn.
Die Mädchenschar in langen bunten Reihen
Eilt lachend, schwatzend Arm in Arm dahin.

Und jedes denkt: „Zu End ist heut die Plage.“ —
Nur mir allein winkt nie ein Ziel am Tage
Lang wie das Leben und der Menschheit Sehnen.

Im sterbensmüden Hirne Tag und Nacht
Das Denken pocht und scheucht mich auf und wacht
Behexend, qualvoll, ein unendlich Wähnen.

Sternschnuppenfall.

(Etoiles filantes.)

Linde, blaue Sommernacht, — —
Reich vom Sternenkranz umrungen
Zu meinen Häupten des Himmels Pracht,
Sich dehnend in endlose Dämmerungen.

Fliehende Lichter, ein zahllos Heer
Erblitzten in azurner Ferne — —
Der Himmel schweigend, rätselschwer,
Voller sterbender Sterne . . . .

Blitzten auf, blitzten vorbei
Gleitend in zitterndem Schimmer.
Dann — tot im toten Einerlei
Verglommen, verlöscht auf immer.

Stäubchen von Welten, im Atherreich
Einst geformt und vernichtet wieder,
Stürzten, verflogenen Vögeln gleich,
Matt und wund aus der Höhe nieder.

Auf schreckt' ich. In der Ferne dort
War mir's, als hört ich dumpfes Flüstern, —
Verschollenen Ruf, verwehtes Wort,
Veratmend im Gewölk, im düstern.

Am Himmel flackernd Flammenschein,
Der fallenden Sterne Gefunkel — —
Zu meinen Füßen die Erde allein,
Unbewegt und dunkel.

Sie schritt ihren Weg auf dem blauen Samt,
Sie sah nicht die sprühenden Sternengarben,
Die an ihrem Busen sich entflammt
Und jetzt an ihrem Leuchten starben.

Sie schritt ihren Weg auf dem blauen Samt —
Ich zählte die ziehenden Funken,
Sie schritt ihren Weg auf dem blauen Samt —
Ich saß und sann, in Träume tief versunken.

Trümmer von wanderndem Sternengeschlecht,
Was soll euer flüchtig Entbrennen? . . . .
Die alten Legenden haben wohl recht,
Die euch irrende Seelen nennen.

Eintagslichtlein, wie ihr es seid,
Ist unser Geist und sein Forschen und Denken;
Rastlos ersehnt er, in Raum und Zeit
Leuchtend erleuchtend sich zu versenken.

Wer ihn erschaut in seiner Macht,
Muß er sich nicht in Ehrfurcht neigen? — —
Dem Flämmchen, wirbelnd durch die Nacht
Des All in sinnlos totem Reigen

Suchend und suchend das Ziel der Welt,
Selbst in der Welt nur ein flimmernd Schwirren,
Jäh und fahl es das Dunkel erhellt,
In dem die Sonnenwelten irren,

Sinkt in Asche, bröckelt und dorrt,
Und wieder die Nacht ohne Träume — —
Die Erde dreht und dreht sich fort
Und schleicht durch die unermess'nen Räume . . .

Fünkchen du, das aus Menschenhirn
Verglimmend ins Dunkel gescheuchte,
Wirst du einst prangen, ein siegreich Gestirn,
Hehr, als ewige Leuchte?

Niemals, denk ich. Die Sterne all
Werden blaß und ermatten.
Mit den wimmelnden Menschen der Erdenball
Zieht seinen Weg durch des Weltraums Schatten.

Und das Hoffen dasselbe je und je;
Die Blicke gen Himmel, ein währendes Sehnen —
Seele zeuch hin, entschwinde, vergeh
In des Abgrunds „Ewigkeit“ starrem Gähnen.

Digitized by Google

Miszellen.

Ein Brief an Frau Gioconda.

Verehrteste signora,

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, sich ein wenig entführen zu lassen. Man hat schon viel von Prinzessinnen gehört — meistens sind es Amerikanerinnen — die sich von mutigen Männern überreden lassen — meistens sind es Chauffeure. Vielleicht war auch jener Mann ein solcher, der waghalsig genug war, Sie in seine Arme zu nehmen. Als Sie so viel von den Prinzessinnen hörten, da bekamen Sie endlich auch Lust dazu. Ich kann mir sehr gut denken, daß Sie sich in dem einen Salon, in welchem Sie schon jahrzehntelang die Verbeugungen der Besucher entgegennahmen, schließlich ein wenig langweilten. Beinahe ununterbrochen hielten Sie sich in dem einen und noch dazu sehr kleinen Salon auf: nur ab und zu gingen Sie zum Photographen. Es werden die einzigen freudigen Augenblicke Ihres etwas einförmigen Lebens gewesen sein: da Sie an den Aufnahmen bemerkten, daß Sie ja garnicht alterten ... Dieses ewige Jungbleiben wird Sie etwas verwirrt haben. Ich kann das sehr gut verstehen. Und als da ein Abenteurer vor Sie hintrat und Sie fragte, ob Sie sich entführen lassen wollten, da lächelten Sie so, daß er ein Ja heraushörte. Vielleicht haben Sie sich sogar ein wenig in ihn verliebt: denn schließlich bringt das nicht jeder fertig, Ihnen einen solchen Vorschlag zu machen. —

Doch bin ich überzeugt, daß alles mit Ihrer Erlaubnis geschehen ist. Sie sind sicherlich nicht die Frau, die sich so ohne weiteres ganz einfach entführen ließe. Er muß Ihnen ausnehmend gut gefallen haben, der Eroberer. Wer weiß, welche Absichten Sie nun mit ihm haben. Vielleicht nehmen Sie ihn sogar mit über das große Wasser? Doch ist es bei der Sorglosigkeit, mit der Sie über die Welt, bei der Gleichgültigkeit, mit der Sie über ihren Klatsch denken — man sieht das alles Ihren Mundwinkeln an, signora — es ist da nicht unmöglich, daß Sie bereits unterwegs von Ihrem Liebhaber genug haben. Ich kann mir so gut vorstellen, daß Sie auf die Dauer ein Verliebter sehr langweilt; auch das sieht man Ihren Mundwinkeln an. Es wird Ihnen da leicht fallen, ganz einfach zu wechseln. Sie haben beinahe Millionen Verehrer. Und auch das sieht man Ihnen übrigens an, daß Sie es selbst sehr genau wissen. —

Um die Wahrheit zu sagen: Ihr so beruhigtes Lächeln hat mich immer sehr beunruhigt. Je öfter ich Sie sah, umsomehr. Jetzt glaube ich sogar, daß Sie schon seit langem auf den Mann warten, der ein kleines Intermezzo mit Ihnen wagen wollte. Als Sie das erstemal so lächelten, wie Sie es hoffentlich heute auch noch tun — es sind schon mehr als nahezu vierhundert Jahre her — lag bereits wer weiß welch verwegener Plan hinter Ihrer Stirn. Ich glaube auch, daß Herr Leonardo selbst immer mehr gestaunt haben dürfte, je länger er Sie so lächeln sah. —

Signora, nehmen Sie mir meinen Brief nicht übel. Ich will Ihnen auch sicherlich nicht die Flitterwochen verderben. Ich stelle mir vor, wie königlich Sie sich jetzt unterhalten. Besonders mit Ihrem Liebsten, der erst so mutig war, und jetzt wohl immer zaghafter werden dürfte, je länger er so ganz allein neben Ihnen ist. Und auch das wird Ihnen sicherlich viel Freude machen, daß Sie sehen, wie toll die Welt wird, nur weil Sie den Einfall hatten, einmal einen kleinen Ausflug ins Lustige zu verabreden. Aber, signora, es geht um Ihr Leben. Ihre Augen können einen Mann wahnsinnig machen. Immerhin wäre ja dies nicht sehr gefährlich. Etwas weiteres kann aber gefährlich sein: Sie dürften wahrscheinlich um so gelangweilter, um so kälter werden, je leidenschaftlicher der andre wird. Da kann Fürchterliches geschehen. Da kann er krank werden, sich vergessen und Sie umbringen. Deswegen bitte ich Sie verzweifelt: kommen Sie! Sie freuen sich jetzt im Freien. Aber, in Ihrem Salon waren Sie doch auch mehr oder weniger im Freien. Nachgewiesenermaßen ist Ihre Bewachung nicht eine allzu strenge. Nur wenn Ihre Diener einmal vergessen sollten, einzuschlafen, machen Sie einen kleinen Rundgang durch den Saal ... Kommen Sie!

Beachten Sie doch, daß Ihr Salon in Paris steht. Und Paris ist seit jeher sehr galant den Damen gegenüber. Sie haben dort völlige Bewegungsfreiheit. Und auch der Unterstaatssekretär für die schönen Künste, Monsieur Dujardin-Beaumetz, hat sich als sehr galant erwiesen. Er wird Ihnen also sicherlich keine Schwierigkeiten machen, wenn Sie einmal wieder die Sehnsucht haben sollten ... Kommen Sie!

Theodor Tagger.

Theater und Musik.

Vom **Wiener Burgtheater** (Siegfried der Cherusker — Prinz Friedrich von Homburg). Baron Berger's Burgtheater-Erneuerung drückt sich darin aus, daß er einen toten Kainz durch einen lebendigen Herrn Höbling ersetzte und an der Stelle, wo einst die jauchzendste Kunst der gegenwärtigen Schauspielerei sich entfaltete, eine kitschige Provinzgefälligkeit agieren läßt. Es wäre kleinlich, in einer Bilanz über Baron Bergers Wirken diesen Fehlgriff als ersten Posten anzuführen, wenn er für dieses Wirken nicht typisch wäre. Baron Berger behauptet nämlich, das Burgtheater hätte so überragende Bedeutung, daß es auf „Stars" füglich verzichten könne, und vergißt dabei offenbar, daß die überragende Bedeutung des Burgtheaters ohne überragend bedeutende Schauspielkräfte in das Nichts ruinenhafter Erinnerungen zusammenbrechen muß. Wien war und ist jedoch keine Stadt des Schauspiels, sondern eine Stadt der Schauspieler, und die Interesselosigkeit des Wiener Publikums am Hoftheater hat seinen Grund in der Uninteressantheit der Mimen, die an dieser Bühne spielen. Für das Kunstleben Wiens ist es darum gleichgiltig, ob am Franzensring eine geschichtsklitternde Nichtigkeit wie Wilbrandts „Siegfried der Cherusker" oder eine menschlich so tief ergreifende Herrlichkeit wie Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" aufgeführt wird. Das Publikum weiß mit dieser wie mit jener Darstellung nichts anzufangen und sieht seine teilnahmslose Verworrenheit noch dadurch erhöht, daß man den Prinzen von Homburg im Hurraton Siegfried des Cheruskers gibt und an die Stelle der erschütternden Tragödie vom jungen Helden, den die Lust zu leben zum Feigling macht, ein säbelklirrendes Reiter- und Ritterstück schiebt. Das läßt auf einen Mangel an künstlerisch nachfühlendem Taktsinn schließen, der viel schlimmer als ein Fehlengagement ist, schlimmer als die Aufführung von „Siegfried der Cherusker", für die man ja immerhin noch die Ausrede pietätvoller Verpflichtung vorschützen konnte.

Aus Pietät gegen den toten, sterilen Wilbrandt hat Baron Berger dem lebendigen Andenken des schaffenskräftigen Wilbrandt einen Stein nachgeworfen, der unsere dankbare Erinnerung für den Dichter des „Meister von Palmyra" bedenklich schwer belastet. Denn diese fünf Akte, deren unsägliche Langeweile den Anspruch hätte, zwei Burgtheaterabende zu füllen, bringen nichts, was nicht jeder von der Schulbank her wußte und sich selbst mit bescheidenem Verstand ausrechnen könnte: solange die Germanen einig sind, siegen sie über die Römer, und die Römer triumphieren, sobald Hader, Mißgunst und Scheelsucht die Germanen entzweien. Nicht einmal für die Notwendigkeit dieser Zwietracht ist irgendeine tieferschürfende Motivierung gesucht, die ja ohnehin auf der flachen Hand liegt. Warum Segert ein Römling ist, findet ebenso wie die enthusiastische Vaterlandsliebe seiner Tochter Thusnelda nur die eine Begründung: Legende und Historie begründen es so. Aber erst wenn der Dichter zum grübelnden Zweifler an der Richtigkeit von Legende und Historie wird, bilden sich ihm die Gestalten der Geschichte zu symbolischen Trägern eines Lebensgesetzes um, verknüpft sich die lockere Reihe von Geschichtsbildern zum Bild der Geschichte, zur

Digitized by Google

gesetzmäßigen und menschlichen Entfaltung einer Daseinsnotwendigkeit, Wilbrandts Hermanndrama bestätigt unsere historische Kenntnis, aber sie bereichert nicht unser Wissen um menschliches Wesen, und darum bedeutet sie eine überflüssige Wiederholung, die durch die peinliche Melodramatik des Herrn Höbling als Siegfried und die Gleichgültigkeit der Übrigen zum Ärgernis wurde.

Daß es auch „Prinz Friedrich von Homburg" werden konnte, ist ein Kunststück, das der einfallslosen Regie des Baron Berger vorbehalten blieb, der es geradezu virtuos verstand, das bezwingende Schicksal des Prinzen Friedrich durch ein sinnloses Soldaten-Trara zu überdröhnen. Ein Schlachtenstück statt einer Menschlichkeit war das Ergebnis einer Spielleitung, die die Hände in den Schoß legt, nicht zu steigern und zurückzudrängen, drastisch zu prägen und bescheiden zu verwischen vermag, sondern einen Kommißknopf für ebenso wichtig nimmt wie den Angstschrei eines gepeinigten Herzens. Dieses Herz war allerdings nur ein monotones Uhrwerk, das dem Herrn Gerasch in der Brust tickte und mit dem Prinzen von Homburg ebensoviel gemein hatte, wie diese ganze Aufführung mit dem „Prinzen von Homburg".

Dr. Hans Wantoch.

Wissenschaftliche Nachrichten.

Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin. Für internationale Vereinigungen gehören regelmäßig wiederkehrende internationale Kongresse zu dem, was man den „Atem des Vereinskörpers" nennen könnte — in Variation des bekannten, jüngst in Hamburg getanen Ausspruches des deutschen Kaisers, der den Verkehr und Handel des Staates als den „Atem des Staatskörpers" kennzeichnete. So hat auch für die Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre der große internationale Kongreß, den sie kürzlich (vom 3. bis 8. September) in Heidelberg veranstaltete, die Bedeutung eines tiefen, neubelebenden Atemzuges. Die Schöpfung der Vereinigung — sie wurde im Jahre 1895 von Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer in Berlin gegründet, der auch heute noch an ihrer Spitze steht, — war eine verdienstvolle Tat, vor allem insofern, als die vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, die damals noch sehr stiefmütterlich behandelt wurde, nunmehr eine neue Pflegestätte fand, und hierbei neben der Rechtswissenschaft der Volkswirtschaftslehre die ihr gebührende volle Mitberücksichtigung zu Teil wurde. Vor sechzehn Jahren ins Leben getreten und nunmehr zur „plena pubertas" herangereift, nur mit den Worten des Vaters der Vereinigung zu sprechen, hat der Verein jetzt zum ersten Male seine Mitglieder aus aller Welt zu einer großen internationalen Tagung versammelt. Der damit unternommene Versuch, den Kreis der Mittel, durch die sich die Vereinigung bisher betätigt hat, — es sind dies die monatlichen Mitgliederversammlungen in Berlin und die monatlich erscheinenden „Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre" — zu erweitern, darf als glänzend gelungen angesehen werden. Zu diesem Erfolge hat natürlich der Umstand viel beigetragen, daß dem Leitmotiv der Vereinigung, das in ihrem Wahlspruch: „Durch Rechtsvergleichung zur Rechtsausgleichung" zum Ausdruck kommt, eine gewaltige werbende Kraft innewohnt, die wohl auf keinen modernen Juristen ihre Wirkung verfehlt. Hauptursache für das Gelingen des Kongresses war jedoch dessen vorzügliche Organisation: vor allem die Aufstellung eines an wissenschaftlichen Vorträgen und geselligen Veranstaltungen reichen — fast überreichen — Kongreßprogramms und die glückliche Wahl des Kongreßortes Heidelberg. Aus dem Arbeitsprogramm, das in sechs Sektionen bewältigt wurde, seien die Vorträge über folgende Gegenstände genannt: Der Gerechtigkeitsbegriff und die Rechtsforschung (Prof. Dr. Friedrich, Gießen); Das Wesen des Rechts der Rechtsordnungen (Prof. Dr. Affolter, Heidelberg); Wesen und Grenzen der Rechtsvergleichung (Privatdozent Dr. Holldack, Leipzig); Das altrömische Familienrecht vom Standpunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft (Prof. Dr. Bernhöft, Rostock); Die serbische Familiengenossenschaft „Zadruga" (Professor Dr. Peritch, Belgrad); Das Problem der Auslese in seiner Bedeutung für die Sozialpolitik (Prof. Dr. von Wiese und Kaiserswaldau, Hannover); Das Auswanderungswesen (Staatsrat Prof. Dr. Brunialti, Rom); Das Privatrecht im sozialen Kampfe (Prof. Dr. Heinsheimer, Heidelberg); Vorbereitende Studien für ein Welt-Patentrecht und Welt-Markenrecht (Justizrat Dr. Edwin Katz, Berlin); Das Welt-Wechselrecht und der Haager Vorentwurf (Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer, Berlin); Reformen und Reformprojekte in Heidelberg und Mannheim als Vorläufer der Einführung der Gewerbefreiheit in Deutschland (Prof. Dr. Koehne, Berlin); Die Systeme der Sozialversicherung in den Kulturstaaten (Prof. Dr. Manes, Berlin); Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich? (Dr. Rudolf Broda, Paris); Internationales Genossenschaftswesen (Ökonomierat Beelitz, Garden in Pommern); Die Nationalität der juristischen Personen (Reichsgerichtsrat Dr. Neukamp, Leipzig); Das Recht der Obligationen im internationalen Privatrecht (Prof. Dr. Jitta, Amsterdam); Die Bevorzugung der einheimischen Rechtsnormen im internationalen Privatrecht (Prof. Dr. Tilsch, Prag); Das anglo-amerikanische internationale Privatrecht im Vergleiche zu dem des europäischen Kontinents (Arthur K. Kuhn, Counsellor at Law New-York); Internationales Vormundschaftsrecht (Advokat Dr. Horn, Paris); Das internationale Eherecht Serbiens (Prof. Dr. Peritch, Belgrad); Der internationale Austausch und die Menge des im Umlauf befindlichen Papiergeldes (Prof. Supercaseaux, Santiago, Chile); Die Bedeutung der Rechtsvergleichung für die Zivilprozeßreform (Prof. Dr. Mendelssohn-Bartholdy, Würzburg); Die Vollstreckung ausländischer Urteile (Prof. Dr. Sperl, Wien); Der Schutz der unteren Volksklassen im Strafrecht (Prof. Dr. Vambéry, Budapest); Umwälzungen im modernen englischen Strafprozeß (Dr. Baty, Barrister at Law, London); Der Entwurf einer italienischen Strafprozeßordnung (Dr. Martina, Rom); Wahlrechtsprobleme (Prof. Dr. Nagy von Ettevény, Kassa, Ungarn); Die Proportionalvertretung in der Theorie und in der verfassungsmäßigen Anwendung (Prof. Dr. Tambaro, Neapel); Luftrechtliche Gedanken in der Vergangenheit (Prof. Dr. Hollatz, Neuchâtel); Grundlage und Grenzen einer internationalen Regelung der Luftschiffahrt (Prof. Dr. Pranzataro, Neapel); Angewandte Ethnologie in der Kolonialpolitik (Dr. Thurnwald, Berlin); Das Ergebnis der vom Reichskolonialamt veranstalteten Umfrage zur Feststellung des Eingeborenenrechts (Geh. Oberregierungsrat Gerstmeyer, Berlin). Auf Anregung des Herrn Hofrats Skarzynski in Petersburg wurde von der Vereinigung die Bestellung einer Kommission zur Erforschung der Ergebnisse der Alkoholgesetzgebung in den verschiedenen Staaten beschlossen. Ferner wurde für die Erforschung und Lösung luftrechtlicher Probleme eine Kommission gegründet, ihr gehören an: Prof. Dr. Sperl für Österreich; Prof. Dr. Neumayer für Deutschland; Prof. Dr. Meili und Prof. Dr. Hollatz für die Schweiz; Prof. Pranzataro für Italien und Counsellor at Law Kuhn für Amerika. Angesichts des glänzenden Verlaufs dieses ersten internationalen Kongresses der Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre wurde der einmütige Beschluß gefaßt, derartige Kongresse zu einer ständigen, alle zwei bis drei Jahre wiederkehrenden Veranstaltung der Vereinigung zu machen.

Leider verbietet uns der Raum, den Inhalt der einzelnen Vorträge auch nur in großen Zügen wiederzugeben; das demnächst erscheinende „Kongreßbuch" wird alle Referate und Diskussionsbeiträge im Wortlaut enthalten.

Privatdozent Dr. P. Rumpel.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Emile Hayem, Menace prussienne. La riposte. Paris 1911.

Max Ludwig, Der Kaiser. Roman. Verlag Albert Langen, München 1911.

Dr. Walter Anderssen, Der Wert der Rechtsgeschichte und seine Grenzen. Eine akademische Antrittsrede. Verlag von Edwin Frankfurter, Lausanne und Leipzig 1911.

A. Zeiler, Ein Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier), München und Berlin 1911.

Österreichische Zeitschrift für Eisenbahnrecht, herausgegeben von Paul Hopfgartner und Heinrich Juster. I. Band, 1. Heft. Verlag von Moritz Perles, Wien 1911.

Ferdinand Schröder, Der Luftflug. Geschichte und Recht. Verlag von Franz Vahlen, Berlin 1911.

Oskar Häring, Die Todesstrafe. Verlag von O. Häring, Berlin 1911.

Oskar Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Insel-Verlag, Leipzig 1911.

Wilhelm Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1911.

Dr. Karl H. Bernsten, Das Seekriegsrecht. Verlag von Franz Vahlen, Berlin 1911.

Zur gefl. Beachtung!

Alle die Redaktion betreffenden Sendungen, wie Manuskripte, Rezensions-Exemplare sind nur zu richten an den Herausgeber Universitätsprofessor Dr. Harry Hollatz, Schloß Peseux bei Neuchâtel.

An unsere Leser.

Mit dem neuen Vierteljahr gehen Verlag und Leitung der „Gegenwart" an die Unterzeichneten über.

Es wird unser Streben sein, die „Gegenwart" im Geiste Paul Lindaus, der sie im Jahre 1872 ins Leben rief, und der ihren Ruf begründete, weiterzuführen und das Ansehen, dessen sie sich während der Jahrzehnte ihres bisherigen Bestehens erfreute, zu bewahren und zu mehren.

Gemäß ihrer alten Tradition wird die „Gegenwart" bemüht sein, auch in Zukunft sich ihre Unabhängigkeit in allen Fragen des Kulturlebens, insbesondere auf politischem Gebiete zu erhalten.

Der Inhalt wird hinfort eine Erweiterung erfahren durch die in jeder Nummer wiederkehrende Rubrik „Wissenschaftliche Nachrichten". Wir werden an dieser Stelle Berichte über wichtige wissenschaftliche Gesellschaften und Kongresse und Personalnotizen bringen.

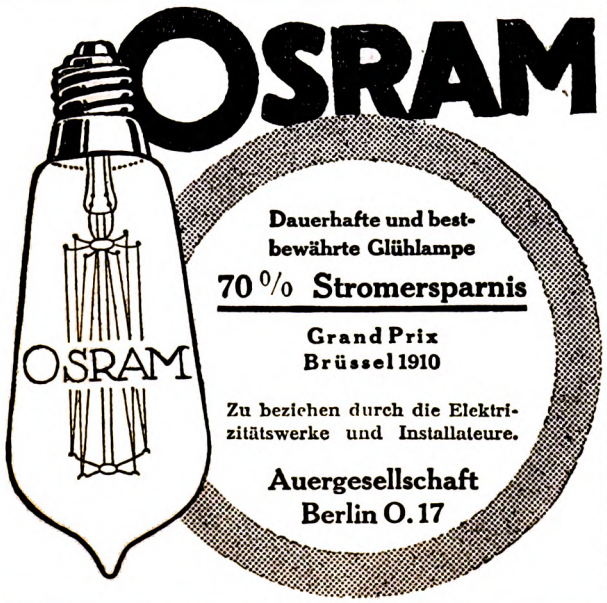
Der Verlag der Gegenwart:
M. Verderame in Berlin-Steglitz, Arndtstr. 34.

Die Redaktion der Gegenwart:
Universitätsprofessor
Dr. Harry Hollatz auf Schloß Peseux bei Neuchâtel.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über die im Winter-Semester 1911/12 an der **Juristischen Fakultät** der Universität **Neuchâtel in deutscher Sprache** stattfindenden Vorlesungen und Übungen bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



Verantwortlicher Redakteur: Max Rumpel, Berlin-Oberschöneweide. — Verlag „Die Gegenwart", Berlin-Steglitz, Arndtstraße 34.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 42. Berlin, den 14. Oktober 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Alte und neue Gotteskindschaft.

Von * * *

Wir Neueren sind alle Suchende. Wir sind nicht mehr zufrieden mit dem, was man uns gelehrt hat, und haben die Wahrheit, die allein unsern Erkenntnisdrang befriedigen könnte, noch nicht gefunden. Auf den Ruinen überlebter Welt- und Lebensanschauungen, die einst einer gläubigen Menschheit ein sorgenfreies geistiges Dasein und Schutz gegen alle Zweifel gewährten, stehen wir, unschlüssig, wohin wir die Schritte wenden sollen. Wo liegen die neuen Gefilde, auf denen wir uns wieder wohnlich ansiedeln können? Warum waren wir überhaupt unzufrieden mit unserm früheren Dasein geworden, das doch mit Aufwand des größten Scharfsinnes danach eingerichtet war, daß wirs recht bequem haben sollten, und hätten haben können? Wir brauchten nichts weiter zu tun, als für die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu sorgen, und dabei einander behilflich zu sein, und brauchten uns auch harmlose Genüsse und Vergnügungen nicht zu versagen. Über ernste Fragen, die die Rätsel des Daseins und unser Verhältnis zu dem Weltenschöpfer betreffen, hatten wir nicht nötig, uns den Kopf zu zerbrechen, denn das war alles durch die Religion erledigt, und es wurde uns nichts weiter zugemutet, als zu glauben, was einigen auserwählten Personen offenbart worden war. Innerhalb weise gezogener Schranken konnten wir tun, was wir wollten. Das war doch ohne Zweifel ein idealer Zustand, und wenn wir unsre Herzen und Nieren prüfen, werden wir vielleicht auch jetzt noch auf einen kleinen Rest von Bedauern stoßen, daß es uns mit der Zeit unmöglich geworden ist, in diesem Zustande zu verharren. Aber es ist immer wieder die alte Geschichte: So wie Adam und Eva aus dem Paradiese, in dem sie es so gut hätten haben können, wandern mußten, nachdem sie von der Frucht der Erkenntnis genossen, so mußten auch wir die Ansiedelungen eines frommen Glaubens verlassen, weil wir mehr als glauben, weil wir wissen und erkennen wollten. Und von dem Augenblicke, wo wir aufhörten zu glauben, bemerkten wir, wie Adam und Eva, daß wir nackend waren, d. h. nichts mehr glaubten und doch noch nichts wüßten. Von diesem Augenblicke an begann das Suchen. Alles, was denken konnte, begab sich auf die Suche, die größten Geister suchten und forschten, und wer wollte leugnen, daß Vieles gefunden worden ist? Unser ganzes Wissen ist erweitert und umgestaltet, die geheimsten Kräfte der Natur enthüllen sich eine nach der andern dem unermüdlich forschenden Geiste des Menschen, dem fast nichts mehr unerreichbar scheint, und aus dem demütigen, aus eigener Kraft nichts vermögenden Wesen, dessen höchste Pflicht war, alles über sich ergehen zu lassen, was göttliche Macht über ihn zu verhängen für gut befand, ist ein unzufriedener, anspruchsvoller Vorwärtsdränger geworden, der sich nichts mehr gefallen lassen und die ganze Welt seinem Willen untertan machen will. Allein dieses mit Herrschsucht verbundene Streben nach Schrankenlosigkeit führt auf allen Gebieten des Lebens, auch des geistigen, zum Kriege Aller gegen Alle, also offenbar zu einem Ziele, das dem Wunsche, von dem aus es seinen Ausgang genommen hat, nicht entspricht. An Stelle des Glaubens, der früher eine gewisse Gleichmäßigkeit des Verhältnisses aller gegenüber dem Lenker der Welt und der Geschicke der Menschen bewirkte, und dem Schwachen seine Abhängigkeit weniger drückend erscheinen ließ, mußte in einem Zustande der Auflösung aller göttlichen Autorität die Herrschaft der Starken und Mächtigen treten, und eine Abhängigkeit aller Schwächeren bewirken, die für die Letzteren weit demütigender ist, als die gläubige Unterwerfung unter einen göttlichen Willen. Denn dem göttlichen Willen sich zu unterwerfen, ist nicht demütigend, wohl aber die Unterwerfung unter menschliche Autorität.

Wenn man nun bedenkt, daß der alte Gottesglaube und die daraus fließende Ergebenheit in den Willen Gottes den weiteren Glauben zur Voraussetzung hatte, daß Gott die Menschen liebte und zu sich heran ziehen wollte, so wird man einsehen müssen, daß durch den Verlust dieses Glaubens der Mensch in seiner eigenen Wertschätzung sehr herab sinken mußte. In dem Glauben an die Liebe Gottes lag eine hohe Einschätzung, der gegenüber der Mensch sich selbst bescheiden durfte, ohne sich zu entwürdigen. Das war das

Digitized by Google

alte Ideal. Ganz anders aber steht es, wenn der Mensch sich gegen den Menschen einschätzen soll. Da sind, von einem hohen Standpunkte aus betrachtet, die Unterschiede zu gering, als daß eine durch Übermacht irgend welcher Art aufgezwungene Autorität nicht als ungerechtfertigt empfunden werden müßte. Daher bricht denn auch das Gefühl der Menschenwürde, das früher in dem Verhältnis der allgemeinen Gotteskindschaft sich befriedigt fühlen konnte, auf dem des religiösen Glaubens beraubten Boden in dem Kampfe zwischen Mensch und Mensch auf andere Weise wieder durch. Es sucht nach einer andern Formel für das angeborene Bewußtsein von der hohen Unantastbarkeit seiner Berechtigung, nach einer Formel, die mit andern, der wissenschaftlichen Aufklärung entsprechenden Worten dasselbe sagt, was man früher unter der Liebe Gottes zu den Menschen verstand. Denn so groß auch, aus der Nähe besehen, die Unterschiede sind, die durch intellektuelle Begabung und die verschiedenen Grade von Energie unter den Menschen bewirkt werden, so fühlt doch ein Jeder, daß der innerste Kern seiner Persönlichkeit etwas ist, was noch über diesen Zugaben steht, ein Etwas, in dem sich sein Bewußtsein zum Unendlichen erweitert, in dem er sich frei fühlen, keinem Menschen untertan und auch von niemandem gerichtet sein will. Der religiöse Glaube stellt den Menschen auf diesem Punkte seines Bewußtseins unmittelbar Gott gegenüber; die Wissenschaft, die einen persönlichen anthropomorphischen Gott nicht mehr gelten lassen will, setzt an seine Stelle die Natur, aber die Sache bleibt dieselbe. Es würde also auch für den Menschen sich gleich bleiben, wenn er auf einer durch wissenschaftliche Erkenntnis bewirkten neuen Stufe der Weltbetrachtung die Überzeugung wieder erlangen könnte, die ihm früher der Glaube an die Liebe eines persönlichen Gottes verliehen hatte; denn eine veränderte Erklärung der Dinge ändert an den Dingen selbst bekanntlich nichts, und ob man die Macht, in deren Händen die Leitung der Welt liegt, sich als einen persönlichen Gott oder als Natur denkt, ist für die Sache gleichgültig, da beide Begriffe über unser Fassungsvermögen hinaus gehen, und unser Denken an den Tatsachen nichts ändern kann. Wohl aber hat unser Denken und die Art, wie wir uns die Dinge erklären, Einfluß auf uns, auf unser Selbstbewußtsein und unser Handeln. Was daher objektiv gleichgültig ist, braucht es noch nicht subjektiv zu sein, und eben deshalb muß der neue Mensch, dem der alte Glauben abhanden gekommen ist, das Bedürfnis empfinden, sein eigenstes persönliches Selbstbewußtsein, das ihm über allem Andern steht, mit einer neuen Weltauffassung in Einklang zu bringen. Und das ist, was wir suchen, — weshalb wir Suchende sind. Wir wissen wohl, was uns fehlt: die neue Formel für die alte Gotteskindschaft; aber wir wissen nicht, wo wir sie suchen sollen, denn die Natur spricht nicht mit Worten zu uns, sondern durch unsere Triebe und Gefühle. Was sie damit sagt, ist eben ihr Wille, und diesen Willen zu ergründen und daraus eine neue Formel für die verlorene Gotteskindschaft zu bilden, ist das höchste Erkenntnisziel, nach dem unsere Vernunft strebt.

Die Idee der Gotteskindschaft entsprang aus einem Bedürfnis nach Liebe, das seine Berechtigung aus einem angeborenen tiefen Gefühl herleitete, dem es unfaßbar war, daß Welt und Menschen von einem höheren Wesen geschaffen sein sollten, das gegen seine Geschöpfe gleichgültig oder gar ihnen feindselig gesinnt sein könnte. Wenn es nun keinen persönlichen Gott mehr geben soll, wie soll man sich dann das Verhältnis eines Schöpfers zu seinen Geschöpfen und seine Liebe zu ihnen vorstellen? Ein unpersönliches Wesen kann doch nach menschlicher Vorstellung überhaupt nicht lieben. Aber das Bedürfnis, an eine allumfassende Liebe zu glauben, ist jedem lebenden Wesen angeboren, und je weniger es imstande ist, darüber nachzudenken, um so unbefangener handelt es danach, indem es nicht ansteht, so weit seine Kräfte reichen, alles für sich in Anspruch zu nehmen, was zu seiner Erhaltung und freien Betätigung dient. Das ist Naturwille, den wir bei oberflächlicher Betrachtung Egoismus nennen, bei näherer Überlegung aber als einen Geleitsbrief der Natur erkennen müssen, durch den sie uns derjenigen Teilnahme an unserm Dasein versichert, die wir Liebe nennen. Nicht wir selbst haben uns den Egoismus gegeben oder in etwa widerrechtlicher Weise erfunden, und uns dadurch mit den Absichten des höchsten Wesens in Widerspruch gesetzt, sondern der Egoismus ist die Sprache der Natur, durch den sie am vernehmlichsten zu uns spricht, und ihren Willen verkündet, dessen Geschöpfe wir sind. Aus diesem Egoismus war unser früherer Glaube an die Gotteskindschaft entsprungen, und demjenigen, der den Glauben an einen persönlichen Gott verloren hat, muß er sich als der Wille der Natur darstellen. An der Sache wird dadurch kaum etwas geändert, denn der Glaube bleibt bestehen, daß wir jener ewigen Liebe, mag sie nun Liebe Gottes oder Wille der Natur heißen, alle gleichermaßen teilhaftig sind. Die Gleichmäßigkeit, die also der früheren Vorstellung, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, entspricht, besteht in der ausnahmslos wirkenden Notwendigkeit alles Geschehens, der alles unterworfen ist, was in die Erscheinung tritt, bei der also ebenso wohl die Idee von der Belohnung des Guten, als der Bestrafung des Bösen wieder zur Geltung kommt, nur in eine andere Anschauung übersetzt, und ohne den Nebenbegriff des Moralischen. Wenn man nun auch einem unpersönlichen Naturwillen gegenüber den Begriff der Liebe nicht in dem Sinne anwenden kann, wie einem persönlich gedachten Gotte gegenüber, so bleibt doch die Sache selbst

Digitized by Google

bestehen, daß kein Haar von unserm Haupte fällt, noch sonst uns etwas Unliebsames ohne den höchsten Willen zustoßen kann. Nur wird durch den Wegfall des Glaubens an einen persönlichen, willkürlich regierenden Gott unsere Vernunft gezwungen, sich mit der Natur in Einklang zu setzen, um die Erkenntnis ihres Willens zu unserm Wohle zu benutzen. Auch diese sich uns darbietende Möglichkeit kann man als tatsächlichen Beweis einer Liebe auffassen, die dem Bedürfnis entspricht, das sich früher in dem Glauben an die Gotteskindschaft und in der Unterwerfung unter den göttlichen Willen äußerte. Doch bleiben auch dann noch Rätsel genug; denn es gibt eine Grenze, hinter der wir der Natur nicht in die Karten sehen können, so wenig wie wir die Ratschlüsse Gottes zu erforschen vermochten. Aber wo irgend noch Lebensfähigkeit ist, oder wo Krankes wieder gesunden, und Gesundes sich zu höherer Blüte entwickeln soll, da ist es nur die Fürsorge der Natur, die sich ihrer Geschöpfe annehmen muß und annimmt.

Die Erkenntnis hiervon wirkt nun auf das Verhältnis des Menschen zu sich selbst in der Weise ein, daß sie ihm eine neue Perspektive für sein eigenes Wesen verschafft. Dem Gefühle der Abhängigkeit von der höheren Macht des Naturwillens gesellt sich die Erkenntnis hinzu, daß der Mensch selbst eine Objektivation des Naturwillens ist, und an seiner Souveränität Teil nimmt.

Ist nun das Gefühl hiervon auch dem Menschen angeboren, und so stark, daß jeder Einzelne sich, wie Schopenhauer sagt, als das Zentrum der Welt empfindet, so ist von dieser bloßen Gefühlstatsache bis zum bewußten Erfassen der ihr zukommenden Bedeutung doch noch ein weiter Weg. Auf den niederen Stufen der Entwicklung äußert es sich in völliger Unbedenklichkeit zu jeder Art von Gewalttat und Rücksichtslosigkeit gegen alles, was den egoistischen Trieben hindernd in den Weg tritt, ähnlich wie beim Tier; auf den höchsten Stufen im Zurückziehen auf die eigene Persönlichkeit unter zunehmender Geringschätzung der äußeren Lebensumstände. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt ein Entwicklungsgang, der von der unbewußten Abhängigkeit von den Naturtrieben zum bewußten Erkennen des sich in dem Menschen objektivierenden Willens der Natur führt, und dem Bewußtsein die Möglichkeit eröffnet, sich auf einer durch Erkenntnis erhöhten Stufe des Daseins mit dem Willen der Natur in Einklang zu setzen. Der also Vorgeschrittene wird die erstrebte Schrankenlosigkeit aber nun nicht mehr in der rücksichtslosen Betätigung nach Außen suchen, wie auf der niedersten Stufe des Daseins, auf welcher er fortwährend mit Andern zusammenstößt, die es ebenso machen, sondern in der Freiheit seines *inneren* Lebens, in welches ihm Niemand und Nichts eingreifen kann. Auf dieser Stufe der Erkenntnis wird er die rohen, natürlichen Triebe des Egoismus, die ihn auf einer niederen Stufe nur in einen end- und ziellosen Kampf mit der Außenwelt verwickeln, als Fingerzeige der Natur erkennen, die ihm das Ziel seiner Entwicklung durch das Gefühl zwar andeuten, aber der Leitung durch innere Erleuchtung bedürfen, um es in einer Gestalt zu erreichen, die sich dem seinen Trieben blindlings Folgenden zunächst noch verbirgt. Nun entsteht die Frage, wie eine solche Erleuchtung zustande kommt. Das Christentum beantwortet sie klar und prompt mit der Lehre von der Wiedergeburt, durch welche der natürliche Mensch erst in den Stand gelange, den Willen Gottes zu erkennen. Allein wie soll man sich das denken? Der bloße Vorsatz genügt nicht, um wiedergeboren zu werden. Eine Wiedergeburt von Innen heraus läßt sich nur so denken, daß der Mensch unter dem Einflusse falscher Vorstellungen sich mit seiner eigenen Natur dergestalt in Widerspruch gesetzt hat, daß, wenn er sich nicht ganz aufgeben will, eine Umkehr unausbleiblich ist. Diese Umkehr kann nur in dem Erkennen dieses Widerspruchs bestehen, das ihm zugleich die Augen über dasjenige öffnet, was seiner wahren Natur angemessen ist. Man denke nur an die Bekehrung des Apostels Paulus. Nun muß hierbei freilich bemerkt werden, daß diejenige Stufe der Erkenntnis, zu welcher eine Wiedergeburt führen soll, nicht etwa als eine bestimmte Weltanschauung gedacht werden darf, weder als christliche, noch als philosophische noch irgend eine andere, — da sich die Natur um solche Unterschiede nicht kümmert — sondern nur als eine solche, die dem Menschen den Einklang mit sich selbst, mit dem, wozu ihn die Natur bestimmt hat, wiedergibt. Das ist das Höchste, was der einzelne Mensch erreichen, und das Einzige, was ihn wahrhaft beglücken kann.

Darüber kann sich aber der Mensch erst dann völlig klar werden, wenn entgegen der Gewalt, die Erziehung oder irrige eigene Vorstellungen seiner Natur angetan haben, diese plötzlich alle Fesseln durchbricht, und sich als höhere Macht erweist, die nicht nur jeden Widerstand bricht, sondern auch die Vernunft unterjocht, und sie zwingt, ihr mit Gründen beizustehen. Dieser Fall tritt in Momenten der Leidenschaft ein, in denen die Natur das Wort nimmt, und das Kraftgefühl des Menschen, im Guten oder Bösen, so erweitert, daß es keine Schranken mehr empfindet. In solchen Augenblicken, wo die Vernunft jeden Widerstand aufgibt, fühlt der Mensch eine Kraft zur Tat, wie er sie sonst nie besitzt, und muß daraus schließen, daß er das Werkzeug eines stärkeren Willens ist, als seines persönlichen, durch Beweggründe der Vernunft geleiteten. In der Tat sind die Momente der Leidenschaft dasjenige, was dem Menschen den Einblick in die innerste Beschaffenheit seines Wesens und in die Art seiner Abhängigkeit von dem Naturwillen, als dessen Ausdruck er sich fühlt, am besten verschafft.

Digitized by Google

Wie verschiedenartig der Eindruck ist, den der Mensch aus solcher Bekanntschaft mit sich selbst empfängt, und was er daraus für Folgerungen zieht, soll hier nicht weiter untersucht werden. Es genügt, festzustellen, daß nichts es dem Menschen so leicht macht, über sein eigentlichstes Wesen und über den Grad der sich in ihm objektivierenden Stärke des Naturwillens, ins Klare zu kommen, als die Beobachtung von Ausbrüchen der Leidenschaft an sich und an anderen. Um das Wesen der Leidenschaft einigermaßen zu ergründen, muß man nicht bei dem meistens abstoßenden Eindruck stehen bleiben, den ein unter ihrem Einflusse handelnder Mensch zu machen pflegt, oder gar moralische Betrachtungen daran knüpfen, so gerechtfertigt solche vom praktischen Standpunkte aus sein mögen, sondern man muß die Frage aufwerfen: was bezweckt die Natur mit der Anlage zu Ausbrüchen von Leidenschaften, die bei ruhigem Verlaufe des täglichen Lebens im Hintergrunde der Seele versteckt ruhen, um bei entsprechend starkem Anlasse alle Schranken zu überspringen, und wie ein Alpenbach nach einem Gewitter alles mit sich fort zu reißen, was sich ihm in den Weg stellt?

Sollte es sich dabei vielleicht um eine Waffe handeln, die dem Menschen verliehen ist, damit er sich im Falle der äußersten Bedrängnis seines Daseins erwehre? Warum nicht? Ich wüßte keinen Grund, der gegen die Vernünftigkeit einer solchen Auffassung spräche. Allerdings würden manche unserer Leidenschaften, unter diesem Gesichtspunkte, als Ausdruck des Naturwillens aufgefaßt, eine gänzlich andere Beurteilung erfahren müssen, als die, welche ihnen jetzt zu Teil wird; z. B. der von allen Seiten geschmähte Neid. Sein Wesen besteht darin, daß ein Mensch einem andern größeren Reichtum, größeres Ansehen, größere Erfolge usw. mißgönnt, weil er sich selbst dieser Güter für ebenso würdig hält, obgleich er ihrer nicht teilhaftig geworden ist. Die Folge wird sein, daß der Neider seine Kräfte anspannt, um es ebenso weit zu bringen wie der andere. Der Neid ist also das Mittel, wodurch die Natur die Entwicklung der Tatkraft zu höheren Zielen anregt und befördert. Wunderbarerweise erstreckt er sich nur auf veränderliche Dinge, auf den Besitz und den äußern Schein. Daß ein Mensch einmal gewünscht hätte, ein bestimmter anderer Mensch zu sein, davon habe ich noch nichts gehört, obschon ein jeder den Wunsch hegt oder zu hegen vorgibt, besser zu sein, als er ist. Dieser Wunsch ist aber allgemein, und wenn man jemandem die Frage vorlegen wollte, ob er der oder jener bestimmte vortreffliche Mensch sein möchte, würde er sich doch besinnen, sein eigenes Ich mit einem andern zu vertauschen, weil jeder das Höchste, ihm Erreichbare, in sich selbst fühlt, und den andern nur um äußerliche Umstände, die die Entfaltung seines Wesens begünstigen, beneidet, aber nicht um das Wesen selbst, worin niemand einen andern über sich fühlt, auch keinen, der klüger ist. Denn es fühlt ein jeder etwas in sich, das höher ist, als alle Vernunft und selbst Geistesgröße. Sollte das nicht das Geheimnis des Naturwillens und der Naturkraft sein, die sich imstande fühlt, im Ernstfalle alles zu zertrümmern, was ihr entgegen steht, ja sogar das Medium, in dem sie sich offenbart, den Menschen selbst? Indessen gibt es auch andere Anlässe, bei denen die Leidenschaft erwacht, als solche, in denen es sich um Notwehr oder Neid handelt, z. B. die Liebe. Die Liebe tritt sehr häufig als Leidenschaft auf, die den Menschen überwältigt, ihn taub macht gegen alle Einwände der Vernunft, und ihm, indem sie ihn seines individuellen, durch die Vernunft gelenkten Willens beraubt, gleichzeitig ein Gefühl so großer Stärke einflößt, daß er sich dem Widerstande der ganzen Welt gewachsen wähnt. Schopenhauer erklärt dies als den Willen der Gattung, der sich in dem Individuum offenbare, indem er die Schranken durchbreche, mit denen die Vernunft das Individuum im gewöhnlichen Fluß des Daseins umgebe und von andern absondere. Der Zustand leidenschaftlicher Liebe ist also ein völliges Aufgeben der Individualität, verbunden mit der denkbar größten Steigerung des Willens, wodurch der Mensch in den Glauben versetzt wird, daß es die Geltendmachung seines persönlichen Willens sei, worum es sich handele. Es treten also in einem solchen Falle zwei Bewußtseinszustände zugleich auf, die man eigentlich für gänzlich unvereinbar halten sollte. Schopenhauer glaubt, dies durch die Annahme erklären zu müssen, daß die Natur sich einer Täuschung bediene, um die Menschen zu ihren (d. h. der Natur) Zwecken, nämlich zur Erhaltung der Gattung durch Fortpflanzung zu benutzen. Aber da es doch jedenfalls der Wille der Natur ist, der aus solcher Leidenschaft spricht, so könnte man eher eine Offenbarung annehmen, als eine Täuschung. Es wird nur darauf ankommen, wie weit die menschliche Vernunft imstande ist, den Flug mitzumachen, zu dem die Empfindung sich aufschwingt. Allerdings lenkt die Natur die Aufmerksamkeit von Nebendingen ab, — der leidenschaftlich Liebende grübelt nicht mehr darüber nach, ob der Gegenstand seiner Neigung der einzig mögliche sei — dafür stellt sie aber ihren eigenen Willen, den es doch alleine der Mühe lohnt, erkennen zu lernen, desto leuchtender in den Vordergrund, und wenn wir nachforschen, was große Dichter und edle Menschen in solchen Momenten der Offenbarung erschaut, welche reichen Schätze ihres Inneren sich ihnen erschlossen, welcher Einblick in den tieferen Zusammenhang des Lebens ihnen daraus erwachsen ist, so müssen wir auch hier zu dem Glauben gelangen, daß die Liebe, die wir zu empfinden befähigt sind, genau der Liebe entspricht, die uns zu Teil wird. Es ist die Liebe, mit der uns die Natur liebt. Beides ist eins und dasselbe. Und wie die Natur uns

Digitized by Google

Kräfte verliehen hat, die sich zur Abwehr von Eingriffen in unsere Daseinssphäre bis zu Ausbrüchen der Leidenschaften des Zornes oder Hasses steigern können, so bezweckt sie durch die leidenschaftliche Liebe, die offenbar auf die Fortpflanzung der Gattung gerichtet ist, die Veredelung der durch sie ins Dasein gerufenen Wesen, so daß schließlich alles Schöne im Leben, mag der Zusammenhang auch noch so entfernt sein, auf den Anteil zurück zu führen ist, den die Liebe an der Erhaltung aller Wesen, und insonderheit der Menschen hat. Und wie in der Liebe die Natur die Kraft und das Kraftgefühl des Menschen bis an die äußersten Grenzen der Individualität, ja darüber hinaus steigert, so besiegelt die erwiderte Leidenschaft den Glauben des Menschen an sich selbst und gibt ihm jenes Souveränitätsgefühl, nach dem ein jeder unbewußt sich sehnt, in dem er sich als vollberechtigtes Exemplar seiner Gattung, als Teil oder Produkt eines höheren Willens empfindet, und gegen äußerliche Unterschiede, wie sie das Leben mit sich bringt, gleichgültig wird, so lange sie nicht in die Sphäre seines persönlichen Bewußtseins feindlich eingreifen. Wenn der Mensch sein Persönlichkeitsbewußtsein mit der Erkenntnis seines Verhältnisses zur Natur erfüllt und ergänzt hat, dann erst findet er seinen alten Glauben an die Gotteskindschaft in neuer Form wieder, und wird mit Freuden erkennen, daß er keins von den alten Idealen, die ihm die Natur als Wunsch nach höheren Daseinsformen eingepflanzt hat, irgend welcher neuen Erkenntnis zu opfern braucht. Durch die Ideale, d. h. durch das der Menschheit angeborene Sehnen nach Höherem spricht die Natur zu uns — wir können wohl lernen, diesen Willen anders zu deuten und Vorstellungen aufzugeben, die einer zunehmenden Erkenntnis gegenüber nicht haltbar sind, aber ändern können wir ihn nicht; er würde sich in anderer Form immer wieder geltend machen, mag man ihn nun Willen Gottes oder Willen der Natur nennen, und darin liegt für uns die tröstliche Gewißheit, daß aus manchem, was wir bisher nur glauben konnten, mit der Zeit ein Wissen wird. —

Die Lehre von der Rasse.

Von **Ferdinand Goldstein** (Steglitz-Berlin).

Während Geschichtswerke von Völkern und Volksstämmen ausgehen und ihre Taten schildern, spielt in den Arbeiten, die die Geschehnisse des ältesten Orients zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machen, die Rasse die überragende Rolle. Zwei Rassen werden einander gegenüber gestellt, die arische und die semitische, beide als unvereinbar geschildert und ihre Taten dementsprechend getrennt voneinander behandelt. In der Ethnographie war es, solange hier Virchow seinen Einfluß ausübte, nicht anders; auch hier unterschied man streng zwischen der semitischen und arischen Rasse und gab eher eine Vermischung von Weißen und Negern, deren Produkt ja in den Mulatten sichtbar ist, zu als die von Ariern und Semiten. Welches Gewicht endlich in der Parteipolitik den Verschiedenheiten der beiden Rassen zuerteilt wird, ist allgemein bekannt. Jetzt ist man sogar schon so weit gekommen, daß man, gestützt auf alte Arbeiten Gobineaus, die Rasse als wichtigsten Faktor im Leben der Staaten überhaupt bezeichnet.

Damit nähert man sich wieder der alten Naturrechtslehre und entfernt sich von der historischen Rechtsschule. Die Naturrechtslehre hatte sich gewisse, dem Menschen angeborene Rechte konstruiert und verlangte, daß die Regierungen sie anerkennen sollten, unbekümmert, daß sich dem unübersteigbare Schwierigkeiten in den Weg stellten. Diese Lehre wurde durch Herder erschüttert und durch Niebuhr, Eichhorn, Savigny beseitigt, während Treitschke das gebildete Laienpublikum dahin aufklärte, daß nicht das Naturrecht, sondern das positive Recht die Geschicke der Menschen bestimme. Wenn man jetzt der Rasse eine so hohe Bedeutung zuspricht, so ist dies erstens ein schlimmer Rückschritt, zweitens aber auch ein arger Verstoß gegen die Sozialwissenschaft, die der Naturrechtsschule so gut wie völlig unbekannt war. Denn jedermann weiß heute oder könnte wenigstens wissen, daß, wie die Entwicklung eines Landes im allgemeinen von den Freiheiten abhängt, die sich seine Einwohner erobert haben, so die Lage des einzelnen und der Familien von ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Allerdings braucht die soziale Lage mit der wirtschaftlichen nicht parallel zu laufen. Es kann sehr wohl ein vermögender Mann infolge Unbildung in der Achtung seiner Mitbürger tief stehen, während ein anderer trotz bedrängter Vermögensverhältnisse infolge seiner hohen Bildung allgemein geehrt wird. Aber es wäre doch — gelinde gesprochen — recht seltsam, für diese Verschiedenheiten die Rasse verantwortlich zu machen, da sich erstens unter den Angehörigen derselben Rasse ja derselben Familie diese Unterschiede finden können, und da man zweitens damit die wunderliche Lehre konstruierte, daß die Entwicklung des Geistes von der Entwicklung des Körpers abhinge. Allerdings ist der Geist eine Funktion des Körpers, aber beide verlangen doch ganz verschiedene Nahrung; man hat wenigstens bisher noch nicht gehört, daß man den Verstand eines beschränkten Menschen durch kräftige Braten und feine Gemüse geweckt oder einen siechen Körper durch die Darwinsche Theorie gestärkt habe. Hätten die Rassegelehrten recht, wozu dann noch Schulen, wozu das Streben nach höherer Bildung?

Digitized by Google

Den einen gibt's ja der Herr im Schlaf und bei den anderen ist alle Arbeit umsonst.

Überhaupt ist die Unterschätzung der geistigen Kraft und Arbeit einer der schlimmsten Fehler der modernen Rasselehre. Schiller sagte, der Geist baut sich den Körper, die Rassegelehrten dagegen, der Körper baut sich den Geist. Man mag den Schillerschen Satz in seiner allgemeinen Fassung für anfechtbar halten, denn es können sich dem Menschen bei seinem Streben unüberwindbare Hindernisse entgegenstellen, dennoch bleibt es unerschütterlich wahr, daß sich sowohl das Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit wie auch der einzelne durch die Kraft des Geistes, nicht die des Körpers, emporgearbeitet hat. An Körperkraft übertreffen uns viele Tiere, Verstand dagegen besitzen sie, wenn überhaupt, nur in minimaler Menge und deshalb sind sie zu Sklaven des Menschen geworden.

Hätte die Rasse für die Kultur der Völker Bedeutung, so wäre es unverständlich, wie ein hochstehendes Volk sinken oder ein tiefstehendes sich heben könnte. Die Römer sind einst ein mächtiges Kulturvolk gewesen, heute ist Italien ebenfalls ein Kulturland, aber daß es an die Zeiten Caesars und Trajans heranreicht, wird auch der wärmste Italienverehrer nicht zu behaupten wagen, obgleich man als Grund dafür schwerlich die Vermischung der Bevölkerung mit germanischen Stämmen anerkennen wird. Ebenso steht das heutige Griechenland in kultureller Beziehung weit hinter dem antiken zurück, und während die Schöpfungen der antiken Ägypter auf dem Gebiete der Architektur und der Plastik immer wieder bewundert werden, kann heute das Land aus eigener Kraft überhaupt nichts mehr vollbringen. Auf der anderen Seite waren die Germanen zu Caesars Zeit ein Barbarenvolk, sind durch die Herrschaft des Klerus womöglich noch tiefer gezogen worden, haben dann aber nach Sprengung der geistlichen Fesseln ihre heutige Höhe erreicht. Ähnlich war es bei den Galliern und Britanniern. Diese Entwicklungen nach unten und oben wären unmöglich, wenn sie von der Rasse abhingen, denn die Völker hätten dann ebenso unverändert bleiben müssen, wie die Naturrassen der Haustiere dieselben bleiben, solange sie unter ihrem heimischen Klima leben. Aber die Veränderungen sind eingetreten, und der Grund dafür liegt darin, daß dem Menschen im Gegensatz zum Tier im Verstande eine Kraft gegeben ist, die unterdrückt und ausgebildet werden kann. Wird sie unterdrückt, so sinkt das Volk, wird sie gepflegt, so steigt es empor, und ob das eine oder das andere geschieht, hängt ausschließlich von den Verfassungen, Gesetzen, Ordnungen ab, die in den Staaten herrschen.

Ist demnach die Rasse ohne jede Bedeutung für die kulturelle Entwicklung eines Volks, und sind die Rasselehren, die heute gang und gäbe sind, wertlos, so darf dennoch die Einteilung des Menschengeschlechts nach Rassen vom theoretisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht unterschätzt werden. Denn einmal wird dadurch der Mensch unbedingt in das Tierreich gerückt, in das er gehört, und ferner wird durch die Einteilung die nahe Verwandtschaft des gesamten Menschengeschlechts betont. Alle Rassen einer und derselben Haustiergattung paaren sich fruchtbar, und das Produkt ist wieder fruchtbar, während die Tierarten sich freiwillig so gut wie niemals paaren, und wird die Paarung durch den Menschen künstlich herbeigeführt, so ist das Produkt fast immer unfruchtbar. Daher kann eine Maultierzucht niemals durch Maultiere sondern immer nur durch Pferde und Esel unterhalten werden. Spricht man nun von Menschenrassen, so bringt man dadurch zum Ausdruck, daß Angehörige aller Menschenrassen, so verschieden sie auch sein mögen, sich miteinander fruchtbar mischen können, und daß die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder wieder fruchtbar sind. Daß dies tatsächlich zutrifft, beweisen die Mischlinge, bei denen man sich, wie nebenbei bemerkt sei, hüten muß, von Mischrassen zu sprechen. Denn eine Rasse setzt immer eine Vielheit von Menschen beiderlei Geschlechts voraus.

Die Rasseeinteilung des Menschengeschlechts wird heute ausschließlich nach der Hautfarbe vorgenommen; man unterscheidet eine weiße, eine gelbe und eine Negerrasse. Ähnlich war man schon früher verfahren, nur daß man damals auch noch von einer roten Rasse sprach. Aber die rote — richtiger rotbraune — Haut ist nur eine Varietät der gelben, die durch den Einfluß der Sonne hervorgerufen wird. Die Teile des Körpers, die bedeckt sind, bleiben gelb.

Unglückseligerweise hatte sich nun aber die Philologie dieser so einfachen Sache bemächtigt und eine heillose Verwirrung angerichtet, ja man brachte sogar noch religiöse und nationale Momente in sie hinein und machte dadurch die natürliche Einteilung der Menschen zu einem Spiel mit Worten. Die Einteilung der Menschen nach Sprachstämmen hat natürlich ihre hohe Bedeutung, nur darf man die Sprache nicht zur Rasseeinteilung verwenden. Denn die Rasse haftet am Körper, und der Körper wird mit dem Auge gesehen, die Sprache dagegen wird mit dem Ohre gehört, und wenn man nun Sprachrassen konstruiert, so vermengt man zwei verschiedene Sinneseindrücke miteinander, begeht also den schwersten Fehler, dessen die Wissenschaft fähig ist. Die semitische und die arische Rasse, um die sich, wie eingangs gesagt, Archäologen, Ethnographen, Politiker so sehr streiten, sind demnach monströse Bildungen, die es nicht gibt und niemals gegeben hat. Dasselbe gilt von den nationalen Rassen, denn die Nation ist eine Schöpfung der Politik, die Rasse eine

Digitized by Google

Schöpfung der Natur, und demnach kann man von germanischer, keltischer, iberischer &c. Rasse ebensowenig sprechen wie von freisinnigem Eisen oder konservativem Zinn.

In der Chemie hat früher das Phlogiston eine große Rolle gespielt. Was das für ein Ding war, konnte zwar niemand sagen, aber alle Gelehrten sprachen von ihm. Endlich wurde das Wort — denn um etwas anderes handelte es sich nicht — durch Lavoisiers Untersuchungen aus der Wissenschaft entfernt. Ähnlich ist es in unserer Zeit der arischen, semitischen, germanischen, keltischen &c. Rasse ergangen. Es sind Worte — Fritz Mauthner würde sagen Wortfetische — und sie sind aus der Ethnographie, soweit sie ernst zu nehmen ist, gestrichen worden, sobald ihre Inhaltsleere nachgewiesen worden war. Hoffentlich verschwinden sie auch bald aus dem Wortschatz des gebildeten Laienpublikums.

Reste der Folter in der Gegenwart.

Von Dr. **Theodor Sternberg**,
Universitäts- und Handelshochschuldozenten a. D.

Jeder Fortschritt sittlicher Kultur vollzieht sich nur unter schweren Kämpfen. Und selten wird ein überwundenes Unsittliche oder Barbarische von einer neuen Ordnung des Rechts, der Sitte oder der Moralanschauung, die es verdrängt, so gänzlich zu Boden geschlagen, daß nicht noch seine Kräfte sich im sozialen Leben wie im Innenleben des Einzelnen deutlich bemerkbar machten. Lange ist die alte, vom verfeinerten Empfinden verworfene Ordnung in beständiger Bereitschaft, sich die Herrschaft wieder zu erkämpfen.

Von diesem allgemeinen Gesetz schien eine Ausnahme die Folter zu machen, deren sich Deutschland unter Vorgang des großen Königs von Preußen im 18. und 19. Jahrhundert entledigt hat. Obwohl seinerzeit die Abschaffung der Folter von namhaften Juristen und Geistlichen scharf bekämpft wurde, schienen doch allenthalben die Gesetze, in denen die „peinliche Frage“ aufgehoben wurde, sofort reinen Tisch gemacht und die Folter aus dem Kulturkreise der zivilisierten Welt vollständig weggeräumt zu haben. Doch mußte letzthin festgestellt werden, daß es bei dem Anschein geblieben ist; die Wirklichkeit zeigt uns auch noch heute Folterreste — und zwar nicht nur in Gestalt von Ausschreitungen zuchtloser Richter, sondern auch als in Geltung befindliche Institutionen und insbesondere als Ueberbleibsel eines gelegentlich sich neu belebenden Rechtsgefühls in Einzelnen oder in Volksgruppen, das in bestimmten Fällen nach der Folter ruft; — allerdings meistens vergeblich, denn für Justizbeamte eines wohlgeordneten Staatswesens ist ein stürmisches Volksverlangen seit Pilatus' Zeiten nur der Anlaß zu gesteigerter Zurückhaltung und Bedenklichkeit. Wo das Volk tobt, wird das Gericht so leicht nicht sündigen.

Seltsamerweise hat die beachtenswertesten Spuren von Folter uns ein Land aufbewahrt, das seit einiger Zeit durch den Schwung genialer Eingebungen sich an die Spitze strafrechtlicher und prozeßrechtlicher Kultur zu setzen verspricht: Amerika, das freilich zugleich das Vaterland der Sherlock-Holmes und Nick Carter, die Nährmutter des Kriminalroman-Unkrauts ist und damit deutliche Spuren einer bestimmten Mißleitung der kriminalistischen Phantasie aufweist.

Aus Amerika ward berichtet, wie man ein paar New Yorker Chinesen, den angeblichen Nebenbuhler und einen möglichen Komplizen des Mörders der Elsie Siegel (eines weißen Mädchens, das mit Chinesen mehrfache Liebesverhältnisse unterhielt), zu einem Geständnis zu zwingen suchte: Durch Entziehung des Schlafs während zweier Tage, und durch nervenzerreibende Gestaltung des Verhörs in absichtlich überheiztem Raum.

Dergleichen Praktiken seelischer Erschütterung zur Erzwingung einer Aussage bilden ein in der amerikanischen Rechtspflege nicht ganz seltenes Kunstmittel des Untersuchungsrichters. Orchard, der vor einigen Jahren, angeblich im Auftrage des Bergarbeiter-Syndikats, ein Attentat auf den Gouverneur eines bedeutenden Unions-Staates verübte, wurde in einer raffiniert vorbereiteten Stimmung von dem Untersuchungsrichter durch plötzliche Erinnerung an den Jammer seiner Mutter dermaßen seelisch gebrochen, daß er das verlangte Geständnis ablegte.

Originell ist diese Methode nicht. Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gegnerschaft wider die Folter im gewöhnlichen Sinne, die leibliche Folter, in Gesetzgebung und Praxis Boden gewann, da wurde die seelische Folter zum System ausgebildet. Die Anweisungen finden sich in Lehrbüchern, aber auch in den Gesetzen; denn die Zeit verstand Prozeßtechnik und Prozeßrecht noch nicht auseinander zu halten, und nebst andern prozeßtechnischen Belehrungen und Ratschlägen stehen in den damaligen Prozeßordnungen auch die Anweisungen zur Handhabung der seelischen wie früher der leiblichen Folter. Was wir dort finden, entspricht der amerikanischen Praxis der hier angeführten Fälle genau; speziell der Fall Orchard mit seiner Ausbeutung der Liebe zur Mutter hat seine Vorgänger.

Was wir hingegen nicht ausdrücklich angemerkt finden, ist das Verfahren im Fall der Chinesen, die Uebermüdung, die Schlafentziehung! Die ist nicht im prozessualen Erkenntnisverfahren gebraucht worden, sondern, soviel bekannt, nur in der Vollstreckung und halb außerrechtlich als Straf- und Erpressungsmarter. Die Protestanten-

Digitized by Google

Verfolgung, die in Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes wütete, machte sie sich zu eigen. Mittels Schlafentziehung wurden die Gefangenen zur Bekehrung genötigt. Trommler mußten des Nachts in den Hafträumen Lärm verursachen. Die unsagbare, wiewohl derzeit nicht auffällige Verkommenheit des französischen Gefängniswesens ermöglichte es den Opfern, sich hin und wieder durch Bestechung ihrer Feinde Ruhe zu hohen Preisen zu erkaufen.

Das schlimmste Bedenken des Verfahrens gegen die New Yorker Chinesen bestand darin, daß es als auf dem Boden der psychischen Folter befindlich nicht mehr erachtet werden kann; es ist Leibesfolter nicht minder als die, zu der die Halbbarbarei in Rußland, sowie in Spanien in den Anarchistenfolterungen von Fort Mont Juich, sich zurückfand.

Es unterliegt damit dem Einwand, der — Humanitätsgesichtspunkte hier ganz beiseite — jeder leiblichen Folter gegenüber vernichtend wirkt: das verlangte Geständnis, wie wir oben bereits sagten, wird erzielt. Aber ob dieses Geständnis auch wahr ist? Fragt das die Akten der Hexenprozesse.

Doch auch psychische Folter an sich ist — nicht bloß vom Standpunkt der Humanität — sondern aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen zu verwerfen.

Was wir im Prozeß von dem Angeklagten haben wollen und vor allem brauchen können, ist eine möglichst eingehende Schilderung. Das Bild seiner Auffassung von der Sachlage. Dies Bild wird durch psychische Folter geschädigt. Soweit die Bereitwilligkeit zur Aussage durch sie verstärkt wird, ist sie gar nichts anderes als eine modifizierte Leibesfolter. Soweit sie aber, und das scheint besonders im Fall der New-Yorker Chinesen bezweckt zu sein, in den Bewußtseins-Apparat des Opfers eingreifen, die Spannkraft, die es — nicht die Aussage zu verweigern — aber sie nach seinem Willen einzurichten befähigt, herabdrücken soll; soweit sie psychische Entgleisungen, „Fehlreaktionen“ in ihm herbeizuführen beabsichtigt, bewegt sie sich zwar im eigenen Gebiet der seelischen Folter; aber: die Wirkung der seelischen Folter ist eben deshalb noch ungünstiger für den Ermittelungszweck, als die körperliche. Denn nicht nur die Spannkraft zu falscher, sondern, und vielleicht mehr noch, die Spannkraft zu richtiger und vollständiger Aussage wird entzogen. Hauptsymptom depressiv-erschöpften Zustands ist Vergeßlichkeit! Deshalb haben Vernommene, die im erschöpften Zustande Aussagen machten, fast immer das Bedürfnis, nachträglich ergänzende Mitteilungen hinzuzufügen. Der Richter aber, durch die ganze Art des Verfahrens darauf dressiert, wird stets die Ergänzungen als „Widersprüche“ auszudeuten und als neues Verdachts- und Einschüchterungs-, Verwirrungsmittel zu benutzen verstehen.

Nein, wir haben genug an den Resten seelischer Folter, die ohne künstliche Ausgestaltung in unserm Verfahren noch vorhanden sind. Z. B. gehört dahin in bestimmtem Sinne der Eid als Gewissensfolter. Er mag unentbehrlich sein. Nicht unentbehrlich dagegen wäre die oft angewandte Pression. „Angeklagter, Sie können durch reumütiges Geständnis Ihre Lage verbessern.“ So sprach der Vorsitzende des Schwurgerichts zur Grete Beier, die ihren Bräutigam ermordet hatte, um dessen Vermögen ihrem Geliebten zuzuwenden. Diese gestand; die Geschworenen aber bejahten pflichtgemäß die Schuldfrage wegen Mordes, und der Gerichtshof mußte auf die Todesstrafe erkennen. Viel besser das Englische: „Angeklagter, Sie brauchen nichts zu erklären; wenn Sie sich äußern, so bedenken Sie, daß, was Sie sagen, gegen Sie verwertet werden kann.“

Wir können uns ferner begnügen mit den unvermeidbaren Resten psychischer Folter, wie sie durch die Plage der Untersuchungshaft, ja bei sensibleren Menschen durch das bloße Angeklagtsein zu erwachsen vermögen. Sie werden bereits die Aussage mehr als wünschenswert beeinflussen.

Und um nun endlich doch die Humanität zum Worte kommen zu lassen: Folter ist und bleibt, außer in seltenen Fällen äußerster Notwehr, an sich verwerflich; Notwehr: d. h. wenn sie zur Abwehr eines gegenwärtigen, also noch drohenden Angriffs, erforderlich ist. Nach der Tat als prozessuales Hilfsmittel oder Strafmittel darf sie nicht mehr auftreten. Der Grund der Verwerflichkeit ist ein rein ethischer, kein solcher der „Glückseligkeit“. Auf die Vermehrung der Summe von Schmerzen, die durch die Folter beigebracht wird, kommt es wenig an. Krankheit und Krieg leisten an Schmerzzufügung alles, was die raffinierteste Tortur ausfindig zu machen vermöchte; darauf hat von Juristen schon Ihering hingewiesen. Aber daß der menschliche Geist frei sei von Lust und Verlangen, empfindenden Wesen Schmerz systematisch zu verursachen, darauf kommt es an.

Wäre indes selbst an der modernen folterfeindlichen Auffassung irgendetwas zu korrigieren — wonach etwa eine spätere Zeit sich der amerikanischen Folter-Psychotechnik geneigter zeigen, auch vielleicht in den älteren Ansichten etwas wie einen „richtigen Kern“ finden möchte —, wir Heutigen können und dürfen das nicht. Wir sind der Barbarei noch zu nahe, noch zu wenig unsrer selbst sicher. Rückfälle sind, wie Mont Juich und Rußland zeigen, noch zu sehr in der Möglichkeit. Es ließe sich der Fall jenes ungarischen Untersuchungsrichters hinzufügen (vor etwa 10 Jahren), der durch brennende Kerzen, die er seinen Häftlingen an die Fußsohlen und Handflächen brachte, die Ergebnisse seiner Ermittlungstätigkeit zu verbessern suchte.

Unendlich schwer hat sich die Zeit der Abschaffung der Folter, die an Intelligenz doch nicht hinter uns zurück war — das Goethe-Zeitalter! —, an den Gedanken gewöhnt, im Strafprozeß ohne

Digitized by Google

Folter auskommen zu können. Man nehme etwa die preußische Kriminalordnung von 1805 zur Hand. Stolz trägt sie das neue Verbot der Tortur zur Schau, es in zahlreichen Artikeln scharf ausschleifend. Der Richter soll auch dem Inquisiten mild und beruhigend zureden, ihm eröffnen, daß er dergleichen nicht zu befahren und daher fröhlich und furchtlos seine Aussage zu machen habe. Aber der Richter soll, so steht an andrer Stelle des Gesetzes, doch bei Inhaftierung sofort dem Obergericht mit den übrigen Personalien-Angaben darüber Bericht liefern, ob die Konstitution des Inquisiten eine Tracht Prügel vertrage. Und wenn Inquisit trotz aller Güte und Liebe auf hartnäckigem und verstocktem Leugnen beharre, dann solle er mit einer angemessenen Züchtigung durch Stock- oder Peitschenhiebe zum Rechten gebracht werden. Also ist eigentlich hier nur die Maschinenfolter abgeschafft. — Freilich war auch das ein Gewinn, wegen Abschwächung der intimen Sachkenntnis in der Menschenquälerei!

Und Bayern schafft etliche Jahre später — heimlich! — die Folter ab: aus Furcht, der Strafprozeß könnte seine abschreckende Kraft verlieren, wenn die Leute wüßten, sie würden in ihm nicht mehr gefoltert! Wie nahe doch die unglaubliche Begriffsverwirrung hinter uns liegt, daß die Strafe nicht nur, sondern das Strafverfahren schrecklich sein müsse!

Aber auch heute findet man unter den Nicht-Juristen viele, die, im Prinzip natürlich Gegner der Folter, das Urteilen auf Indizien, ohne Geständnis, die alte „Königin der Beweise", nicht begreifen wollen und sich zu Vorschlägen behufs Erzwingung eines Geständnisses versteigen, die vielleicht nicht von ihnen selbst, doch von dem der Prozeßwissenschaft Kundigen sogleich als Foltermittel erkannt werden.

Bedenken wir, daß, was unsere moderne weiße Kultur in rein geistiger Beziehung — von der Technik also abgesehen — über jede sonstige frühere und gegenwärtige Kultur (mit Ausnahme der indischen) hinaushebt, vielleicht nur das eine ist: prinzipielle Mißbilligung der Quälerei von Menschen und Tieren.*)

Die wahren Arbeitsgeber.

Von Professor Dr. **Adolf Mayer** (Heidelberg).

Arbeitsgeber, Arbeitsnehmer! Seltsamer Sprachgebrauch. — Wer ist im Besitze der Arbeit? Nun doch der Arbeiter. — Wer ist im Besitze des Geldes? Nun doch der Kapitalist. — Beide tauschen miteinander. Das ist das Wesen des Wirtschaftslebens. Jeder gibt von dem, was er zuviel hat, und nimmt von dem, was er zu wenig hat; der Kapitalist gibt das Geld und der Arbeiter die Arbeit. Also ist der Arbeiter der Arbeitsgeber und Geldnehmer, der Kapitalist der Arbeitsnehmer und Geldgeber. Woher also der verzwickte Sprachgebrauch, der die Sache unterst zu oberst kehrt? — Ganz unsinnig würde es ja lauten, den Kapitalisten den Geldnehmer und den Arbeiter den Geldgeber zu nennen. Und doch scheint das dieselbe Verdrehung.

Ist das ein bloßer Humbug einer perversen Gesellschaft, mit der Tendenz dem Arbeiter Sand in die Augen zu streuen, die ihn da einen Nehmenden schilt, wo er in Wahrheit ein Gebender ist, einen Nehmenden des Geldes und der Arbeit zugleich, und den Kapitalisten in den Nimbus eines verdienstlich Gebenden zu hüllen, da, wo er ebenso nimmt als gibt? Wie in aller Welt hat man denn das Kunststück zustande gebracht, den Sinn des Arbeitsprozesses den Massen nicht bloß zu verhüllen, sondern in sein gerades Gegenteil zu verkehren?

Der Arbeiter sagt flehentlich: Ich suche Arbeit. Der Kapitalist patscht sich den Bauch und nickt herablassend: Nun, so will ich denn Arbeit geben. — Ist das nicht Teufelsspuk und Hexenwerk, daß jener nicht sieht, daß er ein Bringer ist, und daß dieser die Rolle spielen darf eines Gebenden, wo er doch gerade in diesem Punkte ein Nehmender ist?

Und doch geht es historisch ganz mit rechten Dingen zu. Zunächst darf man nicht vergessen, daß Arbeit nicht besessen wird, wie man das Geld besitzt. Dieses läßt sich in der Börse tragen, und wer es hat, der hat es. Das Geld ist eine Sache.

Aber die Arbeit! — Hat der Arbeiter die Arbeit so, daß er mit ihr schachern kann, wie mit dem Gelde? — Keineswegs. Findet er eine Zeitlang niemand, der ihm die Arbeit lohnt, so ist die Arbeit dieser Zeit verloren auf Nimmerwiedersehn. Er trägt in sich nicht die Arbeit herum, sondern nur die Möglichkeit zur Arbeit, seine geübten Muskeln, seine Geschicklichkeit.

Die Arbeit ist mithin keine Sache, sie ist nur eine Möglichkeit. Soll sie ins Leben treten, so ist in unserem verwickelten Wirtschaftsleben noch ein anderes nötig: das Werkzeug, die Maschine. Ohne diese wird die schönste Kraft und Geschicklichkeit niemals wirkliche Arbeit, sondern kann sich höchstens im Laufen und Turnen verausgaben, in unnützen Tätigkeiten, mit denen man keine neuen Güter hervorbringen kann. Selbst zum Steineklopfen, was doch das Niedrigste ist, gehört noch ein Hammer. Hat man den nicht, so muß man jemanden suchen, der einen besitzt.

So wird der Arbeiter, der nichts besitzt oder nicht genug besitzt, um gerade die Arbeit, für die er ausgebildet ist, zu verrichten, zu einem Suchen-

*) Näheres darüber in einem kürzlich erschienenen Büchlein: Die Selektionsidee in Strafrecht und Ethik. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1911.

Digitized by Google

den. Also, in der Kompliziertheit unseres Wirtschaftslebens suchen beide, der Kapitalist nach Arbeitern, der Arbeiter nach unternehmenden Kapitalisten, und erst, wenn beide, die einander ergänzen, sich gefunden haben, dann kann der Arbeitsprozeß vor sich gehen; dann entsteht erst die Arbeit. Demnach wären beide nur Arbeitsnehmer und keiner Arbeitsgeber.

Aber nun kommt ein zweiter Umstand hinzu. Der tüchtigen Arme sind meistens mehr als der gefüllten Börsen. Es gibt beinahe immer Arbeitslosigkeit von Arbeitswilligen, und nur in ganz besonderen Zeiten Kapital, das nicht produktiv untergebracht werden kann. Also erscheint der Arbeiter als der Suchende, der Kapitalist als der Umworbene, als der Gewährende, der Gebende. Es ist genau damit wie mit der Ehe, zu der prinzipiell in gleicher Weise Mann und Frau gehören, und zu der die Frau sogar einen größeren Teil ihrer Kräfte und Pflichten beisteuert. Dennoch erscheint heute der Mann als der Umworbene, die Ehe Gewährende, die Frau als die — da ihr die alte Sitte die offene Werbung versagt — oft mit tausend Koketterien und mancherlei Tücken die Ehe Suchende. Denn so minderwertig ist kein Mann, er findet noch eine Frau, die ihn nimmt, und auch hier ist das im Sprachgebrauch zu bemerken. Der Mann heiratet, die Frau *wird* geheiratet.

Also ein Grund für den merkwürdigen Sprachgebrauch ist wohl vorhanden. Trotzdem ist er irreführend. Und in Maydolfs Satire „Mephistos Wiederkehr“ sagt der Böse in seiner Rolle als Kapitalist:

> Ich nenne uns kurzweg die Arbeitsgeber
> Und Arbeitsnehmer die Spinner und Weber.
> Es dauert nicht lange, sie bilden sich ein,
> Ein Sinn müßte auch bei dem Worte sein.
> Man beugt sich stumm vor dem hohlen Schemen,
> Da Geben bekanntlich sel'ger als Nehmen.

In diesen Versen wird sogar jener Begriffsverdrehung eine teuflische Absicht zugrunde gelegt. Nun, das ist dichterische Weise, die Erscheinung nur in einem ganz bestimmten Lichte zu zeigen. In Wahrheit ist die Entstehung historisch und somit von dieser Seite wohl motiviert. Aber eine andere Frage ist, ob nicht auch trotz dieser natürlichen Entstehungsgeschichte ein Schaden daraus hervorwachsen kann. Und daß jeder Nutzen oder Schaden im Parteiinteresse ausgebeutet zu werden pflegt, darüber kann doch gar kein Zweifel bestehen.

Das Suchen nach Arbeit, das nach der jetzigen Ordnung der Dinge den Arbeiter zu einem Arbeitnehmer herabsetzt, ist eine Erscheinung, die unserem dermaligen Wirtschaftssystem anhaftet. In diesem sind die seltenen Arbeitsmittel in den Händen Weniger, die damit schalten und walten können nach ihrem Gutdünken und sich gar sehr als Gnädige und Gewaltige fühlen, weil sie die Arbeit „vergeben“ können.

Es ließe sich gar wohl ein anderes Wirtschaftssystem denken, bei welchem es gerade in diesem Punkte anders wäre. Ich ziele hiermit keineswegs auf den phantastischen Zukunftsstaat der heutigen Sozialdemokratie allein. Auch eine verbesserte Ethik könnte weniger mechanisch und mehr menschlich verfahren bei der Verschaffung von Arbeitsgelegenheit. Ja, es will mir scheinen, als wenn ohne verbesserte Ethik in dieser Hinsicht gar nichts Bleibendes zu erreichen wäre.

Da aber die jetzt so allgemein geltende Bezeichnung einen nicht notwendigen Zustand festlegt — denn nicht notwendig ist ja, daß die jetzigen Besitzverhältnisse bestehen bleiben und ausgenützt werden —, während dem Arbeiter seine Arbeitskraft unverbrüchlich eigentümlich ist, ist er irreführend, und es ist also notwendig, wieder und wieder daran zu erinnern, daß der Arbeiter der wahre *Arbeitsgeber* ist. Weniger notwendig allerdings für diesen selber, der sich innerhalb seiner Organisation heute nur zu sehr fühlt, aber für die Besitzenden, denen es nottut, daß ihnen das wirkliche Verhältnis von Zeit zu Zeit vor Augen gerückt werde. —

Der Kragenknopf.

Von **Richard Perſius.**

Mein Freund und Kollege Dreibucher, Gott hab' ihn selig, war Oberlehrer und Quartanerhäuptling an dem Realgymnasium einer thüringischen Residenzstadt. Nur fünfundfünfzig Jahre alt ist er geworden, aber dreißig davon hat er ausnahmslos je drei Dutzend ungezogene Jungen, von denen die Mehrzahl faul und dämlich war, erziehen und — erdulden müssen. Und dreißig Jahre lang hat er jede Woche, die der liebe Gott gab und leider nicht in die Ferien fallen ließ, drei riesige Stöße mit beiläufig einhundertundacht Heften zu korrigieren gehabt.

Wenn er trotzdem immer fröhlich und guten Mutes war und jeden vergnügt anlachte, so hatte das, wie er mir einmal auf einem Spaziergang über den Schloßberg erklärte, drei Gründe.

„Zum ersten“, sagte er (denn ans Numerieren hatte ihn der Aufsatzunterricht gewöhnt) und legte bedeutend den rechten Zeigefinger an die dicke Nase, deren Röte leider seine einzige Schwäche verriet, „zum ersten betrachte ich meine Plage als Ausgleich für mein fürstliches Gehalt.“ Fürstlich war das allerdings nur insofern, als es vom durchlauchtigsten Rechnungsamt ausbezahlt wurde.

„Zum zweiten habe ich meine Jungens (ja, er sagte Jungens mit „s“, obwohl das viele Schulmeister durchaus nicht billigen) von Herzen lieb, auch wenns Lausbuben sind, und dann erst

Digitized by Google

recht.“ Sie erwiderten übrigens diese Liebe heftig und sorgten durch besondere Betonung der letzterwähnten Eigenschaft, daß seine Liebe zu ihnen „erst recht“ wuchs.

„Drittens endlich, und das ist der Hauptgrund, ich bin ledig geblieben. Sie staunen? Sie verstehen nicht, wie mir dies das Schulmeisterdasein erleichtert hat? Kommen Sie, lieber junger Freund, Sie sollen es jetzt hören. Sie haben es gut getroffen, denn heute feiere ich den Jahrestag davon.“

So fielen wir denn schleunigst in seine Stammkneipe, den „Bären“, ein und setzten uns in den Garten am Fuße des Schloßbergs. Über unseren Köpfen hauchten die Kastanienblüten ihren Duft aus; ringsum rochs nach Kaffee und Kuchen, denn da saßen Damen an mehreren Tischen.

„Aha“, sagte er, während wir auf unser Bier warteten, und sah sich um, „da drüben sitzt die Mutter, die mir in jeder Sprechstunde vorjammert, sie habe keine Zeit, ihren Buben zu überwachen. Und dort hinter dem Kuchenberg die aufgedonnerte Alte, das ist die Frau eines Kollegen, der aus Geldmangel das Rauchen hat aufstecken müssen, und hier sitzt“ — — da zuckte er plötzlich zusammen, schlug rasch seinen Rockkragen in die Höhe, langte mit seiner rotbeklecksten Hand herüber, drehte mir fast mit Gewalt den Kopf herum und sagte ängstlich: „Mensch, sehen Sie nicht hin, sehen Sie nicht hin!“

Erstaunt blickte ich ihn an; da sagte er leise, nachdem er sich noch einmal mit aller Vorsicht umgesehen: „Jetzt gucken Sie hin, lieber Freund, aber behutsam. Grad' über mein linkes Ohr weg, da sehen Sie eine steinalte und neben ihr eine alte Dame sitzen. Mit dieser habe ich mich“ — er sprach nunmehr mit Würde und starker Betonung — „mit dieser habe ich mich heute vor 20 Jahren — — entlobt! Ist sie nicht jetzt eine Ruine?“

Natürlich sah ich eiligst hin, und dabei haftete der Blick seines halb zugekniffenen Auges gespannt auf meinem Gesicht. Und er schien darin das gleiche Urteil zu lesen; denn plötzlich begann er vergnügt vor sich hin zu summen, tat dann einen Riesenschluck und sagte lächelnd: „Nun will ich Ihnen erzählen.

Ich habe, wie Sie wissen, nie gern Feste mitgemacht, weil ich immer scheußlich ungewandt war. Aber ich hatte einen Spitzbuben von Freund, der wollte nicht allein zu einer Hochzeit gehen und veranlaßte, daß ich als Brautführer mit eingeladen wurde.“

„Warum haben Sie denn nicht gedankt?“ fragte ich.

„Unmöglich, es waren Verwandte vom Direktor, und ich wartete auf meine definitive Anstellung.

Ich ging also hin und bekam eine regelrechte Brautjungfer. Sie tat gleich ungeheuer hochachtungsvoll gegen unseren Beruf und sprach überhaupt wie ein Buch, aber keins mit sieben Siegeln, so daß ich selber kaum zum Reden kam und mich leider mit ganz besonderem Nachdruck den geistigen Getränken widmen konnte.

Und so war ich jenen Abend bald mit Blindheit geschlagen, und es ward erst Licht in mir, als ich am andern Morgen mit heftigem Jammer erwachte und einen Damenring mit dem Spruch „Gott sei mit dir“ an meinem kleinen Finger sah. Mein Entsetzen können Sie sich denken; es graust mir heute noch, wenn ich nur davon rede.“

Die Erinnerung überwältigte ihn derart, daß er sich mit einem angemessenen Schluck trösten mußte. Dann fuhr er fort: „Wohl eine Viertelstunde starrte ich wie ein Blödsinniger den Ring an. Aber als ich begriffen hatte, fuhr ich aus dem Bett, tauchte meinen Schädel mehrfach bis zum Hals ins kalte Wasser, gurgelte heftig, zog meinen Sabbatrock wieder an, stülpte die Esse auf und ging hin, um bei ihrer verwitweten Mutter um Ellas Hand anzuhalten. In einer halben Viertelstunde war alles im reinen, und nun, lieber Freund,“ — mit sanftem Druck legte er seine Hand auf meinen Arm und blickte mich ergriffen an — „nun begannen meine Leiden.

Meine Braut entpuppte sich bald als so launisch, daß ich mir in kurzer Zeit nicht mehr zu helfen wußte. Kam ich, so war's zu früh oder zu spät oder überhaupt nicht recht. Blieb ich einmal aus, so war ich rücksichtslos, selbst wenn's wegen einer Korrektur oder einer Arreststunde war.“

„Ja, haben Sie sich denn nicht hinter die Mutter gesteckt?“ fragte ich ahnungslos.

Da lachte er laut auf und schlug vor Vergnügen mit der Faust auf den Tisch, daß außer anderen Leuten auch die beiden Damen hersahen und, wie ich wohl merkte, ihn erkannten.

Als er sich endlich beruhigt hatte, begann er wieder in feierlichem Tone: „Lieber Freund, ich sage Ihnen, sie ist das furchtbarste Weib, das ich je kennen gelernt habe. Was sie in den letzten 20 Jahren zugelernt hat, weiß ich nicht; aber damals waren ihre Haupteigenschaften — Neugier und Scheinheiligkeit.“

So oft ich mich einfand, erschien auch sie mit einem lispelnden „Gott grüße Sie, mein Sohn!“ Und dann fragte sie mich aus, woher ich komme, warum schon oder auch warum erst, was ich am Nachmittag, über Mittag, vormittags, am Morgen, während der Nacht und am vorigen Abend nach meinem Weggehen getrieben hätte, was meine Kollegen machten, was ihre Frauen für Geborene und wie alt sie seien und wieviel sie mitgebracht hätten, was meine Vermieterin — diese war ihr verhaßt, weil sie katholisch war — zu Mittag esse und wie oft sie Wäsche abhalte, und

Digitized by Google

solches und ähnliches in unerschöpflicher Fülle und Abwechslung.

Und meine Auskünfte, so widerwillig und dürftig sie waren, erwiderte sie dann mit frommen Sprüchen und Versen, deren Anwendung auf mich und die anderen Opfer einen bewundernswerten Grad von Bosheit verriet. Meine Braut, bei der ich mich beklagte, machte mir bloß greuliche Szenen. Ich mußte mir also, wenigstens für meine Person, selber helfen und tat entweder, als verstünde ich die Bosheiten gar nicht, oder lachte ihr geradezu ins Gesicht. Aber nun hielt sie mich für halsstarrig und suchte und fand einen anderen Weg, um mir beizukommen.

Wenn ich mich nämlich zum Essen angesagt hatte, so legte sie mir unter meinen Suppenteller einen Zettel mit einem nach ihrer Ansicht gerade passenden Bibelspruch. Einige und vor allem die ersten weiß ich noch. Da hatte ich mal eines Abends mit guten Freunden ein bißchen gekneipt, was sie todsicher immer herausbrachte; am anderen Abend erhielt ich den Spruch: „Wehe denen, so Helden sind, Wein zu saufen, und Krieger in Völlerei." Und als ich sie öfter durch meinen Spott gekränkt hatte, widmete sie mir den Spruch: „Soll ein weiser Mann so aufgeblasene Worte reden und seinen Bauch so blähen mit losen Reden?"

Dieser neue Trick machte mir anfänglich nicht wenig Vergnügen. Doch bald verging mir der Spaß; denn die Alte wurde mit jedem Male deutlicher und gröber, kurz unerträglich.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich beschloß nämlich, wider den Stachel zu löcken und ihr ein vollgerüttelt Maß heimzuzahlen. Darum forschte ich von da ab emsig in der Schrift. Und nebenbei gesagt: wenn ich in meiner Erzählung manchmal in alttestamentliche Worte verfalle, so fassen Sie das gefälligst ja nicht als Lästerung auf. Es kommt mir ganz von selber, wenn ich von dem Behemoth erzähle.

Wie ich also das nächste Mal nach einem harmlosen Kneipabend, die Worte fand: „Die Gottlosen müssen also trinken und die Hefen aussaufen", so entdeckte sie dafür anderntags auf ihrem Tischplatz einen winzigen Zettel; darauf hatte ich aber nur zwei Stellen geschrieben, nicht den Text, damit sie nicht gleich bei Tisch loszetern konnte. Kaum waren wir fertig, fuhr sie auch schon mit einem Armvoll Geschirr hinaus und — erschien nicht wieder. Also hatte sie draußen die Stellen aufgeschlagen und gefunden 1. zu meiner Verteidigung: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz" und 2. als Angriff auf ihre angeblich frommen Werke, mit deren Erzählung sie mich zu martern liebte: „Wenn du Almosen gibst, dann sollst du nicht lassen vor dir posaunen."

Na, der Friede wurde notdürftig wieder hergestellt, aber die Alte konnte auf die Dauer ihre Sticheleien nicht lassen. Bald fand ich wieder die Zettel unterm Teller. Einmal hatte ich, ihres Geschwätzes müde, über den Vorsteher eines ihrer Vereine, einen scheinheiligen Judas, absprechend geurteilt, da kam's am anderen Tage hageldick: „Sie haben ihr gottloses und falsches Maul wider mich aufgetan und reden wider mich mit falscher Zunge."

Nun hatte ich's aber satt, und nach dem nächsten Abendessen konnte sie draußen nachlesen:

„Sie brüten Basiliskeneier; zertritt man sie, so fährt eine Otter heraus." Hahaha, haben Sie gehört? War das nicht großartig?"

Weil sie aber nunmehr überzeugt war, daß ich inwendig ein reißender Wolf sei, so beschloß sie, die Axt an die Wurzel zu legen und mich von Grund auf zu bessern. Und jeden Sonntag durfte ich fortan die beiden wie ein Lamm zur Kirche begleiten.

In der Woche ließ ich mich damals im Hause selten sehen. Allmählich war mir die Erkenntnis immer klarer geworden, daß wir beide nicht zusammenpaßten, 1. unsertwegen, 2. wegen der Alten. Ich fand freilich nicht den Mut zu einem offenen Wort; aber der Zufall — tausendmal sei er gepriesen! — brachte mir Rettung. Daraufhin tranken wir aber erst noch eins!

An einem Sonntagmorgen", fuhr er dann fort, „heute vor 20 Jahren ist es gewesen, da sollte ich die beiden wieder zur Kirche abholen, die um 8 Uhr begann.

Gewissenhaft erhob ich mich um 7, wusch und rasierte mich sorgfältig und frühstückte, ehe ich mich in mein Feiertagsgewand warf.

Aber als ich den Kragen festmachen wollte, entfiel mir der beinerne Knopf und hüpfte davon. Ich sprang dem Geräusch nach, sah ihn aber nicht und suchte ihn nun — denn ich besaß nur den einen — in allen Ecken und Winkeln und Ritzen, unter Tisch, Bett, Sofa, Schrank und Stühlen. Da — knacks — gefunden und gleich auch zertreten! Was tun? Ich eile an die Schublade, aber es ist wirklich keiner darin. Draußen schlägt's $^3/_4$8, und sofort fängt's an, zur Kirche zu läuten.

Ich schelle dem Mädchen, sie kommt nicht. Auch meine Wirtin nicht, obwohl ich sehr bald die Klingelschnur abreiße und dann in den Gang trete und rufe, daß mir selber die Ohren gellen. — Ja so, die sind seit einer halben Stunde in der Messe! Was tun, um Gotteswillen? Wenn ich nicht komme, gibt's einen Mordskrach.

Halt, neben mir wohnt ja ein Bauschüler im hinteren Zimmer. Ich renne über den Gang und klopfe an: keine Antwort. Ich weiß, daß er oft bis mittags schläft. Also brülle ich seinen Namen ein halbes Dutzend mal: drin bleibt's totenstill. Ich entschließe mich zu einem Einbruch und drücke verzweifelt auf die Klinke, stemme mich gegen die Tür und trample mit den Stiefeln wider die Füllung. Umsonst. Der Schweiß läuft an mir und meinem Sabbatrock herunter, aber das

Digitized by Google

Schloß hält. — Später hörte ich, er sei überhaupt noch nicht zu Hause gewesen, sondern habe bei einem Freund, zu dem man ihn gebracht, den üblichen Samstagabendrausch ausgeschlafen.

Ich rase wieder in mein Zimmer und renne händeringend auf und ab. Ja, lachen Sie nur, so gut dressiert war ich schon! Himmeldonnerwetter, was soll ich denn machen? Oben wohnt eine Witwe mit zwei Töchtern, unten ist ein Seifenladen. Und wie dieser, so sind jetzt auch alle andern Geschäfte geschlossen. Also hats auch keinen Zweck, jemand auf der Straße anzurufen.

Noch einmal mache ich mich wütend auf die Suche nach einem Ersatzknopf. Ich zerre alle Schubladen aus Waschtisch, Schreibtisch, Nachttisch und Kommode: Nichts. Ich reiße alle Kleider aus dem Schrank und stülpe sämtliche Taschen um: Nichts. Ich schüttle die Hutschachtel, den Koffer, die Stiefel aus: Nichts. Ich fahre mit den Fingern durch alle Polsterritzen im Sopha: Nichts, nichts!

Bloß siehts jetzt in meinem Zimmer aus, wie wenn ein Besessener darin gewütet hätte. Und bei diesem Anblick kommt mir plötzlich das Lachen und mit diesem die Wurstigkeit. Na, dann eben nicht!

Und völlig erschöpft werfe ich mich auf mein Kanapee und denke mir aus, was nun geschieht. Gerade schlägts $^1/_2$9. Ach was, sie haben halt gewartet und sind dann allein gegangen. Das ist weiter nicht schlimm, sie können sich doch denken, daß ich nicht ohne Grund ausbleibe. Und nachher geh' ich einfach hin — wenn ich erst einen Knopf habe! — und mache pater peccavi.

Und seelenruhig holte ich die Zeitung, die mir das Mädchen früh unter die Stubentür geschoben hatte, legte mich wieder hin, steckte eine Zigarre an und verbrachte die nächste halbe Stunde höchst vergnüglich.

Inzwischen hörte ich das Mädchen heimkommen. Als sie auf mein Rufen ins Zimmer kam, fiel sie fast in Ohnmacht. Dann holte sie mir aber, da sie einen Schlüssel hatte, vorläufig auf unrechtmäßige Weise bei dem andern Zimmerherrn einen Knopf.

Jetzt aber fort! Atemlos stand ich in wenigen Minuten vor der Flurtür und schellte. Irgend jemand guckte durchs Mattglas und verschwand. Wieder schellte ich und nach einer Weile zum drittenmal, und zwar nicht eben sanft. Da kam das Mädchen, öffnete und sagte auf, wie wenn sies auswendig gelernt hätte, die Damen hätten heute früh immer auf den Herrn Doktor gewartet und deshalb den Kirchgang versäumt. Sie müßten jetzt ihre Andacht zuhause halten und könnten den Herrn nicht empfangen.

Jetzt lachen Sie wieder, lieber Freund; ich fands aber gar nicht zum Lachen, sondern wurde fuchsteufelswild und schrie das arme Ding an: „Dann sagen Sie Ihren Damen, sie sollen — —“ Aber nein, durchs Mädchen konnte ich ihnen das doch nicht sagen lassen. Ich rannte also wieder heim, schleuderte meinen Hut in die Ecke und setzte mich an den Schreibtisch. Da kam der böse Geist über mich, daß ich nichts auf den Bogen schrieb als das eine — die Stelle habe ich nicht wieder vergessen —: Sirach 22, 24.

Das steckte ich in den Umschlag und sandte es alsbald hin. Und dann malte ich mir in grenzenloser Bosheit aus: Jetzt haben sies bekommen, — jetzt machen sies auf, — jetzt holen sie das Buch und suchen unheimlich; denn im Nachschlagen sind die Frauenzimmer schrecklich ungeschickt, — jetzt lesen sie: „Eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann, aber eine ungeratene läßt man sitzen“. — — Und jetzt sinken beide auf einen Stuhl, und nun wird sein Heulen und Zähneklappen.

So, lieber Freund, jetzt dürfen Sie lachen nach Herzenslust!“

Das tat ich denn auch, aber ich vergaß nicht, ihm die Hand zu drücken. Da wurde er wieder ernst und sagte:

„Zu beglückwünschen brauchen Sie mich nicht, dafür ist es zu lange her. Aber das sag' ich Ihnen: hätte mir nicht der unverdiente Glückszufall diesen Mühlstein vom Halse genommen, so säße ich gewißlich jetzt nicht mit Ihnen zusammen, sondern wäre längst unterm Boden oder in der Gummizelle. Denn 1. Schulhalten und Heftekorrigieren und 2. dazu ein solches Weib zur Frau und 3. einen solchen Braten als Schwiegermutter — nein, das hätte ich nicht ausgehalten!“ — — —

Eine Weile saßen wir uns nun stumm gegenüber. Endlich trank er sein Bier aus, das er über Höhe und Umschwung seines Herzensdramas ganz vergessen hatte, sah auf seine Uhr und sagte vergnügt: „Jetzt, meine ich, wärs Zeit zum Gehen.“

Bald nachher erhoben wir uns und mußten an dem Tisch vorüber, wo die Heldinnen seiner Erzählung immer noch saßen.

In diesem Augenblicke fiel der Alten der Strickstrumpf aus der Hand und gerade vor Dreibuchers Füße. Natürlich mußte er ihn aufheben und erhielt zum Dank ein eisiges Nicken. „Sehen Sie“, sagte er leise zu mir, „den hat der Satan mit Absicht fallen lassen!“ —

Und als wir langsam und schweigend bis zu seiner Haustür gelangt waren, da sagte er zum Abschied bloß: „Und mir Esel ist nicht einmal eingefallen zu sagen: Den Dank, Dame, begehr ich nicht! Na, Gutnacht!“

Digitized by Google

Ikarulus.

Von Victor Klemperer (Berlin).

Zum Himmelspförtner sprach die stolze Seele:
Sag mir den Weg,
Ich will zu den Größten,
Denn ihr Bruder bin ich
Und ihnen gleich.
Wo ist Prometheus, der Ringer um Licht,
Wo ist Columbus, der Bringer der Ferne,
Der Sternbezwinger Kopernikus — wo?
Und wo ist mein Meister,
Der wagte wie ich, der stürzte wie ich?
Mir auch sauste des Schicksals
Hämische Faust ins Flügelgespreit,
Auch meinen jugendblühenden Leib
Fressen die Fluten,
Weil ich den Flug in die Wolken wagte
Gleich ihm, dem ewig betrauerten,
Ewig berühmten Ikarus.
Sag mir, wo stehn die goldenen Stühle
Der Kämpfer um Licht, um Fernen und Höhen,
Ums Größte der Menschheit?
An ihrer Seite
Ist auch für mich ein Sessel bereit!

Der Pförtner schüttelte mit Ernst das Haupt.

Da schrie die Seele:
O schreckliche Gottheit!
So stürzest du wirklich ins Dunkel,
Wer um der Menschheit willen
Des eigenen Menschseins enge Schranke
Gewaltigen Strebens zerbrechen wollte?
Ich wollt' es auch —
Und so will auch ich hinab
Und leiden wie meine großen Brüder!

Der Pförtner schüttelte das Haupt mit Lächeln:
Geh nur hinein — im Himmel ist ihr Platz,
Im Himmel deiner auch, nur anderswo —
Geh nur, im Himmel findet sich von selbst
Der rechte Weg, und Erdenwirrnis schwindet.

Die Seele trat ein, nicht eben froh.
Da scholl ihr entgegen ein großes Halloh;
Aus einer Schenke weitoffenen Fenstern drang
Lieder-, Würfel- und Becherklang.
Behäbig grüßte am Tor der Wirt:
Willkommen!
Die Seele sagte: Ihr irrt.
Bewahre! sprach jener — komm herein,
Hier ist dein Platz und hier dein Wein,
Und hier sind die Karten;
Und nun vergnüg dich im himmlischen Garten
Und laß deine guten Gesellen nicht warten ....
Bist wirklich unter braven Kumpanen,
Bei deinen Brüdern, bei deinen Ahnen.
Haben unter Mansfeld und Tilly gestritten,
Sind im Derbyrennen geritten,
Sind auf Seilen zum Kirchturm geschritten,
Haben die Bank von Monaco gesprengt ....
Lebten ihr Leben als wildfrohes Spiel,
Scherten sich wenig um Zweck und Ziel —
Doch haben den Mut gebraucht, den ihnen
Gott geschenkt!

Die Seele saß und trank und spielte mit,
Betäubt erst, sehr verdrossen dann, dann trübe,
Doch alles dies nur einen Augenblick;
Im nächsten fühlte sie den Irrtum weichen,
Und ihr ward herzlich wohl bei ihresgleichen.

Miszellen.

Aus der Finanzwelt.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die internationale Finanzwelt sich zurzeit in einer behaglichen Position befände: nachdem sie monatelang unter dem Drucke der Unsicherheit, die die marokkanische Angelegenheit hervorgerufen, gelitten hatte, erscheint ganz plötzlich wiederum eine Frage, die tripolitanische Angelegenheit, die im Gegensatz zu der Marokkofrage nach einer sehr kurzen Einleitung zu einem Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Italien geführt hat. Es war begreiflich, daß die Börsen auf dies Ereignis stärker reagierten, und daß sowohl türkische wie italienische Papiere in Mitleidenschaft gezogen wurden; denn die Hineinziehung der Türkei in einen Krieg ist gleichbedeutend mit einer Aufrollung der orientalischen Frage, die vielleicht nur deshalb die Börse im Laufe der Jahre mit einer gewissen Gleichgültigkeit erfüllt hat, weil die Türkei im Gefühl ihrer Schwäche, sobald es sich um Auseinandersetzungen mit Großmächten handelte, bei den streitigen Fragen meistens nachgegeben hat. Seit der Aenderung der innerpolitischen Verhältnisse in der Türkei hält man indessen die Möglichkeit für nähergerückt, daß die Türkei auch nach außen hin Entschließungen faßt, die von der seitherigen Schablone abweichen. An der Börse hat freilich die Ablehnung des Ultimatums, wie sehr man auch das Recht der Türkei anerkannte, noch überrascht. Was das spezielle finanzielle Interesse Deutschlands anbetrifft, so hat Italien im besonderen seine Staatstitel seit Jahren wieder zurückgezogen, dagegen ist Deutschland sehr stark an den türkischen Finanzen interessiert, und man möchte es hier nicht gern mit der Türkei verderben. In jedem Falle hat die Entwicklung Unruhe hervorgerufen, zumal die marokkanische Angelegenheit auch noch nicht geregelt ist.

Bezeichnend für die Anschauungen der hiesigen Großfinanz ist die Tatsache, daß selbst in den gegenwärtigen kritischen politischen Verhältnissen finanzielle Transaktionen von Bedeutung möglich sind. Die Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft, bei der sich das Trustsystem in Deutschland in seiner ausgeprägtesten Form zeigt, ist wiederum im Begriffe, eine Kapitalserhöhung von 24 Mill. Mk. vorzunehmen, wodurch das Aktienkapital von 156 Mill. auf 180 Mill. Mk. erhöht wird. Die Transaktion muß in einer Beziehung als sehr symptomatisch bezeichnet werden. Man muß sich fragen, was unsere großen Banken erst unternehmen würden, wenn in politischer Beziehung alles in Ordnung wäre. Sie selbst haben das größte Interesse an einer friedlichen Entwicklung der Dinge, und eine ernstliche Störung des Friedens würde eine unübersehbare Katastrophe herbeiführen. Man braucht nur die Bilanzen unserer großen Institute ins Auge zu fassen, um zu sehen, welche ungeheuren Interessen mit ihrer Entwicklung verknüpft sind. Die jüngsten Bilanzen per Ende

Digitized by Google

August waren wiederum in vielfacher Hinsicht von Interesse. Eine sehr bedeutende Vermehrung gegen den letzten Stand vom Juni d. J. wiesen namentlich die Kreditoren auf. Bei der Darmstädter Bank stiegen sie von 426 Mill. Mark auf 465 Mill., bei der Kommerz- und Diskonto-Bank von 209 auf 226 Mill., während die Depositen um 8 Mill. zunahmen. Bei der Deutschen Bank erhöhten sich die Kreditoren von 1022 Mill. Mk. auf 1169 Mill., während die Depositen um 19 Mill. Mk. zurückgingen. Bei der Diskonto-Gesellschaft stiegen die Depositen um 21 Mill. Mk., bei der Dresdener Bank die Kreditoren von 604 auf 657 Mill. Bei der Mitteldeutschen von 83 auf 91 Mill. Mk., bei dem Schaaffhausenschen Bankverein von 256 auf 260 Mill. Mk. und nur bei der Nationalbank sind sie von 270 auf 259 Mill. Mk. zurückgegangen. Bei der Deutschen Bank haben die Kreditoren gegen ultimo Dezember vorigen Jahres um 193 Mill. Mk. zugenommen, die Depositen um 54 Mill. Mk., also beide Konten zusammen etwa um $^1/_4$ Milliarde. Die Kassenbestände haben gegen den letzten Stand meistens abgenommen, die Wechselbestände haben sich vermehrt. Bei der Darmstädter Bank um 15 Mill. Mk., bei der Deutschen Bank um 36 Mill. Mk., bei der Dresdener Bank um 18 Mill., beim Schaaffhausenschen Bankverein um 15 Mill. Die Konsortialbeteiligungen haben sich gleichfalls etwas vermehrt. Die Reports und Lombards zeigen keine ganz gleichmäßige Veränderung, dagegen lassen die Debitoren eine ziemlich beträchtliche Vermehrung erkennen. Bekanntlich haben die Banken seit einigen Jahren die Konzession der zweimonatlichen Bilanzveröffentlichung gemacht, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Viel klüger ist man indessen nicht geworden, und die Substanz dieser Ziffern ist genau so unklar, wie in früheren Zeiten. Nun versteht es sich ja von selber, daß eine Bank nicht alle ihre Verhältnisse decouvrieren kann, schon in Rücksicht auf die Konkurrenz nicht, allein eine je größere Bedeutung die Banken für die Öffentlichkeit erlangen, um so größer wird das Anrecht der Öffentlichkeit, über ihre Verhältnisse orientiert zu werden. Es geht nicht an, daß die Banken fortdauernd mit verdeckten Karten spielen, und sie werden sich daher zuletzt doch entschließen müssen, die Neugierde der öffentlichen Meinung zu befriedigen.

Mercator.

* * *

Sternpyrometer.

Neulich besuchte ich wieder mal den alten Dr. Dankelmann in Steglitz. Der Herr ist als Sonderling in weiten Kreisen sehr bekannt; er ist 87 Jahre alt, besitzt eine kleine Sternwarte und einen großen Papagei. Der Doktor wird von allen Bekannten Papa genannt, der Papagei dagegen Galilei.

Das muß man sich schon merken, wenn man im Dankelmann-Observatorium weilt.

Ich traf den alten Herrn neulich in heller Verzweiflung.

„Aber Papa", rief ich bestürzt, „was ist Ihnen denn passiert? Ist Ihnen die Hitze nicht gut bekommen?"

Im Observatorium waren nur 30 Grad Celsius; die Sonne ging gerade unter.

Der Papa, ein kleiner, sehr korpulenter Herr, legte den rechten Zeigefinger an den rechten Nasenflügel und sagte schmunzelnd:

„Vergessen habe ich was, und das ärgert mich. Wär ich ein ganz echter Astronom, so hätte ich Nachschlagebücher und wäre sehr bald über das, was ich wissen möchte, informiert. Ich bin aber, wie Sie wissen, gar kein echter, sondern nur ein dilettierender Astronom."

Hier rief der Papagei Galilei: „Ein anständiger Mensch kümmert sich immer mehr um die Sterne als um Dinge, von denen in den Zeitungen so schrecklich viel geschwatzet wird."

„Hör auf, mein Kind!" schrie der Papa.

Ich wollte nun wissen, was der alte Herr vergessen habe, und er sagte mir schließlich Folgendes:

„Notizen hab ich mir gemacht, und ich weiß nicht, wo ich die Notizen aufgegabelt habe. Sie wissen ja, Herr Scheerbart, wahrlich eigentlich sehr wenig von der Astronomie. Aber vielleicht sind Sie dieses Mal besser informiert als ich. Meine Notizen lauten: Cyanogen durch Hitze nicht zu zersetzen. Sterne gibts von 50 bis 60000 Grad Celsius. Sonne hat nur 5900 Grad. Sternpyrometer ganz neu."

„Ich weiß zwar", erwiderte ich, „tatsächlich sehr wenig, aber das weiß ich, daß die Astronomen über den Hitzegrad unserer Sonne sehr verschiedener Meinung sind. Sehr viele sagen, sie habe mindestens 10000 Grad Celsius oder noch mehr. Wie aber ein Apparat aussehen soll, der die Hitze der Sterne mißt, das ist mir schleierhaft. Und — gleich 50—60000 Grad Celsius soll der Apparat angeben? Lieber Papa, die Geschichte wird mir zum Problem. Aber ich behaupte, daß die Sache stimmt. Sie haben das sicherlich aus einer Fachzeitschrift. Ich bin fest davon überzeugt, daß der neue Sternpyrometer existiert — sonst hätten Sie sich die Notizen nicht gemacht, lieber Papa."

„Meinen Sie wirklich?" versetzte er kleinlaut.

Ich bejahte.

Der Papagei Galilei rief: „Es gibt nichts Wunderbares auszudenken, das im großen Kosmos nicht realiter möglich sein könnte."

„Da haben Sie", sagte ich leise, „die Bestätigung von Ihrem Galilei. Die wunderbarsten Dinge — auch Sternpyrometer — sind durchaus realiter möglich — überall."

Der Vollmond ging auf und erleuchtete das ganze Observatorium.

Paul Scheerbart.

Wissenschaftliche Nachrichten.

Der 4. Internationale Kongress für Neu-Malthusianismus. Der 4. Internationale Kongreß für Neu-Malthusianismus, der vom 24.—27. September in den Räumen der Dresdener Hygiene-Ausstellung getagt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß Deutschland seine Bevölkerungspolitik nicht aufrecht erhalten kann. Das Dogma, daß das Wohl des Staats um so mehr gefördert werde, je stärker sich die Bevölkerung vermehre, ist durch die Dresdener Tagung als irrig und staatszerstörend erwiesen worden, da die Volksvermehrung in erster Linie der Fruchtbarkeit des Proletariats, namentlich des ländlichen, verdankt wird. Infolgedessen ist Deutschland schon heute mit Proletariern überschüttet, geht die Zunahme der Abhängigkeit mit Riesenschritten voran, muß schließlich eine Überwucherung von Besitz und Bildung durch Armut und Unwissenheit erfolgen, und dadurch die Staatsgewalt in die Hand der Sozialdemokratie gelegt werden. Dieser Prozeß muß noch wesentlich gefördert werden, wenn das geplante Gesetz des Verbots von antikonzeptionellen Mitteln Kraft erhält, da man dadurch auch die wohlhabenden Schichten zu starker Kinderzeugung zwingt, ihnen die standesgemäße Erziehung ihrer Kinder erschwert, und das Verschwinden ihres Vermögens veranlaßt, da es sich bei der Erbteilung auf zu viele Köpfe verteilen muß. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn gerade die Sozialdemokratie die erbitterte Feindin der neumalthusischen Bestrebungen ist, sehr auffallend dagegen ist, daß sich das Bürgertum immer noch nicht entschließen kann, wenigstens die Argumente der Neu-Malthusianer gewissenhaft nachzuprüfen, sondern die gesamte Bewegung als frevelhaft, antinational, unsittlich bezeichnet und ignoriert. Es gibt aber keine sittliche und unsittliche Bevölkerungspolitik, sondern nur eine richtige und eine falsche, und daß die herrschende, ganz abgesehen von den wissenschaftlich-demographischen Beweisen, falsch ist, lehrt die finanzielle Entwicklung Deutschlands, die trotz aller wirtschaftlichen

Digitized by Google

Fortschritte die chronische Finanznot des Reichs nicht hat verhindern können. In Frankreich mit seiner schwachen Bevölkerungszunahme, ist von solcher keine Rede; es ist nach den Worten des Fürsten Bülow das reichste Land der Erde, der Banquier der Welt.

Dr. Ferdinand Goldstein.

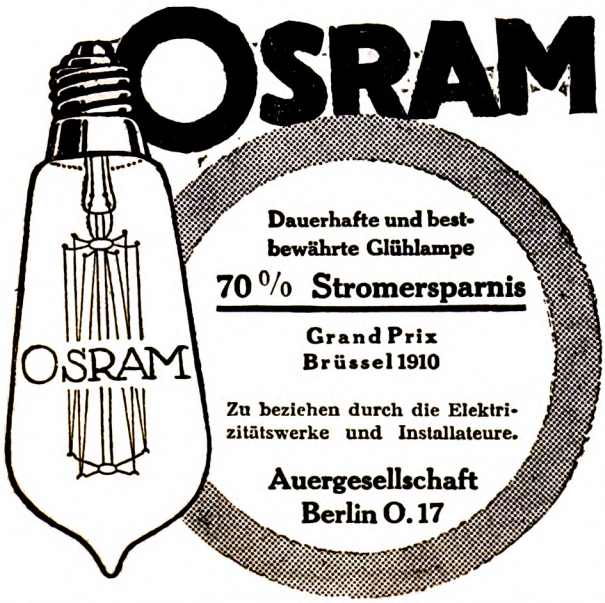
Neue Bücher.

Hermann Bahr: O Mensch! Roman. Verlag S. Fischer (Berlin).

Die Serie Bahrscher Übermenschen ist um einen interessanten Kopf bereichert. Man kennt sie, erinnert sich gewiß zumindest an den „Faun", der das Thema von Bachs Chromatischer Fuge summend an den Villen vorbeischreitet, oder an das sympathische „Ich" der „Dalmatinischen Reise", das irgendwo am Bodensee, zum Tode verloren, plötzlich aufspringt, in die Eisenbahn, in die Dampfer, um das blaue Meer aufatmend zu begrüßen. In dem neuen Buche findet sich dieselbe fröhliche Lust am Leben in einen Knaben inkorporiert, der das Sterben für eine schlechte Gewohnheit erklärt, nackt im Garten schläft, keine „Tierleichen" ißt, sondern nur Nüsse. Die schöne Gestalt mit ihrem übermütigen und doch so friedlichen Streben, ein moderner Franz von Assisi, wallt beinahe feierlich vorbei, voll Drang nach Leben, aber zufrieden auch mit dem Erleben des Todes: „Schön wars! Und jetzt erst! Immer schöner!" Zum Schluß möchte man weinen, wie dieses sanfte Leben erlischt, zwei Amseln um seine Lagerstätte. „Die eine kam manchmal ganz frech heran, bis ans Bett. Zu den Füßen des schlummernden Knaben, oben auf der Stange des Betts, stand sie dann, ein wenig schief, mit eingezogenem Hals, erhobenem Schnabel, steifen Flügeln, und sah den Knaben an und ließ heimlich ein paar dunkle Töne tropfen wie Tränen."

Wie in schärfstem Kontrast zu diesem Idyll, in dem ich das Herz des Buches klopfen höre, erheben sich rings laute Menschen, streiten und schimpfen. Ja, geschimpft wird unglaublich viel in diesem Buch und das — ich muß es sagen — wirkt so erfrischend. Geschimpft wird in allen nur möglichen Tonarten, bald familiär, wenn Bruder und Schwester wild werden und sich doch so gut miteinander vertragen, bald in scharfer Höflichkeit, wenn man einem Prinzen die Meinung sagt, oder mit Gründen und Doktrinen, wenn Künstler gegen einander Schulprobleme erörtern, oder ganz fassungslos, wenn sie sich gegen Verleger, Großunternehmer wenden, gegen den Geist der Zeit. Künstler, das ist es! Ich glaube wirklich, dieses Schimpfen (man könnte es auch „Temperament" nennen) hat seinen Grund nur darin, daß in diesem Buch soviel von Künstlern und von Kunst gehandelt wird. In „Drut", deren Atmosphäre die Politik war, ging es wesentlich gezähmter und katzenfreundlicher zu. So ziemt es sich ja auch. Erwähnen wir nur kurz die Gefahr, durch allzuviel derartiges Debattieren über Kunst könnte der Roman in eine Essaysammlung sich verlaufen, und notieren wir nun schnell und glücklich, wie gelungen trotzdem die Hauptfigur des Kammersängers Ignaz Fiechl aus theoretischem Gezänk sich emporhebt. Das Gelungene an ihm: er ist gar kein Künstler. Ähnlich war ja auch in „Drut" der Held, Bezirkshauptmann Furnian, mitten unter all den Politikern kein Politiker. Es zeigt die reife Meisterschaft Bahrs, daß er das „Typische" nicht mit dem „Idealen" verwechselt, daß er viel lieber als glatte Vollkommenheit das Dilettantische, Menschliche, Unzulängliche darstellt, mit all den Schrullen, Verzwicktheiten, Ausblicken. Er geht eben den Problemen nicht aus dem Weg, wie es ein generalisierender Akademiker etwa täte. So bietet uns seine Figur (Fiechl) in jedem Wort des reizvoll beherrschten Dialekts eine Überraschung und wirkt doch im ganzen wie die Wahrheit selbst. Unübertrefflich hat Bahr es gezeichnet, wie hinter seinem äußerlichen „Werdandi"-Deutschtum mit altdeutscher Trinkstube, Reinheitsphrasen und Kegelschieben, hinter all den komischen Wagnerianermanieren doch noch ein innerliches Bauerndeutschtum, treuherzig, echt und eigensinnig sitzt. Der ganze Mensch repräsentiert sich uns gleichsam in zwei Schichten, in dem, wofür er sich hält, und in dem, was er ist. Und so krakehlt und streithanslt er sich uns in die Seele, die wir seiner tapfern Schwester Annalisl, der klügsten Person unter all den Kunstbeflissenen (so scheint es mir jetzt besser als „Künstler"), gleich von Anfang an geschenkt haben. Höfelind, der das ganze „Personal der Menschheit" in zwölf konzentrierten Bildern nachschaffen will (ahnt man darin den gewaltigen Epiker Bahr?) soll diese Schwester nicht vergessen!

Dr. Max Brod (Prag).



Verantwortlicher Redakteur: Max Rumpel, Berlin-Oberschöneweide. — Verlag „Die Gegenwart", Berlin-Steglitz, Arndtstraße 34.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 43. Berlin, den 21. Oktober 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Metternich als Erzieher.

Von Heinrich Ilgenstein.

Und als Herr Graf Wolf-Metternich infolge üppigen Lebenswandels schließlich bis über die Ohren in Schulden steckte, siehe, da sagte er sich: Jetzt fahre ich nach Berlin W. Da wohnen in punkto Eitelkeit noch immer von allen Dummen in der Welt die Allerdümmsten. Nichts geht einem reich gewordenen Spreeathener über einen adeligen Schwiegersohn . . .

Man mißverstehe mich nicht. Was die Erwerbung eines adeligen Schwiegersohnes angeht, so steht das auch in anderer Herren Länder hoch in Blüte, und die höchsten Preise für dies letzte und lebendigste Schmuckstück simpler, aber reich gewordener Bürgerlichkeit werden nicht in Europas Monarchien, sondern in Amerikas großer Musterrepublik der Vereinigten Staaten gezahlt. Aber in andern Ländern ist des reichen Bürgers Schwäche für einen Eidam von unbedingt adeliger Geburt mehr Einzelerscheinung. Mehr eine Familienangelegenheit, wenn man will. Der amerikanische Dollarkönig, der einen französischen Grafen oder gar einen englischen Prinzen sich zuzulegen fest entschlossen ist, wird viel weniger von der Gunst der Verhältnisse unterstützt, als der reich gewordene Mitteleuropäer. Hat es so ein Dollarmillionär nun wirklich zu einem mehrzackigen Eidam gebracht, dann imponiert das selbstverständlich allem Volk -- auch in Amerika. Aber der adelige Habenichts und der bürgerliche Reiche haben es drüben viel schwerer einander kennen zu lernen. Mit einem Wort: Der adeligen Mitgiftjägerei ist in der neuen Welt dadurch doch immerhin ein Riegel vorgeschoben, daß die Warenlieferanten und die Hoteliers, die Juweliere und Kleidermacher anders wie in den europäischen Kulturstaaten sich durch ein bloßes Adelsprädikat nicht weiter imponieren lassen und die nötigen Mittel zum feudalen Auftreten von dem blaublütigen Mitgiftjäger vor allen Dingen mal erst in bar erlegt werden müssen.

Als Graf Metternich, kurzer Arbeitsversuche müde, beschloß, sich vermittelst einer Heirat umgehend zum Zeitlebens versorgten Rentier zu machen, befand er sich in Amerika, wo doch auch so mancher biedere Millionär den jungen Herren nach Vorzeigung seiner Adelskrone gerne an seine schwiegerväterliche Republikanerbrust gedrückt hätte. „Aber hier nicht!“ sagt sich der Herr Graf mit Recht, „ich muß nach Europa zurück, allwo man mir vor allem die Mittel zum standesgemäßen Auftreten vorstrecken wird . . .“

Weil der Herr Graf einsah, daß er dem adelshungrigen, reich gewordenen Bürgerpack vor allen Dingen Sand in die Augen streuen mußte, schiffte er sich wieder nach Europa ein. Und weil ihm eine richtige Ahnung sagte, daß in keinem Lande der Welt Geburtsadel auch noch heute so imponiert wie in Preußen, ging er, der Oesterreicher, mit gutem Bedacht gleich nach Berlin. „Graf . . . Graf Wolf-Metternich . . . !“ Gewiß ein bißchen imponiert es ja überall. Aber: „Graf . . . Graf Wolf-Metternich . . !“ In Preußens Hauptstadt, die nun bald eine Weltstadt sein will, geben die Warenlieferanten und Hoteliers, die Juweliere und Kleidermacher nicht nur unbeschränkten Kredit, sondern noch schweres Geld für solche Ehrung.

Daß die Frau eines Berliner Großkaufmanns einem fremden Herren, von dessem Lebenswandel sie nichts weiter weiß, als daß er adelig ist und mal bei einem Wohltätigkeitsfest für ein Glas Bowle einen blauen Lappen hinwarf, gleich in die Familie zieht, mag als Privatsache betrachtet werden. Aber wenn die andern Damen aus Berlin W. sich nun über dieser Dame Mißgeschick, monatelang den Verkehr eines gräflichen Hochstaplers in ihrem Hause geduldet zu haben und

Digitized by Google

noch dafür vor Gericht als Zeugin auftreten zu müssen, lustig machen, so sage ich: Das ist eine sehr billige gesellschaftliche Heuchelei! Die Schwäche für Adelskronen ist eine allgemein preußische, keine Wertheimsche Angelegenheit. „Graf . . . Graf Wolf-Metternich! . . . Ein Glas Wohltätigkeitsbowle zehn Mark? . . . Viel zu billig, meine Gnädigste! . . . Ein Graf Metternich gibt Gnädigster gern einen Blauen dafür . . ." Wo ist die schwer begüterte Dame in Berlin W., die daraufhin anders gehandelt hätte wie Frau Wolf Wertheim? „Bitte machen Sie bei uns Besuch, Herr Graf Wolf-Metternich . . ." Wo ist die reiche Berlinerin, die ein großes Haus führt und nicht solchermaßen dies gräfliche Schmuckstück a tempo für ihren Salon mit Beschlag belegt hätte?

Gewiß, man soll nicht verallgemeinern. Nur von *einem* Berliner Salon ward durch die bisherigen Kostgänger der Vorhang gelüftet, und was man da zu sehen bekam, waren Familienangelegenheiten, die die Oeffentlichkeit nichts angehen. „Was wir hier von Freunden des Hauses hörten, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit den Verfall des Familienlebens in Berlin W." So ward es acht Tage lang in so mancher deutschen Zeitung dem Spießbürger zum Frühkaffee serviert. Wer weniger pathetisch, aber auch ein klein wenig gerechter ist, kann wie das der Vorsitzende des Gerichts auch für seine Zwecke richtig hervorhob mit diesen peinlichen Intimitäten nichts anfangen.

Nein, dieser Prozeß will mehr wie eine Zirkuspremiere à la Reinhardt genommen sein. Nicht die Besetzung der einzelnen Rollen ist das Wichtigste. Ob nun Frau Truth die weibliche Hauptrolle spielt, und ob der Akteur, der den heißersehnten adeligen Schwiegersohn zu mimen hat, Graf Wolf-Metternich oder sonst wie heißt: die Hauptsache ist, wie bei Reinhardt, das ganze Drumunddran.

Die an sich sehr mäßige Leistung der „ersten Salondame" (Frau Wertheim) bekam erst durch den Chor der aufziehenden Hausfreunde ihren interessanten gesellschaftlichen Hintergrund, und wie mäßig wirkte dieser nervöse Graf, wenn der von dem schier übereifrigen Staatsanwalt geladene Chor der Betrogenen nicht so zum Totlachen komisch wäre!

Ob nun Frau Truth die weibliche Hauptrolle spielt . . . Wirklich, es ist gleichgültig, wenigstens für diejenigen, die bei einem Sittengemälde großen Stiles (das ist dieser Prozeß) sich mehr für die Sitten als für die Dessous interessieren . . . Aber achtet auf den Chor der Hausfreunde und ihr werdet Frau Truth Gerechtigkeit widerfahren lassen! . . . Es ist wahr, Frau Truth hat sich um den Hochadeligen gerissen . . . Und es ist etwas Widerwärtiges um dies Buhlen bürgerlicher begüterter Kreise um einen adeligen Müßiggänger als Schwiegersohn . . . Aber wer hatte gleich den „Eindruck", wie „selig" die bürgerlichen Wirte darüber waren, ihren Gästen auch mit einem veritablen Grafen zur Tafel aufwarten zu können? Die Hausfreunde!

Eine nette Gesellschaft und eine nette Heuchelei! „Oh, gestern waren wir zum Souper geladen, uns schräg gegenüber Graf Wolf-Metternich, der Neffe des Botschafters . . ." Ich möchte wirklich den von den Geladenen sehen, dessen Bürgerstolz sich *nicht* durch die Gegenwart eines richtig gehenden Grafen geehrt fühlte und auch denjenigen, der der Hausfrau, die so lächerlich „selig" über ihren hochgräflichen präsumptiven Schwiegersohn war, nicht beim Abschied in „tiefster Ehrfurcht" die Hand geküßt hätte.

Aber an Gerichtsstätte, wo es natürlich den aufgeklärten Zeitgenossen in Idealkonkurrenz mit Sensationshascherei in Wirklichkeit sind sie doch stolz darauf, daß nun die Oeffentlichkeit von ihrem Verkehr in dem schwer reichen Hause erfährt - - zu markieren gilt, da sagen sie aus: „Wir Gäste haben es uns gleich zugeraunt, das dekorative Tafelstück lächerlichen Adelshungers usw." Dieser Chor moderner Hausfreunde, die ebenso adelshungrig und noch hungriger nach gutem Essen sind . . ., dieser moderne Gesellschaftsmensch, der sich über den Wirt, dessen Einladung man „tief geehrt" annimmt, hinter dem Rücken nur lustig macht: Das ist allerdings ein Stück Berlin W. *Vorsitzender*: „Sie waren am Silvester Gast in dem Hause?" *Zeuge*: „Jawohl, das Essen war aber nicht gut . . ." Nur in dem innerlich und äußerlich ungraziösen Berlin W. gibt es diese Salons, die nichts weiter als bessere Restaurationen sind.

Und nur Berlin W. stellt einen solchen Chor der Betrogenen, wie es ebenfalls im Metternich-Prozeß unter der Regie des Herrn Staatsanwalts

Digitized by Google

in unfreiwilliger Komik seine Verluste bezeugen mußte. Graf Wolf-Metternich ein Betrüger? Ein Betrüger, wenn auch nicht mehr und weniger als all die andern seines Standes, die bis zur endlich ergatterten Frau mit Geld täglich das Gleiche tuen und in denen, auch wenn sie es noch so skrupellos treiben, die Welt der Salons doch die geborenen Kavaliere verehrt. Aber worauf sind denn diese durchaus nicht bemitleidenswerten Opfer eines unter allen Umständen guten Menschenkenners hineingefallen? Auf ihre eigene Dummheit, auf ihre höchst eigene ersterbende Ehrfurcht vor allem, was adelig zur Welt gekommen ist ... Der „betrogene" Hofschuhmachermeister Breitsprecher: „Wenn ein Graf zu uns in den Laden kommt, ist es selbstverständlich, daß ihm ohne Umstände Kredit eingeräumt wird ..." Soll man sich wirklich darüber groß aufregen, wenn dies echt preußische Ersterben vor dem Wörtchen „von" nicht einmal vor der Stube des Geschäftsmannes halt macht und wenn es dann zum verdienten Reinfall kommt? Als Graf Metternich beschloß, auf Grund seines hochadeligen Namens mal eine Weile vom Kredit der Dummen zu leben, wählte er, weit von Amerika kommend, als den für seine Absichten passendsten Platz Berlin W. Und daß er damit so recht gehabt, ist neben dem widerwärtigen Chor der Hausfreunde das zeitgeschichtlich Interessanteste an dem ganzen Prozeß.

Höchstarbeitstag.

Von Dr. Heinz Potthoff, Mitglied des Reichstags.

Während das Deutsche Reich von einer gesetzlichen allgemeinen Beschränkung der täglichen oder wöchentlichen Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter bisher abgesehen und sich auf die Ermächtigung des Bundesrates beschränkt hat, in Gewerben, in denen die übermäßige Dauer täglicher Arbeit die Gesundheit gefährdet, das Höchstmaß anzuordnen (Sanitärer Maximalarbeitstag von 1891), sind andere Staaten darüber hinaus zu allgemeinen Vorschriften gekommen[1]). Den Anfang machte Frankreich, das 1848 die Arbeitszeit in Paris auf 10, in der Provinz auf 11 Stunden begrenzte. Seit 1900 hat Frankreich als Regel den 12stündigen Höchstarbeitstag. Doch gilt für alle Betriebe, in denen Frauen und Jugendliche arbeiten, der Zehnstundentag allgemein (auch für die erwachsenen männlichen Arbeiter) und für Grubenarbeiter seit 1905 der Neunstundentag. Auch schweizerische Kantone haben bereits 1848 den Maximalarbeitstag eingeführt. Die günstigen Erfolge führten 1877 zur allgemeinen Durchführung des Elfstundentages in der ganzen Schweiz[2]). Auch Oesterreich hat den Elfstundentag 1885 für die Industrie und 1891 für den Bergbau vorgeschrieben. Diese Länder lassen nur wenige Ausnahmen zu und überwachen die Durchführung gut, während die gesetzliche Beschränkung der täglichen Arbeit auf 11½ Stunden in Rußland nur auf dem Papiere steht. Auch Australien und Neu-Seeland mit ihrer weitgehenden staatlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses haben eine gesetzliche Bemessung der Arbeitsdauer.

Andere Staaten kennen eine solche Beschränkung nur für einzelne Berufe, wie in Deutschland außer den sanitären Bundesratsverordnungen die Vorschriften über offene Verkaufsstellen (Neunuhrladenschluß, 10—11stündige Ruhezeit). So hat England 1908 den Achtstundentag für Bergarbeiter eingeführt und schon vorher Beschränkungen der Arbeitszeit für Eisenbahnangestellte. Auch eine Reihe von Staaten der Nordamerikanischen Union haben den Achtstundentag für Bergarbeiter, Wege- oder Bewässerungsarbeiter, Zigaretten- oder Textilarbeiter, Beschäftigung an Schmelzöfen oder dergl. Besonders bemerkenswert ist das Gesetz von Massachusetts von 1906, das den Staatsarbeitern verbietet länger als 48 Stunden in der Woche zu arbeiten. Auch in anderen Ländern ist die Bergarbeit gesetzlich beschränkt, ferner in Italien die Arbeit auf Reisfeldern (9—10 Stunden), in Norwegen die in Bäckereien usw. Von deutschen Einzelstaaten hat Bayern seit 1908 den Achtstundentag im Bergbau, die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft den Neunstundentag in den Werkstätten.

[1]) Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Aufl. Jena 1909—11, Artikel „Arbeitszeit, Arbeiterschutz und Normalarbeitstag".

[2]) Der Entwurf eines Fabrikgesetzes von 1910 will die Arbeitszeit allgemein auf 10, an Vortagen von Sonn- und Festtagen auf 9 Stunden beschränken.

Digitized by Google

Deutschland marschiert hier also durchaus nicht an der Spitze. Und wenn auch der Erfolg einer Arbeitszeitverkürzung, ihre hygienische, volkswirtschaftliche und privatwirtschaftliche Wirkung von einer Reihe von Faktoren abhängig ist, die bei den verschiedenen Gewerben, Landesteilen und Betrieben sehr verschieden liegen, so sollte man doch beachten, was Professor H. Herkner in vorsichtiger Zusammenfassung eingehender Untersuchungen im Handwörterbuche der Staatswissenschaften schreibt:

„Die unübersehbare Fülle günstiger, wenn auch durchaus nicht gleichwertiger Erfahrungen, die bis jetzt im industriellen Leben bei maßvollen, schrittweise vorgenommenen Reduktionen der täglichen Arbeitszeit erzielt worden sind, begründet in Verbindung mit den Ergebnissen der neuesten psychologisch-physiologischen Forschungen die Vermutung, daß dort, wo die Arbeitszeiten zehn Stunden überschreiten, und von der Persönlichkeit des Arbeiters halbwegs beeinflußbare Arbeitsprozesse vorliegen, entweder der Arbeitgeber durch zu wenig intensive Arbeit oder der Arbeiter durch Uebermüdung geschädigt wird. Eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden wird daher in der Regel nicht nur keine Benachteiligung wirtschaftlicher Interessen, sondern in vielen Fällen sogar deren Förderung zur Folge haben."

Man glaube nicht, daß die gesetzliche Durchführung des Zehnstundentages in Deutschland ohne Bedeutung wäre. Trotz der allmählichen Verkürzung der Arbeitsdauer durch Gewerkschaftsmacht und Arbeitgebereinsicht im Zusammenwirken mit der gesetzlichen Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit gibt es in verschiedenen Industrien noch zahlreiche Betriebe mit mehr als zehnstündiger Arbeit. Dasselbe gilt von Arbeitsverhältnissen außerhalb der Industrie, so in Gastwirtschaft, Krankenpflege (!) und vor allem in der Heimarbeit. Auch vor diesen Gebieten, auf denen volkswirtschaftliche Bedenken gegen eine Beschränkung nicht geltend gemacht werden können, dürfte ein Gesetz nicht halt machen. Auch dürfte es sich nicht auf die Arbeiter im engeren Sinne beschränken, sondern müßte auch für die Betriebsbeamten ein Mindestmaß von Schonung festlegen.

Daß auch mit dem Zehnstundentage nicht ein Abschluß der Gesetzgebung erreicht sein könnte, beweisen uns andere Staaten und die Entwicklung unserer eigenen Verhältnisse. Es mag zugegeben werden, daß nicht in allen Beschäftigungsarten eine zehnstündige Dauer die Gesundheit und Entwicklung des Menschen schädigt (Landwirtschaft); daß in manchen Gewerben eine derartige Ausdehnung der Tätigkeit nicht stets entbehrt werden kann (Saisonbetriebe); daß in manchen Betriebsarten die Leistung des Arbeiters so von der Maschine abhängig ist, daß eine Minderung der Arbeitsdauer auch eine entsprechende Minderung des Arbeitsergebnisses bringt; daß manche Industrien eine Erhöhung der Produktionskosten nicht vertragen, ohne ihre Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte einzubüßen. Alles das kann nicht die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer Gesetzgebung widerlegen, die zu einer weiteren Beschränkung der Arbeitszeit führt. Diese kann nach sozialdemokratischen Reichstagsanträgen eine stufenweise Herabsetzung bringen (etwa alle drei Jahre um eine halbe Stunde), so daß alle Betriebe sich von langer Hand darauf einrichten können. Sie kann auch durch Spezialgesetze für einzelne Gewerbezweige kommen, beispielsweise mit dem Neun- und dem Achtstundentage für den Bergbau, für Hütten- und Feuerarbeiter u. dergl. beginnen. Es kann durch staatliche Unterstützung die Technik zur Ausgleichung privatwirtschaftlicher Nachteile gefördert werden. Es können physiologische Untersuchungen veranstaltet werden, um der Gefahr vorzubeugen, daß an Stelle einer Uebermüdung durch zu lange Arbeitszeit eine Gesundheitsschädigung durch zu starke Intensität der Arbeit eintritt.

Wichtiger noch als das wäre eine soziale Zoll- und Steuergesetzgebung, welche nicht die Lebenshaltung verteuert und dadurch die Produktionskosten stärker erhöht, als eine Verkürzung der Arbeitszeit es könnte; wäre eine gute Exportpolitik des Reiches, die den wachsenden Erschwerungen unseres Industrieabsatzes vorbeugte. Am allernotwendigsten aber ist eine gesetzliche Sicherheit und Förderung der Gewerkschafts- und Tarifvertragsbewegung. Denn dadurch wird am sichersten die Möglichkeit und Nützlichkeit von Arbeitszeitverkürzungen erprobt und erwiesen. Auch Arbeitskammern, allerdings mit weitergehenden Befugnissen als der gegenwärtige Entwurf sie vorsieht, können hier gute Dienste leisten.

Maßgebend für die Regelung müssen die Rücksichten auf dauernde Erhaltung der Gesundheit und Arbeitskraft der Millionen sein, verbunden

Digitized by Google

mit Rücksichten auf Muße zu staatsbürgerlicher Betätigung, Familienleben und Kulturgenuß. Aber es ist nützlich, stets nachzuweisen, daß die Erfüllung der dadurch bedingten Forderungen keine Schädigung der privaten Vermögensinteressen von Unternehmern und Arbeitern nach sich ziehen wird.

Das Ziel der modernen Beamtenbewegung.

Von Albert Falkenberg.

Daß die moderne Beamtenbewegung ein Evolutionsstadium des gesamten Beamtendaseins widerspiegelt, ist eine Binsenwahrheit, von der nicht wieder und wieder geredet zu werden brauchte, wenn die Oeffentlichkeit, die wesentlichen Anteil an diesem Evolutionsprozeß hat, bereits hinreichend von der Schwere dieses sozialen Kultur- und Wirtschaftsproblems überzeugt wäre. Das ist jedoch leider noch nicht der Fall. Diese Ueberzeugung kann nicht vorhanden sein, weil einerseits so viele andere Probleme das Interesse der nichtbeamteten Oeffentlichkeit absorbieren, andererseits aber der Beamtenstand der Gegenwart im großen und ganzen immer noch mit Augen angesehen wird, die den Quell ihrer Sehkraft in überwundenen Zeitläuften haben und darum vor allem nicht verstehen, die Zahlen zu lesen und zu deuten, die das Wachstum des modernen Beamtentums belegen.

Aus naheliegenden Gründen sind die Beamten der Verkehrsverwaltungen immer noch die Hauptvertreter der *modernen* Beamtenbewegung. Mögen die Zahlen der Verwaltungs-, der Bureaubeamten steigen, die Kategorien der Verkehrsbeamten werden auf lange Zeit die gesteigertsten Ziffern aufweisen. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man behauptet, daß sich beispielsweise das Verkehrspersonal im Postbetriebe bei dem Tempo der letzten Jahrzehnte in etwa zwei bis drei Lustren nahezu verdoppelt. Bei der Eisenbahnverwaltung vollzieht sich die Steigerung in ähnlicher Weise.

Welche Bedeutung liegt in dieser Tatsache für die Beamten selber? Die Bedeutung, daß sie neben den Veränderungen, die auch sie durch den *allgemeinen* Entwicklungsprozeß der neuen Zeit erleiden mußten, einer völligen Umwertung ihrer Stellung zum Staate sowohl als auch in der Gesellschaft entgegengehen, und zwar eben durch die sozusagen besondere interne Evolution innerhalb des Beamtenberufs, die vor allem in dem gesteigerten Solidaritätsgefühl ihren Ausdruck findet. Die Zentralisierung, die wir in den Grenzen der Beamtenbewegung beobachten, ist erst aus dem gesteigerten Solidaritätsgefühl heraus entstanden. Das Solidaritätsbewußtsein entspringt dem Empfinden gemeinsamer Gefahr, der Gefahr nämlich, unter der Wucht der robusten Wirtschaftspolitik der freien Berufe mehr und mehr an die Wand gedrückt zu werden. Je klarer diese Gefahr den Betroffenen vor Augen tritt, um so schneller wird sich der Zusammenschluß der Beamtenschaft zu einer unlöslichen Wirtschaftseinheit vollziehen. Auch die Zerreibungs- und Zersplitterungsversuche der Behörden, die vielfach da eine Gefahr sehen, wo nur eine gegebene Entwicklung um den präzisen Ausdruck ringt, können auf die Dauer nicht von Erfolg begleitet sein, es sei denn, daß die Beamtenschaft den Augenblick verpaßte, den es auch für sie mit aller Energie zu nutzen gilt, wenn sie herauskommen will aus den gottgewollten Abhängigkeiten, mit deren Empfehlung von oben ihr immer noch und keineswegs zum Vorteil für die Gesamtheit des Volkes alle freiheitliche Organisationsinitiative verekelt werden soll.

Auch die Drohungen, die mit einem Blick auf die Ereignisse im Lager fremdländischer Beamten von Zeit zu Zeit erneuert werden, haben nicht so viel Kraft, daß sie über bittere Notwendigkeiten hinwegbringen könnten. Die Zustände in Frankreich, England, Oesterreich und Italien lassen sich nicht ohne weiteres auf deutsche Beamtenverhältnisse übertragen. Bei uns trägt der Beamtenstand ein ganz anderes Gesicht, dessen Ausdruck im wesentlichen bestimmt wird durch den Begriff der Lebenslänglichkeit und durch die Art der Besoldung und des Aufstiegs. Beide kennzeichnen eine Stabilität des Beamtenstandes, wie wir sie in keinem Lande der Welt wiederfinden. Wenn wir außerdem die historisch bedingte Entwicklung des deutschen Beamtentums in Betracht ziehen, springt die grundsätzliche Verschiedenheit zu dem Beamtenstande der übrigen Staaten so auffallend in die Augen, daß alle Vergleiche von vornherein in sich zusammenfallen müssen.

Trotz der Unhaltbarkeit aller Vergleiche und Hinweise auf die Staatswidrigkeiten der Beamten

Digitized by Google

fremder Länder ist heute mehr denn je das Leitmotiv unserer Regierungen und Verwaltungen: die moderne Beamtenbewegung ist eine Gefahr für den Staat. Auf die Frage warum? folgt eigentlich kaum eine andere Antwort als die: man kann nie wissen! Und dabei fordert gerade diese Antwort die Direktiven heraus, die von den Staatsorganen ergriffen werden müßten, um den Gefahren, die hinter diesem „man kann nie wissen" lauern, allen Nährboden zu entziehen. Mehr Politisierung der Beamtenschaft! Was heißt denn Politisieren anderes, als in Erkenntnis der Staatsnotwendigkeiten handeln. Die Basis der Verantwortlichkeitspflicht verbreitern? Auch die Beamtenschaft muß mehr als bisher auf dem Wege der Selbsthilfe an der Lösung der Aufgaben des Staates mitarbeiten. In der Verwirklichung dieser Forderung steckt das *eine* große Ziel der modernen Beamtenbewegung: Politisierung der Beamtenschaft.

Weshalb macht denn auch die moderne Beamtenschaft sich mit steigendem Eifer an die Lösung dieser Aufgabe heran? Etwa, weil sie nichts Besseres zu tun weiß? Oder weil einige wirre oder auch - wie man's nehmen will klardenkende, vorausschauende Köpfe ihr diese Aufgabe suggerierten? Nichts von allem ist Anlaß für das zeitgemäße Streben nach Politisierung, sondern allein das Bedürfnis, sich herauszuretten aus den gefährlichen Strudeln wirtschaftlicher und geistiger Bedrängnis. Ein tiefer Drang nach Selbstbefreiung ist auch im Beamten der Jetztzeit lebendig. Dieser Drang kann keine Sprünge machen, er treibt wie der Saft der Pflanze erst in den Stamm und dann zur Blüte. Wie töricht, diesen Trieb nicht achten zu wollen, weil er zunächst aus *wirtschaftlicher* Enge herausstrebt. Nur dadurch, daß man ihn leitet, läßt er sich veredeln, nicht aber dadurch, daß man ihn totzuschlagen versucht. Selbst wenn man der Auffassung huldigt, daß Hunger und Liebe des Menschen Willen zur Tat bestimmen, kann man nicht bei der Behauptung Halt machen, daß sich zwischen diesen beiden Polen der Sinn des Daseins erschöpfe. Warum sollte man also die moderne Beamtenbewegung *nur* als Kampf um den Futterkorb ansehen, weil sie heute im Ringen um gesündere Existenzmöglichkeiten aufgeht.

Die herrschenden Gewalten, zu denen man alle in der Oeffentlichkeit maßgebenden Faktoren rechnen darf, glauben vielfach, alle Entwicklung, die nicht von ihnen ausginge, oder doch mit dem seit langem von ihnen festgelegten Gedankengängen im Einklang stände, wäre ohne Sinn und hätte die Vernunft gegen sich. Und doch haben sie immer wieder erfahren müssen, daß ihr Gedankengebäude wie ein Kartenhaus in nichts zerfiel, sobald der Strom der Entwicklung die Grundpfeiler des Gebäudes unterwühlte. Nun das Ziel der Beamtenbewegung sich mehr denn jemals der Peripherie staatsbürgerlichen Lebens und Schaffens nähert, beginnt ein wüster Lärm, aus dem immer wieder der Schrei nach dem Büttel laut wird. Dies Gebahren mutet an, als wenn patriarchalische Gemüter im Zeitalter der Schnellbahnen nach der Postkutsche jammern, weil sie glauben, sich mit ihr in die Zeit des ländlichen Idylls zurückretten zu können. Tempi passati! Auch die moderne Beamtenbewegung ist nicht märchenverzaubert. Sie hat einen derben, klingenden Wirklichkeitsschritt. Ihr Ziel heißt: Beamtenwirtschaftspolitik.

Der erste Versuch, dies Ziel in geschlossenen Reihen zu erreichen, ist der Bund der Festbesoldeten, der den Zusammenschluß der Reichs-, Staats-, Kommunal- und Privatbeamten sowie der Lehrer erstrebt. Man wird diesen Versuch von vornherein für vergeblich halten, wenn man auf die Zersplitterung in den Reihen der Beamten selber sieht, die ja wohl als ein Dokument ihrer bisherigen Unfähigkeit, sich unter einem großen Gesichtspunkte zu kaum geahnter Macht zu vereinigen, bezeichnet werden darf. Wo aber war auch bis jetzt der große Lehrmeister, der auch die Beamten dahin zwang, wohin die Angehörigen der freien Berufe voran die Arbeiter schon längst gekommen waren? Nun hört aller Scherz auf, eine Dame erscheint, nicht gerade allzu zarter Natur, mit Manieren, die auch nicht den leisesten Widerspruch dulden: die Not der Zeit. Vor ihr streichen alle, alle die Segel. Und die eben noch in den vordersten Reihen der Spötter standen, schweigen auf einmal und werden still und nachdenklich.

Und dabei ist die augenblickliche Teuerung nichts als der erste Schreckschuß. Es wird noch besser kommen, wenn erst der Winter an die Türen klopft und die Viehställe unserer Landwirte wegen mangelnden Viehs offen stehen, die Grenzen aber desto geschlossener gehalten werden. Dann werden diejenigen, die mit ihren Ideen bisher unter den

Digitized by Google

Beamten keine Jünger zu werben verstanden, staunen, wie leicht es ist, sich eine Gefolgschaft zu sichern, ohne selber auch nur den Finger zu rühren. Und die Beamtenschaft wird lernen müssen und sie wird es lernen wie's gemacht wird, wirtschaftspolitische Aufgaben zu lösen, nämlich damit, daß man sich herauswagt aus seinen vier Pfählen, sich selber zu wehren, nachdem man begriffen hat, daß Stellung und Ansehen allein nicht mehr ausreichen, den Menschen satt zu machen.

Daß der Kampf sich in angemessenen Formen vollzieht, ist Sache des Takts. Wenn sich an den Wiener Demonstrationen Beamte beteiligten, so war das in erster Linie taktlos. Takt besitzen, heißt erzogen sein. Die Erziehung der Massen ist nur im Wege der Organisation zu erreichen. Wenn den maßgebenden Stellen daran liegt, daß die kommenden Kämpfe mit Anstand geführt werden, können sie dann noch gegen die moderne Beamtenbewegung, gegen Organisation an sich sein? Sie sollten es nicht, aber sie werden es dennoch sein. Weil sie das Ziel der modernen Beamtenbewegung nicht kennen, nicht kennen wollen — aus Interesse am Staatswohl. Aber sie sollten versuchen, dies Ziel begreifen zu lernen auch aus Interesse am Staatswohl.

Schülerjahre.

Von Ernst Riemann.

Hatte da ein amerikanischer Nabob und Napoleonschwärmer seinem Buchhändler den Auftrag gegeben, ihm für seine Bibliothek alles zu besorgen, was über Napoleon I. bis und früher erschienen sei. Ein Sammler ... Man kennt die Sorte ... Also von allen Napoleonbüchern je ein Exemplar. Aber als des Bibliophilen Auftrag effektuiert wurde, siehe, da kam eine endlose Reihe von Möbelwagen, mit Büchern bis zum Rande gefüllt, die Straße entlang.

Zehn Möbelwagen von gutgemeinten Schriften zur Frage der Schulreform. Zwanzig Möbelwagen ... Die Flut hat selbst die Napoleonliteratur längst überflügelt, und das Meer von Tinte, das alljährlich heute von Berufenen und Unberufenen verbraucht wird, um der höheren preußischen Schule endlich einen neuen Sinn und einen neuen Inhalt zu geben, wächst allmählich ins Unübersehbare.

„Euer Kinderland sollt ihr lieben. Diese Liebe sei euer neuer Adel ...“ Es gibt nichts in der Welt, was wichtiger ist als dies. Nichts, was so unsre immer neue Sorge und unser ganzes Interesse heischt. Das größte Menschheitsproblem ist und bleibt das Kind.

Aber mehr als eine große Idee ward, noch ehe sie Zeit hatte, lebendige Wirklichkeit zu werden, von dem Chor derjenigen, denen das Schreiben ebenso leicht fällt wie die Anwendung billiger Schlagworte, zu Tode gehetzt. Wir leiden an dem Uebel, daß in jedem Buch über moderne Erziehungsreform eigentlich immer dasselbe zu lesen steht. Wir leiden an einer schulreformatorischen Vielschreiberei, die schon beängstigende Dimensionen annimmt und bei dem Mangel an selbständigen Köpfen schon jetzt dahin führt, daß selbst pädagogisch interessierte Menschen vor diesen Reformschriften allmählich einen wahren Horror bekommen.

„Ein neues Buch über Schulreform? ... Nein, danke! Ich kenne das Programm nun wirklich auswendig.“ Wo ist heute der große pädagogische Schriftsteller in Deutschland, der ein selbständiger Pfadfinder ist? Wo ist der Reformer größeren Stiles, der Persönlichkeit genug, um unserem Suchen nach einer besseren Unterrichtsart endlich den Ausdruck zu geben, der zu befreiender Tat führt?

So ist es. Der eifrig Redenden und nicht minder eifrig Schreibenden gibt's heute fast zu viele. Aber es fehlt die große Nummer, die auch die Intransigenten aufrütteln könnte. Es fehlt der Mann, der die schöpferische Macht hätte, die Allgewalt der Tradition zu überwinden. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß eine Zeit, die so laut und begehrlich nach einer Reform des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens schreit, nicht imstande zu sein scheint, einen modernen Rousseau hervorzubringen. Die akkreditierten Reformerchen von up to date sind im Begriff, mit ihren billigen Oberflächlichkeiten das größte aller modernen Ziele, das Suchen nach dem Kinde, das sich in den Schuljahren glücklicher fühlen könnte, als wir es einst getan, gründlich zu mißkreditieren. Das Publikum, das sich schon so interessierte, will nicht mehr. Und da der gesuchte pädagogische Schriftsteller von Gottes Gnaden zurzeit in Deutschland nicht auffindbar ist, versucht man's vorläufig mit einer neuen Methode ...

Digitized by Google

Also ganz was Neues! Der so sympathische Verlag „Fortschritt G. m. b. H." (Buchverlag der „Hilfe") hat es herausgebracht, und Herr Alfred Graf hat hier unter dem schlichten Titel „Schülerjahre" die „Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen" mit vielem Fleiß und Bemühen zusammengetragen.

Da sind sie nun, all die Herrschaften, die also nach der Meinung Alfred Grafs einen „Namen" haben, und lesen in mehr oder minder gedrängten, oft merkwürdig unkritischen und haßerfüllten Sätzen nach so manchem Dezennium eigener Lebensführung ihren einstigen, eigentlich längst vergessenen Schullehrern die Leviten. Ein wirklich wertvoller Beitrag zu der unzweifelhaft drängenden Frage einer zeitgemäßen Schulreform? Ich sage: Nein! Wer die „Männer mit Namen" (zu was für Absurditäten dieser Gesichtspunkt führt, zeigt der Umstand, daß der Herausgeber auch ganz natürlicherweise den großen Zeitgenossen Roda-Roda zur Mitarbeiterschaft einladen mußte) für die besten und ehrlichsten Bekenner von Kindheitserlebnissen hält, ist selbst ein sehr schwacher Menschenkenner.

Gewiß, nicht für alle gilt es. Aber die meisten, die das zweifelhafte Glück haben, „ein bekannter Mann zu sein", trifft es doch zu: Berühmtheit macht unehrlich. Berühmtheit verführt denjenigen, den sie trifft, nur allzu leicht zur Selbsttäuschung.

Man ist (schon die Aufforderung des Herrn Graf zeigt es dem geschmeichelten Empfänger) doch ein wahnsinnig bekannter Mann. Man wird zusammen mit den andern bekanntesten Männern des Vaterlandes aufgefordert, sich gütigst über seine Erlebnisse als Schüler zu äußern. Erlebnisse? Gott, ich habe ja eigentlich gar keine gehabt, und habe ich welche gehabt, so sind sie längst vor dem Reichtum (oder der Armut) des späteren Lebens versunken. Aber ich bin ein berühmter Mann. Ich muß doch schon als Junge, wenn es mit der Berühmtheit seine entwicklungsgeschichtliche Richtigkeit haben soll, etwas ganz Apartes und Urteilsfähiges gehabt haben. Und ein berühmter Mann hat, - das weiß man doch aus den Biographien der anderen Genies -- als Junge doch immer schwer unter den Lehrern gelitten. Also gelitten muß ich haben. Aber wie war es? Gott, wie verschwommen das alles ist! Kaum noch erkennbar. Aber ich rekonstruiere es. Ich muß es recht lebendig machen. Möglichst mit Anekdoten. Heil dem späteren Biographen! Aber nein, ich will nicht! Auf zwei Quartbogen ein abschließendes Urteil über meine ganze Schülerzeit, das ist zu ungerecht, das ist zu albern! Aber es hilft nichts. Ich muß. Wenn ich dem guten Alfred Graf nun schreibe: „Fragen Sie junge Leute nach ihren Schülergefühlen oder schlagen Sie bei Emil Strauß oder Hermann Hesse nach, wo Sie im Gewande der Kunst die Wahrheit wirklichen Erlebens finden können", dann denken diejenigen, die das Graffsche Buch in die Hand bekommen, daß ich nicht zu den berühmten Männern Deutschlands gehöre. Das geht nicht. Schon mit Rücksicht auf die Konkurrenz . . .

Ein Irrtum ist dieses Buch. Ein Irrtum auch im Hinblick auf diejenigen, die durch ihren „Namen" nicht eitel wurden und die in diesen Blättern ehrlich und ohne Pose ihre Schulerlebnisse zu skizzieren versuchten. Nicht den künftigen Genies (die sich später doch durchsetzen), sondern den gesunden Durchschnittsjungen soll die Schule gerecht werden. Und da der talentierte Junge infolge seiner einseitigen Veranlagung ja immer unter der Schule leiden wird, sind die sogenannten berühmten Männer im Streit um die Schulreform die Unberufensten, die es geben kann. Es soll nicht verkannt werden, daß Beiträge, wie sie etwa Friedrich Naumann in seiner herzerfrischenden Ehrlichkeit und in seinem reifen Gerechtigkeitssinn beigesteuert hat, dem mehr biographisch als pädagogisch interessanten Buche zur Zierde gereichen. Aber bei den meisten hat die Neigung, unter der Fülle der Gutachten den Blick des Lesers möglichst auf seine höchsteigenen Schulerlebnisse zu lenken, der historischen Wahrheit Abbruch getan. Wenn ein sonst so geistvoller Schriftsteller wie Hermann Bahr einfach kurz und bündig schreibt, daß seine sämtlichen Lehrer „tückische, von Neid gequälte, schadenfrohe Idioten" gewesen seien, so wird das kein Vernünftiger ernst nehmen. Aber dem Herausgeber sollte es zeigen, wie er mit einer Rundfrage bei den „Berühmten" auf dem Holzwege ist.

Viele haben sicher nach bestem Wissen und Gewissen ehrlich die Wahrheit berichtet. Niemand zweifelt daran, obwohl es auch bei diesen nur eine schiefe Wahrheit sein kann, da zwischen den berühmten Männern von heute und den noch unberühmten Kindern von einst der großen Lebenseindrücke gewiß viel zu viele stehen. Aber bei den meisten hat die Pose die Feder geführt. Selbstgefällige Pose und Eitelkeit.

Digitized by Google

Name ist Schall und Rauch ... Nicht Namen, sondern Menschen sind das Wertvolle. Aber bei Herrn Graf ist der Respekt vor einem „Namen" und einer etwaigen Titelfülle so groß, daß er dem immerhin nicht ganz unbekannten Fürsten Bernhard Bülow nicht vergißt, folgende, des Exkanzlers Gutachten nach seiner Meinung wohl sehr unterstützende Titel anzuhängen: Durchlaucht, Ehrendoktor der Universitäten Königsberg und Münster, erstes Ehrenmitglied der Kgl. Akademie Posen, Ehrenmitglied der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften usw. - Also ein gutgemeintes, in seiner Grundidee verfehltes, aber dafür bei allem Haß und aller Liebe, die hier für wenige Augenblicke die einstigen Schüler und jetzt so berühmten Zeitgenossen beseelt hat, doch wiederum echt preußisches Buch.

Der strenge Kirchenstil und die moderne Musik.

Von Professor Wilhelm Freudenberg, Berlin.

In einem Aufsatze, der in der Zeitschrift „Musik" erschien und betitelt war „Ueber den a capella-Gesang", habe ich schon früher einmal darauf hingewiesen, daß eine eingehendere Beschäftigung mit dem Gesang und den Erfordernissen einer naturgemäßen Behandlung der Singstimme als Gegengewicht gegen die überwiegend instrumentale Beschaffenheit der neueren Musik sehr von Nutzen sein und auf die Gestaltung natürlich empfundener Melodien vorteilhaft einwirken könne, und was ich von diesem Gesichtspunkte aus zu beobachten Gelegenheit habe, bestärkt mich immer mehr in der Richtigkeit meiner Ansicht. Aus der eingehenden Beschäftigung mit der a capella-Musik, namentlich mit derjenigen des strengen Stils, erwächst dem Komponisten nicht nur eine wesentliche Bereicherung seiner Technik, sondern auch eine Verfeinerung des musikalischen Empfindens. Die Beschäftigung muß aber, wenn sie Früchte tragen soll, wirklich eingehend sein und bis zur vollen Beherrschung des a capella-Stils durchgeführt werden. Ein gelegentliches Anhören eines Werkes dieser Gattung wird in dem bloß modernen Musiker schwerlich einen anderen Gedanken aufkommen lassen, als daß diese Musik trotz aller Künstlichkeit ein überwundener Standpunkt sei, über den man sich eo ipso als Kenner all der Fortschritte, die seit der Herrschaft des strengen Stils gemacht worden sind, erhaben fühlen dürfe. Eigentlich kann man sich aber nur über das erhaben fühlen, was man besser zu machen imstande ist, und wenn man versucht, mit denselben Mitteln, d. h. mit der menschlichen Stimme, vielleicht unter Anwendung einer erweiterten Harmonik, ähnliches oder besseres zu leisten, als die Meister des überwundenen Standpunktes, wird man erst dahinterkommen, wie schwer das ist. Zugleich wird aber die eigene Mühe, die man sich bei diesem Streben, es den alten Meistern nachzutun, geben muß, zum Schlüssel für das Verständnis dessen, was an Erfindung und Technik in den Meisterwerken des strengen Stils steckt. Denn ohne diese Mühe übersieht oder überhört man die Kunst dieses Stils um so leichter, weil die Alten bestrebt waren, auch die kunstvollste Arbeit immer natürlich und klar erscheinen zu lassen, so daß sie klang, als müsse es nur so sein, während heutzutage, wo man so viel mit äußeren Mitteln arbeitet, oft der entgegengesetzte Fall vorliegt, daß sich der Künstler den Anschein großer Gelehrsamkeit zu geben sucht, während er in Wirklichkeit bloß nicht imstande ist, diejenige Plastik des Ausdrucks zu erreichen, die den Eindruck der Natürlichkeit machen würde. — Wenn Goethe gesagt hat, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige, so kann man vielleicht mit noch größerer Berechtigung sagen, daß sich nur in der Beschränkung der Meister erst entwickele. Wer sich die Aufgabe stellt, nur für menschliche Stimmen und unter Anwendung kontrapunktischer Schreibart im strengen Stil etwas Genießbares zu komponieren, wird bald mit einiger Verwunderung inne werden, was es mit der vermeintlichen Ueberwindung dieses Standpunktes auf sich hat, und wenn auch die Tatsache nicht umzustoßen ist, daß das Publikum unserer Tage wenig Sinn mehr für derartige Musik hat, so wird doch der redliche Künstler, der sich zu seiner eigenen Vervollkommnung in die Mysterien des strengen Stils hineinarbeitet, bald einsehen, daß der vermeintliche Ueberwinder, der bloß Moderne, eigentlich der Ueberwundene heißen müßte, der, wenn er auch über größere äußere Hilfsmittel verfügt, in weisem Gebrauch der menschlichen Stimme und in kunstvoller Gliederung des Aufbaues und kontrapunktischer Logik zweifellos bedeutende Rückschritte gemacht hat. Es wird ihm auch bald klar werden, warum in einer Epoche der Musik, die vom Instrumente ausgeht, das den Ton mechanisch erzeugt, anstatt von der menschlichen Stimme, dem Quell aller melodischen Empfindung im Gesang, die Armut an Melodie geradezu epidemisch geworden ist. Nur in der Operette und den niederen Gattungen der Unterhaltungsmusik, die von der vornehm tuenden Kritik nicht ernst genommen wird, führt die Melodie noch ein entwürdigtes Dasein in meist trivialen Tanzrhythmen. Aber in ernst sein sollenden Tonwerken getraut sich der heutige Komponist höchst selten, eine Melodie anzustimmen und sie zu Ende zu führen. Es bleibt in der Regel bei Anläufen, die alsbald wieder ins Unbestimmte übergehen, ohne daß es zu einer eigentlichen Auslösung kommt; und das

Digitized by Google

Ende vom Liede ist dann die „großartige, geniale Instrumentation“ (in Wirklichkeit das Leichteste, was es für einen talentvollen Musiker gibt), und die erstaunliche Handhabung verzwickter, willkürlicher Harmonien, die ebenfalls nicht schwierig ist, wie daraus hervorgeht, daß heutzutage ein jeder darüber verfügt, namentlich und mit besonderer Vorliebe diejenigen, die wenig melodische Erfindung haben. Nun kann man ja das Komponieren von Melodien bekanntlich nicht lernen, das Talent muß angeboren sein, aber es kann und muß geschult werden, da die erste Eingebung einer Melodie keineswegs immer fertig und abgerundet im Kopfe des Komponisten auftaucht, sondern oft viel Nachdenken erfordert, bis sie diejenige Gestalt angenommen hat die dem musikalischen Gefühl des Komponisten genügt. Und gerade dieses Feingefühl für eine Melodiebildung, die natürlich klingen muß, ohne trivial zu sein, kann durch nichts besser gebildet werden, als durch das eigene Arbeiten im a capella-Gesang, namentlich im strengen Stil, durch dessen gründliches Studium man sich am ehesten wieder unabhängig macht von der harmonischen Hypertrophie der neuesten Musikrichtung, in der jede natürliche Melodiebildung ersticken muß. Eine freiere Verwendung des dabei Erlernten, etwa im Einzelgesang, Lied oder Arie, verursacht nachher weiter keine Schwierigkeiten, wie denn überhaupt die „Freiheiten“ in der Kunst demjenigen keine Schwierigkeiten bereiten, der in den spanischen Stiefeln des strengen Stils gehen gelernt hat. Wenn aber jeder Schüler eines Konservatoriums schon wegen Nichtbeachtung des Quinten- und Oktavenverbots für ein Genie gehalten sein will und ohne ernste Studien gleich anfängt, sinfonische Dichtungen und Opern zu komponieren, dann muß ja manches Talent untergehen, was bei richtiger Erziehung vielleicht Erfreuliches hätte leisten können. Wirkliche Genies holen freilich Versäumtes nach, wenn sie merken, daß sie auf dem Holzwege waren, denn der geniale Schaffensdrang ist wie eine Magnetnadel im Kompaß, die schließlich die Richtung andeutet, in der man steuern muß, aber das sind Ausnahmen, und ob nicht auch schon Genies durch mangelnde oder falsche Erziehung verkümmert sind, läßt sich eben nicht feststellen, weil man nur diejenigen kennt, die sich durchgerungen haben.

Wer in einer bestimmten Richtung sich bewegt, die ihn vollständig befriedigt, pflegt oft keine Ahnung davon zu haben, was ihm durch Nichtbeachtung einer anderen Richtung entgeht. Wer also z. B. im Fahrwasser des sogenannten musikalischen Fortschritts unserer Zeit segelt, und diese Fortschrittsmusik für die höchste Blüte der Musik hält, ohne sich viel um die Musik früherer Zeiten zu kümmern, ist offenbar sehr einseitig, obgleich er sich einbildet, auf der Höhe künstlerischer Anschauung zu stehen, und jemand, der sich nur für eine ihm besonders zusagende Epoche früherer Zeiten interessiert, mag sie noch so hoch dastehen, würde ebenfalls einseitig sein und daher kein richtiges Urteil haben. Das kann ein Laie halten wie er will. Aber ein schaffender Künstler darf sich erst dann für Einseitigkeit entscheiden, wenn er die wesentlichen und allgemeinen Grundlagen seiner Kunst studiert und aus der Gegenüberstellung seiner Beobachtungen und Erfahrungen so viel Selbsterkenntnis geschöpft hat, daß er weiß, zu welcher besonderen Art des Kunstschaffens oder der Kunstbetätigung sein Talent ihn hinweist. Je stärker das Talent, um so rascher entscheidet sich diese Frage, wobei der Instinkt in der Regel schon der Erkenntnis weit vorauseilt. Aber die Vernachlässigung eines so wichtigen Bestandteils der musikalischen Technik, wie der Gesang, rächt sich allemal, und was in neuester Zeit dem Gesang zugemutet wird, ist manchmal kaum zum Anhören, und ich habe schon mehr wie einen Sänger seufzen hören über das „Zeug, was man jetzt zu singen kriegt“. Die Nichtbeachtung des Gesangs und des Gesanglichen, das ist ein wunder Punkt in der neueren Musik, und wenn dem Gesang bei der künstlerischen Ausbildung mehr Aufmerksamkeit zugewendet würde, könnten wir uns vielleicht auch einmal wieder an schönen, natürlich empfundenen Melodien erfreuen. Solange aber sogar die Sänger nur noch in abgerissenen, zerfahrenen Phrasen deklamieren dürfen, wird von den Instrumentalkomponisten erst recht nichts zu erwarten sein.

Zu obigen Betrachtungen fühlte ich mich veranlaßt, als ich neulich nach dem Anhören moderner, innerlich leerer Musik Gelegenheit hatte, den weihevollen Klängen einer achtstimmigen Motette im Palestrinastil zu lauschen. Welch ein Gegensatz zwischen dem brutal-aufdringlichen Subjektivismus eines modern-fortschrittlichen Orchesterstückes, aus dem nur Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung herausklang, und der wunderbar verklärten Stimmung jenes alten Meisterwerks, die den Hörer von all der kleinlichen Leidenschaftlichkeit befreit, in deren Kultus sich unsere Subjektivisten so groß dünken! Es fehlte nicht viel, daß ich über diesen Gegensatz auch noch moralische Betrachtungen angestellt hätte.

Die Novelle.

Von Walther Nissen.

Wir saßen auf dem Lido-Dampfer und waren jung verheiratet. Von der Lagune stieg ein feiner, graublauer Nebel auf, in welchem der Dogenpalast nach und nach wie in angenehmen Träumen versank.

Meine junge Frau hatte schon mehrmals unruhig mit dem Kopfe gerückt, plötzlich sagte sie:

„Wer sind diese Damen?“

Digitized by Google

„Die in Trauer? Ich weiß es leider nicht."

„Bitte, sag mir die Wahrheit. Die eine ist gewiß eine frühere Geliebte von dir – sag' mir's ruhig, du weißt, ich bin stark!"

„Nein, ich kenne sie gar nicht. Aber ich gebe zu, daß sie mich interessieren."

Meine junge Frau brach in Tränen aus. Als es vorüber war, sagte ich: „Siehe, Magdalena, du weißt, daß ich den Beruf habe, Menschenschicksale zu erzählen. Vielleicht ein sonderbarer Beruf; immerhin, du hast es gewußt. Dazu gehört, daß man beobachtet. Man muß den Leuten, denen man begegnet, in die Augen sehen und zwar sehr tief, bis ins Herz hinunter."

„Es ist aber auffällig, daß es hauptsächlich Damen sind, denen du in die Augen siehst."

„Das rührt daher, daß ich ein Mann bin. Es ist fast gar keine Hoffnung, sich selbst und sein eigenes Geschlecht richtig zu erkennen. Man erkennt nämlich nur, was man liebt. Weine nicht! Wenn ich dich nicht hätte, würde ich vielleicht niemanden lieben, sondern alle hassen. Also scheint's doch zwischen uns was Besonderes zu sein. Ich will dir aber bei dieser Gelegenheit zeigen, wie man eine Novelle entwirft. Willst du? Paß auf, in welcher Weise ein Mensch wie ich Physiognomiker sein muß, Hellseher, Ausdeuter, wie er Ohren haben muß für die Sprache der stummen Dinge!

Als wir vorhin den Dampfer betraten, sortierte ich sogleich das Publikum. Dort den deutschen Wucherer mit der weißen Weste und dem Doppelhals warf ich im Geiste über Bord. Er will aussehen wie ein Gentleman, wie ein Großindustrieller, und das darf er nicht. Seine Gattin, jene Dame mit der aufdringlichen Einfachheit, mußte nach. Nur kein falsches Mitleid! Sie spielt sich als Märtyrerin auf, in ihrem unglücklichen Gesicht liegt passiver Protest. Tja – warum hat sie damals den alten Blutsauger geheiratet! Kein Mensch muß, wenn er nicht will; sie liebte ja doch das Geld mehr als alles und soll jetzt nicht so tun! Das junge Ehepaar aus guter Familie da drüben interessiert mich ebenfalls nicht. In's Wasser! Das merkt kein Mensch! Solche gibt's hunderttausende. Die haben alle noch kein eigenes, besonderes Leben. Novellen kann man schließlich aus allem machen, aber langweilige; bei mir gibt's das nicht. Die drei Amerikanerinnen daneben mußten auch in die Lagune. Ich verkenne nicht, daß sie glänzend aussehen, wirkliche Schuhe und richtige Kleider tragen. Aber sie haben keine Seele. Massenartikel. Kolportage. – Den dürren Kunsthistoriker mit dem blonden Spitzbart mußte ich ebenfalls umbringen. Ein Schleppenträger, der sich einbildet, er sei nun der spiritus rector und treibe seine Königin durch die Welt – nein, das reicht nicht einmal zur Komik! Aber siehst du dort das nette Hochzeitspaar? Er ist ein kleiner Magistratsbeamter, sie die Tochter eines Volksschullehrers. Sie können noch immer nicht fassen, daß sie Mann und Frau sind und Venedig sehen dürfen. Sie zerbrechen fast, und ihr Glück ist so schwer und heilig wie ein großer Schmerz. Welcher tiefe Ernst und welcher Glanz! Ja – bald wird das Leben mit schmutzigen Stiefeln in ihre Einsamkeit treten. Es tritt sie stumpf und dumm. Sie werden fortwährend auf ihren schmalen dunklen Weg achten müssen, um nicht zu stürzen. Sie werden nie mehr Zeit haben so zu träumen, so aneinander vor Liebe zu zerbrechen. Sie hätten nicht nach Venedig kommen sollen. Die Erinnerung daran wird manchmal ihr Herz wie ein Krampf erfassen, wird sie immer wieder zwingen, sich hoffnungslos gegen ihr Schicksal aufzurichten."

„Wie schön du so etwas ausdrückst!"

„Uebung. Ich habe das schon früher einmal geschildert. Heute fesselten mich, wie gesagt, hauptsächlich diese beiden Damen in Trauer. Schwestern, nicht wahr? Unverheiratet, so viel steht fest. Sie sprechen deutsch; also Oesterreicherinnen."

„Warum?"

„Das siehst du am Taillenansatz des Rockes und an der Bewegung der Ellbogen. Bei reichsdeutschen Damen sind die Kleider gleich unter dem Gürtel etwas gebauscht, was von den übereinander gebundenen Unterröcken herrührt, und die Spitze der Ellbogen beschreibt Zickzacklinien, nicht Wellenlinien. Sie freuen sich, lachen unterdrückt und ruckweise. Das fällt nicht weiter auf. Es ist sehr alltäglich, daß jemand Trauer trägt, von der sein Gemüt nichts weiß. Aber blick sie näher an. Die beiden haben viel gelitten und besonders in die Züge der Aelteren hat der Gram unverlöschbar seine Krallen geschlagen. Ihr Gesicht sieht aus wie eine Trümmerstätte, auf welche die Maisonne scheint. Das der Jüngeren erinnert eher an ein vom Sturm niedergewehtes Getreidefeld. Solche Halme richten sich wieder auf. Es ist also doch Trauer in ihnen. Sehr merkwürdig kontrastiert auch eine gewisse äußere Würde und Sorglosigkeit, wie sie bemittelte Leute haben, mit einer entschieden subalternen und unfreien Art, die sie hin und wieder zeigen, zum Beispiel vorhin, als die Gattin des Wucherers sich neben sie setzte, oder als sie ihre Billetts herausnahmen. Sie sind nicht aus Wien, wo sich die Leute selbstverständlicher geben; also aus einer Mittelstadt, etwa aus Krems. Um wen tragen sie Trauer? Um ihre Mutter? Nein, die ist längst tot. Ich könnte nicht sagen, woraus ich es schließe; man fühlt so etwas oder man fühlt es nicht. Also starb der Vater (eine von beiden kommt nur in Frage). Natürlich – sie sind unerwartet in äußere und innere Unabhängigkeit versetzt worden – das ist es! Nun steht ganz von selbst Bild auf Bild auf und fügt sich zu einer schwermütigen Reihe:

Der Vater war ein Mensch, der viel Unglück gehabt hat und nicht aus so edlem Stoffe war, daß es ihn geläutert hätte, sondern aus so Gemeinem, daß es ihn verhärtete. Seine Frau war eine jener unbegreiflich selbstlosen Dulderinnen, die bestimmt scheinen, den Quälern und Unmenschen in die Hände zu fallen. Als sie starb, erfaßte die beiden zehn- und zwölfjährigen Mädchen, stärker noch als der Schmerz um ihre Mutter, eine lähmende Angst vor ihrem Vater. Wie? Von jetzt ab sollten sie keine Zuflucht mehr haben vor seinen Blicken, sollten die langen Abende

Digitized by Google

allein mit ihm sitzen, wehrlos, ohne Schutz vor seiner harten Stimme? Was kam, war schlimmer als ihre ärgsten Schreckgesichte. Der Vater haßte ihre angeborene Fröhlichkeit und Lebenslust. Wie eben ein beschränkter Mensch Schrankenloses haßt. Er gab, nach Art gemeiner Naturen, allen Dingen verkehrte Bezeichnungen und nannte das „sie beim rechten Namen nennen". Ach, und Worte sind alles, sind das Mächtigste; unser ganzes Leben, unser Glück und Elend steht auf Worten! Ihr Lachen — heiliges Lachen der Kinder! — nannte er Narrheit und Leichtsinn. Ihre Phantasie, die bis zu den Sternen fliegen konnte, streckte er mit Peitschenschlägen zu Boden und nannte das: Vorbereitung für den Ernst des Lebens. Wie mit Steinen warf er nach allem, was aufblühen wollte. Genußsucht! Oberflächlichkeit! Zuchtlosigkeit! Es hagelte Steine. Das blieb so. Nach und nach zerbrach der innere Widerstand der Kinder (äußeren hatten sie nie gewagt) an dem stupiden Eisengitter des väterlichen Willens. Wie Sklavinnen mußten die heranwachsenden Mädchen von früh bis abend in Nähstuben und im Hause arbeiten, obgleich der Alte Geld genug gehabt hätte, sie anständig erziehen und ausbilden zu lassen. So sang nur ganz vergraben und ohne Hoffnung der Vogel Sehnsucht weiter, und seine Flügel verkümmerten von Jahr zu Jahr. Nun denke dir, daß eines Tages ein Lärm um sich griff, Gerüchte sich verbreiteten, kurz, daß die Mädchen klopfenden Herzens nach Hause kamen und den Vater vom Schlage gerührt und tot vorfanden. Sie gerieten in Aufregung, denn, nicht wahr, wenn man heimkommt und es liegt jemand tot auf dem Sofa, so braucht es nicht einmal unser Verwandter zu sein, es wird uns erschüttern. Dann kamen Bekannte, und die Stimmung, die sie mitbrachten, schrieb den Schwestern ganz von selbst eine gewisse schmerzliche Haltung vor. Man spricht aber nicht längere Zeit mit trauriger Miene gedämpft und eintönig vor einem Sarge, ohne von echter Trauer übermannt zu werden. Man fühlt sich bedroht, eingeengt, empfindet sein Dasein als höchst unsicher und fragwürdig. Das geht vorüber. In ewige Abgründe sehen, wo der Tod heult, das gibt uns erst die rechte Zärtlichkeit für unsere Erdentage. Wir wissen: wenn wir die verlieren, verlieren wir alles. Und als die Mädchen wieder in das gewöhnliche Leben hinaustreten wollten, sahen sie, daß es neu war und ganz ungewöhnlich. Eine verborgene Möglichkeit nach der andern tauchte auf, und als ihre Arme sich daran gewöhnt hatten, ohne Fesseln zu sein, breiteten sie sich weit aus, und der Vogel Sehnsucht fing an, Flugversuche zu machen. Bei der Jüngeren wird er vielleicht noch lernen, in der Freiheit zu leben, bei der Aelteren nicht mehr. Das Herz der Jüngeren ist noch frisch; ihr Blick ist noch zaghaft, weil ihre Augen noch müde sind, aber es schimmert doch darin wie halbgeschlossene Knospen, und überall, wo sie hinschaut, hinter allen Gegenständen, wagen sich schon behutsam Träume hervor. Sie staunt, ahnt Rätsel, ahnt, daß jedes Ding seine Melodie hat, und was jetzt noch wirr durcheinanderklingt und zerflattert, wird einmal zu Akkorden werden. Die Aeltere — nein, sie ist so weit von allem, was sie umgibt, als sähe sie durch ein umgekehrtes Opernglas. Das schwimmt alles ganz ferne an ihr vorbei, sie faßt es nicht mehr, sie sucht nicht einmal mehr danach zu haschen. Sie schiebt sich fremd durch ein für sie sinnloses Chaos. Ihre Phantasie ist erloschen, zu deutsch: ihre Liebe, die große Vermittlerin und Deuterin. Sie sehnt sich nach Hause. Sie fühlt zum erstenmal, daß sie altert. Sie ist zu spät frei geworden. — Man soll's nicht aufschieben, sich zu befreien, man soll's nicht aufschieben, keinen Tag, keinen Tag. — —

Siehst du, Magdalena, daraus könnte ich jetzt, wenn ich wollte, eine Novelle formen, vielleicht sogar einen Roman. Ueberall sind Geschehnisse verborgen, in jedem menschlichen Antlitz stehen seltsame Geschichten in Runenschrift."

Magdalena hob ihren Kopf wie aus Traumwolken, holte tief Atem, sah mich unsicher an und sagte:

„Du kennst die Personen doch und willst mir bloß imponieren!"

Ich dachte: „Es ist immerhin gut, daß wir nicht auf ewige Zeiten verheiratet sind, sondern bloß für diesen Sommer."

Der Lido kam näher, der Dampfer hielt, und beim Aussteigen beging ich die Unvorsichtigkeit, der Jüngeren von den beiden Damen auf den Saum ihres Kleides zu treten. Es entspann sich ein Gespräch, und nachher gingen wir gemeinsam nach dem „Stabilimento dei bagni". Bald saßen wir auf der großen Terrasse und schauten auf die Adria hinaus, bis die Sonne sank. Auf dem Rückweg war meine Frau schon recht befreundet mit ihnen, und als wir auf dem Dampfer über die schwarze Lagune rauschten, auf der die Laternen der Gondeln wie goldene Nadeln schimmerten, erzählten sie uns ihre Geschichte. Abwechselnd. Wenn die eine was ausließ, sprang die andere gleich ein und behielt das Wort solange es ging.

Was für eine Geschichte! Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten, jedenfalls war es die langweiligste und banalste Sache, die ich bis dahin gehört oder gelesen hatte.

Die Mädchen waren Töchter eines Bielitzer Gewerbetreibenden und wohnten mit Vater und Mutter im Hotel „Capello Nero" am Markusplatz. Ein Onkel, den sie kaum gekannt hatten, war ihnen im vorigen Jahr gestorben, und sie hatten „ganz anständig geerbt", so daß man jetzt hin und wieder „nette Reisen" machen konnte. In dieser Weise. Die ältere Schwester hatte das Seminar besucht und „interessierte sich rasend für Kunst". Sie sammelte „Madonnen auf Ansichtskarten" und besaß schon an fünfzig Stück. Sie war verlobt mit einem städtischen Beamten, der nur noch auf eine Beförderung wartete. Die Jüngere führte ein Tagebuch, in dem sie aber bloß die Namen der „Sehenswürdigkeiten", die sie „erledigt" hatte, aufnotierte, weil alles übrige doch Mumpitz sei.

Es ging sehr lange so fort. Diese Proben hat mein Gedächtnis leider aufbewahrt.

Digitized by Google

Als wir uns am Dogenpalast von unseren Freundinnen verabschiedet hatten, zwickte mich meine Frau in den Arm und sagte:

„Nun — deine Hellseherei — ganz genau gestimmt hat's ja nicht — wie?"

Ich antwortete:

„Wie gut, daß man nur so selten Gelegenheit hat, mit den Menschen, um die unsere Phantasie Träume spinnt, am selben Tisch zu sitzen. Sonst könnte man wirklich vor Desillusion Selbstmord begehen, wenn nicht gar zum naturalistischen Schriftsteller herabsinken."

Randbemerkungen.

Tripolis und die europäische Zivilisation.

Seit dem grauen Altertum ist Tripolis von der europäischen Zivilisation sogut wie unberührt geblieben. Die Römer hatten es verstanden, durch künstliche Bewässerungsanlagen den Teil des Landes, der die alte Kyrenaika bildete, so fruchtbar zu machen, daß er die „Kornkammer Roms" genannt werden konnte. Die Spuren ihres Wirkens lassen sich noch heute in der Nähe der Küste und im Innern den Talwegen entlang bis in die Nähe der Provinz Fessan wahrnehmen. Statt der einst üppigen Vegetation aber herrscht längst Wüstensand vor, den hin und wieder freundliche Oasen unterbrechen. Die Türken haben so gut wie nichts geleistet. Eine 171/2 Kilometer lange Straße, die von Tripolis nach Assamur führt, ist alles was sie an Kulturwerken ausführten. Sie gründeten keine Schulen, schufen keine moderne Verwaltungsorganisationen. Die Eroberung der politischen Macht in Konstantinopel durch die Jungtürken hat sich in Tripolis noch durch nichts bemerkbar gemacht als durch eine gesteigerte Waffeneinfuhr. Freilich ist zu bedenken, daß die Jungtürken in der eigentlichen Türkei immer noch genug und übergenug zu tun haben, um die Augiasställe der hamidischen Mißregierung zu reinigen.

Inzwischen flutet jedoch die europäische Zivilisation von allen Seiten herzu. Die Franzosen sind in Tunis mit ihren Bahnbauten von Algerien her bis Sfax vorgedrungen und werden bald Gabes und die tripolitanische Grenze erreicht haben. Im Osten und Südosten nähern sich von Aegypten her englische Unternehmungen, so daß Tripolis bald wie ein Keil erscheinen muß, der zwischen Gebiete, die europäischen Einflüssen geöffnet sind, eingetrieben wurde.

Dürfen sich nun die Italiener berufen fühlen, der europäischen Zivilisation in Tripolis Eingang zu verschaffen? Mit Waffengewalt, weil sich die friedliche Durchdringung eines Landes, dessen bisherige Herren weder für den Bau von Straßen, noch Eisenbahnen, noch Häfen, ebensowenig für eine vertrauenswerte Rechtspflege sorgen, angeblich als unmöglich erwies?

Außerhalb Italiens meint man, sie sollten lieber erst der europäischen Zivilisation in ihrem eigenen Lande zu völligem Siege verhelfen, bevor sie dabei mitzuwirken suchten, ihr Afrika zu erschließen. Noch vor kurzem konnte man in denselben italienischen Blättern, die heute von einer angeblichen Kulturmission Italiens für Tripolis begeistert sind, grauenvolle Einzelheiten über barbarische Zustände in Süditalien lesen. Als die Bewohner des kalabrischen Ortes Verbicaro ihren Bürgermeister lynchen wollten, weil sie glaubten, ihre an der Cholera Erkrankten oder Gestorbenen seien auf Anordnung der Regierung Vergiftete, als sie den in ihre Hände gefallenen Gemeindeschreiber in bestialischer Weise erschlugen und zerfleischten, und dann vor den zum Schutze des Bürgermeisters hinzugeeilten Karabinieri unter Mitnahme ihrer Cholerakranken gleich Tieren in die Wälder entflohen, da schrieb „Corriere della Sera", in Italien gebe es Hunderte von Verbireros; nach einem halben Jahrhundert italienischer Einheit sei Süditalien immer noch eine tote Last, während es alles besitze, um für Italien eine lebendige ökonomische und moralische Kraft zu sein; und der Senator Baron Fronchetti erzählte, der Kalabrese spreche von der Regierung wie von einer fremden Macht, er erblicke zwischen Regierung und Volk die gleichen Beziehungen, wie sie den Legenden von tausendundein Nächten zufolge zwischen dem Kalifen und seinen Untertanen bestanden. Die Steuer seien für ihn eine Art dauernden Kriegstributs; niemals habe er gesehen, daß sie auch ihm in irgendeiner Weise zugute kommen.

Wenn also Italien der Ausbreitung der europäischen Zivilisation dienen will, so müßte man ihm eigentlich empfehlen, bei sich zu Hause damit anzufangen. Warum aber ist es von den andern europäischen Mächten nicht rechtzeitig dazu angehalten worden? Weil auch bei diesen der Wille, in Europa selbst zivilisatorisch zu wirken, längst erlahmt ist. Wäre das nicht der Fall, so müßten die politischen Beziehungen zwischen Deutschland, Frankreich und England in dem Maße besser geworden sein, als der Weltverkehr die wirtschaftlichen Interessengegensätze zwischen ihnen überwand oder abschwächte. Die haben sich aber im Gegenteil verschlimmert. Darauf ist es zurückzuführen, daß England und Frankreich schon 1903 Italien freie Hand in Tripolis zusicherten, nur um es Deutschland abspenstig zu machen. Und Deutschland, das immer lieber seiner Freundschaft zum kulturfeindlichen Rußland Opfer auf Opfer brachte, als daß es ernsthaft eine Annäherung an die Westmacht erstrebte, ließ der italienischen Tripolispolitik ruhig ihren Lauf, um sich eine gegen Frankreich oder England verwendbare Bundesgenossenschaft zu erhalten. Zu alledem kommt noch, daß Berlin wie Paris und London nichts taten, um dem gefährlichen Einfluß, den der Begegnung von Racconigi auf den jugendlich vorwärtsstürmenden italienischen Imperialismus ausüben mußte, entgegenzuwirken. Es steht nach alledem den leitenden Staatsmännern dieser Hauptstädte schlecht an, wenn sie heute ihre Hände in Unschuld waschen.

Otto Corbach.

Dr. Mancke contra Georg Bernhard.

Am letzten Sonnabend hat nach dreitägiger Verhandlung eine Beleidigungsklage ihren Abschluß gefunden, die für die Oeffentlichkeit ein viel größeres Interesse haben sollte, als der ganze Prozeß Metternich.

Digitized by Google

An sich nur ein Duell zwischen zwei Berliner Journalisten, die sich gegenseitig ob erlittener Ehrenkränkung durch Artikel verklagt hatten, hat dieser Prozeß Dr. Mancke contra Georg Bernhard für die weitesten Kreise durch die gerichtliche Erörterung der peinlichen Frage Bedeutung, ob die Vermutung so mancher Eingeweihten, nicht alle Börsenkritiker seien unter allen Umständen unbestechlich, wirklich ein leerer Wahn ist oder nicht.

Das Gericht hat dem „beleidigten" Kläger Dr. Mancke, dem der verdienstvolle Georg Bernhard im Interesse des ganzen Journalistenstandes und nicht minder im Interesse der Allgemeinheit Bestechlichkeit im Berufe vorgeworfen hatte, das gesuchte Recht werden lassen. Es hat auf die Widerklage Georg Bernhards dem durch die Kritik des Gegners verletzten Ehrenmann Dr. Mancke bescheinigt, daß der Vorwurf der Bestechlichkeit nur zu sehr berechtigt gewesen war und dem moralisch Gerichteten neben einer hübschen Geldstrafe für seine dreiste Verteidigung gegen den ehrlichen Standesgenossen den größten Teil der Kosten aufgebrummt.

Wer in den Redaktionen unserer angesehenen Blätter Bescheid weiß, wird sich hüten, von diesem einen Dr. Mancke auf die Börsenjournalisten überhaupt irgendeinen Schluß zu ziehen. Gerade weil sich der Journalismus von heute vor keiner Kategorie von Menschen so peinlich zu bewahren weiß, wie vor den Bestechlichen, wird von Herrn Dr. Mancke fürderhin kein Blatt, das auf Reputation hält, auch nur eine Zeile nehmen. Daß ein Dr. Mancke so selten auftaucht, ist ein Beweis für die unbedingte Ehrlichkeit, die in dem schweren, der Bestechlichkeit so stets und ständig ausgesetzten Berufe der Journalisten herrscht.

Also keine Verallgemeinerung! Sie wäre nie ungerechter und unbegründeter als hier. Aber auch kein zu schnelles Hinweggehen über diesen Fall. Zu einer Bestechung gehören immer zwei Parteien, und da der zweiten „gebenden" Partei vor Gericht nicht die Wahrheit gesagt ward, muß es wie so oft, wenn die Richter sich in ihrer Urteilsbegründung einer ganz überflüssigen Zurückhaltung auferlegen wiederum die Presse besorgen.

Zu einer Bestechung gehören immer zwei, und zur Bestechung eines Börsenkritikers die Inhaber mehr oder minder großer Bankinstitute, hochangesehene, schwer reiche Leute. Was soll man dazu sagen, wenn zu den Herren, die aus der Bestechlichkeit dieses ungetreuen Journalisten momentane Vorteile für ihre alles andere als notleidenden geschäftlichen Unternehmungen herauszuschlagen versuchten, Männer wie Geheimrat Rathenau, der Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, und Direktor Simon, der Direktor der Commerz- und Discontobank gehören?

Wie man in solchen Fällen sein Tuen verteidigt, ist bekannt: A la guerre comme à la guerre. . . . Oder ins Kaufmännische übersetzt: Geschäft ist Geschäft. . . . Und es sei zugegeben: So ein bestechlicher Kritiker, deren von Sachkenntnis vielleicht nicht im geringsten getrübtes Urteil nur durch die Ueberzeugungskraft der Druckschwärze eine ehrliche und gute Geschäftstransaktion, die man mit vieler Mühe verbreitet hat, von vornherein ruinieren kann, ist schon eine Versuchung. Eine doppelt große Versuchung für die, denen es auf ein paar „blaue Lappen" in solchen Fällen nicht ankommt. . . . Aber der vornehme Kaufmann sollte in solchen Fällen lieber verzichten. Wer sich mit unehrlichen Menschen einläßt, und sei es auch nur dadurch, daß man ein bißchen gleichgültigen Mammon opfert, ist zwar immer noch besser als derjenige, der sich nun seine Untreue bezahlen läßt, aber auch er handelt nicht korrekt.

Es ist bekannt, daß zu den guten Eigenschaften Preußens (es hat auch schlechte) vor allem die in der ganzen Welt gepriesene Unbestechlichkeit seiner Beamten gehört; und wer einen Beamten besticht, wird bei uns ebenso bestraft wie der Bestochene. Für Bestechungsversuche zwischen Privatpersonen gilt diese Rechtsübung nicht. Aber gerade weil der begüterte Kaufmann und Gewerbetreibende hier ganz auf eine eigene Charakterstärke gestellt ist, erwächst ihnen um so mehr die Pflicht, mit gutem Beispiel voranzugehen. Von dem peinlichen Umstande, daß dem Reichen in solchen Fällen just die Armut des andern zu Gewinn verhelfen soll, ganz zu schweigen.

Aus Berliner Theatern.

„Vertauschte Seelen" oder „Die Komödie der Auferstehungen". Groteske von Wilhelm von Scholz. Erstaufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters.

Wilhelm von Scholz hat die vedantische Lehre von der Reïnkarnation, wie sie die heilige Bhagavad-Gitâ der Inder verkündet, als Motiv für ein dramatisches Märchenspiel verwendet. Im Lande Nirgendwo — Mousel nennt es der Dichter — taucht ein greiser Zaubersmann auf, der das Geheimnis kennt, Tote durch einen Spruch wieder lebendig zu machen. Des Landes König, der nicht ganz glücklich lebt, erfährt dieses Geheimnis durch einen Bettler, der es dem Zauberer mit List entrissen hat. König und Bettler tauschen nun auf einige Zeit ihre Rollen, d. h. ihre Seelen: die Königsseele fährt in den Bettlerleib, die Bettlerseele in den Königsleib. Nachdem der König in dieser seltsamen Verwandlung sein Volk genügend studiert und die Treue seiner Gattin erprobt hat — er selbst hat es während seines Seelengastspiels in diesem Punkte nicht allzu genau genommen —, hat er genug der Verwandlung und kehrt wieder in seinen Herrscherleib zurück; die Bettlerseele aber läßt er in einen Eunuchenleib überspringen, wo sie dauernd gebannt bleibt.

Wilhelm von Scholz zählt zu den originellsten und tiefsten der jüngeren deutschen Poeten. Mit seinen Dichtungen, oft erhaben, oft voll grotesker Phantastik, manchmal lebhaft an Shakespeare gemahnend, hat er sich einen geachteten Namen geschaffen. Die theatralische Belebung der dualistischen Seelentheorie war kein glücklicher Griff des weimarischen Dichters. Zwar fehlen auch seiner „Komödie der Auferstehungen" nicht die dichterischen Werte, aber Scholz macht von den Mög-

Digitized by Google

lichkeiten, die er aus dem Reservoir des Grundmotivs schöpft, gar zu reichlichen Gebrauch; er hat den Techniker über den Dichter gestellt, über dem grotesken, oft clownhaften Kunterbunt der Seelenvertauschungen ist er im rein Aeußerlichen stecken geblieben, seine Gestalten sind Symbole, deren tiefere Bedeutung er nicht eindringlich genug veranschaulicht hat. Daß es einer Sophie Pagay, einem Biensfeld und Wegener gelang, den schemenhaften Gestalten, die sie zu verkörpern hatten (Bathsaabad, Eunuch und Bettler), den Hauch des Menschlichen zu geben, beweist, wie große Künstler die deutsche Bühne an ihnen hat.

„Hundstage" im „Theater in der Königgrätzer Straße" waren kein solcher Sieg. Auch hier wurde ein „Baby" vorgestellt, der dramatische Erstling eines jungen Autors, dem ein ganz niedliches Talent nicht abzusprechen ist. Ohne sonderliche Anstrengung der Phantasie und des Verstandes hat er eine dramatische Kleinigkeit niedergeschrieben, die bei aller Anspruchslosigkeit eine hübsche, vielversprechende Gabe anzeigt. Möge er die wohlwollende Aufnahme, die sein Spiel gefunden, als Vorschuß auf künftige Erfolge entgegennehmen. In der Tat ist zu hoffen, daß er uns noch einmal mit wirklich guten Arbeiten beschenkt. Die Handlung für sein opus hat dem Verfasser nicht viel Kopfschmerzen verursacht. Drei Ehepaare aus der Künstlerwelt, Sommerfrische, erdrückende Hundstagshitze. Die Ehemänner verspüren lebhaften Drang nach „Erfrischung" (der Titel hat auch symbolische Bedeutung) und suchen solche in ehelichen Abirrungen. Ein allgemeines Durcheinanderliebeln entsteht; die junge, steinreiche Dame, die in einem richtigen Lustspiel nicht fehlen darf, spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Aber es bleibt zur Ehre des jungen Autors sei es anerkannt alles in den Grenzen wohlanständigster Harmlosigkeit bis zum Schluß, wo der Vorhang sich über drei versöhnte Paare senkt.

Das ist das Stück. Wo habe ich's doch schon mal gesehen? Das Rezept ist alt, aber erprobt; und von einem Anfänger aber was ist das? Wer erscheint da unter dankender Verneigung als Autor? Ist das nicht Korfiz Holm? Der literarische Korfiz Holm? Als Verfasser der „Hundstage"? Tatsächlich, Korfiz Holm --!!

Ich bin perplex. Ich müßte nun eigentlich eine ganz neue Kritik schreiben. Ich habe gedacht, „Hundstage" seien ein Anfang

Und sind das Ende ? H. G.

Neue Bücher.

Passion. Roman von Sophie Hoechstetter. Berlin S., Fischer, Verlag.

Dieses Buch wird stark diskutiert werden, und ich wünsche ihm das. Die einen werden bemängeln, daß ein Mord hier gar nicht naturalistisch, sondern gewissermaßen blumenüberschüttet in die Welt tritt; die anderen werden vor der grellen Erscheinung des Meuchelmörders aus guter Gesellschaft zurückschrecken. Aber kann irgend jemand das große Herz überhören, das trotzdem, ja gerade deshalb in dem Buche klopft? La Croix tötet den Grafen Ypern Egmont. Aber er muß zuvor sein eigenes bisheriges Ich morden, um diesen Mord begehen zu können. Und wenn er das Ungeheuerliche vollzieht, so geschieht es fast wie aus Pflicht. Denn war noch je eine Liebe auf Erden wie die, welche ihn mit der Gräfin verbindet? Das Ganz-Große will in dieser Liebe Ereignis werden, ein höchster Wert will erstehen, ein so noch nie dagewesenes Ineinanderleben zweier Menschen will sich manifestieren und fordert seine Verwirklichung. Allein durch eine Liebe also, die ihn und die Geliebte auf eine bisher noch ungekannte Höhe führt, hofft La Croix die Tat sühnen zu können, die für ihn eher zu begehen als zu Ende zu denken ist. Wie aber, wenn er sich täuschte? Wenn Ueberirdisches auch durch eine Inbrunst, die un- und übermenschliche Opfer brachte, nicht auf die Erde zu ziehen ist? Dann kann das eigene Leben den fremden Tod nicht mehr sühnen, und es bleibt als Sühne nur das eigene Sterben!

Die widerstreitendsten Gefühle, mit wunderbarer Süße vollgesogene und herbste, ruft Sophie Hoechstetters Buch in uns auf. Niemand aber wird sich der unmittelbaren Teilnahme entziehen können, mit der hier ein Kunstwerk selbst den Widerwilligen packt. Diese Art, Umwelt zu schildern, ohne auch nur eine Zeile lang bloß zu schildern, diese Kunst, Materielles nur durch die Seele und die Sehnsucht eines Menschen reflektiert zu geben, so daß das Tote zu leben anfängt, dies beides schafft Sophie Hoechstetter ihre eigene Stellung im Schrifttum der Zeit. Hierin kommt ihr kein anderer nahe und kein anderer gleich. Und so läßt sich von dem neuen Buche sagen: Wenn es, wie dieser Dichterin gelingt, selbst einen Mord noch zu vergeistigen, der hat seine eigentümliche Kraft an einem allerschwersten Probestein bewiesen.

Hugo Marcus (Berlin).

Den Lesern der „Gegenwart" und der bisherigen Wochenschrift „Das Blaubuch"

teilen wir hierdurch mit, daß „Das Blaubuch" mit dem heutigen Tage mit der „Gegenwart" verschmolzen worden ist und daß Herr Dr. Heinrich Ilgenstein, der Herausgeber des Blaubuchs, die Herausgeberschaft der „Gegenwart" übernommen hat. Herr Dr. Ilgenstein ist den Lesern der Gegenwart von seiner früheren redaktionellen Tätigkeit an der „Gegenwart" wohl bekannt und wird die „Gegenwart" im alten bewährten Sinne weiterführen.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Heinrich Ilgenstein. Verantwortlich: Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. -- Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Mitteilung.

Da die „Gegenwart“ mit dem heutigen Tage käuflich in andere Hände übergeht, habe ich das Bedürfnis Herrn Professor Dr. Hollatz für seine Redaktionsführung in den letzten Wochen an dieser Stelle meinen besten Dank auszusprechen.

Matteo Verderame.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.
800 000 Versicherungsbestand
Jahresprämie: M. 27,000000.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

M. Kempinski & Co.

Weingroßhandlung
Berlin W., Leipzigerstraße 25
Tel.-Adresse: Austernbank -:- Fernsprecher: Amt I, 9581/88

Wir empfehlen als besonders preiswert:
Roten Bordeaux Wein
1907er Chât. Bassalère Bassens
leichter angenehmer Tischwein per 1/1 Fl. Mark 1,—

Die Preise ermäßigen sich bei Abnahme von
25/1 Flaschen um . . . . . 5 %
50/1 Flaschen um . . . . . 7½ %
100/1 Flaschen und darüber um . . 10 %
Leere Flaschen und Verpackung werden bei franko Retournierung zu den berechneten Preisen zurückgenommen

Ferner:
Unsere eigenen Sectmarken infolge bedeutender Abschlüsse zu unveränderten Preisen

Niederlagen werden vergeben

▽ ▽ ▽

Unsere Abteilung für Austern und Caviar hat mit dem Versand begonnen

Lieferung für Berlin und Umgegend frei Haus, nach auswärts frei Bahnhof hier
Ausführliche Preislisten stehen zur Verfügung

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 44. Berlin, den 28. Oktober 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Klopstock & Co.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Zuerst hat man von einem Schülerduell gesprochen. Aber das traf nicht die Wahrheit. Trotz der äußeren Anzeichen, die im ersten Augenblick dafür sprachen.

So unnatürlich es scheint, wenn siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge ihr junges lockendes Menschenleben wie einen abgetragenen Mantel von sich werfen: Die Geschichte von einem Schülerduell wäre noch unnatürlichr gewesen. Gewiß, die bösen Beispiele der Erwachsenen haben schon mehr als eine Kinderkatastrophe gezeitigt. . . . Aber das auch heute noch in gewissen Kreisen hochgeachtete Institut des Zweikampfes, in dem die letzte Entscheidung in einer Streitsache und die Reparatur verletzten Ehrgefühls dem blinden Zufallslauf einer Pistolenkugel anvertraut wird, ist etwas so Unsinniges, daß wohl das Gehirn eines exklusiven Standesherrn, aber nimmermehr das von Standesvorurteilen noch nicht verdorbene Gemüt eines Jünglings an diesem Wahnwitz Geschmack finden kann.

Also wieder ein Schülerselbstmord. Da Schülerselbstmorde (ohne Uebertreibung gesprochen) bei uns zu Lande an der Tagesordnung sind und in Preußen-Deutschland mit unheimlicher Regelmäßigkeit junge Leute, die in den letzten Schülerjahren Hand an sich legten, von bedauernswerten Eltern und nicht minder bedauernswerten Lehrern auf den Kirchhof hinausgetragen werden, hat es, so hart es auch klingen mag, kaum noch etwas Aufregendes. Zwei neue Opfer. Material für den Statistiker. Material für den Fanatiker, dessen nur allzu verständliches Mitgefühl, sich zu noch leidenschaftlicherem Haß gegen die Lehrer von heute verdichtet. . . Dazu das rasende Lebenstempo der Zeit. Die nächste Sensation. Die Nachrichtenfülle . . . Hüten wir uns in der Frage der Schülerselbstmorde vor der fatalischen Hinnahme, die schon einfach davon spricht, daß „jede menschliche Einrichtung schließlich ihre Opfer fordert." Hüten wir uns vor der Leidenschaftlichkeit, die in der ersten Trauer über sinnlos zerbrochene Menschenleben sich blindlings auf die Erzieher und Lehrer als die Schuldigen wirft. Aber nehmen wir jeden Schülerselbstmord trotz der immer wiederkehrenden Aehnlichkeit der Katastrophen als das Aufreizende und Unerhörte, das er ist.

Sind die beiden neuen Opfer ihrer Schulzeit an ihren Lehrern gestorben? Nein! Nur voreingenommene Parteilichkeit wird es übersehen, daß auch bei der neuesten Schülerkatastrophe wie bei so mancher anderen, von der wir in letzter Zeit hörten, irgendeine nachweisliche Schuld der Lehrer nicht vorliegt. Nicht nur kein Vorkommnis ist bekannt geworden, das zu dem verhängnisvollen Entschluß der beiden jungen Menschen den unmittelbaren Anlaß gegeben hätte, noch mehr: Es ist erwiesen, daß die beiden Gymnasiasten durchaus nicht nach der Art rückständiger Pädagogen in Schule und Haus irgendwie am Gängelband gehalten wurden. Stundenlang durften sie, wie das durchaus ihrem Alter entsprach, unbehelligt von lästiger Aufsicht, als die guten Freunde, die die beiden einander waren, in Wald und Flur umherschweifen. Genossen das unbedingte Vertrauen eines offenbar sehr vernünftigen Pensionsvaters, der ihnen jedes anständige Vergnügen gönnte und nach allem, was man hört, dem gesunden Grundsatz huldigt, daß sich siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge ohne ein gewisses Maß von Freiheit weder wohl fühlen noch richtig entwickeln können. . . . Zu dieser verständigen Freiheit die herrliche Umgebung Rudolstadts. Dabei reich begabt, durchaus nicht von Schulsorgen belastet. . . Wer beneidete die jungen Menschenkinder, die sich noch gegenseitig durch das Glück ihrer Jünglingsfreundschaft reich machen durften, nicht um diese Voraussetzungen ihrer letzten Schülerzeit?

Und doch konnte dieses alles sie von dem einen nicht erlösen, was sie schließlich in den Tod getrieben haben muß. . . . Kein Vorkommnis. Etwas mit ihrem Jünglingsleben offenbar fest Verwachsenes, das selbst der Ausblick sich nach ein paar Jahren unter allen Umständen davon frei machen zu können, nicht erträglich zu machen imstande war. Etwas, daß diese beiden jungen Menschenkinder wie ein Alp gedrückt haben muß und über das sie, auch wenn dahinter der ganze

Digitized by Google

Reichtum des Lebens winkte, nicht hinweg zu kommen wähnten.

Zwei Jünglinge, die ein jeder in seinem Hause nur von Verständnis suchender Liebe umgeben sind, rauben sich gegenseitig das Leben. Und nicht in einem Anfall momentaner Verzweiflung. Nach langer, unheimlich kalter Ueberlegung.

„Können wir beide morgen früh um vier Uhr aufbrechen und eine gemeinsame Bergwanderung machen? . . .“ Der Pensionsvater freut sich. Solch zwei junge befreundete Bengel so voller Wander- und Morgensehnsucht, das ist ein Anblick, der ihm das Herz im Leibe lachen macht, und gerne sagt er: „Ja!“

Diese Nacht, nachdem am Abend das Fürchterliche unter den beiden Freunden beschlossen ist. Diese schreckliche Nacht, in der jeder der beiden Jungen zum letztenmal mit sich zurate geht und wo aus dem Dunkel des Zimmers nur immer die Augen des Todes starren. Ein grausiger Traum, eine Verirrung . . . Nicht wahr, wenn der Morgen zum Fenster hineindämmert und sein erstes Licht die schwarzen Schatten aus der Stube gedrängt hat, sind beide Jungen kuriert und beide springen, jubelnd, daß sie noch leben, von ihrer Lagerstatt auf? „Ich treff' mich, wie verabredet, mit Necker und sag ihm, daß wir beide verrückt sind. . . .“ Und wenn sich's die Jungen nicht gleich beim verabredeten Stelldichein sagten, wenn jeder dem anderen die Angst der Nacht verschwieg, wenn der eine, wie versprochen, den Revolver, der andere sein Tesching mitgebracht hatte, so ist es doch nur, weil sie voreinander nicht feige sein wollen, und dann ist es ja noch so weit bis zum Uhufelsen. Die beiden Jungen steigen bergan. Ganz langsam steigen sie bergan. . . . Sie müssen viele Windungen machen, und immer wieder kommt eine Wegkreuzung, die lockend und versprechend zur Umkehr ladet. Die Jungen sind auf ihrem Uhufelsen angekommen. Rote Schleifen befestigen sie sich da, wo ihr Herz sitzt. Die Morgensonne, die längst alle Nebel zerstreut hat, die Berge, die Weite, das Leben . . . Der Getroffene stürzt nieder. Bäumt sich jetzt, da das Sein schon zu entschwinden beginnt, in dem Getroffenen der Wille zum Leben auf? „Harry, schieß mich nochmal!“ Der Freund gehorcht. Dann gibt er zwei Schüsse auf sich selber ab.

Wozu diese peinlichen Einzelheiten? Erst diese Einzelheiten zeigen, wie übermächtig stark das eine gewesen sein mußte, was die Jungen in den Tod trieb. Aber was war es, wenn weder Eltern und Lehrer es an verständiger Liebe fehlen ließen, noch der Schule wissenschaftliche Forderungen sie bedrückten?

Was war es? Der Direktor und der Pensionsvater, die der jugendlichen Selbstmörder Lebensführung ja am besten gekannt haben, geben ungeeigneter Lektüre die Schuld. Also wieder mal ein paar junge Menschenleben, die angeblich an Büchern zugrunde gingen.

Wer in der Geschichte der modernen Schülerkatastrophen zu Hause ist, weiß, daß diese Erklärung durchaus nicht so von der Hand zu weisen ist. Kaum zwei Jahre ist es her, da erlebten wir am Charlottenburger Realgymnasium einen ganz ähnlichen Schülerselbstmord. Und auch damals hieß es wie jetzt in Rudolstadt: Die Bücher . . . Nietzsche, Schopenhauer, Oskar Wilde . . . Wie damals heißt es auch jetzt: Das kommt davon, wenn man sich nicht an den eisernen Kanon der von Amts wegen empfohlenen Privatlektüre für Schüler hält und siebzehnjährige Jünglinge nicht vor den drei „Jugendverderbern“ Nietzsche, Schopenhauer und Oskar Wilde zu schützen weiß. . . . .

Nicht die Schule. Aber Friedrich Nietzsche. Nicht die Eltern. Aber Schopenhauer. Ueberhaupt niemand, der auf die jungen Leute Macht und Einfluß hatte. Aber — Oskar Wilde. Es muß einmal gesagt werden, daß diese Methode, an der Bahre jugendlicher Selbstmörder so große Geister wie Nietzsche und Schopenhauer der Schuld am Unglück zu zeihen, etwas Lächerliches hat. Das nenne ich wirklich ein schwieriges Problem nur von außen betrachten und sich, über die tieferen Gründe bequem hinweggehend, nur am (allenfalls) letzten Anlaß halten. Gewiß, es gibt für siebzehn- und achtzehnjährige Burschen trotz aller Lebensbejahung, die in den Büchern dieser angeblichen Pessimisten lebt, bessere Weggenossen als den Dichter des Zarathustra und Schopenhauer, und daß Goethe mit seinem Werther mehr als einem Jüngling den Tod gespendet, ist eine Tatsache, die in jeder Literaturgeschichte zu lesen steht. Aber so weit reicht keines Dichters Macht, daß er eine gesunde und für das Starke herangebildete Menschenseele bis zum Entschluß freiwilligen Sterbens verwirren kann. Die da sterben, wenn sie lesen . . . Wie kommt es, daß es immer wieder just halberwachsene Schüler unserer höheren Lehranstalten sind?

Täuschen wir uns doch nicht: Hinter dieser Katastrophe steht wieder einmal der nur zu verständliche Hunger nach einer Lektüre, die endlich auch etwas vom gegenwärtigen Menschen erzählt. Was hilft's, wenn es nicht die Schuld der an allzu enge amtlichen Vorschriften gefesselten Lehrer, sondern die Schuld des Systems ist? Es mag für die Lehrer ebenso tragisch sein wie für die heranwachsenden, sich nach Gegenwart und Leben drängenden Schüler. Aber es ist doch wahr: So weit die höhere Schule von heute überhaupt eine Anregerin und Führerin in die Welt der Bücher ist, hat sie gerade für das Empfindungsleben des werdenden Jünglings etwas so übertrieben Historisches und ewig Rückschauendes, daß der Schüler, der sich als Kind seiner Zeit zu fühlen beginnt, schließlich zur Selbsthilfe greifen muß.

Digitized by Google

Was Wunder, wenn er dann, im Dunkeln tappend, nach Ungeeignetem greift! Was Wunder, wenn er dann, so gar nicht für die Geistesprodukte seiner Zeit vorbereitet, das seelische Gleichgewicht verliert! Kein Verständiger wird den Zarathustra als Schullektüre empfehlen. Kein Vernünftiger Goethe und Schiller durch Henrik Ibsen ersetzt sehen wollen. Aber am Ende der historischen Vorbildung, die immer die Grundlage einer sinngemäßen höheren Schulbildung sein wird, hat die Schule für die Kinder der Zeit die Brücke zum geistigen Leben der Gegenwart zu schlagen. Und das tut sie ganz und gar nicht. Die Folge davon: Der Lebensüberdruß gerade begabter Jünglinge, die über die Oede der noch zu absolvierenden Schuljahre nicht hinwegkommen zu können glauben.

Aber woher die Zeit nehmen? Das Provinzialkollegium versteht in Sachen „Schulpensum" keinen Spaß, und der zu „erledigenden" Klassiker gibt es gerade in Deutschland so viel wie in keinem anderen Land der Welt. Aber nur tapfer und ungeniert für die Lebenden Platz gemacht! Da ist zum Beispiel die beliebte Klassenlektüre aus Klopstocks „Messias". Man kann es verstehen und billigen, daß der Lehrer bei dem Kapitel Klopstock, wenn er das Leben und die Bedeutung dieses Mannes durchgenommen hat, einige Proben aus seinen Werken vorträgt. Aber jeder, der die Zeit der Jugend für eine kostbare Zeit hält, wird — um bei dem einen Schulbeispiel zu bleiben — sagen, daß die wochenlange oder gar monatelange Klassenlektüre des „Messias" eine Zeitverschwendung ersten Ranges ist. Und so viele, viele, viele. Nicht nur Klopstock. Klopstock und Co. Aber diese alle, die im Schweiße unseres Angesichts und selbst mit dem Hunger nach Lebendigerem im Herzen durchzuackern unsere wahrhaft nicht leichte Amtspflicht ist, sind doch vom historischen Standpunkt aus betrachtet, Klassiker zu nennen? Sie sind es. Deshalb erzählt von ihnen und preist sie, wie es den einst Verdienstvollen geziemt. Nur vergeudet nicht Monate und Jahre kostbarer Jugendzeit damit, um die bemitleidenswerten Schüler an die Lektüre nur noch philologisch interessanter Werke zu fesseln. Es gibt Klassiker, die sterben, und Klassiker, die überhaupt nicht tot zu kriegen sind. Klopstock und Co., so nenne ich die Klassiker, die im Unterschied zu Goethe, Schiller und manchem anderen, die ewig leben werden, schon einige Lustren nach ihrem leiblichen Tode gestorben sind. Der deutsche Unterricht sollte für den Jüngling immer eine besondere Lichtseite seiner Schultage sein. Und wer die Klassiker, die noch leben, die Klassiker wie Goethe, Schiller und so manche andere, an der Hand eines Lehrers, dessen Herz jung geblieben war, einst als Schüler zum erstenmal so recht kennen lernte, hat nicht vergessen, wie reich ihn das machte, und noch jetzt als Mann fühlt er es, wie man in den Schülertagen, die dem Jüngling künstlerisch Lebendiges schenkten, gar nicht fähig gewesen wäre, sich in unüberwachten Stunden heimlich mit Nietzsche und Schopenhauer anzubiedern. Aber wenn (so oft und immer wieder!) die öden Strecken kamen, wenn mal wieder Klopstock und Co. regierten, wenn des Jungen Herz immer leerer und der Hunger nach schöpferischen Geistern, die einen wieder begeistert und gepackt hätten, immer größer und unerträglicher ward, dann hat unverständige Jünglingssehnsucht allerdings zu den Büchern gegriffen, deren Titel es zu versprechen schien: Hier werden die Rätsel des Lebens gelöst.

Die Jünglinge von heute lieben die ewig lebendigen Klassiker, ob sie nun Goethe, Schiller oder sonstwie heißen. Aber sie hassen die Klassiker, die der Ausdruck eines längst entschwundenen, bigotten, sentimentalen und tränenreichen Zeitalters sind. Sie hassen sie, weil sie, die Kinder ihrer Zeit, ein anderes Fühlen und ein anderes Sehnen als Erbe bekamen. Steine statt Brot ... Zum Schluß heißt es dann: „Angeklagter Nietzsche." Aber ich glaube, auch die beiden armen Jungen in Rudolstadt sind mehr an Klopstock und Co. als an Zarathustra gestorben.

Polizei und Bühne*).

Von

Lothar Schmidt.

Wir deutschen Bühnenschriftsteller stehen unter sittenpolizeilicher Kontrolle Unser Schaffen ist strenger Aufsicht unterworfen. Jedes Wort, das wir schreiben, muß, ehe es von der Bühne herab Laut und Gestalt annehmen darf, auf seinen konfiszierlichen Inhalt amtlich geprüft und gestempelt werden.

Mit der Tatsache dieser unwürdigen Ueberwachung, die uns im Wesen ähnlich stellt wie die Dirnen der Straße, haben wir uns wohl oder übel abzufinden, bis auf weiteres. Ueber kurz oder lang wird auch für Deutschland der Tag der bürgerlichen Freiheit dämmern. Ja, sogar für Preußen, dem durch seine politische Rückständigkeit lächerlichsten aller Kulturstaaten. Man spottet unserer nicht nur bei den Feinden jenseits des Rheins und jenseits des Kanals, sondern leider auch mit Recht in dem verbündeten Oesterreich und im eigenen Vaterlande südlich der Schwingen des Preußischen Aars. Wärs nur der Spott! Der Haß gegen das Preußentum ist draußen im Reich größer fast als die Liebe zum geeinten Deutschland. Videant consules ....

*) Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Digitized by Google

Aber ich gerate in Gefahr, vom Thema abzuirren. Ist's meine Schuld, wenn sich bei dieser Gelegenheit so ungelegen gleich eine bedrohliche Fernsicht eröffnet weit hinweg über die Schultern eines preußischen Regierungsrates?

Ich rufe mich selbst zur Sache.

Drei Artikel geistiger Kontrabande sind es, nach denen prinzipiell und von berufswegen der Zensor den Thespiskarren durchstöbert. Sie tragen die amtliche Rubra: a) Sexuelles; b) Religiöses; c) Politisches. Unser Verhältnis zum Weibe, zum lieben Gott und zur Regierung wird polizeilich in mikroskopische Beschau genommen. Kaum daß nun der Dramatiker in einem von diesen Punkten die Grenzen der Enge überschreitet, so die Ethik des Gartenlaubenstils gebietet, gerät er unversehens sofort in Konflikt mit den ästhetischen Hütern der öffentlichen Ordnung. Liebe — ja. Sei's drum, zum Teufel! Aber hübsch moralisch muß sie sein wie ein Kuß etwa, den sich die legitimen Gatten am Morgen der goldenen Hochzeit geben. Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich hier auch die Ausnahmen von der Regel verzeichne. Es bleibt trotz allem immerhin die Möglichkeit fast unbegrenzter Schweinereien auf der Bühne bestehen. Wer's nicht glaubt, der sehe sich gewisse Stücke an in gewissen Theatern, die ich nicht nennen will. Von den Cabarets ganz zu schweigen. In all diesen Fällen handelt es sich fast ausnahmslos um die minderwertigen Produkte gallischer oder obskurer deutscher Autoren. Dramatiker von Ansehen werden dagegen sehr häufig von Zensurverboten betroffen, so häufig, daß es kaum einen Namen von Klang gibt, dem noch nicht aus „sittenpolizeilichen Gründen" die Aufführung eines Bühnenwerkes untersagt worden wäre. Lange hatte ich vergeblich nach den Motiven geforscht für die unterschiedliche Behandlung von Mach- und Kunstwerken. Solche Motive mußte es doch geben, wenn ich nicht von vornherein annehmen wollte, daß der Zensor so verfahre aus purer Lust am Widersinnigen. Ich hatte mich in meinem Optimismus nicht getäuscht. Als mir vor einigen Jahren das inzwischen in der ganzen zivilisierten Welt unbeanstandet gespielte Lustspiel Nur ein Traum aus ebenfalls „sittenpolizeilichen Gründen" vom Berliner Polizeipräsidenten verboten wurde, ging ich — ach wie ungern — hinein in jenes unfreundliche rote Haus am Alexanderplatz, um von dem Zensurgewaltigen persönlich zu erfahren, was ich in meinem Manuskripte denn Schreckliches etwa verbrochen haben könnte. Dem gescheiten Herrn von Glasenapp schien das Interdikt offensichtlich unangenehm. Er wies mich nach kurzem Pourparler an den Herrn Regierungsrat:

„Darf ich mir, Herr Regierungsrat, die bescheidene Frage erlauben, was die Zensur veranlaßt hat, eine nach dem Urteil literarischer Sachverständiger moralisch durchaus unbedenkliche Arbeit von der scenischen Darstellung auszuschließen? Man erlaubt doch von derselben Stelle aus die Aufführung der zotenreichsten Cochonnerien?"

Und der Herr erwiderte: „Das will ich Ihnen gern erklären. Sehen Sie, Herr Doktor, Ihr Lustspiel schildert realistisch ein Milieu im Grunewald. Die Schwänke, die im :.:-Theater gegeben werden, aber sind in der Voraussetzung und in der Form so blödsinnig, daß kein Publikum dabei an die bestehende Wirklichkeit denken wird, während bei Ihnen jeder Zuschauer sich unwillkürlich sagen muß: Ja, diese Vorgänge können sich tatsächlich so zutragen, wie sie von Ihnen geschildert werden! Darum gehen die Zoten dort zensurfrei aus, Ihre Pikanterien aber nicht."

Der Herr ahnte nicht, wie komisch er war in diesem Augenblicke ernster amtlicher Belehrung. Literarische Qualifikation als erschwerender Umstand! Bis dahin war ich immer der Meinung gewesen, Kunst käme als Milderungsgrund für den angeklagten Autor in Betracht. Da seht ihr, wie man sich täuschen kann. Ja, ja, es ist heilsam den Trunk polizeilicher Weisheit an der Quelle selbst zu schöpfen.

Steigen wir aus der Hölle des Sexuellen hinauf in die Sphäre des Himmlischen. Gleich sind die Konflikte mit der Theaterpolizei seltener. Zwar läßt auch hier der Zensor die Dichter gern schuldig werden, um sie der Pein des Bannes zu übergeben, aber die Gelegenheit ist ihm weniger günstig. Autoren von Geschmack — und diese, wie gesagt, bilden ja zumeist das Objekt der Verfolgung — kümmern sich nicht sonderlich viel um metaphysische Angelegenheiten. Sie leben im Diesseits und überlassen mit Heine den Himmel den Engeln und den Spatzen. Doch selbst wenn einen von uns Glaubenssachen reizten, die Erörterung von Problemen, die das Gebiet des Kirchlichen berührten, wäre schlechterdings ausgeschlossen. Man denke nur an Stoffe, wie sie sich bei Nennung der Namen Jatho und Traub aufdrängen, oder an ein Drama, das einen Konflikt zum Gegenstand hätte, der aus dem Modernisteneid flösse. Hier der römische Klerus, dort die protestantische Orthodoxie eine unbezwingliche Phalanx. Denn die Regierung will ja immer wie die Geistlichkeit, und der Zensor hat eine feine Witterung für das „regierungsseitig" Erwünschte oder Unerwünschte. Man darf nämlich den Zensor nicht immer für so beschränkt halten, als man manchmal versucht ist, es zu glauben. Die Entäußerung einer persönlichen Ueberzeugung ist ihm ja doch ein Gebot der Selbsterhaltung. Und wenn eine eigene Meinung haben und vertreten auch nicht gleich das Amt kostet, die Karriere verdirbt es allemal — in Preußen.

Daher ist am unsichersten und hilflosesten das Verhalten des Zensors gegenüber dramatischen Erzeugnissen von politischer Färbung. Kommt noch gar ein bißchen Satire hinzu und

Digitized by Google

ein Unzchen Opposition, so gerät — darauf könnt ihr schwören — das Staatsschiff sofort ins Wanken. Die einzige Remedur? Ein Polizeiverbot. Die sogenannte gute, die waschechte patriotische Gesinnung bleibt natürlich unbehelligt. Hohenzollerndramen mit einem starken Zusatz von Byzantinismus sind sogar sehr erwünscht, werden leicht hoftheaterfähig und tragen dem Herrn Verfasser womöglich den Kronenorden vierter Klasse ein. Man muß sich nach alledem wundern, wieviele Kollegen immer noch der Lockung, wie ein Rechnungsrat geehrt zu werden, zu widerstehen vermögen. Wen aber so billige Lorbeern reizen, dem empfehle ich, irgendeinen Stoff aus der Brandenburgischen Geschichte zu wählen, am Schlusse in bengalischer Beleuchtung den Großen Kurfürsten erscheinen und ihn die Schlacht bei Sedan prophezeien zu lassen.

Es gibt bekanntlich Autoren, deren „janze Richtung" der Polizei nicht genehm ist. Bei ihnen sucht und findet der Zensor leicht den Dolus sträflicher Absichten selbst da, wo auch nicht der Schatten einer Invektive vorhanden ist. Brachte es doch Herr von Jagow fertig, in einer harmlosen Dialogstelle von Gerhart Hauptmanns Ratten eine Verspottung der Manen des seligen Herrn von Madai zu erblicken. Ueberhaupt, wenn es anginge, möchte Herr von Jagow den Bürgern der Reichshauptstadt all die Maulkörbe umbinden, die er so unendlich human den Hunden von Groß-Berlin abgenommen hat.

Nun stelle sich der Leser vor, was der Bühnenschriftsteller zu erwarten hat, dem wirklich einmal Talent und Charakter gebieten, sein bürgerliches Gewissen von der Szene herab reden zu lassen. Daß gar vieles faul ist im Lande, daß wir, um politisch zu gesunden, einer Reformation an Haupt und Gliedern bedürfen, daß das Ansehen des Reiches nach außen wie nach innen bei Freund und Feind immer mehr und mehr Einbuße erleidet, ist den loyalsten Patrioten längst schon eine schmerzliche Erkenntnis. Dem angehäuften Unmut Luft zu machen, ratend, warnend, spottend, ist das legitime staatsbürgerliche Recht eines jeden Deutschen. Aber die Freiheit der Rede in Wort und Schrift, die man ungern genug dem intelligentesten Volke der Welt konzedierte, sie gilt nicht für das Theater. Dinge, die sonst jedermann unbehelligt sagen und drucken läßt, dürfen auf der Szene nicht ausgesprochen werden.

Im Gesetzbuch gibt es einen Paragraphen, wonach auf Grund des Allgemeinen Landrechts die Polizei mit Rücksicht auf die öffentliche Ordnung ein Stück zu verbieten befugt ist. Und dieser Ordnungsparagraph wurde durch Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts folgendermaßen ausgelegt:

„Die Polizei ist zum Verbot der Aufführung eines Theaterstückes unter der Voraussetzung befugt, daß die Wirkung der Aufführung auf die Zuschauer eine Gefahr für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung herbeizuführen geeignet sein würde. Und zwar" — man merke wohl auf — „kann diese Wirkung nicht nur darin bestehen, daß die Zuschauer zu einer Störung der äußeren Ordnung durch Lärm und sonstige Ausschreitungen veranlaßt werden, sondern auch darin, daß das Publikum in seinem Innern zu Anschauungen verleitet wird, welche für das Gemeinwohl und die öffentliche Ordnung eine Gefahr bilden. Hierzu gehört z. B., wenn es mit Beunruhigung durch den Gedanken erfüllt wird, daß die jetzige Staatsordnung ihm nicht das ihm zukommende Recht gewähre. Insbesondere bildet die Erschütterung des Vertrauens in die Strafrechtspflege einen Grund für die Untersagung der Aufführung eines dramatischen Werkes."

Ist diese Auslegung schon in der Hand des weisesten Richters eine bedenkliche Waffe gegen die gesamte dramatische Produktion, so wird sie geradezu eine Geißel in der Hand eines Polizeimannes. Sie bildet den nur zu willkommenen Vorwand, alle, aber auch alle Gestaltung des öffentlichen Lebens auf der Bühne unmöglich zu machen. Paßt ihm oder seiner vorgesetzten Behörde ein Stück aus irgendwelchem Grunde nicht in den Kram, liegt es auch nur außerhalb der reaktionären Anschauungen des Lektors, so dekretiert der Zensor einfach, das Werk sei danach angetan, auf das Innere des Staatsbürgers so zu wirken, daß durch die Aufführung die öffentliche Ordnung gefährdet werde.

Gesetzt aber, wir hätten, wie wir ihn nicht haben, innerhalb der gesetzlich ihr gegebenen Norein einen Idealzustand der Theaterzensur. Angenommen, so ein polizeilicher Lektor fühle nichts von dem Anklagebedürfnis eines Staatsanwalts in sich, bilden wir uns ein, er schiele auch niemals nach oben, habe eine persönliche Ueberzeugung und den Mut, sie zu vertreten, besäße gar noch literarische Einsicht und ließe sich von ihr und von objektiven Erwägungen leiten. Auch dann noch wären amtlichen Irrtümern und Mißgriffen kraft eben dieses bestehenden Ordnungsparagraphen Tür und Tor geöffnet. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß sich selbst die geübtesten Theaterfachleute Dramaturgen, Direktoren, Regisseure tagtäglich über den Wert und die Wirkung eines Bühnenstückes täuschen, das sie nur aus der Lektüre kennen. Um wieviel mehr die Regierungsräte und Polizeipräsidenten, denen doch in Sachen der Kunst nur das dilettantische Urteil eines gewöhnlichen Laienverstandes zugesprochen werden kann.

Und so könnte man denn die Frage aufwerfen, ob nicht durch das Bestehen des Ordnungsparagraphen und seine praktische Handhabung das

Digitized by Google

Theaterpublikum in seinem Innern mit Beunruhigung durch den Gedanken erfüllt wird, daß die jetzige Polizeiordnung ihm nicht das ihm zukommende Recht gewähre. Insbesondere aber dürfte die Erschütterung des Vertrauens in die Theaterzensur einen Grund bilden zur Aufhebung der ganzen Institution.

Der Neu-Malthusianismus im Lichte der Statistik.

Von

Ferdinand Goldstein (Berlin).

Die Zahl unsrer Gegner läßt sich in zwei Gruppen teilen. Die eine arbeitet mit staatswissenschaftlichen Gründen gegen uns, die andere mit der Sittlichkeit. Ueber unser Verhältnis zur Ethik mag ein andermal referiert werden, ich werde mich mit den staatswissenschaftlichen Gründen, die gegen uns vorgebracht werden, beschäftigen.

Man erhebt gegen uns die schwersten Vorwürfe, ja noch mehr beleidigende Vorwürfe, wie man sie gegen Demagogen zu schleudern pflegt. So hat Georg v. Mayr die Bestrebungen, eine wesentliche Verlangsamung der Volksvermehrung herbeizuführen, als ein Verbrechen am nationalen Körper bezeichnet. Pontus Fahlbeck nennt das Zweikindersystem den nationalen Selbstmord, und Professor Harms-Kiel hat auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen unsern Kongreß im voraus dadurch diskreditiert, daß er ihn einen Frevel nannte. Ich behaupte nun aber, die Dinge liegen gerade umgekehrt: Wir sind die Staatserhaltenden, und unsre Gegner mit der Regierung an der Spitze arbeiten mit aller Macht auf den Ruin des Staates hin.

Bekanntlich soll nach der Lehre unsrer Gegner der Staat die größten Vorteile von der starken Volkszunahme haben, während nicht in Abrede gestellt wird, daß die Bevölkerung durch sie schwer belastet wird, so daß man also zu dem widersinnigen Schluß kommt, daß es dem Staat um so besser geht, je schwerer die Bevölkerung leidet. Die Vorteile für den Staat sollen auf zwei Gebieten liegen, einmal auf militärischem, zweitens auf industriellem. Es ist ganz richtig, daß eine große Bevölkerung der Regierung die Möglichkeit gibt, sich eine große Armee zu verschaffen, und dieses Ziel hat Deutschland auch erreicht: wir haben eine gewaltige Armee und sind Frankreich in militärischer Beziehung überlegen. Aber zum Kriegführen gehören nicht nur Soldaten, sondern auch Geld, und in diesem Punkte sind wir so schwach, daß man die deutsche Armee zutreffend eine Maschine ohne Kohlen genannt hat. Der Direktor der Deutschen Bank, Herr v. Gwinner, hat im Preußischen Herrenhause gesagt, der nächste Krieg werde mit Zwangsanleihen und Papiergeld geführt werden, d. h. er werde uns bankrott machen. Naive Gemüter glauben ja, Frankreich, mit dessen Besiegung man wie mit einer bereits vollendeten Tatsache rechnet, werde die Kosten tragen müssen. Aber ich glaube, die Franzosen werden ihren Geldschatz eher ins Meer versenken oder in der Sahara vergraben, als daß sie ihn den siegreichen Deutschen übergeben. Bei dem Marokkogeschrei hat man bereits einen leisen Vorgeschmack von den Folgen eines Krieges erhalten können. Die Sparkassen wurden in mehreren Städten gestürmt, der Börsen bemächtigte sich die Panik, die Kurse sanken stark, das Volksvermögen ist dadurch um Hunderte von Millionen verringert worden, und es wird lange dauern, bis der Schade wieder gut gemacht werden wird. Was würde nun aber geschehen, wenn wirklich ein Krieg ausbräche? Man kann den Gedanken gar nicht zu Ende denken. Ganz ähnlich steht es mit unsrer Industrie. Es ist richtig, daß sie kolossal entwickelt ist, aber Deutschland ist zu arm, um sich industriell zu betätigen und muß daher fremdes Geld leihen. Infolgedessen schwebt über unsren Kapitalisten dauernd das Damoklesschwert der Rückforderung dieser Guthaben. Im vorigen Jahr verbreitete sich an der Börse das Gerücht, das Ausland fordere seine Guthaben zurück. Sofort sanken die Kurse bedeutend. Es war ein leeres Gerücht, das den Tatsachen nicht entsprach, und nach wenigen Tagen stiegen die Papiere wieder auf ihre alte Höhe. In diesem Jahre aber ist anläßlich des Marokkogeschreis und aus finanziellen Gründen wirklich eine Rückforderung in geringem Umfange erfolgt, und ihre Wirkungen waren bereits höchst verderblich. Also steht auch unsre Industrie auf tönernen Füßen, und damit sind die beiden Gründe unsrer Gegner gegen uns hinfällig geworden.

Dagegen ist Deutschlands Bevölkerung bereits jetzt in erschrecklich hohem Grade mit Proletariat durchsetzt, und die Proletarisierung nimmt von Jahr zu Jahr infolge unsrer falschen Gesetzgebung zu. Der Hauptgrund für diesen deletären Prozeß liegt in der dauernden Uebervölkerung des Landes. Wenn nun aber heute jemand etwas von Uebervölkerung hört, so denkt er an die altmalthesischen Lehren und an Hunger. Aber Malthus ging ja von ganz falschen Prämissen aus, da er den Menschen bei seiner Nahrungsgewinnung mit dem Tier der Wildnis auf eine Stufe stellte. Das Tier stürzt sich auf seine Beute, zerreißt sie und verschlingt sie, die menschlichen Nahrungsmittel dagegen fallen unter den Begriff des Eigentums, und wer sich in den

Digitized by Google

Besitz fremden Guts nach Art des Tigers setzt, wird zum Dieb oder zum Räuber und verfällt der Strafe, die das Gesetz über diese verhängt. Der Mensch muß seine Nahrungsmittel wie seinen übrigen Bedarf kaufen, und da Geld durch Arbeit verdient wird, so ist die einzig richtige Gegenüberstellung die von Mensch und Arbeit, während die direkte von Mensch und Nahrungsmittel völlig unzulässig ist. Ob, von diesem allein richtigen Standpunkt ausgehend, eine Uebervölkerung im Sinne von Malthus denkbar ist, wird ein andermal erörtert werden, ich will jedoch gleich hier vorwegnehmen, daß die Frage zu verneinen ist.

Während aber auf der einen Seite die landwirtschaftliche Bevölkerung Deutschlands nur sehr wenig zunehmen kann, ist auf der anderen Seite die Fruchtbarkeit unter dem Drucke unserer falschen demographischen Gesetzgebung sehr groß. Die Folge davon ist, daß ein Mißverhältnis zwischen produzierter und verlangter Arbeit entsteht. Denn der Nachwuchs kann, sobald er herangewachsen ist, nur insofern an Ort und Stelle Arbeit erhalten, als in den eisernen Bestand durch den Tod Lücken gerissen worden sind, alle übrigen sind überflüssig und müssen sich anderwärts Arbeit suchen. In diesen demographischen Verhältnissen liegt also der Grund für die Abwanderung vom Lande, und die Vergnügungssucht, die sie veranlassen soll, ist ebenso sehr ein Märchen wie die Leutenot, die durch sie hervorgerufen sein soll.

Unsern Agrariern und ihren zahlreichen Freunden ist aber die Abwanderung ein Dorn im Auge und sie empfehlen, um sie aufzuhalten, die Beschränkung der Freizügigkeit. Wird diese eingeführt, so nähern sich unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse denen Rußlands, und alle die Schrecknisse, die wir an diesem Lande gewöhnt sind, werden über uns kommen. Denn die Gefesselten würden sich in der warmen Jahreszeit noch ernähren können, in der kalten aber litten sie Hunger und die Sterblichkeit an akuten Infektionskrankheiten müßte durch ihn gesteigert werden. Außerdem müßten die Verbrechen gegen das Eigentum eine bedeutende Zunahme erfahren. Schon unter unseren heutigen Zuständen sind diese in den kalten Monaten zahlreicher als in den warmen, weil die Bautätigkeit eingeschränkt werden muß und die Landwirtschaft weniger Arbeit verlangt. Aus demselben Grunde sind Bettel und Vagabondage in den kalten Monaten regelmäßig häufiger als in den warmen.

Die Hessische Statistik zählte durchschnittlich täglich Bestrafungen ihretwegen:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst
1902/03	10,17	4,80	4,35	4,46
1903/04	8,04	4,56	2,80	3,96
1904/05	8,31	5,62	4,04	4,59
1905/06	9,82	5,73	3,97	4,15

Was würde nun aber erst geschehen, wenn unsere Regierung dem Drängen der Reaktion nachgibt und die Freizügigkeit beschränkt!

Es ist demnach bewiesen, daß die Abwanderung vom Lande infolge unserer demographischen Gesetzgebung eine Notwendigkeit ist, und daß jeder Versuch, sie einzuschränken, zum Verderben für die Gesamtheit ausschlagen muß. Indessen ist die Abwanderung ebenfalls ein schweres Uebel, nur daß es mehr schleichenden Charakter hat. Denn die Abwanderer bestehen in ihrer überwiegenden Zahl aus völlig mittellosen Proletariern, die unter allen Umständen Arbeit erhalten müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen oder zu Verbrechern werden sollen. Arbeitsgelegenheit finden sie aber heute in den Städten, da deren Fruchtbarkeit nicht groß genug ist, um den Arbeitsbedarf der mächtig entwickelten Industrie zu decken. Die Städte werden infolgedessen aus zwei Proletarierquellen gespeist, die eine weitaus ergiebigste befindet sich auf dem Lande, die zweite liegt in der Fruchtbarkeit des städtischen Proletariats selber.

Die unmittelbare Folge dieser verhängnisvollen Entwicklung ist die räumliche Uebervölkerung der Städte, die einmal in der fabelhaften Dichte der städtischen Bevölkerung, hauptsächlich aber in der Wohnungsnot ihren Ausdruck findet. Die Bodenreform legt diese der Terrainspekulation zur Last, aber wie könnte diese ihre Tätigkeit entfalten, wenn sich die Bevölkerung nicht so riesenhaft in den Städten anhäufte! Es ist der Grundfehler der Bodenreform, daß sie das städtische Wohnungsproblem vom finanziellen statt vom demographischen in Angriff nimmt. Sie hat infolgedessen noch keine Wohnerleichterung der Bevölkerung schaffen können, im Gegenteil, je mehr man ihren Ratschlägen folgte und den Grundbesitz mit Steuern belastete, desto schlimmer wurde es für die Mieter, da die Lasten von den Grundeigentümern auf sie abgewälzt wurden.

Die weitere Folge der demographischen Entwicklung ist die Zunahme der Abhängigkeit. Die Sozialdemokratie lehrt, sie sei die Folge der wirtschaftlichen Entwicklung, da durch die Großbetriebe die kleinen Gewerbetreibenden ins Proletariat hinabgestoßen werden. Aber das ist in dieser Form nicht richtig, da sich zuerst die Zahl der Selbständigen hätte vermindert haben müssen, während das Gegenteil der Fall ist. Die Abhängigen haben jedoch viel stärker zugenommen, hauptsächlich, weil der Proletarierstrom alljährlich vom Lande in die Stadt kam, und darin liegt die Gefahr, daß die höheren Volksschichten von den niedern überwuchert werden. Auf 100 Selbstständige kamen Abhängige

1882	1895	1907
212	245	348

In 25 Jahren hat sich also die Zahl der Abhängigen im Verhältnis zu den Selbständigen

Digitized by Google

um mehr als 50% vermehrt. Das ist ein höchst verderblicher Prozeß, der zum Untergang führen muß. Schönfärber pflegen darauf zu antworten, daß das ohne Belang sei, da gleichzeitig die Einkommen gestiegen seien, aber so kann doch nur argumentieren, wer das menschliche Leben als Geschäft ansieht. Die Ueberhandnahme der Abhängigkeit ist aber nach dem übereinstimmenden Urteil aller Staatsgelehrten das schlimmste Unheil, das den Staat treffen kann.

Maxim Gorki.

Von

Nadja Strasser.

Wenn von jedem Dichter gesagt werden kann, daß man in sein Land gehen müsse, ihn zu verstehen, so gilt das besonders von Gorki. Nur wer antworten kann: Was ist Rußland? — der kann auch sagen, wer Gorki ist.

Zweifellos ist der hervorragendste Zug des russischen Volkes die tiefe Religiosität, das Suchen nach dem wahren Sinn des Lebens, das Forschen nach einer tieferen Bedeutung des Daseins. Dieser Zug gibt dem ganzen Leben in Rußland seinen besonderen düsteren und schweren, aber auch erhabenen Unterton.

Wer über Rußland urteilt nach den krassen einzelnen Erscheinungen, die nach außen dringen, wer glaubt, daß in der auflodernden Flamme der Volksempörung, wie sie sich in den letzten Revolutionsjahren gezeigt hat, der ganze Inhalt des russischen Volkslebens sich erschöpft, der kennt dieses Land und sein Volk nicht.

Die politische Freiheit ist dem russischen Volk das Brot, ohne das es verhungert und zugrunde geht. Aber hinter dem Ideal der politischen und wirtschaftlichen Befreiung lebt im Russen ein Sehnen und Suchen nach einer höheren Gestaltung des Lebens, nach einer Vervollkommnung des Menschen oder, wie es dort viel häufiger heißt, der Menschheit, ohne die ihm das Leben wertlos und nichtig erscheint. Dieses Sehnen und Suchen geht durch alle Schichten Rußlands und geht weit zurück in eine Zeit, wo von einer bewußten Freiheitsbewegung der Massen noch keine Rede war. Nur wer dieses Gefühlselement, diesen religiösen Zug in der russischen Volksseele kennt, der kann sich das vollständige Aufgehen in einer Idee, die Aufopferungsfähigkeit der Massen wie des einzelnen in Rußland erklären.

Was ist die Wahrheit? Was gibt dem Leben seine höhere menschliche Bedeutung? fragt dort selbst der Bauer, der Bauer, der kaum lesen und schreiben kann, der bis zur Bewußtlosigkeit trinkt, der immer hungert — und der doch in Zehntausendscharen nach Kanada zieht oder sich dem Hunger- und Verbrennungstod weiht, wenn es gilt, eine neue Wahrheit, einen neuen Glauben, den er gefunden zu haben wähnt, zu verteidigen. Und wie sich der Bauer aufopfert seines neuen Glaubens wegen, den er, in Dunkelheit tastend, fand, wie er dafür aus einer Marter zu anderen geht, so sind auch Unzählige in allen Gesellschaftsschichten Rußlands immer bereit, für das, was zu ihrem Lebensglauben gehört — auf alle Bequemlichkeiten, auf die äußeren Vorteile und das ruhige Dasein zu verzichten. Das Seelische, das Innerliche, jener Teil des Menschen, der, über die alltäglichen Erscheinungen hinaus, nach etwas anderem — bald in der himmlischen, bald in der zeitlichen Ferne — sucht, das liegt dem Russen nahe. Die „innere Welt" verliert für ihn ihren hohen Wert nicht, auch wenn er sich mühsam für sein tägliches Brot abrackert oder, im Ueberfluß lebend, allen Neigungen freie Zügel schießen läßt.

Daß es trotz dieser Grundeigenschaft der russischen Volksseele dort genug verrohte, brutale, korrumpierte Elemente gibt, weiß man. Doch ändert es an dem eigentlichen Grundton nichts. Nie ist ein Volk einheitlich, von dessen ganz bestimmten Charaktereigenschaften wir auf Grund allgemeiner Beobachtungen sprechen. Für unser Urteil maßgebend ist das Unveränderliche im wechselvollen Flusse des Volkslebens, der Volkstypus, der bei aller Mannigfaltigkeit der Klassen- und Berufsschattierungen sich immer herausgreifen läßt.

Nur auf dem erwähnten Grundton des russischen Wesens konnten solche Dichter-Titanen wie Tolstoi und Dostojewski emporwachsen mit ihrer fast übermenschlich großen „idealen Forderung" an die Welt und die Mitmenschen. Und nur aus derselben Volkspsyche heraus ist auch Gorki zu verstehen. Die Größe ihrer Künstlerbegabung, die Zeit, in der jeder von ihnen lebte, bestimmten die Andersartigkeit jedes von diesen Dichtern, aber eines ist ihnen allen eigen — das Suchen nach der „Wahrheit", das Forschen nach einem höheren Sinn unseres Daseins.

Als wahre Seher lassen sie sich nicht durch den äußeren Schein der Dinge verführen, sie gehen auf ihren Grund und fragen voll tiefer, leidenschaftlicher Empörung: Welchen Wert hat eine Welt, die voll Verlogenheit, Ungerechtigkeit und Brutalität ist? Und jeder von ihnen ruft wie ein Prophet zu einem menschlicheren, wahreren Dasein.

Tolstoi und Dostojewski glauben, daß in der Veredlung jedes einzelnen Menschen die Erlösung der Menschheit liegt. Und sie fordern den einzelnen auf, gut und edel und duldsam zu sein.

Gorki als der Sohn einer neuen Zeit weiß, daß es nicht genügt, wenn der einzelne gut ist, daß im Gegenteil der einzelne an der Brutalität

Digitized by Google

unserer gesellschaftlichen Ordnung zugrunde geht. Und daß gerade derjenige, der feiner empfindet, am stärksten unter dem Druck des Ganzen leidet.

Gorki sucht die Wahrheit auf neuen Bahnen.

Nicht die Unterwerfung, nicht die Duldsamkeit bringt den Menschen Erlösung. Nur die Kraft. Er verherrlicht die Kraft, die sich nicht beugt, die sich empört, die es wagt, auf eigenen Bahnen zu gehen, trotz des mächtigen Druckes von außen. Seine ersten Helden waren freie Vagabunden, die auf eigene Faust lebten, die der Gesellschaft mit all ihren engen, verlogenen Regeln Trotz boten. Diese Ausgestoßenen, die auf der Landstraße und in Asylen ihr Leben fristen, sind ihm Könige, weil sie es wagen, so zu sein, wie sie sind, weil sie nicht lügen und nicht heucheln und gern auf alle Güter des Lebens, welche auf geradem Wege nicht zu erobern sind, verzichten, um frei zu bleiben. Als Russen im echten und besten Sinne des Wortes sind für Gorki — wie für Tolstoi und Dostojewski — die innerlich wahrhaftigen, die innerlich freien Menschen immer die besten, mögen sie sich auch auf den niedrigsten Niederungen des Lebens befinden. Nur der Boden, wo Gorki seinen freien Menschen sucht, ist ein anderer als der seiner zwei großen Vorgänger.

Die Freiheit ist für Gorki jener Sinn des Lebens, der ihm zu Religion geworden ist. Und wie eine rauschende Fanfare, die zum Kampf für die Freiheit ruft, klingt sein wundervolles „Lied vom Falken".

Daß Gorki die Kraft, die sich nicht beugt, verehrt, ist der Grund, warum er sich bald an die Seite des kämpfenden Proletariats stellt. Er wird Sozialdemokrat, nicht nur weil er eine revolutionäre Natur ist. Es gibt in Rußland Parteien, wie die Sozialrevolutionäre, die dem bloßen Drange nach revolutionärer Betätigung mehr entsprächen. Aber der zielbewußte, offene, vorwärtsrufende Kampf der Arbeitermassen liegt Gorkis tief innerlicher, religiöser Natur näher. Er predigt nicht blinde Gewalt und Vernichtung, er predigt Kraft. Seid stark, daß ihr die Freiheit erobert, weil nur in ihr die Wahrheit ist! — das ist das Bekenntnis seines Glaubens. Die Sozialdemokraten, die er schildert, sind nicht bloß Revolutionäre, sondern Menschen von edlerer Gesinnung, feinerem Empfinden und höherer Tatkraft als die anderen. Sie sind für ihn die Träger einer verinnerlichten unbeugsamen Kraft, die sich durchsetzen und den versumpften Boden der jetzigen bürgerlichen Verkommenheit reinigen muß.

Die heutige Gesellschaft und ihr Hauptrepräsentant — der gute Mittelbürger — ruft bei Gorki weniger Haß als moralischen Ekel hervor. So seid ihr, zeigt er ihnen, schwach, ängstlich, denkfaul, körperlich und moralisch verkommen. Ihr lebt nicht einmal bei all euren Lebensmöglichkeiten, ihr wurstelt auch nur durch, voll Angst vor dem morgigen Tag, ohne Verantwortlichkeitsgefühl vor dem Ernst des Lebens.

„Barbaren" nennt er sie in einem Drama, das diesen Namen trägt. Barbaren sind ihm die Menschen, die keine anderen als ihre alltäglichen, kleinen, persönlichen Interessen haben, für die das Leben nichts als eine Reihe bunter, nichtiger Aeußerlichkeiten bedeutet. Und die Befreier von diesem Brabarismus, diejenigen, die dem Leben seinen inneren, wahren, höheren Wert wiedergeben sollen, sind ihm die Freiheitskämpfer, die Träger der Kraft, die den verrosteten Karren der heutigen Gesellschaft einst umstoßen werden.

Gorki will die wirtschaftliche Befreiung des Volkes. Aber in den wirtschaftlichen Vorteilen, so wie sie unsere Kulturformen bisher mit sich brachten, sieht er nur eine tiefe Herabsetzung der Bedeutung des Menschen. Der amerikanische Börsenkönig und Millionär, für den das Leben nichts ist als ein ununterbrochenes Schwelgen in Genüssen, stößt ihn physisch ab und verletzt sein moralisches und ästhetisches Gefühl. Und der kleinere Geldjäger mit seinem engherzigen Egoismus und verknöcherten Lebensregeln, mit seiner Heuchelei und Seelenstumpfheit ist ihm ein abschreckendes Beispiel der menschlichen Borniertheit. Gorki „spuckte auf Amerika aus", wie ein russischer Kritiker sich äußerte, trotzdem die politischen Formen der nordamerikanischen Staaten das Ideal, nach dem er strebt, bedeuten. Aber es fehlte ihm dort an innerem Gehalt; er vermißte dort den warmen Glauben an einen höheren Lebenssinn, der die Tragik und die Schönheit des russischen Lebens ausmacht.

So ist Gorki nur auf dem Boden Rußlands ganz zu verstehen. Er ist nicht der Dichter süßer Klänge, weil seine Ohren voll sind trüber Laute der Wirklichkeit. Er ist nicht der Schilderer großer und kleiner Begebenheiten, weil ihm seine leidenschaftliche Predigernatur ein ruhiges Zuschauen unmöglich macht. Ihm ist seine großartige Künstlerbegabung nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, für das einzutreten, was er seine Wahrheit nennt.

Die Uhr.

Von Maxim Gorki. Deutsch von Alexander Ramm.

1.

Tick—tack, tick—tack!

Nachts, wenn es still und einsam ist, flößt uns die leidenschaftliche Beredsamkeit des Uhrpendels ein Bangigkeitsgefühl ein: die monotonen und mathematisch regelmäßigen Laute verzeichnen immer und immer dasselbe — die rastlose Bewegung des Lebens. Dunkelheit und Schlaf umfangen die Erde — alles schweigt — nur die Uhr zeigt laut und kalt das Entschwinden der Sekunden an. Der Pendel tickt, und mit jedem Laut verkürzt sich das

Digitized by Google

Leben um eine Sekunde, um einen ganz kleinen Teil der Zeit, die jedem von uns gegeben ist. Um eine Sekunde, die nie wiederkehren wird für uns. Woher kommen diese Sekunden und wohin entschwinden sie? Niemand kann darauf antworten. . . Und es gibt noch viele, viele Fragen, auf die keine Atwort gegeben werden kann, wichtige Fragen, von deren Lösung unser Glück abhängt. Wie soll man leben, um sich brauchbar für das Leben zu erweisen, wie soll man leben, ohne den Glauben und den Willen zu verlieren? Wie soll man leben, daß keine Sekunde vergeht, ohne die Seele und den Geist zu erregen? Wird die Uhr in ihrer ewigen Bewegung jemals auf all das eine Antwort geben?

2.

Tick—tack, tick—tack!

Es gibt nichts in der Welt, das so leidenschaftslos wäre wie die Uhr. Immer tickt sie regelmäßig: im Moment unserer Geburt, wie zur Zeit, wenn wir die Blumen unserer Jugendträume gierig pflücken. Vom Augenblicke seiner Geburt an nähert sich der Mensch mit jedem Tage dem Tode. Und auch im Moment unseres Sterbens wird die Uhr ruhig und trocken die Sekunden verzeichnen. Hört: in dem kalten Rechnen tönt das Allwissen. Und die Müdigkeit, die dieses Wissen mit sich bringt. Nichts erregt die Uhr und nichts hat für sie Wert. Sie ist gleichgültig. Und wir müssen, wenn wir leben wollen, uns eine andere Uhr anschaffen, eine, die voll Empfindungen und Gedanken, voll Tätigkeit ist an Stelle unserer langweiligen, eintönigen, seelentötenden, vorwurfsvollen und kaltstimmigen Uhr.

3.

Tick—tack, tick—tack!

In der rastlosen Bewegung der Uhr gibt es keinen Ruhepunkt. Kaum ist eine Sekunde geboren, so kommt die zweite und stößt die erste in den Abgrund des Ungekannten.

Tick—tack! Und wir sind glücklich. Tick—tack! In unser Herz tropft das brennende Gift des Leidens, und das Leiden kann lebenslang bei uns verweilen, kann für immer bleiben, wenn wir uns nicht bemühen, jede Sekunde unseres Lebens mit neuem und lebendigem Inhalt zu erfüllen. Am interessantesten und vollsten aber ist das Leben dann, wenn der Mensch gegen das kämpft, was seinen Lebensgang stört. Im Kampf vergehen unmerkbar die langweiligen und die sehnsuchtsvollen Stunden.

4.

Tick—tack, tick—tack!

Das Leben des Menschen ist lächerlich kurz. Wie soll man leben? Die einen wenden sich hartnäckig vom Leben ab, die andern widmen sich ihm ganz und gar. Die ersteren werden an ihrem Lebensabend arm an Geist und Erinnerungen; die andern bereichern sich sowohl an Geist als an Erinnerungen. Die einen wie die andern werden sterben, und von jenen, die weder ihren Geist noch ihr Herz uneigennützig dem Leben gewidmet haben, wird nichts übrig bleiben. Und wenn wir sterben werden, wird die Uhr leidenschaftslos die Gedanken unserer letzten Stunde verzeichnen — tick—tack! Und in diesen Sekunden werden neue Menschen in die Welt kommen, wir aber sind dann nicht mehr da! Und nichts wird von uns zurückbleiben als unser Körper, der übel riechen wird. Sollte er nicht unseren Protest hervorrufen, dieser automatische Schaffensdrang, der uns ins Leben geworfen hat, um uns dann wieder hinwegzuraffen? Aber ist das alles? Nein, aufzwingen sollen wir dem Leben die Erinnerungen an uns, wenn wir stolz genug sind, beleidigt zu sein, daß wir uns den geheimen Absichten der Zeit unterwerfen müssen. Denken wir nur an unsere Rolle im Leben: ein Ziegelstein wurde gemacht und dann lag er unbeweglich in einem Gebäude, schließlich verwitterte er und verschwand. Es ist langweilig und widerlich, ein Ziegelstein zu sein — nicht wahr? Niemand von uns will doch einem Ziegelstein gleichen. Wir besitzen Geist und Seele, und so wollen wir nach einem Leben voller Gedanken und Empfindungen, voll stürmischer Stunden streben.

5.

Tick—tack, tick—tack!

Wenn wir nachdenken, was wir in der grenzenlosen Bewegung der Stunden bedeuten, werden wir vom Bewußtsein unserer Nichtigkeit niedergedrückt. Möge doch dieses Bewußtsein uns als Beleidigung erscheinen! Möge es doch in uns den Stolz wecken, so daß wir Feindseligkeit gegen das Leben, das uns erniedrigt, empfinden und es zum Kampf herausfordern. In wessen Namen? Als die Natur den Menschen der Fähigkeit, auf allen Vieren zu kriechen, beraubt hatte, gab sie ihm zum Wanderstab — das Ideal! Seit dieser Zeit strebt er unbewußt, instinktiv zum Besseren — immer höher! Machen wir doch dieses Streben zu einem bewußten, lehren wir die Menschen zu verstehen, daß nur im bewußten Streben zum Besseren das wahre Glück ruht! Klagen wir nicht über unsere Kraftlosigkeit! Alle Menschen sind gleich unglücklich, der Unglückliche aber ist jener, der von seinem Unglück Aufhebens macht. Diese Menschen dürsten am meisten nach Beachtung — und sind am wenigsten wert. Das Streben nach vorwärts, das ist das Ziel des Lebens. Wenn das ganze Leben durch dieses Streben ausgefüllt wird, dann wird es reich an herrlich schönen Stunden sein.

6.

Tick—tack, tick—tack!

„Wozu hast du dem Menschen Licht gegeben, wenn du ihm den Weg versperrt hast und ihn mit Dunkelheit umringst?“ So fragte der alte Hiob Gott. Jetzt gibt es keine solche mutige Menschen mehr, die wie Hiob mit Gott redeten, weil sie sich für Kinder Gottes hielten, nach seinem Bild geschaffen. Billig bewerten sich jetzt die Menschen. Sie lieben das Leben zu wenig und selbst ihre Liebe zu sich ist ungeschickt. Und zugleich fürchten sie den Tod, obwohl bekanntlich niemand ihm entgehen kann. Was unvermeidlich ist — ist gesetzmäßig. Der Mensch stirbt vom Momente an, wo er auf die Erde gekommen ist, und daran müßte man sich schon gewöhnen, es wäre Zeit. Das Bewußtsein der erfüllten Aufgaben müßte die Todesfurcht verscheuchen. Wenn wir ehrlich durch das Leben gegangen sind, muß unser Ende Ruhe bedeuten! . . . Vom Menschen bleiben nur seine Taten zurück. Und seine Stunden hören zugleich mit seinen Wünschen auf, und es treten andere Stunden ein Stunden der Abrechnung mit dem Leben, ernste Stunden.

Digitized by Google

7.

Tick—tack, tick—tack!

Eigentlich ist alles ziemlich einfach in dieser Welt, die so voll Widerspruch, Lüge und Haß ist. Und sie wäre noch viel einfacher, wenn die Menschen einander genau ansehen würden und jeder einen Freund hinter sich hätte.

Der Einzelne, und ist er auch noch so groß, ist klein. Es ist notwendig, daß man einander versteht. Denn alle reden wir dunkler und schlechter als wir denken. Dem Menschen fehlen häufig Worte, um anderen sein Herz zu eröffnen. Es gehen viele bedeutsame und wichtige Gedanken verloren, weil man nicht rechtzeitig die nötige Ausdrucksform für sie gefunden hat. Ein Gedanke entsteht, der aufrichtige Wunsch, ihn in klare Worte zu kleiden, ist vorhanden, aber die Worte — sind nicht da!

8.

Tick—tack, tick—tack!

Es lebe der Mensch mit starker, tapferer Seele — der Mensch, der der Wahrheit, der Schönheit, der Gerechtigkeit dient! Wir verkennen solche Menschen nicht, weil sie stolz sind und keinen Lohn verlangen. Wir sehen nicht, wie freudig sich ihre Herzen verbrennen. Indem sie das Leben hell erleuchten, zwingen sie selbst die Blinden, zu sehen. Es ist notwendig, daß die Blinden sehend werden, die vielen Blinden. Es ist notwendig, daß alle Menschen mit Grauen und Ekel sehen, wie brutal, ungerecht und häßlich ihr Leben ist. Es lebe der Mensch, der Herr seiner Wünsche ist! Die ganze Welt --- ist in seinem Herzen. Aller Schmerz der Welt, alle Leiden der Menschen sind in seiner Seele. Das Böse und der Schmutz des Lebens, seine Lüge und Brutalität sind seine Feinde. Alle seine Stunden widmet er dem Kampf, und sein Leben ist voll ausgelassener Freuden, schönen Zornes, stolzen Trotzes voll . . . Schone dich nicht — das ist die stolzeste, die schönste Weisheit auf der Erde. Es lebe der Mensch, der sich nicht schont! Es gibt nur zwei Formen des Lebens — verwesen oder verbrennen. Die Feigen und Geizigen wählen das erstere, die Tapferen und Freigebigen das andere. Jedem, der die Schönheit liebt, ist klar, welches Leben erhabener ist.

Die Stunden unseres Lebens, das sind langweilige, leere Stunden. Laßt sie uns darum, ohne uns zu schonen, mit Heldentaten ausfüllen. Dann werden wir wunderschöne Stunden erleben, voll freudiger Erregung, voll heißen Stolzes. Es lebe der Mensch, der sich nicht schonen will!

Randbemerkungen.

Pastoral-Juristerei.

Daß es außer der Pastoral-*Medizin*, deren Wirkung sich weit über die Kreise des eigentlichen Katholizismus erstreckt, auch noch etwas gibt, daß man *Pastoral-Juristerei* nennen könnte, wurde bei Gelegenheit des jüngst verflossenen VI. Internationalen Kongresses für Neumalthusianismus wieder einmal festgestellt. Zu den schwersten Schäden unseres Volkskörpers gehören bekanntlich die Geschlechtskrankheiten einerseits, und das physische und psychische Elend der großen Masse der Bevölkerung durch eine wahllose Kinderproduktion, die dann eine große Kindersterblichkeit zur Folge hat, andererseits. Ein erfolgreicher Kampf dagegen kann nur, — das haben die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts insbesondere erwiesen — wie auch an dieser Stelle des öfteren betont wurde, geführt werden durch *Aufklärung* über die *Möglichkeit des Schutzes dagegen*, wie sie uns die *Hygiene* heutzutage an die Hand gibt. Das sollte nun — so möchte man in aller Naivität annehmen — auch in einer Internationalen *Hygiene-Ausstellung* voll zum Ausdruck gelangen; aber eine Ausstellung dieser Schutzmittel ist ja bekanntlich selbst in der furchtbar lehrreichen Ausstellung der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ *nicht* möglich gewesen, sondern von der Polizei verboten worden, die sich hier in erhebendem Einverständnis mit unserer *Reichsgesetzgebung* befindet, deren Auffassung des Geschlechtslebens sich hiernach etwa mit der im kanonischen Recht niedergelegten Auffassung deckt. Und in dem Entwurf zur „Bekämpfung der Mißstände im Heilgewerbe“ sind gar *ohne alle Skrupel* Empfängnis und *Ansteckung verhütende* (!) Mittel mit solchen, die eine gewaltsame Unterbrechung der Schwangerschaft herbeiführen, in *eine Verdammnis* getan: „Mit Gefängnis wird bedroht, wer solche Mittel öffentlich ankündigt.“ Man muß sich an den Kopf greifen: bei uns sind also diejenigen, die einer furchtbaren Volksseuche mit *einiger Aussicht* auf Erfolg zu Leibe gehen wollen, mit Gefängnis bedroht! Offen, man möchte fast sagen, zynisch offen, ist unter Begründung des Entwurfs zugegeben, daß durch diese Paragraphen nicht der Schutz der Gesundheit bezweckt, sondern der *Abnahme der Geburten* entgegengewirkt werden soll. Die Kurzsichtigkeit dieses beabsichtigten Verbotes liegt zu klar am Tage, als daß es lohnte, sie so grimmig zu verspotten, wie sie es ihrer verhängnisvollen Wirkung nach verdiente. Der Abnahme der Geburtenhäufigkeit *will* man entgegenwirken; aber man läßt dadurch, daß man die wirksamsten Mittel zur Verhütung der Gonorrhöe die Verseuchung unmöglich macht, — Prinzing berechnet einen Geburtenausfall von 100 000 jährlich durch Gonorrhöe —, die Geburtenhäufigkeit *noch mehr herabsetzen*.

Ein Kongreß nun, der sich durch Forscher und Sachverständige der verschiedensten Art mit der volkshygienisch so ungeheuer wichtigen Frage beschäftigt, wie man Geschlechtsleben und Fortpflanzung unter möglichst günstige hygienische Bedingungen stellt, wie es der Internationale Neumalthusianer-Kongreß soeben getan hat, wird von der „Post“ und ähnlichen „staatserhaltenden“ Organen als „staatsgefährlich“ denunziert. Ein Kampf für so selbstverständliche, ach so selbstverständliche Dinge: daß die Resultate der *Wissenschaft* für Gesunderhaltung und Höherentwicklung der Art *nutzbar* gemacht werden sollten, und welcher Aber-

Digitized by Google

glauben dann noch auf seiten derer, welche die Leitung unseres gesamten Staatswesens in der Hand haben. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll! Aber vielleicht ist es doch besser, zu lachen und weiter zu arbeiten, wie es jetzt eben der Internationale Kongreß für Neumalthusianismus — er sollte umgetauft werden: Kongreß für Rassenverbesserung — getan hat. Dr. Charles Drysdale, London, hat an Hand der Tatsachen der Statistik nachgewiesen, wie die Kindersterblichkeit seit etwa 30 Jahren, seit dem Erwachen dieser Bewegung für Geburtenregelung, abgenommen hat; Dr. Rohleder hat an die Aerzte appelliert, die noch viel energischer als bisher hier vorbeugend Gesundheit schützen müßten; Dr. Nyström-Stockholm hat gegen die ästetische Auffassung protestiert; Dr. Rutgers betonte die Notwendigkeit einer Auslese zum Zwecke der Arterhöhung; Dr. Julian Marcuse wies in scharfsinniger Weise nicht nur die ethische Berechtigung, sondern die ethische Verpflichtung zu bewußter Vorbeugung nach; Dr. Helene Stöcker verlangte im Sinne wirklichen Mutterschutzes nicht weniger Kinder, wohl aber eine bessere Verteilung der Geburten, durch die nicht der einen Frau eine Ueberlast auferlegt, die sie und die neue Generation schädigt, während Hunderttausende andere Frauen, z. B. durch das Zölibat der weiblichen Beamten von Ehe und Mutterschaft ausgeschlossen sind. Frau Marie Stritt betonte, daß nur die freie, vollentwickelte Frau auch die mütterliche Verantwortlichkeit voll übernehmen könnte.

Zum Schluß wurde ein Komitee eingesetzt, dessen Aufgabe es sein wird, den Kampf gegen diesen abergläubischen Spuk vergangener Zeiten, gegen Pastoral-Medizin und Pastoral-Juristerei, auch in Deutschland kraftvoll weiter zu führen. Und es sei auch an dieser Stelle die Bitte ausgesprochen, daß alle, welche fröhliche Wissenschaft auch im Liebesleben an Stelle trüber Verdunkelung setzen wollen, diesen Kampf energisch unterstützen. Dr. phil. Helene Stöcker.

Goethe und Islam.

„.. Es ist höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.

Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist von derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre, daß nichts existiere, wovon sich nicht das Gegenteil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegenteil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet.

Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.

Jenes philosophische System der Mohammedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe . . .“

Aus Berliner Theatern.

Schnitzler und Sudermann.

„Das weite Land“, Uraufführung im Lessing-Theater. — „Der Bettler von Syrakus“, Uraufführung im Königlichen Schauspielhaus.

Wir waren gewöhnt und gern gewillt, die Namen Schnitzler und Sudermann in einen möglichst großen, in einen kaum überbrückbaren Abstand voneinander zu rücken. Nun aber scheint es mir etwas mehr als der Zufall einer Theaterwoche, was es ermöglicht, die beiden Namen zu verbinden. Obschon man es ungern tut.

Denn was hätte von der unbedenklichen Art, mit der der starke Mann aus Littauen Gott, Welt und Zeit benutzte, um seine kräftigen Aktschlüsse einzukleiden, was hätte von dieser theatralischen Gewalttätigkeit ferner geschienen als die stille, müde, ironisch sentimentale Poesie der „Anatol“- und „Reigen“-Dialoge, als dies lautlose Vergleiten zwischen Ernst und Spiel, Form und Wirklichkeit, hinein in die Herzensdämmerung des alten Wien? ... Freilich wollen wir nicht vergessen, daß dieser lyrische Psychologe Schnitzler schon immer Neigung und Talent zu starkem Theater gezeigt hat. Ich meine das zunächst gar nicht als Vorwurf. Schnitzler kommt weniger von Ibsen her, als zusammen mit dem späteren Ibsen aus der Schule der französischen Gesellschaftsdramatik: psychologisch-moralische Thesen sollen diskutiert und schließlich durch eindeutig starke Situationen illustriert werden. Die letzten und feinsten dieser Franzosen, ein

Digitized by Google

Donnay, ein Porto-Riche, sind sicherlich Schnitzlers nächste Verwandte. Aus dieser alten guten Theaterschule, die freilich nicht eben die Schule des Dramas ist, erwuchsen für Schnitzler neben verhältnismäßig kühlen und schwachen Produkten (Vermächtnis, Freiwild) die erfolgreich starken Szenen seiner besten Stücke von der „Liebelei“ bis zum „Einsamen Weg“, erwuchs ihm vor allem sein stärkstes Werk: „Der grüne Kakadu“; da gelangte das vollendetste Theatergeschick gleichsam über sich selbst hinaus, und in der grotesken, beklemmenden, schließlich entsetzensvollen Mischung von Spiel und Leben entsteht weit mehr als ein Theaterstück: es ist eine Tragödie, es ist die Tragödie des ästhetisch verseuchten Lebens, der zweckbaren, romantisch aufgelösten Existenz.

Schnitzlers Theatertalent also in allen Ehren. Aber goutieren mochten wir es doch nur, wo es im Dienste eines starken Gefühls, einer heftigen Leidenschaft arbeitete. In der neuen Tragikomödie „Das weite Land“ scheint das Gefühl schlaff, die Leidenschaft mühsam, und das Theatertalent arbeitet leer und laut. Schnitzler wiederholt sich wieder und immer wieder; — das haben zwar Hebbel und Ibsen im Grunde auch getan, aber es scheint doch, daß ihr eigenes Thema ergiebiger, welthaltiger sozusagen war, als das Schnitzlersche. Denn was Schnitzler ausschließlich beschäftigt, ist das Schicksal des spielerischen, nur genußsüchtigen Menschen, des Menschen ohne Zweck und ohne Sachinteresse, der schließlich inmitten aller Schönheit ermüdet, verekelt, verwirrt zugrunde gehen muß. (Weil durch dieses Leben doch nur der Geist der Sachlichkeit, der Geist, der die Zwecke setzt, treu bis ans Ende leitet!) Das ist ein ernstes, ein wichtiges Thema inmitten einer Zeit, deren überkultivierte Oberschicht sich ganz eigentlich in „Wohlgefallen“ aufzulösen droht. Aber es ist doch ein negatives Thema, und ein rein kulturell fundiertes dazu — es kann sich nicht mit allzu vielen verschiedenen Wirklichkeitskombinationen vermählen. Schnitzler hat im „Einsamen Weg“ die lyrisch stärkste, im „Zwischenspiel“ die psychologisch feinste, im „Grünen Kakadu“ die dramatisch großzügigste Variation dieses vielmal gespielten Themas gegeben — im „Weiten Land“ gibt er seine schwächste. Von welchem Dichter, der nicht Schnitzlers wohlerworbenen Kredit besäße, würden wir uns eigentlich eine Plattheit wie die, daß die Seele ein „weites Land“ sei, als Motiv für einen Stücktitel ohne Hohn gefallen lassen? — Der gut französische Räsonneur des Stückes teilt uns also glatt und platt mit, was uns Schnitzler früher oft hat stark fühlen lassen, daß die Seele ein Chaos sei, in dem es schwer wäre, Ordnung zu schaffen. Das ist ja nun freilich wahr für die Welt dieser kleinen Wiener Gesellschaftsseelen, die nichts als den sinnlichen Genuß des Augenblicks suchen und wollen, und Tag und Nacht Tennis und Liebe spielen. Diese Welt, in der ein höchst ungebundener Ehemann es einfach „nicht verstehen“ kann, warum seine Frau mit einem jungen Manne, der doch gern wollte, nicht die Ehe brach (Darauf beruht die Handlung des Stückes nämlich) — diese Welt, die sich zu stumpfsinnigem Behagen all der großen sittlichen Ideen beraubt hat, mit der wir unsere Kulturwelt zimmerten, ist wirklich ein Chaos, und es ist deshalb gar nicht überraschend, wenn der Naturtrieb diesen Entwurzelten plötzlich beim Schopfe faßt, so daß er den jungen Mann, mit dem seine Frau dann schließlich doch die Ehe bricht, in einer plötzlichen Wallung totschießt. Die Welt dieser Seelen ist wirklich das Chaos; aber ein verständiger Mann in Schnitzlers Stück sagt: „ich versichere Sie, es gibt eine kräftigere, reinere — — — Das Leben besteht ja noch aus allem möglichen anderen, als aus Abenteuern einer gewissen Art.“ — Sehr, sehr wahr! Nur, daß Schnitzler in diese andere Welt durchaus nicht hinübergelangen zu können scheint; nur daß er uns immer wieder und wieder das Theater dieser müden, morschen, totgeweihten Seelen vorführt. Und da wiederholt er sich, sagt schwach und unsicher, was er früher stark und schön gesagt hat. Die ersten beiden Akte haben mich gelangweilt, trotz oder wegen all des spielerischen Geschicks, mit dem diese Dialoge, die alten, alten Liebeleien umkreisten. Die letzten zwei Akte aber haben mich arg verstimmt wegen des untergrundlosen Theaterelans, mit dem diese matten Geschichten zu starken Szenen gehetzt wurden. Wenn im letzten Akt die Mutter des jungen Menschen, von dem wir wissen, daß er eben im Duell erschossen wird, bei der betreffenden Frau ahnungslos, liebevoll und edel zu Besuch erscheint, wenn schließlich auch der betreffende mörderische Mann zurückkommt, und nun ein allgemeines Sich-nichts-merken-lassen anhebt, so ist das eine Nervenqual, die unabweislich an Sudermannsche Theaterszenen erinnert. Schnitzler wird sagen: dergleichen Situationen gehörten mit zum „Chaos“. Nur ist unser Interesse an diesen faulen und faulenden Geschöpfen nicht mehr groß genug, um uns etwas anderes als das entsetzlich Peinliche der Situation empfinden zu lassen.

Nur im dritten Akt, in der Mitte, gibt es Erfreuliches: Ein buntes Hoteltreiben ist flott und witzig hingezeichnet, und eine Liebesszene von wirklich starkem Reiz wächst daraus hervor. Ein junges Mädchen, das sich nicht nehmen und verführen läßt, das sich zu ihrer Liebe und ihrer Lust bekennt und selbst fest zugreift. Darin ist etwas Schönes, Freies, Zukunftsvolles, etwas das an die besten, die dichtergleichen Momente von Bernard Shaw heranreicht.

Die Geste dieses wahrhaften Menschenkindes gab Hilde Herterich herzhaft und rein. Sonst aber ließ das Lessingtheater den Autor am entscheidenden Punkte im Stich. Der altbewährte realistische Apparat des Hauses arbeitete zwar in allen Ensembleszenen vortrefflich, leicht und geräuschlos, aber die Hauptrolle spielte Herr Monnard, Erbe und Doppelkopist Rittners und Bassermanns. Er ist sehr charakteristisch für den unentwegten Geschmack seines Direktors, dieser Schauspieler: er hat nur die negativen, die naturalistischen Tugenden, er ist nicht laut, nicht pathetisch, nicht aufdringlich — aber sonst ist er auch nichts, nichts, gar nichts, eine gähnende Leere. — Irene Triesch, die die schließlich doch ungetreue Gattin dieses gleichgültigen Verführers und Duellanten spielt, ist etwas; sie erfüllt die Bühne mit dem wehmütigen Mollton eines schweren Menschen: — aber wenn man es hinterher besieht, so war diese in sich schöne Gestaltung falsch, denn, wenn diese Frau nicht sehr viel leichtlebiger, harmloser, unbedeutender ist, dann sind all diese Verführungs- und

Digitized by Google

Mordgeschichten noch viel unmöglicher. Es lag an dem zu gleichgültigen Monnard und an der zu interessanten Triesch, wenn die Aufführung noch viel mehr als das Buch willkürlich kraß, theatergrob wirkte — als habe Schnitzler zeigen wollen, wie der „Einsame Weg" aussähe, wenn er nicht von ihm, sondern von Sudermann wäre.

Dabei denkt man freilich an den alten Sudermann, der aus blanker Büchse die prasselndsten Platzpatronen losknallte, und uns dabei einreden wollte, das seien die Donner der neuen Zeit und die Geschosse des Schicksalsgottes. Der jetzige ist ein stiller höflicher Mann, der für das Königliche Schauspielhaus in Berlin angemessene fünf- und mehraktige Jambenstücke verfaßt. Die Patronen knallen nicht mehr recht und das Gewehr wird präsentiert vor aller ehrwürdigen akademischen Theatertradition. — Was sich begibt, zeigt ein Blick auf den Zettel: Herr Clewing ist erst Feldherr von Syrakus und nachher blinder Bettler, Herr Pohl ist erst Freund des Feldherrn, dann Tyrann von Syrakus und Inhaber der früheren Gattin des Feldherrn. Dazwischen liegt also ein tückischer Verrat des Herrn Pohl und am Ende steht sicher die aufopfernde Rettung der Vaterstadt durch den edlen Bettler. — Genau so kommt es auch, und unsere vom Theaterzettel gewonnene Kenntnis vermehrt das Stück nur durch einen ganz schwachen Versuch dieser Geschichte, aus dem Jugendfreund einen Tiefsinn anzudrehen: Der Feldherr soll für den Sieg in der Verzweiflungsschlacht Ruhm und Namen abschwören, um die große Sache des Vaterlandes zu retten. Aber da er nun als blinder Bettler nach Syrakus zurückkehrt, verkündet er fünf Akte lang so heftig den Ruhm seiner einstigen Feldherrnexistenz, daß niemand weiß, warum er nicht sofort erkannt und festgelegt wird — niemand als der Autor, der noch ein paar weitere Szenen rührenden Wiedersehens und spannender Empörung braucht. Es scheint doch, daß die Tragödie höchster Selbstlosigkeit, sachlicher Hingabe, dem Autor Sudermann nicht so recht liegt. — Im übrigen aber soll man nicht mehr auf ihn schelten; er ist ganz und gar harmlos geworden. Er schreibt, von ein paar ganz vereinsamten Berliner Schnoddrigkeiten abgesehen, den guten edlen Jambenstil aller dichtenden Gymnasiasten. Es ist gar kein falscher Glanz mehr an ihm, weil alles gleich stumpf ist. Er beschränkt sich, grad wie die Theaterkunst dieses Hauses, darauf, ein paar als klassisch überlieferte Gebärden und Töne neu zu arrangieren. In irgendwelche selbstschöpferischen Tiefen des Blutes und des Geistes hinabzutauchen, das gibt er jetzt gar nicht mehr vor. Die Kreise derer, denen die Kunst die ernsteste Funktion des Lebens ist, stört er nicht mehr, und deshalb lasse man ihn ruhig mit den kindlichen Mimen und Zuschauern am Gendarmenmarkt Theater spielen.

Julius Bab.

Aeschylos, Reinhardt und wir.

Ich bin für Reinhardt, weil er der Lebende, der Wagende, der Irrende, der Junge, der Erneuernde, der Sich-Verwandelnde, und besonders weil er der Stärkere, der Siegende ist. Der Siegende, selbst wenn er ab und zu über die Leichen griechischer Tragiker geht, und selbst wenn er manchmal ein vieltausendköpfiges Volk zusammenruft, um es zu enttäuschen und zu langweilen. Und wenn wir noch den „Gefesselten Prometheus", „Die Perser" und „Die Sieben gegen Theben" zu hören und zu sehen bekommen sollten — immer wieder werde ich mich im Zirkus am Schluß der Vorstellung aus dem hypnotischen Schlaf erheben, mit meinen letzten Kräften diesem stärksten Träumer Berlins Beifall klatschen und meine kritischen Waffen zum Zeichen der Ergebung in den Sand der Arena hinunterwerfen.

Freilich nicht ohne diese Waffen nachher in aller Stille wieder aufzulesen und zu rufen: Wehe, wehe, die Toten morden die Lebendigen, ailinon, ailinon, der tote Aeschylos schlägt uns mit Keulen gegen die Brust, ohne daß der tragische Schauer sich einstellen will, den Sie, Schöpferischer, wahrscheinlich als Einziger imstande sind, unmittelbar zu genießen. Sie glauben, ich weiß es, an die olympischen Götter, an Orakel und an Seherinnen, die Mythenwelt der Griechen ist Ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und lebt in Ihnen mit der unangetasteten Wahrheit der Evangelien. Wir Zuschauer, wir Volk, das die Ränge füllt, entbehren dieser Vorteile. Wir sind ohne Andacht hergekommen, wir sind Ungläubige, Unfromme, wir sind entweder zu ungebildet oder zu gebildet, entweder zu dumm oder zu kritisch, zu sentimental oder zu zynisch, beinah jeder von uns hat eine andere Vorstellungsart, uns liegt von allen überlieferten Dingen weniges so fern wie die griechische Kultur. Dafür haben wir was anderes: die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen. Wir hätten uns nicht zu Tausenden in eine unfeierliche Riesenscheune zusammengepfercht, wenn in uns allen nicht das Bedürfnis gewesen wäre, unser Leben für ein paar Stunden ungewöhnlich zu steigern und zu vereinfachen. Dies war das Gemeinsame in uns allen: wir hofften, da unten Menschen zu sehen wie wir, nur gleichsam Begünstigte, Erwählte, in deren Schicksal Nacht und Helle, das große Schwarz-weiß des Daseins, grell auseinandertritt, in deren Leben eine unerhört gesteigerte Lichtflut des Glücks mit der tiefen eindeutigen Furchtbarkeit des Todes kontrastiert. Auf diese starken Grundfarben wollten wir unser armes schmutzig-graues Dämmerdasein, das nicht Fisch und nicht Fleisch, nicht Ja und nicht Nein ist, gebracht sehen.

Dieser Wunsch ging uns nicht in Erfüllung. Wir blickten auf furchtbare Vorgänge. Wir sahen Agamemnon an der Spitze seiner Soldaten vor den Toren seines Königsschlosses, siegreich aus Troja wiederkehrend, wir hörten später seine Schreie im Innern des Hauses und wußten, daß er jetzt unter dem Beil des Aegisthos fällt. Wir sahen Orest erscheinen, Agamemnons Sohn, von den Göttern zum Rachewerkzeug erkoren und erlebten es, wie er den Mörder erschlägt, die Mutter tötet und durch den ungeheuren, menschliche Tragkraft übersteigenden Zwiespalt der Gefühle wahnsinnig wird. Wir erlebten das alles und erlebten es nicht. Wir saßen da und blickten merkwürdig unbeteiligt auf das Ganze. Wir fühlten das so entfernt wie etwa einen Schnitt im Arm, wenn die Stelle vorher unempfindlich gemacht worden ist. Wir sahen

Digitized by Google

zu, fest überzeugt, daß der Fall das höchste Interesse verdiene, aber wir blieben unerschüttert. Wir blieben lauter einzelne Leute und gingen, jeder für uns, unseren Privatinteressen nach. Wir Gebildeten hatten bescheidene philologische Freuden, wir Ungebildeten waren halb verblüfft, halb beunruhigt; wir kritischen fanden die meisten Szenen phänomenal bewältigt, schüttelten bei andern über manches Zuviel, über manche eckig hervorlugende Absicht den Kopf; wir Dummen sehnten uns nach der Garderobe, wir Sentimentalen fanden die Deklamationen oft schön und rührend, wir Zynischen machten den kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen und waren der Ansicht, daß manche Stellen noch komischer hätten herausgearbeitet werden können.

Am Stoff liegt dieses Versagen sicherlich nicht. Was dort unten geschah, könnte morgen im Nachbarhause sich ereignen. Der Konflikt ist ewig-menschlich, groß, einfach, für alle Zeiten wahr. Vor kurzem geschah in Sizilien folgendes: Ein Mann, der vor zwanzig Jahren ausgewandert war und Frau und Kind verlassen hatte, um Brot zu suchen, kehrt zurück und findet die Frau, die ihn längst tot geglaubt hat, mit einem anderen verheiratet. Im Laufe der Geschehnisse wird der Zurückkehrende getötet und der erwachsene Sohn rächt ihn, indem er seine Eltern umbringt. Agamemnons tragische Schuld ist ja nun allerdings die, daß er vor der Abfahrt nach Troja Iphigenie, seine und Klytämnestras Tochter, opfert, um günstigen Wind zu bekommen. Aber unser Gefühl weigert sich, diesen für uns ganz sinnlosen Akt ernstlich aufzunehmen; wir halten es für menschlich viel schwerwiegender – die Zeiten ändern sich! — daß er die Gattin so lange allein ließ. Und weiter hatte der heutige Italiener auch nichts getan. Nein, am Stoff liegt's nicht.

Woran liegt's? An Reinhardt? Kaum. Man sagt, er sei nicht griechisch genug. Man sagt: Mythen sind wie Monumente, stark, gewaltig, unmenschlich. Wie Statuen auf ihren Sockeln sollen diese Gestalten in unbeweglicher Maske auf dem Kothurn stehen. Tönende Bildsäulen. — Aber was ist denn der innerste Sinn der griechischen Tragödie? Ueber dem unendlichen Jammer, der dargestellt wird, soll der einzelne seine auf alle Fälle kleineren Kümmernisse vergessen und so über sich selbst hinausgehoben werden. Erinnert uns das nicht merkwürdig an unsere Kinderjahre, an jene Zeit, als wir so gern Schauergeschichten hörten, um unsere Unruhe, unsere Bangigkeit und Furcht auf Unwirkliches abzulenken? Sieht Reinhardt ein, daß er uns zu Kindern machen muß, um die Schauer der griechischen Tragödie möglicherweise noch einmal über uns hingehen zu lassen? Ist es sein Genieinstinkt, der ihm rät, hier eine Feerie mit Finsternis und farbigem Licht, mit gespenstisch springendem, wunderbar dressiertem Volk zu arrangieren, den Chor wie in der Oper zu behandeln und alles in überschwänglichen langgezogenen Tönen deklamieren zu lassen. Vielleicht war's nur so zu machen, vielleicht war in unserer Zeit nur durch diese bengalische Beleuchtung noch einmal eine Art Leben in diesen riesigen Ruinen zu entzünden. Und es wird ja in der Tat die Kunde überliefert, daß vielen Zuschauern diese Dinge ans Herz griffen. Reinhardt kennt die Seele Berlins, diese ungenügsame, unruhige, nach „großem Stil" hungrige Seele, die Riesenparaden, Sportspaläste und romanische Cafés liebt, weil von ihnen immerhin ein Glanz ausgeht, der dem fortschreitenden Vergrauen des Alltags wenigstens versucht die Wage zu halten. In kleineren Städten, in denen der Rhythmus des Lebens ruhiger ist, verlangt man Gemütliches und Gediegenes; die Großstadt braucht den Rausch, trinkt was man ihr gibt, und ist der Wein nicht stark genug, so berauscht sie sich noch an der Etikette!

Reinhardt tat also Menschenmögliches, seine Schauspieler ebenso. Man kann nicht genug bewundern, wie jeder sich anstrengt, sein Aeußerstes zu geben. Ich sah einmal in Aegypten nubische Tänze, die von einer ähnlichen mir fremdartigen verzückten Sachlichkeit waren. Jede Bewegung, die diese Tänzer machten, jede Wendung ihrer eintönigen Gesänge wurden von den eingeborenen Zuschauern, auf Grund einer mir natürlich unbekannten Konvention, sofort verstanden und bejubelt. Ein Vorteil, der ihnen bei uns verloren gehen würde, wie er zum größten und besten Teil den Darstellern des Orestie verloren ging; obwohl sie einen merkwürdigen Kompromiß zwischen Griechentum und Deutschtum zu schließen versuchten. Nur Moissi übersetzte seinen Orest ganz und gar ins Deutsche, fiel so aus dem Stil des Ganzen heraus und erschien uns unter Larven die einzig fühlende Brust. Er überschrie sich auch nicht, suchte nicht, wie andere seiner Mitspielenden, durch heisere Mißtöne Furcht und Mitleid zu verbreiten, ließ das Altertum an seiner Stelle und beschränkte sich darauf, uns zu packen.

Es liegt an Aeschylos. Die Bühne ist zuckende Gegenwart. Nirgends wird die verfahrende Macht der Zeiten so sichtbar und fühlbar wie hier. Reinhardt weiß das Rechte: wir in der großen Stadt sehnen uns nach einer festlichen großen Volks-Kunst wie die Griechen sie hatten. Uneingestanden, unbewußt warten alle darauf. Die Sehnsucht nach festlicher Erhöhung treibt die Menschen überall zusammen. Riesenballhäuser öffnen die Tore und Tausende taumeln hinein. Musik, Bewegung, Leben, das suchen sie alle. Gebt's uns in der edelsten Form! Wir brauchen Taten. Und wenn wir sie nicht tun dürfen, so wollen wir wenigstens davon träumen. Aber wer weckt unsere Träume, die dumpf und gestaltlos in uns, der Masse, geistern? Unsere Dichter sind dazu berufen, aber sie kennen unsere tiefsten Nöte und Sehnsüchte nicht, sie sind zu unbekümmert, zu selbstgefällig, zu verspielt. Sie amüsieren uns, sie lenken uns ab, sie zerstreuen uns, sie täuschen uns, sie lassen uns stehen mit zerplatzten Seifenblasen in den Händen. Wir verachten sie. Wir lesen ihre Bücher vor Langeweile, wir gehen in ihre Stücke, wenn wir abends etwas Törichtes tun wollen.

Aber wir geben den Glauben nicht auf, daß von unsern Dichtern eines Tages wieder mächtige, echte und lebendige Wirkungen ausgehen werden. Dann wird Reinhardts eigentliches Werk beginnen.

Walther Nissen.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800 000 Versicherungen.
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

M. Kempinski & Co.

Weingroßhandlung
Berlin W., Leipzigerstraße 25

Tel.-Adresse: Austernbank ·:· Fernsprecher: Amt I, 9581/88

Wir empfehlen als besonders preiswert:

Roten Bordeaux Wein
1907er Chât. Bassalère Bassens

leichter angenehmer Tischwein per 1/1 Fl. Mark 1,–

Die Preise ermäßigen sich bei Abnahme von
25/1 Flaschen um . . . . . 5 %
50/1 Flaschen um . . . . . 7½ %
100/1 Flaschen und darüber um . . 10 %

Leere Flaschen und Verpackung werden bei franko Retournierung zu den berechneten Preisen zurückgenommen

Ferner:

Unsere eigenen Sectmarken infolge bedeutender Abschlüsse zu unveränderten Preisen

Niederlagen werden vergeben

▽ ▽ ▽

Unsere Abteilung für Austern und Caviar hat mit dem Versand begonnen

Lieferung für Berlin und Umgegend frei Haus, nach auswärts frei Bahnhof hier

Ausführliche Preislisten stehen zur Verfügung

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 45. Berlin, den 4. November 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Rittergut Deutschland.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Nun sind, während wir gerade November schreiben, für Deutschlands Volksboten die stets endlos dauernden Hundstage vorüber. Wir werden wieder einmal (wenigstens nach außen hin und bis zu den nahen Weihnachtsferien) sozusagen parlamentarisch regiert. Ein netter Zustand, für den der Bürger des deutschen Verfassungsstaates noch dankbar sein muß.

Diesmal hat er mit besonderer Ungeduld das Ende der redelosen, der schrecklichen Zeit herbeigesehnt. Noch nie haben es ihm lange bange Monate, in denen das Spiel mit dem Kriegsgedanken den Wohlstand des Landes um viele Millionen geschädigt, so gründlich gelehrt: Wenn es sich um der Fragen größte, um die Frage „Krieg oder Frieden" handelt, werden wir noch wie zu der Großväter Zeiten als die politisch unmündige Untertanenschaft regiert, die wir trotz Parlament und Verfassung im Grunde geblieben sind. Wir können von Glück sagen, daß Herr Kiderlen-Waechter, der einen ganzen, langen Sommer hindurch das Schicksal des ungefragten Volkes in Händen hielt, sich als ein in Grenzen Berufener erwies. Wenn es zufällig ein anderer gewesen wäre, ein Mann mehr nach dem Herzen derer, deren Geschäft es ist, für die allerchristliche Kundschaft Kanonen und Flinten zu bauen, so hätte es dieser andere anders bestimmt. Aber jetzt, wo das wichtigste glücklich erledigt, ist unseren Parlamentariern wieder das Reden gestattet, und die im größten Teil des Jahres absolut Regierenden hören mit der Geduld derjenigen zu, die den ganzen Parlamentarismus nur als ein (leider) notwendiges Uebel betrachten.

Diesmal sind die parlamentarischen Dauerferien nur für flüchtige Wochen dringendster Arbeit unterbrochen, und wenn der Reichstag die neuen Gesetzesvorlagen, die die Regierung noch gern der schwarz-blauen Mehrheit anvertraut sehen möchte, wie das für unseren ganzen Verfassungsbetrieb so charakteristisch heißt, „durchgepeitscht" hat, werden es die Bürger des deutschen Volkes durch ihre Wahlstimmen zu beweisen haben, ob sie eines anderen Regims wert sind oder nicht. Und was durfte der Deutsche, der sich als Bürger eines (noch so temperierten) Verfassungsstaates fühlt, von dieser kurzen Ferienunterbrechung wohl am ehesten erwarten? Nun, es braucht ja nicht erst gesagt zu werden! Es hat ja seit Monden die Welt in Atem gehalten, und nicht wahr, wenn jetzt unsere Reichstagsboten zufällig beieinander sind, ist es noch gerade Zeit, vor Unterzeichnung des Marokkoabkommens auch die Stimme des Volkes zu hören? Nicht wahr, Herr von Kiderlen-Waechter, der nicht im heiligen Rußland, sondern im Deutschen Reich verantwortlicher Minister ist, freut sich, wenigstens in letzter Stunde die Formen politischen Anstandes wahren zu dürfen und den Vertretern des mündigen Volkes auseinanderzusetzen, was er mit dem Besitzstand des Volkes demnächst zu machen gedenkt? Des deutschen Reichstags Mitarbeit an der seit Jahren wichtigsten und schwierigsten Frage deutscher Auslandspolitik . . . Und wenn es, wie es vielleicht des Diplomaten Handwerk nun einmal heischt, hinter verschlossenen Türen geschieht. Und wenn, um die Sache des Friedens nicht durch die Leidenschaftsausbrüche der Chauvinisten gefährden zu lassen, das Volk nur in Gestalt des Seniorenkonvents nun endlich mitsprechen kann. Nichts von alledem! Wir sollen und dürfen unseren parlamentarischen Marokkodisput haben. Aber erst, wenn das Abkommen unterschrieben und fertig ist. Erst, wenn es verbrieft und sicher ist, daß es sich nur noch um belanglose Rederei handeln kann. Die Volksvertretung ein besserer Debattierklub. Mehr wird nicht bewilligt, und wer sich über diese Methode, ein Volk von über sechzig Millionen wie eine bessere Kinderstube zu verwalten, aufregt, ist ein roter Revolutionär, der an der Verfassung des Deutschen Reiches zu rütteln wagt.

Aber unsere Regierung ist gar nicht so rückständig, wie sie aussieht. Herrn von Bethmann dämmerte selbst das Befremdende solchen Tuns. „Steuern sollen sie zahlen. . . . Hätten, wenn es über diesen Marokkohandel zum Kriege gekommen wäre, willig Gut und Blut hingeben müssen. Hätten es — lieb Vaterland magst ruhig sein — mit Begeisterung getan. Und mit welcher Begeisterung, man sah schon die Anzeichen davon. Ein Volk, das so jederzeit zu allen Opfern

Digitized by Google

bereit ist, hat ohne Frage Anspruch darauf, vor der endgültigen Erledigung des Handels gehört zu werden. . . Aber wie mache ich das? . . ." Man muß es Herrn von Bethmann Hollweg lassen: Wenn seine staatsmännischen Fähigkeiten auch sonst viel zu wünschen übrig lassen, er hat doch wenigstens ein fein ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl. Und so entbot er denn die Kronjuristen zu sich und sprach also zu ihnen: „Ich möchte, ehe ich das Marokkoabkommen unterzeichne, gerne die Stimme des Volkes hören. Aber sagt mir, Männer des Rechtes, gibt es da nicht eine Klausel? Mir ist . . mir ist . . als wenn . ." Und die Kronjuristen, alles Bürger des modernen Verfassungsstaates, der sich stolz „Das Deutsche Reich" nennt, schlugen in ihren Folianten nach und sagten: „Exzellenz dürfen in dieser Angelegenheit in keiner Weise irgendwie das Volk befragen. Ihnen ist da ein kleiner Lapsus passiert. -- Sie haben Deutschland mit England oder Frankreich verwechselt. Was die deutsche Auslandspolitik angeht, so beschränken sich die Rechte des deutschen Bürgers lediglich auf die Pflicht, sich, wenn es die Regierung für angezeigt hält, ohne Widerrede totschießen zu lassen. Aber befragen? Nein. Schon das bloße Anhören von Abgeordneten zu einem internationalen Vertrag wäre, auch selbst wenn es sich um Gebietsabtretungen handelt, ein Einbruch in die verfassungsmäßigen Rechte der Krone." Und so ließ sich denn Herr von Bethmann Hollweg seinen Sekretär kommen und inspirierte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu folgendem Musterdeutsch: „Ein ungewöhnlicher parlamentarischer Vorgang war es, daß durch die nationalliberale Partei dem Seniorenkonvent des Reichstages ein Antrag empfohlen wurde, der erstens eine Art beratender Stellung für den Reichstag in einer seiner Beschlußfassung nicht unterliegenden Materie forderte — der Reichstag soll über das Marokkoabkommen vor dessen Abschluß gehört werden -- und der zweitens dem Reichstag ein Genehmigungsrecht bei Abtretungen oder Erwerbungen von Kolonialland beilegen würde. Beides auf dem Wege einer einfachen Erklärung des Reichstages. Dieses Vorgehen würde eine reichsrechtliche Unmöglichkeit sein. Wir halten es für ausgeschlossen, daß der Reichskanzler zu einer solchen Schmälerung der verfassungsmäßigen Rechte des Kaisers seine Hände biete."

Man wird Herrn von Bethmann Hollweg nicht unrecht tun, wenn man ihm zu dem Gutachten der Kronjuristen beglückwünscht. Es war sehr kurzsichtig, die Kronjuristen zu befragen, denn diese geflissentliche Uebergehung der Volksvertretung bei der Erledigung des Marokkohandels wird den oppositionellen Parteien bei den kommenden Wahlen ein nur zu berechtigtes Stimmungsmoment gegen die Regierung von heute sein. Aber wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Im Augenblick ist es so herrlich bequem für den Kanzler. Unbehelligt von dem sogenannten Volk. Was will er mehr? Drei Mann gehören zu einem gemütlichen Skat. Drei Mann, der Kaiser, Herr von Bethmann Hollweg und Herr von Kiderlen-Waechter zu dem trauten Familienspiel, das da „die Verwaltung des Ritterguts Deutschland" heißt. Manchmal geht es bei diesem Familienspiel auch um Krieg und Frieden. Aber das macht nichts. Auch dann hat das deutsche Volk als gut dressierte Dienerschaft hübsch artig vor der Tür zu stehen.

Auch Juristen, die sich nicht als Hoflieferanten betätigen, sagen, das famose Gutachten, das Anhören der Abgeordneten in Fragen der Auslandspolitik sei eine Art Majestätsbeleidigung, fände, wenn man lange sucht, in unserer Reichsverfassung immerhin eine Begründung. So will es also das Recht: Das Kolonialland des Deutschen Reiches steht vollständig zur Verfügung des Kaisers, als dem Politiker von Gottes Gnaden. Das Geld zum Unterhalt der Kolonien hergeben, das ist natürlich Volkessache und — man denke an die Wahlparole, die den blauschwarzen Reichstag gebar -- der Volksvertretung nationale Ehrenpflicht. Kongosümpfe für ein Stückchen immerhin brauchbaren Kameruns? Kümmert euch um Sachen, die euch etwas angehen, ihr reichsdeutschen Untertanen. Wenn wir später zur Urbarmachung des Sumpflandes euer Geld brauchen, werden wir es euch schon sagen. Unser deutscher Reichstag in allen internationalen Fragen, von denen oft genug das Schicksal des Volkes abhängt, machtlos und auf belangloses Debattieren angewiesen wie ein politischer Stammtisch. Ist es zu viel, wenn man diesen Zustand, und wenn er hundertmal verfassungsgemäß ist, einen unwürdigen nennt? Bedeutet es wirklich den Anfang vom Ende, wenn wir mit dem bequemen Aberglauben, Deutschland ließe sich noch wie ein besseres Rittergut im Privatbesitze der Familie Hohenzollern verwalten, endlich aufräumen? -- Die Volksvertreter stehen nun da und sagen: „Ja, wenn sie (wegen der Kronjuristen) uns nicht anhören dürfen, dann ist eben nichts dagegen zu tun." Aber es wäre schon etwas dagegen zu tun, wenn man mit der Spekulation auf des deutschen Staatsbürgers noch immer latente Untertänigkeit nur nicht so recht hätte da oben, wenn wir nur ebenso unsere verfassungsmäßigen Rechte nutzen wollten, wie es uns in so mustergültiger Weise an der Hand ihrer Kronjuristen soeben die Regierung exemplifizierte. . . Deutsches Kolonialland eine Art Rittergutsboden? Gut, also zieht die Konsequenz, ihr deutschen Politiker! Ich weiß ein Mittel, wie man die Regierung dazu zwingen könnte, von dem Institut der Kronjuristen fürderhin einen etwas weniger ausgiebigen Gebrauch zu machen. „Der Kongosumpf habt ihr

Digitized by Google

in einer Weise erworben, als handele es sich um den Ankauf eines neuen kaiserlichen Jagdgrundes. Ihr wollt jetzt Geld zum Unterhalt der neuen Erwerbung haben? Nie, im Leben nicht. Und weshalb nicht? Weil wir damals nicht gefragt worden sind." So lange wir nicht imstande sind, eine Volksvertretung hervorzubringen, die diese einzig richtige Antwort findet, sind wir dazu verdammt, ein Volk von Unmündigen zu bleiben.

Korruption und Politik in den Vereinigten Staaten.

Von

H. G. Wells*).

Das an der amerikanischen Korruption im wahrsten Sinne wirklich ist, ist ein kolossales, ausschließliches Interesse am Dollargewinn. Was die Presse Korruption nennt, das ist eigentlich nichts anderes als der akute Ausdruck dieses allgemein verbreiteten Defektes in einzelnen Fällen.

Wo alle Welt sich mit Plusmacherei abgibt, da läßt sich auch kein romantischer Maßstab der Ehrlichkeit zwischen Arbeitgeber und Angestellten erwarten. Der Beamte, der Schienen kauft für die große Eisenbahngesellschaft, die es offenkundig als ihr Ziel der Ziele ansieht, dem Publikum den letzten Pfennig für ihre Aktionäre abzupressen, wird sich nicht leicht irgendwelche aus tieferem Pflichtbewußtsein geborene Selbstverleugnung angesichts der Gelegenheit abfordern, an diesem großen Geschäfte auch sein Profitchen einzustecken. Dem Direktor fällt es schwer, zwischen dem Profitmachen für die eigene Börse und für die Tasche seiner Gesellschaft eine reinliche Scheidung herbeizuführen; die Pflicht gegen sich selbst, die Gelegenheit mit Diskretion auszunützen, verdirbt das ganze Personal vom Geschäftsleiter bis hinunter zum Botenjungen. Die Politiker, die die Interessen dieser Bahn im Haus der Gemeinen oder im Senat vertreten, je nachdem der Fall liegt, denken auch nicht daran, dies geradezu umsonst zu tun. Niemand wird sich ihrer Frauen und Kinder erbarmen, wenn sie in Armut gestorben sind. Der Schutzmann, der sich zwischen den Besitz der Gesellschaft und das unorganisierte Unternehmertum des Raubgesindels stellt, ist sich bewußt, daß seine Wachsamkeit besondere Anerkennung verdiene. Eine Vertrauensstellung ist eben eine bevorzugte Stellung und verdient ihre Prozente. Es ist ja bekannt, daß auf der ganzen Welt, in allen modernen Staaten so gut wie in China, Kommissionsgebühren und Trinkgelder gezahlt, Erpressungen ausgeübt und geheime Gewinne eingesteckt werden. Es gibt mit einem Worte überall „graft", Profitmacherei durch Beamte. Das ist keine Spezialität Amerikas. In Großbritannien liegen die Dinge in dieser Hinsicht nicht viel anders als in Amerika, die Amerikaner sprechen nur mehr und lauter davon als wir. Und dies alles ist schließlich auch nur das unvermeidliche Entwicklungsprodukt derjenigen Auffassung vom Geschäftemachen, nach der dem Vermittler aus jedem Geschäftsabschluß ein Profit verbleiben muß. Das ist kein Diebstahl; aber der automatische Registrierapparat für Zahlungen wird in dieser immer stickender werdenden Atmosphäre privaten Unternehmertums zu einem geradezu unentbehrlichen Artikel . . .

Die politische Korruption, die in der amerikanischen Frage noch immer eine so bedeutende Rolle spielt, scheint mir nun lediglich die natürliche und notwendige Kehrseite einer ausschließlich geschäftlichen bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu sein. Es bleibt eben unter solchen Umständen niemand übrig, der nun auch dem Politiker auf die Finger sehen würde. Und noch bedeutend verschlimmert wird dieser Uebelstand durch die Verwickelungen, die der politische Apparat mit sich bringt, die bei der Präsidentenwahl angewandten Methoden, die schließlich auf Listenwahl hinauslaufen, und durch das Fehlen der Stichwahlen. Ueberdies haben die Naiveren unter den Amerikanern eine wahre Leidenschaft für aggressive Gesetzgebung in Dingen, die ins Gebiet des Privatlebens und seiner Moral gehören, und es ist auf diese Weise die Handhabung des polizeilichen Aufsichtswesens zur Haupteinnahmequelle der politischen Parteigruppen geworden; Bierschwemmen und Bordelle, so wenig diese Einrichtungen ihrem Wesen nach die Oeffentlichkeit auf sich zu ziehen suchen, sind so ins politische Leben gezogen worden. Durch die Verfassung der Vereinigten Staaten wird die Reform auf politischem Gebiete ganz außerordentlich erschwert; sie ist von begeisterten Republikanern ausgedacht, die eine Diktatur nicht weniger verabscheuten als eine Pöbelherrschaft; diese Verfassung verzettelt die Staatsgewalt mehr als sie sie aufteilt; der Regierungsapparat muß so kurz über lang in die Hände von Berufspolitikern geraten, die keiner öffentlichen Aufgabe, sondern ihrem persönlichen und nächsten Vorteil dienen, und Unbemittelte, die aus dem Getriebe dieses Apparats kein Einkommen ziehen können, bleiben dabei so gut wie ausgeschlossen. Zwar ist eine zunehmende Anzahl junger wohlhabender Leute seinerzeit Roosevelt ins politische Leben nachgefolgt, ich erinnere an Senator Colby in New Jersey — aber es sind das doch nur gelegentlich auftretende erfreu-

*) Von H. G. Wells, dem bekannten englischen Romandichter und Soziologen, erscheint soeben als einer der ersten Bände der neuen „Politischen Bibliothek" des Verlages Eugen Diederichs in Jena ein frisch und lebendig geschriebenes Buch über „Die Zukunft in Amerika".

Digitized by Google

liche Fälle gegenüber einer im großen und ganzen verderbten Ordnung der Dinge. Die Nation, die so geschäftig hinter den verschiedensten privaten Angelegenheiten her ist, steht vor dem schweren, verwickelten Problem einer großen Umgestaltung ihrer politischen Methoden; danach erst wird sie an eine umfassende Aenderung der sozialen Ordnung gehen können . . .

Wie übel es in dieser Hinsicht drüben steht, das ist mir hier und dort aufgegangen durch halblaut erzählte Geschichten von Stimmzettelfälschungen, erbrochenen Wahlurnen, Vernichtung von Schriftstücken, Einschüchterungen und Mißhandlungen. Und in Chikago habe ich schließlich auch von der physischen Seite des politischen Systems etwas zu sehen bekommen. Ich habe nämlich dort die Bekanntschaft des Stadtrats Kenna gemacht, der in den ganzen Vereinigten Staaten am besten unter dem Spitznamen Hinky-Dink bekannt ist, und habe seine Bierkneipe besucht, nachdem ich zuvor noch einen Blick auf das benachbarte Chinesenviertel geworfen hatte. Hinky-Dink ist ein stämmiger, aufrechter kleiner Mann mit eisengrauem Haar, klaren blauen Augen und von trockenem Wesen. Während wir beisammen waren, hatte er unentwegt seinen runden steifen Hut auf und behielt die Hände in den Rocktaschen. Wir unterhielten uns im ersten „Salon", einem eleganten hübschen Raum mit Spiegeln, Tischen und allerhand Dekorationen, wo Mineralwasser (mit Alkohol) und Flaschenbier getrunken wurde. Dann führte er mich über die Straße nach dem andern Salon. Wir verfügten uns hinter den Ladentisch, und während ich interessiert die amerikanischen Ausschankapparate mit den englischen zu vergleichen schien und Kenna mit ein paar hemdsärmeligen Kellnern gleichgültige Dinge besprach, konnte ich von hier aus den anwesenden Gästen einen aufmerksamen Blick zuwenden.

Diese Gesellschaft machte mir einen ziemlich ruppigen Eindruck.

Was mir vor allem auffiel, das waren die Bierpokale. In England würde man vergebens nach einem Gefäß suchen, das es mit dem amerikanischen „Schooner" aufnehmen könnte. Wer einen ganz unstillbaren Durst mitbrächte, dem wäre ein solcher Pokal nur dringend anzuraten; ich möchte gerne wissen, wieviele solche Gläser in einen Landarbeiter bei uns in England hineingehen würden; ich bin überzeugt, man müßte ihn von oben bis unten aushöhlen, wenn er nur zwei davon fassen sollte. Die ich da gesehen habe, sahen aus wie langgestielte kleine Goldfischbassins, und sie waren mit einem recht dickflüssig aussehenden, geradezu klebrigen Bier gefüllt. In lässigen Reihen standen die Kunden den Ladentisch der Kneipe entlang. Weiter unten räkelte sich in Stellungen, die verrieten, daß man sich hier zuhause fühlte, das „Publikum" im Rauchdunst und Stimmengewirre. Es bestand, wie mir schien, größtenteils aus amerikanischen Immigranten. Ich sah über den Ladentisch nach diesen Leuten hinüber, blickte in ihre Augen, prägte mir die Züge ihrer Physiognomien ein, und es fiel mir auf, daß ich doch ein recht schwächliches und wesenloses intellektuelles Etwas sei . . . Mir war, als möchte ich ebensogern in einem Viehpferch der Chikagoer Schlachthöfe existieren, als mich im politischen Leben Amerikas betätigen.

So der erste Eindruck. Es war aber diese lange Reihe niedriger und roher Gesichter, die ich da durch Rauch und Dunst zu sehen bekam, nur ein Musterausschnitt jener ganzen ausgedehnten Bierhallenschicht der Bevölkerung Amerikas, bei der die politische Macht liegt. Ideen haben sie nicht, aber sie haben Stimmen; sie können, wenn nötig, der Gewalt mit Gewalt begegnen, und das braucht's in Amerika . . .

Nun, Stadtrat Kenna ist ein rechter Mann, ein Mensch, dem man ohne weiteres Sympathie und Vertrauen entgegenbringt, und nicht er hat seinen Beruf ersonnen. Er richtet sich nach seinen persönlichen Anschauungen von Recht und Unrecht, Gut und Böse, und ich muß gestehen, sie haben im Vergleich mit den meinen etwas recht Zähes, Vierschrötiges und Stiernackiges. Er benimmt sich gegen sein ganzes Publikum, wie es da bei ihm aus- und eingeht, mit vieler Güte. Er hilft ihnen, wenn es ihnen schlecht geht, nötigenfalls auch gegen die Polizei; er bemüht sich um Arbeitsgelegenheit für sie, wenn sie ins Elend geraten. Er stellt sich zwischen sie und die mannigfachen Drangsalierungen, die von einer unbekümmerten und wirklich allzu gleichgültig funktionierenden Gesellschaftsordnung ausgehen, und nimmt sich ihrer mit einer tatkräftigen, fast väterlichen Fürsorglichkeit an. Es fällt mir nicht schwer, zu glauben, was man mir erzählt hat, daß er im Leben vieler dieser ruppigen, unerfreulichen Existenzen fast den einzigen Einfluß von Ordnung und Anständigkeit ausübt. Er sorgt dafür, daß die Frauen nicht mißhandelt werden, und er hat für Kinder ein weites Herz. Er sagt den Leuten, wie sie wählen sollen, und hält sie so zu einer Bürgerpflicht an, die sie ohne sein Dazutun leicht vernachlässigen würden, er sieht zu, daß sie auch richtig wählen. Und wer immer etwas ausrichten will in Chikago, der muß sorgfältig mit ihm rechnen . . .

Hier hätten wir also einen Ausschnitt, eine Stichprobe aus dem Unterbau der amerikanischen Politik. Hier haben wir, wie die Dinge nun einmal liegen, sonderbarerweise die einzige andere Möglichkeit gegenüber dem privaten Unternehmertum vor uns. In Amerika stehen tatsächlich nur diese zwei Dinge zur Wahl: Wenn die quasiöffentlichen Obliegenheiten Finanzgruppen von der Art der Standard Oil Company entzogen und ganz und gar zu öffentlichen gemacht werden sollen, dann müssen sie notwendig Politikern an-

Digitized by Google

vertraut werden, die ihrerseits wieder auf einem Fundament von der eben beschriebenen Art stehen. Hierauf beruht die Unmöglichkeit des Sozialismus in Amerika — des Sozialismus in seiner heutigen Fassung. Der dritte Weg ist der weit verwickeltere, schwierigere und heroischere; es ist der Weg der Neuschöpfung eines Staats aus Mitteln der produktiven Einbildungskraft, eine Tat freilich, die bisher keinem Volke der Erde gelungen ist, die aber, wie ich glaube, ein Volk, wenn es in Zukunft führen will, zu leisten wird versuchen müssen.

Von der Kunst des Erzählens.

Von

Julius Bab.

Von der Kunst des Erzählens handelt ein kleines Buch, das ein von der literarischen Kritik im allgemeinen geschätzter, von der gebildeten Welt viel gelesener deutscher Romanschriftsteller vor ein paar Jahren veröffentlicht hat*). Es ist bequem und nützlich, auf dies Bändchen von Jakob Wassermann zurückzugreifen, wenn man das Erzählerproblem unserer Tage erörtern will. Nicht weil Wassermann letzten Endes die Auffassung vertritt, die mir die richtige und fruchtbare scheint, sondern weil der Irrtum der Zeit kaum klarer und faßlicher repräsentiert werden kann, als es hier geschieht.

Zuvörderst nämlich läßt Wassermann in einem Gespräch zwischen „dem Jungen" und „dem Alten", aus dem Munde des Alten eine vortreffliche Darstellung dessen geben, was in der Tat das Wesen der erzählenden, der epischen Kunst ausmacht. Diese ganze Form der Poesie beruht auf der Illusion, daß etwas Vergangenes, etwas dereinst Geschehenes uns mitgeteilt werde. Die Möglichkeit, den Hörer zu ergreifen, ruht für den Epiker also vor allem in der Durchhaltung dieser Illusion. Das ganze Raffinement des Dichters in der Auswahl, der Anordnung und der sprachlich rhythmischen Formung eines Stoffes darf deshalb doch nur das Ziel haben, dem ganz naiven Eindruck eines Berichtes nahezukommen — so unendlich auch die erreichte Gefühlswirkung alles, was der bloße Berichterstatter zu erzielen vermag, hinter sich läßt. Deshalb muß von Wort zu Wort, von Satz zu Satz der Tatsachenbericht vorwärts schreiten, deshalb muß hemmungslose Bewegtheit Grundgesetz der Erzählungskunst sein. Alles was an Gefühlen, Urteilen, Charakteristiken gegeben werden muß, scheinbar zufällig und nebenher, im ungehemmten Strom der Erzählung zu geben, ist Hauptaufgabe des epischen Künstlers. Seine Todsünde aber ist es, in breite Schilderung auszubrechen, sein Gefühl an einem einzelnen Punkte fortschrittslos im Kreise strudeln zu lassen. Und wie solche Schilderung einen illusionsmörderischen Ausbruch des Epikers in die lyrische Form hinüber bedeutet, so ist dem Erzähler auch ein Ueberspringen in die dramatische Form verwehrt, in der aus erzählter Vergangenheit plötzlich eine erschreckende Gegenwart wird, und der Erzähler, der im ersterwähnten Falle sich mit allzu breiter Subjektivität in den Vordergrund schob, plötzlich ganz zu entschwinden droht. Der tiefste Reiz der Erzählung nämlich ist es, daß wir uns an der sichern Hand eines scheinbar unerregten klaren Zuschauers durch das Land der Erlebnisse führen lassen, und nur wenn die Hand unseres Führers niemals zittert, und uns niemals ganz losläßt, wird eine Ruhe über allem Sturm, jenes tiefste genießende Behagen erzielt, das epische Kunst einzig zu wecken vermag.

Das ist es, was Wassermann in seinen Worten im ersten Teil der Abhandlung auch sagt, und er läßt seinen Alten sehr treffend hinzufügen, daß diese Gesetze nicht Erfindungen pedantischer Willkür seien, sondern so alt und so unvergänglich, wie das menschliche Gefühl, aus dessen Elementargesetzen diese Regeln abstrahiert sind und auf das niemals ein Verächter dieser Gesetze dauernden Einfluß gewinnen kann. Aber es kommt ein zweiter Teil und da redet der Junge, der inzwischen fünf Jahre älter und so berühmt wie Jakob Wassermann geworden ist, den Alten völlig über den Haufen. Gegen das ebenso klar entwickelte Gesetz nämlich soll jetzt der moderne Roman, der Stimmungsroman voll fortschrittsloser Milieumalerei und bewegungsloser Psychoanalyse gerechtfertigt werden. Und mit dem Worte, daß alle Erlebnisse des modernen Menschen sich nach innen verdichten, und deshalb nur das Innere der Seele darstellenswert sei, glaubt Wassermann die vorher aufgestellten Gesetze der Epik umgebogen zu haben. In Wahrheit hätte er nur, wenn anders seine Behauptung über den modernen Menschen zutrifft, die Unmöglichkeit der epischen Form für die Gegenwart bewiesen; denn Erzählungskünstler sein, heißt nun ein für allemal nichts anderes, als äußere Ereignisse mit Lust und Begier aufgreifen, die Fabeln der Geschichte und der Gegenwart durch innerste Anteilnahme zu Symbolen ewigen Lebens erhöhen können. Ein Erzähler, dem alles Aeußere bedeutungslos, dem nur sein Inneres wichtig ist, erscheint deshalb genau so unsinnig, wie ein unmusikalischer Komponist oder ein blind-geborener Maler. Was er zustande bringt, kann niemals ein episches Kunstwerk sein, sondern nur ein Gemenge von unabgeschlossener Lyrik und deskriptiver psychologischer Wissenschaft, ein Gemenge, das gewiß im Augen-

*) „Die Kunst der Erzählung" in der Sammlung „Die Literatur", bei Bard, Marquardt & Co., Berlin.

Digitized by Google

blick viele Gleichdisponierte fesseln kann, das aber höchst sterblich sein wird, wie alles Sprachgebildete, das nicht durch die Grenzen einer reingehaltenen Kunstform, durch den Zauber einer klaren Rhythmik gewahrt wird. In der Tat aber ist Wassermanns moderner Mensch durchaus nicht der moderne Mensch. Es ist nur der sterbende Romantiker, dem sich alle feste Form in einem Gefühlschaos auflöst, der seine tausend Eindrücke nicht mehr mit wählender Gewalt zum Ausdruck einer äußeren Welt umzuschmieden vermag. „Ertrinken, versinken — unbewußt, — höchste Lust!“ Es ist nur ein Beweis von ehrlicher Selbsterkenntnis, wenn Wassermann die unendliche Gefühlsmelodie, die ihm den Rhythmus der Erzählung ersetzen soll, erklärt und rechtfertigt, indem er „den erlauchten Namen Richard Wagners“ hinsetzt.

Für den Wagnerianer, der vom Gesamtkunstwerk träumt, weil ihm das Verwischen und Vermischen aller Kunstformen den rechten Ausdruck für das haltlose Gewoge der eigenen Seele gibt, für den ist freilich der sogenannte psychologische Roman, dies Konglomerat von Epik und Lyrik, Dramatik und Wissenschaft, der gegebene Ersatz für das echte Erzählerwerk. Nun sei es aber gestattet zu erinnern, daß es eine von Tag zu Tag wachsende Zahl von Menschen gibt, denen der Name Wagners nichts weniger als geheiligt ist. Sie sehen vielmehr in ihm den letzten und größten Ausbruch romantischer Zuchtlosigkeit, den brutalsten und deshalb gefährlichsten Angriff geistloser Triebkräfte auf die menschliche Kultur, — die Kultur, die ja einzig und allein von den sondernden Formen emporgehoben und gehalten ist. Jener Trübung aller Grenzen, die Wagnersche Romantik für Mystik ausgeben möchte, setzen wir das Mysterium der reinen Form gegenüber: das wahre Geheimnis der Kunst nämlich ist es, daß jede Funktion menschlichen Geistes zauberkräftig wird, sobald sie aus dem Zusammenhang des Lebens gelöst, sich herrschend aufschwingt. Wie der Maler in Gesichten und der Musiker in Klängen, so hat der Dichter allein in Worten die Welt und eben deshalb eine zauberische, jeder gemeinen Erfahrung überlegene Welt. Es ist eine roh naturalistische Vorstellung (und Naturalismus ist der Zwillingsbruder der Romantik), daß künstlerische Kräfte durch Addition wachsen könnten. Wer aber von der Herrschaft des gestaltenden Geistes weiß, wer weder das romantische Schlachtopfer, noch der naturalistische Bediente der Natur sein will, wer ihr vielmehr als gleichgewachsener göttlicher Gegner sein Leben abringt, — wer dieses Geistes Kind ist, der weiß, daß jede künstlerische Kraft umso weiter und unbedingter herrscht, je freier und einsamer sie thront. Und als Dichter wird dieser gestaltende Geist auf die reine Vollendung der Arten hinarbeiten; er wird ein Werk, das unter die Vorherrschaft der epischen Kraft gestellt ist, in dem also Worte durch den Schein eines Tatsachenberichtes Gefühle wecken sollen, nicht von lyrischen Wortgebilden (die auf unmittelbare Gefühlsabspiegelung ausgehen) durchkreuzen lassen — geschweige denn durch den außerkünstlerischen, wissenschaftlich deskriptiven Gebrauch der Sprache. Wie aber Lyrik die einzige Form ist, in der sich das romantische Weltgefühl, das Gefühl, nichts als Spielball dunkler Mächte zu sein, rein ausdrücken kann, so setzt freilich epische Produktion eine Stimmung voraus, der Geschichten und Geschichte wichtig sind, weil der Erzähler in der eigenen Brust ein Analogon sinnvoll schaffenden Weltgeistes spürt. Ich glaube, daß nach einer Zeit romantischer Zerflossenheit und naturalistischer Dumpfheit, nach der Herrschaft der Sensualisten und Impressionisten wieder eine Zeit bewußten, arbeitsamen und zielenden Geistes anhebt, eine Zeit voll gläubiger Freiheit und handelnder Zuversicht. Diese Zeit wird auch die Lust und die Fähigkeit wieder hervorbringen, sich in die Welt der Geschehnisse zu versenken, und in ihrer rhythmischen Nachbildung durch die Sprache einen letzten Ausdruck für den Sinn des Daseins zu schaffen.

Und dann werden auch wieder reine, große, lebensfähige Erzählerwerke da sein. Ich denke, daß Jakob Wassermann von der Geschichte selbst den Beweis empfangen wird, denn seine schlichte, ergriffene und ergreifende, hart sachliche Nacherzählung von Kaspar Hausers Schicksal wird ganz gewiß seine modeberühmten, höchst verzwickten lyrischen Seelenanalysen überleben. Das macht, daß hier des Dichters Seele erst auf dem Umweg über erfahrene (oder erfundene — gleichviel!) Ereignisse ihren Ausdruck wollte, statt sich nach kurzem epischen Anlauf in rein persönliche Stimmungen oder psychologische Probleme zu versenken. Die besten, die dauerhaftesten unter den Produkten des neuen modernen Romans (ich denke vor allen Dingen an Thomas Manns „Buddenbrooks“) werden wir auch immer wieder daran erkennen, daß ein stark sachliches Interesse im Vordergrund steht, daß die lyrische Kraft der Sprache lediglich Hilfsdienste tun darf und psychologische Analyse nur durch die Folge der Geschehnisse und nie durch beschreibendes Wort geschieht. Auch dem großen Leben Christi, das Gerhart Hauptmann geschaffen hat, ist seine formale Unzerstörbarkeit eben dadurch gesichert, daß der Dichter seine eigene lyrische Erschütterung bis zum letzten Augenblick zurückgedrängt und hinter der Maske eines flach gebildeten, zweifelsüchtigen Erzählers verborgen hält, der mit einem ganz unbeträchtlichen, nüchternen Kommentar den reinen Sachverhalt vorträgt. Schon hierdurch — von der größeren Tiefe und Reinheit des geistigen Verhaltens ganz abgesehen — erhebt sich Hauptmanns Werk hoch über die Versuche seiner Vorgänger, die sich regelmäßig angesichts des un-

Digitized by Google

geheuren Themas in lyrisches Gestammel oder geistreiche Paraphrasen verloren.

So ist denn auch innerhalb der letzten Generation, deren Grundposition der epischen Kunst gewiß nicht günstig war, die Fähigkeit des echten Erzählers nie ganz ausgestorben. In jüngster Zeit arbeitet sich aber zwischen den breit aufgestellten Tagesgrößen ein keineswegs mehr ganz junger Autor in den Vordergrund des literarischen Interesses, der mit höchster Energie das episch reine Prinzip verficht, theoretisch wie praktisch. Es ist der niederrheinische Schriftsteller Wilhelm Schäfer. Von dem soeben als die Frucht zehnjähriger Arbeit ein dicker Band von dreiunddreißig „Anekdoten"*) erschienen ist. Nicht lange vorher hat Schäfer in seiner Novelle „Die Mißgeschickten" an einem modernen, in seiner Reproduktion der „Halsbandgeschichte" an einem historischen Stoffe Beispiele für eine erneute Kunst des Erzählens gegeben. Aber den reinsten Ausdruck für Schäfers episches Prinzip bieten uns doch die dreiunddreißig kleinen Novellen dieses Anekdotenbuches, das als das erste Drittel eines großen deutscher Erzählerwerkes im Stile von Boccaccios „Decamerone" gedacht ist. Diese Anekdoten, über deren Entstehung, Wesen und Sinn Schäfer selbst in einer kleinen sehr lesenswerten Abhandlung Auskunft gibt,**) sind in der Regel nicht bloße Produkte der Erfindung. Ein altes rheinisches Sagenbuch oder irgendein Blatt der Weltgeschichte oder irgendeine Tageszeitung liefert den Rohstoff, an dem sich die Leidenschaft des Erzählers entzündet. Ein Wort oder eine Geste, ein lustiger Zufall oder ein tödlicher Schicksalsschlag kann es sein, der dem mannhaft weltfreudigen Ernst dieses Dichters plötzlich zum Symbol tiefer Lebensgesetze wird. Nun werden die Gewichte verteilt, die Gestalten gehoben und geordnet, daß die Begebenheit an natürlicher Bewegtheit nicht verliere, aber an sinnfälliger Bedeutsamkeit gewinne. Dann aber gilt es noch — und hier allein trifft das epische Werk mit der Lyrik auf dem Mutterboden der Poesie zusammen — den Rhythmus anzuschlagen, in dessen Klang erst alle Worte eintauchen müssen, um unzweideutig jenem Lebensgefühl zuzuweisen, dessen Siegel nach des Autors Willen eben diese Geschichte werden soll.

Keiner Erzählung in diesem Schäferschen Buch fehlt dieser belebende Klang und ein großer Reichtum an Lebensbildern ist aufgebaut. Geschichten, kuriose Zusammenstöße, Zufälle, Begegnungen, nichts als Geschichten, echte Geschichten spiegeln uns große Zeiten, große Menschen und Schicksale zu; tragische Untergänge und heitere Lösungen, stolze Triumphe des Willens und jammervolle Siege des Zufalls spiegelt des Dichters frommes und großes Lebensgefühl in Geschehnissen, lauter Geschehnissen. Vom Beginn der neuen Zeit an folgen Schäfers Anekdoten dem großen Zuge der Weltgeschichte. Friedrich der Große bildet sich mit der ganzen feinen Ironie seines aufgeklärten Despotismus in der Geschichte vom „Studenten aus Salzburg" ab; Napoleons großer Schatten fällt über die Szene und der große Beethoven wird sichtbar in einem erhabenen Augenblick, wie er mit der Selbstherrlichkeit seiner großen Kunst wider das höhere Lebensrecht eines Liebespaares anrennt — und sich beugt. Louis Philipp und die achtundvierziger Revolution, die deutschen Einheitskriege und Historie aus noch jüngerer Vergangenheit stehen im Hintergrunde anderer Geschichten. Einen Ton ihres innersten Lebens bringt Schäfer von all diesen Epochen zum Schwingen; aber die Historie wird nie besprochen, das Gefühl wird nie geschildert, weder ein gelehrter Ausbruch, noch eine lyrische Abschweifung wird gestattet. Geschehnisse werden berichtet, Ereignisse schreiten von Satz zu Satz vorwärts und nur aus dem Rhythmus dieser Bewegung tritt uns die Seele dieses sinnlichen und frommen Rheinländers entgegen, der selbstbewußt, mit klarem Blick und fester Hand diese reinen Erzählerwerke schuf.

*) Bei Georg Müller, München.

**) „Wie meine Anekdoten entstanden". Bei Ruhfuß, Dortmund.

Allez!

Von

A. Kuprin.

(Nachdruck verboten.)

Allez! Dieser kurze, herrische Zuruf war Noras erste Erinnerung an ihre düstere, einförmige Wanderkindheit. Dieses Wort sprach zu allererst ihr Kindermund aus, und immer, sogar in den Träumen, entstanden bei diesem Zuruf in Noras Gedächtnis die Kälte der ungeheizten Mietskaserne, der Stallgeruch, der schwere Pferdegalopp, der jäh die ängstliche Unentschlossenheit unterbrach.

Allez! . . .

Im leeren Zirkus ist es dunkel und kalt. Hier und da dringen Strahlen der Wintersonne durch die Glaskuppel und bilden matte Flecken auf dem karmoisinroten Samt und auf der Vergoldung der Logen, auf den Schilden mit den Pferdeköpfen und auf den Flaggen, welche die Pfeiler schmücken; sie spielen auf dem matten Glas der elektrischen Lampen und gleiten über den Stahl der Recks und Trapeze dort, in schwindelnder Höhe, wo Maschinen und Stricke sich ineinander verwirren. Das Auge unterscheidet kaum die ersten Reihen der Sessel, während die übrigen Reihenplätze hinter den Logen und die Galerie in Dunkel gehüllt sind.

Digitized by Google

Die Tagesarbeit geht vor sich. Fünf, sechs Artisten in Pelzmänteln und Mützen sitzen in den Sesseln der ersten Reihe, neben dem Eingang zu den Stallungen, und rauchen schlechte Zigarren. Inmitten der Manege steht ein gesetzter, kurzbeiniger Mann, den Zylinder im Nacken, den schwarzen Schnurrbart sorgfältig zu Fädchen gedreht. Er bindet einen langen Strick um den Gürtel des vor ihm stehenden winzigen fünfjährigen Mädchens, das vor Erregung und Kälte zittert. Ein riesiges weißes Pferd, von dem Stallknecht längs der Barriere geführt, schnauft laut, schüttelt den vorgestreckten Hals und stößt aus den Nüstern Wolken weißen Dampfes. So oft das Tier an dem Mann im Zylinder vorübergeht, schielt es auf die Peitsche, die jener unter dem Arm hält, schnuppert unruhig, bäumt sich nach rückwärts, den widerstrebenden Stallknecht nach sich ziehend. Die kleine Nora hört hinter sich die nervösen Bewegungen des Pferdes und zittert noch mehr.

Zwei kräftige Hände fassen sie um die Taille und werfen sie leicht auf den Rücken des Pferdes, auf die weiche lederne Matratze. Ein Augenblick — und die Stühle, die weißen Pfeiler, die Drillichvorhänge an den Eingangstüren — alles verschwimmt zu einem bunten Kreis, der dem Pferde entgegeneilt. Die Hände, die sich in die harte Mähne eingegraben haben, erstarren und die Augen schließen sich, geblendet von dem wilden Flimmern des Kreises. Der Mann im Zylinder schreitet rund herum in der Manege, bald hält er das Ende der langen Peitsche vor dem Kopfe des Pferdes, bald knallt er mit ihr betäubend. . . .

Allez! . . .

In einem kurzen Gazeröckchen mit entblößten, mageren, kindlichen Armen, im elektrischen Licht, unmittelbar unter der Zirkuskuppel, steht sie auf einem stark schwankenden Trapez. Zu den Füßen des Mädchens, die Knie über die Stange, den Kopf nach unten, hängt an demselben Trapez ein gesetzter Mann im rosa Trikot mit goldenem Flitter und Fransen, mit dem von Locken umrahmten, geschminkten, grausamen Gesicht. Er hebt die herunterhängenden Arme empor, breitet sie aus, starrt in Noras Augen mit dem scharfen, zielenden, hypnotisierenden Blick des Akrobaten und klatscht in die Hände. Nora macht eine schnelle Bewegung nach vorn, um sich nach unten zu stürzen, in diese starken erbarmungslosen Hände, (oh, mit welchem Schrecken werden bald Hunderte von Zuschauern aufseufzen), aber das Herz erstarrt plötzlich, hört vor Entsetzen auf zu schlagen, und noch fester klammern sich die Hände an die dünne Stricke. Die heruntergelassenen erbarmungslosen Hände erheben sich wieder, der Blick des Akrobaten wird zwingender . . . . Dort unten zu ihren Füßen scheint ein gähnender Abgrund.

Allez! . . .

Sie balanciert, kaum Atem holend, auf der obersten Spitze der „lebenden Pyramide“ von sechs Menschen. Sie gleitet und windet sich mit ihrem biegsamen Körper durch die Sprossen der langen weißen Leiter, die unten einer auf dem Kopfe hält. Bei den „Ikarischen Spielen“ dreht sie sich in der Luft, emporgeworfen von den starken schrecklichen Füßen des Jongleurs. Sie schreitet hoch über die Erde auf einem zitternden dünnen Draht, der unerträglich die Füße schneidet. Und überall die gleich aussehenden Gesichter, überall pomadisierte Scheitel, aufgeworfene Tollen, gedrehte Schnurrbärte, der Geruch von Zigarren und schwitzenden Leibern; und überall dieselbe Angst und derselbe unvermeidliche, fatale Zuruf, der Menschen, Pferden und dressierten Hunden gilt:

Allez! . . .

Sie war gerade sechzehn Jahre alt geworden und war sehr schön, als sie einmal während der Vorstellung vom Luftreck stürzte, das Netz verfehlte und in den Sand der Manege fiel. Man trug sie sofort hinter die Kulissen und dort begann man, um sie zum Bewußtsein zu bringen, nach alter Zirkusmethode sie an den Schultern zu rütteln. Sie kam zu sich und stöhnte laut vor Schmerz, den ihr der ausgerenkte Arm verursachte. „Das Publikum wird unruhig und beginnt fortzugehen,“ sagte man ihr, „gehen Sie und zeigen Sie sich.“ Sie legte gehorsam die Lippen zu dem üblichen Lächeln zusammen, dem Lächeln der „graziösen Reiterin“, aber nach zwei Schritten schrie sie auf und wankte vor unerträglichen Schmerzen. Da ergriffen sie mehrere Hände und stießen sie gewaltsam vor den Vorhang.

Allez! . . .

In dieser Saison arbeitete im Zirkus als Gast der Klown Menotti. Keiner von den einfachen, billigen armen Teufeln, die sich im Sand wälzen, Ohrfeigen bekommen, und es verstehen, ohne den Tag über etwas gegessen zu haben, das Publikum am Abend mit einem unerschöpflichen Vorrat von Witzen zu unterhalten. Menotti war eine Berühmtheit, der erste Soloklown und Imitator der Welt, ein weltbekannter Dresseur, der Ehrenpreise erhielt usw. usw. Er trug an der Brust eine schwere Kette aus goldenen Medaillen, bekam 200 Rubel pro Auftritt, war stolz, weil er seit fünf Jahren nur Moirekostüme trug, fühlte sich regelmäßig nach jedem Abend „zerschlagen“ und sprach von sich mit pathetischer Bitterkeit: „Ja, wir sind Spaßmacher, wir müssen das Publikum erheitern!“ In der Arena sang er falsch und prätenziös alte Couplets, deklamierte selbstverfaßte Gedichte, machte Glossen über Magistrat und Kanalisation. Im gewöhnlichen Leben trug Menotti ein schmachtend-herablassendes Wesen zur Schau und liebte es, mit Nonchalance auf seine Verhältnisse mit ungewöhnlich schönen und ungeheuer reichen, ihm aber lästig gewordenen Gräfinnen anzuspielen.

Als Nora nach der Genesung ihres Armes zum ersten Male wiedererschien, ließ Menotti bei

Digitized by Google

der Begrüßung ihre Hand in seiner ruhen, machte feuchtmüde Augen und fragte mit matter Stimme nach ihrem Befinden. Sie wurde verlegen, errötete und zog ihre Hand zurück. Dieser Moment entschied ihr Schicksal.

Nach einer Woche, als Menotti sie nach einer Galavorstellung begleitete, bat er sie, mit ihm soupieren zu gehen in das Restaurant jenes vorzüglichen Hotels, in dem der weltberühmte erste Soloklown logierte.

Die Chambres separés befanden sich in der oberen Etage, und als Nora hinaufging, zögerte sie einen Augenblick, teils aus Erregung und letzter keuscher Unentschlossenheit, teils aus Müdigkeit. Aber Menotti drückte fest ihren Arm. In seiner Stimme lag eine tierische Leidenschaft, als er den herrischen Befehl des ehemaligen Akrobaten flüsterte:

Allez! . . .

Und sie ging . . . Sie sah in ihm ein höheres Wesen, fast einen Gott . . . Sie wäre auch ins Feuer gegangen, wenn es ihm eingefallen wäre, ihr das zu befehlen.

Ein ganzes Jahr folgte sie ihm von Stadt zu Stadt. Sie hütete die Brillanten und Medaillen Menottis während seiner Auftritte, war ihm bei An- und Ausziehen des Trikots behilflich, ordnete seine Garderobe, half ihm bei seiner Ratten- und Schweinedressur, massierte sein Gesicht mit Cold-cream und — was das Wichtigste — glaubte mit der Inbrunst einer Heldin an seine Weltgröße. Wenn sie allein blieben, wußte er nicht, worüber er mit ihr reden sollte und nahm ihre leidenschaftlichen Zärtlichkeiten mit dem übertrieben langweiligen Aussehen eines gesättigten Menschen hin, der es gnädig erlaubt, vergöttert zu werden.

Nach einem Jahre war er ihrer überdrüssig; er wandte sich einer der Schwestern Wilson zu, die eine „Luftnummer" arbeiteten. Jetzt machte er mit Nora keine Umstände mehr. Und häufig kam es vor, daß er sie vor allen Artisten und Stallknechten für einen nicht angenähten Knopf schlug. Sie ertrug es mit derselben Gefügigkeit, mit der ein alter treuer Hund die Schläge seines Herrn hinnimmt.

Endlich, nach einer Vorstellung, in welcher der erste Dresseur ausgepfiffen wurde, weil er mit der Peitsche zu stark den Hund schlug, erklärte Menotti Nora geradezu, sie möge sich sofort zu allen Teufeln scheren. Sie gehorchte. Doch an der Türe blieb sie stehen und drehte sich mit einem flehenden Blicke um. Da eilte Menotti zur Türe, stieß sie auf und schrie: Allez! . . .

Nach zwei Tagen zog es sie wie einen geschlagenen verjagten Hund wieder zu ihrem Herrn. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, als ihr der Lakai des Hotels mit einem frechen Lächeln erklärte: „Zum Herrn darf man nicht; er ist im Kabinett mit einem Fräulein beschäftigt."

Nora ging hinauf und blieb vor der Türe desselben Kabinetts stehen, in das sie vor einem Jahr mit Menotti gewesen war. Ja, er war darin; sie erkannte die schmachtende Stimme der ermüdeten Berühmtheit, in die sich hin und wieder das glückliche Lachen der roten Engländerin mischte. Sie riß schnell die Türe auf.

Die karmoisinrotgoldenen Tapeten, das helle Licht zweier Kandelaber, das Glänzen des Kristalls, ein Berg von Flaschen und Früchten in silbernen Schalen, Menotti ohne Jackett auf dem Sofa und die Wilson mit geöffneter Korsage, ein Geruch von Parfüm, Wein, Zigarren und Puder, das alles betäubte sie anfangs; dann stürzte sie auf die Wilson und schlug sie mit der Faust ins Gesicht. Die Wilson kreischte auf und es begann ein Handgemenge.

Als es Menotti mit Mühe gelang, die Weiber auseinanderzubringen, war Nora vor ihm auf die Knie gefallen, bedeckte seine Stiefel mit Küssen und flehte ihn an, zu ihr zurückzukehren. Menotti stieß sie von sich, und mit den starken Fingern ihren Hals packend, sagte er:

„Wenn du nicht sofort gehst, Elende, befehle ich den Lakaien, daß sie dich von hier fortschleppen!"

Sie richtete sich auf, schnappte nach Luft und flüsterte:

„A--ah! Wenn es so ist, ... wenn es so ist! . . . ."

Ihr Blick fiel auf das offene Fenster. Schnell und leicht wie eine geübte Akrobatin erreichte sie das Fensterbrett und neigte sich vor, wobei sie sich mit beiden Händen an den unteren Rahmen des Fensters klammerte. Tief unten rollten die Equipagen, die Trottoirs glänzten nach dem Regen und in den Pfützen zitterte der Widerschein der Straßenlaternen.

Noras Finger erstarrten, das Herz hörte vor jähem Schreck auf zu schlagen. . . . Dann schloß sie die Augen, holte tief Atem, hob die Hände über den Kopf und mit der gewohnten Anstrengung ihre Schwäche bekämpfend, schrie sie den Zirkusruf:

Allez! . . .

(Deutsch von Alexandra Ramm.)

Aus Berliner Theatern.

Der Geist der Komödie.

Bernard Shaw, **Fannys erstes Stück**, Kleines Theater. — **Turandot** von Carlo Gozzi, übersetzt von Vollmoeller, Deutsches Theater.

Der Geist der Komödie ist ein anderer als der Geist der Konversation, des Essays oder der Philosophie. Was im Rampenlicht durch lebendige Gestalt zu Tausenden zugleich sprechen will, darf nicht das Gleiche sein, was

Digitized by Google

der Einzelne dem Einzelnen von Angesicht zu Angesicht oder auf dem Umweg über die Druckerschwärze sagt. Als Massenteil, vor jenem hellen Loch, das alle meine Sinne erwartungsvoll wachruft, bin ich durchaus kein spirituelles Wesen — ich will mit Aug' und Ohr, mit Seele und Leib erleben und der Geist, der sich im Worte abbildet, ist mir nichts, gar nichts , eh er Fleisch geworden ist. Theaterfleisch! Das heißt: Lebensfunktion sprechender Menschen, deren bewegtes Spiel mir allerlei Bedeutung erschließen mag, immer aber etwas ganz anderes sein muß, als ein Vorwand, Bedeutsames zu reden. Der Witz, das Bonmot, das Paradox, das mich im Gespräch oder im Buch ergötzt, mag ein- oder zweimal auch von der Bühne herab seine Wirkung tun — wird es mehr als Aeußerung der Personen dort oben, löst sich das Spiel in eine Reihe geistreicher Aeußerungen auf, so kann mich nichts im Theater vor der grausamsten Langeweile bewahren. Denn alle meine Sinne und Nerven sitzen da und gehen müßig, und der feinste Geist rettet mich so wenig, wie den Verdurstenden ein Stück Kommißbrot. Was mich auf der Bühne erheitern und erquicken soll, muß Gestalt und Farbe, Bewegung und Erregung, Illusion und Anteil mitführen. Daß dieser lebendige Leib schließlich das Haus eines Geistes sei, daß dies kindisch bunte Spiel uns am Ende einen tiefen Sinn ahnen läßt, daß es Symbolkraft besitze, das scheint nur — „nur" — eine ethische Angelegenheit, eine Sache des kulturellen Geschmacks.

*

Es ist keine Frage, daß die Gefahr für Bernard Shaw als Komödiendichter in einer Verwechslung zwischen dem Geist des Gesprächs und dem Geist des Theaters besteht. Für vulgäre Augen ist ihm die Sache nichts und der witzige Effekt alles; wer aber in diesen merkwürdigsten Zeitgenossen ein wenig tiefer hat hineinsehen lernen, der weiß, daß ihm die Sache und der Meinungsvortrag beinahe alles, und das Theater nahezu nichts ist. Dieser Ire trägt seine Paradoxien nicht nur im Munde, sondern in seines Herzens Herzen; und während er Ibsen und Wagner, die Impressionisten und Richard Strauß in England durchfocht, war er doch immer der Puritaner, der sozial-religiöse Fanatiker, der jede Kunst zuerst und zuletzt als ethisches Mittel ergriff und bewertete Mittel zur Befreiung und Reinigung der Lebenskraft. Und wie die andere, so die eigene. Er hat zum Drama gegriffen als ein 36jähriger, ganz so wie er früher schon und heute noch zur Trompete greift, die den Leuten an der Straßenecke die Absicht kundtut, daß G. B. S. eine Rede halten, seine sozialpolitischen Anschauungen mitteilen will. Er hat mit grimmig heftigen sozialen Tendenzstücken begonnen und hat einstweilen in geruhig witzigen, pädagogisch breiten und spielerisch gelösten Dialogen geendet, Plaudereien, die immerhin dem philosophischen Dialog näher sind als dem dramatischen. „Getting married" hat ästhetisch sehr viel mehr mit dem „Gastmahl" als mit dem „König Lear" zu tun. Dazwischen freilich liegt die Zeit, wo die mehr als „vernünftige" Begeisterung für das eigene Ideal diesen leidenschaftlichen Schriftsteller beinahe zum Dichter machte, wo er Candida schuf, die prachtvoll Irdische und den genialen jungen Lümmel von Dichter, der allein ihre himmlische Seele kennt — und den großen Cäsar, den leidenschaftlos Sachlichen, der auf die kleine Königskatze Kleopatra herablächelt — und Barbarra, die Seelenretterin, die Tochter des Kanonenkönigs, die Braut des Euripides-Uebersetzers, die Stolze, Fromme und Tätige, glühend im Feuer einer eigenen, ganz lebendigen Religion, eine Religion der Selbstbewahrung und der Weltheiligung — der Tat. — Die Kraft dieses Shaws, den geistige Spannung bis an die Grenze der Gestaltung führte, scheint seit ein paar Jahren zu schlummern. Wohl fuhr auch jenen Gestalten zuweilen der Geist ihres Schöpfers rücksichtslos witzig aus dem Munde, aber sie hatten doch Natur genug, daß wir mit Seele und Sinn ihnen folgen konnten. In den neueren Produkten hat nur ein witziger und einfallsreicher Zeichner mit ein paar flüchtigen Strichen die Figuren abgegrenzt, die als Behältnisse für Shawsche Redelust in den folgenden Dialogen zu funktionieren haben. Der Genius der Bretter aber schwankt jedesmal bedenklich, ob er sich um des nie unerheblichen Shawschen Inhalts willen diese Verletzung seines Hausgesetzes gefallen lassen soll. Werden wir uns entschließen, im Theater eine reizvolle Plauderstunde abzuhalten, oder werden wir auf einer Komödie bestehen und uns langweilen? That is the question.

*

In seinem neuesten Produkt zeigt Shaw immerhin ein schlechtes Gewissen gegen den Genius der Bühne, und er sucht ihm zu schmeicheln, indem er sein karikaturesles Geplauder mit einem mehr farbigen Rahmen umgibt. Sein letztes Stück soll „Fannys erstes Stück" sein, und Fanny ist die Tochter eines altmodisch vornehmen Grafen, der nur in Venedig und an anderen Stätten friedhöflicher Schönheit leben kann, und der nun mit Entsetzen erleben muß, daß seine in Cambridge ausgebildete Tochter als Mitglied des sozial-revolutionären Fabierbundes Stücke im abscheulich schönheitslosen Stile des Bernard Shaw schreibt. Das ist der eine Scherz, und für den anderen sorgen die zur Vorstellung geladenen Kritiker, die nachher all den phrasenhaften Unsinn des blasierten Fachmanns über das Stück ergießen. Dazwischen liegen die drei Akte Fannys: ein Jüngling und eine Jungfrau von sehr moralischen Eltern, einander sehr moralisch anverlobt, gehen ihre eigenen Wege ins Leben, kollidieren (o shoking!) gar mit der löblichen Polizei und verloben sich, um — nach mehr persönlichem Geschmack unter wachsendem Entsetzen der Eltern. Diese Vorgänge sind ein bißchen kärglich, und die Shawschen Worte wider die Verlogenheit und Gemeinschädlichkeit der bürgerlichen Anstandsbegriffe, denen dies Geschichtchen zum Vorwand dient, haben wir bei anderen Gelegenheiten schon stärker gehört. — Immerhin, es gibt ein paar Züge, die haften bleiben, und die in die große Mitte dieser labyrinthischen Natur hineinleuchten. Der Diener zwar, der neben der etwas oberflächlichen Vornehmheit seiner Herrschaft das wahrhaft korrekte Gentlemanwesen vertritt, verliert durch den possenhaften Ruck, mit dem er plötzlich als der echte Sohn eines Herzogs vorgestellt wird, nur seinen eigentlichen Witz; und jene

Digitized by Google

Büßerhandlung, die seine Dienerexistenz erklären soll, kommt für mein Gefühl nicht zur Geltung — als ein bloß erzählter Ernst in einer sichtbar possenhaften Umgestaltung. Gestaltet aber ist jene Frau mit dem Namen des schottischen Reformators Knox, die eine kindlich törichte Betschwester und dabei doch ein wahrhaft frommer Mensch ist: sie begreift allein den dienenden Herzogssohn und sie allein billigt den jungen Mann, der seine leichtfertige Freundin ehelichen will. — Die religiöse Kraft zu ehren, während man zugleich ihre bornierte Aeußerungsform verspottet, das ist bester Shaw; und bester Shaw ist es, daß die Tochter dieser Frau eben aus einer Heilsarmee-Versammlung, an der sie andächtig teilnahm, sich jenen seelischen Elan holte, mit dem sie dann die kecke Fahrt ins Leben unternahm. — Ein Stück, das mit solchen Zügen zu den Quellen des Lebens lächelnd hinabweist, möchte ich doch nicht ganz gering achten. Und ein Stück, das so viel echt menschendarstellerischem Einfall Gelegenheit bietet, vermag ich auch nicht langweilig zu finden. Im Kleinen Theater wurde nämlich unter einer sehr taktvollen Regie ausgezeichnet gespielt. Das Liebespaar allerdings war eben nur zulänglich; alle andern Gestalten aber waren kleine schauspielerische Meisterwerke voll selbständiger Phantasie und sicherster Beherrschung aller Mittel. Und über diesen vortrefflichen Durchschnitt erhob sich noch der dienende Herzog — Alfred Abel —, der in der dürren Würde seiner Gestalt und im unerschütterlich trockenen Rhythmus seines Tons der prädestinierte Shaw-Schauspieler ist, leicht, phantastisch, spitz und klar. Und auf gleicher Höhe als Frau Knox — Maria Mayer —, die für die vornehme, in den Grenzen menschlichen Mitgefühls gehaltene Karikatur ein ganz einziges Talent zu sein scheint. — Ein Abend, an dem sparsam aber stetig solcherlei geschmackvolle, anregende, sichere Kunst geboten wird, sollte nicht langweilen können; und ich habe unsere Tageskritiker, die so tolerant gegen Kadelburg zu sein pflegen, und gegen Shaw hier so unduldsam waren, doch ein wenig im Verdacht, daß sie sich durch die Herrschaften im Nachspiel getroffen fühlen. Der Fall des Bühnendichters Shaw ist freilich mit diesem „Fannystück" auch nicht geklärt. Wenn ihm die dichterhaft starke Begeisterung seiner vorletzten Periode nicht wiederkehrt, so möchte man wünschen, daß er sich entschlossen der ganz aktuellen, der aristophanischen Tageskarikatur zuwendet. In Fannys erstem Stück sind erst schüchterne Ansätze dazu, aber Shaw könnte hier vielleicht eine von allem Gesetz losgebundene Form finden, die auf ganz anderem Wege den Ansprüchen der Szene nach bunter Bewegtheit doch genügt.

*

Fannys Papa, der für die alte unaufregende, sinnenschmeichelnde Schönheit ist, hofft in dem Stücke seiner Tochter „einen zarten Harlekin, einen malerischen Pantalone, einen grotesken, aber durchaus geschmackvollen Mascarille" zu finden, er hätte statt zu Fanny in Reinhardt's „Turandot" gehen sollen. Denn da haben wir nicht vom pathetischen Schiller, sondern vom fügsam sensiblen Vollmoeller getreuer übersetzt des italienischen Rokkokografen Gozzi theatralische Märchenspielerei. Und alle Sinne dürfen schwelgen: Der Komponist umgaukelt unsere Ohren mit graziös tändelnden Tönen; der geniale Maler Stern baut mit bunten Lampions, Drachenvorhängen, Papierhäuschen, Lackgittern und riesigen Porzellanvasen ein entzückend verspieltes China vor unsern Blicken auf; auf dem Bänkchen vor dem geschweiften Gitter unter orangenem Abendhimmel wispern und recken sich anmutig drei kleine Eysoldts; vor dem mit erschrecklichen Häuptern bepflanzten Stadttor präsentieren sich als italienische Chinesen in grotesken Putz Arnold, Tiedtke, Biensfeld und Waßmann — Pantalone, Tartaglia, Brighella, Truffaldino als Clowns voll zuverlässigster Komik; und während sie stolpern, stottern und schwätzen, kommen die grimmigen Krieger einhergestampft, und die klirrenden kleinen Zofen auf den trippelnden Schuhchen, und die Sänftenträger — und klirrende Glöckchen, winzige Teetäßchen, groteske Fächerchen. Herr Diegelmann macht den guten, alten chinesischen Kaiserpapa mit denselben Tönen, die für den Agamemnon allzu bürgerlich waren, nun ganz allerliebst. Herr Kühne karrikiert einen alten Tragödianten sehr reizend. Die Eibenschütz ist (während das neue Fräulein Tervin hilflos zwischen den Stilen schwankt) sehr niedlich affektiert und verlogen. Und die Eysoldt spielt diese kleine chinesische Penthesilea, die den Mann ihrer Liebe erst im Rätselspiel überwunden sehen will, mit genau den gleichen Mitteln, wie weiland die kleistische Kriegerin, und ist diesmal bei entschlossenem Willen zur Karrikatur ganz vortrefflich, sehr reizend. Und nur Moissi, der reichste unter unseren jüngeren Schauspielern, der erschütternde Orest von gestern, weiß auch hier als Märchenprinz aus dem bloß Spielerischen einen schmalen, sicheren Weg ins Menschliche hinüberzufinden, und fesselt uns auch dann noch, wenn in den matteren Szenen der Mitte dem Regisseur die Möglichkeit zu kunstvollem Gepränge und derbem Scherz fehlt.

*

Der Leib der Komödie steht hier in Blüte. Alles ist bunte Pracht, Bewegung, Rausch, vielfältigster Sinnenschmaus. Aber zuweilen ermüden wir und fragen in der Fülle dieses Sinnlichen nach dem Sinn. Der Kopf, der bei Shaw viel zu ausschließlich beschäftigt war, fängt an, sich zu melden — er ist schließlich auch ein Organ, das beschäftigt sein will. Die „Comedia del Arte", in der die dramatische Illusion jederzeit der Laune improvisierender Komiker ausgeliefert wird, führt für uns ihren Namen doch recht wie „Lucus a non lucendo". Denn wenn im fröhlichen Maskentreiben die Herkunft der dramatischen und der Schauspielkunst ist, so ruht doch ihr heutiges Wesen in dem Aufstieg von der Spielerei zum Kunstwerk. Und Kunstwerk heißt: die vielen einzelnen Ergötzlichkeiten werden zusammengeordnet zu einem einheitlichen Sinn, alle Einzelkräfte werden streng gebunden unter die Illusion eines Vorgangs, der gerade in seiner Einheitlichkeit uns etwas bedeuten kann. — Es ist nichts dagegen zu sagen, daß an Geburts- und Feiertagen die einzelnen Diener am

Digitized by Google

Werk, die Schauspieler, sich ihrer Herkunft entsinnen und zu buntem Spiel in sinnlicher Freiheit ausschwärmen. Nur ein wenig zu oft werden an der Reinhardt'schen Bühne solche Feste gefeiert; wir fangen an, diese Reihe von guten Tagen schwer zu ertragen. Möge der Schauspieler Reinhardt doch nicht vergessen, daß alle Kräfte der Bühne am höchsten steigen, wenn sie einander dienen; möge er mit seinen Künstlern doch nicht so oft die Textverfertiger aufsuchen, die ihm das Dienen gar zu leicht machen, die ihm allzu viel Freiheit lassen. Möge er seine wundervolle nachschöpferische Phantasie und die reichen Kräfte seines Hauses in den strengen Dienst der Dichter stellen, die ihre bunten und schimmernden Fäden doch zu bedeutungsvollem Zeichen zusammenweben. Ein Beispiel? In Shakespeares köstlichem, auf unserer Bühne fast verschollenem Märchenspiel im Ardennenwald „Wie es euch gefällt" da steckt so viel Geist und Tiefsinn, wie im besten Shaw, so viel Farbenspiel und tolle Bewegung, wie im buntesten Gozzi, und eben deshalb mehr wie in allen beiden zusammen: nicht Diskussion und nicht Maskerade, sondern die Welt noch einmal, das höhere Leben. Es sollte Reinhardt und seine Künstler mehr ergötzen, hier zu dienen, als wo anders zu herrschen, — hier, wo der Geist der Komödie nicht abstrakiert und nicht in Sinnlichkeiten verflüchtigt, sondern wahrhaft Leib geworden ist.

Julius Bab.

Neues Schauspielhaus, „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt", heiteres Traumspiel in drei Akten von Paul Apel.

Hans Sonnenstößer, Schriftsteller, netter Mensch und Heiratskandidat, tenort mit sehr gemischten Gefühlen in seinem möblierten Zimmer. Er soll am Abend mit München, einem niedlichen und reichen Pussel, „verlobt werden" und hat eine Heidenangst davor. Sein Freund Albert, ein sehr eleganter und sehr klardenkender Herr, kommt zu Besuch und sagt ihm: bitte, du mußt doch wissen, was du willst, entweder du liebst sie, dann vorwärts, oder du liebst sie nicht, dann kehrt! Verhungert bist du noch nicht, und so lange einer noch nicht verhungert ist, soll er nicht einen Sack Geld heiraten. Sonnenstößer seufzt. Als ob diese Dinge so einfach wären! Leidenschaften, die alle Zweifel und Gegenstimmen wegspülen, sind so selten, wie gute Dramen. Für gewöhnlich ist der differenzierte Mensch tief unglücklich, wenn er sich entschließen muß. Kopf, Herz und Sinne spielen da ein Terzett in seiner Seele, das sich unter Umständen zu einer höchst jämmerlichen Klagemusik steigert. München ist lieb, man sieht sie gern, sie ist zierlich, hübsch angezogen, anschmiegend, unendlich gutmütig. Man neigt sich zu ihr nieder, ist das nicht schön und göttlich? Man hat Erbarmen mit ihr — ist Erbarmen keine Liebe? Man würde wirklichen Schmerz fühlen, sie, die uns von ganzem Herzen liebt, zu kränken. Und das Geld? Ach, meine Herren, das ist ein Kapitel, das noch keiner gewagt hat, wirklich zu erzählen, das ist, trotz hunderttausend Büchern, Neuland. Wer liebt eigentlich das Geld tiefer: Der praktische Mensch, der mit ihm feste Begriffe von irgendwelcher Ware verknüpft, oder der unpraktische, selbstlose, weltunkundige Träumer, der sich am Zauber des Goldes berauscht wie am Zauber der Morgenröte, oder am Zauber ferner Länder, für den das Geld dasjenige Geld auf Erden ist, das den leichten, willigen und starken Kräften dichterischer Phantasie am nächsten verwandt ist? Kurzum, Sonnenstößer ist nicht zu beneiden. Sein Gehirn arbeitet unablässig, um tatsächliche Vorstellungen von der zukünftigen Ehe zu erzeugen. Wie wird's werden, wie wird sichs in Wirklichkeit gestalten! München kommt zur Klavierstunde, benimmt sich kindisch und rührend, wird endlich von ihrem Bruder, einem indiskreten Taps, abgeholt. Else, die Wirtstochter, sympathisch, weibhaft, menschlich, holt die Lampe — Glück verbreitet sich, man fühlt: Aha! Sonnenstößer schläft ein, während draußen ein Leierkasten „Im Grunewald ist Holzauktion" spielt. Was nun folgt, ist sein Traum, ist ein Traumspiel, dessen erster Teil, um es gleich zu sagen, das anmutigste und heiterste ist, was seit langem auf der deutschen Bühne gesehen wurde. Sonnenstößer ist mit München verheiratet, sitzt in einer protzigen Wohnung und wirft dem Leiermann, der ihn mit seiner „Holzauktion" stört, einen Hundertmarkschein aus dem Fenster. Er will arbeiten. München kommt, will plaudern und geliebt werden. Schließlich ergibt er sich und setzt sich mit ihr an den Kaffeetisch. Auf einmal sitzt aber Else, die Wirtstochter, neben ihm, er ist entzückt und seelig, bis München wieder dasitzt und dummes Zeug schwatzt. Der Traumfaden reißt ab. Es ist Verlobungsabend. Die Verwandten kommen herein und beglückwünschen das Brautpaar. Eine schmierige, ekelhafte Gesellschaft, wie aus dem Müllkasten entsprungen, mit außerordentlicher Echtheit und Naturtreue gestaltet und dargestellt. Sonnenstößer ist außer sich, schämt sich vor seinem Freunde Albert, der neben ihm sitzt, in Grund und Boden. Als schließlich das Grammophon aufgezogen wird und die ganze Gesellschaft — Tante Pauline immer mit dem Strickstrumpf — im Zimmer herumtanzt, München mitten unter ihnen, ganz zu ihnen gehörig — da schlägt Sonnenstößer seine Braut einfach tot. Er weiß keinen anderen Ausweg. Der Bruder will sie rächen, wird aber vom Schlage gerührt. Die Verwandten schreien nach der Polizei, Sonnenstößer setzt sich an den Schreibtisch, klingelt und sagt dem Diener: Fegen Sie die Leichen aus. Hier fällt der Vorhang. Leider geht nach dem Zwischenakt der Traum weiter. Eine Gerichtsverhandlung, behaglich und traummäßig ausgesponnen — zu behaglich für das vorgeschrittene Stadium des Stückes —, zieht vorüber. Der Angeklagte Sonnenstößer wird vom Gerichtshof, der aus den Verwandten besteht, zum Tode verurteilt. Im Augenblick der Hinrichtung erscheint München und will noch einmal für ihn sterben, wenn sie ihn dadurch retten kann. Der Staatsanwalt begnadigt beide. Dem Sonnenstößer erscheint aber trotzdem die Aussicht, mit München jetzt endgültig dauernd zu leben, noch schlimmer als der Tod. Hier erwacht er, findet sich in seinem möblierten Zimmer; vor ihm Else mit der Lampe. Er beschließt, sich nicht zu verloben, setzt sich an seinen Tisch, und

Digitized by Google

mit den Worten: „Heut wird durchgearbeitet!“ schließt das Stück.

Dieses Traumspiel steht auf einer außerordentlich lustigen und luftigen Idee, deren Ausgestaltung am Schluß ein wenig zu sehr in die Länge gezogen ist. Mit dieser Einschränkung kann man unserm Theater zu einem so frischen, liebenswürdigen Talent, wie Paul Apel, nur beglückwünschen. Unter all dem Uebermut steckt, weil der Verfasser ein echter Humorist ist, viel Bitterkeit und Ernst; Bitterkeit gegen ödes Philistertum, Ernst gegenüber den besten Lebenskräften. Gespielt wurde famos. Herrn Salfner als Sonnenstößer gelang es, die widerstreitendsten Gefühle glaubhaft zu machen, Herr Ziegel als Freund Albert war glänzend, Fräulein Rosa Valetti als Tante Pauline von grotesker Komik. Die Regie kam den besten Leistungen Reinhardts stellenweise gleich.

Walther Nissen.

Randbemerkungen.

„Ueber den Parteien“.

Gewisse Mitglieder des sterbenden Reichstags machen es der Regierung zum Vorwurf, daß ihre Minister, statt sich kühl an den Gegenstand der Debatte zu halten, sich jetzt hinstellen und jede Erwiderung dazu benutzen, um tönende Wahlreden zu halten. Die Abgeordneten aller Parteien haben zwar in letzter Woche frisch und fröhlich das gleiche getan, – aber was den Mitgliedern eines sterbenden Reichstags ein nur zu natürliches Recht ist, schickt sich – so meinen die Abgeordneten — noch lange nicht für einen pflichttreuen Minister. „Eine gerechte Regierung hat objektiv über den Parteien zu schweben . . .“, so lautet die einst in leichtsinniger Stunde offenbarte „Ueberzeugung“ des Kanzlers, so lautet die sittliche Forderung derjenigen Parteien, von denen der gegenwärtige Kanzler, rund herausgesagt, wenig oder gar nichts wissen will. Und nun noch das auch in dieser Woche offenbarte Geheimnis, daß die Regierung sich zwecks rechtzeitigen und geschickten Verschleißes ihr genehmer Wahlparolen schon jetzt mit ihren Landräten ins Benehmen gesetzt hat! Es ist wirklich nicht zu sagen, daß die Regierung sich nicht „schämt“, alle ihre Minen für diejenige Partei springen zu lassen, die — über den Geschmack läßt sich nicht streiten — Geist von ihrem Geist zu sein scheint!

Es wird Politiker geben, die mich nun für einen verkappten Reaktionär halten, aber ich riskiere es: Diese moralische Entrüstung über eine Regierung, die auch jetzt wieder die kommenden Reichstagswahlen möglichst nach ihren Wünschen beeinflussen möchte, ist ein Stückchen politischer Heuchelei, auf das man lieber verzichten sollte.

Zugegeben: Wenn die Regierung sich im Interesse an einem ihr zusagenden Wahlausfall bis zur politischen Bevormundung der von ihr als Beamte abhängigen Bürger hinreißen läßt, so ist das ein Mißbrauch, der in jedem einzelnen Fall nicht niedrig genug gehängt werden kann. Und da, wo das vom Gelde aller Bürger unterhaltene Landratsamt ganz einfach zu einer politischen Agentur der von der Regierung protektierten Partei wird, heißt es aufgepaßt und sich energisch dagegen gewehrt. Aber daß die Regierung, der doch von den Wahlen immerhin gewisse Gefahren drohen, auch ihrerseits Stimmung zu machen versucht, daß sie womöglich — Papier ist geduldig – das Land mit Flugblättern übersät und daß die Minister, die nach Auflösung des Reichstags gar keine Gelegenheit mehr haben, als Redner in den Wahlkampf einzugreifen, die letzten Reichstagssitzungen zu ihrer Wahlagitation benutzen, das ist ein Zustand, der doch gerade für politisch empfindende Menschen nichts Unnatürliches oder gar Aufregendes haben sollte. Jeder Wahlkampf ist ein Kampf zwischen dem, was ist, und dem, was das Volk auf dem Wege des Parlamentarismus der Regierung abzwingen will. Was müßten das für Minister sein, die bei einem so großen Entscheidungskampf, wie er uns in den nächsten Reichstagswahlen bevorsteht, stumpfsinnig Gewehr bei Fuß ständen? Sie ruhig agitieren lassen und darauf vertrauen, daß die eigenen Argumente die größere politische Ueberzeugungskraft haben, das ist das Gebotene!

Aber nicht der immer wiederkehrende sentimentale Hinweis, daß die Regierung so unartig ist, noch immer nicht „objektiv“ zu werden.

„Eine gerechte Regierung hat über den Parteien zu stehen . . .“ Ein Kanzlerwort? Ja, aber nichts mehr als eine unverbindliche Geste. Ein Wort, das dem Wesen des Parlamentarismus, dessen Endziel nur eine mit den jeweilig herrschenden Parteien zusammengehende Regierung sein kann, direkt ins Gesicht schlägt. „Ueber den Parteien . . .“ Eine scheinbar sittliche Forderung. Aber bei Licht besehen nur ein Stück Pathos.

H. J.

Wohltätigkeitsrummel.

Nun stehen wir mitten drin in der „Saison“. Die wenig ernst zu nehmenden Theater stehen auf dem Zenith ihrer Durchfälle, die Varietés kommen jetzt mit dem besten Programm des ganzen Jahres heraus, die Bücher, von denen man „redet“, erscheinen jetzt in den Auslagen, das Wettrennen um den am reichsten gedeckten Tisch in den Kreisen derer, die es sich leisten können, ist im vollen Gange, kurz, wer mit seinen Winterabenden nichts besseres anzufangen weiß, als sich die Voraussetzungen für Marienbad und Karlsbad anzueignen, sagt mal wieder: Es ist eine Lust, zu leben.

Aber die Menschen sind gut dabei, sie vergessen der Armen nicht. Wenn sie den Tanz und den Schmaus (beides zwei sehr schöne Dinge, über die nur der Griesgrämige spottet) für einige Monate über alles lieben, so tanzen und essen sie nicht nur für sich, sie tanzen und essen auch für die Mühseligen und Beladenen.

Neben den Soupers und Bällen, die ihren Zweck in sich haben, gibt es auch die höhere Art des Wohltätigkeitsfestes. Nicht nur in Ausnahmefällen, wenn irgendein großes Unglück das allgemeine Mitgefühl geweckt hat, nein, immer als regelmäßige Wiederkehr. „Wo waren Sie gestern, Herr Referendar?“ — „Oh,

Digitized by Google

großartig, ich war auf dem Kostümfest zum Besten verwahrloster Kinder. Ein Hauptspaß, sage ich Ihnen. Ich habe mich noch nie so gut amüsiert. Wissen Sie, nächstes Jahr müssen Sie auch dazu hinkommen . . ." Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht . . . Der zivilisierte Mitteleuropäer geht noch viel weiter. Er gibt nicht nur, er geht in seinem Opfersinn so weit, sich für die Armen zu amüsieren.

Es gibt nun Leute, die in dieser Art der Wohltätigkeit, die über den Weg des Vergnügens am eigenen Leibe geht, etwas Peinliches sehen. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnen die Geschmackvolleren in dieser Frage endlich Oberwasser zu bekommen. Jedenfalls wird das Programm der in der Saison abzuessenden und abzutanzenden Wohltätigkeitsunternehmungen mit jedem Jahr dünner. Bei einigem Taktgefühl und einiger Herzensbildung hätten es sich die „wohltuenden" Kreise mit ihren frommen Komiteedamen und betulichen Ehrenpräsidenten schon lange sagen können: Es ist ein groteskes Bild, wenn zum Besten Hungernder die Sektpfropfen knallen. Es ist geschmackswidrig, wenn zur besseren Hebung der Krüppelfürsorge Männlein und Weiblein das Tanzbein schwingen. Die Künstler wollen zu den beliebten Tombolas keine Niedlichkeiten mehr einsenden. Die Künstler haben recht. Wenn sie ihr Talent in den Dienst der Armen stellen wollen, mögen sie die Sachen zum Verkauf stellen und den ganzen Erlös, ohne Abzug für Festunkosten, den Darbenden zuführen. Leute, die auf die Tombola spekulieren, wollen gar nicht wohltun. Sie wollen sich nur amüsieren und womöglich noch etwas nach Hause mitnehmen. Also fort mit den Wohltätigkeitsfesten! Weder die Lust an der Freude noch die Lust am Wohltun braucht irgendeinen Deckmantel. Wer geben will, gibt still, auch wenn ihm dabei kein besonders vergnügter Abend winkt.

Die Verteidiger des zu überwindenden Wohltätigkeitsrummels sagen: Der Zweck heiligt die Mittel. Nun, dann erziehe man die Menschen dazu, daß es ihnen endlich genügt, die dargebrachte Gabe gut angewendet zu wissen. Außerdem sieht der Soziologe noch etwas anderes: Wenn das Wenige, was wir für die Enterbten des Schicksals übrig haben, mit solchem Tamtam und solchem Getöse hergegeben wird, wie das bei den grandiosen Wohltätigkeitsfesten hergebrachten Stils geschieht, so dienen diese geräuschvollen Veranstaltungen nur dazu, das öffentliche Gewissen einzulullen und da Beruhigungen zu schaffen, wo wir keine Ruhe finden dürfen. Alle Gaben, die der einzelne zur Linderung des Elends geben kann, sind nur Tropfen auf einen heißen Stein. Nicht durch gelegentliche Gaben, sondern durch Gesetze will das zweifellos vorhandene soziale Elend weiter Kreise überwunden sein.

Heinrich Ilgenstein.

Oesterreichs bildende Künstlerinnen.

Das ist eine noch ganz junge Künstlervereinigung, die sich vor Jahresfrist das erstemal präsentiert hat. Damals gab es eine weit zurückgreifende, retrospektive Ausstellung, die ein Bild vom künstlerischen Schaffen der Frau seit den Tagen der Quattrozentistin Sofonisba Anguisciola bis in unsere Zeit geben wollte, mit der deutlich betonten, aber ebenso deutlich unerfüllten Absicht, die Entwicklung der weiblichen Malerei zu zeigen. Aber man hat überall durch die Werke dieser Frauen wie durch ein Transparent das bestimmende Vorbild eines männlichen Meisters gesehen, hat deutlich gespürt, daß das Farben- und Formengefühl der Rosalba Carriera, Angelica Kaufmann, Berthe Morisot nur eine weibliche Uebersetzung, eine verniedlichende Transponierung der Malereien von Watteau, Gainsborough und Monet war, und man ist zu dem Schluß gekommen, daß es keine Sonderentwicklung der weiblichen Palettenkunst gab, und diese rückschauende Ausstellung keine innere Berechtigung hatte, weil zwischen ihren einzelnen Repräsentantinnen keine Beziehung von Tradition und Neuerung, kein geradlinig entwickelter Zusammenhang war, sondern immer wieder die Erinnerung an das Werk eines männlichen Malers zur Füllung der Lücken notwendig wurde.

Diesmal haben nun die bildenden Künstlerinnen Oesterreichs auf solch hochstrebende Programmatik verzichtet und in bescheidener Beschränkung das Liebenswerte und Tüchtige gezeigt, das sie — ohne Auffindung neuer technischer Probleme — im Anschluß an das heute Gang- und gäbe zu bieten haben. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß sie die modernen Bestrebungen der impressionistischen und der ornamentalen Malerei mit verständnisvoller Nachempfindung erfaßt haben, daß sie diesen allgemeinen Formeln der Technik aber nur selten eine individuelle, persönlich profilierte Anwendung zu geben verstehen. Die Distanz von einigen Tagen bewahrt nur wenig prägnante Eigenarten in der Erinnerung, das meiste kommt über gleichgültig nivellierten Durchschnitt nicht hinaus. Auch die Malerinnen wie die Maler haben ihre abstoßenden Exaltados, die ein dilettierendes Nichtkönnen primitivster technischer Voraussetzungen für genialischen Ueberschwang ausgeben möchten, wie sich das in den Stillleben und Fruchtstücken Helene Funkes, des weiblichen Gegenstücks zu Oskar Kokoschka, zeigt; auch sie bringen Variationen des Pointilismus, dessen ursprüngliche Coriandolitupfen nunmehr wie hier z. B. bei Charlotte Chauchet zu quadratzentimetergroßen Karos verwandelt werden; auch sie versuchen sich, wie etwa Olga Brand-Krieghammer in ornamentaler, teppichartiger Darstellung. Aber all das gibt keineswegs den Eindruck einer persönlich besonderen Art. Prägnantere Empfindungen bleiben von den Bildern Luise Fraenkel-Hahns zurück. Sommerblumen sind es, Anemonen und Tulpen, in einem Zug heruntergemalt, in glatter, großflächiger Manier, die durch ihre herbe Monumentalität und ihr hartes, helles Kolorit an Ferdinand Hodler erinnert. Ganz in seiner Art ist die Vollfigur einer modernen Dame, der ein Säugling im Schoß ruht, und deren priesterliche Feierlichkeit die Legende „Madonna" rechtfertigt. In der seelischen Durchfühlung übertrifft sie freilich Olga Wisinger-Florian, die einen leuchtend grünen Weg zwischen rostroten Föhren ge-

Digitized by Google

malt und darinnen den Hochsommerzauber des Waldes packend ausgedrückt hat.

Was sonst noch an Malerinnen da ist, erzwingt weder ein Wort des Lobes, noch eine Gebärde der Abwehr, und das Interesse kann sich ganz der Intimität der graphischen Werke hingeben, in denen diese Künstlerinnen eine erstaunlich reiche und differenzierte Begabung entfalten. Da ist die Radiererin Tanna Hoernes, deren Blätter von der Wiener Karlskirche dem Grazer Paulustor, der Prager Niklaskirche eine wunderbare Großzügigkeit zeigen, eine geradezu frappierende Technik, durch die gliedernde Behandlung von Licht und Schatten dem Bild mitreißenden Schwung und ausbalancierte Ruhe zu geben; immer ist die unterste Partie in tiefem Schatten, dann springt es hell auf durch die Lichtung im Mittelstück, und beruhigt sich wieder durch den dunkleren Abschluß im obersten Teil. Ihr Gegenstück ist die ganz intime Marianne Steinberger, die durch eine Menge geistvoller, technischer Einfälle brilliert. Da ist z. B. auf einem ihrer vielen Kinderbuchillustrationen die Auffahrt eines Märchenkönigs vor einem Aschenbrödel, tief neigen sich vor dem die vier Rokokopagen, so tief, daß die Rückenlinien im rechten Winkel zu den Beinen stehen, und diese beiden Hacken aus Menschenleibern, rechts und links vorne im Bilde, einen ganz entzückend umrahmenden Abschluß geben, oder man sieht etwa ein kleines, nacktes Kind und eine Schar winziger Englein im Himmel, die ein Hemdchen herniederhalten wie eine große, schützende Glockenblume. Wiederum anders, wiederum von eigener Art, ist die Schwarzweißkunst Ella Franyis, sie hat „Asmus Sempers Jugendland" verbildlicht, in eigentümlicher, lebkuchenartiger Stilisierung, mit reizender primitiver Steifheit, platt in die Fläche gearbeitet. Dann Käthe Kollwitz, die die Radiernadel mit unvergleichlicher, breiter Kraft führt (wie einen Zeichenstift oder gar Kohle) und in summarischem Ausdruck wahrhaft mitreißende Größe erreicht. Mit furiosem Pathos wirft sie ihre anklägerischen Bilder aus dem Leben der Arbeiter und der Not der Großstadt hin. „Ueberfahren" heißt eines dieser „J'accuse": ein ärmlicher Mann trägt, schleift, reißt die Leiche seines Mädels hinter sich her, eine ganze Masse verkümmerter Straßenkinder ist hinter ihm drein; Wut und Schmerz und eine Drohung zugleich ist in dem Bild. — Seltsam, aber vielleicht ein Stigma unserer Zeit, daß die bildenden Künstlerinnen in der Geistigkeit der graphischen Kunst Bedeutenderes und Eigenartigeres leisten, als in der sinnlichen und gefühlsmäßigeren Kunst der Palette.

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Neue Bücher.

Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger, herausgegeben von Heinrich Spiero, Leipzig 1911, in 8°, Xenien-Verlag. Broschiert Mk. 3,—.

Kaum hatte Detlev von Liliencron die Augen geschlossen, als gute Freunde sich beeilten, der Mitwelt schwarz auf weiß gedruckt mitzuteilen, was der freiherrliche Dichter ihnen alles geschrieben; z. B. daß der Freiherr das Erscheinen in Frack und Zylinder auf seiner dritten Hochzeit nicht gewünscht habe usw. usw. In großer Hast machte dann Richard Dehmel aus über 20 000 Liliencron-Briefen („Krakehlfetzen" nannte Dehmel sie!) eine Auswahl in zwei Bänden, die den Dichterbaron in den weitesten Kreisen kompromittierte. Ihm folgte ein Hermann Friedrichs, der mit einer fast gleichzeitigen Publikation auf der freiherrlichen Briefleiter den Parnaß zu erklettern versuchte. Als dritte Liliencron-Briefsammlung erscheint nun soeben eine Sammlung von 130 Briefen, die ausgewählt sind aus mehr denn tausend Briefen, die Liliencron an Wilhelm Friedrich, seinem „ersten" Verleger in den Jahren 1882 bis 1900 schrieb. Das große Briefarchiv von Wilhelm Friedrich aus dieser Zeit ist seit Frühjahr d. J. dem Königl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig einverleibt, und Dr. Heinrich Spiero hat aus den dort befindlichen Liliencron-Briefmappen einen Band von 190 Druckseiten herausgegeben und dabei mehr Takt bewiesen als seine beiden Vorgänger. Er hat unter anderem die Geld-Jeremiaden des Poggfreder Baron auf ein kleines und erträgliches Quantum beschränkt und mit wenig Ausnahmen nur Briefe veröffentlicht, die ein allgemeines Interesse beanspruchen können und die wohl das Charakteristischste enthalten, was bisher über resp. von Liliencron gedruckt ist. Diese Briefsammlung zeigt Liliencrons dichterischen Werdegang von Anfang bis zu seinem Höhepunkt; sie enthält die Entstehungsgeschichte fast aller seiner Dichtungen. Die Briefe sind von unmittelbarer Naturfrische, sie zeigen die ganze impulsive Art Liliencrons, der drauflosschrieb „wie ihm der Schnabel gewachsen war". Die Schilderungen der schriftstellerischen Freuden und Leiden zeigen den stets von einem Extrem ins andere fallenden Menschen, der in der — Kellinghuser — Einsamkeit mit seiner „Weltunkundigkeit" kokettiert. Dieser Briefband ist für die Beurteilung des Dichters wie des Menschen Liliencron von höchstem Interesse. Vortrefflich sind die Schilderungen seiner Operation im Sommer 1887, wie die der Gründung und der Sitzungen des neuen Hamburger literarischen Vereins usw. Liliencron rechnete sich von Anfang an zu den „Jüngstdeutschen", und durch die bei Wilhelm Friedrich erscheinenden literarischen Zeitschriften: „Magazin" (seit 1879) und „Gesellschaft" (seit 1887) kam er mit allen den Stürmern und Drängern, deren Werke in diesem Verlage erschienen, in schnelle und intime Berührung. Seine Korrespondenz nahm ganz unheimliche Dimensionen an — es dürfte kaum einen Dichter geben, der so viel „Briefmarken" verbrauchte wie Liliencron. — In der Einleitung und in den Anmerkungen befinden sich leider eine Anzahl Irrtümer, die dem Herausgeber unterlaufen sind, auf die aber hier näher einzugehen nicht der Ort ist. Die Liliencron-Gemeinde wird an dieser Briefsammlung nicht vorübergehen können, und für Literaturbeflissene ist dieselbe von wichtiger Bedeutung, da sie die Entwicklung des Dichters während seiner ganzen schöpferischen Periode in seinen eigenen Worten gibt. Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800 000 Versicherungen.
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech.** Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

M. Kempinski & Co.

Weingroßhandlung
Berlin W., Leipzigerstraße 25

Tel.-Adresse: Austernbank -:- Fernsprecher: Amt I, 9581/88

Wir empfehlen als besonders preiswert:

Roten Bordeaux Wein
1907 er Chât. Bassalère Bassens
leichter angenehmer Tischwein per 1/1 Fl. Mark 1,–

Die Preise ermäßigen sich bei Abnahme von
25/1 Flaschen um . . . . . 5 %
50/1 Flaschen um . . . . . 7½ %
100/1 Flaschen und darüber um . . 10 %

Leere Flaschen und Verpackung werden bei franko Retournierung zu den berechneten Preisen zurückgenommen

Ferner:
Unsere eigenen Sectmarken infolge bedeutender Abschlüsse zu unveränderten Preisen

Niederlagen werden vergeben

▽▽▽

Unsere Abteilung für Austern und Caviar hat mit dem Versand begonnen

Lieferung für Berlin und Umgegend frei Haus, nach auswärts frei Bahnhof hier
Ausführliche Preislisten stehen zur Verfügung

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 46. Berlin, den 11. November 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Moderne Kreuzritter.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Nach längerer Karenzzeit wieder öfter, denn gut ist, als Redner auftretend, hat Wilhelm II. auch zu seinem Lieblingsthema „Die konfessionelle Uniformierung des Menschengeschlechtes" ein paar im Ton etwas strenge, aber gerade deshalb echt christliche Worte gespendet.

„Den Ungläubigen muß die Religion — beigebracht werden." Nachträglich hat man es mit Rücksicht auf die befreundete Türkei als „nicht so schlimm gemeint" hingestellt. Aber das glaubt niemand. Wir kennen nun unseren Kaiser lange genug und lassen uns von den Beschwichtungsräten nichts weißmachen.

Wilhelm II. ist (ohne Spott gesprochen) eine erfrischend ehrliche Natur. Was dieser König sagt, kam — daher auch seine souveräne Verachtung für die ihm von weisen Politikern so oft empfohlenen ministeriellen Bekleidungsstücke — noch stets aus der Tiefe seines Herzens.

Es ist ganz sicher, daß der Kriegszug der Italiener, den boshafte Chronisten freilich andauernd einen Raubzug nennen, in Wilhelm II. von vornherein ganz besondere Gefühle erweckt hat. Er ist als positiv Gläubiger an der Ausbreitung der christlichen Kirche ganz natürlicher Weise schwer interessiert. Die Formel „Christen gegen Ungläubige" hat für Wilhelm den Bekenner (auch wieder ohne Spott gesprochen) so etwas wie einen faszinierenden Zauber.

„Den Ungläubigen muß die Religion — beigebracht werden." Für die Entrepreneure selbst ist es ein kühl berechnetes Handelsgeschäft. Insonders ein Terraingeschäft, bei dem man die unterschiedlichen Quadratmeilen statt mit Geld mit so und so viel tausend hingemordeter Menschenleben bezahlt.

Aber Wilhelm II. denkt an das Religiöse dabei. Was für ein Glück für die Christenheit und was für ein besonderes Glück für die tripolitanischen Mohammedaner! Wenn sie jetzt wollen, können sie Christen werden. Die Kardinäle, die die italienischen Fahnen weihen, haben auch so etwas geredet. Aber das glauben sie natürlich selbst nicht. Sie sind als gute Kardinäle viel zu sehr moderne Politiker, um (noch heute) an das Schwert im Dienste der Kirche zu glauben. Aber Wilhelm der Bekenner ist echt. Wenn keiner diesen Kriegszug in religiöser Verklärung sieht, er tut es. So und so viel Menschen mehr werden sich künftighin zu Christum bekennen. Das beglückt Wilhelm II. Und das gab ihm den Elan zu dem Worte: „Den Ungläubigen muß . . ."

Wilhelm II. ist auch ein Temperament, und Temperamente gehen an dem Weltgeschehen ihrer Tage nicht mit Gleichgültigkeit vorüber. Er sieht als der religiöse Romantiker, der er ist, das für ihn feststehende Endziel: Mohammedaner, denen die Religion „beigebracht" werden muß. . . . . Aber er verfolgt als der interessierte Zeitgenosse, der dieser Nimmer-Müde immer war, auch die Kriegsberichte. Sie erzählen davon, wie in dem Augenblicke, da wieder einmal Europens vielgerühmte Zivilisation nach Afrika übergreift, es sich nicht umgehen ließ, Frauen und Kinder wie Hammel zu schlachten. Ob es ihn stört? Sicher. Man müßte ja kein menschliches Empfinden im Leibe haben. . . .

Aber was trennt den konfessionellen Fanatiker von uns weniger „streng" Gläubigen, die mehr nach des Menschen religiöser Kultur als nach seiner zufälligen Bekenntnisform fragen? Ihm (dem Fanatiker) ist die äußerliche Unterwerfung unter das Dogma der Kirche die Hauptsache. Und wenn heute eine wild gewordene Sodateska zwecks bequemerer Abschlachtung die Frauen ihrer Feinde wie Getreidesäcke zusammenbände, wenn sie sechsjährige Kinder auf Bajonette spießte und sich wie die Vandalen unter Geiserich aufführen wollte, sie hätte in den Augen einer gewissen mitteleuropäischen Minorität, deren geistiges Oberhaupt heute Wilhelm II. ist, immer noch das voraus, daß sie sich zur alleinseligmachenden Christenkirche und nicht zum „Unglauben" bekennt.

„Den Ungläubigen muß die Religion — beigebracht werden." Das ist nicht so schlimm gemeint, sagen die Räte. Und das ist auch gar nicht so schlimm. Was zählt ein bißchen Brennen und Morden, wenn einem, der ohne das Erlebnis

Digitized by Google

solcher christlich-europäischer Heldentaten bis zu seiner Tage Ende in der Nacht des Unglaubens dahingedämmert hätte, dafür die Religion -- beigebracht wird. Die Mohammedaner sind auch bereits dabei, sich dankbar zu erweisen. Während wir Christen unser Bekehrungswerk durch die Taten vor Tripolis beginnen, lehrt der kriegführende Ungläubige dafür dem mordenden Christen die -- Menschlichkeit.

Volksernährung und Weltwirtschaft.

Von

Otto Corbach (Charlottenburg).

Die Vermehrung des Reichtums der europäischen Nationen während der letzten Menschenalter erklärt sich hauptsächlich durch die Erschließung neuer, jungfräulicher Böden; denn trotz aller Steigerung produktiver Kräfte hängt unsere Bedarfsdeckung immer noch im wesentlichen von der Ergiebigkeit des Bodens ab, und nur die fernen jungen Länder, die eine unerhörte Vervollkommnung der Verkehrsmittel uns bequem erreichbar machte, konnten unsern Industrien genügend Rohstoffe und Nahrungsmittel liefern, um die immer stärker anschwellenden Arbeiterheere billig unterbringen, ernähren und kleiden und damit lohnend beschäftigen zu können. Mit Recht behauptet Sombart, das Tempo der Reichtumsvermehrung werde ganz erheblich verlangsamt werden, sobald es mit den jungfräulichen Böden einmal zu Ende gehe, besonders dann, wenn die Bevölkerung weiter so wahnsinnig anwachse, wie es in den letzten hundert Jahren der Fall war. Nun hat es allerdings mit jenem Ende vorläufig noch gute Weile.

In Kanada, Argentinien, Australien, in Aegypten und Kleinasien, im europäischen und asiatischen Rußland gibt es noch große Flächen, die in fruchtbares Ackerland verwandelt werden können. Die Erschließung dieser Gebiete macht auch gute, zum Teil rasche Fortschritte, natürlich ganz überwiegend zugunsten der Erzeugung von Weizen als der wertvollsten Getreideart. Wie kommt es aber, daß trotzdem die Gesamtweizenerzeugung der Welt seit dem Jahre 1902 nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar zurückgegangen ist? Sie betrug im Durchschnitt der Jahre 1902 bis 1905 407 Millionen Quarters (1 Quarter = 217,7 Kilogramm), 1906 bis 1908 dagegen 402 Millionen Quarters. Das ist nur dadurch zu erklären, daß sich anderwärts die Größe oder Ergiebigkeit der mit Weizen angebauten Flächen verringert. In den Vereinigten Staaten ist trotz steigenden Verbrauchs die Anbaufläche für Weizen in den letzten Jahren um fast 6 Millionen Acres vermindert worden, während 14 Millionen Acres mehr wie früher mit Mais angebaut wurden. Der Boden der Union ist eben teilweise durch Raubbau so ausgesogen, daß er für eine ergiebige Weizenerzeugung nicht mehr genug leistet. In den europäischen Kulturländern wurde der Landwirtschaft an und für sich Abbruch getan durch den Wettbewerb billiger und mit billigen Arbeitskräften bewirtschafteter überseeischer Böden, wie durch die Entwicklung von Industrien, die durch hohe Löhne und Kultur als Lockmittel dem Lande seine Arbeitskräfte abspenstig machten. Das beste Beispiel hierfür lieferte England, dort gibt es heute 30 Millionen Acres, die aus Acker- in Weideland verwandelt worden sind, und nur 10 Millionen Acres, die noch bebaut werden. 1851 kamen in England und Wales auf 1000 Personen 106, die in der Landwirtschaft tätig waren, gewiß schon nicht viel mehr, aber 1901 waren es nur noch 30 vom Tausend. Die gesamte Weizenerzeugung des Vereinigten Königsreichs reicht heute nicht einmal mehr für ein Fünftel der Bevölkerung aus; vier Fünftel, der Einwohnerzahl des eigentlichen England mit Wales entsprechend, sind von ausländischer Zufuhr abhängig.

Das Angebot von Weizen kann infolge all dieser Umstände mit der Nachfrage schon deshalb nicht mehr Schritt halten, weil in den alten Kulturländern verfeinerte Lebensbedürfnisse die breiteren Volksschichten immer stärker an dem Verbrauch dieser wertvollsten Getreideart teilnehmen lassen und weil auch die ostasiatischen Völker angefangen haben, Weizen den bei ihnen bisher üblichen minderwertigeren Nahrungsmitteln vorzuziehen.

Die Kulturpioniere, die der Weltwirtschaft neue jungfräuliche Böden erschließen, leisten also nur Danaidenarbeit, weil gleichzeitig in alten Kulturländern in eben dem Maße Ackerland verödet oder durch Raubbau an Wert verliert. Daher herrscht fast nirgends die Neigung vor, die landwirtschaftlichen Erträge durch gründlichere Bewirtschaftung zu steigern. In Rußland bewirtschaftet nach amtlichen Ziffern jede Bauernfamilie durchschnittlich siebenmal mehr Boden als in Deutschland. Aber man erntet dort 380 Kilogramm Korn pro Hektar und in Deutschland 1900. Man muß ein Viertel der Ernte als Saatkorn zurückstellen, in Deutschland genügt ein Zwölftel. In Deutschland erntet man, schon unter Abzug des Saatkorns, etwa 400 Kilogramm Getreide pro Kopf der Bevölkerung und man führt noch 50 dazu ein. In Rußland werden 330 geerntet; davon werden 80 als Saatkorn abgerechnet, 80 werden ausgeführt und es bleiben 170 Kilogramm pro Jahr und pro Kopf übrig. In den Vereinigten Staaten werden 890 Kilogramm, in Argentinien

Digitized by Google

750 Kilogramm Korn pro Hektar geerntet, also ebenfalls viel weniger als in Deutschland.

Man sollte meinen, die immer rascher ansteigenden Weizenpreise müßten darauf hindrängen, daß man auch in Rußland oder Amerika mehr und mehr zu einer gründlicheren, dem deutschen Beispiel nacheifernden Betriebsweise überginge. Es trifft aber fast das Gegenteil zu. In Deutschland wird die intensive Bewirtschaftung an und für sich nur ermöglicht durch hohen Zollschutz, „Liebesgaben" und überhaupt eine ausgesprochen agrafreundliche Politik. Trotzdem entwickelt sich die Industrie viel rascher als die Landwirtschaft, erhalten die Städte, als die Hauptsitze gewerblichen Lebens, immer stärkeren Menschenzufluß vom Lande, und die Wage der Politik läßt bereits die Schale der Industrie sinken. Die ganze moderne Kultur ruht auf einer billigen oberflächlichen Bodenbewirtschaftung. Nur politische Machtmittel können hier und da noch Ausnahmen von dieser Regel schaffen und dann immer auf Kosten der Kultur, wie Ostelbien beweist.

Es ist bezeichnend, daß Dr. Franz Oppenheimers Versuch, durch Gründung einer landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft eine mit freien politischen Verhältnissen verträgliche, denkbar intensivste Wirtschaftsweise in Deutschland einzuführen, noch im vorbereitenden Stadium an Kapitalmangel scheiterte. Zu einer Wiederholung wären, wie er selbst zugibt, viel, viel mehr Geldmittel nötig, wie ihm zur Verfügung standen. Das Kapital hat andere Passionen. Lieber überantwortet es in den modernen Industrieländern Hunderttausende und Aberhunderttausende dem gräßlichen Schicksal dauernder Arbeitslosigkeit, als es sich zu einer Kraftaufwendung entschlösse, wie sie eine innere Kräftigung der Landwirtschaft überall erfordern würde, lieber macht es die ungeheuren Arbeiterheere Asiens gegen die europäische Kultur mobil, als daß es zugunsten künftiger Generationen in der Heimat auf Augenblicksvorteile verzichtete. Arbeitslosigkeit in den Städten und Arbeitermangel auf dem Lande sind allenthalben in unserer Kulturzone anzutreffen, sogar in Rußland und selbst in Australien. Zu Beginn des Jahres 1908 wohnten 1 519 841 oder 36,21 Prozent der Bevölkerung des Commonwealth in Städten. 45,41 Prozent der Bevölkerung Südaustraliens sind in Adelaide ansässig, während London immerhin nur 19,26 Prozent der Bevölkerung Englands beherrbergt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika schickt sich das Kapital an, die Absatzmärkte Ostasiens und Südamerikas zu erobern, zugunsten eines Exportindustrialismus, der dem platten Lande in demselben Augenblicke Geld und Hände entzieht, wo die Landwirtschaft aufhört, mehr Nahrungsmittel zu liefern, als im Lande selbst verbraucht werden können, so daß bald die Notwendigkeit eintreten wird, Bodenprodukte zu importieren. Man läßt in diesem Jahre ruhig 80 000 Farmer mit 80 Millionen Dollars Kapital nach Kanada abwandern, um alle verfügbaren Arbeitskräfte bereit zu haben, den Bedürfnissen fremder Absatzmärkte zu genügen. Es ist derselbe Zug der Zeit, der in Rußland mit Hilfe auswärtiger Geldmächte ein Regierungssystem aufrecht erhält, dessen Steuerdruck in der Landwirtschaft die allerprimitivste Betriebsweise gestattet. Après nous le déluge ist die allgemeine Losung der herrschenden Gewalten in unserer Kulturzone, und der einzige Staatsmann, der die Gefahr erkannte, die damit unsrer Kultur droht, und deshalb alle Kulturstaaten zu gemeinsamer Abwehr veranlassen wollte, Theodor Roosevelt, hat seit nun drei Jahren den Präsidentensitz im Weißen Hause verlassen und steht dem Weltgeschehen nur noch als stiller Beobachter gegenüber.

Kinderschwüre.

Von

Max Völkers.

Das Gesetzbuch sagt vernünftiger Weise, Kinder und Minderjährige dürfen ihre Aussagen vor Gericht nicht durch einen Eid bekräftigen. Man weiß, daß Kinder im allgemeinen viel unverdorbener sind als Erwachsene. Aber man traut doch den Kinderaussagen vor Gericht nicht so recht über den Weg. Das hindert natürlich nicht, daß ein bisher Unbescholtener lediglich auf die Aussage eines Kindes hin um Ehre und Freiheit gebracht werden kann. Und das muß ja auch so sein. Wohin kämen wir, wenn gerade die sträflichsten Untaten, die Verfehlungen an unsern Kindern, deshalb ungesühnt bleiben sollten, weil zufällig nur Kinder die Tatzeugen sind?

Unsere Gerichte stellen sich in den weitaus meisten Fällen, in denen es sich um von Erwachsenen nicht gleichzeitig bezeugten Verführungsversuchen an Kindern handelt, auf Seite der nicht schwörenden, aber durchaus mit der Feierlichkeit eines Schwurs aussagenden Kinder. Eine schöne Beruhigung für alle, die selbst um ihre Kinder bangen. Aber auch gleichzeitig eine Beunruhigung für jene, die bei aller Sorge um das seelische Wohl unserer Kinder doch auch die Erwachsenen gegen Rechtskatastrophen geschützt wissen wollen.

Erst dieser Tage haben wir wieder von so einer lediglich durch eine Kinderaussage hervorgerufenen Katastrophe gehört. Ein Oberleutnant war auf einen bloßen Kinderschwur hin zur Aus-

Digitized by Google

stoßung aus dem Heere und zu mehrmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt. Nachdem er die Strafe abgebüßt, betrieb er das Wiederaufnahmeverfahren. In diesem Verfahren ward er, nachdem er alle Phasen einer bürgerlichen Entehrung durchgemacht, nachträglich freigesprochen. Die Aussage des minderjährigen Mädchens hat sich als falsch herausgestellt. Und da ein Kind mit falscher Aussage wohl einen Erwachsenen ins Gefängnis bringen, aber selbst für eine falsche Aussage nicht bestraft werden kann, hat die Urheberin nicht einmal weitere Unannehmlichkeiten für ihr Tun zu erwarten.

Es ist ein hübscher Zufall, daß mit gleicher Post noch eine andere Nachricht kommt. Die hochwichtige Frage, ob die von den Herren Schulinspektoren in Strafsachen protokollierten Aussagen der Schulkinder, was die Reisespesen angeht, von der Schulbehörde oder der Justizverwaltung zu bezahlen sind, ist zugunsten der Gerichtskasse entschieden. Die Spesen für Kinderschwüre hat fortan die Schulbehörde zu tragen. Auch in dieser Frage zeigt es sich, wie sehr man heute mit Kindern als Zeugen rechnet.

Kinder als Zeugen ... Wo ist das Kind, das auch nur nach vierundzwanzig Stunden wirklich genaue Angaben über ein Geschehnis machen, das ein Zwiegespräch wiedergeben und erlebte Wahrheit von eigener Dichtung trennen kann? Was ist unkindlicher als kühle Objektivität? Was dem Kinde fremder als die Fähigkeit, Einzelheiten auseinanderzuhalten? Es wäre lächerlich, hier mit Unverdorbenheit und anderen Vorzügen des Kindesalters aufzuwarten. Nicht das naive Gemüt, sondern der noch ungeschulte Blick entwertet das Kinderzeugnis. Das alles ist so selbstverständlich, daß es kaum gesagt zu werden braucht. Wer denkt an diese spezifischen Kindereigenschaften, wenn es gilt, einen Beschuldigten zu „überführen"?

Die Schulinspektoren reisen, wie es die Verfügung in Sachen der Spesen erweist, als bessere Untersuchungsrichter im Lande umher und helfen mit an Rechtsentscheidungen schmieden, in denen oft genug das Sein und Nichtsein einer geachteten Existenz auf die Aussage von Kindern gestellt wird. Man tue also einen Blick in die Chronik der preußischen Schulen. Hier lernt man ganze Tragödien kennen, in denen Kinder als Zeugen die Hauptrolle spielen. Noch unvergessen ist der Fall eines preußischen Volksschullehrers, der die Schöpfungsgeschichte als Sage behandelt und sich auch sonst in der Religionsstunde freier gegeben hatte, als es die heute geltenden Vorschriften zulassen. Die Schulbehörde wehrt sich dagegen. Man mag darüber streiten, ob ein allzu eng gefaßter Religionszwang im Interesse einer wirklich religiösen Erziehung liegt. Aber was tat der Herr Pfarrer, der als Ortsschulinspektor die Voruntersuchung zu führen hatte? Wie sammelte er das Material? Er vernahm sechs- und siebenjährige Kinder; Kinder, von denen die allerkleinsten kaum ihren Namen richtig schreiben konnten. „Hat der Herr Lehrer nicht gesagt, daß die Geschichte von dem Paradies nur ein schönes Märchen ist?? ... Hat er nicht gesagt, es gibt keine Hölle?" Der gestrenge Herr als Untersuchungsrichter sieht das Kind durchdringend an. Das Kindesherz fängt an zu klopfen. „Nun, wie war's? Heraus mit der Sprache! Hat der Herr Lehrer nicht gesagt, was ich eben sagte?" Das Kindesherz klopft noch lauter. Der Herr Kreisschulinspektor sieht so streng aus. „Ja, ja, der Herr Lehrer hat's gesagt." Wer kennt das nicht? Fast weinend pflegen Kinder solche Aussagen zu machen. Und dann erhärten sie es. Dann bleiben sie dabei, und wenn sie jetzt auch hundertmal gefragt werden, ob sie sich nicht irrten. Denn sie müssen doch die „Wahrheit" gesagt haben. Der Herr Kreisschulinspektor aber nimmt diese Aussagen ruhig zu Protokoll. Schreibt es hastig mit der für Kinder unleserlichen Handschrift des Erwachsenen nieder. Und nun wird's ihnen vorgelegt. Kein Kind begreift's. Kein Kind versteht, um was es sich eigentlich handelt. Aber jedes gehorcht aufs Wort. Jedes schreibt mit zitternden Händchen unter das „Protokoll" seinen Namen. Der Herr Kreisschulinspektor aber geht hin, beantragt auf diese „Zeugenaussagen" die Amtsentsetzung des Pädagogen und hat — Erfolg.

Es sei zugegeben: so blind wie hier wird so leicht kein untersuchender Kreisschulinspektor wieder sein. Aber wer wüßte es nicht aus seiner Schulzeit, wie wichtig man sich als Kind, zum Zeugnis gegen Erwachsene angerufen, vorkommt, und wie leicht man dabei vermeintliches Unrecht vergilt?

Wie Kinderaussagen auch vor Gericht oft übermäßig ernst bewertet werden, ist bekannt. Da wurde ein bisher unbescholtener Mann bezichtigt, ein achtjähriges Mädchen unsittlich berührt zu haben. Der Mann beteuert seine Unschuld. Weitere Zeugen sind nicht vorhanden. Wir erlebten es, den Angeklagten zu schwerer, entehrender Strafe verurteilt zu sehen!

Eine Beispielsammlung von Verurteilungen, die bei Disziplinaruntersuchungen im Schulleben und bei Verhandlungen in Gerichtssälen schließlich auf Kinderaussagen zurückzuführen sind, würde erschreckendes Material liefern, und nichts ist dringender als schleunige Abhilfe in dieser Frage. Wie jetzt Kinderaussagen in Preußen gewertet werden, ist's Unfug. Wenn kein anderes Beweismaterial vorhanden ist, dann sollte nur in den allerseltensten Fällen eine Verurteilung auf solche Aussage hin möglich sein. Natürlich

Digitized by Google

— die Werdenden sind wichtiger als die Gewordenen, die Zukünftigen mehr als die Gegenwärtigen. Nur als Zeuge ist es minderwertig. Es weiß noch nicht, was Verantwortung ist, und Objektivität ist eine Tugend, die selbst Erwachsene sich erst allmählich erobern.

Monomania erotica Freudiana.

Von

Dr. Theodor Lessing,

Privatdozent für Psychologie in Hannover.

Vor mir liegt ein Buch: Freuds Neurosenlehre. Nach ihrem gegenwärtigen Stande zusammenfassend dargestellt von Dr. Eduard Hitschmann, Wien, Franz Deuticke, 1911. Ein schlecht stilisiertes Buch, primitiv in der Methode. Es bietet jedoch Gelegenheit, einige skizzierende Bemerkungen zu machen zu einer modernen Theorie, welche, zumal unter den jüngeren Nerven- und Irrenärzten, einer großen, immer noch wachsenden Jüngerschar sich erfreuen kann und soeben auf Tagungen in Würzburg und München lebhaft debattiert worden ist.

Der Einzug der Psychologie in die Seelenheilkunde (so paradox und wunderlich das klingen mag), ist erst neueren Datums. Vor einem Menschenalter war noch Neurologie wie Psychiatrie eine unpsychologische Wissenschaft. Man diagnostizierte und kurierte auf Grund physiopathologischer Erwägung. Das ist heute anders. Aber weil die medizinische Psychologie jung ist, darf man sich nicht darüber wundern, daß der psychologisierende Arzt (besonders auf dem subtilen Gebiet der Sexualpathologie), in einer Begriffswelt lebt und eine Sprache spricht, welche einer zarteren, tieferen Seelenkunde erscheinen wird, wie die Denkart eines Alchymisten dem modernen physikalischen Chemiker. Gleichwohl hat diese Frühzeit ihre Vorzüge. Mehr durch Intuition und Gefühl geleitete Menschen hatten in der Alchymie einen weiteren Spielraum zur Theorieenbildung als in der heutigen exakten Wissenschaft. Und so geschieht es, daß durch Wust und Primitivismen hindurch man dennoch immer wieder zurückkommt auf die einzelnen genialen Lichtblitze; etwa bei Paracelsus oder Telesius.

Aehnlich stelle ich mir die Rolle vor, die in einer künftigen psychologischen Neurologie den Schriften und Reden jener Schule vorbehalten ist, welche im Augenblick viel Interesse für sich gewann und eine eigene praktische Methode, die psychoanalytische gefunden zu haben behauptet. Der erkenntnistheoretisch fundierte Charakterologe wird über die Ahnungslosigkeit dieser Halbphilosophen und Dreiviertelmediziner oft empört sein, oft geduldig lächeln. Dennoch finden sich, zumal in den Werken Sigmund Freuds, des Begründers dieser neuen Richtung, manche wertvolle Hinweise und Ansätze. Mit ihnen wird für die Psychiatrie und Neurologie eine psychologische Epoche angebahnt, welche freilich die Beziehung zwischen Seelenheilkunde und Medizin ähnlich lockern muß, wie etwa die Beziehung zwischen Theologie und Seelsorge sich gelockert hat. Zunächst wird darunter eine im Augenblick noch alleinselig machende Methode leiden, die zumal Emil Kräpelin zum Siege gebracht hat. Das Wesentliche der Kräpelinschen Psychiatrie ist dies, daß sie Krankheitsverläufe schildert, scharfumrissene pathologische Typenbilder. Damit ging sie hinaus über eine veraltete deskriptive Psychiatrie, welche „katalogisiert", d. h. geistige und seelische Erkrankungen, die sie übrigens nicht gebührend scharf auseinanderhält, einfach mit einer griechisch-lateinischen Etikette versieht. Dieses kindliche Medizinervergnügen am griechisch-lateinischen Dingwort ist freilich noch nicht ganz ausgestorben. Mancher Mediziner glaubt, von der Seele etwas zu verstehen, wenn er psychopathologische Tatbestände statt mit dem Wort seiner Muttersprache mit einem Fremdwort im Küchenlatein bezeichnet. Etwa statt zu konstatieren, daß jemand schwache Nerven hat, von ihm sagt, er sei Neurastheniker oder statt von Verknüpfung der Vorstellungen von Assoziationen spricht oder gar in aller Naivität gewohnter Körpersprache von Fasern und Gehirnbahnen redet, welche Assoziationen leiten, von Zellen und Neuronen, in denen Vorstellungen sitzen und dergleichen Tollheiten mehr. Ja, es wird noch lange dauern, bis man sich abgewöhnt den Anfall Attake, die Ohnmacht Kollaps, die Jugend infantil, das Alter Senium und den konstatierten Tod seiner Patienten Exitus letalis zu benennen. Bis dahin möge sich kein Nachdenkender, auch nicht durch die schönste griechisch-lateinische Paradeformel, über das wahre Maß von Seelendurchleuchtung und Menschenkunde in der heutigen Medizin täuschen lassen. Die reine Psychologie von Hume bis auf Wundt und Lipps verfügt über die größte Fülle zarter Unterscheidungen und Begrifflichkeiten, die zu erwerben und zu durchbluten die Hingabe eines Lebens fordert. Der praktische Arzt, der auf der Hochschule wenig Psychologie erfahren hat, schon darum, weil echte Psychologen auch unter Professoren der Psychologie rar sind, möchte naturgemäß etwas haben, was leichter erwerbbar und schneller verwendbar ist. Da kommt ihm nun ein Notstandsbau wie die Freudsche Begriffswelt sehr zu paß. Sie befähigt, alles Weh

Digitized by Google

und Ach der Seelenkrankheiten aus einem Punkte zu kurieren.

Dieser Punkt (was sollte es wohl anders sein?) ist die Sexualität. Wer sich in die im Kern höchst einfachen Formeln der Freudianer versenkt, wundert sich, daß es noch so etwas wie pädagogische Psychologie, Psychodiagnostik, Charakterologie geben mag.

Die Neurologie hat ja glücklich die Lösung der Seelenrätsel gefunden. Verkappte, verkniffene, per-, in-, transvertierte, allegorisch entäußerte, detraktierte oder sublimierte, universelle oder idiopathische, unbewußte oder halbbewußte Erotik, das ist der Kern aller Dinge. Alle Pathologik der Seele wurzelt in Libidinismen.

Schon der Säugling (Freud sagt fast jeder Säugling) ist -- Onanist. Bis zum dritten Lebensjahr onanieren die Menschen. Und auch das Saugen der Neugeborenen ist eigentlich eine — sexuale Handlung, mit Wollust verknüpft. Dieser Zusammenhang macht unter anderem klar, daß Eßstörungen, Schnüren im Halse, Globus, Erbrechen der Hysterischen, mit Sexualbetätigungen zusammenhängen. Aber auch der Darm und After hat seine Erotik, daher darf und muß der Psychoanalytiker z. B. Darmwinde, Verstopfung usw. eventuell auf Sexualneurotik ansprechen.

Im übrigen ist dieses Wort Sexualneurose ungefähr so pleonastisch wie nach Heine das Wort Liebeswahn. Denn wie alle Liebe schon ein Wahn ist, so gibt es keine Neurose, welche nicht nach Freud sexuell wäre.

Mit heiligem Ernst wird auch das nervöse Asthma als geheime Sexualneurose entschleiert. Das nächtliche Aufschrecken der Kinder ist nicht minder ein Sexualeffekt als ein Schluckauf, Bettnässe oder Obstipation. Der epileptische Anfall (man höre und staune) ist „ein lavierter Geschlechtsakt". Wenn z. B. der Epileptiker im Anfall (der Mediziner sagt Attacke) seine Arme nach rückwärts wirft (der Mediziner sagt arc de cercle), so ist das natürlich ebenfalls eine Erscheinung, die nur vom sexuellen Gesichtspunkt aus - man vergleiche hierzu die betreffenden Stellen eine „natürliche" Erklärung finden kann. Ahnt man die ganze Feinheit dieser Seelenanalysen? Die Beziehung zur Hysterie? zur Konversion der Affekte? Ach, wo nicht überall wittert die Monomania erotica Freudiana den geheimen Erotismus?! Da jede Schwächung, Erschöpfung, Ueberreizung, Lähmung des Gesamtnervensystems zuallererst in der zentralen und allerempfindlichsten Sexualsphäre sich geltend macht, so steht ja im Prinzip nichts dem im Wege, daß der Nervenarzt jede Neurose an diesem e i n e n Punkte angreift. Und wenn er sein psychoanalytisches Versuchskaninchen gehörig aushorcht, so wird er zweifellos ohne Ausnahme auf sexuelle Vorstellungen stoßen. Erstens deswegen, weil diese Vorstellungen überall, bei jedem kranken und bei jedem gesunden Menschen eben da sind. Und zweitens deswegen, weil „erotisch betonte", d. h. stark lustgetönte oder aber widerwillig aufgenommene Vorstellungen zu denen gehören, welche die stärkste Tendenz haben, Aufmerksamkeit, d. h. psychische Energie an sich zu reißen.

Der zartbesaitete Psychoanalytiker kann also ganz sicher sein, daß er ausnahmslos etwas Libidinöses aus dem Unbewußten in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit hinauftreiben kann. Diese angenehme Theorie ist ihres Sieges gewiß.

Kommst du nun zu einem „Psychoanalytiker", so wird er z. B. deine Träume explorieren.

Du hast etwa von deinem Maturitätsexamen geträumt, was sicher des öfteren vorkommt. Nun, es beweist, daß deine Phantasie von geheimer Sexualangst durchsetzt ist. Angstneurose sagt der Jargon, oder noch schöner: Phobie. Denn Maturum bedeutet (lies es in Dr. Hitschmanns Buche nach) geschlechtliche Reife oder Potenz. Der gebildete Freudianer wird also sogleich wissen, was er zu denken hat. Man lese nur, was Hitschmann in diesem Zusammenhang über die Bedeutung eines im Traum erscheinenden Stiefels und einer geträumten Landschaft sagt.

Gespenster, Räuber sind „Reminiszenzen an nächtliche Besucher, die das Kind seinerzeit aus dem Schlafe geweckt haben, um gesundheitsschädliche Akte zu verhindern" (sic!).

„Dosen, Schachteln, Kästchen, Schränke, Oefen, Wagen entsprechen dem Frauenleibe, Zimmer im Traum sind zumeist Frauenzimmer, (welch geniale Sprachetymologie des Traumes!) . . . Der Traum, durch eine Flucht von Zimmern zu gehen, ist ein Bordell- oder Haremstraum . . ." (wörtlich zitiert aus Hitschmann, S. 69).

Also, sagen wir kurz: es gibt nichts, was etwas anderes „bedeutet" als Sexualgelegenheiten und -Angelegenheiten.

Träumst du, unseliger Neurotiker, nun aber etwa überhaupt nicht, so ist das erst recht verdächtig und beweisend für die Theorie. Denn es handelt sich nach Freud wahrscheinlich um „ein unbewußtes Nichtbeachtenwollen der Träume." Es ist also erwiesen, daß bei dir eine psychische Verdrängung, Verdichtung, Verschiebung besteht. Du beherbergst dir unbewußte, „überdeckte" oder „abgedrängte" „psychische Komplexe". (Namentlich psychische Komplexe ist ein schönes, nettes Wort.)

Die mechanistische Roheit und Willkür dieser von aller intuitiven Psychologenkunst verlassenen Theoretik liegt auf der Hand. Kindlich seelenabergläubisch (und schlimmer noch als die naive Philosophiererei über eine Mutters- und eine

Digitized by Google

Vatershälfte der Menschenseele) ist Freuds Dogma, daß „Vorstellungen" in der Seele sich sozusagen an Affekte daranheften, oder daß umgekehrt Affekte die Vorstellungen sozusagen heiraten. Hinterher verzanken sich dann die Vorstellung und der Affekt. Und dann „hängt" sich der Affekt an eine andere Vorstellung oder umgekehrt eine Vorstellung erwischt in ehebrecherischer Umarmung einen verkehrten Affekt. Der Psychoanalytiker aber findet nun heraus, zu welcher richtigen Vorstellung der richtige Affekt gehört.

Noch dürftiger vielleicht ist eine andere Grundposition Freuds. Es gibt in der Seele sozusagen zwei Etagen. Ein Souterrain, da wohnen die Triebe (darunter versteht er natürlich den physiologischen Geschlechtsimpuls), und ein Oberstübchen, in dem wohnen sehr vornehme, aber arme Herrschaften, z. B. die Zivilisation, die Kultur usw. Ist es im Oberstübchen nicht ganz richtig, so steigt der kluge Arzt zunächst einmal ins Unterstockwerk und sieht nach, was dort „die Triebe" machen. (Die denkt sich der Freudianer als blutlüsterne Hunde an einer Kette.) Diese Art kindlicher Psychologie: hie Trieb, hie Intellekt, macht sich wirklich die Sache zu leicht. Denn jede kulturelle Veränderung am Menschen ist eben Intellektualisierung und Vergeistigung des Trieblebens *selbst*. Man darf sich nicht etwa vorstellen (diese Vorstellung stammt aus Christentum und Askese), daß z. B. das Schönheitsbedürfnis oder die moralische Billigung sich mit dem Geschlechtsverlangen „assoziiert", sondern der ästhetische oder der ethische Trieb hat den geschlechtlichen in sich aufgenommen und aufgearbeitet. Es besteht also kein Zweierlei. Mit dem billigen Dualismus: hie menschliches Instinktleben, hie Geistesleben, kann man wahrhaftig nicht, wie die Freudianer glauben, „Kulturpsychologie" reformieren.

Eine besondere Rolle spielt bei Freud der unglückliche Begriff „Verdrängung". Er hält im neurologischen Jargon der Schule überall her, wo die direkte Interpretation der Neurose unter Optik der Sexualschnüffelei nicht möglich wäre. Ich beschäftige mich mit Briefmarkensammeln, Froschfangen, Strümpfestopfen oder sonst womit, da ist es ja immer möglich und statthaft, anzunehmen, daß ich als Neurotiker das tue, etwa um ein in früher Jugend erlittenes Sexualtrauma zu vergessen, zu betäuben, zu verdrängen. Jede Art Reizbarkeit und jede beliebige Gedankenrichtung kann ich zur Not interpretieren als umgewandelte (man sagt natürlich netter transformierte) Sexualität. Sucht man das „Trauma", so findet man es auch. Denn welcher Mensch hätte nicht irgendein „psychisches Trauma" erlitten? Dabei vergißt diese Sorte Seelenergründung, daß jedes Cachet der Orientierung, jedes apriorische Präjudiz oder schlicht gesagt, daß der „Gesichtspunkt" des Psychologen in die Resultate seiner Seelenanalysen miteingeht. Was Herr Freud oder sonst irgendein anderer Mensch von Seele und Seelenleben und was er von Sexualität weiß, das weiß er zunächst nur aus seinem Seelenleben und nur von seiner eigenen Sexualität. Es ist eine Scheinheiligkeit so manches Psychologen, daß er glaubt, seine „Psychoanalysen" an anderen vorzunehmen. Psychologie des fremden Ich ist nie etwas anderes als Einfühlung und nachfolgende Selbstanalyse des eigenen. Es ist eine weit schlimmere Scheinheiligkeit der Sexualanalytiker und Geschlechtspsychologen, daß sie den orientierenden Zentralbegriff ihrer Art von Orientierung schlankweg für einen empirisch gefundenen Tatbestand halten. . . Die systematisierende Zentrierung aller psychopathologischen Probleme um das eine Moment Sexualität erinnert mich gar sehr an einen ähnlichen Unfug, der in der Theorie der Gefühle noch oft üblich ist. So wie man sämtliche Gefühle wohl als „Modifikationen von Lust und Unlust" erläutert hat, so kann man billig auch sämtliche Neurosen als Modifikationen der Sexualneurose erläutern. In Wahrheit aber verhält es sich so, daß Lust und Unlust überhaupt keine „Gefühle" sind, sondern Tönungen, und als solche eben jeglichem Gefühle inhärent. Und dem entsprechend ist die Sexualität des Psychischen nicht ein Bewußtseinsinhalt, sondern eine spezifische, bald stärkere, bald undeutlichere und niemals völlig fehlende Färbung jedes beliebigen Bewußtseinsinhalts. Und da immer in einem geschlechtlich charakterisiertem Menschen diese erotische Konstante (neben anderen Konstanten) da ist und keinerlei Erlebnis auftauchen kann, das nicht Wurzeln auch im Sexuellen hat, so ist es ein ungemein billiges Vergnügen für philosophisch dilettierende Mediziner, alles und jedes aus Sexualität zu „erklären" und „herzuleiten". Wo es gilt, Wesenszusammenhänge zu durchschauen, greifen sie sofort zu der Dilettantenmethode der genetistischen, evolutionistischen „Ableitung". Es besteht z. B. die psychologische Tatsache, daß alles Vergessen ein Mittel ist, um Störendes abzuwälzen (eine Folgerung aus dem allgemeinen Gesetze der psychischen Stauung und Entwirkung), es besteht ferner die andere Tatsache, daß freie Assoziationen auf ein beliebiges Wort mich *immer* auf etwas mir Unliebsames und Verdrängtes hinführen (weil dieses die größte Energie besitzt, sich in die Aufmerksamkeit einzudrängen). Freuds Schule konfundiert diese beiden Tatbestände. Die ungemein feine geistvolle Art, mit der Freud selber die Assoziationen seiner Patienten auf „verdrängte Komplexe" hin zu interpretieren weiß, charakterisiert zunächst das Bewußtsein des Interpretators, nicht aber des Patienten. Hier täte

Digitized by Google

eine exaktere Psychologie not an Stelle zahlloser hübscher Krankengeschichten und Anekdötchen.

Ich will mich verpflichten, sämtliche Neurosen, ja jede beliebige seelische Erkrankung etwa aus „gehemmtem Selbstgefühl", „erkranktem Machtwillen", „gestörtem Drang zur Vereinheitlichung", „versetztem Trieb zur Selbsterhaltung", „unüberwindlicher psychischer Stauung" oder aus irgendeinem andern genügend weit gefaßtem Grundprinzip zu erklären. Die Herleitung der Neurosen aus verwandelter Sexualität ist ein ähnlicher Einfall. Er wäre indes als praktische Arbeitshypothese, in all seiner Grobdrähtigkeit brauchbar, und es läge nicht der mindeste Anlaß vor, dieses zentrierende Prinzip durch irgendein anderes, nicht minder allgemeines zu verdrängen, wenn nicht der große Zauber, den alles Schwätzen über Erotik für jedermann naturgemäß hat, dahin führte, daß die Einseitigkeit dieser neuen Neurologie die zartesten seelischen Probleme ungerecht vergröbert.

Gelingt nun die „Psychoanalyse" aus Verdrängung, Verschiebung, Konvertierung des Sexuellen etwa nicht, so hat die Freudsche Psychologie ihre Hintertürchen. Zum Beispiel das treffliche Kautschukwort „Ueberdeterminiertheit" oder auch „Ueberdeutung". Kann man z. B. eine Hysterie nicht glatt aus geheimer Libidinosität der Versuchsperson illustrieren (meistens gelingt das sehr gut, denn mit wie primitivem Seelenleben haben es diese Neurologen zu tun), so kann man immer noch sagen, daß Sexualität eben ein Moment neben andern sei. Man sagt dann: der Fall sei „überdeterminiert" (ein Schicksal, das die Neurose übrigens mit jedem beliebigen Ding der Welt teilt). Diese Unlogik schätzt man dann vielleicht obenein als besonderen Undogmatismus, als Weitherzigkeit der neuen Theorie. Hier wäre aber der Punkt, an dem eine weniger skizzenhafte Kritik der Freudschen Richtung, als ich hier geben kann, vor allem andern Halt gebieten müßte. Freud nämlich glaubt an das hölzerne Eisen, an die psychische Kausalität. Er ist überzeugt (und das ist wohl die notwendige Voraussetzung seiner Lehre), daß alles psychische Geschehen, welches er sich, wohlgemerkt, als vorbewußt oder, wie er unrichtig sagt, als unbewußt, ja als „zeitlos" vorstellt, am Leitseil der Kausalität entlang laufe. Hier offenbart sich viel Unklarheit in den Elementen. Die gedachten Phänomene sind ja nicht das psychische Erlebnis selber. Das Erlebnis kann doch wohl erst „determiniert" und „nezessitiert" sein, sobald und insofern der Psychoanalytiker es denkt. So wird denn wohl auch der naivste „Psychoanalytiker" schließlich nicht umhin können, vor dem Aufstellen psychologischer Theorien seinen eigenen Denkapparat und seine Begriffswelt einer kritischen Kontrolle zu unterziehen. Dann erst dürfen wir uns, auch als Mediziner Psychologen nennen.

Da es indessen zunächst darauf ankommt, dem praktischen Arzte eine gewisse Summe orientierender Grundgedanken mitzugeben, damit er bei vielbeliebten und noch vieldeutigen Sprachlauten wie Hysterie, Neurose, Depression, Phobie, Neurasthenie usw. sich psychologisch-bestimmtes denken kann und ein Gerüstwerk hat, um welches seine recht unentwickelte Seelenkunde aufrankt, so soll die Freudsche Lehre (deren Urheber unvergleichlich reicher und geistiger ist als sein Jünger) uns willkommen sein, dreifach willkommen, wenn durch ihre Hilfe seelenkranke Menschen gesund werden. Erfolgreich und anwendbar ist sie sicher. Erfolgreich schon darum, weil heute alles Erfolg hat, was sich auf das Sexuelle bezieht. Anwendbar, weil jedes höchst allgemeine Prinzip für eine Systematisierung mannigfaltiger Tatsachen anwendbar ist. Ein Anlaß zur Fronde gegen die neue Sorte „Psychoanalytik" ist nur dann und nur insoweit gegeben, als eine psychologisch primitive Denkart sich anmaßt, letzte Seelengründe mit ein paar armseligen Einblicken ins Sexuelle verstehen lehren zu wollen. Dort scheint mir Widerspruch am Platze, wo mit unpsychologischen, der konkreten Sinnenwelt entnommenen Begriffen, ja zuweilen mit anatomisch-medizinischer Bezeichnung das Unausschöpfliche, Irrationale auf das Verständlich-Allerverständlichste „zurückgeführt" wird. Glaubt man den Künstler, den Dichter, das Genie mit sogenannten Pathographien ausschöpfen zu können, so beginnt das Recht zur Fronde gegen die Kompetenzüberschreitung der medizinisch orientierten Spekulation. Die Lähmung schöpferischer Kräfte, die Verarmung und Vernüchterung, die geheime Feindseligkeit gegen das Ungewöhnliche und Abseitige zeigt sich immer neu an dieser Kategorie von Pathographik. Es gibt keinen neueren Dichter, keinen großen Musiker, den nicht irgendein frischer und anstelliger Kopf bereits vorgenommen und pathographisch analysiert hätte. Und daß eine Pathographik der großen Denker, z. B. Kants, Schellings, Fichtes noch ermangelt, das liegt nicht etwa daran, daß eine Pathologisierung auch dieser Typen unmöglich ist, sondern daran, daß die Bildung und Lektüre psychoanalytischer Mediziner vorläufig noch in den anmutigeren, weniger schwer zugänglichen Gefilden der schönen Literatur halt macht. . . . Selbstverständlich haben die Möbius und Lombroso recht. Recht in dem Sinne, in welchem man (paradox gesprochen) schließlich die Erfindung der Infinitesimalrechnung auch aus der Gallenblase Newtons „erklären" kann. Die Reduzierung des Unausdeutbaren, das nur der Kongeniale nacherlebt, auf die paar Reflektionen unserer klugen und listigen Urteilskraft verbirgt aber im Kerne die bekannte geheime Verschwörung

Digitized by Google

der Talente gegen das Genie. Auch ist kein Zufall, daß die unehrfürchtige Betastung seelischen Adytons aus dem Urteile- und Machtbedürfnisse der im Kern nicht produktiven Intelligenzen erblüht und daß just die Intellektuellen heute in dieser Art Psychoanalytik ihre Force haben. Kein Zufall, daß die Erfinder und Vertreter der Psychoanalytik zu mindestens sechzig Prozent dem Volk der Talente entstammen. Ehe wir hier weitergehen, versäumen wir nicht, uns selbst zu analysieren, denn Psychologie war nie etwas anderes als das Selbstbekenntnis des Psychologen*).

Der Mitgiftjäger.

Von

Ernst Riemann.

Ob er nicht auch einmal einen Frühling gehabt, in dem er aus Liebe zu einem schönen und herzklugen Weibe alle Entbehrungen der Welt auf sich genommen hätte, weiß ich nicht.

Aber das weiß ich: Nie habe ich einen Menschen gekannt, der sich so mit der ganzen Kraft eines reinen und biederen Gemütes nach einer Frau sehnte. Nach einer netten und schönen Frau, die aber möglichst viel — Geld haben mußte.

Das ist gewiß nichts Merkwürdiges. Von einem gewissen Alter an — Oberlehrer Klimpel war schon hoch in den Dreißigern — sehnen sich ja die meisten Männer nach Aehnlichem. Aber bei ihm war die „reiche Frau, die er mal ganz sicher finden würde", das A und O seines Denkens.

Es ist nicht übertrieben: Wenn er nicht gerade in der Schule zu unterrichten oder zu Hause Hefte zu korrigieren hatte, beschäftigte er sich täglich und stündlich damit, in dem großen, „fürchterlich großen Berlin", wie er zu sagen pflegte, nach einer reichen Zukünftigen zu fahnden.

Er suchte sie überall. In den paar Familien, in denen er, der zugereiste Junggeselle in den besten Jahren, bei der mangelhaften Berliner Geselligkeit allmählich Zutritt fand. Auf den winterlichen Kostümfesten, zu denen er sich, von Natur aus alles andere denn ein Adonis, höchst lieblich anzusehen, in Wadenstrümpfen und bloßen Knien begab, immer in der stillen Hoffnung, sich hier — das sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er sie nicht endlich fände! — im Schweiße seines Angesichts das schöne Mädchen mit Geld zu ertanzen. Auf den Wohltätigkeitsfesten, bei denen er, wenn man ihn dafür nur der Tochter eines wirklich und wahrhaftig reichen Mannes vorstellte, gerne sein letztes Goldstück hinwarf. Kurz, er tat alles, was ein Junggeselle in seiner Lage und mit seinen edlen Absichten nur tun konnte. Wenn er dabei immer älter ward und mit dem ständigen Suchen und Forschen schon kostbare Jahre verloren hatte, so war das nicht seine Schuld, sondern es war die Tücke des „Objekts", wie er, der philosophisch Gebildete, in den nicht seltenen Momenten der Mutlosigkeit seine Zukünftige zu nennen pflegte.

Dabei litt er an Stimmungen. Ich sehe ihn noch heute, wie er dann da saß in unserem Stammtischlokal, in dem wir damals — er immer über den „Wirtshausfraß" jammernd und von den Tafelfreuden Verheirateter schwärmend — zum Abend aßen.

„Sie müssen heiraten," sagte ich einmal zu Anfang unserer Bekanntschaft, nicht ahnend, daß ich damit an den Schmerz seines Daseins rührte.

„Heiraten, wem sagen Sie das? Seit zehn Jahren bemühe ich mich darum. Aber ich finde keine Frau . . ."

„Na, das ist noch besser. Ein Mann in guter Stellung wie Sie."

„Ja, ich kann nicht die erste beste heiraten. Sie muß mindestens hundert Mille haben. Und die finde ich nicht . . . ."

„Das haben Sie auch gar nicht nötig. Sie haben Ihr bescheidenes, aber sicheres Auskommen."

„Nein," sagte er. „Ich bin kein Dummkopf. Die Heirat ist noch die einzige Karte, die will mit Ueberlegung ausgespielt sein. Ja wohl, mit Ueberlegung . . ." Und dann beschrieb er mir sein künftiges Lebensglück, wie er es sich dachte und wie sich das so wunderschön machen würde, wenn zu dem sicheren Gehalt noch die viertausend Mark Zinsen seiner noch zu findenden Frau — er hatte es sich genau ausgerechnet — hinzukommen würden. Es war ein gar seltsames Lebensglück, nach dem er hungerte. Es bestand in zwei Klubsesseln für sein Arbeitszimmer, aus wirklich echten Teppichen, aus einer stets wohlgedeckten Tafel und aus einer großen, großen Reise jedes Jahr. „So oder gar nicht," sagte er zum Schluß seiner Beschreibung, bei der einem allerdings das Wasser im Munde zusammenlief, so genau malte er mir die sorglos dahin plätschernde Lebensführung eines Mannes vor, der weise und klug genug ist, es bei einer eventuellen Verehelichung unter so und so viel tausend Mark Minimum nicht zu tun. Weitere Jahre vergingen. Oberlehrer Klimpel gönnte sich keine Ruhe. Er suchte unentwegt weiter. Er suchte ohne Unterlaß. „Jeder Mann hat einmal im Leben die Gelegenheit, mit einem

*) Vgl. zu diesem Aufsatz Th. Lessing: Der fröhliche Eselsquell: Der süße Schmerz, S. 222, sowie Hypnose und Suggestion. (Göttingen 1908, Verlag Fr. Kronbauer.)

Digitized by Google

Satz in die Sphäre der Reichen hinüberzuspringen." Das war das eine, was er immer wiederholte. Das zweite war: „Es gibt so viel reiche und trotzdem hübsche Mädchen in der Welt. Es müßte doch wirklich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich nicht auch für mich eine finden sollte."

Aber er fand keine. Warum? Ja, das ist so ein Rätsel der Natur . . . Er war nun schon vierzig, aber immer noch ein ganz patentes Kerlchen. Er müllerte tagtäglich, um immer hübsch schlank und doch „stramm" auszusehen. Er vernachlässigte sich keineswegs. Bei jedem Anzuge, ja bei jeder Krawatte, fragte er sich, ob dies Muster oder diese Farbe wohl auf ein hübsches Fräulein mit Geld einen freundlichen und anziehenden Eindruck machen würde . . . Aber die hübschen Fräulein mit Geld — auch die weniger hübschen, der gute Oberlehrer ward, was diesen Punkt angeht, jedes Jahr bescheidener — wollten offenbar wenig von ihm wissen . . . Möglich, daß daran sein etwas eckiger Schädel -- mit dem konnte er doch nicht „müllern" — schuld war, möglich auch, daß die klugen Mädchen witterten, weshalb diese Seele von Mann mit jedem Jahr liebenswürdiger und galanter ward.

Je mehr aber die Klubsessel im Arbeitszimmer und die große, große Reise jedes Jahr, die mit den echten Teppichen zusammen nach des Oberlehrers Klimpel Meinung zu den unerläßlichen idealen Forderungen eines weisen Mannes gehörten, auf sich warten ließen, je unentbehrlicher erschien ihm dies alles. Wenn er nicht gerade im Begriffe war, die reiche Zukünftige irgendwo zu suchen, wobei er natürlich ein rührend liebenswürdiges Gesicht machte, äußerte er sich, gestützt auf seine Erfahrungen, über die Spezies „Frau" nicht gerade schmeichelhaft. Dann zitierte er Nietzsche und Schopenhauer und nannte das Weib „inferior". Aber wenn er sich so ausschimpfte, war er noch erträglich. Schlimmer war es schon, wenn er, den Dämmerschoppen vor sich, stumpf vor sich hinbrütete. Am schlimmsten aber, wenn er von seines Herzens Einsamkeit erzählte und davon, daß man doch etwas „fürs Herz" haben müßte.

Aber endlich fand er doch eine Frau.

Durch meine unschuldige Vermittlung. Ich liebe es sonst gar nicht, mir einen Kuppelpelz zu verdienen. Aber hier tat ich es. „Wenn jemand so bescheiden ist," sagte ich mir, „sein ganzes Lebensglück in Klubsesseln und anderen Aeußerlichkeiten zu sehen, kann und muß ihm geholfen werden."

Ich führte ihn bei der Witwe eines Kaufmanns ein, der einst in meiner Vaterstadt um seines Reichtums willen sehr angesehen war. Die Dame bewohnte seit kurzem in Berlin W. eine sehr schöne Etage. Weniger schön waren ihre beiden übermäßig heiratsfähigen Töchter. Aber das störte meinen Freund Klimpel nicht. Wenn sich dabei nur sein Traum vom Besitz eines ansehnlichen Vermögens erfüllen konnte, war er nachgerade zu jedem Opfer bereit. Zu jedem Opfer: Er hatte sich schon lange eine Wohnung zugelegt, die mit ihrer noch nicht bezahlten, aber kostbaren Einrichtung einen sehr imponierenden Eindruck machte. „Wenn man selbst als reicher Mann auftritt, ist's viel leichter eine reiche Frau zu finden", meinte er nicht unrichtig.

Und er trat sehr als reicher Mann auf. „Die Einrichtung ist schon da. Ich bewerbe mich um Ihr Fräulein Tochter, gnädige Frau, nicht weil sie ja wohl — wieviel, will ich gar nicht wissen — ein großes väterliches Vermögen hat, sondern weil ich sie liebe." — „Man muß taktvoll sein", sagte sich der Oberlehrer Klimpel. Und er war taktvoll bis zum Tage der Hochzeit. „Erst die Frau; dann das Geschäftliche." Oh, der Oberlehrer Klimpel war ein durch Erfahrungen gewitzigter Mitgiftjäger! Noch nie hatte ich ihn so glücklich gesehen, wie am Tage vor seiner Eheschließung. Morgen der galante Bräutigam. Uebermorgen ein reicher Mann. Zu dumm, daß er noch nicht früher daran gedacht, selbst den Reichen und Uninteressierten zu spielen. Aber besser spät, als nie.

Einige Tage nach der Hochzeit, die der glückliche Bräutigam, um ganz taktvoll zu sein, auch noch selbst bezahlt hatte, traf ich den guten Klimpel auf der Straße. Erst machte er einen weiten Bogen um mich herum, als wollte er sich nicht ansprechen lassen. Aber ich war zu neugierig. Ich war mit einem Satz bei ihm und fragte: „Wieviel ist es denn, lieber Oberlehrer?"

„Wieviel? Gar nichts. Keinen gebogenen Heller. Diese Gemeinheit! Diese Schwindlerin von Schwiegermutter. Ehe ihr Mann starb, hat er noch schnell sein ganzes Vermögen verloren."

„Nicht möglich, Oberlehrer. Die Frau hat ja geradezu eine fürstliche Einrichtung."

„Jawohl, auf Pump. Alles auf Pump. Mensch, sprechen Sie mich nicht mehr an in meinem Leben."

„Sehen Sie, ich hab Ihnen gleich gesagt, erkundigen Sie sich vorher."

„Ich hänge mich auf, ich gehe ins Wasser."

Schon eilte er, wütend mit dem Spazierstock in der Luft herumfuchtelnd, davon.

Von der „reichen" Dame hörte ich nach einem Jahr folgendes: Nachdem sie, ebenfalls auf die gepumpte kostbare Einrichtung gestützt, auch noch die zweite Tochter an einen taktvollen

Digitized by Google

Mann gebracht hatte, hat sie eine kleine Hofwohnung bezogen und lebt dort als eine durchaus ehrliche Frau, der man es an der Nasenspitze ansieht, daß sie nichts hat und noch von den Schwiegersöhnen unterstützt werden muß.

Das entfesselte Theater.

Ich habe hier das letzte Mal von dem großen, prächtigen, höchst raffinierten Maskenscherz gesprochen, den man im Deutschen Theater jetzt unter dem Titel „Turandot“ veranstaltet. Am Abend, nachdem dies große Kostümfest zum ersten Male stattgefunden hatte, fanden sich zufällig einige merkwürdige Theaternotizen in den Abendblättern: Einmal wurde mit schönster Feuilleton-Diskretion von einem „ganz großen Berliner Künstler“ gesprochen (kein schlechterer als Albert Bassermann war gemeint), der einen überaus verlockenden Ruf an ein Operetten-Theater erhalten habe. Und etwas weiter im Text las man von der fabelhaften Aufführung der Vollmöllerschen Pantomime „das Mirakel“, die Max Reinhardt zu Weihnachten in London veranstalten wird. „44 Scheinwerfer an den Seiten, 60 an der Decke, 60 Exhaustoren, die 15000 Meter Seide in züngelnde Flammen verwandeln.“ Auch werden à tausend Greise mit langen Bärten und à tausend mit Glatzen zu Statisteriezwecken gesucht — und was dergleichen künstlerische Ausdrucksmittel mehr sind. — — — Ich finde, alle diese Dinge zusammen ergeben etwas ernsthaft Bedenkliches, zeigen eine Gefahr, der wir in künstlerischer Beziehung entgegengehen: Das entfesselte Theater.

Eine gefährliche Richtung kann nur von den Führern kommen. Und wenn ich sage, daß die Gefahr, in der wir stehen, mit der Persönlichkeit und der Leistung Max Reinhardts zusammenhängt, so erkenne ich damit zugleich die Größe und die Bedeutung dieses Mannes an; es gibt im heutigen Theaterleben keinen Weg und keinen Abweg, den nicht das führende Genie dieses genialen Mannes zuerst aufgeschlossen hätte. Ich will hier sprechen von der Entfesselung des Theaters als einer Gefahr; aber voran muß der Dank stehen, den wir keinem anderen als Max Reinhardt schulden, gerade für die Entfesselung der theatralischen Kräfte. — Vergessen wir doch nie, wie es vor 10 Jahren in unserem Theaterleben aussah: Wie langweilig, öde, grau und leer es auf unseren Bühnen war. Otto Brahm hatte einen diskreten, klugen und kräftigen Stil für das psychologische Gesellschaftsstück, das möglichst naturnahe Milieudrama geschaffen. Mit Hilfe einiger großer Künstler, die innerhalb und trotz dieses Stiles in menschliche Tiefen zu greifen vermochten, gab er eine Reihe restlos guter und packender Aufführungen. Aber selbst das Wesen seiner Hausdichter Ibsen und Hauptmann ließ dieser Stil schon unerschöpft, dort, wo die Poeten in mystisch phantastische Tiefen reichten; und um alles andere kümmerte sich die Brahmsche Bühne überhaupt nicht. Wüst und unbebaut lag das Feld unserer großen klassischen Dichtung; zwischen verstaubten Leinewänden wurden in verstaubten Gruppen verstaubte Betonungen rezitiert; Konvention, die eine geistige Leidenschaft vor hundert Jahren einmal erzeugt hatte, reproduzierten stumpfe Theaterhandwerker besinnungs- und empfindungslos zum hundertsten Male. Für den Geist der neuen Zeit, der sich in malerischen und musikalischen Impressionen meldete, der auch in einer neuen romantisch-phantastischen Poesie ans Licht drängte, gab es auf der Bühne keine Stätte. Die besten Geister, die lebendigsten, die fühlendsten, hörten allmählich auf, ins Theater zu gehen; dies Gebäude schien ihnen ein Aufenthalt für Kinder und Narren, keine kulturelle Anstalt mehr. Das war die Krise vor 10 Jahren.

Da kam Max Reinhardt, und er entfesselte alle eingekerkerten Kräfte des Theaters. Unter seinen Händen blühte die Bühne wieder auf und ward der Schauplatz, das Schlachtfeld aller starken Lebenskräfte der Zeit. Am Stelle der schlotternden Leinewand traten großzügige Raumkompositionen von farbigem und linearem Sinn. Aus einer murmelnden und brüllenden Statisterie ward eine wunderbar stilisierte Masse, die der erfindungsreichste Regisseur bald in ein hundertfältiges Gruppenspiel auflöste, bald zu einem starren Unisono-Schrei, einem Wolter-Schrei der Menge zusammenballte, bald in musikalisch abgetönten Chören akustisch gruppierte. An die Stelle der akademischen Schlafmützigkeit trat lachend oder zürnend, spielend oder schluchzend das jagende Leben der großen Dramatiker, und Farben und Töne, Massen und Einzelspieler wurden in der Hand dieses wunderbaren Regisseurs der lebendige Leib, in dem der Geist großer Dramatik wieder auferstand, — und in dem die neuromantische Poesie überhaupt erst zur Bühnenwelt kam. Maeterlinck und Wilde, Courteline und Shaw, Wedekind und Hoffmannsthal wurden lebendig — und „Minna von Barnhelm“ und der „Sommernachtstraum“, der „Kaufmann von Venedig“, „Clavigo“ und die „Räuber“. Nach einer Zeit grauen wissenschaftlichen Trübsinns erwachte die Freiheitslust und Flugkraft der menschlichen Seele wieder und suchte phantastisch und gläubig ihre neuen Formen — starke, farbige, klingende, kriegerisch bewegte, idyllisch schwelgende Formen. Max Reinhardt schuf diese Formen auf der Bühne, und über Nacht ward das Theater wieder eine leidenschaftlich ergriffene, vielgenossene, vieldiskutierte Sache aller Lebendigen. Am Rhein und in München, in Hamburg und in Wien erstanden Nachfolger und Mitstreiter, aber einer hatte Bahn gebrochen, und das war Max Reinhardt.

Soviel sind wir ihm schuldig, und es wäre blöder Undank, das je vergessen zu wollen. Mit dem Hut in der Hand muß der Widerspruch erhoben werden, gegen den Mann, dem wir so vieles verdanken. Freilich erhoben werden muß dieser Widerspruch. Die Geister, die dieser Zauberer rief, haben unsere Theaterkunst befreit,

Digitized by Google

haben sie vom akademischen Starrkrampf erlöst, wir wollen sie nicht „loswerden“, wir brauchen ihre Hilfe. Aber freilich ihre Hilfe — und jetzt drohen sie uns Tyrannen und Alleinherrscher zu werden! Sie verschütten die Bühne mit den Wassern entfesselter Sinnlichkeit. — Der Geist muß Leib werden, der im Theater wirken soll, in Form und Farbe muß der treibende Wille umgesetzt werden, Gestalt und Bewegung, Handlung und Kampf muß das Weltgesicht des Dichters geworden sein, der von der Bühne herab zu uns sprechen soll. Sonst bleibt alles Theorie, Absicht, toter Stoff, was noch so erhaben und noch so fein gemeint sein mag. In diesem Sinne ist der Schauspieler wirklich der Herr der Bühne. Der Schauspieler und sein Regisseur, sie teilen Tod und Leben aus, und was nicht durch ihre Hände geht, kommt nicht zu uns. Weil er ein Schauspieler von Grund aus war, ein Versinnlicher, Verkörperer des Gedachten und Gemeinten, deshalb gelang Max Reinhardt die Wiedergeburt unserer Schaubühne. Aber von Anfang an habe ich auch die Gefahr gespürt und betont, die dies reine Schauspielertum mit sich bringt: Es wurde bald klar, daß die geistigen, die literarischen, die dramaturgischen Elemente im Hause Reinhardts allzukurz kamen; der Teil der Schauspielkunst, der dem Geiste am nächsten und repräsentativsten ist, die Sprechkunst, war die bei Reinhardt am meisten vernachlässigte; seine Repertoirebildung war nie sehr planvoll und macht jetzt, da die moderne Produktion ins Bunte, Breite gewachsen ist, einen ganz zufälligen, äußerlichen und lückenhaften Eindruck; und in der Herausarbeitung der großen, geistigen Kontraste, jener Gegenstimmen, deren Miteinander und Widereinander die tiefste Absicht des Dichters trägt, war dieser geniale Regisseur nie sehr stark. Es bleibt charakteristisch, daß im „Hamlet“ und im „Lear“, im „Prinzen von Homburg“ und in der „Judith“ stets die Schlußakte matt zu Boden fielen. Der Regisseur hatte seine Kraft verausgabt in dem meist wundervollen Nachschaffen der sinnlichen Atmosphäre für die einzelnen Szenen. Für den Sinn des Ganzen, der sich am Schluß in langvorbereiteten Kontrasten entladen muß, war kein Interesse wach; hastig und gleichgültig gingen diese Aufführungen zu Ende. Das waren Mängel, die man in den Kauf nehmen mußte, als natürliche Ergänzung der großen Vorzüge dieses Regisseurs. Aber nun die Grundneigung der Schauspieler nach unbeschränktem, sinnlichem Sichausleben die positiven Kräfte des Reinhardtschen Werks emanzipieren will, nun das Drama in ein Spiel von Farben und Klängen aufgelöst werden soll, nun werden diese Vorzüge selbst zu Fehlern und stellen den Wert der ganzen Darbietung in Frage.

Im Theater kämpft immer der Dramatiker mit dem Schauspieler. Auf der Harmonie dieser beiden steht die Bühnenkunst. Aber der absolute Dichter ist geneigt, den sinnlichen Künstler zum bloßen Gehilfen, zum bloßen Beauftragten seines Wortes herabzudrücken. (Auch Goethe, auch Hebbel waren dieser Gefahr nicht fern.) Auf der anderen Seite erhebt sich der Virtuose als Rächer der Schauspielkunst am Dichter; er behandelt den Dramatiker als ein kaum noch notwendiges Uebel, mit dessen Texten man nach Laune umspringen könne. Ist das Theater beim absoluten Dichter in Gefahr zu erfrieren — beim absoluten Schauspieler droht es zu zerschmelzen. Aber einem großen Schauspieler, einem genialen Schauspieler-Regisseur kann man wohl einmal einen Feiertag gönnen, einen Tag, an dem seine Spiellaune frei bekommt, und er der wegweisenden Hand des Dichters fröhlich entschlüpfend, sich und uns ein Fest bunter Sinnlichkeiten bereitet. Aber ich sagte schon neulich, daß im Reinhardtschen Hause solche Festtage zum Alltäglichen zu werden drohen, und daß wir die Reihe der guten Tage kaum noch ertragen können. Nach der „Gezähmten Widerspenstigen“ und „Sumurum“, die breit im Vordergrunde des Repertoires standen, nun „Turandot“; nicht jener Zirkusspiele zu vergessen, die doch auch viel mehr phantastisches Spiel eines genialen Regisseurs mit einer Textvorlage als Verkörperung großer dramatischer Gedichte waren. Operetten wurden wichtig inszeniert, und nun werden Londoner Schaustellungen angekündigt mit Summa 104 Scheinwerfern, 15000 Meter Seide und 2000 verschieden behaarten Greisen. Die großen Menschendarsteller aber langweilen sich und gehen zur Operette. — Das ist die neue Krise, die Krise, die uns an den Abgrund des Ausstattungstheaters, der Londoner Spektakel-Produktion zu führen droht. Wenn es so weiter geht, wird das Theater in kurzem wieder für alle Gebildeten eine reizlose, rohe und gleichgültige Angelegenheit sein.

Dabei ist zu betonen, daß der Schauspieler in Reinhardt sich nur über die Mittel täuscht. Es ist keine Frage, daß dieser leidenschaftlich tätige, aus innerstem Bedürfnis schaffende Mann mit jeder seiner Inszenierungen unserm Leben neue Werte zuzuführen glaubt, sinnliche Raffinements, seelische Reize. Aber er verkennt die Natur des Theaters. Er vergißt, daß die allzusinnlichen, allzurealen Mittel der Bühne nur dadurch künstlerisch wirken, daß sie sich einem geistigen Plan einordnen, — daß sie frei, auf sich gestellt, niemals mit den Schönheiten des Gemäldes und des Konzertes, sondern nur mit den Reizungen und Schrecken des Panoptikums wetteifern können!! Was auf der Bühne rein pantomimisch, rein akustisch und rein optisch vermittelt wird, das kann bei allem Raffinement der Darbietung doch immer nur an ganz oberflächliche Schichten unserer Seele greifen, sehr allgemeine und grobe Erinnerungen unserer Lebenskraft ins Spiel bringen. (Wie man die seelisch eindeutige „Kunst“ des Kochens wohl unendlich raffinieren, aber doch nie zur Höhe einer wirklichen weltaufschließenden Kunst erheben kann.) — Nur das Wort greift in die höheren und tieferen Erfahrungen des Kulturmenschen hinab und herauf, nur der Meister des Worts, der dramatische Dichter weist den sinnlichen Kräften des Theaters in seinem Plane die Stellen an, von denen aus sie unserer Seele tiefer bedeutendes sagen können. Falstaff ist ein Weg ins Herz der Welt — die einzelnen

Digitized by Google

Witze, Unanständigkeiten, Ungeschicklichkeiten und Frechheiten des Kolosses, von einem hervorragenden Clown wahllos über einen Abend verteilt, sind doch nur die sinnlichen Anregungen vieler vereinzelter Sekunden — im Ganzen ein Nichts. Die Entfesselung des Theaters führt in das geistige Nichts, in die ästhetische Barbarei.

Es geht nicht an, vor Schreck über die Reinhardtsche Gefahr zum Reaktionär zu werden, und die noch viel weiter zurückliegenden Verdienste Otto Brahms gegen ihn auszuspielen. Es ist vielmehr Pflicht, dem Manne für die vielen Gaben seiner sinnlichen Schöpferkraft (die höchstens persönliche Böswilligkeit verkennen kann), dadurch zu danken, daß man an der Hoffnung festhält, der heute noch Führende möge erwachen und die entfesselten Kräfte des Theaters wieder in die Bande heilsamen Dienstes schlagen. Denn dies muß ihm freilich auch gesagt werden: wenn er die geistige Kraft, die das zerstörte Gleichgewicht der Bühne wiederherstellt, nicht aus dem eigenen Innern beschwört, so wird er die Führung der Zeit verlieren und ein neuer Meister der Szene wird kommen, der die reichen sinnlichen Kräfte des Theaters, die Max Reinhardt wachgerufen hat, wieder sich bescheiden lehrt, im Dienst des großen dramatischen Gesamtwerkes. Julius Bab.

Randbemerkungen.

Hände weg!

Im „Schriftsteller", dem Organ des jungen und rührigen Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, lesen wir zu dem in Nr. 44 der „Gegenwart" von Lothar Schmidt behandelten Thema folgende beherzigenswerten Ausführungen:

Die Staatsanwaltschaft und die mit ihr verbündeten Ordnungsorgane erleben gegenwärtig große Zeiten. Sie haben der modernen Literatur ihre liebevolle Teilnahme zugewendet, und aus heiterem Himmel prasseln Zensurverbote, Konfiskationen, Anklageschriften wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften hernieder. Anfangs ist man etwas erstaunt, zumal selbst klassische Kunst wie Correggios Jo in dieser Sphäre als ein unzüchtiges Machwerk betrachtet wird, aber allmählich entsteht aus dem Staunen über solche fatalen Mißverständnisse, die aus einer mangelhaften Kulturbegabung hervorgehen, Aerger, Empörung und Beschämung über diese Art der Behandlung, die man deutschen Dichtern und Künstlern gegenüber anzuwenden beliebt. Künstler, die anderwärts ein Staatsstipendium erhalten, werden bei uns in Anklagezustand versetzt. Und dabei ist bei dieser „Tollheit" nicht einmal eine Spur von Methode zu entdecken. Es hat Zeiten gegeben, wo kein Priester auf der Bühne erscheinen durfte, keine religiöse oder philosophische Idee von der Szene herab gestattet wurde. In diesen schönen Tagen des Vormärz, wo ja auch das Rauchen auf der Straße für staatsgefährlich galt, mußte der Schauspieler statt „o Gott" „o Himmel" und statt „Kirche" „Tempel" sagen. Damals sind Franz Moor und Ferdinand durch Zensurbeschluß zu Neffen ihrer Väter gemacht worden. Damals schrieb Heine den berühmten Satz „die Zensoren — — — Dummköpfe." Der Zustand blieb doch immerhin insofern erfreulich, als man den Standpunkt einer hohen Obrigkeit aufs genaueste kannte. Das ist heute nicht mehr der Fall, und niemand weiß, wo das Fabelland der normalen Sittlichkeit, gegen die der deutsche Schriftsteller nicht verstoßen darf, nun eigentlich liegt. Eulenbergs „Anna Walewska" wird in Königsberg verboten, und die Stadt der reinen Vernunft läßt auch Wedekinds „Frühlingserwachen" nicht passieren. Umgekehrt ist wieder Hannover reif für die „Anna Walewska" und tauscht dafür das Verbot der „Helena im Bade" von Schmidtbonn ein, ein Drama, in der sage und spreche hinter der Szene ein nacktes Weib zu sehen ist. (Das ganze Thema in der denkbar keuschesten Behandlung.) Düsseldorf vertröstet zwei andere Dramatiker von Ruf auf die Entscheidung Schönebergs, das einen anderen Sittlichkeitsthermometer als Berlin besitzt, und, wieder in einem anderen Fall, vor dem staatlich konzessionierten, längst in die Literatur eingegangenen Bordell schamhaft die Augen senkt.

Neunmalweise behaupten, solche Verbote können dem Dramatiker und Romanschriftsteller nur von Nutzen sein, denn, einmal aufgehoben, verschafften sie dem Werk eine ungewöhnliche Beachtung. Das ist nur ausnahmsweise richtig. Vor allem setzt ein Verbot ein Kunstwerk in eine ganz falsche Beleuchtung. Auf jeden feinfühligen Autor muß es deprimierend wirken, wenn er mit Schmutzfabrikanten zusammengeworfen wird; wenn jede schlecht verhüllte Lascivität, jeder Zynismus, jeder grobgeschlechtliche Bühnenwitz die Zensur passiert, hinwider das in Wahrheit hochethische Aufrühren sexueller Probleme durch den Dichter der Zensur und Gerichtsbarkeit verfällt.

Ich sage: eine durch und durch puritanische Sittsamkeit, die das erstaunliche Wort Popo nur mit dem Vorschlag „Klein" und „Groß" dulden würde, ist besser als die heutige Halbheit und Zerfahrenheit. Tatsächlich blüht ja die Schmutzliteratur, gegen die nur ganz ausnahmsweise zum Schlage ausgeholt wird, wie nie zuvor. Deutschland gilt als die Hauptstätte der unzüchtigen oder mindestens derb geschmacklosen Postkarte. Auf den Straßen der Großstädte und in gewissen Lokalen treibt man einen schwungvollen Handel mit Cochonnerien, die nicht anders als ekelerregend wirken können. Und um uns wuchert

Digitized by Google

eine Kolportageliteratur der verwerflichsten Art. Bodenlos perverse Romane in Einzelheften und bis zu hundert Lieferungen. Schand- und Schundlektüre wie der „Affenmensch von New-Orleans“ oder der „Vampyr von Cirkvenica“, wo auf grellfarbigen Umschlägen die Sinnenlust Halbwüchsiger angestachelt wird. Warum wird diese sinnfällige Spekulation auf den Masseninstinkt nicht konfisziert und eingestampft? Um ihre Art zu erkennen, ist keine Spur von literarischem Verständnis nötig. Indes merkwürdigerweise regt sich die sittliche Empörung gewisser Instanzen immer erst beim Anblick wirklicher Kunstwerke! Und ist es denn wirklich so leicht zu verstehen, ob ein Kunstwerk gemeingefährliche Wirkungen auslöst? Ist es unseren Staatsanwälten nie beigefallen, daß die heute als normativ geltende Sittlichkeit das Werk derselben Menschengattung ist, die sie jetzt auf den Index setzen und als staatsgefährlich brandmarken? Aus schlechten Juristen wie Goethe, Grabbe, Heine sind große Dichter geworden. Wäre der Fall nicht denkbar, daß ein hervorragender Jurist nichts, aber auch gar nichts von der Dichtung versteht? Empfindet man hier nicht endlich das Bedürfnis, Sachverständige, meinetwegen aus dem Kreise von Nichtliteraten, zu hören, ehe man ernsthaft arbeitenden Menschen so ungeheuerliche Schwierigkeiten in den Weg legt?

Uns ist es vor allem um die wirtschaftliche Beeinträchtigung des Schriftstellers zu tun. Wer entschädigt ihn für die schweren materiellen Ausfälle, die er durch das Aufführungsverbot eines mehrfach angenommenen Dramas, durch die Beschlagnahme eines eben erst glänzend rezensierten Romans erfahren muß! Wir verzichten auf die Reklame durch den Staatsanwalt, dessen Ausführungen wir in der Mehrzahl der Fälle vollkommen verständnislos gegenüberstehen, aber wir bestehen auf der Wahrung der durch die Verfassung garantierten Rechte. Wenn man es fortgesetzt wagt, namhafte deutsche Schriftsteller wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften zu belangen, so gibt es dafür nur eine Antwort: Hände weg!

Hans Landsberg.

Neue Bücher.

Moral. Eine Physik der Sitten von Hans Dankberg. Stuttgart. Verlag Jul. Hoffmann.

Hans Dankberg gibt einem sehr interessanten, im besten Sinne unterhaltsamen Buch den sehr nüchternen Titel: „Vom Wesen der Moral“, eine Physik der Sitten. Hoffentlich werden dadurch nicht gerade diejenigen, für die es bestimmt ist, von der Lektüre abgehalten. Nämlich die unakademischen, klugen und praktischen Leute, welche die Wissenschaft nur soweit lieben, wie sie dem lebendigen Leben ohne weiteres dienstbar gemacht werden kann. Der Verfasser (von dem ich bis jetzt nichts gehört habe) ist wohl kein zünftiger Gelehrter. Er ist im Gegenteil ein Selbstdenker, der wohl weniger nach einer Professur strebt, als dahin, seine im Leben errungenen Erkenntnisse möglichst vielen Leuten zugänglich zu machen. Der strenge, logische Aufbau seines Werkes und die, innerhalb seiner Weltanschauung, lückenlose Beweisführung, sichern ihn vor dem Verdacht des Dillettantismus. Daneben zeigt er, wie jemand einen großen Schatz positiven Wissens haben kann, ohne dabei ein ledernes Deutsch zu schreiben.

Hans Dankberg ist, ganz offen herausgesagt, ein Moralist. Warum erschrecken Sie, Leser? Zugegeben, Sie sind eine elementare Künstlernatur, ein Mensch, der, wie Goethe und andere unserer Größten, nicht nötig hat, die freiherrliche Entwicklung seiner Persönlichkeit durch irgendwelche Sittengesetze zweifelhafter Provenienz einzudämmen. Haben Sie jedoch niemals moralische Anwandlungen verspürt? Erinnern Sie sich nicht an Stunden, in denen Sie — ich will nicht sagen an sich selbst, aber doch an Ihre Mitmenschen, starke Persönlichkeiten gleich Ihnen, ganz bestimmte moralische Anforderungen gestellt haben? Nun, — Hans Dankberg will weiter nichts, als die Berechtigung solcher Anforderungen betonen, treibt freilich die Konsequenz so weit, keine Ausnahmen zu machen (nicht einmal mit Ihnen), sondern jeden an gewisse herrschende Normen im Verkehr mit den andern für gebunden zu erachten. Den göttlichen Ursprung der Moral gibt er als unerheblich ohne weiteres preis. Er hält sich an die Erde, er sieht — was andere vor ihm sahen! – –, daß es so wenig eine absolute Moral gibt, wie es einen absoluten Glauben oder einen absoluten Steuersatz gibt. Daß sich moralische Anschauungen überall aus den praktischen Bedürfnissen des Landes heraus bilden, und daß die Allgemeinheit überall eine Handlung „gut“ oder „böse“ nennt, je nachdem sie ihr nützlich oder schädlich ist. Neu ist die ruhige, klare Durchführung dieses Gedankens. Die Moral dient, nach Dankberg, „lediglich dem Verkehr“. Dem Verkehr der Menschen untereinander, dessen Regelung ihm die Summe aller Lebensprobleme zu sein scheint. Das Sittliche ist ihm also einfach eine soziale Angelegenheit, zunächst eine Sache der Erziehung, der guten Kinderstube, später eine Sache politischer Einsicht. Dagegen wird auch der überzeugte Amoralist nichts einzuwenden haben. „Du sollst nicht töten“, heißt es gar nicht: „Du sollst keine Lust am Töten haben“, (denn das ist deine Privatsache), sondern: „Du sollst dir dieses Vergnügen im Interesse deiner Mitmenschen versagen“. Erfrischend ist, wie der Pflichtbegriff jeden verschwommenen Mystizismus verliert, und wie z. B. mit der Phrase von der „Pflicht gegen sich selbst“ aufgeräumt wird. Pflicht ist einfach der Tribut, die Steuer,

Digitized by Google

welche die Gesellschaft, in der du lebst und deren Vorteile du genießt, nach Maßgabe deiner Fähigkeiten von dir beansprucht, basta.

In eine etwas prekäre Lage kommt Dankberg den großen Künstlern, großen Tatmenschen, kurz allen wirklich Hervorragenden gegenüber. Solche Menschen haben selten genug sozial, sittlich im Sinne des Verfassers empfunden und gehandelt. (Goethe: „Ich habe kein Talent zum Staatsbürger".)

Dankberg drückt sich auch hier nicht mit Redensarten herum, sondern hält diese großen Ungebärdigen kurzweg für gefährliche Feinde der Gesellschaft. Er formuliert das einmal in seiner schlagenden Art so: „Ein großes Kunstwerk ist die Opferspende für einen Haufen erschlagener Pflichten."

Man erkennt hier ohne weiteres, wo das System krank ist. Dankberg vergißt, daß das Antisoziale, Revolutionäre von heute, oft zugleich das Legitime, Traditionelle, Konventionelle von morgen ist. Ein Vorgang, der in Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst sich fortwährend wiederholt. Das Moralische wird also in seinem tiefsten Grunde noch wo anders verankert sein, als in den Gesetzen und Beschlüssen einer herrschenden Majorität! Dankberg gibt tatsächlich mehr eine Analyse der Sitten, als daß er dem weniger leicht faßbaren Wesen der Moral näher kommt. Aber auch eine Analyse der Sitten (besonders wenn sie so geistreich ist) können wir brauchen, und ich bin überzeugt, daß so mancher den unmittelbarsten Nutzen für seinen Alltag daraus ziehen wird.

Walther Nissen.

Margaret und Ossana von Georg Freiherr von Ompteda. Verlag Ullstein & Co.
Auf eigener Erde von Max Dreyer. Ebenda.

Frisch drauf los führt uns der Dichter an der Hand und sofort in die Handlung hinein. Man langweilt sich nicht. Selbst die traurigen Begebenheiten werden in einer lebhaften Art erzählt, die ihnen die Schwere nehmen. Dabei sind Geberden und Gedanken fein beobachtet und farbig für uns niedergemalt. Zwei Schwestern werden uns gezeigt, Tiroler Aristokratinnen mit welschem Einschlag im Blute. Die ältere feurig, voll tätigen Lebens, heftig und stark, liebt denselben Mann, der sich vom ersten Augenblick an ihre Schwester erwählt hat. Wie nun Ossana erst der sanfteren Margret weichen muß, nach derem Tode aber sie im Herzen ihres Mannes besiegt, so sehr besiegt, daß sie das langbewahrte Geheimnis von einer früheren Schuld Margrets stillschweigend vernichten darf, das bildet die spannende Fabel des Buches. Mit leisen feinen Strichen sind die Wandlungen der Hauptfiguren gezeichnet. Niederländisch breit dagegen werden die Gestalten des liebenswürdigen alten Sünders, des Baron Durazzi und seiner klostersüchtigen Gattin vor uns hingesetzt. Man sieht sie deutlich und hört ihre Stimmen. Einen wundervoll farbigen Hintergrund bildet die Meraner Landschaft, der Rochusberg, das Gut im Etschlande und Meran selber mit seiner Kurpromenade und seinen Parkanlagen. Die Erzählung geht einen gleichmäßigen Schritt, der sich nur zum Schluß beschleunigt, als es um die beiden Hauptpersonen immer einsamer wird, ihr Seelenleben immer mehr das Hauptinteresse in Anspruch nimmt.

Das Buch mit seinem von Eugen Spiro geschmackvoll geezichnetem Zweifarben-Umschlag, der das Doppelbild der Schwestern zeigt, ist das erste der neuen „Dreimarkbücher" des Ullsteinschen Verlags.

Stilisierter in Ton und Handlung ist das Buch von Max Dreyer. Es verbindet mit sorgfältigstem, manchmal fast kokettem Realismus der Beschreibung eine erhobene, oft rethorisch gefaßte Diktion. Beständig werden uns die Gedanken der Personen in hymnusartiger Form laut. „Es ist gut, Anselm, daß du in solchen Dingen nicht mit dir spaßen läßt," sagt Ursula, die Herrin von Eichhof schon auf einer der ersten Seiten ihrem jugendlichen Nachbarsohn nach, „deine Not geht mir zu Herzen, denn sie ist bitterschwer, viel Größeres gibt es kaum." Und so apostrophiert fortwährend jeder den andern monologisch. Aber das gibt etwas Angespanntes in die Erzählung, ebenso wie der häufige Gebrauch des Präsens. Man erkennt den Dramatiker Dreyer heraus, dem die epische Erzählung zu langsam geht, zu farblos scheint. Seine gewalttätige Form aber und seine realistische Kleinmalerei des landwirtschaftlichen Betriebs bilden nur den Rahmen für großzügige Seelengemälde. An das Tiefste wird hier gerührt. Das Wort „Erde" bekommt einen ganz sonderlichen Klang in seiner Feder, so als hätte man das Wort bisher immer ein wenig falsch ausgesprochen. Man meint selber Erdanbeter zu werden unter diesen Schollengeborenen und spürt ihre Zusammengehörigkeit mit dem ererbten Besitz in sich selber mit.

Mit sicherer Hand sind die Figuren gezeichnet. Zwischen die Zielbewußten hinein der genußsüchtige Aussterbling der Rasse, der den Boden aussaugt und verschleudert, der gesetzmäßig anerkannte Gutsherr, während der Jüngere, der mit allen Fasern und Fähigkeiten von Seele und Leib in seine Erde verwurzelt ist, heimatlos sich müde kämpft. Seine Partnerin Ursula ist eine Prachtgestalt. Eigenwillig und wildgewachsen, sich selbst veredelnd für die Heimat und dann doch ihr schwer wiedererarbeitetes Erbgut dahingebend für die noch ihr notwendigere Heimat, von der sie abirrte wohl und sich verlor, nach der sie aber immer dunkel verlangte, die Seele des Mannes, den sie liebt. Eine große Wahrhaftigkeit liegt in alledem, dazwischen Humor. Und über allem fromme Andacht für das Sein und Werden der Natur in Boden und Geschöpf.

Ein guter Beginn, diese zwei Bücher, an denen man Freude hat.

Anselma Heine.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart
Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung
Kapitalanlage: M. 78 000 000.–
800 000 Versicherungen:
Jahresprämie: M. 27 000 000.–

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Mannes-kraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909 Herr **Dr. med. Haedicke,** Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von: Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

Mosel- und Saarweine

Haussmann junior, Traben-Trarbach a. d. Mosel
Weingutsbesitzer und Weingrosshandlung
Export nach allen Ländern

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 47. Berlin, den 18. November 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Kaiserliche Hoheit,

Wenn etwas für die deutschen Verfassungsverhältnisse, die zwischen aufgeklärtem Absolutismus und einer sehr wenig geklärten Konstitution anmutig hin und her schwanken, bezeichnend ist, so ist es die geradezu grotesk anmutende Aufregung, die sie mit einem bloßen Kopfnicken hervorzurufen imstande waren.

Euer Hoheit haben genickt. Sie haben — die Abgeordneten sämtlicher Parteien können es beschwören — mit dem Kopfe genickt. Euer Hoheit brauchten sich gar nicht der Mühe des Redens zu unterziehen. Sie haben nur ein klein wenig den Kopf bewegt, und schon sieht ein Volk von über 60 Millionen, aufgeregt, in der flüchtigen Geste des Augenblicks Ihr zukünftiges Regierungsprogramm.

Neunmal Weise behaupten, Sie hätten nach reiflicher Ueberlegung gehandelt. Sie wären in der ausgesprochenen Absicht nach Berlin geeilt, von der Reichstagstribüne aus endlich dem Volke Ihr politisches Glaubensbekenntnis kundzutun, und gegen des gegenwärtigen Kanzlers Art, wie es schon lange die Empörung Ihres durch die friedliche Erledigung des Marokkohandels mißhandelten Patriotenherzens heischte, offen zu demonstrieren.

Ich glaube, Sie in Schutz nehmen zu dürfen. Eure Hoheit kamen, weil Sie die Institution des Reichstags überschätzten. Weil Sie den Reichstag (vielleicht) ernster nehmen als sonst in Ihrem illustren Hause Familienbrauch. Der Rest ist menschlich. Menschlich und im gewissen Sinne sympathisch.

Sie haben sich in Ihrer Loge als Zuschauer gefühlt. Sie sahen die Versammlung der deutschen Volksvertreter. Lichtvolle Hofhistoriographen haben es sicher auch Eure Hoheit gelehrt: Sie haben sich als Deutscher Kaiser einst nur Ihrem persönlichen Herrgott, nicht dem Volke verantwortlich zu fühlen. Aber die grandiose Versammlung, der (Sie werden später dahinter kommen) gerade in den vitalsten Lebensfragen des Staates nur die Rolle eines besseren Debattierklubs zukommt, hatte Ihnen für einen Augenblick ein konstitutionelles Deutschland suggeriert. Dadurch fühlten Sie sich ungenierter. Ungenierter und frei. Weniger Kronprinz als Friedrich Wilhelm von Hohenzollern. Sie dachten: „Der Wille des Volkes, das ist die natürliche Macht. Und so ein Reichstag ist doch die fleischgewordene Erkenntnis, daß wir Könige Gott sei Dank nicht mehr des Volkes Schicksal bedeuten.“ Und nun nickten Sie. Wie es Eurer Hoheit persönlich ums Herz war. Als Dreißigjähriger. Als Soldat. Als Mensch . . .

Als die ungekrönte konservative Majestät des Landes, König Heydebrand, nun mächtig mit dem Säbel rasselte und von dem glücklich vermiedenen Krieg um Marokko wie von einem verpaßten Volksfest redete, hat Eure Hoheit insbesondere des kriegerischen Abgeordneten Appell an das deutsche Schwert begeistert. Und da haben Sie genickt. Ja, darf ich denn das wirklich nicht? so fragen Sie jetzt. Nein, Sie dürfen es nicht. Sie dürften es, wenn Deutschland nach englischem Muster wirklich konstitutionell regiert würde. Aber so muß des Volkes Unfreiheit — ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit — auch Sie zum Kettenträger machen.

Nur in einem wirklich konstitutionellen Staat, in dem die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand des Volkes liegt, haben Könige und Kronprinzen das Recht, sich als Menschen zu geben.

Wenn Euer Hoheit schon jetzt regiert hätte, wär uns — so interpretieren die Alldeutschen Ihr Kopfnicken — der lang ersehnte Krieg beschieden gewesen. Ich bin überzeugt, wenn die ganze Verantwortung tatsächlich schon in diesem Sommer auf Ihren Schultern gelegen hätte, Sie hätten doch wie Ihr Vater gehandelt und bei dem Streit um marokkonische Handelsvorrechte ebenfalls vor dem furchtbaren Mittel eines Krieges zurückgeschreckt. „Aber ich wär für das Schwert gewesen . . .“ Das ist so Ihre Privatmeinung. Aber Sie übersehen die Realitäten.

Wer einst über Unfreie zu herrschen berufen ist, darf nicht das Recht in Anspruch nehmen, sich in einem Hause, auf das die Welt sieht, als Freier zu gerieren. Absolute und halb absolute Herrscher sind bei allen äußerlichen Anlässen zu

Digitized by Google

einer gewissen Entmenschlichung und Aufgabe ihrer Persönlichkeit verdammt. „Nicht einmal mit dem Kopf nicken darf ich?“ — Nein, nicht einmal mit dem Kopf nicken, Kaiserliche Hoheit. Wenn Sie dazu berufen wären, einst in der Briten Freiheitslande des Staates erster Diener zu sein, dann würde Ihnen die Verfassung des Landes allerdings das Recht geben, sich der Welt auch hin und wieder als Mensch zu zeigen. Da Sie aber die Ehre haben, einst über das unfreie Deutschland regieren zu sollen, so ist jedes Wort und jede Geste von Ihnen eine hochnotpeinliche politische Kundgebung.

Sie haben bei dem Wort „Schwert ziehen“ mit dem Kopfe genickt. Nicht nur im eignen Lande, sondern auch an der Seine und an der Themse spricht man jetzt davon, daß der künftige deutsche Kaiser einen Monarchen verheißt, dem der Entschluß zu einem vielleicht vermeidlichen Kriege einst leichter fallen wird als Wilhelm II.

„Ach, wie kann man mein bißchen Kopfnicken so ernst nehmen . . .“ Wir Deutschen und auch die andern Völker müssen Sie sehr ernst nehmen, Kaiserliche Hoheit. Auch wenn Sie nur nicken. Leider. Gewiß, Sie haben ganz Recht. Zu denken, daß Ihr zufälliges und gewiß nicht unedles Interesse für das Kriegshandwerk, diese höchst persönliche und den Soldaten in Ihnen ehrende Neigung, einmal eine Gefahr für Millionen von Menschen werden könnte, das ist etwas, was Ihnen, dem modern gebildeten Zeitgenossen, nicht mehr so recht in den Kopf will.

Aber es ist so, Kaiserliche Hoheit. Nicht in einem freien, sondern nur halbfreien Volke hat die Wiege Ihrer Kindheit gestanden. Als Sie Ihrem persönlichen Temperamente folgend, bei dem Worte „Schwert“ begeistert mit dem Kopf nickten, haben Sie Deutschland mit England oder Frankreich verwechselt. Wie Sie da stehen und gehen, sind Sie in allen Fragen der auswärtigen Politik, so heischt es die Verfassung des Landes, das deutsche Regierungsprogramm von übermorgen. Nicht wahr, Kaiserliche Hoheit, ein wahnwitziger Gedanke? Ein einzelner, suchender, irrender Mensch und doch sozusagen das dräuend unabänderliche Schicksal des ganzen Volkes.

„Die Welt besteht aus Tragikern. Etwas Programmatisches habe ich mir, weiß Gott, nicht dabei gedacht . . .“ Gewiß, es ist eine Tragödie im Kleinen, dieser groteske Volkssturm, den Ihr bißchen Kopfnicken entfacht. Aber vergessen Sie nicht, daß die für alles moderne Empfinden übermenschliche Macht, die nach Recht und Gesetz einst Ihrer harrt, uns einst auch eine Tragödie im Großen sein kann.

Heinrich Ilgenstein.

Die tripolitanische Frage in afrikanischer Beleuchtung.

Von

Dr. Freiherr von Mackay.

Hat Italien, bevor es zum Schlag gegen Tripolis ausholte, bei den Mächten über deren Haltung zu dem Unternehmen sondiert? Insbesondere bei England und Frankreich, den ersten Gewalthabern im Reich des Mittelländischen Meers? Diplomatischem Brauch, politischer Vorsicht entspräche eine solche Fühlungnahme, und die Einmütigkeit und Promptheit, mit der die Londoner und Pariser Presse auf die ersten Nachrichten von den Drohungen und Rüstungsbefehlen der Consulta hin das britische und französische Désintéressément betonte, könnten als Beweis gelten, daß Rom von der Regel nicht abgewichen ist, wenn nicht die ganze Art seines Vorgehens so überstürzten, von nationalistischen Leidenschaften bestimmten Charakters wäre. Wie dem sei, jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß Italien bei dem nordafrikanischen Abenteuer nicht nur mit der Türkei, sondern auch, sobald dieses über die ersten Anzüge hinausgelangt, gerade mit den Mittelmeermächten aneinandergeraten muß: das bedingt ebensowohl die Art, wie es sich von der See her zwischen Frankreich und England drängt, um der Einklammerung durch beide ledig zu werden, wie die Konstellation, die es in Tripolitanien selbst vorfindet. Das Problem, dessen Verknotungen es mit dem Schwert in der Hand durchzuhauen gewillt ist, erledigt sich, von den weltpolitischen Faktoren und Agentien abgesehen, auch als kolonialpolitisches durchaus nicht in der Auseinandersetzung mit der Türkei. Es hat, auch von der afrikanischen Seite aus gesehen, noch zwei andere Exponenten, die französisch-englischen Ansprüche, die jetzt zur Liquidation drängen und deren Wesen und Umfang festzustellen an der Zeit scheint, um das Bild der internationalen Verwicklungen, Gewichte und Interessen bei der Streitsache zu klären und zu vervollkommnen.

Das etwa 1 Million Quadratkilometer umfassende Tripolitanien zerfällt in drei geographisch wie politisch wie wirtschaftlich scharf getrennte Teile: das Hochland von Barka (die alte Cyrenaika), das eigentliche Tripolis mit ausgesprochen mediterranem Küstencharakter, das Hinterland von Fessan, das ganz dem Reich der Sahara angehört. Als Kolonisationsgebiet können für Italien natürlich nur die beiden ersten Teile in Betracht kommen und auch das sicherlich nicht in dem Umfang, wie es heute dem Volk von Corradini und dessen chauvinistischen Gefolgsleuten vorgegaukelt wird: die Cyrenaika müßte erst nach

Digitized by Google

dem schon im Altertum angewandten System bewässert werden, Tripolis ist nur in einzelnen oasenhaft verstreuten Kulturinseln bewirtschaftbar. Das Land hat jedoch noch eine andere hervorragende Bedeutung für den Wettbewerb der nordafrikanischen Kolonialmächte: es ist durch die Einbuchtung der Syrten dem zentralen Sudan um fast 500 Kilometer näher gerückt als die benachbarten Küstengebiete und ist daher von jeher ein bevorzugtes Durchzugsland für den reichen Handel gewesen, der den Güteraustausch der um das Saharabecken herumwohnenden Völker vermittelt. In Tripolis geht darum das Sprichwort: „Willst du dein Kamel vom Spat heilen, so brauche Teer, und willst du deine Armut ausheilen, so mach eine Reise nach dem Sudan!" England und vor allem Frankreich sind nun aber mit vereinten Kräften bemüht gewesen, Tripolitanien diese Quellen seiner kommerziellen Kraft zu verstopfen, seinen wirtschaftlichen Lebensnerv abzutöten, den Handel nach ihren Gebieten hinüberzulenken. Das diplomatische Machtmittel dazu war der Sudanvertrag von 1889, durch den die Londoner und Pariser Komparenten über den Kopf des Sultans hinweg und ohne Rücksicht auf die älteren verbrieften Rechte der Hohen Pforte auf eine Sudangrenze sich einigten, die von Ghat quer durch Fessan nach Massalit in der Weise sich hinzieht, daß das Tummogebiet, Tibesti, Borku, Ennedi und Wadai in die französische, die Kufraoasen, Dar Tokonawi und Dar Fur in die britische Interessensphäre fallen. Damit war der Anstoß zu einem wahren Rattenkönig von Grenzstreitigkeiten gegeben, die in der Hauptsache folgende sind.

Das Sultanat Ghadames ist von den Türken 1842 besetzt worden, wird aber gleichwohl von den Franzosen als tunesisches Grenzgebiet in Anspruch genommen. Im Sultanat Ghat mit dem Hauptort Djanat wurde 1874 eine türkische Garnison eingerichtet; 1905 besetzte es vorübergehend Hauptmann Touchard mit der Rechtsbegründung, das Gebiet habe früher unter der Herrschaft der algerischen Tuaregs gestanden. Die Ansprüche auf das Hochland von Tummo weiß man in Paris nicht anders als mit dem allgemeinen Hinweis zu motivieren, daß es „zum Hinterland von Algerien gehöre." Die Behauptung der Türken, die Oasen Kauar und Bilma gehörten in ihre Hoheitssphäre, werden in einem amtlichen Bulletin des Kolonialministeriums als vollständig illusionär bezeichnet; der beigegebene Kommentar gesteht indessen, daß bereits 1901 ein Vorstoß türkischer Expeditionskorps dorthin erfolgt sei, während französischerseits zum ersten Mal 1905 die Trikolore in Bilma entfaltet wurde, und daß 1910 der Hauptmann Cottes auf einer Inspektionsreise zu seinem großen Erstaunen in Ghat, dem Hauptplatz Kanras, den türkischen Leutnant Omar Lofteh als Residenten vorgefunden habe. Tibesti und Borku haben die Bedeutung eines Glacis, das in herrschender Stellung inmitten des Sahara-Sandmeers aufgerichtet ist. Infolge ihrer Höhenlage und ihrer verhältnismäßig großen Regendichtigkeit haben sie ein gesundes Klima und sind daher in weitem Umkreis die einzigen Stationen, wo sich europäische Truppen von den furchtbaren Strapazen des Sudandienstes erholen können. Sie sind der Zentralisationsstandpunkt der großen Karawanenstraßen, auf denen der Handel von der Levante und der Cyrenaika nach dem mittleren Kongo und der Guineaküste sich bewegt; sie sind daneben auch die Vermittler des blühenden Waffenschmuggels, der die kriegerischen Völker des Sudan reichlich mit Gewehren und Munition versorgt, so daß Frankreich und England ihrer Stellungen in den angrenzenden Gebieten niemals sicher sind, solange sie nicht den Verkehr auf diesen Magistralen kontrollieren. Ain Galakka, die Hauptstadt Borkus, ist endlich eine Hochburg des im Dienst der allislamischen Bewegung stehenden und von den christlichen Kolonialmächten mit Recht gefürchteten Senussismus, der von hier aus seinen Einfluß auf die größten und mächtigsten Sultanate Zentralafrikas, Wadai, Massalit und Dar Fur ausgebreitet hat. Die Franzosen haben sich daher begreiflicherweise wiederholt bemüht, festen Fuß in diesen Gebieten zu fassen, was ihnen aber niemals gelungen ist; dafür zog im April dieses Jahres eine Truppe unter dem Zeichen des Halbmonds, nachdem sie Bardai in Tibesti gesichert, in Ain Galakka ein und errichtete hier mit Hilfe senussistischer Marabus eine 300 Mann starke Garnison. Was endlich die Kufraoasen anbelangt, so ist die britische Fahne wohl in Giarabub, aber niemals in diesem Gebiet selbst entfaltet worden, während man in Konstantinopel darauf hinweisen kann, daß schon Abdul Hamid IV. in Boëma mit dem Schech der Senussisten und Oberhaupt der Landschaft über ein osmanisches Protektorat verhandelte, das jüngst durch eine Sondergesandschaft des Ordens in Konstantinopel endgültig besiegelt worden sein soll.

Fessan war unter dem hamidischen Regiment Exil der liberaler Gesinnungen verdächtigen Offiziere und Beamten. Die Jungtürken haben es verstanden, durch ihr ehrliches Auftreten und fortschrittfreundliche Tätigkeit hohes Ansehen bei der Bevölkerung zu gewinnen; und als in Konstantinopel der Absolutismus stürzte, vermochten sie daher unschwer, das gesunkene Prestige der osmanischen Herrschaft kraftvoll wieder zur Geltung zu bringen. Die aus eingeborenen Berbern und Nachkommen der Janitscharen gebildete Miliz, eine Reitertruppe, die im Ruf außerordentlicher Leistungsfähigkeit steht und deren Reorganisation vor Jahren schon einmal

Digitized by Google

der deutsche Oberstleutnant von Rügdisch in die Hand genommen hatte, wurde neu formiert und modern ausgerüstet. In alle Hauptorte, in denen vielfach die Herrschaft des Sultans nur eine nominelle gewesen, zogen türkische Kaimakams ein, und nachdem so in dem Land selbst größere Sicherheit geschaffen, wurden in der angedeuteten Weise Expeditionen zur Sprengung des Gürtels unternommen, in den 1889 England und Frankreich Tripolis einzuschnüren versuchten. Die Pariser Presse behauptet nun, das Erscheinen der türkischen Truppen und Beamten habe allenthalben nicht Herstellung größerer Ordnung, sondern verschärfte Unruhe und Auffässigkeit der Eingeborenen zur Folge, ist aber völlig außerstande, für die Behauptung einen anderen Beweis als allgemeine Redensarten zu erbringen. Ihr Aerger über die Kraftbezeigung des neuen Regiments ist begreiflich genug. In den Stellungen bei Ghat, Bilma und den Tummopässen beherrschen die Türken die Verbindungen von Tunesien und Algerien mit dem Tschad, Niger und Senegal; mit den Positionen in Tibesti und Borku bedrohen sie unmittelbar die vom Schari und von Bagirmi aus von Oberst Largeau nach Wadai vorgeschobenen Posten. Die freundliche Miene der Seinediplomaten zu dem Raubzug des „eng befreundeten" Italiens hat also sehr eindeutige Motive: dieses ist gut genug, die Kohlen für Frankreich aus dem Feuer zu holen, indem es die Türkei zwingt, alle ihre Streitkräfte aus Fessan nach der Küste hin zu werfen, um der Trikolore Luft und freie Bewegung zu den großen Zielen der Pariser Kolonialpolitiker hin zu verschaffen. Für England liegt es nah, die Kautschuktheorie der Consulta, Italien werde durch die Verschiebung der politischen Gewichte im Mittelmeer gezwungen, in Tripolis ein festes Glacis sich zu sichern, seinerseits dahin zu variieren, daß es sich genötigt sehe, das Provisorium seiner Schutzherrschaft in Aegypten in ein Definitivum umzuwandeln, und zwar um so mehr, als das zu erwartende Aufflammen des mohammedanischen Fanatismus seine Stellung in Kairo sehr gefährden muß. Daß es ähnlich wie Frankreich seine Grenzen nach Tripolitanien hin vorzuschieben und besser zu schützen bestrebt ist, beweist die jüngste Verwandlung der bürgerlichen Verwaltung in dem Unrainergebiet von Marsa Mairu in eine militärische. Ob man sich also in Rom rechtzeitig klar gemacht hat, in welchem Verhältnis der Wert der tripolitanischen Beute zu den Kosten des Unternehmens und vor allem zu der ungeheuren weltpolitischen Verantwortlichkeit, die man auf sich lädt, steht? Ohne das Hinterland hat das Gebiet, um dessen Besitz heute die Kanonen donnern, nur die Bedeutung einer kolonialen Enklave, eines exponierten Außenforts, dem die unentbehrlichen Hilfsquellen und Zufuhrwege vom Land her abgeschnitten sind. Frankreich hat in dem benachbarten Algerien für die Lösung der analogen Aufgabe, die Landbrücke zwischen der Küste und der Sahara zu sichern, nicht weniger als zehn Jahre, und zwar unter weit günstigeren Verhältnissen gebraucht. Gelingt aber Italien die Ueberwindung aller der Eroberung Fessans entgegenstehenden Hindernisse, so stößt es auf zwei übermächtige Nachbarn, die gegen die Grenzen vordrängen, um Reibungsflächen zu schaffen, die den taktischen Positionsgewinn an der Küste mehr oder weniger illusorisch machen.

21. November 1900*).

Von

Julius Bab.

Wir standen still am Grabe Heinrich Kleist's.

Der preuß'sche Staat hielt einen Buß- und Bettag
Zur sanften Sühne aller sünd'gen Seelen
Und in den Kirchen predigte man viel.

Wir waren nachmittags hinausgefahren,
Als schon das Dunkel auf die Häuser sank.
Nun stiegen graue Nebel aus dem Wasser,
Auf dem von Villenschlössern andern Ufers
Blaßgelbe Lichter mild und müde bebten.
Die schwarzen Fichten rauschten durch die Nacht.
Es war sehr still.

Hier war kein Mensch gestanden,
Seit vielen Stunden, ja vielleicht seit Tagen. — —
Und war doch heut' sein Todestag gewesen,
Tag seines furchtbar ungesühnten Todes —
Und keine Blume lag auf diesem Stein.

Wir standen still am Grab des großen Dichters.
Die Fichten rauschten einsam durch die Luft.

Der preuß'sche Staat hielt einen Buß- und Bettag.

Kleist und die Literatur-Geschichte.

Von

Rudolf Kurtz.

Eine der stärksten Hemmungen, die sich der Ausbildung der literar-historischen Praxis entgegenstellt, ist die apologetische Tendenz, die die meisten Biographen beseelt. Sie äußert sich als eine dumpfe Begeisterung für den Gegenstand und nimmt

*) Am diesem Tage fiel der preußische Buß- und Bettag mit dem Todestage des großen Dichters zusammen, dessen hundertjährige Wiederkehr heute umjubelt wird.

Digitized by Google

a priori eine Stilisierung des Helden vor: Von vornherein wird beschlossen, daß jede seiner Handlungen eine bewußte Realisierung seiner ihm nicht minder bewußten Genialität ist. Damit soll nicht der Täuschung einer objektiven Geschichtsschreibung das Wort geredet werden. Jede Auffassung der Wirklichkeit ist subjektiven Prinzipien und Wertungen unterworfen. Aber ihr Resultat soll die empirischen Tatsachen widerspruchslos unter sich sammeln, nicht einer wurzellosen Hypothese folgend das Inäquate ausschalten oder zurücksetzen. Diese Haltlosigkeit der Gesinnung — denn eine solche ist es der Geschichte und vor allem dem Menschlichen im Helden gegenüber — erschwert es ungemein zu Werken dieser Art eine nähere Beziehung zu gewinnen. Und es ist gerade die Freiheit von dieser Befangenheit, die das Auge immer wieder auf Gervinus' mächtigen Versuch einer deutschen Literaturgeschichtsschreibung zieht, die die Freude bei jeder neuen Lektüre von Hayms Herder steigert. Der Laie wie der sangesfrohe Biograph sind leicht geneigt von objektivem Uebereifer zu sprechen; selbst ein so eminenter Kopf wie Scherer findet in seiner begeisterten Notiz über Hayms Werk, daß dieser seinem Objekt „manchmal mit zu viel Kritik gegenübersteht".

Die Neigung zur historischen Verklärung tritt naturgemäß besonders stark bei Biographen jener Persönlichkeiten hervor, deren Lebensführung das Exzentrische nicht fehlt, und die billiger Geschichtsmoralismus als pathologische Erscheinungen sehr fragwürdig registriert hat. Es ist verständlich und einer Mitwelt gegenüber, die mit dem Begriff pathologisch allzu leicht über ihre eigene Mediokrität hinweggleiten möchte, sogar berechtigt, wenn Abirrungen im Schatten eines großen Werkes gelassen werden, wenn Krauses und Wirres in der reinen Flamme einer gewaltigen Dichtung sich auflöst. Dann aber verlangt es die Würde der Wissenschaft, daß die apologetische Tendenz verschwindet und ihr autonomes Interesse in den Vordergrund tritt. Dann ist es Schwäche und Dilettantismus, ein großes Objekt auf ein Niveau herabzuzwingen, dem es der Lobredner vor allem zu entreißen wünscht. Zu dieser Reife der wissenschaftlichen Einsicht ist die Kleistforschung in ihrer Allgemeinheit noch nicht gediehen: Wenn ich von Eloessers kürzlich veröffentlichter Biographie und Erich Schmidts Einleitungen zu den Werken des Dichters absehe, ist die Lebensgeschichte Kleists der Tummelplatz jener Moralen, die der Geschichtslyriker so schwer überwindet. Die Hypothesen der erklärenden Psychologie verdichten sich zu Auffassungen, die ihnen gegenseitig als böswillige oder lächerliche Konstruktionen erscheinen.

Alle Erklärungsversuche gehen von dem Ideal des lückenlosen Begreifens des dichterischen Individuums aus. Nun handelt es sich in diesen Fällen um die Substitution fehlender Kausalglieder durch pathologische Momente oder — im genauen Widerspruch dazu — um einen Ersatz dieser Glieder durch andere, die sich eher dem Verlauf einer normalen Existenz unter Betonung dieser Eigenschaft einreihen. In beiden Ansichten, die sich innerhalb der Kleistforschung polarisch gegenüberstehen, wirken sich Anschauungen vom dichterischen Individuum aus, deren Hypothetik der Wirklichkeit nicht gerecht wird: Beide gehen von einem konstruierten Typus des Dichters aus und finden in ihrem Objekt entweder Abweichungen, die sie als unnormal bezeichnen, oder suchen in ihm Bestätigungen ihres Typus. Was nun die Pathographien an Uebertreibung nach der einen Seite hin leisten, treibt ein nicht minder fataler Gesundheitsfanatismus nach der andern. Und dies scheint mir in unserer Zeit, die in ihrer kulturwissenschaftlichen Arbeit den Materialismus glücklich überwunden hat, weitaus gefährlicher als das leicht durchschaubare, das populäre Gefühl verletzende Krankheitsbild der Pathographien. Die seelische Hochspannung der dichterischen Existenz wird immer Momente enthalten, die im Rhythmus einer bürgerlichen Existenz eingestellt, dieser eine pathologische Färbung erteilen würden. Eine klinische Bedeutung dieser Momente für das Individuum ergibt sich erst aus ihrem Verhältnis zu seiner allgemeinen Gemütslage: sie ist relativ, nicht absolut. Diese Momente — aus dem Leben Goethes etwa — eingeschaltet in das Diagramm eines bürgerlichen Lebensablaufs, würden durch ihr jähes, unvermitteltes Herausragen diesen zweifellos als einen abnormen, pathologischen erscheinen lassen, während sie sich im Leben des Dichters durch tausend Uebergänge abstufen und verständlich werden. Außerdem wirken, ganz allgemein gesagt, hier noch objektive Bestimmungen ein: Zeitgewohnheiten, Milieu usw., die den normativen Typus, der die Grundlage klinischer Untersuchungen bildet, individuell stilisieren*). So erscheint Sadgers Kleiststudie als eine wissenschaftlich immerhin fragwürdige Absolutierung; wenn sie damit auch keinesfalls die ausgesprochene Verachtung verdient, mit der sich ihr die Kleistforscher im allgemeinen nähern. Sie verdient sie im gleichen Maß nicht wie alle jene Arbeiten, die Kleist zum Paradigma des farblosen Zeitgenossen umzubilden wünschen. Diese Forscher befinden sich in einer geradezu dionysischen Erregung: Was ihrer begeisterten Auffassung nicht entspricht, wird mit einer Leichtfertigkeit übersehen, umgedeutet, fallen gelassen, die

*) Eine systematische Ableitung dieses scheinbar widerspruchsvollen Begriffs der individuellen Normalität wird in einem anderen Zusammenhang versucht werden.

Digitized by Google

selbst Rahmers wichtige und verdienstvolle Werke zu keiner angenehmen Lektüre machen. Formbildend wirkt hier vor allem die populäre Anschauung vom Dichter, die seine gesteigerte Bedeutsamkeit, die Idealität seines geistigen Schaffens ohne weiteres auf seine Physis ausdehnt und alles ausschaltet, was den Typus des vollkommenen Menschen verwirrt. Sie heroisieren sich gleichsam im Dichter. Diese Tendenz bestimmt den Forscher in den Momenten, wo als Ursache gewisser Erscheinungen pathologische Störungen angesehen werden, diese Abweichungen als unter den gegebenen Bedingungen bei jedem Zeitgenossen selbstverständlich erscheinen zu lassen. Damit erreichen sie wohl, daß das populäre Denken seine Idealgestalt des Dichters wiederfindet, schleifen aber zugleich seine Individualität für den Einsichtigen ab, und als Ganzes ist ihre Leistung für die Wissenschaft wertlos, so anerkennenswert ihre Einzelstudien und Beobachtungen auch sein können. Insbesondere Rahmer hat eine Fülle von Material, glücklichen Funden, neuen Bestimmungen in die Kleistliteratur eingeführt, daß mir der gewisse philologische Hochmut, den ich hier und da in Anzeigen seines neuesten Kleistbuchs gefunden habe, wenig gerechtfertigt erscheint.

Diese Neigung zur Idealisierung des als Helden erfaßten Dichters beherrscht zumeist die Darstellung psychologisch komplizierter Erscheinungen; ob ihr Objekt nun Günther oder Grabbe heißt; und es scheint, als ob die Forschung die methodische Gefahr zu gering achtet, die dieser schädlichsten Hypothesenbildung (der Annäherung an den vorwissenschaftlichen Heldentypus) innewohnt. Sie zerstört das Fundament. Der geschichtliche Typus erhält seine Realität dadurch, daß sich das historische Material widerspruchslos auf ihn beziehen läßt: Wer hier mehr einer idealen Auffassung vom Dichter als der wissenschaftlichen Einsicht folgt, wird bestenfalls noch auf ästhetische Schätzung Anspruch erheben können. Das Kleistproblem mit seinen zahllosen Stacheln und wirren Auswüchsen ist von solcher Deutung am meisten mitgenommen worden. Ueppige Rankenbildung hat die ursprünglichen Umrisse so überwuchert, daß nur radikaler Abbau zu einer einigermaßen gesicherten Stellung verhelfen kann. Vor allem eine gründliche Revision des anekdotischen Materials, das überhaupt nie erschließenden, sondern nur illustrativen Wert hat. Ich wünsche als Beispiel der hier geleisteten Arbeit Steigs die neuere Kleistforschung inaugurierendes Werk „Kleists Berliner Kämpfe" zu nennen.

Aber noch verderblicher als der physiologische Widerstreit griff jene Genialitätspsychologie in die Kleistforschung ein, die gleichfalls in der Entfernung, die der gesunde Menschenverstand zum dichterischen Individuum empfindet, ihre Wurzel hat. Jene Unform der erklärenden Psychologie setzt ihr Wesen darin von der Bedeutsamkeit gleichzeitiger oder späterer Dichtungen auf ein gleich bedeutsames Bewußtseinsleben zu schließen. Hat das beim reifen Mann noch seinen Sinn — obschon das allein genaue Untersuchungen sicherstellen können —, so ist es beim Jüngling durchaus abzulehnen. Das legendäre Bild vom jungen Dichter, wie es in den Entzückungen lyrisch geneigter Verehrer lebt, ist ohne nähere Untersuchung die gefährlichste Trübung, die eine wissenschaftliche Arbeit erfahren kann. Charakteristisch ist hierfür das Verhalten unserer großen biographischen Werke, als deren letztes ich eins für alle, Erich Schmidts „Lessing", benennen will, die gerade an dieser Stelle eine fast abweisend kritische Haltung bewahren. Ueberhaupt ist diese Gefahr bei einem umfangreichen Werk, das naturgemäß zu einer außerordentlich intimen Beschäftigung mit dem Detail zwingt, geringer als bei der Studie. Werke geringern Umfangs und Spezialarbeiten, hinter denen sich das Gesamtbild des Dichters nur richtungweisend erhebt, werden durch diese Hypothese in ihren Maßen verzerrt, in ihrem Aufbau zerstört. Es ist kein seltener Fall in der Weltliteratur, daß man eine armselige Ueberraschung erlebt, wenn man sieht, wie der geniale junge Dichter sich über die metaphysische Bedeutsamkeit seiner Intuitionen rational orientiert. Und doppelt voreilig ist dies Verhalten dem jungen Kleist gegenüber, wo das Material nur in Briefen besteht: dem in seiner ablesbaren Tatsächlichkeit scheinbar offensichtlichsten und doch hinterhältigsten Material.

So selbstverständlich diese Forderung klingt, so selten erfüllt sie die literarhistorische Praxis. Ueber keine Epoche im Leben Kleists sind wir so unterrichtet, so aufgeklärt wie über seine Bildungsjahre: Ueber keine hat bis vor kurzer Zeit eine gleiche Unklarheit geherrscht. Das philosophisch tiefreichendste Werk der vorhandenen Kleistliteratur, Gaudigs Kleistbuch — das der Verlag Teubner durch eine Sonderausgabe der unbequemen und inäquaten Umgebung „Wegweiser durch klassische Schuldramen" endlich entziehen sollte —, insinuiert Kleist trotz aller Einschränkungen einen Umfang und Intensität des Wissens, die bei einem 24jährigen Jüngling dieser Zeit, der seine Lehrjahre zwischen Garnison und autodidaktischer Belehrung geteilt hatte, als Aeußerung einer geradezu genialen philosophischen Veranlagung erscheinen müßte. Erst in letzter Zeit setzen die Bestrebungen ein, Kleist den Bildungsmöglichkeiten einzureihen, die einem jungen Mann seiner Zeit, bei einer für das abstrakte Denken wenig geeigneten Veranlagung, durch die Literatur vornehmlich der Aufklärungszeit geboten werden

Digitized by Google

konnte. Der Umfang einer möglichen Beeinflussung durch die klassische Literatur ist leicht bestimmt: er kannte den Nathan, die Lehrjahre, möglicherweise den Tasso und war sehr intim mit Schillers Don Carlos und Wallenstein und einigen seiner Gedichte vertraut. Ganz außerhalb seines Bildungskreises blieb die moderne zeitgenössische Literatur, etwa die Romantik. Die positiven Angaben Kleists benennen Lieblinge der Aufklärungsliteratur: Sie erstrecken sich zurück bis auf Gellert und lassen Lafontaine, den hemmungslosen Romanschriftsteller, nicht aus. Mit Rousseau verrät sich weniger Bekanntschaft als Schwärmerei für seine großen Tendenzen, deren Kenntnis ihm jeder Aufsatz dieser Zeit vermitteln konnte. Und so hat auch das Extrem nicht auf sich warten lassen, das in Kleist letzten Endes das Geschöpf seines Frankfurter Lehrers Wünsch sah, wobei außer acht gelassen wird, daß Kleist bereits ein nur allzu starres Verhältnis zu den Erscheinungen der Welt und der Sittlichkeit mit nach Frankfurt gebracht hatte.

Es werden sich zu den durch das Material bedingten Lücken immer neue gesellen, wenn nicht der individuelle Faktor, der diese Bildungseinflüsse eigentümlich modifizierte, auf seine Prinzipien der Umbildung hin möglichst eingehend untersucht wird. Am Beginn aller psychologischen Reflexionen ist aber der von Kleist oft geschilderte, oft beachtete innere Tätigkeitstrieb zu setzen, den auch Goethe als die „Base seiner Existenz" betrachtet hatte. Er erteilt den Vorstellungen, die von anderen Instanzen geformt in sein Bereich treten, eine unerhörte und leidenschaftliche Bedeutsamkeit. Als diese formenden Instanzen charakterisieren sich die Grundrichtungen seines seelischen Lebens, über deren Entstehung sich hier weitere Erörterungen verbieten. Ein Brief des Sechzehnjährigen gestattet uns die bedeutsamsten in den flüchtigen Umrissen eines noch wenig differenzierten Seelenlebens festzustellen. Sein Verhältnis zur Natur, zu sich, zu den anderen prägt sich aus: ein Aufsuchen und Stilisieren des Romantischen, ein vages Gefühl des Andersseins, ein naiv ausgesprochener Mangel an Kastengeist. Keimhaft, aber in der Richtung bestimmt, meldet sich so seine Phantasie, die Absonderung seines Ich, die Verachtung der angeborenen Vorrechte. Um so farbloser verschwindet seine intellektuelle Tätigkeit, die seiner metaphysischen Anlage, die seinem Bewußtsein früh die Richtung gibt, eine allzu klare, allzu rasche Antwort findet: Er stellt geradezu beispielhaft den Typus dar, den die vorkritische, über Shaftesbury flach platonisierende Moral ausprägen konnte.

Als seine Bildungsquellen ergeben sich weniger gelehrte Werke als moralisierende Zeitschriftenaufsätze und philosophisch-dilettierende Romane. Ueber sein erstes Verhältnis zu metaphysischen Fragen berichtet er selbst, daß sich ihm als 9jährigen Knaben auf Grund eines Werkes von Wieland die Ueberzeugung gebildet habe, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung sei. Es scheint mir gesichert, daß sein Denken von Wieland die erste Bestimmung erhielt, wenn auch nicht durch das von einigen Forschern benannte schwer zugängliche Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" sondern durch den Agathon. Eine bestimmtere Form wird seinen metaphysischen Neigungen durch Gedankenreihen erteilt, die in der Sphäre Garveſcher Reflexionen liegen. Diese Anschauungen, bestimmt durch seine seelischen Besonderheiten, organisieren das Material, wie es uns als Resultat in dem großen Resumee seiner Jugend in dem Brief an Martini vom 18./19. März 1799 vorliegt. Was keimhaft der Brief des 16jährigen andeutete, hat sich nun in starrer Einseitigkeit ausgeprägt. In Frankfurt tritt der Einfluß seiner Universitätslehrer hinzu, vor allem Wünschs. Wünsch, ein Flachkopf mit dem gewissen pantheistischen Lyrismus, wäre für einen Menschen von der Bildungshöhe, die Kleist auch von dem bescheidensten seiner Biographen zugeschrieben wird, eine provinzielle Erscheinung von Antiquitätswert gewesen: was weniger gegen Kleist als gegen seine Biographen spricht.

Nur eine eingehende Darstellung der deutschen Aufklärung könnte die Wurzeln bloßlegen, mit denen die Bildungstendenz Kleists und das ihr vorschwebende Ideal, das nunmehr in den Mittelpunkt seiner Reflexionen tritt, in ihr verwachsen ist. Als Hinweis mag genügen, daß dieses Ideal ein Produkt seines metaphysischen Bedürfnisses ist, wie er es, natürlich auf die Wissenschaft angewandt, in seiner Selbstbesinnung fand. Jene Darstellung würde auch die Form erkennen lassen, in der Kant in das Geistesleben Kleists eintritt. So eng seine Beziehungen zu Wünsch sind, so lose sind sie zu Kant. Das Kapitel Kleist-Kant ist das leerste in den Biographien und wäre das aufschlußreichste für den jungen Kleist. Ich will hier nur die negative Seite berühren, um zu versuchen, ein Motiv aus der Kleistforschung auszuschalten, das allzuoft als das fruchtbarste genutzt worden ist. Bis zu seinem Berliner Aufenthalt, wo die Atmosphäre durch Kiesewetters Destillate mit Kantischen Gedankengängen geladen war, kannte Kleist die Philosophie Kants nur, wie sie sich in dem Eudämonismus seiner Verflacher und Gegner spiegelte: als eine etwas erklügelte Buchstabenwissenschaft, die für das praktische Leben bedeutungslos war. Das wird der Inhalt jener Schrift „Ueber die Kantische Philosophie" gewesen sein, die er noch in Frankfurt vielleicht auf Grund eines Kollegs (?) verfaßt hatte. Erst in Berlin beginnt er sich erkenntnistheoretischen Studien zu

Digitized by Google

nähern, die schon beim ersten Versuch katastrophal enden. Dieser Zusammenbruch ist allmählich mythisch geworden: umsonst von dem großen Namen Kants. Aber Kant tritt im Rhythmus des Kleistschen Seelenlebens an einer solchen Stelle in Erscheinung, an der auch ein geringerer Hebel genügt hätte, um das gelockerte, unter heftigen Stößen zischende Ventil gänzlich herauszuschleudern. Selbst ein philosophischer Wildling wie Kleist hätte zu anderen Zeiten eine andere Stellung zu seiner Interpretation gefunden. Aber von hier aus geschehen ergiebige Rückschlüsse auf das Geistesleben Kleists: Man peroriert nicht ungern von der gewaltigen Erschütterung des Dichters durch Kants gigantisches System und deutet ein philosophisch vergrübeltes Gemüt an, das im harten Ringen gänzlich zerschellt. Das ist die allzu bengalische Beleuchtung einer Katastrophe, die von ihrer Bedeutung nichts verliert, wenn man den Anlaß auf seine wirklichen Maße zurückführt. Unzweifelhaft bestimmt Kants Ethik, in ihren allgemeinsten Sätzen, auch die Weltanschauung des Dichters Kleist an entscheidender Stelle, hier aber war Kant die entscheidende Ursache, weil er die nächste war.

Zu Beginn seines Berliner Aufenthaltes, dem durch jene Katastrophe ein Ziel gesetzt wird, war Kleist in einer gehobenen Gemütsstimmung, die eine Nachwirkung der hier nicht näher zu erörternden Reise nach Würzburg ist. Er glaubte seinen Tätigkeitsdrang endgültig bestimmt zu haben, und da er in seiner Erfahrung für ihn überhaupt nur eine Form fand, war es natürlich die wissenschaftliche Arbeit, deren Nebenprodukt gleichsam die Reife für die gehaßte Fessel des Amts sein sollte, die seine jetzt kulminierende Neigung für Wilhelmine von Zenge eben noch vergoldete. Aber sein Begriff von Wissenschaft trug seine Auflösung notwendig in sich. Als Dilettant, der auf praktische Anwendung vor allem bedacht war, deutete er sie sich als den Umfang, die ineinandergreifende Masse des Wissens, statt sie als seine Methode zu begreifen. Von der so verstandenen Wissenschaft erwartete er die Imperative, die seinen Tätigkeitstrieb an der Wirklichkeit fruchtbar machen sollten. Bei der empirischen Unerreichbarkeit dieses Ziels konnte es sich a priori nicht zu Anweisungen verdichten, und innerhalb dieser Anschauung mußte sein Tätigkeitsdrang ohne Aeußerung bleiben. Aber seine dämonische Kraft richtet sich gegen das einengende Ideal. Und indem Kleist die Idealität seiner wissenschaftlichen Forderung einsieht, entzieht er sich zugleich seine Ziele. Dieser Ausbruch macht Kleist vollkommen hilflos: Er schließt sich tagelang in sein Zimmer ein, um die innere Klarheit zu erzwingen. Er ist vollkommen verzweifelt; er gibt seine eifrig gehegte Sonderstellung auf und sehnt sich wie die Masse seine Imperative aus einem dumpfen reflexlosen Handeln zu empfangen: der Grübler, als den er sich erkannt hat, sucht sich die leichte Sicherheit des Weltmanns anzuträumen. Sein brausendes Gemüt läßt ihn an die Möglichkeit einer intellektuellen Einsicht und Klärung nicht glauben. Er hofft auf mechanische Zerstreuung, Ablenkung durch eine Reise. Aber er wagt es nicht: Sein Pflichtgefühl bindet ihn an die Wissenschaften. In diesem Augenblick tritt Kant in seinen Gesichtskreis und antiquiert jene Verpflichtungen, indem er ihm die längst entschiedenen seelischen Vorgänge in das Bewußtsein hebt und das Objekt, die Wissenschaften, als ungeeignet zu ihrer Erfüllung nachweist. So interpretiert sich Kleist gleich den ersten wesentlichen Satz: Es bedarf keines nähern Verhältnisses zu der Darstellung der Kantischen Lehre, der er diesen Satz entnahm, um Schein und Erscheinung doch zu verwechseln. Aber mit diesem Mißverständnis hatte sein inneres Leben über seine intellektuelle Begrenztheit gesiegt. Der Antagonismus zwischen Absicht und Anlage ist in dieser für die Wissenschaft lehrreichen Ausprägung einzig. Es charakterisiert den märkischen Junker, in dem Erziehung und Abstammung trotz aller intellektuellen Erhebung über ihre Schranken, aller Abweisung ihrer bürgerlichen Wünsche so stark wurzeln, daß sie ihm hartnäckig den Weg verbauen, ja nicht eine Ahnung des Weges in ihm aufkommen lassen, der ihm zu einem adäquaten Ausdruck verholfen hätte. Nun ergreift er die Möglichkeit der mechanischen Ablenkung durch eine Reise. In dieser schrankenlosen Entfesselung seiner seelischen Kräfte fühlt er die Bedeutsamkeit seines Dämons selbst, er fühlt, wie sehr er alle seine intelligenten Ideale überstimmt und beherrscht: „Wenn ich ewig in diesem rätselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Tätigkeit, und doch ohne Ziel — ja, dann wäre ich freilich ewig unglücklich.“ Er reist nach Paris.

Es sind gleichsam vordichterische Gefühlsvorgänge, die Kleists Berliner Aufenthalt fundamentieren. Sie wurzeln tief in dem Widerspruch seiner Lebensführung und rütteln an diesen Ketten, ohne sie abzustreifen. Die leidenschaftliche Spannung, in der sich jener katastrophale Wechsel vollzieht, die dämonische Kraft, mit der sich sein Tätigkeitstrieb entladet, die vielfältigen Hemmungen, die sich ihm entgegenstellen und ihn befördern, haben ihr Motiv in dem ganz geänderten Rhythmus seines seelischen Lebens, wie es sich auf der Würzburger Reise gestaltet hat. Die Untersuchung seiner Natur und Ausdrucksformen behalte ich einer spätern Arbeit vor.

Die Literaturgeschichte hat im Fall Kleists vor vielen anderen die Pflicht, eine Beschreibung und Analyse seines seelischen Lebens im Sinn

Digitized by Google

Diltheys vorzunehmen. Der Mensch Kleist, wie er im Vordergrund seiner Briefe steht, ist nicht identisch mit dem vom Widerstreit der Gefühle seltsam gepeinigten Individuum, das wir aus den überlieferten Daten und Briefen zu erschließen versuchen müssen. Aus der Uebergehung dieses entscheidenden Moments bilden sich die Legenden, die das Material gänzlich verwirren. Und ehe hier genaue Untersuchungen eingegriffen haben, wird es immer bei einer gewissen Stofflichkeit innerhalb der Darstellung des Dichters bleiben. Am wenigsten aber helfen hier pathologische Interpretationen und biographische Hypothesen, obwohl sie, sofern sie materialbildend sind, dem Forscher willkommen sein sollen, ungeachtet ihrer doktrinären Absicht, die bei wirklicher Fülle von ihrem Inhalt wird geschieden werden können.

Aus Heinrich von Kleists Journalistenmappe*).

Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler.

Uns Dichtern ist es unbegreiflich, wie Ihr Euch entschließen könnt, Ihr lieben Maler, deren Kunst etwas so Unendliches ist, jahrelang zuzubringen mit dem Geschäft, die Werke Eurer großen Meister zu kopieren. Die Lehrer, bei denen Ihr in die Schule geht, sagt Ihr, leiden nicht, daß Ihr Eure Einbildungen, ehe die Zeit gekommen ist, auf die Leinwand bringt; wären wir aber, wir Dichter, in Eurem Fall gewesen, so meine ich, wir würden unsern Rücken lieber unendlichen Schlägen ausgesetzt haben, als diesem grausamen Verbot ein Genüge zu tun. Die Einbildungskraft würde sich, auf ganz unüberwindliche Weise, in unseren Brüsten geregt haben, und wir, unseren unmenschlichen Lehrern zum Trotz, gleich, sobald wir nur gewußt hätten, daß man mit dem Büschel, und nicht mit dem Stock am Pinsel malen müsse, heimlich zur Nachtzeit die Türen verschlossen haben, um uns in der Erfindung, diesem Spiel der Seligen zu versuchen. Da, wo sich die Phantasie in Euren jungen Gemütern vorfindet, scheint uns, müsse sie, unerbittlich und unrettbar, durch die endlose Untertänigkeit, zu welcher Ihr Euch beim Kopieren in Galerien und Sälen verdammt, zu Grund und Boden gehen. Wir wissen, in unsrer Ansicht, schlecht und recht von der Sache nicht, was es mehr bedarf, als das Bild, das Euch rührt, und dessen Vortrefflichkeit Ihr Euch anzueignen wünscht, mit Innigkeit und Liebe, durch Stunden, Tage, Wochen, Monden, oder meinethalben Jahre, anzuschauen. Wenigstens dünkt uns, läßt sich ein doppelter Gebrauch von einem Bilde machen; einmal der, den Ihr davon macht, nämlich die Züge desselben nachzuschreiben, um Euch die Fertigkeit der malerischen Schrift einzulernen; und dann in seinem Geist, gleich vom Anfang herein, nachzuerfinden. Und auch diese Fertigkeit müßte sobald als nur irgend möglich, gegen die Kunst selbst, deren wesentliches Stück die Erfindung nach eigentümlichen Gesetzen ist, an den Nagel gehängt werden. Denn die Aufgabe, Himmel und Erde! ist ja nicht, ein anderer, sondern ihr selbst zu sein, und Euch selbst, Euer Eigenstes und Innerstes, durch Umriß und Farben, zur Anschauung zu bringen! Wie mögt Ihr Euch nur in dem Maße verachten, daß Ihr willigen könnt, ganz und gar auf Erden nicht vorhanden gewesen zu sein; da eben das Dasein so herrlicher Geister, als die sind, welche Ihr bewundert, weit entfernt, Euch zu vernichten, vielmehr allererst die rechte Lust in Euch erwecken und mit der Kraft, heiter und tapfer, ausrüsten sollen, auf Eure eigne Weise gleichfalls zu sein? Aber ihr Leute, ihr bildet Euch ein, Ihr müßt durch Euren Meister, den Raphael oder Corregge, oder wen Ihr Euch sonst zum Vorbild gesetzt habt, hindurch; da Ihr Euch doch ganz und gar umkehren, mit dem Rücken gegen ihn stellen, und, in diametral-entgegengesetzter Richtung, den Gipfel der Kunst, den Ihr im Auge habt, auffinden und ersteigen könntet. — „So!" sagt Ihr und seht mich an: „was der Herr uns da Neues sagt!" und lächelt und zuckt die Achseln. Demnach, Ihr Herren, Gott befohlen! Denn da Kopernikus schon vor dreihundert Jahren gesagt hat,

*) Die nachstehenden kleinen wenig bekannten Stücke hat Heinrich von Kleist in den „Berliner Abendblättern" veröffentlicht, die er in seinem letzten Kampfjahr vom 1. Oktober 1810 bis zum 31. März 1811 herausgab. Diese Notizen, Skizzen, Anekdoten, Tagesberichte tragen im Ton und Rhythmus deutlich genug den Wesenszug ihres Redakteurs — des Mannes, der nichts anfassen konnte, ohne mit dem Feuerfluß seiner Leidenschaft alle Dinge aufzuschmelzen: bis das nackte Widerspiel ihrer innersten Wesenskräfte vor unserem Augen schwankt. So erhält eine Berliner Soldatenanekdote wahrhaft dramatisch-komische Kraft, und ein Theaterwitz explodiert an der Spitze einer hochgebauten Periode wie eine Rakete. — Es ist nicht unlohnend, den großen Kleist in diesen kleinen Dingen zu suchen — denn, — um jene Skizze zu variieren, die wir hier mit dem schönen Kunstbrief zusammen ein paar dramatisierte Tagesbanalitäten einrahmen lassen — es gehört mehr Genie dazu, und es führt auch tiefer ins Wesen des Genies, die Offenbarung einer großen Natur im kleinsten Stoff zu finden, als im großen Thema, dessen Materie schon an sich wirken möchte.

Digitized by Google

daß die Erde rund sei, so sehe ich nicht ein, was es helfen könnte, wenn ich es hier wiederholte. Lebet wohl!

Herr Unzelmann..

Her Unzelmann, der seit einiger Zeit, in Königsberg Gastrollen gibt, soll zwar, welches das Entscheidende ist, dem Publikum daselbst sehr gefallen: mit den Kritikern aber (wie man auch aus der Königsberger Zeitung ersieht) und mit der Direktion viel zu schaffen haben. Man erzählt, daß ihm die Direktion verboten, zu improvisieren. Herr Unzelmann, der jede Widerspenstigkeit haßt, fügte sich in diesen Befehl: als aber ein Pferd, das man, bei der Darstellung eines Stücks, auf die Bühne gebracht hatte, inmitten der Bretter, zur großen Bestürzung des Publikums, Mist fallen ließ: wandte er sich plötzlich, indem er die Rede unterbrach, zu dem Pferde und sprach: „Hat dir die Direktion nicht verboten, zu improvisieren?“ Worüber selbst die Direktion, wie man versichert, gelacht haben soll.

Charité-Vorfall.

Der von einem Kutscher kürzlich übergefahrene Mann, namens Beyer, hat bereits dreimal in seinem Leben ein ähnliches Schicksal gehabt; dergestalt, daß bei der Untersuchung, die der Geheimrat Hr. K., in der Charité mit ihm vornahm, die lächerlichsten Mißverständnisse vorfielen. Der Geheimrat, der zuvörderst seine beiden Beine, welche krumm und schief und mit Blut bedeckt waren, bemerkte, fragte ihn: ob er an diesen Gliedern verletzt wäre? worauf der Mann jedoch erwiderte: nein! Die Beine wären ihm schon vor fünf Jahren, durch einen andern Doktor, abgefahren worden. Hierauf bemerkte ein Arzt, der dem Geheimenrat zur Seite stand, daß sein linkes Auge geplatzt war; als man ihn jedoch fragte: ob ihn das Rad hier getroffen hätte? antwortete er: nein! Das Auge hätte ihm ein Doktor bereits vor 14 Jahren ausgefahren. Endlich, zum Erstaunen aller Anwesenden, fand sich, daß ihm die linke Rippenhälfte, in jämmerlicher Verstümmelung, ganz auf den Rücken gedreht war; als aber der Geheimrat ihn fragte: ob ihn des Doktors Wagen hier beschädigt hätte? antwortete er: nein! Die Rippen wären ihm schon vor sieben Jahren durch einen Doktorwagen zusammengefahren worden. Bis sich endlich zeigte, daß ihm durch die letztere Ueberfahrt der linke Ohrknorpel ins Gehörorgan hineingefahren war. — Der Berichterstatter hat den Mann selbst über diesen Vorfall vernommen, und selbst die Todkranken, die in dem Saale auf den Betten herumlagen, mußten, über die spaßhafte und indolente Weise, wie er dies vorbrachte, lachen. — Uebrigens bessert er sich; und falls er sich vor den Doktoren, wenn er auf der Straße geht, in acht nimmt, kann er noch lange leben.

Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken.

Ein Soldat vom ehemaligen Regiment Lignowsky, ein heilloser und unverbesserlicher Säufer, versprach nach unendlichen Schlägen, die er deshalb bekam, daß er seine Aufführung bessern und sich des Branntweins enthalten wolle. Er hielt auch, in der Tat, Wort, während drei Tage: ward aber am vierten wieder besoffen in einem Rinnstein gefunden, und von einem Unteroffizier in Arrest gebracht. Im Verhör befragte man ihn, warum er, seines Vorsatzes uneingedenk, sich von neuem dem Laster des Trunkes ergeben habe? „Herr Hauptmann!“ antwortete er, „es ist nicht meine Schuld. Ich ging in Geschäften eines Kaufmanns, mit einer Kiste Färbholz, über den Lustgarten; da läuteten vom Dom herab die Glocken: ‚Pommeranzen! Pommeranzen! Pommeranzen!‘ Läut', Teufel, läut', sprach ich, und gedachte meines Vorsatzes und trank nichts. In der Königstraße, wo ich die Kiste abgeben sollte, steh' ich einen Augenblick, um mich auszuruhen, vor dem Rathaus still: da bimmelt es vom Turm herab: ‚Kümmel! Kümmel! Kümmel! Kümmel! Kümmel! Kümmel!‘ Ich sage zum Turm: bimmle du, daß die Wolken reißen — und gedenke, mein Seel, gedenke meines Vorsatzes, ob ich gleich durstig war, und trinke nichts. Drauf führt mich der Teufel, auf dem Rückweg, über den Spittelmarkt: und da ich eben vor einer Kneipe, wo mehr als 30 Gäste beisammen waren, stehe, geht es, vom Spittelturm herab: ‚Anisette! Anisette! Anisette!‘ Was kostet das Glas, frag' ich? Der Wirt spricht: ‚Sechs Pfennige.‘ Geb' er her, sag' ich — und was weiter aus mir geworden ist, das weiß ich nicht.“

Ein Satz aus der höheren Kritik.

Es gehört mehr Genie dazu, ein mittelmäßiges Kunstwerk zu würdigen als ein vortreffliches. Schönheit und Wahrheit leuchten der menschlichen Natur in der allerersten Instanz ein: und so wie die erhabensten Sätze am leichtesten zu verstehen sind (nur das Minutiöse ist schwer zu begreifen), so gefällt das Schöne leicht; nur das Mangelhafte und Manirierte genießt sich mit Mühe. In einem trefflichen Kunstwerk ist das Schöne so rein enthalten, daß es jedem gesunden Auffassungsvermögen, als solchem, in die Sinne

Digitized by Google

springt; im Mittelmäßigen hingegen ist es mit soviel Zufälligem oder wohl gar Widersprechendem vermischt, daß ein weit schärferes Urteil, eine zartere Empfindung und eine geübte und lebhaftere Imagination, kurz, mehr Genie dazu gehört, um es davon zu säubern. Daher sind auch über vorzügliche Werke die Meinungen niemals geteilt (die Trennung, die die Leidenschaft hineinbringt, erwäge ich hier nicht); nur über solche, die es nicht ganz sind, streitet und zankt man sich. Wie rührend ist die Erfindung in manchem Gedicht: nur durch Sprache, Bilder und Wendungen so entstellt, daß man oft unfehlbares Sensorium haben muß, um es zu entdecken. Alles dies ist so wahr, daß der Gedanke zu unsern vollkommensten Kunstwerken (z. B. eines großen Teils der Shakespeareschen) bei der Lektüre schlechter, der Vergessenheit ganz übergebener Broschüren und Scharteken entstanden ist. Wer also Schiller und Goethe lobt, der gibt mir dadurch noch gar nicht, wie er glaubt, den Beweis eines vorzüglichen und außerordentlichen Schönheitssinnes; wer aber mit Gellert und Kronegk hier und da zufrieden ist, der läßt mich, wenn er nur sonst in seiner Rede recht hat, vermuten, daß er Verstand und Empfindungen, und zwar beide in einem seltenen Grade, besitzt.

Süddeutsche Ausstellungen.

Von

Carl Einstein.

Die Süddeutschen haben die Bildauflösung nicht so weit getrieben, wie wir oben in Berlin und die Pariser Maler. Das Analytische liegt ihnen nicht, und während wir das Bild als Entstehungsprozeß auffaßten, und es in seine Funktionen zerlegten, um gleichsam das Aufdämmern einer neuen Zeit zu beschleunigen, verblieben sie in einem bequemen Mittelzustand, von wo das eine oder andere, ein nicht zu aufreibender Impressionismus oder eine phantasievolle Synthese, ohne große Anstrengung zu erreichen war. Süddeutsche Malerei ist Opportunismus; hinzu kommt eine teilweise recht abrupte, mitunter fast groteske Ueberlieferung, die teutsche Zeichenkunst. Wir gestehen unser Erstaunen, wiewohl wir ähnliches fast erwarteten, als wir mit gelindem Schreck wahrnahmen, wieviel noch auf der „Jugend" balanciert wird, ein Georgi noch immer unschuldige Illustrationen zu Fresken verbreitern darf. Der einzige der Schule macht, ist glücklicherweise Trübner, zumal nur er von den Süddeutschen eine Methode des Malens fand. Unter seinen Schülern ist er der Jüngste. Abgesehen von Grimm, der ziemlich instinktlos mit dem Rot und Blau Trübners arbeitet, scheinen die Schüler eher im frühen Trübner zu stecken, möglicherweise, daß sie mit fünfzig Jahren beim Trübner von 1900 angelangt sind.

Jetzt zu den mehr oder minder Synthetischen. Bantzer mag etwas Großfiguriges vorschweben, aber seine Malerei ist, ganz abgesehen von einem farbigen Bankerott, eine Sonnenklexerei, von Aufbau und präzisen Teilen ist keine Rede. Bühler geht sichtlich auf eine große Form aus, die Leistung jedoch ist schwer bestimmbar. Viel Genremäßiges steckt in seinen Kompositionen und der Malerei. Deutlich bemerkt man hier den Einfluß Schmidt-Reuttes. Auch hier wird mit ruhenden Massen komponiert, die jedoch tektonischer Straffheit ermangeln. Das Landschaftliche ist dem Idyllischen Thomas entlehnt, ein Bild wie der Hiob bleibt im Psychologischen befangen. Gerade die Synthetiker vergessen zu oft das Entscheidende, nämlich das Bild, worüber irgendeine linear abgegrenzte Masse nichts aussagt, sondern daß nur erzeugt ist, wenn ein untrennbares Stück Malerei geschaffen wurde, eine unauflösliche farbige Raumfunktion. Hier versagt Bühler vollkommen. Ein graues Detail, Synthese mit Porenmalerei. Sein detaillierender Pinselstrich wirkt unsauber und kleinlich, zumal er der synthetischen Bildabsicht widerspricht. Allzu unentschieden gibt er bald psychologische Studienköpfe, bald formal bedeutungsleere Schädel. Im ganzen eine Kunst der unverstandenen Mittel. Bleibt Haueisen, dessen Haltung etwas kräftiger ist, aber in jedem Bild gibt er noch unverarbeitete Teile Hodlers und van Goghs, und so zerspalten sich seine Bilder zu einer Zusammenkunft farbiger Bruchstücke, die noch dazu verschiedenen Systemen entnommen sind. Weiter treibt sich eine monumentale Dame herum, die Frankfurterin Röderstein, welche die Schwächen Thomas demonstrativ ins Große und Langweilige übersetzt.

Das Instruktive dieser Ausstellung scheint mir darin zu bestehen, daß sie die Gefahren eines etwas billigeren Stils deutlich aufweist. Gründet er sich nicht auf einer Tradition, eine überlieferte, mählich angewachsene Erfahrung, so wirkt er von Beginn an schablonenhaft. Es interessiert vor allem, aus welchen Motiven die Synthese entstand, wie kräftig ein Stilist verdauen kann. Denn Bruchstücke muß der Stilist absorbieren, die Gesamtform, die vor allen Dingen nottut, aber selbst mitbringen, damit sie sich an den vorgefundenen Tatsachen äußere. Diese zu verschmelzen und zu

Digitized by Google

vereinheitlichen, durch Unterordnen unter ein durchdringendes Prinzip, bedeutet die Arbeit des Stilisten. Jedoch eine Gefahr belauert ihn; er archaisiert, und wenn er auf Rhodinsch archaisierte, wenn seine Anschauung die Teile nicht gänzlich absorbiert. Vereinfachen, ohne ein Prinzip zu besitzen, ist Unterschlagung, plakatiertes Nichtskönnen. Hoetger nimmt von vielen; mit Rhodin muß sich jeder heutige Bildhauer auseinandersetzen; Aegypter und Assyrer sind ihm unumgänglichste Wirklichkeit. Hoetger sucht vor allen Dingen den Aufbau zu verdecken, die Teile zu verbinden; er gibt eine ganze modulierende Oberfläche, die sich zu Hauptmassen plastisch exponierten Punkten sammelt, erhebt und konzentriert. Großen Wert legt er auf die Blickrichtung; er setzt den point central Cézannes ins Plastische um, ein Mittel, dem er räumliche Fernwirkung dankt. Alle Teile streben einem Hauptpunkt zu. In der Betenden versucht er sich ernsthaft in der Erfindung eines formalen Motivs; eine sitzende Frau, die Unterschenkel gekreuzt, die Armgelenke auf den Knieen aufrichtend. Der Kopf schaut nach oben; die Haare werden von den Händen gehalten und schließen etwas weich ab; sie sind noch zu sehr Haar, zu wenig zwingender Schluß. Deutlich sind die Richtungsfunktionen gegeben, prägnant, aber spitzig, die Kuppelung der Kontraste. Der ganze Unterkörper strebt nach unten, jede seiner Richtungen strömt dem Grund zu. Die Füße wirken zu partiell, sie wären wohl besser verborgen oder im Ganzen geblieben. Doch ich verstehe, Hoetger wollte keine Gewandfigur geben, er fürchtete den Schwindel, das allzu Dekorative. Doch ein Unbehagen kann ich bei diesem Motiv nicht verbergen; ein Sitzen, das Erhebung ausdrücken soll. Außerdem läßt er sich die distanzierende Blickrichtung auf den Beschauer entgehen, indem er den Blick nach oben zieht, eine räumlich problematische und darum leicht nur sentimentale Sache. Solch Paradox, solch Komplizieren wäre keinem Aegypter beigekommen, denn dieser Widerspruch wirkt besonders, zumal das Unlogische mit elementaren Mitteln erreicht wird. Der Torso mag einen, der den Begriff des Ganzen zu besitzen anstrebt, besonders reizen. Hoetger setzt sich mit diesem Problem recht häufig auseinander. Torso ist ein Wort, das genau so falsch ist wie schön oder häßlich, da er ein Begriff ist, der vom lebenden Körper abgenommen ist, hingegen der Witz der Kunst darin besteht, daß sie biologische Nötigungen umgehen kann, eine Frau ohne Arme und Beine ihr ein Ganzes bedeutet. Gerade der Torso zeigt, daß die künstlerische Totalität ein Gewächs eigener Art ist. Aber bedauerlich, der Synthetiker Hoetger gibt im artistischen Sinn Bruchstücke, so z. B. endigen in dem Frauentorso die Funktionen keineswegs, der Kopf ist auf viele Ansichten, die der feinen Uebergänge ermangeln, gearbeitet, der Rumpf gibt nur eine. Der Kopf schiebt sich zusammen, der Rumpf ist zentrifugal. Dabei noch etwas Patinaschwindel der Lichter und Schatten hie und da an falscher Stelle verstärkt. Ganz verschmolzen hat Hoetger seine Generatoren noch nicht; sein Prinzip redet nicht deutlich genug.

Für die süddeutschen Stilisten mögen Hodler, Schmidtreutte und Thoma die nächsten Vorbilder gewesen sein. Ihre Malerei ist dürftig, immateriell und kannte kaum die Erregungen komplizierter Einflüsse oder Verwirrungen. Einer etwas mißverstandenen Ueberlieferung von der Linie als Dominante entgegnen sie mitunter mit sonderlichen farbigen Unwahrheiten. Die Frankfurter haben jetzt ihre Hodler-Ausstellung. Zeigt man hier weniger die bedeutenden Werke, so erfährt man um so mehr von Hodlers Werden. Er beginnt Feuerbachisch-Venezianisch; grau, schwarz, dunkelrot sind die farbigen Dominanten. Er macht sich einen farbigen Typus: roter Hintergrund, die Hauptmassen grau gegen schwarz brüchig herausmodelliert. Dieses Grau gegen Schwarz verwendet er als Kontraste in einer verwandten Art, wie später das Rot gegen Grün in seinen Akten. Die Führung des Modells ist noch nicht sicher und geschlossen; bedeutend sind diese Arbeiten keineswegs. Wertvolles geben seine Landschaften in ihrer Rhythmisierung des Gesehenen; Wolken, Wasser, Ufer oder Gebirgsformen, das sind seine Gegenstände, die er wiederholt darstellt. Besonders schön ist ein Birnbaum, wo er erfolgreich innerhalb der gleichen Farbe die Kontraste gibt. Hellgrün das Geäst, blaugrün der Stamm, grüngelb der Boden; aus dem dunkelgrünen Schatten erhebt sich der Baum. Von seinem Holzfäller und dem Mähder zeigt die Ausstellung zwei besonders gelungene Exemplare. Das bedeuten tatsächlich Resultate einer beträchtlichen Zucht. Beide Motive sind erfolgreich gegen die Fassungen, welche die Berliner Sezession zeigte, vereinfacht. Aber trotz allem, dem Lineament ist die Malerei geopfert, was eine geschlossene Bildwirkung aufhebt. Die Bewegung bleibt materiell, sie wird nicht in Farbe umgesetzt. Wir haben Figurenausschnitte, der Raum bleibt tot und ist nicht durchdrungen. Hodlers Methode verbietet zu viel und schließt zu Vieles aus. Sie ist vor der einzelnen Schöpfung da, welche ihr erbarmungslos eingeordnet wird. Es ist ein Protestantenstil, der zu viel Einbuße und Armut verlangt.

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

Schauspielkunst und „Schauspielerin".

Heinrich Mann: **Die Schauspielerin** (Theater in der Königgrätzerstr.). — Lessing: **Nathan der Weise** (Kammerspiele des Deutschen Theaters).

Diese Woche hat den ersten wirklich schönen Theaterabend der Saison in Berlin gebracht. Das entfesselte Theater war in die Bande einer großen Dichtung geschlagen, die reichen Kräfte der Reinhardtschen Bühne dienten einem unvergänglich schönen Werke deutscher Sprachkunst: In den Kammerspielen gab es eine Aufführung von Nathan dem Weisen. Man gab ihn als Komödie — mit Recht. Schiller und Hebbel haben schon empfunden und dargestellt, daß diesem großen Gedicht nichts zur Vollendung fehlt als der Entschluß, ganz Komödie zu sein. Mit all der tiefen Heiterkeit seines Wesens, mit seinen reichsten und glücklichsten Figuren (Derwisch und Klosterbruder) weist es in jene Sphäre lachender Weltüberwindung. Und seine peinlichen Erdenreste, die romanhaft bequeme Familiengeschichte aller Beteiligten und die ganz unzulängliche Verknüpfung der großen „Ring"-Affäre mit dieser Geschichte, all diese Reste werden sich viel leichter tragen in einer Atmosphäre heller Heiterkeit, als unter dem Druck pathetischer Gravität. Das Bild Spinozas, das hundertmal mehr als der biedere Moses Mendelssohn in diesem Nathan lebt, muß in leidenschaftlos lächelnder Weltfreude aus diesem weisen Spiel herausstrahlen. — Felix Holländer, der mit dem guten Instinkt, wenn auch nicht mit der Einfallsfülle des Meisters Reinhardt, der Aufführung diese Wege wies, hat deshalb ganz recht getan, auf ein schnelles Tempo, einen frischen Ton und lustig festgehaltene Situationen zu dringen. Die Szenenbilder, geschmackvoll und schlicht im Dienst der Dichtung, waren auf eine Mindestzahl verschiedener Schauplätze zusammengezogen und wechselten so flott ab, daß der Regisseur sich und uns die prachtvoll lustige, von der Theaterkonvention stets unterschlagene, in diesem Stil aber gerade wertvolle Szene zwischen dem Sultan und seinen Mameluckn hätte gönnen sollen. Freilich hätte dann ein interessanterer Saladin zur Stelle sein müssen als der junge Herr Ebert, der vielleicht Talent, aber vorläufig sicher nicht in Ton und Haltung den bedeutenden, überlegenen Ton besitzt, dessen dieser große Sultan bedarf. Außer ihm fielen leider noch sämtliche Damen (eine hoftheatralische Sittah, eine viel zu derbe Daja und eine viel zu weichliche Recha) als uninteressant aus. Aber der Rest war Freude, und dieser Rest war immerhin die Hauptsache.

Neben Tiedtkes dicken, freundlichen, roten Prälaten stand voll weiser Einfalt Pagays unscheinbarer, stiller, gütiger Klosterbruder. Paul Wegener flog und tanzte als Derwisch über die Bühne. Er war sehr gut — enttäuschte mich aber etwas, weil ich das Beste von ihm erwartet hatte. Er hatte sich in einer falschen ethnographischen Gewissenhaftigkeit aus diesem breitbrüstig wildem Wanderer einen wahrscheinlich sehr echten, dünnspitzigen Muselmann zurechtgemacht, für den er sein Organ in eine dünnspitzige Höhe schrauben mußte; dadurch verloren die großen Tiraden des Derwisch (das sprachlich Lebendigste und Stärkste, was dem Dramatiker Lessing je gelungen ist) alle akustische Kraft, zersplitterten in gut gespielte Einzelheiten. — Das schwere Problem voll heiter bewegter Natur zu sein und doch dem Lessingschen Wort seine klare Schärfe, dem Vers seine überrealistische Stimmungskraft zu lassen, dies Problem löste an diesem Abend überhaupt nur einer vollkommen: Friedrich Kayßler, der als Tempelherr einen seiner allerglücklichsten Abende hatte. Die schönsten Gaben seiner Menschlichkeit, das deutsch Harte, das kindlich Weiche, das rührend Ungelenke, das Wilde und Reine floß in vollkommenster Harmonie von ihm auf diesen Tempelherrn über; aber so gelöst sein Spiel in einer Fülle lebendiger Augenblicke war, er behielt auch Mut und Kraft, dem Versklang sein Recht zu geben, und über dem psychologischen Grunde den lyrischen Ton, als ein Leben höherer Ordnung gleichsam, aufsteigen zu lassen.

Er war der einzige, der an diesem Abend dies schwerste Problem moderner Schauspielkunst sicher löste. Daß die andern es nicht vermochten, das allzu viel von der Schärfe des Lessingschen Worts, von der Größe Lessingschen Tons im natürlichen Konversieren verloren ging, das war wohl schuld, daß die angestrebte Heiterkeit nicht immer geistig genug, das unvermeidliche Pathos nicht groß genug wirkte. Das trifft auch für Albert Bassermann zu, der als Nathan im Mittelpunkt der Vorstellung stand und mit dem Lessingschen Text nicht immer säuberlich verfuhr; aber was dieser Schauspieler an menschlicher Gefühlskraft, an nachspürerischer Lebendigkeit einzusetzen hatte, das war freilich so viel, daß jeder Einwand verstummen muß neben dem Dank, den wir ihm für die hundertfache Erneuerung dieser allzusehr „Rolle" gewordenen Gestalt schulden. Er verjüngte den Nathan in jedem Sinne; er gab ihm Elastizität, Beweglichkeit, Kraft, Heiterkeit, gab ihm jene Fülle des Lebens, die nötig ist, um in Wahrheit so gut und so weise zu sein. Mehr als alles andere hielt die innere Jugend und Helligkeit dieses Nathan den Komödienton fest. Und die Umsetzung dieser liebenswürdigen Lebensfülle in reinste, spendende Menschenliebe, wie sie die Ringerzählung offenbart — die war in ihrer psychologisch zögernden Entwicklung doch kaum weniger erschütternd als die schöne rednerische Offenbarung, die hier der abgeklärte Patriarch Sonnenthal gab. Man kann wohl behaupten, daß die Größe und Schönheit Lessingscher Worte hier und da unter dem allzu peinlichen Psychologismus Bassermanns gelitten hat, aber man darf nicht bestreiten, daß hier eine der wichtigsten Gestalten unserer dramatischen Literatur von einem vornehmen, starken und reinen Temperament schöpferisch verjüngt worden ist. Mit der Heiterkeit und Kraft dieses Nathan war im letzten entscheidenden Sinne diese Komödieninszenierung geglückt.

Digitized by Google

Was Schauspielerart geben kann, wenn sie den Menschenumriß eines großen Dichters ausfüllt, ward so an diesem Abend in bedeutendem Beispiel gezeigt. Wenige Abende vorher suchte uns ein Dichter auf der Bühne selbst die Lebensgefahr zu zeigen, die Schauspielerart sich selbst und anderen bedeutet, wenn sie sich rollenlos der Wirklichkeit bemächtigt. Heinrich Mann, Meister der epischen Form, zum mindesten als Novellist, schrieb das dreiaktige Drama „Schauspielerin". Er beherrscht diese Form noch keineswegs. Der Zwang alles zu Sagende dem Mund der redenden Personen anzuvertrauen, verführt ihn noch zu höchst unpsychologischen Deutlichkeiten im Dialog wie in der Situation. Es gibt Reden und gibt Situationen von peinlich bewußter Absichtlichkeit — durchaus vieux jeu, Alexandre Dumas fils, „Kameliendame". In seiner nicht sehr einsichtigen Entgegnung auf die freilich noch weniger einsichtigen Kritiken bringt Heinrich Mann schiefe Argumente bei: „Die vorgeschrittenen Seelen dieser Zeit dramatisch zu gestalten", ist allerdings unbequem, aber man soll es sich eben nicht durch überdeutliche unfeine Theatermittel bequem machen. Welch ein Beweis, daß man für den neuen Wein unbedingt alte Schläuche nehmen müßte? Nein, Heinrich Manns Stil ist von Dumas' Art, weil er ersichtlich viel mehr vom Problem als von den Menschen ausgeht, weil er zu seiner These verdeutlichende Gestalten und Situationen will — dem echten Dramatiker erwächst Sinn und Situation aus dem Erleben einer Gestalt. Nein, Anspruch und Recht Heinrich Manns ruhen nicht in dieser illusionsschwachen, grob-kühlen Form, sie ruhen ganz im inhaltlichen. Es hat nämlich (was die Herren Kritiker nun wieder nicht zu sehen beliebten) seit Henrik Ibsen wohl niemand ein so ernstes Problem zu so leidenschaftlicher Diskussion gestellt, eine so bedeutende These gehabt — in solchem Problem- und Thesenstück. Was Heinrich Mann in dieser Schauspielerin, durch diese Schauspielerin hindurch diskutiert, ist eines der gefährlichsten und drängendsten Probleme des modernen Menschen: die Zerstörung des Lebens durch das Bewußtsein, die Vergiftung des Instinkts durch die Wahrheitsgier. Die tötliche Krankheit, die Friedrich Nietzsche zuerst diagnostiziert hat, als er über den Nachteil der Historie schrieb.

Schon Nietzsche hat auf die Schauspieler exemplifiziert; er wußte, daß sie einen Beruf haben, der den Gesamtinstinkt, die Kompositionskraft der Persönlichkeit untergräbt, durch gieriges Verfolgen aller Einzelaffekte. Heinrich Mann stellte eine Schauspielerin Leonie Hallmann dar, die durch die Ehe mit einem vornehm-bürgerlichen jungen Mann zurückkehren möchte vom Theater zur Welt, und die es nicht vermag und daran zugrunde geht. Sie vermag es nicht, sie muß zugrunde gehen, weil ihr die „Demut", der abwartende Sinn, die Geduld, das Vertrauen zur Wirklichkeit, zum Leben in seiner Gesamtheit fehlt. Weil sie — nicht etwa lügt, wie der Philister immer vom Schauspieler glaubt — sondern in einer so schamlos brutalen Weise wahr ist, wie es lebendige Menschen nicht ertragen können. Sie hat von der Bühne her die Gewohnheit, jedem Affekt den letztmöglichen vollkommen durchstilisierten Ausdruck zu verleihen, und wenn sie „nur" der Wirklichkeit folgt, die erst aus viel verschiedenen ineinandergewobenen Affekten ein beseeltes Leben macht, so kommt sie sich schmutzig und banal vor. Was Nietzsche als das Wesen der Dekadence erkannt hat: unlösbar am Detail haften, ohne Blick für ein übergeordnetes Ganze — das ist das Wesen der Schauspielerin. — —

In jeder Liebe, jeder höchsten Bindung zweier Menschen geht als notwendiger Unterstrom ein Haß, ein wildes Freiheitsverlangen mit; der kultivierte Geist kennt die lichte Macht, der diese dunklen Geister dienen. Wenn aber der innigstgeliebte Freund Leonie Hallmann fragt, ob sie ihn nicht eigentlich hasse und seinen Tod wünsche, so kann diese vom Wahrhaftigkeitsteufel besessene Schauspielerin nichts anderes tun als ihrem momentansten Affekt nachgeben und schweigend zustimmen. Der Geliebte geht, tötlich getroffen, und dann erst weiß sie es und schreit auf: „ich bin verloren. Wir wollen leben. Das alles ist Komödie. Wir wollen leben." — Es ist Komödie, nicht weil es gelogen, sondern weil es sinnlos wahr ist. Weil das Leben nicht detaillierten Leidenschaften wie das Theater, sondern in einem Komplex verschiedener Affekte seinen Sinn hat. Dieser übergeordnete Sinn ist der Schauspielerin verloren gegangen. Schließlich stirbt Leonie Hallmann (für mein Gefühl wäre es mehr tragisch, wenn sie bis ins Greisenalter weiter Komödie spielen würde) — stirbt wie sie gelebt hat: um die Wahrheit eines Affektes zu beweisen, die Echtheit einer Liebe ins Aeußerste zu stilisieren. Und während die Männer naiv schuldbewußt und erschüttert dastehen, sagt eine schauspielerisch schlecht begabte, einfach lebendige Frau an ihrer Leiche: „Sie kannte nur sich. An uns hat sie nicht gedacht. Bei verriegelter Tür hat sie sich zum Sterben hingelegt und nicht daran gedacht, daß wir fühlende Menschen sind. Sie hat gespielt. Sie hat sich ihren Tod gespielt. Ich beneide sie."

Das ist die sehr bedeutsame Tragödie der Schauspielerin, die Heinrich Mann geschrieben hat. Auf der Bühne leben diese fanatischen Augenblicksmenschen ein sinnvolles Dasein durch den Dichter, der ihre Affekte in einer Rolle ordnet. Ins Leben losgelassen, unfähig einen eigenen Sinn, eine Persönlichkeit zu konzipieren, zerreiben sie sich, diese Schauspieler — mit oder ohne Berufsqualifikation — am Widerspruch der einzelnen Momente. Der Schauspieler ohne Rolle ist ein gefährliches Geschöpf, nicht nur für die Bühne, nein für die ganze Kulturwelt, und am meisten für sich selbst.

Wehe ihm, wenn er losgelassen! — —

Julius Bab.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Maud Ch. Brady. Die moderne Ehe und wie man sie ertragen soll. Verlag von Erich Reiß in Berlin 1911.

Der Titel kennzeichnet das Buch. Es ist geistreichelnd wie dieser. Nun läßt sich ganz gut denken, daß derlei Themen, vorgetragen von einer jungen und schönen Frau, als die wir uns Mrs. Maud Ch. Brady galanterweise denken, beim fünf Uhr-Tee einfach glänzend wirken. In einem Buche, schwarz auf weiß uns vorgesetzt, ist aber der Eindruck ganz anders. Künstlich zusammengestoppelte, mit einer kaum erträglichen Selbstgefälligkeit vorgebrachte Erörterungen wie über die Probeehe (ein Dialog im Jahre 1999!), die Polygamie, die legalisierte Polyandrie, die Ehe „auf Sicht" oder die Duogamie (die Ehe zu vieren, bei zeitweiligem kreuzweisen Wechsel) nehmen sich da, mit Verlaub, einfach albern aus. Mit schönen Redensarten und einer Lebensunkenntnis, die sich in der Nichterfassung gerade der tiefsten Ehetragödien so beredt ausspricht, läßt sich nun einmal einem so ernsten und tief einschneidendem Problem wie dem der Ehe nicht beikommen. Die hierfür unerläßliche Sachkenntnis (besonders in juristischer Hinsicht) läßt Maud Ch. Brady gänzlich vermissen. Die Ehefrage erfordert eine andere Behandlung, als es die Verfasserin vermag, ihr von dem an und für sich beneidenswerten, aber begrenzten Standpunkt einer materiell wohl gesicherten glücklichen Gattin und Mutter zuteil werden zu lassen. Was wir von unserer, heute überall gänzlich unzulänglichen Ehegesetzgebung in erster Linie fordern müssen ist: Ermöglichung der Lösung innerlich haltloser Ehen auch gegen den bösen Willen des einen Gatten, ausreichenden Schutz des anständigen Teils vor Ausbeutung durch den nicht anständigen und überhaupt eine Reform unserer, auch in jedem andern Belange höchst problematischen Judikatur. Doch vielleicht ist überhaupt der Versuch unangebracht, ernsthaft den schillernden Seifenblasen dieses Buches zu begegnen, dessen Uebersetzung zumindest überflüssig war. Besitzen wir ja Frauenköpfe, die sich tiefgründiger zur Lösung so brennender Fragen der Gegenwart stellen, wie es z. B. Grete Meisel-Heß in ihrem trefflichen Werke „Die sexuelle Krise" (Diederichs, Jena 1909) tut. Die Gerechtigkeit gebietet aber, anzuerkennen, daß Maud Ch. Brady dort, wo sie aus der Schule schwatzt oder psychologische Beobachtungen macht, manches Zutreffende und Beherzigenswerte, wenn auch nicht allzu Eigenartige sagt. (Denn die weibliche Geringwertung der Jungfräulichkeit betonte beispielsweise schon Otto Weininger.) Daß sie dem von ihr so schmerzlich beklagten Sinken der Heiratsziffer mit der Behebung der männlichen Selbstsucht beikommen zu können vermeint und die Heirat (mit Nachkommenschaft!) für jeden Mann möglich hält, - vorausgesetzt, daß er die entsprechende Frau finde, verrät ihre oberflächliche Kenntnis der sozialen Verhältnisse. Vielleicht fängt sie ihre Reformversuche besser bei jenen ihrer zahlreichen Geschlechtsgenossinnen an, die in der Ehe nur die Versorgung suchen und im Manne bloß die nun einmal unvermeidliche Beigabe zum Portemonnaie erblicken, und lernt es verstehen, daß er es sich überlegt, ein Lebensverhältnis einzugehen, dessen Gefahrenrisiko heute nahezu ausschließlich auf seinen Schultern lastet.

Ludwig Keller: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Gekrönte Preisarbeit. 1. bis 6. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1911.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem Preisausschreiben des 1861 unter dem fördernden Schutze Kaiser Wilhelm I. zu Potsdam gegründeten Vereins Deutscher Freimaurer. Den äußeren Anlaß hiezu gaben die seit einigen Jahren mit maßloser Heftigkeit von den konfessionellen und naturalistischen Kreisen wider die Freimaurerei gerichteten Angriffe. Letzteren gegenüber sollte durch eine Art halboffizieller Kundgebung eine entsprechende Aufklärung der Oeffentlichkeit vollzogen werden. Demgemäß bietet der hervorragend berufene Verfasser nach einer Darstellung der Entstehung und des Werdens des Humanitätsgedankens zunächst eine Schilderung der in den Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreichenden Anfänge der Großloge von England und der leitenden Grundgedanken der Freimaurerei. Ihr folgt eine Auseinandersetzung der Idee der Brüderlichkeit, insbesondere ihres Gottesgedankens unter Gegenüberstellung zum Kirchenbegriff. Ebenso erfährt die königliche Kunst in ihrem Verhältnis zum öffentlichen Leben und zur Gegenwartskultur eine sachliche und für die außenstehenden Kreise hinreichende Würdigung. Namentlich wird hiebei unter geschichtlicher Beweisführung das sattsam abgebrauchte Schlagwort von den angeblichen Umsturzbestrebungen der Freimaurerei widerlegt und dargetan, daß gerade jene Parteien, die sich stets als die alleinigen Stützen von Thron und Altar aufzuspielen pflegen, als Schutzwall revolutionärer Bewegungen wiederholt versagten. Ohne sich natürlich in die dem Freimaurer vorbehaltene Symbolik und die Riten des Bundes der Freimaurer einzulassen, bietet der Verfasser einen für jeden, der eines guten Willens ist, hinreichenden Einblick in das Wesen, Wirken und Wollen der Freimaurerei.

Viktor Wall Wien.

Auszeichnung. Der Firma Heinrich Ernemann A.-G., Dresden, wurde als der einzigen unserer Branche auf der „Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911", Abteilung für wissenschaftliche Instrumente, die höchste Auszeichnung, der „Staatspreis", zuerkannt.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800000 Versicherungen.
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. u. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909 Herr **Dr. med. Haedicke,** Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von: Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

Mosel- und Saarweine

Haussmann junior, Traben-Trarbach a. d. Mosel
Weingutsbesitzer und Weingrosshandlung
Export nach allen Ländern

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 48. Berlin, den 25. November 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Ueber die Europäisierung von China.

Von

Ku Hung-Ming.

Der chinesisch-japanische Krieg hatte zum erstenmal jenes schreckliche Ungetüm der durchaus materialistischen Zivilisation Europas unmittelbar vor die Tore Chinas und seiner alten Kultur gebracht. Vor dem Krieg staunten die chinesischen Literaten nur über dieses schreckliche Ungetüm; sie haßten und verabscheuten es, aber sie verachteten es immer noch gewissermaßen und suchten die Möglichkeit, daß dieses Ungetüm dem chinesischen Volk und seiner Kultur viel Schaden zufügen könne, zu ignorieren. Das Ungetüm war weit weg in Europa, in einem ganz anderen Festlande; die Gefahr schien noch entfernt. Aber nach dem japanischen Krieg war das einzige Ding, das China und seine Kultur von diesem schrecklichen Ungetüm noch trennte, ein kleiner Streifen Wasser, das ostchinesische Meer. Da befiel die Literaten eine äußerst große Furcht. Die starrsten Konservativen unter den chinesischen Literaten wurden kopflos vor Furcht und Aufregung und, mit dem Kaiser Kuang Hsü an der Spitze, ohne weiteres bereit, mit Kang Yu-Wei und den chinesischen Jakobinern Hand in Hand zu gehen, die den Vorschlag machten, das griechische Pferd in die trojanische Festung zu führen, d. h., jenes schreckliche Ungetüm der materialistischen Zivilisation des modernen Europas anzurufen, daß es der chinesischen Nation zu Hilfe komme. Dagegen erhoben sich viele Stimmen und sagten: „Timeo Danaos et dona ferentes!“ und die stolze Mandschu-Aristokratie stand auf und sprach: „Nein, wir wollen sterben wie Männer.“ Der verstorbene Kaiserliche Kanzler Hsü Tung, ein chinesischer Bannermann und Mitglied der Mandschupartei sagte: „Wenn wir zugrunde gehen müssen, so laßt uns als Männer auch in Treue zugrunde gehen.“

Allmählich hatte die Panik vor der unmittelbar bestehenden furchtbaren Möglichkeit, daß dieses schreckliche Ungetüm China und seine Kultur in Besitz nehmen könne, das niedere Volk, die ganze Bauernschaft von Nordchina rasend gemacht, und sie erhoben sich als Boxer, um der Mandschu-Aristokratie zu Hilfe zu kommen. Die verstorbene Kaiserin-Witwe tat ihr Bestes, um einen Ausweg aus dieser kritischen Lage zu finden. Aber als die Nachricht nach Peking kam, daß die fremden Admirale die Takuforts gestürmt hatten, da kam die Kaiserin-Witwe zu dem Schluß: „una salus victis, nullam sperare salutem“ und gab ihre Zustimmung zu dem Befehl, das Feuer auf die Gesandtschaften zu eröffnen. So machte die Mandschu-Aristokratie mit der gesamten Bauernschaft von Nordchina eine verzweifelte letzte Anstrengung, um mit ihren bloßen Händen und Fäusten dieses schreckliche Ungetüm der modernen europäischen Zivilisation, zusammen mit allen Fremden ins Meer zu werfen. Es war der letzte Versuch der Nation, die chinesische Kultur zu retten, und mit den ihr zu Gebote stehenden eigenen Hilfsmitteln: mit dem Heroismus der Mandschu-Aristokratie und der Treue bis zum Tod der tapfern Boxerburschen, die, wie einer von Admiral Seymours Offizieren beobachtete, bis unmittelbar vor die Oeffnungen der modernen Geschütze heranstürmten. Der Versuch schlug fehl. Und durch diesen Fehlschlag kam das chinesische Volk zu dem — wie ich zeigen werde — unrichtigen Schluß, daß die Hilfsmittel der eigenen Kultur ungenügend, unwirksam und nutzlos seien gegen die zerstörenden Kräfte der materialistischen Zivilisation der modernen europäischen Völker.

Als der chinesische Hof nach der Boxerkatastrophe in die Hauptstadt zurückkehrte, wurde daher die Regierung unter Zustimmung der ganzen chinesischen Nation an das Prinzip der Europäisierung Chinas ausgeliefert. Die Tragik der gegenwärtigen Lage in China besteht darin, daß während die ganze chinesische Nation entschlossen ist, ihre eigene Kultur wegzuwerfen und die Kultur des modernen Europa zu adoptieren, es nicht einen einzigen gebildeten Mann im ganzen Reich gibt, der den entferntesten Begriff davon hat, was europäische Kultur in Wirklichkeit ist. Kang Yu-Wei und die chinesischen Jakobiner wollten, wie wir gesehen haben, China europäisieren durch einen einzigen Akt der Umwandlung, durch ein einziges „fiat“ des Kaisers. Wenn es der Kaiserin nicht gelungen wäre, die Zügel der

Digitized by Google

Regierung aus den Händen ihres Neffen, des Kaisers Kuang Hsü, zu nehmen und Kang Yu-Wei samt seinem Jakobinertum mit starker Hand zu unterdrücken, so wäre die Welt Zeuge einer furchtbaren Tragödie geworden. Die ganze chinesische Nation würde sich benommen haben, wie ein Wahnsinniger, der alle Möbel in seinem Hause zerbricht und zerschmettert und sein Haus niederreißt, um an die Stelle Papiernachahmungen von Möbeln und ein Papierhaus zu setzen.

Als die verstorbene Kaiserin-Witwe nach Peking zurückkehrte, entschloß sie sich, ganz anders vorzugehen. Sie wollte, daß weder sie selbst noch irgend jemand sonst so handeln dürfe wie ihr Neffe unter dem schlechten Einfluß von Kang Yu-Wei zu handeln begonnen hatte. Als Mitglied der vornehm empfindenden Mandschurasse hatte sie persönlich keine große Vorliebe für die Methoden der modernen europäischen Zivilisation. Aber als Herrscherin und darin zeigte sie die ganze Größe ihres Charakters und ihres staatsmännischen Blicks hielt sie es für ihre Pflicht, ihre persönlichen Neigungen zunächst vor der öffentlichen Meinung zurücktreten zu lassen. Gleich ihr hatten auch die Mandschu-Aristokraten mit ihren vornehmen Instinkten keine große Liebe für moderne europäische Methoden. Aber die Stimmung hauptsächlich der Parvenuklasse der Handelsagenten und der niedrigeren chinesischen Literaten mit ihrer verrohten Philistereristenz, überhaupt der Elemente, die hinter den Fleischtöpfen der europäischen Zivilisation her sind und deshalb nach Europäisierung Chinas schreien, hatte die Uebermacht. Die Kaiserin Witwe mußte durch ihre große Persönlichkeit die stolze, noch immer widerstrebende Mandschu-Aristokratie erst dazu zwingen, dem Willen und dem Befehl der Nation zu gehorchen, die nach Europäisierung Chinas verlangte. Indem sie bereit war, diesem Willen der Nation zu gehorchen, war sie entschlossen, daß jede einzelne Handlung und Reformmaßregel nicht durch den einfachen Befehl eines individuellen Willens, auch nicht ihres eigenen, zur Durchführung kommen solle, sondern nur mit der vollen und freien Zustimmung der ganzen Nation, die in China repräsentiert ist durch die Staatsminister und andere große Notable in Peking und die Generalgouverneure und Gouverneure in den Provinzen. Kurz, die Kaiserin-Witwe entschied, daß, wenn in China eine Revolution sein muß, - und darauf läuft ja die Europäisierung Chinas tatsächlich hinaus sie, nach den Worten des großen englischen Herzogs von Wellington, eine Revolution auf gesetzmäßiger Grundlage sein solle.

Seltsamerweise scheint niemand zu wissen, daß die chinesische Regierung tatsächlich und wirklich eine konstitutionelle Regierung ist. Ich glaube das kommt daher, daß nur wenige Menschen sich den großen Unterschied zwischen einer repräsentativen und einer konstitutionellen Regierung klar machen. Bei einer konstitutionellen Regierung hat der Herrscher die Regierung zu führen durch und mit der Zustimmung des Volks, bei einer repräsentativen Regierung hat der Herrscher nicht nur die Regierung zu führen durch und mit der Zustimmung des Volks, sondern diese Zustimmung muß außerdem formell erteilt werden durch gewählte Abgeordnete des Volks. China hat keine repräsentative Regierung und hat eine solche nie gehabt. Aber die chinesische Regierung ist durchaus konstitutionell im oben gegebenen Sinn. Selbst Fremde müssen es oft am eigenen Leibe erfahren, daß kein Mensch, der Autorität in China besitzt, vom Kreisbeamten an bis zum Kaiser, irgend etwas tun kann, außer durch und mit Zustimmung des Volks. Gewiß, die Verfassung in China ist eine moralische und nicht eine gesetzliche. In dieser Hinsicht gleicht sie der britischen, die ebenfalls weit mehr eine moralische als eine gesetzliche Verfassung ist. Dem Gesetz nach ist der Kreisbeamte nur von seinen Vorgesetzten abhängig, dem Volke gegenüber aber ein absoluter Herrscher. Aber wenn er die moralische Konstitution verletzt und seinen Willen durchsetzen will gegen den Willen des Volks, wird ihm sehr bald sein Amtsgebäude über dem Kopf eingerissen. Dem Gesetz nach ist auch der Kaiser absolut, aber wenn er die moralische Konstitution bricht, so entsteht Aufruhr und er verliert den Thron. Denn die Pflicht der Bevölkerung, dem Kaiser und den Mandarinen zu gehorchen, ist nicht eine gesetzliche, sondern eine moralische, gegründet auf das Sittengesetz den „Weg des Edlen" des Konfuzius.

Was ich betonen möchte, ist, daß, wenn die Leute von einer Verfassung für China reden, sie stets dessen eingedenk sein sollten, daß das, wonach heute die chinesischen Literaten begehren und schreien, nicht eine konstitutionelle Regierung ist, - denn eine solche besitzt China bereits — sondern eine repräsentative Regierung, die, wie ich denke, die Literaten nicht bekommen sollten, und wie ich hoffe auch nie bekommen werden. Denn sobald eine derartige repräsentative Regierung durchgeführt sein würde, wird das erste sein, was die chinesischen Literaten tun, daß sie das Oberhaus in China abschaffen; ich meine die Mandschu-Aristokratie und mit ihr die den Mandschus eigene Vornehmheit des Charakters. In diesem Punkt sollten Fremde „ihr Geld für das rechte Pferd einsetzen", wie der verstorbene Lord Salisbury sagen würde. Fremde, die sich Freunde Chinas nennen, sollten, statt die Chinesen zu drängen, eine Verfassung auszuführen, mit dem Franzosen Joubert zu den chinesischen Literaten sagen: „Mögt ihr eher schreien nach freien Geistern als nach freien Men-

Digitized by Google

schen. Moralische Freiheit ist die einzige für das Leben notwendige Freiheit, die einzige Freiheit, ohne die man nicht sein kann. Unterordnung ist besser als Unabhängigkeit, denn jene bringt Ordnung mit sich und Uebereinstimmung, während diese zu Selbstgenügsamkeit und Vereinzelung führt." Ich möchte wissen, ob es unter der Masse von Fremden, die sich selbst Freunde Chinas nennen und das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Aufklärung und Kultur nach China zu bringen, einen einzigen Menschen gibt, der imstande wäre, die eben zitierten Worte Jouberts ins Chinesische zu übersetzen. Meine Erfahrungen mit Fremden, die sich Freunde Chinas und der Chinesen nennen, haben den Satz des Dr. Johnson bestätigt: Patriotismus sei oft die letzte Zuflucht eines Schurken. Hier in China ist jedenfalls die Freundschaft für die Chinesen oft die letzte Zuflucht eines Europäers ohne Anstellung.*).

Satire und Gegenwart.

Von

Alfred Joeckel, Leipzig.

Unsere Zeit ist arm an großzügiger Satire. Es fehlt uns das herzbefreiende Gelächter, das Schatten und Wolken vom Sonnenlicht des Optimismus durchdringen läßt. Wir lassen die politischen und „kulturellen" Wolkenschieber und Himmelstrüber gewähren und zetern über den Tiefstand der Zeit. Wir lassen die wohlbeleibten Gralshüter mit ihrer Weisheit von Anno dazumal in den verstaubten Perückenköpfen mit allem Ernste gewähren, fühlen unsere Geschicke von volksfremder Kabinettspolitik gelenkt und zucken mit keiner Miene.

Sollen wir die Köpfe hängen lassen und die Finger krampfhaft zusammenpressen? Uns in abstrakten Ideen eine eigene Welt bauen? Den festen Boden unter den Füßen verlieren und mit Gramfurchen um den Mundwinkeln die faule Zeit wie Hamlet der Däne bejammern? Aber selbst der ließ in seinen tiefsten Seelenqualen die Satire aufleuchten und suchte in lachender Bosheit zu gesunden.

Wir haben zu sehr das Lachen verlernt. Wir haben unsere Sorgen zu lange in uns hineingefressen; haben uns den Magen gründlich verdorben und bilden uns nun ein, unsere Melancholie sei unheilbar.

Geht nicht die Satire durchs ganze Land? Schreitet sie nicht mit scheinheiligem Augenblinzeln wie ein Meßner hinter dem bayerischen Hetzkaplan daher, trägt sie nicht dem dreimal positiven Herrn Pastor die Pfeife mit dem guten Pastorentabak sowie andere positive erkenntnisschwere Dinge nach? Hockt sie nicht lauernd hinter dem unparteiischen Richter im schloßherrlichen Gewande? Amüsiert sie sich nicht am grünen Tisch der Minister, der Legationsräte, der Präsidenten? Schiebt sie dem Politiker nicht mit Taschenspielergewandtheit ein falsches Konzept unter? Lauert sie nicht in allen Grenzländern, in denen der Rassen- und Sprachenkampf tobt? Seht nur genau den Dingen und Menschen auf den Grund. Dann hört ihr ein fröhliches Lachen. Boshaft erst, dann aber immer herzbefreiender. Und selbst aus euren vorsintflutlichen und verstaubten Rechtspandekten heraus hört ihr am Ende den lachenden Ruf: Gebt der Satire auch ihr Recht.

Die Satire kann einen wesentlichen Bestandteil der Lebenskunst ausmachen. Sie soll es in Zeiten wie den heutigen. Sie vermag das Ventil zu bilden, aus dem unser Ueberschuß an Kraft und Wahrheitsempfinden entströmen kann. Sie hat eine befreiende Wirkung und hebt uns aus der kleinlichen Sorgenwelt heraus. Sie ist das Ozon in der Stickluft unserer Tage. Sie dringt ins Blut und macht lebensfreudig und stark.

Wie? Sollen wir gegen Trägheit, Dummheit und böse Absicht immer wieder mit schweren Waffen kämpfen? Uns im quälenden Kampfe vor den Bollwerken der zum Dogma erhobenen Unwissenheit verbluten? Laßt die Keulen liegen und ergreift das Florett. Leichte Führung und zielsichere Stöße verheißt die schmiegsame Klinge. Der Florettstich heilt am schwersten. Und die Satire reißt die tiefsten Wunden.

Es hat sich wiederholt gezeigt, daß die Satire mit Ungestüm zum Leben erwachte, wenn der Wahrheit am hartnäckigsten der Weg versperrt wurde, der geistigen Kultur aber eine Gasse gebahnt werden mußte. Das mittelalterliche Pfaffentum erhielt den Todesstoß durch die „Epistolae obscurorum virorum". Voltaire ließ die alte Weisheit unter der Flamme seiner Satire zu einem Aschenhäuflein zusammenbrennen. Sie hatten Mut, alle diese Männer. Die große Satire ist von Mut und Ueberzeugung nimmer zu trennen. Männer von Geist sind ihr immer gut Freund gewesen. Sie hält es mit den Geistig-Gesunden. Denn sie ist eine Idealistin, die Satire.

*) Ku Hung-Ming, einer der bedeutendsten Köpfe Chinas in Europa, bekannt durch Tolstois offenen Brief an ihn, wird sich zur chinesischen Frage demnächst auch in einem Buch, dem dieser Aufsatz entnommen ist und das berufen ist, Aufsehen zu erregen, äußern. Es erscheint unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen" im Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

Digitized by Google

Aristophanes litt unter der Pöbelherrschaft und gab den „Gerber Kleon" dem Gespötte preis. Schon in der Ilias lebt die Satire und auch in die Erlösergeschichte des Neuen Testaments ist sie eingeschlichen. Von „Golgatha" her traf die Kulturwelt dann — nur wer Ohren hat zu hören, der hört — der schärfste Hieb der Satire, der freilich erst nach fast zwei Jahrtausenden, und noch jetzt kaum, empfunden wurde. Und just diese späte Erkenntnis gellt wie ein Lachen durch die Welt, und dies Lachen wird lauter und immer erlösender werden.

Denn immer deutlicher zeigt es sich, daß die Kirchenhistoriker das ganze Christusproblem falsch angefaßt haben. Und ungeahnte Lichter wirft neuerdings William B. Smith (Ecce Deus) über die Evangelien, die das Dunkle erhellen und uns in den Gleichnissen eine Geheimlehre erkennen lassen, die die Rätsel des Neuen Testaments in ein offenes Geheimnis verwandeln. Schon beginnt es zu tagen. Vorurteilslose Kritiker halten nicht länger mit ihrer Zustimmung zurück. Nur die Zunft schweigt und poltert noch immer drauf los. Und sie wird auf ihrem verlorenen Posten aushalten und um ihres Ansehens willen Männer wie Steudel u. a. mit ohnmächtigen Waffen bekämpfen.

Da ging Arthur Drews, der geistreiche Karlsruher Forscher, den rechten Weg. Anerkennung von jenen, die unbelehrt bleiben wollten, war nicht zu erwarten. So besann er sich denn auf die Satire und erledigte mit fröhlicher Geistesklinge in seinem zweiten Teil der Christusmythe seine Gegner.

Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei unsre Kunst geheißen,
Fröhlich — unsre Wissenschaft.

Mit überlegenem Wissen schlug sein Spott viele hohe und morsche Grundsäulen der Gegner zusammen, so daß der „Wirbeltanz scheinhistorischer Gespenster, die in dieser liberalen Walpurgisnacht sich ein Stelldichein geben", ins Stocken geriet. Professor Weinel möge mir diese Variation seiner Worte verzeihen.

Ich erwähne Drews, weil er endlich wieder einmal die eleganteste Waffe meisterte, weil er ein großes Werk von 425 Textseiten in satirische Form kleidete. Man lese die Schriften seiner Gegner und man wird mich verstehen. „Schmach für die deutsche Wissenschaft", „wissenschaftlich toter Mann", „ein nichtswürdiges Buch" — und weit schönere Ausdrücke, wohin man schaut. Und dafür nun eine selbstbewußte Antwort voller Siegesgewißheit und Ruhe und dennoch voll überlegenen Spottes, die ihr Ziel verfolgt, „und wenn die Welt voll T—heologen wär".

Mein kritisches Urteil braucht nicht von allen Lesern geteilt zu werden, und dennoch kann man mir im Grundgedanken zustimmen. Die deutsche Gründlichkeit in allen Ehren. Aber Gründlichkeit und Plumpheit sind nicht identisch. Schon der Student nimmt den schweren Schläger zur Hand und stemmt seine Füße wie zum Bärenkampfe gegen die Erde. Leichtigkeit fehlt uns. Die Satire eilt auf behenden Füßen und ihre Wunden sind Herzwunden.

Im Parlament tötet das Wort den Geist. Mit Lungenkraft wird der Gegner übertrumpft und der jeweilige Chor schreit sein „Sehr richtig". Wir haben keinen Ueberfluß an Intellektuellen im Parlament. Aber diese wenigen lassen sich die schärfste Waffe entgehen. Und auch am Ministertische fehlt der leichtbeschwingte Genius, der den spitzesten Pfeil im Köcher trägt. Wohl leuchtet zuweilen einmal ein satirischer Strahl auf. Aber er hat keine Stärke und seine Sonne flammt nicht hell genug.

Einmal stand die lustigste Satire im letzten Jahre im deutschen Reichstage. Aber der sie rief, tat es unbewußt. Der Leutnant und seine zehn Mann rückten in den Sitzungssaal ein. Herr von Oldenburg-Januschau erblickte die rüstige Kriegerschar.

Die Satire wird erst durch die gegebene Voraussetzung lebendig. Der Leutnant könnte anrücken und die Gesetzfabrik, die im letzten Jahre, nach der Quantität der Arbeitsleistung zu urteilen, das Akkordlohnsystem pflegte, schließen. Die Folgen dieser Aussperrung interessieren uns hier nicht weiter. Die Satire verklärte das Haupt des Propheten. Und ein Artemidorus schien den Reichstag zu warnen. Wo du nicht unsterblich bist, schau um dich. Die Herrn von der Regierung schmunzelten. Die Regierung hält es mit Cäsar. Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein. Agrarier und Kapläne. Und sie fühlt sich in Sicherheit, wenn ihr vor des Märzen Idus auch ein Grauen ankommen kann.

Wäre die Weltgeschichte unsere große Lehrmeisterin, dann würde die Satire den Menschen längst in Fleisch und Blut übergegangen sein. Die deutsche Geschichte unserer Zeit klingt wie ein Spottlied, das ein uns feindlicher Galgenvogel im Lebensübermut der Welt bescherte. Mit Trompeten und Pauken veranstalten wir unsere pompösen Opernaufzüge und müssen es erleben, daß der ganze Kostümplunder bei offener Szene zerfällt. Vorhang runter! Soll uns die Galle ins Blut gehen? Wollen wir uns den englischen Vettern zuliebe die Gelbsucht holen? Die Satire, die ihre Pfeile gegen uns richtet, kann auch eine Verbündete sein. Lacht euch frei! Und je schärfer euer Spott, um so lebendiger und glatter wird die innere Wiedergeburt von statten gehen. Mögen auch die frommen Nachbarn mit inbrünstiger Anbetung den mit satirischen Pfeilen

Digitized by Google

gespickten Leib dieses oder jenes unserer Auslandspolitiker andächtig preisen und singen: „Deine Tugend, deine Liebe, deine reinen, sel'gen Triebe — — — auf der frommen Lebensbahn, heiliger Sebastian; bitt für uns."

Nur ein geistreicher Kopf wird die Satire als Waffe wählen dürfen. Vereinigt sich der Verstand mit einem warm empfindenden Herzen, um so besser. Hutten wurde darum zum Meister. Und wissen wir denn so genau, ob nicht auch Männer wie Crotus, Voltaire u. a. ein warmes Herz in der Brust trugen? Crotus wird verdammt, weil er erst für, dann gegen die Aufklärung schrieb. Ueberzeugungslosigkeit wird ihm dennoch niemand nachweisen können. Voltaire ließ den Grundsatz strenger Sittlichkeit fahren, war ehrgeizig, schrieb sogar „La Pucelle". Aber seht nicht nur die höhnische, kalte Fratze. Der Mann, der sich so viele Feinde schuf, mußte auch einen inneren Born besitzen, aus dem ein warmes Gefühl floß. Man behauptet allgemein das Gegenteil. Aber ich bleibe dabei: Voltaire müßte ein Gott, oder meinetwegen — was dasselbe bedeutet — ein Teufel gewesen sein, wenn nur die Vernunft in ihm lebendig gewesen wäre. Ich lese seine Werke nicht, ohne auch den Menschen Voltaire zu schauen, der sich in seinen stillsten und tiefsten Stunden auf seine Menschlichkeit besinnt und eben dann mit ehrlichstem Spotte gegen die Heuchelei und die von der Kirche verbrämte Lüge zu Felde zieht. Wer hat einem Crotus, wer Voltaire ins Herz geschaut? Wir sehen, wie sie sich gaben. Ihr Herz verbarg sich hinter dem Spotte. „Versteck, du Narr, dein blutend Herz in Eis und Hohn." Daß dennoch zwischen der Satire eines Hutten und eines Voltaire ein gewaltiger Unterschied klafft, ist selbstverständlich. Deutlich erkennt man auf den ersten Blick, daß bei Hutten das Herz über dem Verstande stand. Er empfand die Not der Zeit und sein logisches Denken wies ihm die satirische Form der Anklage.

Die jeweilige Satire spiegelt die Kultur ihrer Zeit. Aus der Opposition wird sie geboren. Sie überdauert, wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hat.

Wiederholt tauchte in Zentrumskreisen der Wunsch auf, satirische Witzblätter zu schaffen. Auch die Gründung eines konservativen satirischen Organs wurde in Erwägung gezogen. Die Opposition lächelte verschmitzt. Sie erwartet Wasser auf ihre Mühlen. Und vermutlich dürfte der Zufluß auch so stark ausfallen, daß das lustige Räderwerk Tag und Nacht im Gange bleiben könnte. Aber dennoch: in Zentrumskreisen könnte ein fromm-satirisches Zentrumswitzblatt sehr wohl viele Freunde finden. Die lustige Wirkung der Satire setzt die Gemeinschaft der Ideen bei dem Satiriker und dem Hörer oder Leser voraus. Eine Satire, die meiner Gedankenwelt völlig fern liegt, verliert bei mir jeden Wert. Ich kann sie verstehen. Aber die Pointe verpufft. Löst keine Reaktion aus. Nun könnte aber die für unser Empfinden plumpeste Satire auf bigotte Menschen wirken. Da könnte sehr wohl ein Kaplan Beifall finden, wenn er sich über die Ketzer und ihr Endgericht lustig machte, wenn er die Zivilehe verulkte, die Simultanschule lächerlich zu machen strebte usw. Auf seine Leser könnten seine noch so platten Ausführungen wirken. Wer aber vermöchte zu leugnen, daß ein solches satirisches Blatt auch seine Schlager finden würde, die bei den Intellektuellen zünden müßten. Die lutherische Kirche und ihr famoses Spruchkollegium fordern zur Satire direkt heraus. Die Protestanten regen sich über die päpstliche Borromäus-Enzyklika und über den Antimodernisteneid auf und suchen ihre besten Köpfe — Jatho, Traub, Baumgarten u. a. — mundtot zu machen. Aus der Opposition wird die Satire geboren. Aber auch die Abwehrsatire hat ihre Berechtigung, wenn ihr auch die Wucht ihrer Schwester, die den Angriff liebt, fehlt. Der absoluten Herrschsucht der Ultramontanen steht die Unduldsamkeit der protestantischen Ultramontanen gegenüber.

Menschen offenen Charakters und Auges werden an diesem Mönchsgezänk freilich keine Freude erleben. Und am wenigsten werden es vermutlich jene Geistlichen, die die Religion über die Theologie stellen und die Politik nicht mit ihrem Amte verquicken.

Auch die Konservativen würden Munition die Fülle haben. Es wäre töricht, sich einbilden zu wollen, daß nur der linke Flügel der Menschheit die Satire beherrschen könnte. Die wiederholte Inkonsequenz der Liberalen, ihre Unschlüssigkeit, die Prinzipienreiterei, die so gern betonte Wahrung des „Parteistandpunkts" und, damit verbunden, die Ablehnung wichtiger Forderungen der Stunde. Und nun gar die Sozialdemokratie. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Mit einem Feuerwerk prasselnder Bosheiten wären die Parteitage zu überschütten. Zukunftsstaat und Resolutionswirtschaft locken zu fröhlicher Verspottung. Und die vielgerühmte Brüderlichkeit löst sich in Narrenschellengeklingel auf.

Wünscht aber etwa die konservative Partei mit diesem Witzblatte politische Geschäfte zu machen und Mitläufer der roten Partei zu kapern — so dürfte es sich wieder zeigen, daß die Satire bei denen, für die sie in diesem Falle berechnet wäre, zwecklos verpuffen würde. Es müßte denn ein überaus genialer Kopf das Wunder bewirken. Ein Zauberer, der dem Himmel befehlen könnte, Schloßen niederhageln zu lassen. Ein satirischer

Digitized by Google

Bogenschütze mit der Treffsicherheit der Perser. Ein überlegener Kopf wie Heinrich Heine. Ob aber ein solcher klarsehender Publizist nicht immer für den Fortschritt sein wird? Die große Satire kämpft für Weltanschauungsfragen auf allen Gebieten. Sie muß aus einem guten Gewissen und aus einer — freien Weltanschauung geboren sein. Und darum werden sowohl die konservative Satire als die Satire des Zentrums aus dem Gehege ihrer Parteiwelt so leicht nicht heraus können. Und wenn ihre Witzblätter ihre schwersten Geschütze abfeuern, so werden sie doch höchstens tripolitanische schwache Steinbastionen niederschießen, aber vergebens werden sie das Kampffeld nach Toten, nach Opfern der Gegner, absuchen. Für die geistige Aufklärung können und wollen sie nicht eintreten. Und ob sie die Schwächen der Regierung geißeln werden, bleibt abzuwarten.

Und dennoch: daß auch jene Kreise, die heute nur mit staatlichen Machtmitteln die Verteidigung ihrer bedrohten Stellungen ermöglichen, die das Gesetz unter ihre Interessen zwingen und sich, wenn der Boden unter ihren Füßen wankt und die Satire ihnen die Schellenkappe aufsetzt, hinter dem Gewande des Staatsanwalts feigherzig verkriechen, den Angriff wagen und dem Gegner mit gleicher Münze heimzuzahlen suchen — das wäre ein sehr erstrebenswertes Ziel. Den Gegner, der unsere Schwächen im verzerrenden Lachspiegel zeigt, durch plumpe Machtmittel ins Gefängnis zu schicken, ist keine Kunst. Nur ein Feigling tut's. Wer im öffentlichen Leben steht, muß sich die Kritik gefallen lassen. Die Herausforderung sei angenommen. Stahl gegen Stahl. Nun mögen Funken sprühen.

Die Satire kann uns die Freude an der Gegenwart wiedergeben. In erster Linie allen denen, die in der Opposition stehen, die sich unterdrückt fühlen, deren Ideen totgeschwiegen oder von der Zunft begeifert werden. Sie wird auch den Angegriffenen davor bewahren, seinen Ingrimm plump zum Ausdruck zu bringen. Viele Prozesse würden vermieden werden; Prozesse, die schließlich doch zumeist für jene, die den Staatsanwalt vorschieben, beschämend, für den Verurteilten aber nur ehrend sind.

Die Satire kann uns allen unseren Gleichmut der Seele erhalten. Uns in politisch dumpfen Zeiten aufheitern. Sie kann einem starken Geschlechte, wenn die politischen Führer versagen, den Glauben an die eigenen Fähigkeiten bewahren. Die Satire schärft unser Urteil, macht die Gedanken schmiegsam, spannt unsere Fähigkeiten an. Ein Kampf, hinter dem keine Ermüdung steht. Je länger und rüstiger wir fechten, um so straffer spannt der Mut den Bogen und um so schneller fliegen die Pfeile. Der Streit der Meinungen würde weniger roh geführt werden. Eine Steigerung der Gehirnkultur würde einsetzen. Und so würde die Satire für alle Beteiligten nicht zersetzend, sondern anregend und fördernd wirken.

Die Intellektuellen sollten sich jedenfalls auf diese leichte Waffe mehr als bisher besinnen. Jenen Köpfen, die um Erkenntnis ringen, die unter der Stagnation der Politik unserer Tage, unter Glaubenszwang und Unkultur und unter dem Gesetze, dem die Menschheit so ganz besonders unterworfen ist — unter dem Gesetze der Trägheit leiden, wird sie die vornehmste Befreiungsmöglichkeit bieten.

Der Krankenwärter.

Skizze von

Wolfgang Kemter.

Eine dunkle Märznacht. Es ging auf halb zehn Uhr. In dem großen, erst vor zwei Jahren eröffneten und im Pavillonsystem erbauten Krankenhause an der Peripherie der deutschen Hauptstadt M. wurde es still und erlosch Licht um Licht. Nur einzelne Fenster blieben die Nacht über erhellt.

Im Dienstzimmer der Aerzte des Südtraktes, der chirurgischen Abteilung, saß der für diese Nacht diensttuende Assistent Doktor Robert von Heiler. Wärter kamen und erstatteten Meldungen, ab und zu auch eine Krankenschwester, das Telephon, das mit allen Räumen der Abteilung in Verbindung stand, klingelte noch hin und wieder. Doktor von Heiler gab die erforderlichen Weisungen, begab sich noch persönlich einigemale zu einem der Schwerkranken, gegen zehn Uhr aber wurde es ruhiger und der Doktor hatte einige Stunden für sich.

Still war es in dem Zimmer, nur das leise Ticken des Regulators ward hörbar, hin und wieder ein Knistern und Knacken im Getäfel. Doktor von Heiler las in einem Buche und hatte es sich so bequem als möglich gemacht. Da wurde die Türe geöffnet und ein grauhaariger Wärter betrat mit kurzem Gruße das Zimmer. In der Hand trug er einen Krug schäumenden Bieres, daß er in einer Wirtschaft in der Nähe geholt hatte, denn es war Doktor von Heilers Gewohnheit, wenn alles ruhig im Hause war, seinen Abendtrunk zu nehmen.

Jetzt schlug der junge Arzt das Buch zu und schob es zurück, erhob sich dann und nahm, während der Wärter den Krug auf den Tisch stellte, aus einem Wandschranke zwei Gläser, die er, zum Tische zurückgekehrt, füllte.

Digitized by Google

„Nehmen Sie Platz, Christian, und trinken Sie ein Glas mit, Sie haben doch jetzt keinen Dienst. Plauschen wir ein wenig, zum Lesen habe ich keine Lust mehr."

„Vielen Dank, Herr Doktor, ich bin so frei." Der Alte ließ sich nieder.

„Wie lange sind Sie schon Krankenwärter?" Mit dieser Frage eröffnete Doktor von Heiler das Gespräch.

„Bald dreißig Jahre, Herr Doktor."

„Also waren Sie nach meiner Schätzung schon in gutem Mannesalter, als Sie diesen Beruf ergriffen. Nun wohl, in dreißig Jahren läßt sich schon was lernen, denn offen gestanden, ich hatte verschiedene Male Gelegenheit, mich über Ihre medizinischen Kenntnisse zu erstaunen, ebenso über ihre vortrefflichen Dienste bei Operationen, so daß Sie eigentlich einen ärztlichen Operationsgehilfen gut ersetzen könnten. Auch der Herr Primarius hat mich schon darauf aufmerksam gemacht."

Ueber das runzlige, vollkommen rasierte Gesicht des alten Mannes flog ein leises, wehmütiges Lächeln. Kaum hörbar murmelte er vor sich hin: „Glaubs wohl, war doch selber Arzt."

Mit einem Ruck war Doktor von Heiler aus seiner bequemen Lage, saß hochaufgerichtet auf dem Stuhle und starrte wortlos den Alten ihm gegenüber an.

„Was haben Sie gesagt, habe ich wohl recht verstanden?" fragte er noch immer voll grenzenlosen Staunens.

Der Alte schien über die Worte, die ihm ungewollt entfahren waren, fast erschrocken, und ein Zittern lag in seiner Stimme, als er sprach: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, nun muß ich Ihnen wohl kurz aus meinem Leben berichten. Mein Geheimnis ist bei Ihnen gut aufgehoben."

Der junge Arzt nickte, „Erzählen Sie," drängte er und sah gespannt auf den alten Mann. Dieser begann:

„Mein Vater war im Ostpreußischen Landrat, wo ich in einem kleinen Städtchen eine glückliche, sonnige Jugendzeit verlebte. Nachdem ich das Gymnasium beendet hatte, zog ich nach Königsberg, um Medizin zu studieren. Das Ideal, Arzt zu werden, hatte mir schon in den Kinderjahren vorgeschwebt. Während der Hochschuljahre starben rasch hintereinander meine Eltern. Damit war ich heimatlos geworden, denn nirgends lebten mir nähere Verwandte. Zur üblichen Zeit machte ich meinen Doktor und verblieb dann als Assistent an der chirurgischen Klinik der Universität. Nach zwei Jahren bot sich mir in einer großen westfälischen Stadt eine gute Aussicht mich selbständig machen zu können, und ich tat es.

Meine Praxis war schon nach Jahresfrist so groß, daß ich daran denken konnte, ein eigenes Heim zu gründen, und mich nach einer Lebensgefährtin umzusehen.

Um jene Zeit zog ein Freund aus der Gymnasialzeit in die gleiche Stadt. Dessen Frau war aus der westfälischen Industriestadt gebürtig. Durch die Familie der Frau meines Freundes, in die auch ich eingeführt worden war, lernte ich die junge Witwe eines Amtsrichters kennen. Erna, der andere Name tut hier nichts zur Sache, hatte ein allerliebstes, fünfjähriges Töchterchen, ein reizendes Kind. Als sich dasselbe einmal erkältet hatte, wurde ich gerufen. Die Sache war ganz harmlos, und Klein-Lili auch bald wieder gesund, aber ich blieb ständiger Gast im Hause. Mit Erna traf ich auch oft an dritten Orten zusammen und fehlte nie an ihrem Abend. Mit Klein-Lili stand ich gut, das kleine Herzchen war mir zugeflogen, als ich gerne auf seine Spiele eingegangen war. So wurde ich in ihrem Hause heimisch, und Erna wandte sich bald in allen möglichen Angelegenheiten an mich und bat um meinen Rat. Kurze Zeit verging, und sie schien mir mit meinem Glücke identisch zu sein und erfüllte meine Zukunftsträume.

Ob ich ihr mehr war, als ein guter Kamerad — ich glaubte es wohl, wurde später doch wieder irre und könnte heute noch keine bestimmte Antwort darauf geben.

Das eine scheint mir heute, wenn ich an das, was folgte, denke, fast sicher, daß die abgöttische Liebe, mit der Erna an ihrem Kinde hing, in ihrem Herzen keinen Raum für eine zweite Neigung ließ.

Infolge eines überaus nassen, kühlen Frühjahres hatte sich die halbe Stadt verkühlt, und wir Aerzte hatten Arbeit in Hülle und Fülle. Gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen, war undenkbar, denn mein Krankenstand war der vierfache gegenüber normalen Zeiten. Eines Abends, ich war gerade totmüde heimgekommen und im Begriffe mich niederzulegen, um einige Stunden zu ruhen, wurde ich zu Erna gerufen. Klein-Lili klage über Unwohlsein, so berichtete das Mädchen. Ich folgte sofort und mußte meine ganze Kraft zusammen nehmen, um mein jähes Erschrecken zu verbergen, als ich mit einem Blicke erkannte, welche furchtbare Krankheit Klein-Lili ergriffen hatte, die in wenigen Stunden zum vollen Ausbruch kommen würde. Einen befreundeten Mediziner ersuchte ich für einige Zeit meine Vertretung zu übernehmen, da ich mich ganz Klein-Lili widmen wollte. Vier Tage und vier Nächte wich ich keinen Schritt von Lilis Lager und kämpfte einen furchtbaren Kampf mit dem grausamen Knochenmanne. Der Augenblick kam, wo ich Erna meine Ohnmacht eingestehen mußte, menschliche Hilfe war nicht mehr denkbar.

Es zieht mir das Herz zusammen, wenn ich an den wehen Blick denke, mit dem mich Erna nach

Digitized by Google

diesen Worten ansah, dann brach sie weinend vor dem Bette in die Knie.

Das Kind hatte qualvolle Erstickungsanfälle, die sich immer rascher wiederholten. Während eines solchen Anfalles sprang Erna in die Höhe und rief mir verzweifelt zu: „Doktor, seien Sie barmherzig, helfen Sie meinem Kinde. Das ist entsetzlich! Wenn Sie es nicht am Leben erhalten können, so enden Sie, ich bitte Sie inständig, diese furchtbaren Qualen. Ihnen ist das ein Leichtes. Lassen Sie meinen Engel nicht so leiden."

Ich suchte sie zu beruhigen, es gelang mir nicht. Beim nächsten Anfall erneuerte sie ihre Bitten. „Wenn Sie mich lieben, Doktor, lassen Sie mich nicht länger bitten. Ich werde wahnsinnig und ertrage es nicht länger."

Diese Worte erschütterten mich aufs tiefste. Noch kurze Zeit widerstand ich, dann, war es der Wunsch, dem geliebten Weibe zu helfen, war es vielleicht gar ein wenig Eifersucht, da ich sah, wie die ganze Liebe, deren diese Frau fähig schien, dem totkranken Kinde gehörte, ich weiß es nicht, kurz ich — willfahrte ihr. Ein kleines weißes Pulver, und Klein-Lili war von ihren Leiden für immer befreit. Noch ein kurzes Aufatmen, und die von Schmerz verzerrten Züge des lieben Gesichtchens glätteten sich, und dann war das Kind schmerzlos hinübergegangen.

Ich zitterte am ganzen Körper, als ich Ernas Mutter, die im Nebenzimmer in einem Lehnstuhle schlief, weckte und ihr Lilis Tod verkündete. Ihrer Obsorge überließ ich Erna und eilte nach Hause, wo mich bald ein bleierner Schlaf umfing.

Am nächsten Morgen war mein erster Gang zu Erna. Klein-Lili war schon aufgebahrt worden. Erna und ihre Mutter, sowie noch einige andere Personen, an die ich mich nicht mehr erinnere, waren im Zimmer. Als Erna mich erblickte, machte sie zwei, drei Schritte gegen mich und rief: „Da ist er, der Mörder meines Kindes, was haben Sie mit Lili getan?" und dann zu ihrer Mutter gewandt: „Er hat meine süße Lili vergiftet," darauf fiel sie ohnmächtig der alten Frau in die Arme.

An das unmittelbar folgende kann ich mich nicht erinnern, ich muß wie ein Verbrecher geflohen sein. Erst in meinem Zimmer kam ich wieder einigermaßen zu mir; immer aber klangen Ernas furchtbare Worte in meinen Ohren, und ihre fast irren Blicke habe ich nie vergessen. Ich war wie betäubt und konnte keinen Gedanken fassen, sonst hätte ich im ersten Augenblick Hand an mich gelegt."

Der alte Christian schwieg für kurze Zeit und fuhr dann fort: „Ernas Worte waren wohl im Paroxismus des Schmerzes gesprochen worden, doch sie hatten Zeugen gehabt. Möglich auch, daß Erna in ihrer Aufregung über den Tod des geliebten Kindes Haß gegen mich empfand und ihre Anklagen erneuerte. Ich weiß es nicht. In denkbar kürzester Zeit war der Vorfall in der ganzen Stadt Tagesgespräch.

Am Nachmittag ließ mich der Staatsanwelt, ein guter Bekannter von mir, zu sich rufen. Nicht als Beamter, sondern als Freund machte er mich auf das Gerücht aufmerksam, und legte es mir nahe, energische Gegenmaßregeln zu ergreifen, wenn nicht mein Ruf unheilbaren Schaden erleiden sollte.

Ich aber sagte ihm die volle Wahrheit. Auf das Bitten der Mutter, die ich liebte, hatte ich ein totkrankes Kind, für das es keine Hilfe mehr gab, von furchtbaren Schmerzen befreit — als Arzt schwer gefehlt.

Erschreckt fragte mich der Staatsanwalt: „Kannten Sie die Tragweite ihres Tuns?" Bevor ich Antwort gab, sprach er weiter: „Es ist nicht an mir zu urteilen, aber der Weg, den meine Pflicht mich gehen heißt, ist genau vorgeschrieben."

Langsam ging ich nach Hause. Ich war ruhiger geworden und sah klar in die Zukunft. Erna zürnte ich nicht, die Liebe zu ihrem Kinde duldete nichts neben sich.

Meine Praxis trat ich nicht wieder an. Dann kam die Verhandlung. Wieder sprach ich die nackte Wahrheit. Der Vertreter des Staatsanwaltes, dieser selbst war nicht erschienen, sprach gegen, der Verteidiger natürlich für mich. Unter Zubilligung von verschiedenen Milderungsgründen erkannte das Gericht auf ein Jahr Gefängnis und den Verlust des Doktorgrades. Ebenso wurde meine Unfähigkeit, je wieder in Deutschland die ärztliche Praxis auszuüben, ausgesprochen.

Erna sah ich nicht wieder. Während ich meine Strafe verbüßte, erlag sie einer Lungenentzündung.

An einem sonnigen Maitage war ich wieder ein freier Mann, doch der Frühlingsglanz, der auf den Gesichtern aller Menschen, die mir begegneten, lag, leuchtete mir nicht.

Ich hätte nun wohl auswandern können, um in fernen Landen wieder meinen Beruf ausüben zu können, aber da wäre ich bald dem Heimweh erlegen. Nicht dem Heimweh nach einem bestimmten Ort oder Gegend, aber dem Heimweh nach deutscher Art und deutscher Sitte, nach der großen deutschen Heimat. Zwei Jahre fristete ich mein Leben als Sprachlehrer in einer Schweizerstadt, dann zog es mich mit tausend Gewalten über den Rhein. Ich hatte den Mädchennamen meiner Mutter angenommen und trat kurz entschlossen in ein großes Krankenhaus als Wärter ein. Eine Notlüge befreite mich von dem Vorlegen von Papieren. Zehn Jahre war ich auf jenem Posten, dann kam ich in diese Stadt, wo ich neunzehn Jahre im alten und seit zwei Jahren hier im neuen Spitale bin.

Digitized by Google

So habe ich wenigstens auf diese Weise der kranken Menschheit meine Dienste widmen können."

Der alte Christian war zu Ende. Tiefe Stille herrschte wieder im Zimmer, nur das leise Ticken der Uhr und dann und wann ein Knistern und Knacken im Getäfel war hörbar. . . .

Randbemerkungen.

Jathos Kostgänger. (Bremer Brief.)

Und Eucken sprach. Er war und ist sozusagen ihr Leibphilosoph. Protestantenvereinlern Inkonsequenzen und Widersprüche nachzuweisen, ist ja kein Kunststück, aber so unverblümt, so rücksichtslos wie ausgerechnet ihr Eucken es tat, das war schmerzlich. Und man hatte sich so viel versprochen von der Bewegung. Kein „Fall" war besser geeignet, zu gunsten der „Lehrfreiheit" ausgenutzt zu werden, als der Fall Jatho. Und nun soll das alles vergeblich gewesen sein? — Und mit welchen Mitteln ist gearbeitet worden! Es versteht sich, daß viele in ehrlicher Entrüstung, ohne Berechnung, ein kräftig Wörtlein schrieben und redeten, weil's ihnen so ums Herz war. Man darf aber auch annehmen, daß viele . . . . na, wer heutzutage in der Oeffentlichkeit eine Rolle spielen will, muß sich eben zur rechten Zeit in Szene setzen können, muß die Ereignisse des Tages geschickt als Hintergrund benutzen, vor dem er sich auf der Bühne des Lebens wirkungsvoll abhebt. Und gerade der Fall Jatho war eine prachtvolle Gelegenheit, den Brustton der Ueberzeugung erdröhnen zu lassen, und freiheitliche Sentenzen zu spritzen.

Gleichviel zu welcher Kategorie die Kämpen Jathos gehört haben mögen, der „Fall" spendete reichlich Nahrung nach allen Seiten. Dem ehrlichen Vorwärtsdrängen erwuchs daraus neue Kraft und der berechnenden Eitelkeit nicht minder.

Gleichsam als Illustration zu Euckens Ausführungen mögen hier aus dem Kampfe um Jatho, wie er sich in der Stadt der kirchlichen Freiheit abgespielt hat, einige markante Episoden beleuchtet werden. Nicht um die Kämpfenden in eine der erwähnten Gattungen einzureihen, sondern lediglich, um auf einen Widerspruch hinzuweisen, wie er im ganzen Reich nicht schlimmer zutage getreten ist.

Im Vordergrund der Jathobewegung standen in Bremen seltsamer Weise zwei grimmige Feinde der Kalthoffschen Richtung. Besteht denn zwischen Jatho und Kalthoff, was das „Bekenntnis" anlangt, ein so wesentlicher Unterschied, bei aller Grundverschiedenheit, die sonst zwischen diesen beiden Persönlichkeiten vorhanden ist? Jatho erklärte in Berlin vor seinen Richtern, für ihn sei Gott die Welt und die Welt Gott. Jatho glaubt also nicht an einen Christengott außerhalb der Welt, zu dem man beten kann. Für ihn sind Gebete lediglich erbauliche Selbstgespräche. Wie bei Kalthoff. Jatho bekennt ferner, daß er an Gräbern von einer Christenhoffnung, das heißt also von dem Unsterblichkeitsglauben der Kirche nicht Zeugnis ablegen könne. Wie Kalthoff. Jatho hat ferner in seiner Antwort an den Oberkirchenrat erklärt, daß nicht der historische Jesus, sondern das Leben selbst Heiland und Erlöser sei, und daß Christus für ihn das Symbol für den religiösen Genius der Menschheit sei. Genau so Kalthoff. Jatho ist auch Monist im Kalthoffschen Sinne. Den materialistischen Monismus Haeckels hat auch Kalthoff nicht gepredigt. Selbst der Name „Monismus" war ihm nicht ganz recht; und seine ideelle Auffassung, die er von dieser Weltanschauung hatte, ließ vor allem nicht den Wunsch nach einer neuen Kirche oder nach neuen Dogmen aufkommen. — Will man einen Unterschied zwischen Jatho und Kalthoff feststellen, so kann der nur in Aeußerlichkeiten gefunden werden. Vielleicht nähert sich Jathos Ausdrucksweise mehr der üblichen Kanzelsprache, was bei Kalthoff nicht der Fall war. Jedenfalls haben sich beide gänzlich losgelöst von dem, was man im althergebrachten Sinne als christlich bezeichnet.

Und doch waren es, wie gesagt, die erbittertsten Gegner Kalthoffs, die in Bremen mit großer Gebärde für Jatho eintraten. Als erster erschien Pastor Burggraf auf dem Plan. Schon vor den Berliner Verhandlungen wurde eine Sympathieerklärung an den „Ketzer" abgeschickt, die tags darauf durch die Zeitungen lief. Die Namen Burggraf und Jatho waren damit vor der Welt unzertrennlich vereinigt. Dasselbe wiederholte sich nach Berlin. Burggraf und Jatho!

Wir müssen Herrn Burggraf doch daran erinnern, was er in seinem Kampfblatt wieder den Kalthoffschen „Radikalismus" seinerzeit schrieb. Es heißt da:

„Ich verstehe deshalb auch, daß ein so weitherziges Blatt wie die der „Christl. Welt" nahestehende „Preuß. Kirchenzeitung" von der „Tragödie" der Martinigemeinde redet. Scheint ja doch die Art, wie die Kalthoffsche Stelle wieder besetzt ist, ein neuer Beweis dafür zu sein, daß die Bedürfnisse einer christlichen auf ihr persönliches Seelenheil bedachten Religiosität hier auf ein trauriges Minimum zusammengeschrumpft sind."

Das wagte Herr Burggraf damals der Gemeinde Kalthoffs zu bieten! so wagte er die Tätigkeit ihres eben gestorbenen Führers einzuschätzen! — Nun ja, damals gehörte die Bekämpfung des Radikalismus zum guten Ton! —

Digitized by Google

Der zweite Gottesstreiter, Dompastor Hartwich, wohl einer der schlimmsten Gegner Kalthoffs, stellt sich ausgerechnet auf die -- Martinikanzel und entrüstet sich über die Behandlung Jathos. Möge er sich jetzt über sich selbst entrüsten, wenn wir ihm vor Augen halten, was er eben vor Kalthoffs Tode gegen ihn und seine Gemeinde geschrieben hat in seiner Broschüre: „Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln." Darin heißt es:

„Tritt man der Frage nach der pastoralen Lehrfreiheit unter religiösen Gesichtspunkten näher, so wird man nicht ohne weiteres die amtliche Lehrfreiheit des Geistlichen mit der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit gleichsetzen dürfen; denn diese Glaubensfreiheit ist das Gut der protestantischen Gemeindeglieder, während der Geistliche das verkündigen soll, was er als den religiösen Allgemeinbesitz der Gemeinde kennt, und als solchen auch bei seiner amtlichen Berufung voraussetzen mußte. Gibt er diejenigen religiösen und sittlichen Grundsätze auf, welche religionsgeschichtlich als die speziell christlichen anerkannt sind, und daher als besondere Merkmale christlicher Gesinnung betrachtet werden müssen, so hört er damit auf, „christlicher" Geistlicher zu sein. Will die Gemeinde ihn trotzdem behalten, so ist dagegen von einem weitherzigen und menschenfreundlichen Standpunkte aus nichts einzuwenden: nur muß die Gemeinde sich dann auch bewußt werden, daß ihr verantwortliches geistliches Organ nicht mehr Träger der speziell christlichen Gesinnung ist. -- Ein Geistlicher, der solche Experimente macht, gleicht einem Kapitän, dem die alte Linienfahrt zu uninteressant geworden ist, der lieber Abenteurerfahrten macht und ja für sich auch nichts dabei riskiert, solange seine Gage weiterläuft. Kann ein Kirchenvorstand es verantworten, wenn er in einer Gemeinde, die sich christlich nennt, nur einen einzigen Kanzelredner hält, der dem Monismus huldigt? Auch möge man sich darüber klar werden, was mit einer christlichen Gemeinde in Zukunft werden soll, wenn die Amtstätigkeit solches religiösen Sonderlings abgelaufen ist. --

Die hier gegebenen Darlegungen haben nicht den Zweck, in offener oder versteckter Weise auf die Verfolgung eines monistischen Predigers und damit auf die Preisgabe der bremischen Freiheit hinzuwirken, sondern sie sollen nur ein Appell an das Gewissen der verantwortlichen Gemeindeorgane sein." — --

Man stelle sich nun vor: ein Mann, der das zu schreiben wagt, stellt sich jetzt ausgerechnet auf Kalthoffs Kanzel und flötet große Töne gegen das böse Spruchkollegium! -- Wenn das schon verwunderlich ist, so muß man es eigentlich noch seltsamer finden, daß die Martinigemeinde und ihr jetziger Pfarrer, auf den die Broschüre natürlich auch paßt, diesem Herrn den Platz einräumen, wo Albert Kalthoff stand, lauter und rein, und wo er, dem alle Marktschreierei in der Seele verhaßt war, in seiner schlichten aufrichtigen Art mit seiner Gemeinde als ihr Freund arbeitete an den ernstesten Fragen des Lebens. Steht er nicht auch jetzt wieder vor uns, turmhoch erhaben über gewissen Freiheitsaposteln, die „für sich nichts dabei riskieren", die vielmehr immer nur dann protestieren, wenn sie auch zu profitieren glauben? — —

Zum Zensurverbot von „Fiat iustitia".

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung" bringt folgenden offenen Brief:

Sehr geehrter Herr Zensor!

Ihre mit großem Vergnügen gelesen habende Begründung des von Ihnen zuständigerseits verboten wordenen Stückes „Fiat iustitia" des Wortlauts:

> „Das angeblich in Serbien spielende, tatsächlich aber preußische oder deutsche Justizverhältnisse zum Gegenstand habende Stück kritisiert diese in einer solchen Form, daß eine Bühnendarstellung aus ordnungspolizeilichen Gründen nicht angängig erscheint,"

hat mich mit großer Befriedigung erfüllt. Konnte ich doch daraus entnehmen, daß der mich seinerzeit im Deutschen unterrichtet habende Lehrer, sich in geradezu ordnungspolizeiwidriger Form gegen mich, seinen damaligen, angeblich schlechten Schüler, vergangen hat, indem er meine, das Participium praesentis bevorzugenden, in einem Satz abgefaßten und zwanzig Seiten langen Aufsätze über ein Thema, wie etwa: „Woran können wir schon im ersten Akt der gleichnamigen Schillerschen Tragödie sehen, daß die sich gegen den Imperativ vergangen habende, entthronte und von Elisabeth gefangen gesetzt worden seiende, schottische Königin trotz ihrer angeblichen Besserungsversuche auf dem Schaffot endigen wird," mit „vollkommen ungenügend" zensierte, wodurch doch nicht nur mir, sondern auch meinen Eltern viel Schmerz und Kummer bereitet worden ist. Indem ich nun sehe, daß die von mir bevorzugte stilistische Schreibart, sich der Gunst allerhöchster Behörden, insbesondere der sich selbst zur Reinhaltung und Beaufsichtigung des guten Geschmacks mit so viel Erfolg eingesetzt habenden Zensurbehörde, zu erfreuen hat, also gleichsam behördlich legitimiert und amtlich beglaubigt und zum allgemeinen Gebrauch zugelassen ist, bitte ich ganz ergebenst, den angeblich im Recht gewesen seienden, tatsächlich aber Unrecht gehabt habenden Lehrer,

Digitized by Google

der meine Aufsätze in einer Form kritisierte, die aus ordnungspolizeilichen Gründen nicht angängig erscheint, zu einer im Verhältnis zu dem angerichteten Schaden stehenden Disziplinarstrafe zu verurteilen. Indem ich mich schon im voraus der Hoffnung einer mir genugtuenden Maßregelung hingebe, bin ich

Ihr sich ganz ergeben habender E. S.

Der Verleger.

Die Legende vom darbenden Dichter und vom blutsaugerischen Verleger ist allmählich mittelalterlich geworden. Sie ist so gründlich vermodert, daß sie kaum noch in den tränenseligen Künstlerromanen kleiner Familienblätter den Leser aufreizt. Jetzt sind ganz andere Mächte ins Spiel getreten, die dem Künstler den Weg zu den goldenen Bergen versperren; aber man kann auch nicht sagen, daß sie sich gerade in den Geschäftsräumen der Verleger aufhäufen. Gewiß: money-maker gibt es überall — aber darum charakterisieren sie noch nicht die Gesamtheit. Es gibt eine ganze Anzahl deutscher Verleger, deren Tätigkeit ein deutlich erkennbares, abgegrenztes Kulturprogramm realisiert. Man blättere etwa in dem eben erschienenem Jubiläumskatalog des Verlags S. Fischer. Wieviel geschäftlich Aussichtsloses, nur um seiner Bedeutung willen Veröffentlichtes breitet sich aus. Oder zahlenmäßig ausgedrückt: wieviel Großes, ungern Wegzudenkendes ist nicht über die erste Auflage hinweggekommen? Aber dieser Verlag gleicht Verluste durch sehr gangbare Werke aus. Wie aber steht es um die Verleger, die Erzählendes nur in geringem Umfange veröffentlichen, deren „Hauptartikel" Neuausgaben älterer Werke, theoretische Schriften, usw. sind? Ich durchblättere den mir eben zugesandten Verlagskatalog von Eugen Diederichs in Jena und bin mehr als erstaunt über diesen werktätigen Idealismus, der nicht nach der Gangbarkeit eines Werkes zu fragen scheint, sondern allein seine innere Würdigkeit prüft. Allein prüft, ob ein Werk eine neue Stufe einhämmern kann in den Weg zu einer Höhe, an deren Erreichung der Verleger mit seinen Mitteln mitarbeiten will. Jeder Versuch, im Verleger nur den Geschäftsmann zu sehen, wird vor solchen Beispielen gegenstandslos. Ich kann mir gar nicht denken, daß eine deutsche Plato-Ausgabe, die über wissenschaftliche Richtigkeit hinaus ästhetischen Ansprüchen genügen will, eine genügende Rentabilität des in ihr investierten Kapitals verbürgt. Und allein diese Frage ist der Geschäftsmann zu stellen verpflichtet. Nicht aber, ob ein Werk um seiner kulturschöpferischen Kräfte willen Arbeit und Kapital verdient. Eine solche Haltung verlangen wir von staatlichen Instituten, von mäzenatischen Multimillionären: und vermissen wir sie da und finden sie beim Geschäftsmann, so ergibt sich von selbst eine Verpflichtung für das bücherkaufende Publikum, die zu formulieren dem Einzelnen überlassen bleiben mag.

Kunst.

Sezession.

Die Sezession stabilisiert sich merkwürdig. Ihre Gründer arbeiten das Gewonnene aus, und die Jungen entfernen sich nur mit Vorsicht vom erworbenen Gut. Eine gewisse Erbenvergnüglichkeit. Periodische Ausstellungen verbanden sich bisher mit dem Gedanken, etwas Neues muß los sein. Man stellte das Neue zunächst außerhalb jeden Werts, das Neue war eine Qualität für sich. Heute weiß man, was zu erwarten ist; etwas später noch wird man mit ziemlicher Leichtigkeit mittelmäßige Impressionisten als Akademiker ansehen, die, bewaffnet mit irgend einem Rezept für Lichteffekte, etwas wie Komposition zusammenhalten. Nur Qualität schützt vor der Akademie.

Maler stabilisieren sich, Techniken; jedoch kein Stil.

Unter Stil verstehe ich nicht eine zeichnerische Mißhandlung des anwesenden Modells (Akademie), sondern eine vorgefaßte Art des Sehens, die, so revolutionär sie auch auftreten mag, stabile Momente enthält, die bereits vor dem einzelnen oeuvre bestehen. (Cezannes Marées). Techniken werden hier allgemein, deren Eigenschaft Relativität ist; jene werden von eLuten zweiter Hand verbreitert, verbilligt, zu leicht erkennbarer Fabrikarbeit, die ein gutes Vorbild nicht in seinen Werten, sondern nur Surrogate für optischen Pöbel zu geben versteht. Stil jedoch ist eine Sache, die Vielen gemein sein kann, ohne daß von Nachahmung oder Abhängigkeit zu reden ist. Da man keinen Stil besaß, wurde die manuelle Technik etwas überschätzt. Jedoch Malen ist nur übersetztes Sehen. Technik ist individualistisch, Stil demokratisch und überlieferbar. Wir hingegen besitzen Individuen und Nachtreter. So werden auch die Reibereien der letzten Jahre verständlich, wo Individualitäten jedes Junge und Neue in der nächsten Nähe leicht als Auflehnung empfinden konnten. Allerdings, man kann dem Jungen nicht den Vorwurf ersparen, daß sie eher einen Vereinsputsch, als eine künstlerische Angelegenheit inszenierten. Und hier sitzt die Sache; entweder die Sezission ist ein Verein oder eine Vereinigung. Ist sie das Letztere, dann zeigt sie ihre Arbeiten am besten gruppenweise.

Digitized by Google

Vor zehn Jahren einte alles die berechtigte Empörung, das starke Wollen, dem Berlin seine heutige Kunst zu danken hat. Der Zorn verschönte auch die Talentlosen; außerdem, man brauchte Anhang. All diese Dinge treffen heute nicht mehr zu. So ist eine neue Siebung nötig. Gewiß, man setzt nicht leichten Herzens Leute, die schlechte Zeiten mitgemacht haben, in den guten heraus (jedoch gravitieren diese Leute nicht unabänderlich zur Großen?). Die Sezession ist ein kompliziertes Institut, ein Programm, wie Neoimpressionisten oder Cezanneschüler konnte sie nicht haben, es wurde weniger nach der Richtung, als nach der Qualität geurteilt, resp. versucht zu urteilen. Die Sezession revolutionierte ohne Programm, da wir keine Kunstüberlieferung haben. Sie ist ein Beginn, das mag sie nicht vergessen; zwei Wege sind gegeben: aussieben oder veralten. Dies ergäbe sich nicht nur aus dem Ignorieren neuer Richtungen, sondern vor allen Dingen erfolgte es wegen Mangel an Qualität. Denn der Unterschied von Großer und Sezession war ein qualitativer, kein programmatischer. Es ist jedoch wünschenswert, daß die Sezession der alte Revolutionär, das produktive Rauhbein bleibt, aussiebt, und sich nicht gegen die etwas doktrinären Jungen verschließt.

Liebermann ist vielleicht unter den Gründern der Einzige, der durch die Einfachheit seiner Empfindung jung bleibt. Sein Uhlenhorster Fährhaus ist einheitlich auf das Licht hin konzipiert, eine klug geordnete Ausdeutung van Goghs. Seine Pastelle bringen das Atmosphärische der See, das Menschen und Häuser einhüllt, Gegenstände als Teile der erregten Atmosphäre. Anständige Einheitlichkeit gibt den Arbeiten ihren Wert, und nicht zum Wenigsten eine gewisse rhythmische Anlage. Aber die Folgen Liebermanns. Herr Oppler publiziert Liebermann in Volksausgabe für optisch Minderbemittelte. Das gehört zum Kapitel Ballast; während Großmann in erfreulicher Weise von Liebermann lernte, und Zeitgemäßes hinzufügt. Signac, der das neoimpressionistische Rezept mit seiner formkundigen, erfinderischen Hand in jedem Bild erweitert, fast widerlegt, zeigt im gleichen Raum Pastelle von wunderbarer Ordnung, die eine erstaunliche Fernwirkung hervorbringt.

Zu den größten Verdiensten der Sezession rechne ich: Sie pfiff auf Stilfritzen, machte kein Kunstgewerbe; und jetzt Weiß und Hoffmann; hier aufdringlich breit gemaltes Porzellan, dort Linienquark. Eine Analyse von Hoffmanns Ausstellung ergibt wohl die präzise Definition des Wortes „Kitsch". Armer Gauguin, armer Marées.

Bei Weiß liegt die Sache anders. Um seine Arbeit zu charakterisieren, müßte man fortwährend zu Surrogaten greifen, die mit Malerei nichts zu tun haben. Denn seine Malerei ist reines Kunstgewerbe. Ich bedaure aufrichtig, daß mit diesen Tapetenverbesserern das verfluchte Biedermeier der Werkstätten und Möbelfabriken in die Sezession eingezogen ist. Man hüte sich überhaupt etwas vor Kunst, die, um verstanden zu werden, ein historisches und literarisches Einzelwissen voraussetzt. So ist auch Walsers Illustriertalent zu sehr an die Pretiösen des Rokoko gebunden. Walser und Weiß setzten zunächst eine Literatenstimmung voraus, deren wir durchaus müde sind. Dies sind nur Tricks, die unmittelbare Gesinnung zu umgehen, und anscheinend entbehrlich zu machen. Wie wenig entspricht die angewandte Technik von Weiß seiner zierlichen Ambition; Trübner, Cezanne, werden von einem Dekorateur trivialisiert und vergröbert.

Das sind die Jungen, Roesler, Meid, Westphal und Beckmann. Sie suchen die Erfahrungen des Berliner Impressionismus zu vereinfachen und betonen die Komposition. Der Organisierteste unter ihnen ist wohl Roesler. Beckmann häuft in seinen Radierungen die Mittel, und verwirrt, ohne eine bestimmbare Form zu gewinnen. Allzu entschieden sind diese Auftakte keineswegs. Meid gibt sich dieses Jahr ruhiger, geschlossener, mitunter vergißt er, daß Licht nur soweit Wert hat, als man damit Form gewinnt.

Ueber all diesem leuchten die Lithographien Renoirs unauflösbare Dokumente einer Vollendung; die Arbeiten Cezannes, wo ohne Zwang das Höchste eines malerischen Stils erreicht ist.

Plastik. Niveauhalten. Muß Engelmann durchaus die kleinen Entwürfe zeigen, muß man jedes Jahr einschicken? Wozu in der Sezession Plastiken, würdig einer alten Kurfürstendamm-Fassade, — ich meine Engelhardt. Friedrich zeigt einen Athleten von verblüffend weichlichen Formen; man hüte sich vor Monumentalern, Preisboxern usw. Und die Klimsch, die Oppler; wäre Rodin nicht da, der Saal wäre reif für die Große Berliner. Abladen, abladen. Nur Qualität schützt vor der Großen. Rodin — sein Mahler, zwingend, keine koulante Galeriearbeit wie der Hildebrandt, kein psychologisches Fragment wie die Klingermasken. Um Hildebrand zu fixieren, muß man seine Methode bejahen oder verneinen. Ich tue das letztere; auf vieles und gerade Gutes der alten Plastik stimmt sie durchaus nicht, oft scheint ihr leitender Gedanke zu sein „Wie verkneife ich mir das eigentlich Plastische."

Jedoch Rodin: das eine ist wunderbar, das andere schlechthin romantischer Kitsch. So Francesca und Paolo. Aber der Mahler, man muß ihn immer wieder umgehen, mit den Augen umklammern, immer entsteht ein neues Gebilde, in stärkerer Einheit gefaßt als je ein Hildebrand.

Digitized by Google

Die Negerin. Eine ähnliche Aufgabe stellte sich Michelangelo im „kauernden Jüngling". Wie schnürt Rodin diesen Körper zusammen, alle Details sind in eine große Bewegung eingegangen, welche lückenlose Verbindung der Teile. Rodin ist vielleicht der einzige, welcher die Loslösung der Plastik von der Architektur durchführte. Rodin, der so kühn wirkt, wieviel Tradition besitzt er, und bei uns glauben schüchterne Maljungfrauen zu revolutionieren.

Den guten Sezessionisten aber sei gesagt, „richtet, damit Ihr nicht gerichtet werdet."

Karl Einstein.

Brief an die Tänzerin Napierkowska.

Gnädige!

Vielleicht entzieht sich nichts dermaßen dem Wort, wie der Tanz. Gewiß, es ist gerade so lächerlich, ungeschickt und taktlos ein Gemälde zu schildern — und was kann man geben, außer dem Eindruck. Jedoch an diesen Irrtum gewöhnte man sich schon längst. Es ist dem hornäugigen Bürger wohl schmeichelhaft, wenn ein Bild möglichst rasch seinem Dasein der Form zur Allegorie entzogen wird. Aber der Tanz, ein Rhythmus, dessen Sinn nur in der Komposition Ihrer uns so teuren Gesten ruht, der nur körperlich ist.

Ich sehe nur ein Mittel, hier im Richtigen zu bleiben. Eine Sprache, die sich ganz dem Sichtbaren nähert, deren Klang wiederum zum Dank den Körper bewegt; aber dies ist der Dichter, der über seiner inneren Schönheit, über seinen Worten sich unterfinge, Ihren Tanz zu einer neuen — uns hier gleichgültig — umzusingen. Wir aber wollen nicht vom Dichter entzaubert werden, sondern im Kreis Ihrer Bewegungen gefangen bleiben. Und so ist es nichts als ein Enthusiasmus, den wir sagen, aber wir berichten nicht Ihren Tanz. Der gehört nur Ihnen, der Tanzenden.

Gesten, beschlossen von der Klugheit Ihres Körpers, das Wissen Ihrer Glieder. Linien, die den Raum durchschmeicheln, Kurven, die unvergeßlich in dem leeren Theater Nächte lang wirbeln. Es ist Ihnen alles einheitliche Bewegung voller Form. Wir besannen uns auf den ganzen Körper, nicht auf partielle Eigenschaften.

Ah, es war eine Pantomime, eine melodramatische Rührung. Psychologie statt Aktion — russische Musik. Wir mußten vorher und später irgendwelche Tricks über uns ergehen lassen. Die Statisten; auch die Tänzerin ist heute isoliert, Ihre Gesten bleiben unerwidert, Sie rangen die Arme gegen einen, orientalisch oder kasubisch behangenen Garderobenständer; aber Ihre geschleuderten Hände umspannten eine köstlich ausgeschnittene Kurve; — dieses modellierte Stück Raum. Was sie spielten, war jedoch nicht das Melodrama, vielmehr eine Folge von Gesten, geordnet, voller Komposition, frei von jedem Klassizismus. Wir gedachten der Tänzerinnen von Sakkahra, griechischer Vasen, deren unabänderliche Motive neu gedeutet wurden. Wir erkannten Ihren Willen zum Klassischen, zur Ueberlieferung, aber nicht jene der Pawlowa, Trümmer eines morbid schleichenden Rokoko, sondern eine selbsteroberte Tradition. Wir waren froh, uns mit Ihnen eins zu wissen, und Gesten zu sehen, nicht weniger kostbar, als die der klagenden Kinder auf einem A—men—ho—tep-Relief, oder die umfassende Kraft der Himmelgöttin Nuht. Nur Ihr Körper zuckte vor unsern Augen, alles was an gefühltes oder seelisches — unsichtbare dunkle Regungen — gemahnen konnte, war erloschen. Plato muß die eindeutige Richtigkeit dieses Tanzes geliebt haben. Alles Dunkle vergessen wir, es bleibt das unzerstörbare Gewebe Ihrer Kurven. Wir wußten kaum noch, daß so Vieles unnötig ist. Aufgebeugt von spirituellen Büchern, gewahrten wir einen Körper, der sich selbst genügt, und in uns Bewegungen erregt, ach, nie beschreibbare. Kunst und Leben trafen sich, wie in einem Zweig, über den die Sonne gleitet, wodurch der Wind sich schlingt. Wir vergaßen ganz der Tatsache, daß Ihr Tanz irgendeinen Statisten erschüttern soll. Diese undenkliche Zeit begann, wo neue Körper erfunden wurden, die Geste erwachte. Sie beschenkten uns mit einer Lust, daß wir — wie selten — verstanden, warum Menschen sich für schön halten können, vielleicht, daß sie sich einer mythischen Tänzerin erinnern. Jedoch Sie gaben keine Schönheit, die nur beachtet wird, wenn sie Sentimentalität zum Vorschub macht; wir genasen an einer Leidenschaft, die gänzlich unspirituell ist. Wenn der Rhythmus unserer Epen solche Bewegung hervorbrächte. Und all dies — Sie waren weise, vernünftig. Ihr Tanz ist voller Vernunft und Sachlichkeit. Sie geben keine Beispiele dressierter Zehen — Mensch und Raum bleiben unbewegt — nicht die Alltäglichkeit poussierender Finger — Sie vergessen nie die Einheit Ihres ganzen Körpers.

Unsere Gebärden werden sparsamer, verkniffener. Plötzlich der hemmungslose Ueberfluß eines Körpers. Wir vergessen das Melodrama; — Sie verderben Ihre Gesten nicht durch die Zutaten des Rührstücks — angezeigt vom Programm — Sie werden nicht getäuscht durch die lächerliche Anekdote; die Geste ist tendenzlos. Wir versuchen hier, keine Dilettanten-Ideologie einer „reinen" Kunst. Jedoch Sie ignorieren das Drama, weil Ihr Körper die Steigerung durch literarische Inhalte verschmähen darf. Denn sonst

Digitized by Google

wäre der Partner ein schlechter, störender Spieler, statt Garderobeständer.

Wir sehen Ihren Tanz, gleichsam wie Sie ihn erfinden, wir belauschen ihn im Entstehen. Welche Oekonomie der Geste. Wir begreifen bei Ihnen, wie je Dinge erfunden wurden, und ist dies nicht die erlauchte Mitteilung eines schöpferischen Körpers? Ihre Steigerung, kaum ertragbar, aber nicht literarisch; eine logische Folge von Gesten, und mit Ihnen, wenn Sie auf der Bühne zusammenstürzen, ist eine mythische Sache zerstört, die unvergeßlich in unserem trägen Blut bleibt. Vor Ihnen sitzen Krüppel und Lahme — sonst tätige, scheinbar unverletzte Menschen — fast entmutigt durch Ihre Häßlichkeit. Ich weiß nicht ganz, wie wir froh weiterleben können, wir sahen soviel Schönheit. Wir werden in Zukunft noch mehr verschmähen; Sie zogen uns in ein Großes, damit uns noch mehr als früher vor der Geste des Bürgers schaudert. Denn wir sahen nie so deutlich, daß Kunst nur eine Art von Schönheit ist. C. M. E.

Aus Berliner Theatern.

Eine deutsche Theaterwoche.

1.

In einem kurzen Zeitabschnitt, voll mannigfacher Erlebnisse der brettererhöhten Welt, wandert die Erinnerung zurück und trifft zuerst auf die letzte dieser Theatererfahrungen: eine Hebbel-Inszenierung: „Agnes Bernauer“ im Neuen Schauspielhaus zu Berlin.

Eine Hebbel-Inszenierung — vielleicht das schwerste Werk, das ein sterblicher Theatermann unternehmen kann; heute, trotz mancherlei Ansätzen, ein ganz ungelöstes Problem. Und grade „Agnes Bernauer“! -- Ein dünner Schleier buntmittelalterlichen Lebens ist poetisierend über das Bild geworfen, ein paar schöne Blumen lyrisch gedichteter Augenblicke sind hineingewebt -- aber was das Ganze trägt, das ist kein irdischer Leib, keine inbrünstig geschaute, wandelnde, schicksalträchtige Gestalt! Das ist die tragische Idee Friedrich Hebbels leibzerfressende Flamme, so grell so stechend, so stofflos glühend, daß jeder erschrickt, der unter den Schleier blickt. -- Die Welt lebt im Gleichgewicht drängender Kraft und haltender Wand, Gott ist nur in den Formen. Die göttliche Schönheit eines reinen Mädchens, die unendliche Liebesleidenschaft eines edlen Jünglings kann tragische Schuld sein, wenn sie Formen zerbricht, die das Leben braucht, wenn sie das Gleichgewicht der Welt stört. Dies ist die Idee, in der Agnes Bernauer und Herzog Albrecht, Herzog Ernst und Vater Bernauer nur figurieren. Fast nie spüren wir: diese sind und bedeuten uns durch ihr Sein; fast immer spüren wir: dies ist die Bedeutung, an deren Altar diese Figuranten dienen!

Der Weg, den die Bühnenkunst bei solchem Werk gewöhnlich geht, ist der: sich blind und heftig in den Schleier zu wickeln, die farbige Oberfläche verstärken, verdicken, übertreiben — das Resultat kann im besten Fall ein schwächerer, nicht ganz echter Shakespeare sein. Der Weg, den die Bühnenkraft einmal gehen sollte, wäre der: mutig den Schleier sinken lassen: die wütende Kraft der Antithese in ihrer geistigen Großheit, seelischen Wildheit herauslodern lassen — stechend heiß, gespenstisch, aber ungeheuer und jedenfalls ein ganz echter Hebbel. Diesen Weg, der mir reiner und vornehmer deucht, ging auch Direktor und Regisseur Halm nicht; er blieb beim Herkommen, er suchte den Grimm der Hebbelschen Idee unter Blumen zu ersticken; die dialektische Schärfe, die monumentale Antithese, die jeder Sinn, jeder Satz, jedes Bild bei Hebbel enthält, sollte verschliffen, verwischt werden unter psychologischen Subtilitäten, sinnlichen Lebendigkeiten. Was doch nie ganz gelingen kann, und schon deshalb falsch ist. — Erst mit dieser Einschränkung ist Halms Inszenierung zu loben, sehr zu loben.

Sein Spielermaterial war nicht das Beste. Der junge Herzog tremolierte wie ein Liebhaber und blieb brüllend und flüsternd ein gleich unverständlicher Heldenlärm. Agnes (Erika von Wagner) hatte schöne, schlicht herzliche Momente, blieb aber schwach und matt am heroischen Schluß. Viele kleine Partien waren von ärgerlicher Mimenohnmacht verpfuscht. Und nur die drei Alten: Hartaus geistvoll starker und (trotz gelegentlicher Tremolas) lebendig durchgestalteter Herzog Ernst, Linds herzhafter und kluger Vater Bernauer und Ziegels weißköpfig vornehmer Kanzler — nur sie füllten den Umriß des Dichters einigermaßen mit Farbe. (Es ist charakteristisch für unsere Schauspielergeneration, daß die Eltern fast stets echter gespielt werden als ihre Kinder!) - Mit diesem halbbrüchigen Material schuf Halm das Bestmögliche; er stellte Szenen, wie wir sie in Berlin nach zehn Jahren Reinhardt von einer ersten Bühne verlangen: keine schlotternde Leinewandwüste, die ein Mittelding zwischen plumper Naturnachahmung und zutraulich andeutendem Plakat bleibt und in der sich ein paar Statisten trüblärmend verlieren -- knapp begrenzte, schnell wechselbare Ausschnitte der Drehbühne, stilisierte Räume von bildmäßiger Illusionskraft, von den Spielenden bildgemäß, rhythmisch und wahrscheinlich erfüllt. Linie und Farbe, Ton und Bewegung, nichts beliebig hingeschleudert, jeder Zug geleitet von planvoll formender Phantasie -- kurz eine Aufführung, wie sie unser Berliner Hochmut gern als vollwertig der „Provinz“ entgegenhält.

2.

Im „Kleinen Theater“ zu Berlin traten an einem Abend zwei sehr ungleiche Kinder Thaliä vor ein

Digitized by Google

hohes Publikum: Thoma, Thoma vom „Simplicissimus", Thoma der erfolgreiche „Moral"-Dichter feierte „Lottchens Geburtstag" und war satirisch-flach, froh-fröhlich und ungeheuer erfolgreich wie immer. Das Stück enthält eigentlich nichts als die alte Type des lebensfremden deutschen Professors in zeitgemäßer Variante: der Herr Professor fühlt sich verpflichtet, „sexuell aufklärend" zu wirken — und zwar mit Rücksicht auf ein Töchterchen, das eben heimlich einen Hebammenkurs absolviert hat. Dieser Scherz wird mit einer ungeheuer derben und bequemen Vereinfachung aller lebendigen Möglichkeiten hin und hergedreht; aber mit dem Körnchen echt szenischer Begabung, die in diesem grob vergnügten, simpel geschauten Thoma steckt, sind die Figuren immer wieder zu so prägnanten Kontrasten gegeneinander bewegt, daß die Wirkung nie aussetzt.

Vorher gab es zwei Akte eines theatralischen Außenseiters: Jacob Wassermann, der subtile Romancier, hat sehr viel feinere und tiefere Absichten als Thoma, was er aber auf der Bühne zuwege bringt ist viel weniger — ist nichts. Die Wiener Empire-Szene: der alte kluge Hofrat Gentz, dem sein Geschöpf, die junge Tänzerin, die „göttliche" Fanny Elßler entgleitet — das gibt ein paar delikate Sätze, ein wenig melancholische Altersstimmung, aber keine Bewegung, Steigerung, keine Spannung, die uns auf die Dauer vor sanfter Langeweile schützen könnte. Der fränkische Gegenwartsakt mit dem lustigen Motiv vom verbummelten Maler Hockenjos, der just zur Enthüllung seines eigenen Denkmals ins spekulative Vaterstädtchen heimkehrt, — dieser Akt wird auch nicht sehr lustig, bricht nach ein paar exponierenden Genreszenen da ab, wo eben der groteske Kampf der Interessen beginnen sollte. Dem feinnervigen Epiker fehlt der elementare Sinn für die redend entwickelte und bewegte, aufreizend kontrastierte und kämpferisch offenbarte Gestalt, fehlt jener aktive Sozialsinn, an dem selbst der moralpolitische Komödienschreiber Thoma Anteil hat. Und deshalb bleibt Wassermann auf der Bühne ohnmächtig.

3.

Am Beginn dieser Theaterwoche aber stand eine Premiere in Hamburg: die moralpolitische Komödie eines theatralischen Außenseiters. Freilich ein Fall von anderem Gewicht als Wassermanns kleine Abschweifungen: eine der größten menschlichen und künstlerischen Kräfte des heutigen Deutschlands warf ihren ganzen leidenschaftlichen Willen in diese fünf Akte. „Michel Michael" von Richard Dehmel. — War der Wille zu heftig, zu früh am Werke? Hat er die künstlerische Zeugungsstunde, die Stunde sinnlich reiner Schau nicht abgewartet? Dies Spiel vom deutschen Michel, der im Stadtrausch sein Haus verkaufen will und zur Besinnung kommt, — ich vermag es lange Strecken nur mit peinlich kommentierendem Verstande zu verfolgen, nicht wie ein bedeutsam Lebendiges fühlend aufzunehmen. Nach Willen und Arbeit schmecken die Verse — bis dann in einzelnen Augenblicken rhythmischer Sturm allen Allegorienstaub fortbläst, und in tiefen Klängen sich die tapfere, fromme, werkwillige Seele des großen Dehmel vor uns auftut, heiß in Naturliebe und Menschenliebe, in Ehrfurcht groß und in Empörerlust. Es sind lyrische Klänge — in ein Theaterstück verweht, das nicht lebt, weil es nicht aus individueller Gestaltenschau geboren — nicht dramatisch ist. Auch nicht dramatisch im sekundären Sinne jener geistigen und doch leidenschaftlich-lebendigen Dialektik Hebbels, die die Körper auflöst, in denen sie brennt. Nein, körperloses Geistesspiel, das bunte Zeichen einsetzt für vorher Fertiggedachtes — so scheint, so wirkt diese allegorische Komödie. Hätte ihr entschlossene — wild sinnlich phantasierende oder scharfgeistig typisierende! — Regie zu reinerem Eindruck helfen können? —

Aber dies schwierige Stück fand gar keine Hilfe durch seine Inszenierung. Es war Karl Hagemann, der es am „Deutschen Schauspielhaus" in Hamburg spielte — dem Rufe nach von den nichtberlinischen Theatern im Reich vielleicht das erste, von den jüngeren Regisseuren vielleicht der Beste. Aber in schlotternden Leinewandwüsten irrten trüblärmende Statisten herum; zwischen gräßlich hängenden Wandkulissen standen ein paar matt stilisierte Bäume; planvoll formende Phantasie war nur in seltenen Andeutungen zu spüren — und man kam auf den Gedanken, daß der Berliner Hochmut, der sich über die Provinz erhebt, doch mehr als Hochmut sein mag.

Julius Bab.

Neue Bücher.

„Die Ueberwinder des Todes", jenes Buch, welches bei seinem ersten Erscheinen so großes und berechtigtes Aufsehen erregte, wird zu Weihnachten in einer mit Zeichnungen des Münchener Malers Karl Reimann ausgestatteten illustrierten Prachtausgabe herausgegeben. Der Autor, über den man bisher nur Vermutungen äußern konnte, wird dabei genannt. Da der Subskriptionspreis auf das Werk wesentlich niedriger ist, als der Ladenpreis, so ist es ratsam, sich baldigst an eine Buchhandlung oder den Verlag (John Schwerins Verlag A.-G. in Berlin O. 27) wegen eines Prospektes zu wenden, der kostenlos verabfolgt wird. Von dem Münchener Dramaturgen Kurt Weiß ist das Werk übrigens für die Bühne bearbeitet und jüngst an die Theaterdirektionen versandt worden.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Für Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68.
Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909
Herr **Dr. med. Haedicke,**
Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von:
Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

160 Millionen Mark

beträgt der Wert der Objekte, für die seit dem 1. April bis zum 10. September d. J. ein Antrag auf Mietversicherung gegen Mietverlust infolge Leerstehens unvermieteter Wohnungen bei uns eingereicht worden ist.

Allgemeiner Deutscher Mietversicherungsverein A.-G. zu Berlin.
Geschäftsstelle: Bülowstrasse 1, am Nollendorfplatz.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 49. Berlin, den 2. Dezember 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Schnüffeltrieb.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Daß der preußische Polizeigeist, der, neben der politischen Bevormundung, die die Hauptsache ist, sich in zweiter Linie für des Bürgers Sittenreinheit verantwortlich fühlt, auch gelegentlich, ohne unsittlich zu sein, das Schamgefühl aller anständigen Menschen gröblichst verletzen kann, beweisen die eben erlassenen Ausführungsbestimmungen zum neuen Feuerbestattungsgesetz.

In Preußen-Deutschland soll künftighin die -- Jungfrauschau eingeführt werden. Die Jungfrauschau — was ist das? Etwas ganz Neues. Etwas Preußisch-Apartes. Unsere neuen Kongolandsleute würden sich zwar - - unzivilisiert, wie sie noch sind -- gegen die von Preußen einzuführende Jungfrauschau bis zum letzten Blutstropfen wehren. Aber bei uns ward es schmerzlos und ohne größere Volkserregung einfach per Ukas gemacht.

Wenn wir Preußen nicht von allen guten Geistern verlassen sind und es bei unseren Männern wirklich noch so etwas wie reine Frauenverehrung gibt, dann muß jetzt ein Sturm der Entrüstung durch unsere Lande gehen. In Preußen ist für alle jungen und älteren Mädchen, sofern sie sich unterstanden, bei Lebzeiten ihre Feuerbestattung zu verfügen, nach dem Tode behördlicherseits – die Feder eines anständigen Menschen sträubt sich, es niederzuschreiben -- neben anderen Feststellungen die sanitätspolizeiliche - - Jungfrauschau nicht zu vergessen. „Der Befund einer Virginität ist zu erwähnen..." Und wo? In den - Polizeiakten!!

So gibt es also für den behördlichen Schnüffeltrieb fortan keine Grenzen mehr. Und das beste: Die Feststellung, ob ein verstorbenes Preußenfräulein wirklich bis zu ihres Erdenwallens letzten Tagen ihr Magdtum bewahrt hat, ist nur für diejenigen vorgesehen, deren Hinterbliebene auf die von der Toten gewünschte Feuerbestattung bestehen. Aber wer, durch die behördlich vorgeschriebenen Schikanen mürbe gemacht, auf die Feuerbestattung im letzten Augenblick verzichtet und die Tote gegen ihren Willen zu der durch die Orthodoxen geheiligten Erdbestattung hinaustragen läßt, bleibt vor solchem Zwange bewahrt.

Nicht auszudenken! Wer nur ein wenig Liebe zu seiner Toten hat, wird eher sein Letztes zusammenscharren und den teuren Leichnam nach Gotha, Hamburg oder Bremen bringen. Ein hübsches Bild. Ein nahes Zukunftsbild aus dem Kulturstaat Preußen. „In Preußen ist nach jahrzentelangem Kampf endlich die Feuerbestattung freigegeben. Wir haben jetzt ein großes, würdiges Krematorium in Berlin. Aber da diese Tote als Mädchen starb und mir ihr Leib heilig ist, muß ich sie aus Preußen herausbringen. Wenn ich ein preußisches Krematorium benutzen wollte, dann müßte ich der Polizei erst das intimste und zarteste Lebensgeheimnis der Toten zur gefälligen Begutachtung preisgeben..."

Die „polizeiliche" Leichenöffnung soll, ebenso wie die preußische Jungfrauschau, nur erfolgen, „sofern auf der Feuerbestattung bestanden wird." Dieser Satz zeigt implizite, worauf es ankommt. Es kommt darauf an, den Preußen, die sich bisher als gute Untertanen gehorsam begraben ließen, die neue Freiheit, sich auch die Feuerbestattung wählen zu dürfen, gründlich zu verekeln. Willst du im preußischen Vaterlande einst als Toter erster Klasse angesehen werden, dann verfüge bei Lebzeiten deine Erdbestattung. Hast du aber deine sterblichen Ueberreste der reinigenden Kraft der Flamme verschrieben, dann bist du ein Toter zweiter Klasse, und wenn du als Mädchen starbst, dann nimmt die strenge Obrigkeit dich, zur Strafe dafür, daß du bei Lebzeiten unartig genug warst, deine Feuerbestattung zu wünschen, noch nachträglich unter Sittenkontrolle.

Das ist nun so verfügt. In Preußen. Aber wird es tatsächlich, Wirklichkeit werden? Werden wir Lebenden es dulden, daß man, nur der orthodoxen Minderheit zuliebe, die in der Feuerbestattung ohne jeden Grund etwas Unkirchliches sieht, unsere Toten so pietätlos behandelt? Werden wir, zum Spott Europas, wirklich in Preußen die - - Jungfrauschau bekommen? Es kann nur ein Versuch sein. Der Versuch eines allzu eifrigen Ministers, der in dem heißen Be-

Digitized by Google

mühen, die vorwärtsdrängende Zeit am Althergebrachten festzuhalten, wirklich nicht mehr wußte, was er verfügte. Auch die Freunde der Erdbestattung müssen jetzt auf dem Plan erscheinen. Nur orthodoxer Fanatismus kann es leugnen. Die Anhänger der Feuerbestattung sehen die Menschen, die es vorziehen, sich lieber nach der Väter Art begraben zu lassen, mit aller schuldigen Ehrfurcht an. Sie wissen, daß jeder seine Toten liebt und jeder seine Toten geachtet sehen will. Aber diese behördliche Mißachtung derjenigen, die bei Lebzeiten ihre Feuerbestattung bestimmten, ist etwas Unerträgliches. Etwas Kulturloses. Etwas Unwürdiges. Wenn die verfügte Jungfrauschau nicht wieder abbestellt wird, dann wird es bald viele gute Preußen geben, die, was dieses Landes jetzt neu geregeltes Bestattungswesen angeht, sich schämen müssen, Preußen zu sein.

Zur Ethnographie der Juden.

Von

Ferdinand Goldstein.

Wenn man einen Ethnographen der alten Schule nach der naturwissenschaftlichen Stellung der Juden fragte, so bekam man mit Sicherheit die Antwort, sie gehören zur semitischen Rasse, und um deren Charakteristika zu veranschaulichen, verwies „der Gelehrte" auf die Karikaturen in antisemitischen Witzblättern. So sehr war die Völkerkunde, solange Virchow in ihr seinen verderblichen Einfluß ausübte, in die Sklaverei des antisemitischen Parteischwindels geraten. Die besten deutschen Ethnographen — Hartmann, Bastian, Ratzel — und Philologen — Pott, Steinthal — hatten zwar die Existenzberechtigung der semitischen Rasse wie überhaupt der Sprachrassen niemals anerkannt, aber unsere Professoren waren schon von der Universität her so mit Antisemitismus durchtränkt, daß sie nicht imstande waren, diese Lehren in sich aufzunehmen. Als ich anfing, mich mit Ethnographie zu beschäftigen, erkannte ich sehr bald, daß Hartmann mit Recht die semitische Rasse einen alten Schwindel (sic!) genannt hatte, und wollte mir nun durch ihre Beseitigung meine ersten Sporen verdienen. Ich trug also ein umfangreiches antiquarisches Material zusammen und bewies mit seiner Hilfe in einem Vortrag in der Anthropologischen Gesellschaft, daß Sem, von dem doch der Begriff des Semitismus stammte, ebenso wie die beiden anderen Noachiden Ham und Japhet Religionsstifter gewesen seien, und daß es infolgedessen unzulässig sei, sie zur Rasseeinteilung zu benutzen. Damit rührte ich an das Allerheiligste unserer Professoren, nämlich an die Stütze ihres Antisemitismus, und kam infolgedessen übel an. Herr v. Luschan, damals Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde, heute Ordinarius für Anthropologie an der Berliner Universität, erklärte, man wäre über das Verhältnis der Hamiten zu den Semiten längst im klaren und könne daher meine vagen Spekulationen entbehren. Komischerweise hat aber derselbe Herr v. Luschan an anderer Stelle erklärt, man könne von einer semitischen Rasse ebensowenig sprechen wie von einer langschädeligen Sprache, was ihn freilich nicht abgehalten hat, die Völker Vorderasiens in Menschen mit kurzem Kopf und großer Nase und in Semiten einzuteilen! Obgleich er sich also mit seinen eigenen Lehren fortwährend ins Gesicht schlägt, so genügten seine Worte damals doch, mein Schicksal in der Völkerkunde zu besiegeln. Denn was vermag in der Wissenschaft ein Anfänger gegen die Macht der höchsten Autorität, für die damals noch Herr v. Luschan galt! Die Sache kam indessen anders. Denn einige Jahre später veröffentlichte ich im „Globus" einen Artikel, in dem ich nachwies, daß Sprachrassen Erfindungen von Stubenhockern seien. Denn die Sprache werde mit dem Ohre gehört, während der Rassebegriff am Körper hafte, der mit dem Auge gesehen werde, und man ohrfeige den gesunden Menschenverstand, wenn man einen Begriff konstruiere, der in seiner ersten Hälfte mit dem Gehörssinn, in seiner zweiten mit dem Gesichtssinn rechne. Dem konnte sich die Wissenschaft nicht entziehen, wenn sie sich nicht um allen Kredit bringen wollte, und die Sprachrassen im allgemeinen und die semitische Rasse im besonderen waren beseitigt. Warum ist mir dies mit wenigen Zeilen gelungen, während Weltgrößen wie Hartmann und Bastian es nicht vermochten? Aus demselben Grunde, aus dem man eine Landarmee nur mit einer Landarmee, Kriegsschiffe nur mit Kriegsschiffen bekämpfen und besiegen kann. Die semitische Rasse ist ein Wort, das nur durch ein anderes Wort beseitigt werden konnte, und lediglich dieses Wort hatte ich gefunden. Da leugne noch jemand, daß man in der hehren Wissenschaft mit Worten streiten könne!

Es trat nun an die Völkerkunde die Anforderung heran, die Völker der alten Welt einer exakten Untersuchung zu unterwerfen, einer Untersuchung also, die alle Phrasen mit Rücksichtslosigkeit verbannte, alle Vorurteile, mochten sie auch noch so alt und so teuer sein, mit souveräner Verachtung behandelte und nur das gelten ließ, was der naturwissenschaftlichen und historischen Kritik standhielt. Zuvor hatte hier die semitische Rasse so unbedingt geherrscht, daß nach Beseitigung dieser Phrase das Gebiet zu einem

Digitized by Google

vollständig jungfräulichen geworden war. Alle Arbeiten der letzten 20 Jahre, die die ethnographischen Verhältnisse des alten Orients zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht hatten, waren ein großer Aufwand, der schmählich ward vertan.

Die ethnographische Erforschung der Juden wird auf der einen Seite sehr erleichtert, weil wir in der Bibel ein unschätzbares Quellenwerk haben, auf der anderen aber sehr erschwert, weil nirgends Vorurteil und Aberglaube so feste Wurzeln geschlagen haben wie hier. Diese machen sich gleich bei dem Namen Juden bemerkbar: Was sind Juden? Der Laie wird ja hierauf gleich eine ganze Reihe populärer Antworten haben, aber die voraussetzungslose Forschung sieht sofort eine Menge Schwierigkeiten. Das Alte Testament kennt westlich vom Jordan zwei Staaten, Samarien und Juda oder Jehuda. Beide gehören zu Israel, d. h. beider Religion ist die israelitische, denn Israel ist kein politischer sondern ein religiöser Begriff, und ein Volk Israel, von dem die Gelehrten so viel zu erzählen wissen, hat ebensowenig jemals existiert wie ein Volk Christen oder Islam. In vorexilischer Zeit wird Samarien auch schlechthin Israel genannt und steht dem südlich davon gelegenen Juda feindlich gegenüber, in nachexilischer Zeit aber dreht sich das Verhältnis um; da ist Juda Israel und steht wieder dem benachbarten Samarien feindlich gegenüber. Die Religion ist eben auch damals wie zur Zeit des Herzogs von Alba ein schön gewirkter Teppich gewesen, hinter dem man jeden Anschlag gegen das betörte Volk um so leichter ausführte, während die arglistigen Regierungen untereinander sich niemals um sie gekümmert haben. Heute ist die Religion bekanntlich auch für die Staatsleiter das Höchste, und Völker mit gemeinsamer Religion wie etwa die Engländer und Deutschen leben in geradezu liebevollem Einvernehmen miteinander.

Politische Einteilungen sind indessen ebenso wie religiöse Schöpfungen der Menschen, also für die Ethnographie, die die natürliche Beschaffenheit der Völker untersucht, nur insofern zu gebrauchen, als durch sie das Forschungsgebiet umrissen wird. Im übrigen existieren sie für sie nicht, sie hat tiefer zu gehen und zunächst die Stämme zu ermitteln, aus denen sich die Staaten zusammensetzen. Denn niemals besteht ein größeres Staatengebilde aus einem einzigen Stamm, alle umfassen mehrere. Die Bibel kennt im westjordanischen Gebiet im wesentlichen sechs: Die Kanaanäer, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Chiwiter, Jebusiter, und das Land, das sie bewohnten, benennt sie nach den Kanaanäern. Der Grund, weswegen sie gerade dieses Volk zur Namensgebung ausgewählt hat, kann auf sich beruhen. Die Griechen nannten das Land nach den Philistern Palästina, ein weiterer Name für die Völker war Hebräer, und im Buche Judith werden sie Chaldäer genannt. Analog verfahren die Völker noch heute untereinander. Wir nennen uns Deutsche, die Römer aber nannten uns Germanen, und die Engländer tuen es noch heute, während wir bei den Franzosen Alemannen heißen. Die Franzosen tragen heute ihren Namen von den Franken, aber früher hießen sie Kelten oder Gallier. Die Engländer heißen nach den Angeln, sie heißen aber auch nach den Briten Britannier, und ein noch älterer Name ist Albion. Jedes Volk und jedes Land hat also viele Namen, und so war es auch bei den westjordanischen Völkern. Sie werden Philister, Hebräer oder Chaldäer genannt, und die Bibel nennt sie Kanaanäer.

Diese westjordanischen Völker sind durch ein Heer, das aus Aegypten kam, unterworfen worden, und man stellt sich nun gewöhnlich vor, daß durch dieses Ereignis in den Bevölkerungsverhältnissen Kanaans eine radikale Veränderung verursacht worden ist. Davon ist keine Rede gewesen. Denn die Kanaanäer waren lange vor der Eroberung zur Seßhaftigkeit gelangt, sie trieben Landwirtschaft, bauten Wein und hatten zahlreiche Städte; was von den „Gelehrten" über ihren Nomadismus gesagt wird, beruht auf tendenziöser Erfindung. Niemals ist aber ein seßhaftes Volk durch einen Eroberungszug in seiner somatischen Beschaffenheit wesentlich beeinflußt worden, sondern entweder erhielten sich von den wenigen Mischlingen abgesehen beide Völker ungemischt nebeneinander, oder der Sieger ging in dem besiegten Volk auf, geschah also gerade das Gegenteil von dem, was die Populärethnographie annimmt. Die Hindubevölkerung Indiens ist unverändert geblieben, obgleich sie schon seit mehreren Jahrhunderten unter englischer Herrschaft steht; die Völker des Kaukasus sind durch die Russen nicht slawisiert, die Polen und Tschechen durch die Deutschen und Oesterreicher nicht germanisiert, und die Elsässer waren durch die langjährige Franzosenherrschaft so wenig gallisiert worden, wie die Lothringer durch die Annexion nach dem Deutsch-Französischen Kriege Deutsche geworden sind. Diese Widerstandsfähigkeit der Völker gegen Eroberungen war schon Goethe bekannt: Er sagt im West-Oestlichen Divan: „Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sich's versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt" (Uebergang). Der Grund dafür liegt in dem numerischen Verhältnis

Digitized by Google

der Sieger zu den Besiegten. Die Sieger mögen mit einem großen Heer kommen, später mag starker Zuzug aus ihrem Stammlande folgen, die Zahl der besiegten Bevölkerung erreichen sie niemals, auch nicht entfernt. Bei der Unterwerfung umherschweifender Völker liegen die Dinge anders, doch braucht über diese hier nicht gesprochen zu werden.

Nach diesem Gesetz, das ebenso unverbrüchlich ist wie das der Spiegelung, vollzog sich die Unterwerfung Kanaans. Die Sieger hatten ursprünglich die Absicht gehabt, die eingeborene Bevölkerung vollständig zu vernichten oder, um die biblische Sprechweise anzuwenden, der Ewige hatte Moses geboten, die gesamte kanaanäische Bevölkerung auszurotten, aber erstens ist Moses überhaupt nicht nach Kanaan gekommen, starb vielmehr im ostjordanischen Lande, und erst sein Feldherr Josua überschritt den Jordan, und zweitens gelang die Vernichtung nicht, sondern die Kanaanäer behaupteten sich, wie die Bibel ausdrücklich berichtet. Deren somatische Verhältnisse müssen wir daher in erster Linie kennen, wenn wir uns ein Urteil über die „der Juden" erlauben wollen, und erst in zweiter dürfen wir uns mit den Stämmen beschäftigen, die sich auf die Grundbevölkerung aufgepfropft haben.

Dabei ergibt sich denn die für viele gewiß überraschende Tatsache, daß die kanaanäische Stammbevölkerung zu den farbigen Rassen gezählt hat, daß sie also mit den heutigen europäischen Juden, die zur weißen Rasse gehören, gar nichts gemein hatte. Aber überraschend brauchte das gar nicht zu sein; denn da die Bibel die Kanaanäer zu Ham zählt, nicht, wie die Gelehrten faseln, zu Sem, die Hamvölker aber wie z. B. die Aegypter und Nubier dunkele Haut haben, so müßte man viel mehr erstaunt sein, in Palästina eine weiße als eine farbige Bevölkerung zu finden. Aber ich habe ja schon gesagt, daß der so weit verbreitete Aberglaube die wissenschaftliche Erforschung der Bibel außerordentlich erschwert.

Die Bibel enthält eine ganze Reihe von Angaben, aus denen hervorgeht, daß in Palästina farbige Stämme gelebt haben. In der Geschichte des Landes spielt der Volksstamm Edom eine große Rolle, und dieser Name ist gleichwertig mit dem der Phönizier bei den klassischen Völkern. Daß aber die Phönizier dunkelhäutig gewesen sind, ist bisher von niemandem bestritten worden. Von diesen Idumäern haben sich zahlreiche Spuren in Kanaan erhalten, aber man braucht gar nicht nach vereinzelten Spuren zu suchen, denn noch in christlicher Zeit nannte sich der phönizische Bauer an der Nordküste Afrikas einen Kanaanäer. Wäre also das Denken der Menschen nicht durch priesterliche Irrlehren voreingenommen gewesen, wäre man der treuen Ueberlieferung der Bibel und der Klassiker gefolgt, so wüßte man schon lange, daß die Grundbevölkerung Kanaans farbig gewesen ist. Noch heute lebt bei Riha, dem antiken Jericho, ein Volksstamm, der sich durch besonders dunkle Haut auszeichnet. Dies sind die einzigen Menschen, die Sommer und Winter in Palästina bleiben und sich dem erschlaffenden Klima aussetzen; denn die Fellahs kommen nur im Herbst und Winter vom Gebirge herab, und die Beduinen benutzen das Land, nur solange wie Gras wächst, als Weide für ihr Vieh. Wenn also der farbige Stamm der Falascha in Afrika von sich selbst behauptet, er sei aufs nächste mit der kanaanäischen Urbevölkerung verwandt, so kann das sehr wohl richtig sein.

Auf diese Stammbevölkerung hat sich eine zweite aufgepfropft, die aus dem Euphrat-Tigrisgebiet stammte. Die Bibel knüpft dieses Ereignis an den Namen Abrams oder Abrahams, wie er später genannt wurde. Abram ist sicher eine historische Erscheinung, denn er hat gegen historisch beglaubigte Fürsten Krieg geführt, wie die Genesis im 14. Kapitel erzählt. Zweifelhaft bleibt jedoch, ob mit Abram ein einzelner Mensch oder ein Volksstamm dieses Namens gemeint ist. Darüber läßt die Bibel sehr oft Zweifel. Das 10. Kapitel der Genesis enthält die berühmte Völkertafel, in der die Söhne von Sem, Ham und Japhet aufgezählt werden. Mit diesen „Söhnen" sind aber sicher Völker gemeint, und so könnte es sich auch bei Abram um ein Volk gehandelt haben. Doch ist diese Frage von viel geringerer Bedeutung, als es scheinen mag, denn sicher ist, daß mit dem Zuge Abrams ein Eroberungszug gemeint ist vergleichbar dem des Moses. Die Bibel hat für Abrams Wegzug aus seiner Heimat wie für die Geschicke ihrer Heroen gewöhnlich ein göttliches Geschichtchen, das sehr gut in die Kinderstube paßt. Es enthält jedoch auch einen wichtigen historischen Kern, der sich mit Hilfe der Schriften des Josephus herausschälen läßt. Benutzt man diese, so ergibt sich, daß Abram infolge politischer Neuerungen fliehen mußte, daß er zunächst mit seinem Anhang nach dem heutigen Armenien kam und von dort mit einem gewaltigen Heere erobernd in Kanaan einfiel.

Mit den Völkern des Ostens hat aber ein Teil der heute in Europa lebenden Juden unverkennbare Aehnlichkeit, wie die antiken Denkmäler zeigen. Auf diese sind wir angewiesen, da die Staaten Assyrien und Babylonien untergegangen und ihre Bevölkerungen verschwunden sind. Von den *heute* lebenden Völkern tragen die des Kaukasus den jüdischen Typ in reinster Form. Das geht so weit, daß die Andier von Warschauer Juden gar nicht zu unterscheiden sind, und daß infolgedessen der grenzenlose Anti-

Digitized by Google

semitismus der Russen nicht gestattet, daß aus diesem Volk Mannschaft zu dem Nationalkavallerieregiment der Daghestau ausgehoben wird. Mit diesen Völkern ist also ein Teil der europäischen Juden sicher verwandt, ebenso sicher aber ein anderer nicht, denn sein Typ weicht von dem der Kaukasusvölker vollständig ab. Einen einheitlichen jüdischen Typ gibt es so wenig wie einen einheitlichen deutschen; wie es blonde und brünette Deutsche gibt, so auch blonde und brünette Juden. Die blonden Deutschen sitzen im Norden, die brünetten im Süden Deutschlands, die brünetten Juden sitzen im Osten, die blonden sind zerstreut über Europa.

Was sind denn nun eigentlich Juden? Sie sind lediglich eine Religionsgemeinschaft. Die jüdische Religionsgemeinschaft unterscheidet sich jedoch dadurch von anderen, daß bei den Juden jede Familie freiwillig jedes Kind zum unbedingten Gehorsam gegen die religiösen Vorschriften erzieht, und daß letzteren freiwillig das gesamte geistige Leben untergeordnet wird, während bei anderen Religionsgemeinschaften dazu immer der Zwang der Geistlichkeit notwendig ist. Bei den Juden ist jeder einzelne ein Laienpriester. Ist das zu billigen? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Antwort auf die Frage ab, was man höher schätzen soll, die Pietät gegen die Vergangenheit oder die Sorge für das Wohl der Kinder. Da ich durch die Beantwortung dieser Frage über mein Thema hinausgeführt würde, so gehe ich auf sie nicht ein.

Kinematographentheater im Dienste der Polizei.

Von

Waldemar Müller-Eberhart,
Kriminalkommissar a. D.

Bekannt sind die Bestrebungen, den Kinematographen endlich auch in den Dienst der Wissenschaft, Belehrung, Hygiene und sonstiger Gemeinnützigkeit zu stellen. Die bisher erzielten Erfolge sind sehr beachtenswert, und die Zukunft kann mit dem Kino als einen unentbehrlichen Kulturfaktor rechnen, wenn er auch auf die Sensation einer gewissen Schunddramatik, auf einen derben Humor und auf Sentimentalität, um die Massen sich als Publikum zu erhalten, wohl niemals verzichten wird.

Aus der breiten Oeffentlichkeit des alle Bevölkerungsschichten umfassenden Lichtbildtheater-Publikums könnten in der Tat Behörden und Wohlfahrtsvereine mehr als geschehen ihre der Allgemeinheit dienenden Ziele in besonderen Fällen besser darlegen, als in Vorträgen und im geschriebenen Wort. Allmählich wird es dahin kommen. Hat es doch auch seine Zeit gedauert, bis in den bureaukratischen Kanzleien die Hasenpfote mit der Schreibmaschine vertauscht wurde und in den Bureaus das Telephon oder gar die Rohrpost Aufnahme fand. Man ist jetzt im staatlichen Leben sehr viel mehr geneigt als früher, wenigstens in technischen Dingen mit der Zeit mitzugehen und sich Errungenschaften zunutze zu machen, welchen das gewerbstätige Leben im unaufhörlichen Konkurrenzkampf viel rascher hat Rechnung tragen müssen. Die Menschen einer Periode, die kaum von der Stelle kam und mit dem Zustande sich begnügte, haben in führenden und einflußreichen Stellen immer mehr Kindern einer modernen Zeit Platz gemacht, denen der Fortschritt in den Adern kreist.

Auch die Polizei, im besonderen die Kriminalpolizei, hat in den letzten Jahren nicht stillgestanden und hat moderne Einrichtungen getroffen, dem Verbrechen schärfer zu Leibe zu gehen, so daß man bei ihr sicher wird Verständnis für die Frage finden können, die Kinematographentheater in ihren Dienst zu stellen, um Verbrechen aufdecken zu helfen.

Durch den Zensurzwang und manche Erschwerungen wirkt gemeinhin die Polizei auf die freie Entwicklung des Kinotheaters einesteils hemmend, anderenteils aber, besonders unter der Flagge Schutz der Jugend, auch ersprießlich; denn sonst würden die kriminellen Unmöglichkeiten, die uns im Bilde vorgeführt würden, auf die Dauer einen wesentlichen Teil des Publikums vom Besuche abschrecken. Macht also jetzt schon die Polizei die Vorführung arger krimineller Szenen vielfach unmöglich, so würde ganz und gar nicht damit zu rechnen sein, daß für den Kintopp je die Behörde kinematographische Aufnahmen liefern würde, die gewissermaßen das Verbrechen an sich vor Augen führt. Eine solche sensationelle Zugkraft auf ein großes Publikum wird das Kinematographentheater vergeblich von der Kriminalpolizei erwarten, wenn man sich entschlösse, den Kinematograph als amtliches oder halbamtliches Publikationsorgan zur Erreichung bestimmter Ziele zuzulassen.

Gewiß, das Leben spielt oft merkwürdig und bringt überraschende Situationen und Erscheinungen hervor, von denen man sich nichts hätte träumen lassen. Der Kriminalist weiß davon zu erzählen. Warum sollte also nicht in ganz außergewöhnlichen Fällen der Kinematograph einmal Vorgänge widerspiegeln beziehungsweise in Bildern nachahmend erstehen lassen, an

Digitized by Google

deren Bekanntgabe die Polizei zur Ermittlung eines Verbrechens interessiert wäre. Aber von solchen Zufälligkeiten und Abnormitäten, für die sich schwer ein Beispiel aus dem Stegreif wird finden lassen, muß man absehen, wenn man ernstlich die Frage aufwirft, wie kann der Kinematograph die Polizei unterstützen?

Es ist weniger der Kinematograph selbst, als die Benutzung der bestehenden Theater zur Einschaltung von einfachen Lichtbildern während der Vorstellung, die als amtliche oder amtlich privilegierte kenntlich gemacht werden müßten. Und da käme in erster Linie die Veröffentlichung des Steckbriefs von Personen in Betracht, deren Delikt die Oeffentlichkeit so erregt hat, daß von dem Publikum eine Unterstützung zu erwarten ist, den Täter auszumitteln. Das Bild des Gesuchten in Lebensgröße auf die Leinwand zu werfen, würde bei dem großen Kreis der Zuschauer einer Stadt, einer Provinz oder gar des Reiches die Möglichkeit einer erfolgreichen Publizierung in sich schließen.

Ob denn die Polizei dazu überginge, ihre gewerbsmäßigen und rückfälligen Klienten, die nach Perioden stiller Zurückgezogenheit immer wieder zu suchen sind, außer dem Messen und gewöhnlichen Photographieren für etwaige spätere kinematographische Publikation in ihren charakteristischen Bewegungen und Gesichtsausdrücken auf den Leben spiegelnden Film zu bringen, wäre Geschmacksache.

Nach dem Groß'schen Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik (Band 41) hat die Prager Polizei bereits damit begonnen, kinematographische Steckbriefe, die neben genauer Beschreibung auch die ausgesetzte Belohnung bekannt machten, zu publizieren. Ueber den Erfolg wird nicht berichtet. Und auch die Berliner Kriminalpolizei trug sich bereits im November 1910 mit dem Gedanken, anläßlich der in einen Sack eingenähten, in der Spree aufgefundenen Frauenleiche die Kinematographentheater in Bewegung zu setzen. Eine anderweitige Aufklärung des Mordes trat aber inzwischen ein. Die Aufdeckung von Verbrechen hängt häufig von der Ermittlung der Herkunft bestimmter alltäglicher Gegenstände ab, die aber im Gebrauch der gesuchten unbekannten Person irgendein charakteristisches Merkmal angenommen haben, was einem Kreis von Personen bekannt ist und woran sie sich erinnern, wenn sie es zu Gesicht bekommen. — Wer geht den Weg in den Hof des Polizei-Präsidiums oder in die Zimmer der Kommissarien, in denen derartige Gegenstände zur Schau stehen. Im Kinotopp aber könnte auch manches an den Tag kommen, wenn es gilt, die Herkunft einer Umhüllung, Korbes, Papiers oder Tuchfetzens, einer Waffe, eines Eisens u. a. zu erforschen.

Erfordernis für alle Vorführungen der Art wäre allerdings, daß nur Wichtiges mitgeteilt, und dieses von einer Stelle aus an die in Betracht kommenden Theater geleitet würde. Kaum, daß diese zur Vorführung in irgendeiner Form angehalten bzw. dazu verpflichtet werden brauchten; denn eine Attraktion mehr wäre es immerhin.

Im Groß'schen Archiv spricht Dr. H. Schneickert davon, daß kinematographische Tatbestandsaufnahmen das Ideal eines jeden Kriminalisten wären, aber er weiß nur anzuführen, daß da, wo mit großer Wahrscheinlichkeit auf strafbare Ausschreitungen im voraus gerechnet werden kann, z. B. bei Streikunruhen, öffentlichen Demonstrationen, Aufruhr und dergleichen der Kinematograph als Beweismittel im Strafverfahren würde vielleicht einzuschalten sein.

Bei den Winzerunruhen und Meutereien in Frankreich im Frühjahr dieses Jahres haben denn auch in Ay (Dep. Marne) eine Reihe von kinematographischen Aufnahmen stattgefunden, auf denen klar und lebendig die wüstesten Szenen auf den Film gebannt wurden. Staatsanwalt und Gericht in Reims hat sich später in Gegenwart von Augenzeugen die Bilder vorführen lassen und schuldige Rädelsführer und Plünderer mit Sicherheit herausgefunden. Auch konnten Personen, die sich in Untersuchungshaft befanden und ihre Teilnahme leugneten, überführt werden. Möglich, daß wir in Zukunft im Stabe der Polizei, die es mit Unruhen zu tun hat, den Kinematographen sehen, wie er von irgendeiner Ecke aus sein verräterisches Werk beginnt.

Für und wider die Ehe.

Von

Hermann Kienzl.

Wenn sich Tante Ulrike, unser Logierbesuch aus Lüneburg, am Sonntag in die Singakademie verirrt hätte! Ihr jungfräulicher Knochenüberzug wäre zur Gänsehaut geworden, und das rote Feuer der Scham und Entrüstung hätte ihr die grauen Haare und den braunen Chignon verbrannt. Wer weiß übrigens..? Vielleicht hätte sogar Tante Ulrike den Hauch einer freieren, menschenfreundlicheren Zeit verspürt, in der nicht mehr Frauen ohne Zahl den Vorurteilen götzenhafter Sitte zum Opfer fallen werden, nicht mehr die unvermählte Frau als übelverspottete alte Jungfer ihre Trauer um

Digitized by Google

das nutzlos verbrauchte Leben in gärend Drachengift verwandeln wird. Im Kampfe mit der Sitte, die scheu und feig die Natur, ja die Veredelung der Natur, zur Sünde machte, wird sich — in anbrechenden schöneren Tagen — eine wahrhafte Gesittung erheben, die nicht mehr Sonne und Wind zwischen den Geschlechtern nach der egoistischen Bequemlichkeit des stärkeren Mannes verteilt. Vielleicht hätte — am Sonntag in der Singakademie — auch Tante Ulrike hinter den mauerdicken Bollwerken ihrer Großmutter-Moral eine leise Ahnung von dem Unrecht empfangen, das an ihr, an Millionen Frauen, an Millionen ungeborener Kinder verübt worden ist. Aber sie ist doch wohl zu alt im Herzen, die gute Tante, sie, das leibhaftige Symbol der vertrockneten Familienwohlanständigkeit und Traktätchenethik! Sie wäre gewiß tiefempört gewesen über die Frau, die mutig all die bösen Dinge beim Namen nannte, die man in den ehrbaren Zirkeln der Tante Ulrike nicht kennen darf, nicht kennen will, ob sie auch Glück und Aufwärtsentwicklung der Menschheit bedrohen. Wenn Tante Ulrike unter die Zuhörerinnen des Vortrags „Für und wider die Ehe" geraten wäre, dann hätte Gott der guten Stadt Berlin gnaden mögen! Babel! Babel! Gar sehr würde sich die liebe Tante erboßen über diese Herren und Damen der besten Gesellschaftskreise, die sich ohne Murren, ja mit der Andacht einer braven Kirchengemeinde, Dinge erzählen ließen, Dinge...., vor denen man seinen sittsamen Kopf im Sande vergräbt. Oh, Berlin!

Das Thema der sexuellen Aufklärung ist längst in der Großstadt gesellschaftsfähig geworden, und selbst prüde Seelen begreifen, daß es für die Erzieher an der Zeit ist, nicht blind zu sein für den bedenklichen Anschauungsunterricht, den Spiel und Kampf der Geschlechter unserer neugierigen Jugend aufdrängen. Von den Versammlungen der Frauenrechtlerinnen und anderen Vorträgen ist man überdies gewohnt, daß die soziale Sexualfrage, insbesondere das Brandmal der Gesellschaft: die Prostitution, ernst und ohne falsche Scham erörtert wird. Doch war es diesmal etwas anderes. Die mutige Frau, die mit der vollen Ehrlichkeit einer Bekennerin aus dem Schutzgehege des damenhaften bon ton hervortrat, begnügte sich nicht damit, anerkannte Uebel beim Namen zu nennen und mit ideologischen Schwärmerworten sittliche Utopien (etwa die gesetzliche Abschaffung der Prostitution....) zu fordern. Sie beteiligte sich nicht an der modisch gewordenen „Kriegführung in Glacéhandschuhen". Sie drang ohne Zimperlichkeit (und gewiß auch ohne Sensationsgier und Schmutzbehagen) zu den Wirklichkeiten vor, und setzte nicht fromme Wünsche an die Stelle der Naturtriebe. Sie hielt sich strenge an die Realität und an die wirklichen Möglichkeiten, und ihr Programm bestand in verblüffender Klarheit darin, daß sie die gegebenen Möglichkeiten zu benutzen aufforderte. Daß dies, sogar in unserem aufgeklärten Zeitalter, noch nicht geschehen sei, dafür machte die vorurteilsfreie Rednerin die bürgerliche Katechismus-Moral verantwortlich, die unter den denkbaren sozialen Geschlechterverhältnissen von Mann und Frau einzig die legitime Ehe als erlaubt gelten läßt, ja ihren Segen auch einem innerlich faulen Eheverhältnis nicht vorenthält, dagegen durchaus schöne und etwa auch zweckmäßige Verbindungen, die nicht vom Staate geeicht sind, ächtet.

Der Bürger, und zumal die Bürgerin, mögen sehr „fortschrittlich" gesinnt sein; einen Zweifel jedoch, der der Ehe, dem Fundament des christlichen Staates, mit Bedingtheiten begegnet, pflegt der Bürger, und zumal die Bürgerin, wie Hochverrat abzuwehren. Das war nun der Mut der Frau Grete Meisel-Heß, der bekannten und intelligenten Schriftstellerin, daß sie das Noli me tangere der Ehe nicht respektierte. Daß sie bestimmte Bedingungen für jene Form des Geschlechtsverhältnisses aufstellte, die unbedingt von Staat und Kirche in Schutz genommen wird; wobei Frau Meisel-Heß ihrerseits die wahre Ehe höher stellte, als die Legitimisten zu tun pflegen, die die vollkommenste Institution der Geschlechtergemeinschaft oft genug zum schmutzigen Geschäft und zur Wiege alles Schlechten für die Nachkommenschaft erniedrigen. Nicht der Ehe, aber dem Monopol der Ehe, der scheinheiligen Ueberwertung einer bloßen Form galt der Kampf der ernsten Missionarin, und da sie so ehrlich das Wesen über den Schein stellte, mußte sie folgerichtig die volle Duldsamkeit für alle jene Menschenpaare fordern, die ein schöner Wille, die eine dauernde oder vergängliche, aber jedenfalls pflichtbewußte Liebe verbindet, und denen zumeist nur harte Hindernisse das bequemere und ungestörte Glück der legitimen Ehe versagen. Dem Hochmut der Bloß-Formgerechten galt ihr Kampf; dem Daseinsrecht vieler tausend gesunder Kinder, deren Geburt von einer grausamen Scheinmoral hintertrieben wird, galt ihr Fürwort. Denn so lange die Gesellschaft den Begriff eines „gefallenen" Mädchens kennt, so lange von den vierzig Prozent Frauen, die in Deutschland, überwiegend gegen ihren Willen, ohne Ehemann bleiben, die Gesellschaft fordert, daß sie seelisch und körperlich verkümmern und der Natur entsagen sollen, so lange wird der Menschenzukunft ein Großteil ihrer besten Kraft entzogen.

Frau Grete Meisel-Heß hat ihre Ueberzeugung nicht zum erstenmal verkündet. Wir kennen diesen Zug barmherziger, idealer und

Digitized by Google

realvernünftiger Gedanken aus ihrem schönen Buch „Die sexuelle Krise“ und aus dem soeben erschienenen Roman „Die Intellektuellen“. Es ist aber etwas anderes, eine Frau in der Distanz und hinter dem papierenen Ofenschirm des Buches sprechen zu hören, — und etwas anderes, ihr das Apostolikum von den Lippen abzunehmen. Der persönliche Eindruck gibt mancher Sache erst die rechte Weihe! In Frau Grete Meisel-Heß trat nicht eine kurzgeschorene, mannweibliche Demagogin, nicht eine politische Schlagwörter-Mitrailleuse vor den erlesenen Kreis der vielen hundert Zuhörer. Vielmehr empfand man deutlich: diese Frau mit den sympathischen Zügen und der fliegenden, klangvollen Beredtsamkeit, deren Sätze klar und präzise waren wie ihre Gedankengebilde, ist durchaus Dame, und ihr ist eine solche Weiblichkeit eigen, die gleichsam mit unbenetzten Sohlen durch die Jauche schreitet. Denn selbstverständlich durfte Frau Grete Meisel-Heß ihrer ernsten Aufgabe wegen nicht zögern, in die untersten Regionen des menschlich-animalischen Lebens — das doch immer die Grundlage aller sozialen Kultur bleibt — hinabzusteigen. Sie rechnete nüchtern mit der Tatsache, daß der Mann wie die Frau (der die landläufige Doppelmoral keine Rücksicht auf ihre Bedürfnisse gönnt!) die Entladung der sexuellen Energien braucht, um frei und tüchtig den geistigen Lebensaufgaben gewachsen zu sein. Sie rechnete mit dem körperlichen Verlangen der Frau nach dem Kinde. Sie rechnete auch mit der inneren Unfähigkeit sehr vieler Männer, sich dauernd in Liebe einem Weibe zu verbinden, und leitete davon die Ueberzeugung ab, daß weder die Lehre von der Selbstüberwindung, noch der einseitige Kampf gegen die Prostitution den Geschlechtsverkehr neben der Ehe je beseitigen werden. Ihn zum Segen der Individuen und der Gattung zu veredeln, sei das beste der erreichbaren Ziele. Die Verfolgungen der freien Liebe und der unehelichen Mutter durch die scheinheilige Moral drückten jedoch die Notwendigkeiten auf das Niveau der häßlichsten Möglichkeiten hinab.

Wie Ibsen, erblickt auch Frau Meisel-Heß in der Liebe die einzige Adelung des Geschlechterverhältnisses, in der Ehe die wünschenswerte beste Form eines durch Liebe geadelten Sexualverhältnisses, in der Liebe ohne Ehe aber eine unendlich reinere Erscheinung als in der Ehe ohne Liebe. Einen Kernpunkt der neuen Moral nannte die Rednerin unsere ins Bewußtsein gerufene Pflicht gegenüber dem Kinde. Sie betonte das segensreiche Wirken des Mutterschutzes, der selbstverständlich ehelichen und unehelichen Kindern in gleicher Weise diene. Aus ihren weiteren Ausführungen leuchtete ein, daß tatsächlich, in der Wirkung der gesellschaftlichen Fehme und der gesetzlichen Ungleichheiten, gerade viele von den lebenskräftigsten Kindern nicht gezeugt werden, während vom wirtschaftlichen Daseinskampf die Eheschließungen auf immer spätere Lebensjahre hinausgeschoben und die Sprossen solcher späten Ehen immer weniger daseinstüchtig geboren werden. Wenn jedoch Frau Meisel-Heß ganz allgemein vom Staate die materiellen Mittel fordert, die es jüngeren Menschenpaaren ermöglichen sollten, für eine frühe Nachkommenschaft zu sorgen, so fragt es sich allerdings, ob eine gesteigerte Uebervölkerung zu guten Zuständen führen, oder nicht auch wieder die Gattung schädigen würde.... Zweifellos aber ist es die schreiendste Ungerechtigkeit der Gesellschaft und des Staates, daß sie — ein jedes auf seine Weise — die materiellen Grundlagen der Ehebündnisse erschweren; daß sie ferner der unverheirateten Mutter und der Frucht der freien Liebe Nachteile und Unglimpf zufügen; und daß sie es sogar als Verbrechen ahnden, wenn die Frau, die der Natur gehorchte und den Drohungen der Gesellschaft auswich, in solcher Zwangslage die Geburt ihres Kindes verhütete... Als ob der Zwang der Mutterschaftsentsagung nicht schon furchtbar genug wäre für jede Frau, die ja zur Mutterschaft geboren ist!

Frau Grete Meisel-Heß sprach wie ein trefflicher Logiker. Das hätte auch die Gegner ihrer Ideen aufhorchen lassen! Für empfängliche Menschen tat sie noch etwas, was der alte Stagirit gewiß nicht vermochte: ihre helle Frauenstimme rührte die Herzen.

Musikalische Pfadfinder.

Von

Professor Wilhelm Freudenberg, Berlin.

Ich besuchte in meiner Jugend das berühmte Konservatorium einer mittleren Stadt Deutschlands, mußte aber wegen Krankheit Stadt und Konservatorium schon nach anderthalb Jahren wieder verlassen. Die Einbuße, die ich dadurch an meiner Ausbildung erlitt, würde verhängnisvoll für meine Weiterentwicklung haben werden können, wenn ich nicht am Konservatorium mit einem gleichstrebenden Mitschüler, P. Rheinburg, Freundschaft geschlossen hätte, und durch ihn auch später noch über alles Wissenswerte aus dem Gebiet unserer gemeinsamen Bestrebungen unterrichtet worden wäre. Die Briefe, in denen dies geschehen, sind mir nach langen Jahren wieder zu Gesicht gekommen, und wenn sie auch nicht alle gleichmäßig interessant sind, so geben doch einige davon ein so getreues Bild damaliger Vorgänge in

Digitized by Google

jungen Künstlerkreisen, daß sie mir von kultur- und kunstgeschichtlichem Werte erscheinen. Man sagt, was ein Häkchen werden wolle, krümme sich beizeiten. Nun, hier kann man die großen Talente, deren Worte und Werke später die Welt in Erstaunen setzten, in der Zeit ihres ersten Erwachens beobachten. Vielleicht entdeckt auch ein oder der andere Leser eine gewisse Aehnlichkeit mit künstlerischem Klubleben unserer Tage. Das wird sich ja finden. Ich lasse jetzt die Briefe meines Freundes folgen, die für den Kenner weder einer Einleitung noch einer Erklärung bedürfen.

Erster Brief.

Lieber Freund!

Wenngleich ich den bisherigen Umgang mit meinen Studiengenossen am Konservatorium stillschweigend abgebrochen habe, muß ich doch nachträglich zugeben, daß mich derselbe in der günstigsten Weise für den Verkehr vorbereitet hat, dessen ich mich jetzt erfreue. Denn wenn der jetzige auch weit höher steht, und viel gehaltvoller ist, so schließt er sich doch an den früheren an, gewissermaßen als Fortsetzung und Fortentwicklung des Begonnenen, und ich habe das Gefühl, daß durch ihn dasjenige zur Reife gedeihen wird, was in meinem früheren Verkehr nur angebahnt wurde. Wie ich zu meinen jetzigen Freunden gekommen bin, ist kurz gesagt: ich lernte einen von ihnen zufällig in der Kneipe kennen — er war auch ehemals Konservatorist gewesen, schimpfte aber sehr auf das Konservatorium, das er eine Hochschule für Idioten nannte, bedauerte mich, daß ich noch Schüler dieses Instituts sei, und versicherte mir, nachdem er mich ein wenig ausgefragt hatte, daß es nur einen Mann gebe, der mir auf den richtigen Weg zu den höchsten Zielen der Kunst verhelfen könne — das sei der Dichter und Kritiker Springhase*) — und wenn ich wollte, würde er mich mit diesem Manne bekannt machen. Natürlich nahm ich dies Anerbieten mit Freuden an, und nun höre, unter welche große Männer mich mein Glückstern gebracht hat.

Die Herren bilden einen Kreis, wie er bei Beginn großer Epochen sich zuweilen zusammenfindet, und durch Bestrebungen, in denen seine Mitglieder sich gegenseitig ergänzen, den Grund zu einer neuen Aera der Kunst legt, die zwar in der Regel nicht sofort auf allgemeine Anerkennung rechnen kann, wie dies bei bedeutenden neuen Erscheinungen, die dem Verständnis der Zeitgenossen voraus eilen, natürlich ist, dafür aber des Nachruhms gewiß sein darf. Die Hauptpersönlichkeit ist der schon genannte Dichter und Kritiker Springhase. Er hat schon manche Dichtungen und Schriften veröffentlicht, die aber noch keines Erfolges teilhaftig werden konnten, weil man die in ihnen wohnenden Ideen und Anschauungen noch nicht verstanden hat. Sie sind auch schwer zu verstehen, und sogar mir selbst noch nicht ganz klar, obschon mir manches schon sehr imponiert hat, namentlich einige kritische Aussprüche. So nannte Springhase neulich Shakespeare einen Dilettanten, und sich selbst den größten Mann unserer Zeit. Dabei ist er freilich von Gestalt sehr klein, hat aber eine mächtige Glatze, und kann mit höchst bedeutendem Ausdruck tiefsinnig vor sich hinblicken. Im ersten Augenblick war ich über obigen Ausdruck sehr verdutzt, und wußte nicht, ob ich recht gehört, als mir aber Springhase die Sache näher auseinandersetzte, mußte ich ihm recht geben, denn was er an Shakespeare vermißte, besitzt er selbst in seinen Werken, und wenn du dieselben näher kennen lernst, wirst auch du den Fortschritt im menschlichen Bewußtsein, der zwischen Shakespeare und Springhase liegt, würdigen müssen. Springhase ist übrigens auch so musikalisch, daß er einmal im Zweifel war, ob er sich nicht ganz der Musik widmen solle; aber da der Drang zum Dichten doch wohl der stärkere war, stärker als der zum Komponieren, Spielen oder Singen, so wenig es auch zweifelhaft sein kann, daß Springhase in jeder dieser drei Arten der Kunstausübung außerordentliches geleistet haben würde, so schlug er einen Mittelweg ein, indem er vorzugsweise solche Sachen dichtete, die bestimmt waren, in Musik gesetzt zu werden. Auch hierin liegt ein Fortschritt, da die reine Instrumentalmusik sowie die reine Poesie als Einzelkünste den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten, und sich ausgelebt haben. In der Vereinigung der beiden Künste, womit Wagner in seinem Gesamtkunstwerk schon einen beachtenswerten Anfang gemacht hat, liegt das Ideal der Zukunft. Aber Springhase geht weiter als Wagner. Damit die Instrumentalkomponisten nicht ganz leer ausgehen für den Fall, daß sie das Komponieren nicht lassen können, ist ihnen erlaubt, ihren Kompositionen ein poetisches Programm beizugeben, wozu ein Gedicht oder ein Teil davon benutzt werden darf. Desgleichen ist den Dichtern gestattet, wenn sie nicht wollen, daß ihre Gedichte gesungen werden, sie auch fernerhin deklamieren zu lassen, wofern nur jemand da ist, der dazu Klavier spielt. Selbstverständlich können derartige Melodrams auch mit andern Instrumenten oder mit Orchester ausgeführt werden. Die klügsten Köpfe sind augenblicklich damit beschäftigt, das Wesen dieser vielversprechenden künftigen Form zu ergründen. Allen voran unser Freund Springhase, der wie als Dramatiker den Shakespeare, so als Aesthetiker den Aristoteles weit hinter sich läßt.

*) Die wirklichen Namen sind durch fingierte ersetzt.

Digitized by Google

Außer Springhase zählt aber unser Kreis noch zwei andere bedeutende Männer, einen Messias der Gesangskunst und einen Reformator des Klavierspiels. Daß die Gesangskunst im Argen liegt, ist eine bekannte Sache, und daß es viele falsche Propheten gibt, die das Unheil noch vergrößern, auch, aber daß in Knödelmann, so heißt unser Freund, der wahre Prophet bereits lebt und predigt, weiß noch fast Niemand. Von welch epochemachender Bedeutung seine Prinzipien für die dereinstige, einzig richtige Art des Singens sind und sein werden, das lernt man erst ahnen, wenn man den Mann selber reden hört. Schade, daß Knödelmann selber nicht singen kann, aber ich glaube, ich werde Gesangstunden bei ihm nehmen, um ihm sein Geheimnis abzulauschen. Denn noch ist seine Lehre ein solches, ja sogar seine Schüler und Schülerinnen scheinen es schwer begreifen zu können, und es soll manchmal entsetzlich anzuhören sein, wie die Schüler und Schülerinnen in den Unterrichtsstunden nichts wie heulende, unartikulierte Laute auf die Vokale â-â hervorbringen, weil sie die Anweisungen des Meisters, trotzdem daß er saugrob ist, immer mißverstehen.

Der Reformator des Klavierspiels, Haumeier, leidet ebenfalls noch unter dem Schicksal des Verkanntseins, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der neue Fingersatz für die Tonleiter, den er erfunden hat, sich bald Bahn brechen wird.

So trösten wir uns des endlichen Siegs der Wahrheit auf allen Gebieten. Ich sage „wir", denn auch ich habe mich den Bestrebungen der genannten Künstler auf meine Weise angeschlossen, und wenn ich auch erst einen kleinen Anfang gemacht habe, so reicht er doch schon aus, erkennen zu lassen, daß es mir vielleicht gelingen wird, mich zu einem würdigen Mitgliede unseres Kreises zu entwickeln. Doch das muß ich dir etwas eingehender erzählen, und für heute bin ich müde. Das nächste Mal mehr.

Dein P. Rheinburg.

Zweiter Brief.

Der Seehund.

Lieber Freund!

Wir kommen wöchentlich einmal in einer bestimmten Kneipe zusammen, wo wir ein Separatzimmer für uns haben. Dort gibt jeder von uns zum Besten, was er im Verlauf der Woche geschaffen oder ausgesonnen hat. Auch ich spielte daselbst meine Klavierkompositionen vor, aber ohne zu verhehlen, daß es mir bis jetzt nicht so recht gelingen wollte, etwas zustande zu bringen, das mich befriedigte, und daß es mich recht bedrückte, mit meinen Studien noch nicht weiter vorgerückt zu sein. Aber Springhase sagte: „Ach was, Studien! Der Dichter unserer Zeit hat nicht mehr nötig zu studieren, nachdem ihm die Vergangenheit das ganze technische Material fix und fertig überliefert hat. Die Sache liegt ganz anders. Sie sind eben ein Kind unserer Zeit, und haben nur den Fehler begangen, mit Ihrer künstlerischen Tätigkeit an der unrichtigen Stelle, nämlich mit Klavierkompositionen zu beginnen. Machen Sie sich keine Sorgen darüber, daß es Ihnen mit den Klavierstücken nicht nach Wunsch glücken will. Wollen Sie nur das, wozu Ihr Kunstnaturell, das ich gleich durchschaut habe, Sie bestimmt hat, nämlich Ihr musikalisches Talent in den Dienst der Poesie stellen, — so werden Sie es auch können." Springhase erläuterte mir nun noch eingehender, wie jede Zeit die ihr entsprechenden Talente hervorbringe, und bot mir eine von ihm selbst im Geiste der Zeit verfaßte Dichtung, eine dramatische Szene, betitelt „Der Seehund" zur Komposition an, mit dem Bemerken, das es sich da zeigen würde, weß Geistes Kind ich sei.

Die Dichtung beruht auf einer Sage der Eskimos, und handelt von einer Prinzessin, die von einem bösen Zauberer in einen Seehund verwandelt wurde, weil sie dem Liebeswerben des Zauberers kein Gehör geschenkt, sondern ihre Liebe einem unebenbürtigen Nebenbuhler, einem jungen Fischer, zugewandt hatte. Der junge Fischer schließt sich nun einer Nordpolexpedition an, um seine Geliebte, die von dem bösen Zauberer weit weg nach Norden gebracht worden war, ausfindig zu machen, und sie vermittelst eines Zauberspruchs, den ihn ein frommer Bischof gelehrt hatte, zu erlösen. Eines Tages nun, als die Prinzessin gerade mit anderen Seehunden sich auf einer glänzenden Eisfläche von der warmen Mittagssonne bescheinen ließ, kam das Nordpolschiff herangesegelt. Die Seehunde, bekanntlich sehr scheue und kluge Tiere, stürzen sich mit lautem Gebell schleunigst ins Wasser und tauchen unter; nur die verwandelte Prinzessin blieb, die Gefahr nicht ahnend, ruhig liegen, und wurde von einem Mitgliede der Expedition, der natürlich nicht ahnen konnte, wer in der Hülle der Seehundsgestalt steckte, tödlich verwundet. Sie wird auf das Schiff gebracht, und muß nun sterben, erhält aber vor ihrem Tode die Sprache wieder, und gibt sich ihrem verzweifelnden Geliebten zu erkennen, der dann seinerseits gelobt, sie an dem Zauberer zu rächen. Darauf stirbt sie, man bereitet ihr eine Totenfeier, balsamiert die Leiche ein, und stellt sie auf dem Schiff in einen Glaskasten, vor dem der junge Schiffer täglich mehrere Male betet, und seinen Racheschwur erneuert. —

Damit ist die Dichtung zu Ende. Als ich aber Springhase fragte, wie der junge Schiffer seine Rache an dem Zauberer ins Werk zu setzen beabsichtige, sah er mich mit einem so vernichtenden

Digitized by Google

Blick an, daß ich weiteres Fragen unterließ, und überzeugt war, den Geist der Zeit, aus dem die Dichtung geboren war, noch nicht begriffen zu haben. Springhase empfahl mir nun besonders, auf die tonmalerische Wiedergabe des eigentümlichen Bellens der Seehunde, auf das Krächzen der Möwen und das Brummen der Eisbären bedacht zu sein. Auch liege ihm viel daran, daß die Musik den Tod des Seehundes recht anschaulich ausmale. —

War ich nun einigermaßen getröstet darüber, daß mir bisher nichts so recht hatte gelingen wollen, so stand andrerseits nun plötzlich unerwartet das neue Problem vor mir, an dem sich zeigen sollte, was ich konnte. Das stimmte mich feierlich, und ich fühlte wohl, daß es dazu besonderer Vorbereitungen bedürfe. Ich kaufte Notenpapier, und ließ mir, weil ich gehört hatte, daß andere große Künstler es auch so zu machen pflegten, eine Flasche guten Wein holen, schloß mich in mein Zimmer ein, und setzte mich beim Schein der Lampe an den Schreibtisch, vor mir einen Stoß Notenpapier vom größten Format, auf dem ich zunächst die Instrumente verzeichnete, aus denen das Orchester bestehen sollte. Es waren 3 Piccoloflöten, 3 große Flöten, 3 Oboen, 3 Klarinetten, 4 Fagotts, 8 Hörner, 6 Trompeten, 4 Posaunen, 3 Tuben, 2 große Trommeln, 12 chromatische, d. h. eine chromatische Tonleiter bildende Pauken, ein Glockenspiel, 2 Triangel, 4 Harfen und ein mehrfach geteiltes Streichorchester. —

Es mußte etwas Großartiges werden, und als ich alle Vorbereitungen getroffen, nahm ich einen tüchtigen Schluck Wein, tauchte die Feder in das Tintenfaß, und fing nun an, drauf los zu schreiben, ohne erst lange zu grübeln, denn ich wußte aus den vielen Kritiken, die ich gelesen hatte, daß diejenigen Kompositionen immer am Besten sind, bei denen der Autor nicht grübelt. Die geringen Pausen des Nachdenkens füllte ich mit Weintrinken aus. Als ich am andern Morgen erwachte, lag ich mit dem Kopf auf dem Tische, die Feder noch in der Hand, die Lampe war ausgegangen, die Flasche leer, und die Sonne schien hell in die Stube hinein. Als mir die Situation zum Bewußtsein kam, sagte ich: Gott sei Dank, das ist doch einmal ein genialer Zug von mir gewesen, worüber Springhase sich sehr freuen wird, so eine Sache, die in keiner Biographie von mir künftig fehlen darf. Und die Musik? Nun, die war so genau den Worten und Absichten des Dichters angepaßt, so ganz ohne Anspruch auf absolute musikalische Bedeutung, was ja wieder ein Rückfall auf den glücklich überwundenen Vergangenheitsstandpunkt gewesen wäre, daß ich von ihr annehmen mußte, daß auch sie Springhasen befriedigen würde.

Da nun am Abend dieses selben Tages wieder allgemeine Zusammenkunft in unserer Stammkneipe war, nahm ich die angefangene Komposition, — es waren etwa 6 Seiten geworden — mit dorthin, und drückte sie Springhasen schweigend in die Hand. Er verstand mich, teilte den andern Freunden, die von der Sache noch nichts wußten, mit, was sich unterdessen zwischen uns ereignet hatte, und entfaltete dann die imposante Partitur am Tische, um sie lesend prüfen zu können. Bevor ich aber dazu kam, meine Komposition vorzuspielen, öffnete sich die Tür, und ein Herr trat ein, der, wie sich alsbald herausstellte, von Springhase eingeladen war, und uns von diesem als Komponist Biederling vorgestellt wurde. Biederling, von dessen Oper „Die Zwillinge" du vielleicht schon gehört hast, war auf der Suche nach einem neuen Operntext von andern auf Springhase aufmerksam gemacht worden, der wohl imstande sein dürfte, einen den neuesten Anforderungen entsprechenden Text zu dichten; und da Springhase gerade eine Operndichtung vollendet hatte, in der seine Kunstprinzipien auf das Strengste durchgeführt waren, hatte er Biederling eingeladen, den heutigen Abend in unserm Kreise zu verbringen, und sich in den Geist unseres Schaffens einweihen zu lassen.

Endlich sollte ich anfangen zu spielen. Knödelmann und Haumeier stellten sich zu meiner Rechten, Springhase zur Linken, und Biederling bat um die Erlaubnis, sich neben mich an das Klavier setzen und mir die Blätter umwenden zu dürfen. Alle bemühten sich, in der Partitur mit nachzulesen, und gerieten alsbald, mit Ausnahme Biederlings, der offenbar seiner Würde als selbstschaffender Musiker nichts vergeben wollte, in solches Entzücken, daß sie die Bemerkung nicht zurückhalten konnten, diese Musik sei grandios, überträfe alles bis jetzt Dagewesene, und gehe in der Instrumentation noch weit über Wagner hinaus. Das Bellen der Seehunde sei so vorzüglich getroffen, daß man bei Wagner nichts Aehnliches finden werde. Die Scene mit dem Drachen im Siegfried erscheine als naiver Naturalismus gegenüber der künstlerischen Schilderung des Bellens der Seehunde, wie es mir gelungen. Noch größer war das Erstaunen, als ich sagte, daß ich noch nie einen Seehund habe bellen hören. Aber Springhase sagte, das sei gerade das Kennzeichen des wahren Genies, daß es, wie die Natur, ohne Vorbild, nur aus sich selbst schaffe, „und", so schloß er seine Rede, „ich habe auch noch nie einen Seehund bellen hören, aber jetzt weiß ich's, so und nicht anders muß ein Seehund bellen." Knödelmann und Haumeier stimmten dem bei — sie hatten auch noch nie einen Seehund bellen hören, und beglückwünschten mich ein über das andere Mal, daß ich das so schön gemacht habe. Nur Biederling hielt mit seinem Urteil zurück.

Digitized by Google

Nach Beendigung des Spiels bat er sich die Partitur aus, um etwas nachzusehen, und machte alsbald, indem er auf eine Stelle hinwies, die Bemerkung, daß die Hörner nicht spielen könnten, was da vorgeschrieben sei, und die Contrabässe auch nicht, — das gehe über den Umfang der Instrumente hinaus und sei nicht möglich. „Was ist nicht möglich?“ fuhr Springhase zornig los, — „nichts ist unmöglich, wenigstens nicht für uns. Wenn die künstlerischen Intentionen des Komponisten der Entwicklung der Instrumente vorauseilen, so muß man auf eine diesen Intentionen entsprechende Vervollkommnung der für die Tonerzeugung notwendigen Mechanismen, also in diesem Falle der Hörner und Contrabässe, bedacht sein. Es wird unserm Freunde dereinst als ein großes Verdienst angerechnet werden, wenn seine Intentionen zu einer weiteren Verbesserung, oder gar zum Neubau von Hörnern und Contrabässen führen. Meinen Sie nicht auch, Haumeier? Mit dem Klavier ist es doch bis jetzt auch immer so gegangen.“ „Selbstverständlich,“ sagte Haumeier, „darüber sind wir längst einig.“

Dann bat mich Biederling, noch einmal die Stelle zu spielen, wo der Chor der Matrosen einzusetzen hatte, als sie der Seehunde ansichtig wurden, und da niemand anders da war, der hätte singen können — Knödelmann hatte einstens, als er noch am Theater war, bei einem Sturz in die Versenkung seine Stimme verloren, welches der Grund war, warum er sich später auf das Lehrfach verlegte — mußte ich selbst mit meiner gräulichen Stimme die Melodie markieren, obgleich sie mir viel zu hoch lag. Biederling lachte laut auf, worauf Springhase wütend ausrief: „Was soll das Lachen, mein Herr? Sie scheinen nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben.“ — „Ich mußte lachen,“ antwortete Biederling, „weil ich mir gerade in Gedanken ausmalte, wie das klingen würde, wenn die Choristen sich in der vorgeschriebenen hohen Stimmlage, die überhaupt nur wenigen erreichbar ist, und in den schwierigen Intervallen abmühen. Und nun gar Worte auf diesen hohen Tönen auszusprechen, ist ganz unmöglich.“

„Also wieder unmöglich“, sagte Springhase ironisch. „Lieber Knödelmann, Sie sind der Messias der Gesangskunst, bitte setzen Sie einmal dem Komponisten der Zwillinge auseinander, was möglich ist, und was nicht.“

Knödelmann räusperte sich, warf noch einen Blick auf die Noten, und meinte dann: „Daß es physisch unmöglich ist, die hohen Töne zu erreichen, will ich nicht gerade sagen, aber allerdings —“

„Also Sie sehen, lieber Herr,“ fiel Springhase lebhaft ein, „es ist nicht unmöglich, und darum allein handelt es sich. Fahren Sie fort, lieber Rheinburg, und spielen Sie Ihre Komposition noch einmal.“

„Erlauben Sie mir für einen Augenblick die Partitur,“ sagte Biederling zu mir, „ich möchte eben noch etwas darin nachsehen. Form, Stimmenführung, Behandlung der Instrumente und Singstimmen, das sind alles Dinge, die unsereiner leichter mit dem Auge übersehen, als während eines einmaligen Vorspielens am Klavier mit dem Ohre erfassen kann, und ich möchte deshalb nur eben einen Blick auf das Ganze werfen, um mich etwas besser zu orientieren.“ Bereitwillig reichte ich ihm die Partitur, aber Springhase hatte auch schon wieder das Wort ergriffen: „Zu meinem Bedauern höre ich da von einem modernen Musiker wieder das Wort „Form“ aussprechen, und möchte Herrn Biederling, bevor er die Partitur durchsieht, darauf aufmerksam machen, daß er im Seehund vermutlich nichts von Form finden wird. Die Form ist für uns ein überwundener Standpunkt. Beethoven war der letzte große Formalist. Von da an ist es mit der Form zu Ende. Wagner bildet einen Uebergang: er bindet sich zwar schon vielfach nicht mehr an die Form, aber wenn ihm gerade eine sogenannte schöne Melodie einfällt, sinkt er immer wieder in die Form zurück. Das ist eine Inkonsequenz, eine Halbheit, und die Zeit ist gekommen, daß aller Halbheit ein Ende gemacht werden muß. Wir sind entschlossen, unerbittlich konsequent die Prinzipien durchzuführen, die sich uns als das Endziel aller bisherigen Entwicklung offenbart haben.“

Während Springhase so sprach, blätterte Biederling die Partitur gemächlich durch. Dann reichte er sie mir verbindlich dankend zurück, sah nach der Uhr, und entschuldigte sich, daß er nicht mehr länger bleiben könne — aber es sei schon spät geworden, und er habe noch auf heute Abend einen hiesigen Freund in sein Hotel bestellt — er bedaure sehr, nur den Anfang eines so interessanten Werkes habe kennen zu lernen, wünsche mir aber baldige Vollendung, und hoffe alsdann in allen Zeitungen ihr Lob zu lesen.

„Dessen sind wir sicher,“ sagte Springhase, „die Zukunft gehört uns“ — da war Biederling mit einem „guten Abend, meine Herren“ auch schon zur Türe hinaus.

„Ein komischer Heiliger,“ meinte Haumeier.

„Ich habe ihm bald angemerkt, daß es ihm bei uns nicht recht geheuer wurde, er ist noch ein verknöcherter Wagnerianer“, sagte Springhase. „Aber so geht es immer; wenn einmal ein großer Mann irgendwo einen guten Anfang gemacht hat, dann bleibt der ganze Verehrertroß dabei stehen, anstatt auf der neuen Grundlage weiter zu bauen. Es muß wohl in der Natur der Dinge liegen, daß nur ein Genie das andere begreifen und gewissermaßen die dem Charakter

Digitized by Google

der Zeit entsprechende Fortsetzung derselben bilden kann. Freuen wir uns, daß uns die große Aufgabe zugefallen ist, zu vollenden, was Wagner angebahnt hat.“ Dann, zu mir gewendet, schloß er: „Bedenken Sie, lieber Rheinburg, in mir und unsern Freunden steht das ganze Zeitalter hinter Ihnen. Ich hatte meine neueste Operndichtung schon halb und halb Biederling zugedacht, aber davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Jetzt sollen Sie sie bekommen, aber nicht eher als bis der Seehund fertig ist.“ Wir bleiben dann zur Feier der Entdeckung meines Talentes noch längere Zeit beisammen, Springhase bot mir das „Du“ an, und vertraute mir im Verlaufe des Abends an, daß er der größte Mann unserer Zeit sei. Fortsetzung später, wenn der Seehund fertig ist.

Dein P. Rheinburg.

(Schluß folgt.)

Aus Berliner Theatern.

Hand und Herz.

I.

Schlimm fing sie an, diese Berliner Theaterwoche, schlimm, mit einem dreisten Dilettanten, der weder Herz noch Hand hat. Mit Herrn Rideamus, dem berufenen Witzbold für Berlin W. Der Mann hat den vollkommenen überlegenen Zynismus, bei dem sich der Philister am wohlsten fühlt; er ist der geborene Poet für „Herrenabende“. Der ganze Kurfürstendamm versteht sich gleich mit ihm. (Ein Heinescher Vers erklärt warum.) Während diesem Poeten innerhalb seiner, verzeihen Sie das harte Wort, lyrischen Produktion, ein schnoddriger Berliner Klappreim als kongenialer Ausdruck seiner inneren Leidensunfähigkeit gegeben ist, irrt er auf der Bühne völlig hilflos umher, und hat zwei linke Hände, sobald er die kleinste Kleinigkeit anfassen will. Seine angeblichen Lebemänner, die sich in der rüdesten Weise ein Dämchen hin und her reichen, müssen die trockensten und fadesten Feuilletonartikel reden. Und es entsteht ein Gemisch von Gemütsroheit, szenischer Ungeschicklichkeit, versagendem Witz und unechtester Eleganz, das seinesgleichen sucht, und das sich etwa mit dem Worte: Anatol in der Ackerstraße charakterisieren ließe.

Mit diesem „Miezi-Muzzi“ betitelten Werk begann der Abend im „Theater in der Königgrätzerstraße“, und Georg Herrmann hätte es eigentlich leicht gehabt, auf diesem denkbar dunklen Grunde sein Licht leuchten zu lassen. Der beliebte und keineswegs ohne Grund geschätzte Autor von „Jettchen Gebert“ und „Kubinke“ ließ nämlich auf jenen verzweiflungsvollen Einakter ein zweiaktiges Stückchen folgen, betitelt „Der Wüstling oder die Reise nach Breslau“. Das Stück mit dem neckischen Titel liegt offenbar schon ein bißchen zu lange auf Lager. Der Hauptwitz, der sich gegen ein phrasenreiches Aesthetenlümpchen aus Berliner Caféhauskreisen richtet, hat in seinen aktuell gehaltenen Details nämlich schon Staub angesetzt: Der Zarathustra, Richard Dehmel und Georg Simmel sind schon gar nicht mehr in dem peinlichen Sinne „modern“, der hier vorausgesetzt wird. Solche Späße muß man aber ganz frisch von der Pfanne genießen, sonst schmecken sie nicht mehr. Dazu kommt, daß auch Georg Herrmann auf dem Theater keine glückliche Hand hat; er hat kein Tempo, er setzt sich mit jedem seiner Scherze zu breit gemütlich nieder. Der Caféhausknabe, Zarathustra auf den Lippen und das Allerschlichteste im Busen, verführt die ähnlich veranlagte Tochter der großartigen Frauenrechtlerin, Frau Bauer; und als die Sache etwas heikel wird, zieht er es vor, ihr etwas ramponiertes Mädchentum vertrauensvoll in die Hände des biederen Kegelbruders und Bankbeamten Schwedtke niederzulegen. Mit wieviel Späßen Herrmann aber auch diese schlichte Handlung durchflicht, es reicht für zwei so breite Akte nicht aus, und wir fangen schließlich an, uns in dem muffigen „Möblierten Stuben-Milieu“ ungemütlich zu fühlen. Immerhin, das bißchen leichte Kulturjahre Herrmanns macht nicht nur gegen des Rideamus erbärmliches Behagen einen beinahe geistigen Eindruck; es gibt auch Momente von wirklicher Menschlichkeit; insbesondere die beschränkte Bravheit des Herrn Schwedtke, der statt der erlogenen Hochgefühle der anderen ein wenigstens echtes Philisterempfinden hat, ist mit einer löblichen Sympathie, mit einer unverkennbaren lebendigen Anteilnahme gezeichnet. Es fehlt Georg Herrmann einstweilen an dem sicheren Geschmack, der zwischen Komödie und Karikatur unterscheidet, und es fehlt ihm wohl überhaupt an der kräftigen Hand, die Situationen zu theaterfähigen Konflikten verdichtet, aber es fehlt ihm nicht an Menschlichkeit, nicht an Sinn für Seelen, nicht an Herz.

II.

Carl Sternheim, dessen Komödie „Die Kassette“ tags darauf im Deutschen Theater gespielt wurde, hat durchaus kein Herz. Er sieht seine Menschen mit bösem Blick an, und er bewegt sie wie fühllose Marionetten am Draht seines gespannten Willens. Aber wie bewegt er sie auch! Carl Sternheim hat die Hand – die festeste, sicherste Theaterhand vielleicht, die seit dem Wedekinds „Erdgeist“ in das Getriebe einer deutschen Bühne gegriffen hat.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne!

Die rasenden Verse solchen dämonischen Nachtritts fallen einem beim Tempo dieser Komödie ein, die in Wahrheit ein furchtbarer Höllenspuk ist. Es fängt denkbar harmlos an, wie ein frischer, leicht modernisierter

Digitized by Google

Kotzebue, ein gemütlich kleinbürgerliches Lustspiel: Eine Geschichte vom Oberlehrer Krull, dem schwächlich phantastischen Schöngeist, um dessen aimable Person das verlockende junge Frauchen und die giftige alte Erbtante mit der großen Kassette ringen. Kein Mensch zweifelt an einem guten, konventionellen Lustspielausgang. Aber plötzlich nimmt das Spiel eine Wendung, die nicht im mindesten mehr harmlos ist: die Kassette siegt, sie wird ein Dämon, sie reißt den armseligen Schöngeist vom Oberlehrer aus den Armen seiner Frau, sie reißt ihn an den Rand des Wahnsinns, in dem er versinken wird, von Dividenden und Coupons, Staatspapieren und Zinsgarantie, Spekulationen und Forstwirtschaft elend phantasierend. Ein posenreicher Photographenjüngling lebt noch im Stück, Barriton und Don Juan, der Krulls Tochter erster Ehe geehelicht hat, in der Hauptsache aber Krulls Frau zweiter Ehe, die durch die Kassette Entrechtete, trösten soll. Und auch dieser beherzte Photographenjüngling verfällt dem Dämon. Als der Schwiegervater ihm die Kassette öffnet, ihm von weitem das gelobte Land des arbeitslosen Zinseinkommens zeigt, da ist es auch um seine Seele, um seinen Leib geschehen. Er lallt etwas von Aufforstung, Amelioriſation, Amortisierung, Welthandel, und eilt blind und taub an der wartenden Geliebten vorüber. Und dabei wissen wir, daß die Inhaberin dieser Kassette längst ihr ganzes Vermögen testamentarisch der Kirche vermacht hat. Weder Krull noch sein Schwiegersohn werden je einen Pfennig von dem Geld haben, um das sie sich dem Teufel verschrieben.

Wie ein Nachtspuk ist das Stück, keiner dieser Menschen hat eine Seele, etwas wie Stolz, Haltung, Treue, Persönlichkeit, Schaffenslust. Diese Welt ist ein Schlachtfeld von Sinngier und Geldgier. Die Geldgier aber, die das gemeinere, naturlosere Prinzip vertritt, das sinnlose Prinzip des Zweck gewordenen Mittels, die Geldgier siegt, weil sie die gemeine Phantasie dieser armseligen Epikuräer maßloser anstacheln kann, als jede Wirklichkeit. — Zynismus ist im Grunde auch der Geist dieser Komödie, aber die grimmige, wilde Leidenschaft, die hier den Geist beflügelt, unterscheidet diese dumpfe Welt von dem schmutzigen Behagen eines Rideamus ungefähr so, wie sich Shakespeares Falstaff von dem versoffenen Hilfsbriefträger Müller 13 unterscheidet. Und diese Leidenschaft, dies künstlerische Temperament ist es auch, das der Hand Sternheims die Sicherheit, die Kraft und Geschwindigkeit gibt. Mit lachender Sicherheit wirft dieser Techniker alle naturalistischen Ambitionen zum Fenster hinaus. Seite Leute kommen und gehen, wann er will, halten die längsten Monologe, überspringen die selbstverständlichsten Bindeglieder eines natürlichen Gesprächs, geben nur das Wesentliche und Vorwärtstreibende — abrupt, zielsicher und heftig — wie Wedekind in seiner besten Zeit. Einfall folgt auf Einfall, Fratze auf Fratze, Gelächter auf Entsetzen, Entsetzen auf Gelächter. Und wenn kein so genialer Schauspieler wie Bassermann als Krull auf der Bühne stände, ein schaukelnder, deklamierender, flötender Schwächling, sichtbar und doch unheimlich hinüberschwärmend in besinnungslose wilde Besitzgier, ein Harpagon in der Einbildung, ein Scharlatan und ein Dämon — wenn nicht eine so ganz ungewöhnlich geniale schauspielerische Leistung im Mittelpunkt stände, dies Stück in der rapiden Jagd seiner Einfälle und Wendungen, in der stahlharten Sicherheit seiner Richtung müßte immer eine Wirkung tun. Dieser Autor hat gewiß kein Herz, das uns zur Liebe verführen könnte, aber es ist endlich einer, der die Hand hat, die Hand, die das Theater meistert.

III.

In Ernst Hardts „Gudrun“ (Uraufführung am Lessing-Theater zu Berlin) ist vom Herzen genug die Rede. Von der Seele, von Stolz, Haltung, Treue, Persönlichkeit, Tatenlust handelt jedes zweite Wort. Aber mit dem Reden ist es ja nicht getan. Sonst wäre am Ende das das bedeutendste Stück, in dem Napoleon und Goethe zugleich auftreten. Es handelt sich in der Kunst nie um inhaltliche, sondern um Formenwerte. Sternheims Komödien-Hölle ist mit einer so leidenschaftlichen Wucht geformt, daß es uns in die Tiefen des Lebens hinabreißt — was für eine Kraft, was für eine Innerlichkeit tut sich in der Art kund, wie Hardts Tragödien-Himmel geformt ist?

Die wunderschöne alte Sage von Gudrun, der geraubten Königstochter, die für ihre Liebe duldet, ist geschickt auf fünf Szenenbilder verteilt und dialogisch umgeschrieben. Der treue Stolz der Heldin wird dadurch ins Tragische gesteigert, daß sie eigentlich ihren Entführer liebt, und ihn nur um ihrer gekränkten Würde willen so standhaft verschmäht. Daß der edle Räuber Hardmuth an Gudruns trügerische Einwilligung (zuletzt, als schon die Befreier lauern) als einziger nicht glaubt, und Gudrun durch diesen Beweis wahrer Hochachtung vollends zu ihm geführt wird, das ist ein schöner Zug. Und daß sie dann lieber sterben als den im Grunde unwillkommenen Befreiern folgen will, ist eine klare Konsequenz. — Aber wo schlägt, von dieser einen flüchtigen Wendung abgesehen, in diesem Stück ein Herz, das unseres mitschlagen ließe? Wir wissen, wieviel uns Hekuba sein kann, wir wissen, daß die Krone des Königs, der Mantel grauer Vorzeit ein szenisches Zeichen von mächtig verstärkender Bildkraft wird, wenn ein lebendiger Mensch, ein Bruder unseres ewigen Schicksals Gewand und Krone trägt — Lear oder Macbeth, Penthesilea oder Marianne. Aber was ist uns diese Gudrun, was sind uns Gerlind, Hartmuth und Herweg, daß wir um sie sollen weinen? Kein Wort, kein Zug bringt sie uns so nah, daß uns ihr Lieben und Leiden mit individueller neuer Kraft anrührt, daß sie mehr werden als Typen von „edler Magdschaft“ und „trotzendem Heldentum“ — mehr als Konventionelles, Gleichgültiges. — In den Worten, die Hardts Figuren sprechen, lebt nicht ein neuer Mensch, der seine Welt erlebt hat und diese Gestalten braucht, um uns sein Gesicht nacherleben zu lassen — es ist die gebildete

Digitized by Google

Sprachsammlung eines Literaten, der mit der Anteilnahme guten Publikums Kunstwerke erlebt hat, und nun seine Reminiszenzen selbst mit lauem Nachgefühl zu einem Kunstwerk, zu einem Theaterstück arrangieren möchte. In dieser spröde zusammengesetzten Sprache, der die Bilder gewählter Zierrat, nie Lebensmittel, nie Notwendigkeit sind, in diesen Szenen, deren bunte Bewegtheit doch nie zu einer einprägsamen, symbolisch großen Situation führt — in all dem ist nichts, was uns diese Menschen als Ausdruck einer neuen Welterfahrung erleben ließe.

Es ist ein Kostümstück, es ist ein theatralisch literarisches Arrangement, wie es vor 25 Jahren die Geibel, Kruse, Dahn, Wilbrandt zu geben pflegten. — Damals, ehe die Erneuerung kam, der Wille die Kunst wieder zum Ausdruck natürlicher Notwendigkeiten zu erheben. Die Geibel, Kruse und Wilbrandt arbeiteten nach Shakespeare und Kleist; Hardt hat auch noch Hebbel und Hofmannsthal gelesen, und seine mühsam gesteigerte Theatersprache ist von der Grundstimmung jenes Wiener Lyrikers etwas durchfärbt. Er sagt statt des Superlativs das allgemeine „groß"; er sagt für „sehr" das kindliche „so"; er läßt die Personalpronomina fort, und erhält einen geziert primitiven Ton. Aber das macht keinen wesentlichen Unterschied, es ist nur eine geistige Kleiderfrage.

Wichtiger und nicht erfreulich ist ein anderer Umstand, durch den sich Hardt von dem alten ehrlichen Geibel und Wilbrandt unterscheidet. Dies trockene Kostümstück hatte, wie der Tantris, seinen großen Erfolg wiederum durch einen dritten Akt, der einen Wagner-Effekt voll aufdringlicher Sexualität an den Schluß stellt. Nicht einmal die Reinheit, Schönheit und Kraft von Lina Lossen (die im Mittelpunkte der meist recht guten Aufführung stand), vermochte für mein Gefühl das Peinliche von dieser aus Sentimentalität, Brutalität und Theaterklugheit gemischten Szene zu nehmen. Gudrun, die mit der Fackel des Geliebten ins Bett ihrer Magd leuchten muß, und dabei nicht elementar empfundene Seelenschreie, sondern lyrisch pathetische Dutzendware spricht — das ist nicht die Geburt einer dichterischen Notwendigkeit. Das ist ganz etwas anderes.

Ueber Herrn Sternheims „Kassette" haben die Berliner Kritiker gejammert, sie fanden das roh und gewöhnlich. Aber ist es nicht vielleicht doch seelenvoller, mit einer Leidenschaft beflügelten starken Hand die Gemeinheit der Welt hinzumalen, als die erhabensten Dinge der Welt mit sehr unsicheren, sentimentalischen und doch berechnenden Strichen konventionell zu verbilden. Nicht was er zu wollen vorgibt, macht den Künstler, sondern was aus seinem Gekonnten spricht, als der Wille Gottes mit ihm! Nur wo es seine Hand lenkt, da wird uns das Herz des Künstlers etwas bedeuten.

Julius Bab.

Neue Bücher.

Else Rema: Frauen untereinander, Berlin, Hans Bondy.

Wenig angenehm berührt es, wenn eine Frau ihre Feder dazu benutzt, ihre Mitschwestern vor der Oeffentlichkeit herabzuziehen und mit Schmutz zu bewerfen. — Kann ein Kampf aus ethischen Gründen gegen bedrohlich hervortretende Fehler und Schwächen berechtigt erscheinen, so doch kein einseitiger Angriff, wie ihn Else Rema in ihrem Roman: „Frauen untereinander" gegen alle heutigen Frauenbestrebungen richtet. — Sie sieht nur die Schattenseiten, und läßt den Leser keinen einzigen Lichtpunkt sehen. — Die Gründung eines Frauenklubs wird geschildert, den man, da er unter englischer Protektion ins Leben tritt, und nachher, weil das versprochene englische Geld ausbleibt, zusammenkracht, leicht erkennen kann. — Schon die deutsche Gründerin, die Gattin eines Bankiers, verfolgt nur den Zweck, in dem glänzend ausgestatteten Klub einige Räume für sich zu reservieren, um dort mit ihrem Geliebten, einem berühmten Chirurgen, heimlicher Liebe zu pflegen. — Und wie diese Gründerin sind alle anderen, die sich daran beteiligen, Künstlerinnen, Aerztinnen, Philosophinnen, Schriftstellerinnen, Studentinnen, alle nur eigensüchtige Zwecke verfolgend. — Im Grunde streben alle nach dem Manne, nur die Häßlichen, Unbegehrten widmen sich dem Studium, oder ernsten Berufen, sind aber von Haß und Neid erfüllt gegen ihre hübscheren und begehrteren Mitschwestern, suchen ihnen zu schaden, wo sie können. — „So sind die Frauen untereinander," wiederholt die Verfasserin mehrmals pathetisch. — Daß die Männer, die in diesem Roman vorkommen, alles Lebemänner schlimmster Sorte sind, ist selbstverständlich — ein ehrlicher anständiger Mann verirrt sich auch schwerlich in solche Frauengesellschaft. — Die Heldin, eine hübsche, junge, poetisch begabte Studentin, wirft sich denn auch gleich einem solchen verführerischen Don Juan in die Arme. — Als seine Geliebte lernt sie das Leben kennen, und wird dadurch so gereift, daß sie schließlich noch ihren Verleger, natürlich auch einen Lebemann, mit ihrer Hand beglückt, der keineswegs an ihrem früheren Verhältnis Anstoß nimmt, sondern sich dessen noch freut.

Fügen wir noch hinzu, daß das Buch in einem lottrigen, schlechten Stil geschrieben ist, so scheint es charakterisiert genug. — Sehr verwunderlich mutet es dabei an, daß der Verleger: Hans Bondy, dem Buch ein Reklameschreiben beigegeben hat, mit einer Kritik aus dem „Tag", in der es heißt:

„Was sie (die Verfasserin) schrieb, ist die Wahrheit, die Wahrheit, wie sie und ich und zahllose andere sie gesehen, — fast alle Personen ihres Romans leben, sie sind so, wie sie gezeichnet sind, sie handelten und handeln zum Teil heute noch, wie ihr Roman es schildert."

Ist es wirklich Wahrheit? — Ich bezweifle es, und hoffe, daß es sehr viele mit mir bezweifeln werden.

C. B.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Kommissions-Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G. Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800 000 Versicherungen
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909 Herr **Dr. med. Haedicke,** Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von: Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

160 Millionen Mark

beträgt der Wert der Objekte, für die seit dem 1. April bis zum 10. September d. J. ein Antrag auf Mietversicherung gegen Mietverlust infolge Leerstehens unvermieteter Wohnungen bei uns eingereicht worden ist.

Allgemeiner Deutscher Mietversicherungsverein A.-G. zu Berlin.
Geschäftsstelle: Bülowstrasse 1, am Nollendorfplatz.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 50. Berlin, den 9. Dezember 1911. 40. Jahrgang Band 80.

A l'anglaise.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Wer da der Meinung ist, daß fortschreitende Zivilisation kriegshindernd wirkt, muß allmählich einsehen, daß das ein Irrtum ist. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Noch nie ward von den Wortführern der Menschheit so viel über die Segnungen des Friedens geredet. Man hat dem Frieden Beratungen gewidmet, als gelte es eine neue Welt zu entdecken. Man dient dem Frieden in allen Kulturländern, auch in England, mit eignen Zeitschriften. Riesenvereine haben sich gebildet, die diesseits und jenseits des Kanals nur der Friedensidee leben. Die großen zivilisierten Staaten haben dem Frieden gemeinsam wie einer neu entdeckten Religionsidee im Haager Friedenspalast so etwas wie einen Altar errichtet. Alles umsonst. Noch nie ist der Krieg auf dem ganzen Erdenrund eine so unentbehrliche, man möchte fast sagen beliebte Sache gewesen.

Alle Kriege, die wir in den letzten dreißig Jahren erlebt, sind nicht Notkriege, sondern Raubkriege gewesen. Unser kulturelles Gewissen sträubt sich dagegen. Aber es ist so. Alle modernen Kriege sind — England in der Welt voran — mehr oder minder das Resultat kaufmännischer Rechenexempel. Die Kriege sind nicht seltner, sondern nur nüchterner und überlegter geworden. Der Krieg als Terraingeschäft. Es ist ja schon immer so gewesen. Und es ist horrende, wie langsam sich die Menschheit trotz allen Kulturgeschreis entwickelt. Was die Gründe zu den (natürlich stets unvermeidlichen) Kriegen angeht, sind wir kaum einen Schritt weiter gekommen, höchstens ein wenig zurück. Früher gab es auch Kriege aus Idealismus. Die Menschen zogen für die Verteidigung ihrer Religion ins Feld. Oder sie griffen zum Schwert, um die verlorene Selbständigkeit zurückzuerobern. Aber heute sind wir zivilisierter geworden. Wir kennen nur noch den Krieg à l'anglaise. Wir kennen nur noch den Raubkrieg.

Wozu diese Ueberlegung? Nun, es ist gut, klar zu sehen: Es gibt Völker, die sind ihrem Charakter nach etwas idealer veranlagt als die andern. Dazu zähle ich (daher unsere mangelhafte diplomatische Begabung) die Deutschen. Es gibt Völker, die einen ausgesprochenen merkantilen Sinn haben. Das sind (daher ihre vorzüglichen Diplomaten) die Engländer. Nachdem glücklicherweise die Religionskriege und die andern Kriege aus bloßem Idealismus abgeschafft sind, ist der Menschheit nur noch der Krieg à l'anglaise, das heißt der Krieg aus Geschäftssinn geblieben. Und so wahr die Engländer die besten, aber auch skrupellosesten Kaufleute der Welt sind, so sicher sind sie die dauerndste und größte Gefahr für den Weltfrieden.

In Deutschland fände eine Kriegsidee auf bloß geschäftlicher Grundlage keine Begeisterung. In England brauchte sich eine Regierung, die eines Tages wie jetzt die Italiener der Terrainkoller packte, nicht zu genieren. „Alle Kaufleute an Bord! Es geht gegen die Konkurrenz..." Es gibt ein großes Kulturvolk auf der Welt, dem heute noch dies als Kriegsruf genügt: Es heißt England.

„Alle Kaufleute an Bord! Es geht gegen die Konkurrenz..." Alle Friedenskonferenzen, alle Journalisten- und Arbeiterfahrten von hüben und drüben haben es nicht vermocht, den Engländern das Kultur- und Menschenfeindliche dieser ihrer latenten rein merkantilen Kriegssehnsucht zu enthüllen. Sie sehnen sich nicht selbst nach dem Krieg. Dazu sind sie zu gute Kaufleute. Aber sie sehnen sich danach, daß die Konkurrenten durch Kriege unter sich möglichst geschwächt werden. Daher ihre jetzt durch die Rede Sir Edward Grey's offenbarte Intrigantenrolle im Marokkohandel. Daher die geringe Aussicht auf eine Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und England. Die wahren Friedensfreunde sind wir Deutschen, nicht die Engländer. England und Deutschland sind die beiden größten Konkurrenzländer der Welt? Sie sind es. Da sich aber nur der Engländer, nie der Deutsche für einen Geschäftskrieg begeistern könnte, so ist der europäische Frieden nicht in Berlin, sondern an der Themse gefährdet.

Digitized by Google

Freizügigkeit.

Von

Otto Corbach.

Freizügigkeit ist im Grunde nichts als eine bestimmte Art Freihandel, Freihandel mit Menschenkräften. In der Sklavenwirtschaft gab es den Sklaven als Ware, den Sklavenhändler als ihren Verkäufer, und den Sklavenmarkt als den Ort, wo sie an den Mann gebracht wurde. Zur Freiheit des Sklavenhandels gehörte die Freizügigkeit des Sklavenhändlers. In der modernen kapitalistischen Wirtschaft gibt es die Arbeitskraft als Ware, den Arbeiter als ihren Verkäufer und den Arbeitsmarkt als den Ort, wo die Ware an den Mann gebracht wird, sei es im wörtlichen oder, wie beim Vermittelungsdienst des Zeitungsinserats, im übertragenen Sinne. Oft ist oder war freilich der moderne Lohnarbeiter nur ein vermummter Sklave, der Arbeitsvermittler ein vermummter Sklavenhändler, und der Arbeitgeber ein vermummter Sklavenbesitzer. Zur Freiheit des Kaufs und Verkaufs der Arbeitskräfte gehört natürlich heute die Freizügigkeit ihrer Träger, wie in der Sklavenwirtschaft die Freizügigkeit des Sklavenhändlers zur Freiheit des Sklavenhandels gehörte.

Man könnte Lists System der nationalen Oekonomie leicht vom Gebiet des Handels mit Arbeitserzeugnissen auf das Gebiet des Handels mit Arbeitskräften übertragen; es würde dabei dasselbe herauskommen, was die modernen Fürsprecher von Einwanderungsbeschränkungen heischen. Wie List Aufhebung aller Zollschranken im Inlande, dagegen Zollschutz gegen die Einfuhr aus dem Auslande forderte, so fordern die Freunde eines nationalen Arbeiterschutzsystems volle Freizügigkeit im Inlande, dagegen Beschränkung der Freiheit des Imports von Lohndrückern aus dem Auslande. Großgrundbesitzer und Großindustrielle oder Großbankiers erstreben gerade umgekehrt Beschränkung der Freizügigkeit im Inlande, aber freie Arbeiterzufuhr aus dem Auslande. In Westeuropa, den englischen Kolonien und Nordamerika gewinnen offensichtlich die nationalen Arbeitspolitiker mehr und mehr die Oberhand, und wenn auch in Deutschland die sozialdemokratischen Arbeiterführer in ihrer großen Mehrheit noch unentwegt dem Prinzip der „internationalen Solidarität des Proletariats" zu Ehren auf unbedingte Freizügigkeit schwören, so hat doch Max Schippel in den Sozialistischen Monatsheften öfter an zahlreichen Beispielen gezeigt, daß die Praxis der Arbeiterbewegung dieselben Wege geht, die jene bürgerlichen Politiker einschlagen, die für das Wörtchen „national" schwärmen. Auf internationalen Arbeiterkongressen standen bisher auch immer die Vertreter von Auswanderungsländern schroff den Vertretern von Einwanderungsländern gegenüber. Amerikanische wie australische Sozialisten legten sich regelmäßig für gesetzliche Maßnahmen gegen den „Import von Lohndrückern" ins Zeug, und wenn die Entwicklung Deutschlands von einem Auswanderungslande zu einem Einwanderungslande noch lange in dem Tempo der letzten Jahre fortschreitet, dann werden es sich die deutschen Arbeiter nicht mehr lange gefallen lassen, daß ihre Führer bei solchen Gelegenheiten mit den Vertretern ihrer süd- und osteuropäischen Konkurrenten an einem Strange ziehen, die massenhaft in ihre Arbeitsgebiete einbrechen, dort die Löhne drücken und hungern und darben, um alles, was sie von ihrem Lohne erübrigen können, in ihre Heimat zu schicken, oder später mitzunehmen.

Die Sklaverei wie die Hörigenwirtschaft endeten mit der Ausbeutung des Arbeitgebers durch den Arbeitnehmer, während sie umgekehrt mit der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeitnehmer begannen. Sollte die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft ebenso verlaufen? In Australien gibt es schon fast ein Lohnmonopol. Es ist längst das gelobte Land der Staatssozialisten. Alles wird staatlich betrieben. Die Einwanderung ist stark beschränkt, und auf die Einfuhr von Erzeugnissen fremder Trust- und Schwitzindustrien ruhen hohe Zölle. Die Rechtsverhältnisse für das Grundeigentum sind stark von den Singletaxers beeinflußt. Seit einem Jahr verfügt die Arbeiterpartei in beiden Häusern des Commonwealth über die Mehrheit. Und die Folgen? Australien leidet an Arbeiter- und Kapitalmangel. Die Einwanderung ist ganz gering, die Geburtsrate der australischen Bevölkerung ungemein niedrig. Englische Finanzleute ziehen ihr Geld vom australischen Markt zurück, um es außerhalb des britischen Weltreiches unterzubringen, wo es Konkurrenten der englischen Kolonien, wie Argentinien, zugute kommt. Viktoria zählt fünf Einwohner auf eine Quadratkilometer und entvölkert sich. Unendliche Strecken, die ungeheure Reichtümer produzieren können, bleiben unkultiviert und verlassen, weil die arbeitenden Arme fehlen. In Argentinien dagegen, dem sozialpolitisch rückständigsten Land des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, stürmt die wirtschaftliche Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts.

Lohnmonopole wie Profitmonopole führen zu wirtschaftlicher Stagnation. Auf die Dauer läßt sich die Absonderung nicht aufrechterhalten. Wer weiß, ob nicht gerade das sozialistische Ideal der internationalen Solidarität der Arbeiter all-

Digitized by Google

Länder in Zukunft berufen sein wird, als Lockmittel zu dienen, um die sich leerenden Arbeitsmärkte der europäisch-amerikanischen Kulturwelt aufs neue zu füllen und zu überfüllen. Zur bittersten Enttäuschung unserer zivilisierten Proletarier, denen immer noch eingeredet wird, daß sie nichts zu verlieren hätten als ihre Ketten. Die Durchsetzung ungehinderter Freizügigkeit zwischen den Ländern Osteuropas und Asiens, wo bald ungeheure Massen kulturloser Handarbeiter aus ihrer bisherigen Gebundenheit in Geschlechtsverbänden oder Hörigkeitsverhältnissen befreit werden dürften, und der europäisch-amerikanischen Zone höchster moderner materieller Kultur kann nur zu einem neuen Raubbau an Menschenkräften führen, der wilder und ungezügelter sein wird, wie irgendeiner der Vergangenheit. Selbst die Einrichtung sozialistischer Zukunftsstaaten könnte daran nichts ändern.

Der Baustil der Zukunft.

Von

Baumeister Ludwig Feuth (Berlin).

Man kann im allgemeinen von einer enormen Kontinuität der Baustile innerhalb ihrer Kulturkreise sprechen. Sie bleiben in der Regel wenigstens rudimentär bestehen, solange noch eine Spur der betreffenden Kultur vorhanden ist. Viele Jahrtausende hindurch wurde der ägyptische Stil im Pharaonenlande angewendet, und er ist im Grunde genommen erst durch die arabische Eroberung völlig beseitigt worden. Noch heute lebt der Stil Alt-Chinas im Reiche der Mitte und in den von der chinesischen Kultur befruchteten Gebieten Japans und Indochinas. Die politische Vernichtung der Griechenstaaten führte infolge der Uebernahme der griechischen Kultur durch die römischen Eroberer zu einem Siegeszug des griechischen Stils durch Orient und Occident. Zahllose Dynastien, viele Nationen und große Reiche in den Landen des arabischen Kulturkreises sind in den Staub gesunken, Herrlichkeit und Macht und Wissenschaft sind verschwunden, und dennoch leben noch die Formen des maurischen Stils ohne allzu erhebliche Variationen. Der Stil ist eben ein Ausdruck und eine Form der Kultur, wie etwa die Sitten der Tafel, die grundlegenden Empfindungen der Moral, die besonderen Vorstellungen von Frauenehre, vom Eigentum usw. Er hat nichts Nationales an sich und überlebt die Völker, wenn nur sein Kulturkreis irgendwie fortexistiert. Racen kann man vertilgen, den Stil nur schwer. Denn die Kultur ist innerhalb gewisser Grenzen international. Den Stil Aegyptens hat man nur deswegen völlig umbringen können, weil die natürlichen Verhältnisse den ägyptischen Kulturkreis auf Aegypten selbst beschränkten. Und der Stil der Antike fand in Italien nach dem Sturz der Fremdherrschaft seine Wiedergeburt.

Wir sehen andererseits die sehr merkwürdige und dem Ueblichen durchaus widersprechende Erscheinung des plötzlichen Ersatzes des romanischen Stils durch die Gotik. Man hat damals scheinbar innerhalb kürzester Frist und fast ohne Uebergang den einen Stil völlig gegen den andern ausgetauscht, wie man ein Hemd wechselt. Ein äußerer Anlaß zu solchem Wechsel war allerdings gegeben in der totalen Aenderung der Lebensweise. Der Kampf aller gegen alle, ein atavistischer Rückfall in barbarische Zustände, war durch das allmähliche Erstarken staatlicher Ordnungen einigermaßen beseitigt worden; die öffentliche Sicherheit war wieder relativ gefestigt. Vergleicht man die romanischen Wohntürme Südfrankreichs mit ihren nur mittels einer einziehbaren Leiter zu erreichenden Türchen in der Höhe des ersten Geschosses und ihren winzigen, schießschartenartigen Fensterchen mit den schönen, offenen Patrizierhäusern Flanderns und der Normandie, so kann man einen Begriff von der Bedeutung jener Wandlung gewinnen. In der romanischen Architektur ist die Mauer alles und die Oeffnung verhältnismäßig bedeutungslos. Als dann die Zeit der Sicherheit wiederkehrte, konnte man auf die Mauer als schützenden Wall verzichten; man öffnete sie durch breite und hohe Fenster, um Licht und Luft zu bekommen, und überwies das Tragen der Konstruktion den durch äußerliche Verstärkungen, die sogenannten Strebepfeiler, dazu aptierten Zwischenpfeilern. Das ist das Wesen der Gotik; eine folgenreiche Wandlung innerhalb eines Stiles, kein vollständiger Ersatz eines solchen durch einen andern, so sehr auch späterhin die Formen der Details differiert haben, die noch im gotischen Dom zu Limburg an der Lahn mit denjenigen der romanischen, maurischen Zentralkirchen in Köln identisch sind.

Bezeichnend ist, daß in Italien, wo innerhalb der Städte der Kampf aller gegen alle vorläufig noch fortdauerte, und eine verhältnismäßige Konsolidierung der staatlichen Verhältnisse erst erheblich später eintrat, der Ersatz der romanischen Form des mittelalterlich-occidentalen Stils durch die gotische Form desselben überhaupt nicht eingetreten ist, abgesehen von zwei von Fremdländern aus besonderem Anlaß geschaffenen Werken, dem Dom zu Mailand und der Klosterkirche St. Francesko zu Assisi. Uebrigens ließen auch die klimatischen Verhältnisse Italiens eine Beibehaltung der romanischen Methode als zweckmäßig erscheinen. Die dann in Italien einge-

Digitized by Google

bürgerte Ueberkleidung der geschlossenen romanischen Bauten mit gotischer Ornamentik stellt noch keine Gotik dar. Die romanische Architektur wird in Italien unmittelbar durch die Erneuerung der Antike abgelöst, deren Geist übrigens niemals völlig erloschen war.

Auch die Plötzlichkeit des Ersatzes der romanischen Architektur der transalpinen Länder durch die Gotik hat nur scheinbar etwas Verblüffendes. Im Kernland der mittelalterlichen Kultur des Occidentes, in Frankreich, hatte diese Entwicklung ihre Stätte, und sie ging hier durchaus allmählich vor sich. Als dann diese neue Form bereits eine erhebliche Höhe der Ausbildung erreicht hatte, wurde sie von den übrigen Ländern des betreffenden Kulturkreises gewissermaßen wie eine neue Mode und als willkommene Erfüllung der menschlichen Sehnsucht nach dem Licht schnell und allgemein akzeptiert.

Wir sind die Erben aller vergangenen Kulturen, deren Schätze uns die Wissenschaft unserer Tage erschließt. Und wir mißbrauchen den Stil aller Kulturkreise; wir können an einem Kurfürstendammhause altmexikanische Formen bewundern. Wir sind stillos, denn wir haben trotz Albrich und Bruno Paul, trotz Muthesius und Peter Behrens noch keine dauernde Ausdrucksform unseres Eigenlebens gefunden; auch in Messels herrlichem Museumsentwurf lebt der unsterbliche Geist der Antike. Wir haben überhaupt kaum eine eigene Kultur; die Intellektuellen zehren in der Hauptsache von der Vergangenheit, von den Relikten der versunkenen Kulturwelten des Rokoko und der Renaissance, von der Kultur Ostasiens und anderem, und die große Masse des Volkes ist überhaupt seit dem dreißigjährigen Kriege in vieler Hinsicht unkultiviert. Aus diesem Grunde haben wir keinen Stil, und deshalb ist alles mit Freuden zu begrüßen, was dazu beiträgt, die Verheerungen jener Unglücksepoche endlich auszugleichen und die große Masse der Nation zum Menschheitsbewußtsein und zum Schönheitsempfinden zurückzuerziehen. Im anderen Falle werden uns auch die großen Ereignisse unserer Tage nicht zu einem eigenen Stil als Ausdruck der Kultur verhelfen.

Wir stehen am Beginn einer neuen Aera der Menschheit. Der Mensch hat das Fliegen erlernt. Völlig neue Formen des Lebens werden sich herausbilden: Dinge, die uns heute noch unbekannt sind, werden in wenigen Jahren Ereignisse unseres täglichen Lebens sein. Unsere Art des Wohnens wird sich ändern. Wir werden Fuß fassen in schön belegenen Gartenstädten, und von dort leicht und schnell die Stätte unseres beruflichen Wirkens erreichen. Die Häuser selbst werden auf die Aufnahme der Flieger zugeschnitten werden. Man wird vielleicht neben den Häusern besondere Eingangsgebäude haben, mit Plattformen, Eingängen usw. für jedes Stockwerk. Der Begriff der Höhe wird sich wandeln. Es ist heute schwer zu sagen, wie die Stadt der fliegenden Menschen sich darstellen wird.

Bei den amerikanischen Wolkenkratzern finden wir die Eisenkonstruktion verkleidet in den Formen aller Stile der Vergangenheit, und in Liverpool sah ich neulich ein solches Riesenbauwerk aus Eisen und Zementbeton, an welches eine aus dünnen Sandsteinplatten bestehende teure und geschmacklose Renaissance-Fagade angeschraubt wurde. An und für sich ist also eine Fortsetzung des bisherigen Mißbrauchs durch die weitgehendsten Wandlungen des Bedürfnisses und der Technik keineswegs ausgeschlossen. Aber der fliegende Mensch bedeutet eine Revolution des Erdenlebens. Und von einer solchen können wir eine fortschrittliche Entwicklung der Kultur erwarten. Und diese wird uns den Stil der Zukunft bringen.

Ein gutes Urteil.

Von

Alfred Wolfenstein, Charlottenburg.

Das Kammergericht hat kürzlich ein Urteil gefällt, das endlich wieder eine Brücke zwischen Rechtsprechung und Kunst schlägt. In letzter Zeit hatten verschiedene Strafprozesse bei den deutschen Schriftstellern und Künstlern eine heftige Beunruhigung erregt. Ihnen war ein gefühlloser Feind in dem sogenannten Normalmenschen erstanden, welchen zu schützen der Staat, die Justiz, als ihre wichtige Aufgabe hinstellten. Das Urteil des Zivilsenats aber, von dem hier die Rede sein soll, bekennt die entgegengesetzte Weltanschauung und schützt den Künstler vor dem Bürger.

Tatbestand ist folgender: Ein Künstler von Ruf hatte vor vielen Jahren die Wände im Treppenflur eines reichen Berliner Hauses mit einer Freskomalerei geschmückt, die nackte mythalogische Frauengestalten darstellte. Die Eigentümerin des Hauses ließ später, vielleicht von der Schamhaftigkeit ihrer Gäste gedrängt, die weiblichen Figuren ohne Zustimmung des Künstlers derart übermalen, daß sie jetzt bekleidet erscheinen. Der Künstler war damit nicht einverstanden und klagte auf Beseitigung der Uebermalung. Das Landgericht wies ihn ab; das Kammergericht dagegen verurteilte auf die Berufung des Malers die Hauseigentümerin zur Wiederherstellung des Bildes. Der Kern der Gründe dieser Entscheidung ist, daß der Künstler einen Anspruch auf Schutz seines idealen Interesses habe. Der Künstler übergibt dem

Digitized by Google

Besteller ein Gut, das er nicht nur um des Erwerbes willen, sondern gleichzeitig im Interesse der Kunst und seines eigenen künstlerischen Rufes geschaffen hat. Dieses Interesses entäußert er sich nicht, und so ist jede Handlung, die seine künstlerische Ehre schmälert, jede Aenderung seines Werkes gegen seine künstlerische Absicht, widerrechtlich.

Dies ist ein wahrhaft mäzenatisches, — aber auch ein sehr kühnes Urteil. Denn es stützt sich auf keinen zuständigen Gesetzesparagraphen, sondern gründet sich auf Analogien der Kunst- und Urheberschutzgesetze, und ruht im übrigen — auf dem Leben, auf dem menschlichen Rechtsempfinden (von welchem ein Rechtsgelehrter sagt, daß es keine Rechtsquelle sei!) Das Recht, das von dem Urteil des Kammergerichts durch Analogie geschützt wird, gehört zu den sogenannten Persönlichkeitsrechten. Das sind solche, die in unmittelbarer Beziehung zum Individuum, zur Individualität stehen. Es gibt Persönlichkeitsrechte, die gesetzlich sanktioniert sind (Namenschutz, Musterschutz, Schutz des eigenen Bildes). Mit dem Recht am eigenen Bilde läßt sich nun das Persönlichkeitsrecht vergleichen, das in unserem Urteil anerkannt wird. Denn was in jenem Recht geschützt werden soll, ist die menschliche Schamhaftigkeit, die Scheu vor der Entpersönlichung, die darin liegt, daß unser Bild unter die Menge oder zu uns unsympathischen Menschen kommt. Aehnlich wird die Persönlichkeit des Künstlers, seine künstlerische Ehre, dadurch verletzt, daß gegen seinen Willen sein Werk im Charakter verändert wird. Wenn aber Michelangelo einst dulden mußte, daß ein Papst die Figuren des jüngsten Gerichts mit züchtigen Gewändern bedecken ließ, so hat heute der Richter den Künstler vor der Vergewaltigung durch eine Geistesverwandte jenes heiligen Vaters geschützt.

Die Basis dieses bedeutenden Urteils wird, wie schon berührt, nicht allein von dem Persönlichkeitsrecht des Künstlers gebildet, sondern darüber hinaus wird auch ein Anrecht der Gesellschaft an das Kunstwerk ausgesprochen. Eine soziale Weltanschauung lebt in dem Urteil, indem es dem Einzelnen eine gewisse Verantwortlichkeit gegenüber der Gesellschaft auferlegt: Wer ein Kunstwerk besitzt, bewahrt einen Teil des Nationaleigentums und darf damit nicht verfahren wie mit irgendeiner gekauften Ware. Darum heißen die Gesetze, die das Urheberrecht in der Literatur, in der Kunst und in der Musik gestalten, Schutzgesetze. Die Tragweite dieses Gedankens erkennt man, wenn man an die vielen Werke großer Meister denkt, die in Händen von Privatleuten sind.

Das Urteil des Kammergerichts entkleidet das Eigentum ein wenig seiner Allmacht, indem es die Allgemeinheit am Eigentum eines Kunstwerkes gewissermaßen teilnehmen läßt. Hier scheint man einen Hauch jener Weltanschauung zu spüren, die mit Sicherheit kommen wird und nicht mehr als einzigen Maßstab aller Lebensgüter allein den materiellen Wert anerkennt und ihn zum Hauptelement des Rechts macht, sondern auch den idealen Gehalt wieder so hoch einzuschätzen weiß wie zur klassischen Zeit.

Aus „der Welt der Aufklärung"

Von

Max Steiner.

Ein Mann schätzt die Weiber um so höher, je weniger er sie genossen hat. Wie der Hungrige hartes Brot für einen Leckerbissen ansieht, der Durstige mit schalem Wasser sich erfrischt, so betrachtet der unglücklich Liebende das jammervollste und niedrigste Geschöpf als eine Krone der Menschheit. Aller Minnesang ist die Frucht unbefriedigter Leidenschaft: Ulrich von Lichtenstein wäre nicht ausgezogen, wenn sein sprödes Fräulein sich gefügsamer gezeigt hätte. Seine Gemahlin vernachlässigte er: — da er bei ihr sich des Erfolges sicher wußte. Oswald von Wolkenstein ist ebenso ein Opfer unglücklicher Liebe. Dante hätte Beatrice nie seine „Herrin" genannt, nie sie verehrt, wenn sie ihm den Weg zu ihrem Bett freigegeben hätte. Der absolute Beweis dafür liegt auch hier in dem Verhalten des Dichters seiner ihm ergebenen Gattin gegenüber... Und Goethe? Das „Sonntagskind", der angebliche Liebling der Weiber, fühlt sich zu Gedichten begeistert, wenn ein Weibchen ihn abgewiesen hat. In einer schönen Sommernacht bewundert er die Natur. Und gäbe diese Sommernacht mit tausend Freuden hin für einige Augenblicke der Wollust. Heinrich Heine, der jüdische Troubadour, geht gleiche Wege. Sie äffen ihn, und er dichtet sie an. Die Weiber haben nie den geliebt, der zögert. Nur der zugreift, das Epos der Sinnlichkeit in mediis rebus beginnt, wird sie erobern. Aber dichten wird er nicht. Selbst die Knabenliebe aus der Schule Platos fordert Galanterie. Freilich nur, wenn der Geliebte sich grausam den Wünschen des Freundes verschließt. Und dann blüht die Saat der Poesie.

Die Romantik steht dem Judentum und dem Klassizismus gerade gegenüber. Aber Judentum und Klassizismus sind gleichfalls feindliche Lager. Die Romantik verhält sich zum Klassizismus wie die Mystik zur Philosophie, wie das Märchen zum Epos. Klassizismus aber zum Judentum wie Philosophie zur Wissenschaft, wie Kunst zur Technik, wie das Epos zur Geschichte. Die Ro-

Digitized by Google

mantik ist ein Traum, die Klassik eine Schönheit, das Judentum ein Geschäft. In der Natur: der Fjord, die offene See, der Hafen.

Das Judentum ist keine Rasse und keine Religion. Es ist mehr: eine politische Idee. Jüdisch ist der Antinationalismus, jüdisch der Feminismus und die Sozialdemokratie, jene Menschenliebe der Duldsamen, weil selbst nur Geduldeten.

Die Eisenbahnen haben den Reisenden einen großen Vorteil und einen noch größeren Nachteil gebracht. Jener besteht in der schnellen Beförderung, die es ermöglicht, selbst entfernte Orte mühelos zu besuchen. Der Nachteil ist in der Steigerung der Zahl der Reisenden zu erblicken. Man kann heutzutage nicht mehr Italien, geschweige denn Japan besuchen, ohne das einheimische Volksleben von dem fremden getrübt zu finden. Das Verhalten der einheimischen Bewohner ist dem Reisenden gegenüber unaufrichtig — „geniert" — geworden. Ueberdies verunstalten die vielen Fremden mit ihrem Kostüm das Straßenbild. Wer heutzutage reist, muß abstrahieren können, als ob er Erkenntnistheorie zu studieren hätte. Erst wenn man gelernt hat, die fremden Menschen, die fremden Häuser, die elektrischen Bahnen, die Telegraphendrähte, die Eisenbahnschienen, das Hotelwesen und all das europäisch-englisch-deutsche Getue vom „Lande an sich" abzusondern, beherrscht man die Metaphysik des Reisens.

Zur Metaphysik des Reisens gehört auch die Regel, nicht die Museen eines Landes, sondern das Land selbst und seine Leute für das Wichtigste zu halten. Es ist für das Verständnis der Malerei gleichgültig, ob man ein Gemälde in Florenz oder in Dresden betrachtet. Und was man von der Eigenart des Landes kennen gelernt haben soll, wenn man in Budapest italienische Maler bewundert und in Dresden polnische, das wird wohl niemand begreifen. Die Museen sind international. Die Wiener Galerien könnten geradeso in Rom stehen, wie in Berlin oder in London. Wer ein Kenner Wiens und seiner Bewohner werden will, findet im Wurstelprater bei einem Volksfest viel mehr zu schauen und zu lernen, als im kunsthistorischen Museum. — Aus der Tatsache, daß die wenigsten jene Regel der Metaphysik des Reisens innehalten, erklären sich die oft staunenswert falschen Urteile, welche Besucher eines Landes über dieses Land fällen.

Berlin ist ein Laboratorium, Wien ein Kasperltheater und Budapest ein Bordell.

Handwerk, Landwirtschaft, Industrie dienen der Erhaltung unseres tierischen Daseins. Sie sind auch in der höchsten Vollkommenheit nur verfeinerte Methoden zur Befriedigung der primärsten Lebensbedingungen; sie sorgen für unser nacktes Leben. Erst Kunst, Philosophie und Wissenschaft (soweit diese nicht zu einer Art abstrakter Industrie herabgesunken ist) bilden jenes Gut, das man „Kultur" nennen darf.

Die Philosophie verhält sich zur Wissenschaft wie die Kunst zur Technik.

Kunst und Wissenschaft gründen sich auf Abstraktion von der „Natur": sie sehen ab von dem nur einmal Gegebenen, dem nichts auf der Welt gleicht, und zimmern aus der regellosen Individualität ein allen Menschen offenbares Gesetz.

Was der Denker nur begreift, stellt der Künstler dar. Kunst ist das Abbild des Abstrakten.

Ein Dichter kann in seinen poetischen Werken nie etwas beweisen. Im besten Fall wählt er einen Satz, von dessen Wahrheit er überzeugt ist, und sucht zu dieser Sentenz eine passende Handlung. Nun können allgemein gültige Sätze nur in der Mathematik und reinen Logik a priori bewiesen werden. Auf den übrigen Gebieten muß die Erfahrung nähere Auskunft geben. Was also sonst empirische Forschung erst beweisen soll, das schafft die Phantasie des Dichters in erfundenen Szenen herbei. Und so weit die Zuverlässigkeit einer Volkssage von der Sicherheit der geschichtlichen Tatsache entfernt ist, so groß ist der Abstand zwischen der Sentenz eines Dichters und einem gültigen Beweise.

Daß Denken und Sprechen nicht dasselbe ist, obgleich sich das Denken nur durch das Sprechen verständlich machen kann, wird dadurch bewiesen, daß Worte erst nach einem bestimmten Plan aufgebaut werden müssen, um einen Sinn zu geben. Die nämlichen Worte können einen tiefen Gedanken oder einen Unsinn ausdrücken, je nach dem Satzbau. Es ist demnach erst die architektonische Tätigkeit des Denkorgans, die in die Sprache Bedeutung hineinlegt. Höher steht noch die Architektonik des Philosophen, die alle diese Worte und Sätze zu einer großen einheitlichen Idee zu verbinden weiß.

Die Inkongruenz von Sprache und Logik (Satz des Widerspruches) wird bewiesen durch die Verschiedenheit der Negation in der Sprache (slavisch: doppelt, deutsch: einfach, usw.) und die Gleichheit in der Logik.

Das Lachen ist die Dialektik der Sprachlosigkeit.

Das Prinzip des Anonymen übertragen manche Rezensenten sogar auf ihre Argumente, auch diese geben sich nicht zu erkennen. Dergleichen Kritiker sind nicht einmal so anständig

Digitized by Google

und tapfer, ihren Unsinn zu unterschreiben. So wird Schillers Behauptung, daß selbst die Mamelucken Mut haben, zuschanden.

Mit den wenigsten Worten verbinden wir konkrete Vorstellungen. Die höchste Leistung des Wortes ist das Bild eines Begriffs. Nur die unmittelbare Anschauung, die sich ohne die Vermittelung der Sprache vollzieht, gibt deutliche Vorstellungen. Daher hinterläßt der Anblick eines Gegenstandes einen unwandelbaren Eindruck im Subjekt, die bloße Beschreibung aber veränderliche Erinnerungen.

Man denkt niemals im Gespräche. So erklärt es sich, daß große Denker immer schweigsam sind. Und daß sich im allgemeinen fein empfindende Naturen durch nichts so abgestoßen fühlen, als wenn ihnen jemand mit Worten eine Landschaft anpreist, welche sie gerade mit eigenen Augen betrachten. In einem solchen Falle ist der Kontrast zwischen der begrifflich-vollkommenen Anschauung und der Sprache so lebhaft, daß man den tiefen natürlichen Abscheu gegen das Begrifflich-Unklare sogar auf die sprechende Person überträgt. Nie lernt man die Feinheit des Gefühlslebens bei einem Menschen so deutlich abschätzen, wie auf einem Spaziergang an der See oder auf einer Alpenfahrt. Nie ist ein lyrischer Dichter widerwärtiger, als in der Natur. Nie erscheint ein Gedicht fremder und unwahrhaftiger, als dem Gegenstande gegenüber, den es besingt.

Kunst als Unnatur: Vergleiche zwischen den Blättern korintischer Säulen und ihren natürlichen Modellen usw.

Kunst ist rhythmischer Sinn: vgl. die Rolle der Verse in Predigten und Prosaschriften (Schleiermacher, Hebbel, Börne usw.).

Wenn ein Schriftsteller nicht befähigt ist, den Verstand der Leser zu erleuchten, so tut er gut daran, ihren rhythmischen Sinn zu umnebeln (Schleiermacher, J. G. Fichte).

Ein klarer Stil wird meistens auch als schön empfunden. Gute Schriftsteller sind jedoch nur solche Autoren, die sich ihrer rein-persönlichen Eindrücke zu entäußern vermögen und lediglich das wiedergeben, was einem idealen menschlichen Auge auffällt. Schopenhauer behauptet mit Recht, daß die großen Männer der Literatur einen „objektiven" Stil haben. Daß ihre Sätze dennoch unter tausend andern Sätzen zu erkennen sind, ist leicht erklärlich. Ein objektiver Stil ist nämlich viel schwieriger als das undeutliche Pathos sentimentaler Schilderungen.

Der objektive Stil ist freilich auch ein persönlicher; denn er geht eben von einem Menschen aus, dem eine Sache, ein wissenschaftliches Problem, zum Erlebnis wird. Solche Schriftsteller sind auch die gefährlichsten Polemiker, da sie ihr Temperament nicht einem persönlichen Vorteil dienstbar machen, sondern völlig einer sachlichen Streitfrage einflößen können*).

*) Max Steiner, der viel zu jung verstorbene Philosoph, dessen Bücher („Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums"; „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen") in den intellektuellen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt haben, viel begeisterte Zustimmung, freilich auch viel Anfeindung, — zeigt sich in seiner nachgelassenen Schrift („Die Welt der Aufklärung", herausgegeben von Kurt Hiller, Verlag Ernst Hofmann & Co., Berlin W.) wieder als der erbarmungslos zu Ende Denkende, als der Fanatiker der Logik, als der an den Meistern, vornehmlich an Lichtenberg und Schopenhauer, geschulte Dialektiker, der, gerade weil er die Tragik alles Erkennens so deutlich erlebte wie nur irgendeiner, „fröhliche Wissenschaft" schuf. „Die Welt der Aufklärung" enthält, neben erfrischender Polemik gegen allerhand Seichtheiten unseres Modernismus, wertvolle Bemerkungen zur Metaphysik, Ethik und Politik, über Kunst und Kultur. Manch hohe Phrase wird geknickt, manch tönerner Götze zu Fall gebracht. Vieles, was sich als „Errungenschaft" der neuen Zeit brüstet, entlarvt Steiner als Plattheit. Dabei ficht er keineswegs auf der reaktionären Seite; sondern eine glühende Radikalität ist es, die sich bei den Gemäßigten und Mittleren, bei den Lauen, den Halb- und -Halben nicht wohlfühlt. Bei allem Zorn gegen Weiber- und Massenherrschaft, gegen jegliches demokratische Nivellement, ist er doch kein „Kulturkonservativer", sondern von unbedingter Unabhängigkeit. Nicht voraussetzungslos genug ist ihm die „voraussetzungslose" Forschung, nicht freiheitlich genug unser „Liberalismus". Gegenüber allem, was modern heißt, ist Steiner kein — Apostat, sondern ein Frondeur. Das ist es . . . Dabei eine Persönlichkeit von weitesten Grenzen; universal, überblickend, und in allem — ein Künstler. „Die Welt der Aufklärung", wie die übrigen Bücher Steiners, wird neun Zehntel des Literaturwertes von heute überdauern. Keine trügerische Prophezeiung ist das . . . Der charakterologische Essay über Steiner, mit dem Dr. Kurt Hiller den Band einleitet, ist lesenswert.

Musikalische Pfadfinder.

Von
Professor Wilhelm Freudenberg, Berlin.

(Schluß.)

Dritter Brief.

Springhasens neuer Operntext.

Lieber Freund!

Der Seehund ist endlich fertig. Gott sei Dank! Drei Monate habe ich daran gearbeitet. Springhase ist im allgemeinen sehr zufrieden,

Digitized by Google

doch hatte er im Verlauf der Arbeit mehrere Male getadelt, daß in meiner Musik zu viel Melodie und zu wenig Leidenschaft sei. Die Melodieen konnte ich ja nun leicht wieder ausmerzen, aber um die Leidenschaft zu verstärken, sah ich mich doch genötigt, eine Anzahl von Natur-Instrumenten, wie sie bei den Eskimos gebräuchlich sind, in meine Partitur mit aufzunehmen, wodurch eine Menge von neuen, noch nicht dagewesenen Effekten in die Musik hineingekommen sind. Da es bekannt ist, daß Seehunde singen, haben wir ferner noch einen Chor der Seehunde in das Werk eingefügt, wodurch allerdings die ohnehin schon großen Schwierigkeiten der Aufführung noch erhöht worden sind. Soweit es die Sänger betrifft, ist Knödelmann damit beschäftigt, seine Schüler für die große Aufgabe vorzubereiten, und wenn er damit fertig ist, wollen wir, da ein für unsere Zwecke geeignetes Orchester noch nicht zu haben ist, zunächst eine Aufführung mit Klavierbegleitung vor geladenen Zuhörern veranstalten. Der Erfolg wird derart sein, daß sich dann auch die Bildung eines Orchesters ins Auge fassen läßt.

In der Zwischenzeit kann ich bereits mit der Komposition von Springhasens neuem, überaus großartigen und originellen Operntext beginnen, von dessen Handlung ich dir hier eine kurze Skizze geben will. Sie ist betitelt:

Der Floh im Ohr.

Es waren einst zwei biedere deutsche Recken, einer so klug wie der andere, die trugen schöne glänzende Rüstungen, und Helme mit Rabenfedern, hatten ewige Blutbrüderschaft geschworen, wohnten und schliefen nebeneinander in einer Hütte. Sie liebten auch gemeinschaftlich eine und dieselbe minnigliche Jungfrau; aber die Freundschaft stand ihnen höher als die Liebe, und so hatten sie sich das Wort gegeben, daß keiner von ihnen der Jungfrau näher treten wolle, bevor nicht einer von ihnen beiden seine Liebe erkalten fühlen und freiwillig zurücktreten würde. Der Jungfrau paßte das aber nicht, obschon sie nicht wußte, welchen von beiden sie bevorzugen sollte, denn sie hatte den einen ebenso lieb, wie den andern. Da sie nun wußte, daß diese beiden ebenso klugen als tapferen Helden nicht so leicht davon abzubringen waren, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatten, sann sie hin und her, wie sie einen von beiden, gleichviel welchen, aus dem Wege räumen könnte. Da kam ihr der Zufall zu Hilfe: Eines Abends vor dem Schlafengehen trieben die beiden Recken Kurzweil miteinander, und der eine nannte den andern Langohr, aber nur zum Spaß. Da drohte der andere dem einen, ihm aus Rache während der Nacht einen Floh ins Ohr zu setzen, der ihn aus dem Schlafe wecken sollte. Da sagte der eine, der dies natürlich auch für Spaß hielt: „wenn du das tust, dann steche ich dich tot", und meinte es ebenfalls nicht ernst. Diese Unterredung hatte die Jungfrau von draußen vor dem Eingang der Hütte belauscht, und baute darauf ihren Plan. Als die beiden Recken fest schliefen und schnarchten, schlich sie in die Hütte, holte einen Floh aus ihrem Busen hervor und setzte ihn dem einen der beiden Schläfer ins Ohr, worauf sie sich geräuschlos wieder entfernte, um den Verlauf der Dinge draußen abzuwarten. Der schlafende Recke erwachte bald ob der Stiche des Flohs, und steigender Ingrimm bemächtigte sich seiner Seele bei dem Gedanken, daß sein Freund aus dem harmlosen Scherz doch blutigen Ernst gemacht hatte. Er schielte nach ihm hinüber — beide lagen, wie gewöhnlich, nebeneinander — und im Strahl des Mondes, der durch ein Loch im Dach auf das Gesicht des Freundes fiel, glaubte er ein schadenfrohes Lächeln zu entdecken. Das war zu viel. Eine solche Hinterlist läßt sich ein altdeutscher Recke nicht gefallen. Wütend ergreift der so schnöde aus dem Schlaf geweckte sein neben dem Lager angelehntes Schwert, und stößt es dem ahnungslosen Freunde in die Brust, der gerade von einem saftigen Bärenschinken geträumt und deswegen im Schlafe gelächelt hatte. Der Ermordete hat eben noch Zeit zu erwachen, sich nach der Ursache einer solchen Behandlung zu erkundigen, und zu versichern, daß er unschuldig sei. Der Mörder, der dieser Versicherung nicht glaubt, will seinen Freund durch Vorzeigen des Flohs überführen, aber indem er nach dem Floh sucht, stirbt der Freund. Nun ergeht sich der Mörder im Klagen darüber, daß auch auf die treueste Freundschaft kein Verlaß sei; aber da der Freund seine Treulosigkeit mit dem Tode gebüßt hat, ist er ihm nicht länger böse. Er legt sich ruhig wieder hin, schläft sich aus, und beginnt am andern Morgen seinem Freunde ein Grab zu graben. Da kommt die Jungfrau wie zufällig des Wegs daher, fragt den edlen Helden, was er da mache, und erfährt die ganze Geschichte, die sie selber angezettelt hat. Höchlich erfreut über das Gelingen ihrer List, versucht nun die minnigliche Jungfrau, den klugen Recken merken zu lassen, daß nunmehr einer Verbindung zwischen ihnen beiden nichts mehr im Wege stehe. Aber der edle Recke ist andrer Ansicht. Da der Freund nämlich nicht freiwillig von der Bewerbung um die Jungfrau zurückgetreten ist, kann die Vorbedingung, die den andern gestatten sollte, um die Jungfrau zu werben, nicht als erfüllt gelten, und da der Freund nun tot ist, kann diese Vorbedingung auch nicht mehr erfüllt werden. Der Ueberlebende sieht ein, daß er beides, den Freund und die Jungfrau verloren hat, und gibt sich mit demselben Schwerte, mit dem er

Digitized by Google

den Freund erstochen hat, ebenfalls den Tod. Die Jungfrau hat das Nachsehen. Von Gewissensbissen über das Mißlingen ihres Plans gefoltert, beerdigt sie die beiden Leichen in einem gemeinschaftlichen Grab, setzt sich dann auf den Grabhügel, und blickt tiefsinnig in die Zukunft. In der Ferne hört man die Vögel singen; dann fällt der Vorhang. —

Du mußt bemerkt haben, wie außerordentlich dankbar der Stoff für musikalische Behandlung ist. Ich freue mich schon darauf, die Flohstiche in Musik zu setzen, und das Schnarchen, und den Mondschein usw. Springhase hat eine Vorrede zu der Dichtung geschrieben, worin er u. a. sagt:

„In dieser Dichtung tritt das Rein-Menschliche, für welches das Verständnis in unserer Zeit immer mehr zunimmt, zum ersten Male künstlerisch in die Erscheinung. Die Personen sind Charaktere der Zukunft. Während noch die Wagner'schen Helden, obwohl man nirgends merkt, daß sie sich von dem Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit bedrückt fühlen, — abgerechnet eine kurze vorübergehende Aufwallung des Tannhäuser — meist nach Erlösung seufzen, die merkwürdigerweise nur von einem weiblichen Wesen bewirkt werden kann, stehen meine Helden ganz auf sich selbst, und wollen von ihrem männlichen Egoismus gar nicht erlöst werden, und die Jungfrau — weit entfernt, sich für einen ihrer beiden Freunde opfern zu wollen, will im Grunde weiter nichts als ein Kind — von wem, das ist Nebensache. So zeigt sie sich als das Weib der Zukunft, das Weib an sich, und meine Dichtung dürfte somit geeignet sein, die Grundlinien festzulegen, auf denen die Anschauungen der Menschheit sich zu entwickeln haben."

Auch ich bin der Ansicht, daß mit dem „Floh im Ohr" eine neue Epoche beginnt, und ich will nur hoffen, daß die Musik der Dichtung ebenbürtig werden wird. Es gehört allerdings ein Riesenorchester dazu und Instrumente, wie sie bisher noch nicht verwendet worden sind. Nun, wir werden ja sehen. Für heute lebe wohl

Dein P. Rheinburg.

Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Uebervölkerung Deutschlands

veranstaltete am 21. November einen Vortragsabend, an dem der Vorsitzende Herr Dr. med. Goldstein über das Thema sprach: „Deutschlands Volksvermehrung und das Martyrium seiner Bevölkerung." In längerer Ausführung wies der Vortragende zunächst nach, daß ein Anschluß an eine der bestehenden Parteien unmöglich sei, da sie alle Anhängerinnen des gesetzlichen Gebärzwanges seien, den die Gesellschaft in seiner heutigen Form bekämpfe, daß also jede Parteipolitik bei der Gesellschaft ausgeschlossen sei. Eine besondere Erwähnung verdiente der demographische Standpunkt des Pfarrers Naumann, der als der fanatischste Anhänger des Gebärzwanges bezeichnet werden müsse. Rußland hat von allen europäischen Staaten die größte Geburtenziffer, aber auch die höchste Sterblichkeit, und Naumann rühmt nun an diesem Barbarenstaat die Verschwendung, mit der Menschenleben gezeugt und wieder weggeworfen werden. Für das Elend, das sich in dieser Bevölkerungsbewegung ausdrückt, fehlt ihm jedes Verständnis. Der Staat zieht allerdings aus dem sexuellen Elend des Volkes ähnlich großen Nutzen wie aus dem Branntweinelend. Denn wenn das Kind geboren ist, muß es getauft werden, und das bringt Geld, und wenn der Mensch gestorben ist, muß er begraben werden, und das bringt wieder Geld, so daß der russische Staat mit der Bewegung seiner Bevölkerung sehr zufrieden sein kann.

In Deutschland bildet die falsche Bevölkerungspolitik der Regierung die wichtigste, nie versiegende Quelle von Unglück, Jammer und Elend. Wir begegnen diesen gleich, wenn wir die Wohnungen der Menschen betreten. Es sind Erhebungen über die Personenzahl, die sich in den kleinen Wohnungen aufhalten, veranstaltet worden, und dabei hat sich ergeben, daß sie in großer Zahl übervölkert sind. Die Bodenreform schimpft natürlich auf die Terrain- und Hausbesitzer, aber was können diese wohl dafür, daß die Menschen so viel Kinder zeugen müssen! Gegen den Gebärzwang hat die Bodenreform noch niemals etwas eingewandt, im Gegenteil sie scheint ihn zu billigen, denn wenn sie auf die Menschenzunahme in Deutschland und die ihr innewohnenden Gefahren aufmerksam gemacht wird, widerlegt sie ganz wie die Sozialdemokratie, die ebenfalls Anhängerin des Gebärzwanges ist, die Malthusische Theorie, die seit den demographischen Publikationen des Referenten selbst von den Professoren nicht mehr ernst genommen wird, und von Praktikern niemals ernst genommen worden ist. Der Grund für die Wohnungsnot liegt erstens in dem Zusammendrängen zu vieler Menschen auf dem verhältnismäßig engen Raum der Städte und zweitens in dem ungenügenden Einkommen. Städtisches Leben hat große Dichte der Bevölkerung zur Voraussetzung. Sie braucht nicht so gewaltig zu sein wie in Berlin, wo auf 1 Quadratkilometer 32 000 Personen kommen, aber der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde besteht doch gerade darin, daß die Stadt dicht, das Dorf dünn bevölkert ist. Dichte Bevölkerung aber und die daraus entspringende große Wohn-

Digitized by Google

dichte haben nach einem unverwüstlichen Gesetze der Nationalökonomie hohe Bodenpreise und hohe Mieten zur Folge. In diesen teuren Wohnungen wohnen nun aber nicht etwa wohlhabende Menschen, sondern zumeist ganz arme. Berlin hatte im Jahre 1910 655 000 physische Censiten, von denen mehr als 90 % ein Einkommen bis zu 3000 Mark und noch nicht ganz 10 % darüber hatten. Wer aber in den großen Städten mit ihrem teuren Leben nicht mehr als 3000 Mark verdient, kann nur dann durchkommen, wenn er nicht mehr als zwei Kinder hat. Referent besitzt ein Haus, in dem viele kleine Wohnungen, bestehend aus ein oder zwei Zimmern mit Küche, sind. Er hat nun die Beobachtung gemacht, daß die Mieter ihren Mietverpflichtungen nicht mehr nachkommen können, wenn sie mehr als zwei Kinder haben. Andere Hausbesitzer wissen das ebenfalls und nehmen daher keine Familie mit drei oder mehr Kindern in ihr Haus. Auch die Zerrüttung der Familie ist sehr oft die Folge des Kinderdrucks. Der Noahische Segen, „Seid fruchtbar und mehret euch", mit dem die reaktionäre Demagogie die neumalthusischen Bestrebungen gern bekämpft, ist also zum Fluch für die Bevölkerung geworden.

Schrecklich wie die Wohnungsverhältnisse sind auch die Arbeitsverhältnisse. Verhältnismäßig am wenigsten leidet die städtische Arbeiterschaft unter ihnen. Zwar tritt periodisch Jahr für Jahr Arbeitslosigkeit unter ihr ein. Denn da in den kalten Monaten die Bautätigkeit ruhen muß, so werden alle die zahlreichen Arbeiter, die direkt oder indirekt auf dem Bau beschäftigt sind, arbeitslos. Indessen hat diese Arbeitslosigkeit nichts mit der Uebervölkerung zu tun, da sie von der Natur der Arbeit abhängt. Außer ihr gibt es auch sonst noch Arbeitslosigkeit in den Städten, aber trotzdem ist es gewagt, von Uebervölkerung, d. h. von dauerndem Mehrangebot von Arbeit bei den industriellen Arbeitern zu reden, und wenn der Staat ruhig zusehen dürfte, daß sich das Proletariat in immer größeren Massen in den Städten ansammelt und sich eben grade ernährt, so wäre gegen unsere Bevölkerungspolitik nichts einzuwenden. Aber auf dieses reine Proletarierniveau ist man in Deutschland vorläufig noch nicht herabgesunken. Heute schiebt sich zwischen das Proletariat und seine Arbeitgeber eine Mittelschicht, und jedermann weiß, daß ihre Erhaltung eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung ist. Die Berufe des Mittelstandes aber sind sämtlich überfüllt. Mit am schlimmsten ist die Ueberfüllung bei den Aerzten. Letztere schieben die Schuld an ihrer Not den Krankenkassen zu und inaugurieren Streiks nach proletarischem Muster, um sie zur Zahlung höherer Honorare zu zwingen, aber dies Verfahren ist, da die Wurzel des Uebels in der Uebervölkerung ihres Standes liegt, ganz zwecklos. Bei den Juristen ist die Uebervölkerung so arg, daß sie allen Ernstes die Einführung des numerus clausus in Erwägung gezogen haben. Bei Ingenieuren, Apothekern, Photographen, Journalisten, Schriftstellern dieselbe Misere. Sehr arg leiden die Musiker unter Ueberfüllung, und diese wird ihnen durch die Konkurrenz der Militärkapellen noch drückender gemacht. Auch Maler, Bildhauer, Schauspieler, Sänger bieten viel zu viel Arbeit an. Bei den gewerblichen Berufen dasselbe abstoßende Bild. Reisende, junge Kaufleute, Handlungsgehülfen gibt es in viel zu großer Zahl. Die Inhaber von Läden können sich ja vielleicht ernähren, aber die Warenhäuser engen ihnen Jahr für Jahr das Absatzgebiet mehr ein, und das Handwerk ist infolge der Konkurrenz der Großbetriebe tatsächlich schon zurückgegangen. Warenhäuser wie Großbetriebe sind für das Publikum aus mehrfachen Gründen Vorteile, vom demographischen Standpunkt aber und demnach für den Staat ein schwerer Schade, da durch sie selbständige Existenzen teils in ihrer Unabhängigkeit gefährdet, teils vernichtet worden sind. Auf die schwere Uebervölkerung, unter der das Land dauernd leidet, ging Referent nicht ein, da er seine ohnehin schon langen Ausführungen nicht noch mehr ausdehnen wollte und da er ferner hierüber schon wiederholt und zwar in so überzeugender Weise gesprochen hatte, daß selbst die reaktionäre Demagogie nichts dagegen zu sagen wagte.

Die ungesunden demographischen Verhältnisse üben einen höchst verderblichen Einfluß auf die sanitäre Lage der Bevölkerung aus. In der Säuglingssterblichkeit steht Deutschland immer noch mit am schlechtesten unter den europäischen Staaten da, und es wird auch nicht anders werden, solange die Geburtenziffer so hoch bleibt. Die Herzkrankheiten und die Sterblichkeit an ihnen nehmen erschrecklich zu, weil das Leben immer schwerer wird, und das Herz an den Aufregungen, die damit verbunden sind, teilnimmt. Man hat die Zunahme des Herztodes in recht kindlicher Weise dem unvernünftigen Radeln zur Last gelegt, aber auch die Frauen sterben in immer größerer Zahl an Herzkrankheiten, und diese pflegen doch die Sporttorheiten der Männer nicht mitzumachen. Ferner wächst die Krebssterblichkeit. Als Grund für den Krebs nahmen Scanzoni und Schröder Kummer und Sorge an, und da diese unheilvollen Gemütsbewegungen infolge der immer schwerer werdenden Uebervölkerung und der immer größer werdenden Hast nach Arbeit immer mehr Menschen bedrücken, so muß der Krebs um sich greifen.

Am schlimmsten aber von allen Menschen leiden die unehelichen Mütter und ihre Kinder

Digitized by Google

unter den demographischen Bestimmungen des Strafgesetzbuches, diese sind die wahren Märtyrer des Gebärzwanges. Die zahlreichen Narren im Publikum lachen gewöhnlich über das sexuelle Unglück anderer; wenn aber ein Mädchen in ihrer Verzweiflung ihr Kind umbringt, dann schlägt die Heiterkeit in sittliche Entrüstung um. Zuweilen aber steigt die Verzweiflung noch höher, und es wird Selbstmord verübt. Was das bedeutet, kann nur der richtig beurteilen, der an der Seite einer solchen Selbstmörderin gestanden hat. Die unehelichen Kinder sterben zu ihrem Glück in Massen; die Bestrebungen, sie in möglichst großer Zahl zu retten, verdanken der Selbstverherrlichung ihren Ursprung. Bleiben die Kinder am Leben, so werden sie, falls die Mutter ihren Verführer heiratet, sehr oft als Last empfunden, deren man sich durch raffinierte Grausamkeit zu entledigen trachtet. Andere verfallen dem entsetzlichen Kinderhandel, über den das Buch der Schwester Henriette Arendt haarsträubende Enthüllungen enthält.

All dieser Jammer wird über die Menschen gebracht, weil der mönchische Geist des Mittelalters bei uns noch herrscht, daß Schwangerschaftsunterbreitung unsittlich sei, und weil man ferner in dem Wahne befangen ist, daß sich der Staat um so wohler befindet, je schwerer die Bevölkerung mit Geburten belastet wird. Es gibt aber keine sittliche und unsittliche Bevölkerungspolitik, sondern nur eine richtige und eine falsche, und daß die unsrige falsch ist, beweist unsere staatliche Entwicklung. Referent weist an der Hand einer Mitteilung in der Welt am Montag nach, daß der Krieg wegen Marokkos unterblieben ist, weil Deutschland finanziell zu schwach ist, und an der Hand der Ausführungen des Reichsbankpräsidenten, daß unser Kreditsystem infolge der zu großen Geldausstände auf ungesunder Grundlage ruht. Die Gesellschaft, die der Referent gegründet hat, ist daher durchaus im Recht, wenn sie eine Einschränkung des Gebärzwanges verlangt. Sie verlangt nicht, daß die §§ 918 und 919 StrGB. vollständig beseitigt werden, sie verlangt aber, daß sie außer Kraft treten sollen, sobald eine Familie drei Kinder in die Welt gesetzt hat. Ferner verlangt sie daß kein Mädchen, das vergewaltigt oder verführt worden ist, zum Austragen ihres Kindes gezwungen wird, damit die erschütternden Gretchentragödien aus den Gerichtssälen verschwinden. Diese Forderungen sind aber nicht allein berechtigt, sondern der Staat hat sogar die Pflicht, sie durchzuführen, wenn er nicht die Bevölkerung vollständig proletarisieren und damit den Zustand herbeiführen will, den die Sozialdemokraten anstreben, daß nämlich einer homogenen Masse von Abhängigen eine allmächtige Regierung gegenübersteht. Denn die heutige Zunahme der Bevölkerung wird ganz vorwiegend der Fruchtbarkeit des Proletariats verdankt und unter diesem wieder in erster Linie der des ländlichen. Die Großstädte wachsen vornehmlich durch Zuwanderung vom Lande, und diese erfolgt nicht, weil sich das Landvolk amüsieren will, wie die naive Populardemographie der Reaktion lehrt, sondern weil die massenhaft erzeugten Arbeitskräfte von der Landwirtschaft nicht beschäftigt werden können. Da die Landwirtschaft eine Saisonarbeit ist, so müssen in der warmen Jahreszeit zwar Arbeiter — die sogenannten Sachsengänger — herangezogen werden, aber in der kalten müssen sie wieder abziehen, da sie überflüssig sind. Was man daher auch zugunsten der herrschenden Bevölkerungspolitik anführen mag, hält der voraussetzungslosen Forschung nicht stand. Die Lehre vom Segen der großen Volkszahl ist ein Aberglaube, der beseitigt werden muß, da er sonst alles, was Menschenfleiß und Menschengeist seit Jahrhunderten erarbeitet hat, vernichtet.

Berliner Ausstellungen.

I. Akademie.

Der November hat uns zwei größere Ausstellungen gebracht, und jede muß stark gesichtet und gesiebt werden, wenn wir nur das zusammenstellen wollen, was von bleibendem Werte erscheint. Den schwächeren Ertrag haben wir bei der Akademie.

Die Akademie ladet zur Gedächtnisausstellung ihrer im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder ein. Wir wissen nun wahrlich nicht, ob jene Säle am Pariser Platz mit zu viel oder zu wenig Pietät eingerichtet worden sind. Entweder gelten dort die Toten soviel, daß man auch ihre nebensächlichsten Pinsel- und Federspiele ans Licht ziehen wollte, oder so wenig, daß man ihren Nachlaß, den Atelierabhub, in der Breite verwenden konnte, wie es geschehen ist. Die beste Art, die Verblichenen zu ehren, wäre gewesen, uns nichts von dem zu zeigen, was mit ihnen hätte sterben dürfen. In diesem Falle und um unsertwillen: nur Gutes von den Toten!

Reinhold Begas ist heuer achtzigjährig gestorben. Das Vaterland hat ihn von Anfang an gepflegt, so sehr, daß es ihn 1870 nicht einmal den Gefahren des Krieges aussetzen wollte, und er ist nachher des Kaisers „Marmorminister“ geworden. Heute verstehen wir nicht mehr, wie sein Barock, das nie eines wahrhaft großen Schwunges fähig und immer unangenehm versüßt war, die Gemüter sich gewinnen konnte. Höchstens machen wir zuweilen vor dem Schloßbrunnen halt und genießen den köstlichen Scherz. Vier Meerken-

Digitized by Google

tauren haben eine große Muschel aufgeklappt und stützen sie auf die Spitze eines Felsenriffs; sie improvisieren einen Thron für Neptun, und mit finsterem Gesichte nimmt dieser Platz. Zur Huldigung erscheinen von vier Seiten die Vertreter der Wasserfauna, kleine Wassergeister klettern in die Schalen, aus den Schalen und niemand nimmt das Ganze ernst außer der trübsinnige Gott mit den ungeschlachten Gliedern. Der Einfall ist von solcher Frische und solchem Humor, daß er von Boecklin stammen konnte. Das Modell, das man uns in der Ausstellung zeigt, ist später glücklich modifiziert worden; die Gruppe ist gedrungener geworden, und schließt sich breiter dem Boden an, die Silhouette ist jetzt etwas weniger zerschlissen. Als Bildnisplastiker wird Reinhold Begas solange nicht anzutasten sein, als seine zwei berühmten Werke des Jahres 1877 bestehen, die Büsten von Menzel und Frau Auguste Hopfen. Hier ist keine einzige spielerische Form. Mit steifem Nacken, mit festgeschlossenem Mund und prüfendem Auge steht uns Berlins größter Maler gegenüber. Er ist daran, etwas zu erörtern, denn seine Linke macht schon den kurzen, abgerissenen Gestus, mit dem er Erklärungen und Entgegnungen zu begleiten pflegte. Der Meister steckt in einem dicken Mantel, und wir sind dadurch genügend an das Philiströse seiner Lebensführung erinnert. Aus einem reichen, faltigen Umhang aber erhebt sich die üppige Büste der Frau Auguste Hopfen; die Unruhe des Spitzentuches steht wirkungsvoll gegen die Glätte der Haut. Die rasche Wendung des Kopfes, der leicht geöffnete Mund und die frischen Augen verraten uns das Temperament der Dame. Am Sockel hat der Künstler ein Uebriges getan und in reizender Weise begleitende Gedanken ausgedrückt: Sirenen sitzen in den Voluten der Ecken und an der Stirnseite trinkt ein Schmetterling aus einer Rose. Schlichter ist die Charakterisierung beider Büsten des Herrn von Mendelssohn und des Satatssekretärs von Stephan ausgefallen. Niemals aber hätte man sagen dürfen, daß Reinhold Begas besser gemalt als modelliert habe. Nur zwei seiner Bilder kommen überhaupt in Frage. Das früheste ist das beste, das Porträt der Schwiegermutter des Künstlers von 1868. Der alte Berliner Realismus, wie er die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beherrschte und auch von Karl Begas, dem Vater, geübt wurde, spricht aus dem Bilde. Es ist sehr gut gezeichnet, und die herbe Wangen- und Mundlinie allein erzählen so viel von den Leiden der Frau wie die abgehärmte Hand und die großen Augen, in deren Winkel ein so tiefes Weh liegt. Die Farbe aber ist höchst unerfreulich; ein trockenes, starres Dunkelbraun finden wir an den Haaren und dem Schleier und dort, wo das violette Kleid erscheint, ist seine Farbe sofort ins Bräunliche abgestumpft worden*). Aber Reinhold Begas war so wenig gegen den Reiz feiner Nuancen unempfindlich, daß er sich, als er Lenbach malte, die Lenbachsche Art für dieses eine Mal zu eigen machte. Hier sitzt der Kopf schon viel höher und sicherer im Bilde. Dem halbgeschlossenen Auge ist ein lauernder und mißtrauischer Ausdruck gegeben worden, ein leichter hönischer Zug spielt um den Mund. Noch auffallender aber sind die Umstilisierungen im Sinne Lenbachs, was die Farbe anlangt. Sie ist allenthalben so dünn wirkend aufgetragen worden, daß die grobe Leinwand und der hellbraune Ton des Malgrundes mitsprechen können. Die Farben gehören nur der warmen Skala an; es sind weite braune Töne verschiedener Art; im Rot der Kappe erhalten sie eine Spitze. Jedem, der dies nur hört, steht sofort ein Lenbachsches Bild vor dem inneren Auge. Wir kommen aus dem Erstaunen nicht heraus, in welchem Maße hier der Bildhauer sich in fremde Malweise hat einleben können.

Mit Emil Hundrieser, dem ehemaligen Direktor des Nauchmuseums, hat die Leitung der Ausstellung sich am wenigsten Mühe gemacht und, was er an Denkmälern auf Friedhöfe und städtische Plätze gestellt hat, ist auch mit Recht vergessen.

In Ludwig Knaus lieben wir den Sezessionisten von 1848; er hat damals protestierend die Düsseldorfer Akademie verlassen und die Kurhessische Schwalm, der Schwarzwald und Tirol sind seine Schule geworden. Eine Skizze von 1853 läßt uns den selbstgewählten Lehrgang erkennen: diese Bauernküche ist ein Meisterstück der Lichtmalerei. Freilich hat Knaus nie so viel Sonne in seine Bilder eingeführt, daß die Umrisse der Dinge ins Schwanken gekommen und ihre Farben ausgesogen worden wären. Sehen wir nur diese Reihe grüner Flaschen an der Wand zwischen den zwei Fenstern oder die Teller in dem Rahmen, über die sich die dünnen langen Schatten legen. Sei es die volle Sonne, sei es das Helldunkel in seinen tausend Abstufungen, niemals wird beim jungen Knaus das Licht anders als weich und seidig, erscheinen. Ja seine Schatten sind noch mit so viel Licht gesättigt, daß er jede Farbe mit Leichtigkeit darin verschwinden lassen kann. Die Bilder: Peter Louis Ravené (1857), Damebrettspieler (1862), Kleinstädter in der Dorfschenke (1864), der Säufer, sind die schönsten Belege dafür. Wer diese gesehen hat, braucht nicht mehr viel über die Klarheit und Sicherheit seiner Komposition und die Ausdrucksfähigkeit seiner Linie belehrt werden. Man müßte ihn

*) Der Hintergrund ist wieder eine urglückliche Mischung von Braun und Violett.

Digitized by Google

vielleicht noch an den zahlreichen Vorarbeiten rasch vorbeiführen, damit er sähe, daß bei diesem Künstler der zuletzt, im Bilde gefundene Ausdruck immer der lebendigste war und, daß seine Skizzen nur im Ausnahmefalle das Impulsive haben, das wir erwarten würden. Diesen Knaus hat sich 1871 Berlin gerufen. Aber schon das Bild von 1878, die Belehrung des Jungen durch den Alten oder die salomonische Weisheit, beweist den Umschwung seiner Kunst. Freilich haben wir noch die treffsichere Zeichnung in den Köpfen; aber schon die leichte und freie Anordnung der Gestalten fehlt. Diese Wahrnehmung wiederholt sich, wenn wir auf die Gestelle zur Rechten und zur Linken blicken. Hier erst sehen wir dann mit voller Deutlichkeit, wie locker die Pinselführung, wie schmutzig die Farbe geworden ist. Wo ist der frühere Schmelz hin? Wir finden kein Licht mehr, das weich alle Dinge umspielen würde; wir finden eine Lichtinsel in der Mitte und daneben öde Schattengruben.

Woldemar Friedrich kommt aus der Steffeckschule und an einer Stelle glauben wir wahrhaftig deren frischen Hauch zu spüren. Eine Tuschzeichnung bringt den jungen Goethe, wie er Chemie studiert. Zugegeben, daß manches gegen die Linearperspektive verstößt; aber, wie sind die Wege und Wirkungen des Lichts in diesem Bilde klug berechnet! Das Fenster ist links im Hintergrund. Links vorne aber entstehen Schattenpartien: Mappen sind gegen einen Stuhl gestellt und die Schmalseite des Tisches steht im Dunkel. Grell stecken dagegen die Tischplatte und die weißen Zettel ab, über welche das Licht flutet. Der Student hat sich weit über den Tisch hereingelehnt und das Gesicht vom Fenster abgewendet; nur an den Schläfen und der Nase trifft ihn die Sonne. Hinter seiner dunklen Gestalt aber baut sich, wieder im vollen Licht, der schwere, hohe Kasten eines Pultes auf. - Darf man nach der Farbe dieses Malers fragen? Einmal, als er von seiner indischen Reise 1887 heimkehrte, zeigte er, welch weiche und volle Töne bei ihm möglich waren. Auf dem besten jener Blätter mit den Reiseerinnerungen sehen wir den Tempel von Bejapur. Grau und Grün dominieren im beschatteten Vordergrund, Gelb und Weiß dort, wo im Hintergrund das meiste Licht sich fängt. Rote Flecken, die Kleider der Staffage, sind da und dort verstreut. Wer aber will sich heute noch nach den Wandbildern dieses Malers umsehen?

Die Sammelausstellung von Viktor Paul Mohn hatten wir alle mit besonderer Spannung erwartet. Denn seit 1906 zeigt uns die Nationalgalerie von ihm das reizende Bildchen mit dem Sonntagsspaziergang der Dresdener Damen, und keiner hat vor- und nachher etwas, das von Belang gewesen wäre, von dem Künstler gesehen. Die Dresdener Lichtmalerei des frühen neunzehnten Jahrhunderts, die Art Kaspar David Friedrichs und Georg Kerstings, sieht man in dem Bilde sich ausleben. Ja, ein Junger mußte jenen Frühling gemalt haben, denn er legte so scharf geränderte Schatten über die Abhänge der Wiesen, an die Straßensäume, an die Waldränder und die Gartenmauern, in die Falten der Kleider und auf die Gesichter. Jetzt hätten wir erfahren mögen, was aus all diesem Frühling geworden ist. Eine lange Reihe schwacher Entwürfe, meist für Illustrationen, hängen zu beiden Seiten des genannten Bildes und, wenn nicht in letzter Stunde noch die Aquarelle zum „Märchenstrauß für Kind und Haus" dazugelegt worden wären, so hätten wir über diesen Künstler gar nichts Neues gelernt. Aus jener Serie aber kommt doch noch das letzte Bild, das Titelblatt zu Dornröschen, in Betracht. In der rechten vorderen Ecke hat der Prinz auf weißem Rosse gehalten; er steht im vollen Licht; auch die Hügel und Täler der Ferne liegen im Sonnenschein. Dazwischen aber erhebt sich, von einer ziehenden Wolke beschattet, das verwunschene Schloß mit Turm und Palas; die Rosen sind an den Mauern emporgewuchert und haben die Dächer bis an den First übersponnen. Das ist die weiche Romantik Ludwig Richters, dessen Schüler und Assistent unser Künstler lange Jahre gewesen war.

Der Ruhm des Radierers Gustav Eiler war am größten, als 1870 der Linienstich nach Tizians Zinsgroschen erschien. Ueber dem Gesichte Christi liegt in der Tat ein wenig von dem Schmelz der Farbe des Originals. Aber, welche pedantische Strichführung hatte er sich für die Behandlung des Gewandes ausgedacht! Seine Technik mußte bei Rubens' heiliger Cäcilia vollends versagen; auch nicht die leiseste Erinnerung an die hin- und herflutenden grünen und gelben Schillerfarben des Kleides finden wir auf dem Stiche. In späten Jahren erst, 1905, schuf er die beste seiner Kopien; damals war die Begeisterung für den jungen Menzel am lebhaftesten und Eiler radierte das Bild von 1847, „Gustav Adolf begrüßt seine Gemahlin". Hier hat die neue Technik es ihm ermöglicht, alle jene satten ond schwingenden Töne wiederzugeben, welche das Original auszeichnen. Was aber er, der 1886 den Verein für Originalradierung ins Leben gerufen hatte, nach der Natur radierte, ist immer spröde ausgefallen.

Die Akademie hat ihren Namen vom schimmernden Haine des Akademos!

Dr. Ed. Thoma.

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

Volkskunst.

I.

Im Zirkus Schumann spielte man vor den fünftausend Zuschauern unter Max Reinhardts Regie „Jedermann“. Das mittelalterliche Allegorienspiel vom Sterben des reichen Mannes, erneuert von Hugo von Hofmannsthal. — Daß Hofmannsthal dergleichen stilistische Nachbildungen, Zusammenlegungen, Bearbeitungen mit kultiviertestem Geschick bewältigt, war uns bekannt. Daß der Regisseur Reinhardt wieder mit vollendeter Herrschgewalt allen Lichtern und Klängen gebieten würde, daß er sinnliche Effekte von feinster und stärkster Art erzielen, das Ensemble großzügig dirigieren, die einzelnen Mimen zu getreuem alten Holzschnittstil erziehen würde, das alles war vorauszusehen. Und daß Moissi, der sich immer mehr als die reichste, beweglichste, sicherste Schauspielerkraft des gegenwärtigen Berlins enthüllt, diesen Marionettenstil mit graziöser Menschlichkeit beleben, zur stilistischen eine menschliche Naivität entzückender und ergreifender Art spielen konnte, auch das kam uns nur erwartet. Und dieser Jedermann erhielt durch Helene Fehdmar eine innig zarte Mutter, durch Winterstein einen lustig tölpischen Freund, sein „Glaube“ hatte Mary Dietrichs glockentönige Stimmkraft, seine mageren „Guten Werke“ Gertrud Eysoldts stilvolle Gebrechlichkeit, sein Mammon ward in Wegener graulich grotesk, sein „Teufel“ mit Biensfeld volksbuchmäßig komisch, sein „Tod“ mit Herrn Breiderhoft volkstümlich starr und stark. Daß das an und für sich eine Ansammlung von hundert schönen Dingen war, ist gewiß, und es bleibt nur die Frage: was ist es im ganzen unserer Theaterkultur? Was bedeutet diese Schaubietung als seelische Totalität für uns? Was gibt solchem Arenaabend Anspruch, sich als die echtere, großzügigere Volkskunst, der wahre Feiertag der Massen über einen guten Theaterabend gewöhnlichen Schlages zu erheben? Denn das ist doch die Prätention, mit der die neue Zirkuskunst von so vielen geschäftigen Herolden eingeführt wird.

Daß man ein mittelalterliches Allegorienspiel in der Arena am besten aufführt, das mag sein. Nicht nur weil der Raum dem Kirchenschiff, dem Marktplatz, auf dem diese Dinge ursprünglich agiert wurden, am ehesten gleicht. Diese lebensgroßen Marionetten, diese bloß bedeutenden Figuren gehören allerdings auf einen Schauplatz, der sich möglichst grell von der uns gewohnten Stätte der Menschendarstellung unterscheidet, auf einen Schauplatz, der sie illusionslos freistehend, mitten in einem gleichsam abstrakten, nichts bedeutenden Raume zeigt. Hier mögen sie in ihrer ideologischen Monumentalität wirken. — Vorausgesetzt nämlich, daß die Idee, in der sie bedeutend sind, überhaupt auf heut lebende Menschen gefühlsmäßig wirkt. Aber diese Voraussetzung ist falsch. Gewiß leben heute noch Menschen, die das Dogma, auf dem das ganze Spiel steht, teilen, — Menschen, die zehn Menschenalter nach Spinoza, vier Menschenalter nach Kant und Goethe, noch diesen handfest dualistischen Glauben an die außerweltliche Gottheit haben. Aber diese Naivreligiösen, denen ich mehr als der Schar indifferent Aufgeklärter meine Hochachtung entgegenbringe, waren zuverlässig bei dieser Aufführung nicht zugegen. Weder der Uebersetzer noch der Regisseur, weder die Schauspieler, noch ein irgendwie belangvoller Teil des Publikums gehörte zu ihnen. Und das gab der ganzen, glänzenden Veranstaltung einen Mißton, der feinere Ohren peinlich berühren mußte. Zugegeben, daß Hofmannsthal hin und wieder rein menschliche lyrische Einzelwirkungen dem alten Gedicht entnommen — oder zugefügt hat; dies Ganze bleibt doch nur dem naiven altchristlichen Glauben, — oder dem kühlen, kulturhistorischen Interesse zugänglich. Dies Bildungsinteresse fehlte den begeisterten Fünftausend sicherlich fast ebenso wie die entsprechende Religiosität. Was auf sie wirkte, war eine Fülle glänzend und geschmackvoll arrangierter sinnlicher Effekte, abgestimmte Folgen von Nervenerschütterungen, die ein genialer Regisseur auf eigene Faust dichtete. Und daß er dazu als Leitfaden just einen religiösen Text nahm, das konnte manchem nur verletzend sein, der vor allen Manifesten echter Religiosität unbegrenzten Respekt hat, und der das Vaterunser als Vorwand eines noch so wunderbar gestellten und beleuchteten Altarbildes im Zirkus nicht verträgt. — In diesem Sinne war nun doch der Zirkus nicht der rechte Schauplatz für dies Passionsspiel: denn es kann uns seinem Wesen nach gar nicht lebendig gemacht, sondern nur in historische Erinnerung gebracht werden, und hierzu taugt die einfachste Darbietung auf der kleinen Bühne eines vornehmen Saales viel besser. Bei solcher Darbietung für einen kleinen Kreis wirklich kulturgeschichtlich Interessierter würde sich auch viel eher die Möglichkeit einstellen, dies groblinige Spiel der alten Dogmatik im Sinne neuerer Religiosität umzudeuten, und ihm so doch vielleicht einen gegenwärtigen Gefühlswert zu leihen. Dann würden nämlich unsere unbeschäftigten Sinne auf die religiöse Gefühlskraft lauschen können, die hinter diesen hahnebüchenen Formen steckt. Wir würden erkennen, daß Gott, Tod, Teufel, Glaube, gute Werke, Engel, Sakrament und Hölle doch nur naive Begriffbildungen sind über die geheimnisvolle Kraft, deren Wirken in uns wir ständig fühlen und verehren. In uns. Der Gott und der Teufel, der uns heute erschüttern soll, muß aus einem lebendigen Menschen heraustreten! Auf der Schaubühne gibt es seit Shakespeare nur einen Weg, unser zentrales, unser religiöses Gefühl zu erschüttern: der Weg der Menschendarstellung.

Und für Menschendarstellung bleibt (die Fülle aller zweckmäßigen Variationen vorbehalten) im Grunde doch das heute bestehende Theater der rechte Ort. Ueberall, wo in diesem „Jedermannsspiel“ sich die Darsteller auf der Arena einer mehr innerlichen, psychologisch zarteren Menschlichkeit zu nähern hatten, wurde ihre Stimme unverständlich, ihre Gebärde von der Fülle des

Digitized by Google

leeren Raumes erdrückt. Die eigentliche Menschendarstellung ist in der Arena unmöglich; und nur sie kann im Bunde mit der dramatischen Dichtung den tiefsten geistigen und seelischen Bedürfnissen, dem religiösen Willen der Gegenwart genügen, — soweit dies der Form des Theaters überhaupt beschieden ist. Das Volk, für das solch altgläubiges Mysterienspiel und jede vom Menschen abstrahierende Monumentalkunst, wie sie allein auf der Arena gedeiht, das Volk für das solche Spiele ein innerliches Erlebnis wäre — das Volk existiert nicht mehr. Es sind da nur einige tausend Snobs (mit einigen zehntausend Mitläufern) die sinnliche Impressionen, wie sie der so glänzende Arrangeur Reinhardt bietet, unbekümmert hinnehmen, — unbekümmert vor allen um die Partitur, die dieses Arrangement trägt, um diese Texte, an die sie so wenig glauben wie an irgend etwas anderes.

Wer heute wirklich Volkskunst pflegen will, der muß der Masse der gegenwärtigen Generation auf den dazu geeigneten Bühnen in ausreichender schauspielerischer Interpretation menschendarstellerische Dramen bieten. Dichtungen, in denen auf dem Wege über die psychologische Illusion das Wunder des Göttlichen enthüllt wird, Dichtungen, die den Glauben an den im Menschen lebendigen Gott voraussetzen. Diese Zirkusunternehmung scheint mir nichts als das Sichausleben eines genialen Regisseurs und die Sackgasse, in die sich ein bedeutender Theaterleiter verrennt — gefolgt von der lediglich sensationslustigen „Gesellschaft“ und ihren Nachahmern. Die wahre Volkskunst wird heute in ganz anderen Organisationen gepflegt, Instituten, die große dramatische Werke, Werke von gegenwärtiger Lebensmacht wirklich für große Volkskreise neu aufschließen. Organisationen, die mit Recht Volksbühnen heißen. Von der Bedeutung und der neuerlichen Tätigkeit dieser Volksbühnen will ich hier das nächste Mal handeln.

Julius Bab.

Neue Bücher.

Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens, insbesondere der Hetzjagden. Von Magnus Schwantje. Verlag der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen, Berlin W. 15, Düsseldorfer Straße 30.

Der Verfasser begründet in dieser Schrift die folgende, vom Internationalen Tierschutz-Kongreß in Kopenhagen 1911 einstimmig angenommene Resolution:

I. Der Kongreß erklärt die Bekämpfung der heute bei der Jagd massenhaft verübten Tierquälereien als eine ebenso wichtige Aufgabe der Tierschutz-Vereine wie die „Schlachtreform“.

II. Da die schnelle Tötung eines frei umherlaufenden Tieres mehr Geschicklichkeit und Uebung erfordert als die Schlachtung eines Haustieres, so erklärt der Kongreß die Forderung, daß das Jagen nur den im Schießen ausgebildeten und geprüften Jägern gestattet werde, als eine Konsequenz der schon von den meisten Tierschutz-Vereinen erhobenen Forderung, daß das Schlachten der Haustiere einem eigenen Berufe überlassen bleibe.

III. Der Kongreß erklärt es als einen unsinnigen und sittlich verwerflichen Sprachgebrauch, das Jagen ein edles Vergnügen zu nennen.

IV. Der Kongreß erblickt in den Parforce-Jagden und anderen Jagdarten, bei denen die Tiere absichtlich gemartert werden, eine Barbarei, die nur in einer Zeit, in der das Verhalten des Menschen gegen die Tiere als moralisch gleichgültig betrachtet wurde, entstehen konnte und die der sittlichen Entwicklung der Menschheit um so mehr schaden muß, als sie hauptsächlich von Angehörigen derjenigen Gesellschaftskreise ausgeübt wird, deren Sitten und Anschauungen ein großer Teil des Volkes als vorbildlich ansieht. — Der Kongreß bittet insbesondere die Staatsoberhäupter, welche Parforce-Jagden und ähnliche Vergnügungen veranstalten, dringend, diese grausamen Bräuche abzuschaffen, zumal da die in allen zivilisierten Ländern bestehenden strafgesetzlichen Bestimmungen gegen Tierquälerei durch solche Jagdbräuche verletzt werden.

V. Der Kongreß spricht den Naturschutz-Vereinen, welche internationale Vereinbarungen zum Schutze der wilden Tiere — auch der Raubtiere — vor der Ausrottung herbeizuführen trachten, Anerkennung und Sympathie aus und fordert die Tierschutz-Vereine auf, diese und andere Bestrebungen der Naturschutz-Vereine zu unterstützen.

Man muß gespannt darauf sein, wie die Forstleute und die Fürstenhöfe sich diesen von einem großen Kongreß erhobenen Forderungen gegenüber verhalten werden. Der Verfasser der Broschüre sieht ein, daß die von ihm verlangten Reformen nur mit Hilfe der Fachleute durchführbar sind und hofft auch, daß viele von ihnen mitarbeiten werden an der Beseitigung der Mißstände im heutigen Jagdbetrieb. Unbedingt muß man dem Verfasser wenigstens darin Recht geben, daß dem Wilde derselbe Schutz gebührt wie dem Schlachtvieh, und daß man daher nicht jedem Menschen, der eine Jagdflinte erwerben kann, erlauben sollte, sich an lebenden Tieren im Schießen zu üben. Die Forderung eines obligatorischen Jagdexamens ist übrigens auch auf dem Vogelschutztage in Stuttgart 1911 von Fachmännern erhoben worden. Schwantjes Verurteilung der Hetzjagden, die er eingehend schildert, sowie seine Bemerkungen über die Bedeutung der Naturschutzbewegung werden gewiß ebenfalls die Zustimmung der meisten Leser finden. Der Verfasser untersucht in fesselnder Weise von einem hohen sittlichen Standpunkt aus eine sehr wichtige, aber bisher selten erörterte Frage; seine Schrift verdient daher die Beachtung der weitesten Kreise.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Kommissions-Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Willy Geißler, Berlin SW. 68. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909 Herr **Dr. med. Haedicke,** Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von: Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

160 Millionen Mark

beträgt der Wert der Objekte, für die seit dem 1. April bis zum 10. September d. J. ein Antrag auf Mietversicherung gegen Mietverlust infolge Leerstehens unvermieteter Wohnungen bei uns eingereicht worden ist.

Allgemeiner Deutscher Mietversicherungsverein A.-G. zu Berlin.
Geschäftsstelle: Bülowstrasse 1, am Nollendorfplatz.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 51. Berlin, den 16. Dezember 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Bismarck der Realist.

Von

Emil Ludwig.

Napoleons und Bismarcks sinnfälligste Aehnlichkeit ist: ihr Haß gegen die Ideologen.

Theoretisch hat Bismarck nur diesen einzigen Todfeind besessen. Die Ideologen, die Dogmatiker, die Undynamischen sind es, die nicht müde werden, ihm den Mangel ihrer Tugenden vorzuwerfen: er hätte keine „Ideale", keine „Prinzipien", keine „Gefühle".

Wäre Bismarck kein Problematiker gewesen, er hätte diese Vorwürfe so voll verdient wie jene ungebrochenen Helden der Macht, die zuletzt vor dem ci-dit Morgenrot aufgeklärterer Jahrhunderte versanken. So aber konnte er die Werte, deren Mangel ihm die Ideologen nicht verziehen, nicht ganz für sich in Anspruch nehmen, und eben deshalb mag er sich doppelt an ihnen geärgert haben. Ihn kränkten diese Töne, weil er ihnen in einsamen Stunden nachhing und mancher Kampf mit sich selber den Kämpfen mit jenen vorausging. Napoleon kränkte sich viel weniger. Der Borgia lachte.

Daß Bismarck als Realist auf die politische Welt reagieren mußte, als er mit ihr zusammenstieß, folgt aus seiner Nüchternheit, seiner Gewaltsamkeit, seiner Skepsis. Diese Trias schuf notwendig einen Realpolitiker. Aber auch sein Fatalismus regte ihn dazu an: „Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben des Menschen mit sich bringt, sind gottgewollte Realitäten, die man nicht ignorieren soll und kann."

Virchow hat das Wort gefunden, das die ewig unüberwindliche Fremdheit der Ideologen zu den Bismarcks in ein ungewolltes Epigramm ballte, als er im Herbst 66 nach dem Kriege rief: „Hüten wir uns, den Götzendienst des Erfolges zu treiben!" Bismarck aber lenkte einen Staat, den von Erfolg zu Erfolg zu führen seine ausschließliche Aufgabe vor Gott und seinem König war. Er hatte, wie jeder große Staatsmann, in der Welt nichts anderes vor, als einen Götzendienst des Erfolges durch seine Taten zu ermöglichen. Und als ihm Richter immer aufs neue Torheiten aus seiner Vergangenheit vorwarf, bat Bismarck ihn, das doch zu lassen, und fügte hinzu: „Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein als ich bin, und doch sachlich recht haben."

Die theoretische Konsequenz, die man von ihm forderte, die Prinzipien, die man an ihm vermißte, verachtete er, wo immer ihn die Umstände zwangen. „Die Politik", so faßte er sich 70jährig im Reichstage zusammen, „ist eben keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren glauben, sie ist eben eine Kunst."

Bei jedem Schritt, den er auf dem Wege zu seinem Werke tat, haben die Ideologen das Gegenteil von ihm verlangt. Im Jahre 63 wollten sie, die damals das Parlament beherrschten, die polnische Insurrektion gegen Rußland ermutigen, denn sie dachten, wie Bismarck ihnen 20 Jahre später rückblickend zurief: „Mein Gott, da ist Lärm, da ist Aufstand, da ist Insurrektion, kurz und gut, da wird eine Regierung angegriffen: das erregt unsere Sympathie." Mit Gefühl trat man damals für die Freiheit der Polen ein. Bismarck dachte rationeller: „Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzagen," schrieb er kurz zuvor privatim, „ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts anderes tun als sie ausrotten. Der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott geschaffen ist, wie er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann."

Das ist derselbe Mann, der zögert, das nötige Holz auf seinem Gute zu fällen: „Es jammerte mich so"; derselbe, der auf der Jagd nicht schießt, weil er „nur Mütter und Babys" sieht, die er nicht trennen will; derselbe, der jede Bettelei von seinem Sekretär an Ort und Stelle untersuchen läßt und inmitten aller Staatsgeschäfte prüft, wie

Digitized by Google

hoch der Bittsteller aus seiner Privatkasse zu unterstützen sei; derselbe, der in Frankfurt einen alten preußischen Kanzleidiener, den der Minister nicht pensionieren will, selbst privatim pensioniert, — aber wiederum derselbe, der in Versailles nach einem Ausfall einen zweitägigen Waffenstillstand nicht bewilligen will, weil wenige Stunden für Fortschaffung der Verwundeten genügen, und „die Toten ebensogut über als unter der Erde liegen."

Man denkt an Macbeth: Die Sache will's! So ist seine Haltung.

Aber es braucht nicht zum Konflikt zwischen Mitleid und Egoismus zu kommen, auch um anderer Ideale willen stoßen sich Bismarck und die Ideologie. Ein Jahr nach dem polnischen Handel kommt der dänische. Die Professoren wollen sich für das sehr bestrittene Recht des Augustenburgers schlagen. Bismarck zieht es vor, die Herzogtümer zu annektieren. Ein Jahrzehnt später ruft die Humanität seine Gegner auf, die in Ungarn lebenden Deutschen zu schützen. Der Realist warnt vor „Sentimentalitäten", weil dadurch die Magyaren ins feindliche Lager getrieben würden und eine solche Verbindung gefährlich sei.

Der Mann, der Preußen liebt wie einen Vater, erschreckt den feinfühlenden Hobrecht durch seine Rücksichtslosigkeit, der alte preußische Traditionen zuweilen „nicht heiliger als Perückenstöcke" seien. Die Ideologen werfen ihm vor, daß er der Reihe nach mit nahezu allen Parteien paktiert und kämpft. „Alle Systeme, antwortet er, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. Doktrinär bin ich in meinem Leben nie gewesen." — Historisch könnte man begründen: Das Genie hat keinen Wahlkreis.

Den französischen Unterhändlern rät er in Versailles: „Man muß seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen." Hier liegt der tiefste Grund jener leidenschaftlichen Antithese zu den Ideologen in zwei Worten beschlossen. Und er fügt hinzu, den Franzosen ein Aperçu in ihrer Sprache wie einen Fangball zuwerfend: „La patrie veut être servie et pa dominée." Favre fängt den Ball auf, dreht und wendet ihn, findet keinen Eingang. „C'est un mot profond", antwortet er und denkt nach, wie er ihn Bismarck zurückwerfen kann.

Selbst wenn die Unversöhnlichen einmal dasselbe wollen, bekämpft er sie noch um ihrer Gründe willen. Hier gerade spürt man die unterirdische Verbindung zwischen den Dogmatikern und dem Problematiker: solcher Streit ist echt deutsch. Er bestreitet, daß Steuern „aus Patriotismus" gezahlt werden, oder daß man Elsaß und Lothringen nehmen müsse, weil sie einmal deutsch gewesen: das sei eine Professorenidee. „Wir brauchen es vielmehr, weil die Vogesen eine bessere Westgrenze bilden und weil Metz diese Grenze stärkt."

Um Dogmen, um Gefühle haben sogar seine diplomatischen Mitarbeiter, hat selbst der König bitteren Streit mit ihm gehabt.

In den 50er Jahren wünscht Bismarck den Besuch Napoleons in Berlin, Frankreich würde, „wie die Dinge nun einmal liegen", den preußischen Einfluß diplomatisch überall erhöhen. Entsetzt weigern sich der König und alle Minister, mit der Verkörperung der Revolution Bündnisse zu schließen. Bismarck aber bleibt noch bis in die 60er Jahre dabei. Nach Sedan fördert dieser Royalist nicht etwa die prätendierenden Bourbons, sondern im Gegenteil die Republik, weil er von den Bourbons eher die Herstellung der Bündnisfähigkeit Frankreichs befürchtet.

Gegen Goltz verteidigt er im Jahre 63 den Londoner Vertrag: „Mögen sie ihn revolutionär nennen, die Wiener Traktate waren es zehnmal mehr, das europäische Recht wird eben durch europäische Traktate geschaffen. Wenn man aber an letztere den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte, so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden."

Dieser Mann bekennt einen „angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten", die Ideologen haben stets Respekt vor Ideen, Gefühlen und Prinzipien bekannt. Als er den Krieg mit Oesterreich für unumgänglich erkennt, erklärt er Metternich in Paris, gegen die „Phrase vom Bruderkrieg" sei er stichfest, er kenne keine andere als „ungemütliche Politik, Zug um Zug und bar." Gleich nach Königgrätz fühlt er voraus, man werde im Generalstab glauben die Welt erobert zu haben und vergessen, daß man nicht mit Oesterreich allein auf der Welt ist. „Wir sind ebenso rasch berauscht wie verzagt", und er müsse Wasser in den brausenden Wein gießen. Als dann wirklich in Nikolsburg der König, aller Argumente für Fortsetzung des Krieges durch Bismarck Gegengründe beraubt, aufgeregt und in lebhaftem Gerechtigkeitsgefühl ausruft, der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, gibt Bismarck die programmatische Antwort: wir hätten nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns wäre überdies nicht straf-

Digitized by Google

barer als der unsrige gegen Oesterreich. Wir hätten nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben.

Will man zugleich sehen, wie sein Glaube sich zu diesen Realismen stellt, so darf man nicht auf Demut, man muß auf sein Gefühl schließen, analog dem, das ihn vier Jahre später aus Versailles schreiben ließ: „Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es an. Die Rache ist Gottes.“ So funktioniert seine Ideologie.

Dieser Mann, dem das Transzendentale in der Form von Glauben und Aberglauben, von Fatalismus und Dämonie vertraut war, hat zugunsten seines Werkes alles in sich zurückgebannt, was dieses Werk, geplant und ausführbar einzig in der Realität, gefährden konnte. Er ist es, der das Wort geprägt hat: Die Politik ist die Lehre vom Möglichen.

Dies Aperçu hat er einmal in praxi schlagend in Worte gefaßt, die er im Jahre 66 im Parlament über die Dänische Frage sprach: „Ich habe stets an der Klimax festgehalten, daß die Personalunion mit Dänemark besser wäre als das, was existiere; daß ein selbständiger Fürst besser wäre als die Personalunion, und daß die Vereinigung mit Preußen besser wäre als ein selbständiger Fürst. Welches davon das Erreichbare war, das konnten allein die Ereignisse lehren.“

Seine Räte überliefern, daß er für jede Frage stets mehrere Lösungen bereithielt, von denen er die jeweilig mögliche benutzte. Als er einmal, im Jahre 67, im Parlament angegriffen wird, bekennt er, es wäre nicht seine Absicht, „ein theoretisches Ideal einer Bundesverfassung herzustellen, in welcher die Einheit Deutschlands auf ewig verbürgt werde. Eine solche Quadratur des Zirkels um einige Dezimalstellen näher zu rücken, ist nicht die Aufgabe der Gegenwart.“ Und immer wieder begegnet man der Fragestellung des Realisten: Nicht: was können wir wünschen? sondern: was müssen wir unbedingt haben?

Mit dieser Lehre vom Möglichen gleicht er einem Geschäftsmann größten Stils, dem die Stetigkeit seines bedachten Vorschreitens mit einer Sicherheit gegen plötzliche Fallissements belohnt wird, die genialen Spekulanten immer drohen. Er rechnet auch wie ein Geschäftsmann. In Versailles erwägt er vorübergehend den Gedanken, man könne eine Milliarde mehr verlangen und dafür Metz dem Feinde lassen, dann eine Festung ein paar Meilen zurückbauen (bei Falkenberg oder Saarbrücken), die 800 Millionen kosten würde: „Dabei profitieren wir bare 200 Millionen.“

Als Realist läßt er keine Situation aus Gefühl passieren, ohne sie zu nutzen. Kaum erfährt er von dem Hödelschen Attentat auf den Kaiser (das unblutig verlief), so telegraphiert er nach Berlin, es solle sofort ein Sozialistengesetz ausgearbeitet werden. 12 Tage später hatte der Reichstag schon Gelegenheit, dies Gesetz abzulehnen. Ebenso benutzt er das Kullmannsche Attentat auf ihn selbst dazu, dem feindlichen Zentrum von der Tribüne ins Gesicht zu sagen, der Mann hinge sich an seine Rockschöße, „es nutzt Sie alles nichts“, er habe ihm selbst als Grund für das Attentat angegeben, daß Bismarck seine Fraktion, das Zentrum beleidigt habe. —

Daß Bismarck dies alles ohne Skrupel fertig brachte, das ist bei einer so problematischen Natur gleichsam die Rache eines edlen Genius, der sich von einem Meer von Haß und Eifersucht, von Egoisten im Innern und Verrätern draußen bedroht sieht und nun „wie jeder ordentliche Mensch“ seine Kräfte nutzt. Es ist aber auch der Mann, der, gefangen von dem Gedanken an sein Werk, ihm alles opfert, was sein Inneres an Gefühlen und Dogmen belastet. Als Realist scheint Bismarck unproblematisch, die Quellen aber strömen tiefer.

Immerhin erscheint er diesem Lichte ungebrochener als irgend sonst. Sein Ton ist Dur. Wie Lebensfeuer geht es von dem Satz aus, den der 70jährige im Reichstag sprach: „Die Sünde an der Gegenwart halte ich für eine Todsünde“*).

*) Als Probe aus Emil Ludwigs eigenartigem und lesenswertem Buch „Bismarck. Ein psychologischer Versuch“. S. Fischer, Berlin.

Ueber eine neue Art des Schimpfens.

Von

Prof. Dr. Richard M. Meyer, Berlin.

Eigentlich ist sie uralt; denn sie hängt mit den primitivsten Instinkten des Menschen zusammen: mit der rohesten Sinnlichkeit, und mit dem wildesten Drang, andern weh zu tun. Man braucht nicht in romantischem Raffinement die mystische Union von Wollust und Grausamkeit zu feiern, um im sexuellen Schimpfwort beide Triebe befriedigt zu finden. Das verstehen schon die Beduinen der Wüste, wenn sie den verhaßten Feind am liebsten als

Digitized by Google

„Sohn einer Dirne" schmähen; und die gemeinen Handzeichnungen mit persönlich gemeinten Unterschriften, die unsere Bauzäune und — Lokalitäten bedecken, beweisen für die ungestörte Fortdauer dieser lieblichen Kunstübung.

Aber man pflegte sie eben dem Gebrauch der Gasse zu überlassen. In Augenblicken der höchsten Erregung brach sie wohl über dies Gehege heraus, und der Bauer in Catull hat seine politischen Gegner so wenig mit schmutzigen Schimpfworten verschont wie der in Martin Luther (und vollends in seinen Gegnern wie dem Simon Lemnius) die religiösen. Die geistliche Polemik, die ja in merkwürdigem Gegensatz zu der Heiligkeit und Zartheit ihres Gegenstandes fast stets die roheste und wildeste Art des „geistigen Kampfes" war, hat sich am häufigsten solches „Ueberkochen der Volksseele" gestattet und in allen Schattierungen vom vorsichtigen Ausdruck bis zur unflätigen Verleumdung mit sexueller Verdächtigungen gearbeitet; noch ein kürzlich erschienenes Werk eines gelehrten Jesuiten spricht es frischweg aus, daß alle Ketzereien lediglich in der ungezügelten Sinnesleidenschaft (etwa des Asketen Pascal!) ihren Ursprung haben; und ungefähr sagt das der Papst ja auch in seiner Borromäus-Enzyklika.

Als übermütiges Spiel drängte sich das Behagen an der sexuellen Schelte wohl auch ohne die Entschuldigung religiöser und politischer Leidenschaft von der Straße in das Buch; und in Italien, wo man nach Goethes Bemerkung für jedes ungeschickte Benehmen einen schärferen und unbarmherzigeren Blick hat als irgendwo sonst, wo auch die Freude am Lästern und Verlästern in der Stickluft der kleinen Residenzen zu fast künstlerischer Blüte gedieh — manch literarischer Verleumdungsfeldzug kanns bezeugen —, konnte 1780 jene „Cicceide" gedruckt werden — „330 Sonette, welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein AA sei" —, an deren wirksamem Spiel Goethe selbst sich belustigte, Goethe, der aber doch nie daran gedacht hat, die heftigen Ausdrücke seines Aergers in persönlichsten „Invektiven" zu veröffentlichen. Gerade er hielt als Redakteur der Literaturzeitung strengstens auf Fernhaltung beleidigender Wendungen; und in den „Xenien" wurde eine recht bedenkliche Wendung in Gestalt eines lateinischen Pendameters (noscitur ex naso . . .) mit Recht unterdrückt, die nicht nur beleidigend, sondern gar sexuell beschimpfend genannt werden mußte.

Aber das moderne, bis zum Unsinn gesteigerte Bedürfnis nach Injurien und Verdächtigungen konnte auf die Dauer an diesem schönen klebrigen Schmuck nicht vorbeigehen. Gerade derjenigen, die sich aus stolzesten ihrer Bildung, ihres Geschmacks, ihrer Feinheit rühmten, bemächtigte sich auf der Jagd nach Effekten im ästhetischen (!) und persönlichen Kampf jene Leidenschaft, die der Franzose Hello „la nostalgie de la boue" getauft hat: das unwiderstehliche Verlangen, in den Kot der Gasse und den Schmutz des Stalls hinabzusteigen. Und unsere feinsinnigen Aestheten, die Zionswächter der echt künstlerischen Bildung, belieben seit einigen Jahren die schwarze Messe des zotigen Schimpfens zu feiern.

Maximilian Harden, wenn ich nicht irre, hat auch hier bahnbrechend gewirkt. Seine Mißbilligung weiblicher Teilnahme an den Ferrer-Demonstrationen glaubte er nicht würdiger ausdrücken zu können, als indem er sagte, diese Frauen hätten ihre Gefühle entblößt wie sonst ihre Brustwarzen (ich zitiere aus dem Gedächtnis, aber schwerlich sehr ungenau); und bei einem Konflikt mit einer Zeitung, die ihn unzweifelhaft verleumdet hatte, genügte es ihm nicht, sie „Dirne" zu nennen — er mußte diese Bezeihung noch durch die ekelhaftesten Einzelheiten verdeutlichen.

Das hat nicht nur bei seinem in aller erbittertsten Feindschaft treuesten Schüler Karl Kraus in Wien Schule gemacht. Die beliebten Scheltwörter „Eunuch" und „Metze" werden stimmungsvoll ausgemalt und so zwei Götzen unserer Zeit zugleich gedient — jenen beiden, die Götzen sowohl primitiver als raffinierter Roheit sind: dem Sinnenkitzel und dem Zerstörungsdrang.

Ich muß mich in diesem Punkt als durchaus altmodisch bekennen. Ich glaube durchs Leben zu kommen, ohne gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben; und ich halte es für das berechtigte Privileg des gebildeten, ja des anständigen Menschen, auf schmutzige Ausdrücke ebenso zu verzichten wie auf schmutzige Handlungen — soweit wenigstens, wie ihnen eine freie Wahl bleibt; der Prüderie in wissenschaftlichen Fragen soll damit selbstverständlich nicht das Wort geredet werden. Aber mir scheint, selbst in der Polemik wider den „Schmutz in Wort und Bild" könnte man reinlicher bleiben als mancher Verfasser dieser durchaus berechtigten, ja notwendigen Abwehr. Selbst Johannes Volkelt scheint mir in seiner neuen Schrift über „Kunst und Volkserziehung" wiederholt anschaulicher als nötig; so anschaulich, daß er seinen Gegnern mehr Vergnügen bereitet als seinen Gesinnungsgenossen.

Aber so weit wie ich braucht man ja hierin nicht zu gehen. Man mag mit dem alten Vischer und dem alten Jordan in dem Aussprechen des Unaussprechlichen eine unentbehrliche oder doch wohltätige Katharsis sehen; man mag dem uralten bei allen Naturvölkern verbreiteten Glauben huldigen, daß gewisse böse Geister nur durch eine unanständige Geste vertrieben werden können.

Digitized by Google

Gut; ich verstehe das. Aber wo über diesen Ausbrüche des Zornes, über diese Gebärde der Abwehr heraus das behagliche Verweilen im schmutzigen Schimpfen sich breit macht, da, meine ich, sollte Duldung und Schonung aufhören; da haben wir eine Erscheinungsform der literarischen Pathologia sexualis, gegen die wiederum wir uns zu wehren haben; da treiben böse, schmutzige Geister ihr Spiel, die wir beschwören wollen.

Es ist ein Beispiel schlimmster Sorte, was mich zwingt, mich mit dieser nicht eben angenehmen Materie zu befassen. Es steht in dem vorletzten Heft des „März"; und ich knüpfe daran an, nicht weil, sondern obgleich ich soeben einen persönlichen Konflikt mit dieser Zeitschrift gehabt habe, deren Verdienste auf manchem Gebiet ich nicht verkenne. Aber sie hat neben ihren hellen Seiten eine Rumpelkammer für allerlei bedenkliche Pseudonymi und Anonymi, deren Treiben nicht nur den guten Namen, sondern leider schließlich sogar dem guten Namen des „März" gefährlich wird.

Es ist eine „Besprechung" von Reinhardts „Turandot". Ich bekenne vorweg, daß ich zwar kein blinder Verehrer des „Deutschen Theaters" bin, wohl aber innerlich überzeugt, daß wir ihm dauernd Großes zu danken haben; und überzeugt auch, daß der Genuß an Brahms festem Stil illusionistisch-naturalischer Regiekunst uns keinen Augenblick zum Haß gegen Reinhardts dekorativ-spielenden Stil zu zwingen braucht. Wie oft soll man das Wort wiederholen: wir sollen uns freuen, daß wir zwei solche Kerle haben. — Aber man kann ja anders denken. Man kann in Reinhardts willkürlichem Umhergreifen eine Gefahr, ein Verderben sehen und ihn bekämpfen. Man kann insbesondere in seiner gewiß vielen Einwänden ausgesetzten „Turandot" ein bedenkliches Symptom erblicken. Weshalb aber kann das nicht in sachlicher und weshalb kann es nicht in ästhetischer Weise geschehen, wenn man wirklich einen Fehlgriff oder eine falsche, schädliche Richtung kennzeichnen will? Verstehen das doch glücklicherweise noch recht Viele! Wie würdig und fördernd haben, um nur zwei Namen beispielsweise anzuführen, Arthur Eloesser und Karl Strecker ihren Gegensatz zu starken theatralischen Richtungen verfochten! — So aber tut das der tapfere Anonymus A. R. im „März" (5, 280): „Die Zeit der öden Lümmel, die nach durchschlafenen Tagen ihre nächtlichen Späße haben müssen, hat ihren Regisseur gefunden .... Lustknäbliche Verzückungen, unter dem Gürtel heraufgeholte Seufzer, Schweiß und Patschuli. Es war wieder wundervoll. — Bade dich gesund von dem Ekel, der du noch nicht zu ihnen gehörst ...."

Was soll nun dies sinnlos-heisere Schimpfen? Ich „gehöre" ja zufällig „zu ihnen"; ich bin, muß ich denn meine Schande gestehen, einer von den „hohläugigen Genießern", die „nach durchschlafenem Tag" die Aufführung genossen haben. Ein großes weites Haus war von diesen entnervten Genüßlingen erfüllt; und zum Teil scheinen sie sich für die wunderbar entwickelte Schauspielkunst Alexander Moissis (den A. R. vor lauter Entrüstung über „Schweiß und Patschuli" nicht sah), für einige schöne Szenenbilder, für die Wiederbelebung szenischen Marionettenhumors durch Waßmann und Arnold mehr interessiert zu haben als für „dunkle Szene und nackte Beine". Von diesem letzten ist meinem durch die wildesten Exzesse entnervten Gedächtnis so wenig in der Erinnerung geblieben, daß ich fast fragen möchte, ob der Berichterstatter nicht vielleicht aus Versehen ins Metropoltheater geraten ist. Und wenn er den „Lustknaben" (ein Wort, das einst Stefan George in einer künstlerisch meisterhaften Invektive gegen Weichlichkeit unserer Zeit als letzten schärfsten Pfeil abschoß, als gehässiges Schimpfwort gerade hier verwendet, so drängt sich wiederum der Zweifel auf, ob die überlegene Bildung des wackeren Anonymus nicht vielleicht „Eunuch" für eine orientalische Bezeichnung der „Lustknaben" gehalten hat?

Aber nein; er war wohl wirklich in der „Turandot", und da er nicht mitgenießen konnte, versuchte er wenigstens zu tun, was er in der denkbar willkürlichsten Weise gerade diesem Publikum verleumderisch vorwirft: „mitzupöbeln". Es ist einer jener Unglücklichen, wie H. Victor Aubertin, der über den Tod der Kunst klagt, weil sie ihm überall ausweicht; weil er in einer volkstümlichen Faustaufführung nicht die helläugige Begeisterung der Jugend an großen Stellen bemerkt, sondern nur das erotische Grinsen eines alten Mannes in Einem Moment; dessen Liebe zur Poesie ihn nicht hindert, sie in eine so schmutzige Verbindung zu bringen, daß das ganze Buch danach riecht. Diese Schnüffler der neuen Manier verraten ihre innere Unreinheit genau so wie jene Pfaffen, denen die nackten Beine der Schulkinder unsittlich sind; gerade wie jene „Forscher", die hinter jeder nicht ganz alltäglichen künstlerischen Erscheinung etwas „Perverses" sehen — ich nenne sie die Perversifikatoren —, mehr ihre Perversität als die Kleists oder Goethes erweisen. Wir verschmähen es, ihnen in ihrem Ton zu antworten; aber das müssen wir doch fragen: wie sollte so ein Mund von sexueller Beschimpfung künstlerischer Gegner überlaufen, wenn das Herz nicht davon voll wäre?

Der Anonymus im Winkel des „März" interessiert uns nur als Typus. Wir könnten mehr von dieser Sorte vorlegen, wenn wir es liebten, Roerensche Musterlager anzuhäufen. Aber

Digitized by Google

ich denke, die Belege genügen. Wenn ein Blatt, das sich vornehmster Mitarbeiter rühmen darf, sich nicht schämt, dergleichen abzudrucken — wie müssen da die Sinne schon abgestumpft sein gegen die Beduinenzote und die Fischmarktinjurie! Ich aber mußte dies schreiben, um zu protestieren; und nun werde ich mich „von dem Ekel gesund baden"!

Die Verkündigung.

Von

Carl Einstein.

Der Apostel wurde wohl im Großen und Ganzen hinreichend durch den Annoncenteil der Zeitungen ersetzt. Hie und da überrascht trotzdem uns auf der Straße oder im Café eine solche Figur. Er zeichnet sich durch die Arroganz aus anzunehmen, daß der größere Teil der Menschen im Besitz einer Unwahrheit sei, während er gerade das Neue in sich trage.

Der Apostel ist untrennbar mit dem Begriff des Neuen verbunden, und nichts vernichtet ihn eher, als die beobachtete Unoriginalität seiner Meinung, woraus leichthin folgt, daß es einem Apostel ziemt, bei einem steten Erfolg allmählich zu verschwinden; denn sonst gerät er in die peinliche Lage, bei Lebzeiten überflüssig zu werden.

Einer der neueren Verkünder gab seinen eventuellen Jüngern den sonderlichen Rat, ihm nicht zu folgen, was für unverantwortlich und eitel bezeichnet werden darf. Das Ganze, der Mann versuchte seine Sonderstellung zu wahren, vielleicht aber erkannte er die Problematik seines Handwerks. Peinlich dürfte es einem Verkünder zumute sein, wenn er im Augenblick, da seine Lehre siegt, diese bereits überwunden hat; was leicht möglich bei dem starken inneren Trieb dieser Männer. Immerhin kann er sich dann einer zu nichts verpflichtenden ritualen Dogmatik hingeben. Ekelhaft und geradezu beschämend dürfte es einem Apostel des Aristokratismus, der Vereinzelung sein, wenn er einen allzu großen Anhang findet. Dieser Mann ist unten durch, doch die Gefahr läßt sich schwer vermeiden; denn der Parvenu wird immer die erste Gefolgschaft einer aristokratischen Lehre bilden, welche ihn schmeichelnd erhebt und seinen Unwert verhüllt. Ich übersehe nicht, des Apostels unerläßliche Eigenart wird in einer gewissen intensiven Beschränktheit bestehen, er wird oft und zumeist das Gleiche sagen müssen. Man verberge nicht die Gefahr, daß die tatsächliche oder eingebildete Elendigkeit seiner Zeitgenossen, welcher er überhaupt seine Daseinsmöglichkeit verdankt, ihn bei öfteren zwingen wird, durch unlautere Mittel Erfolge zu suchen. Ueberhaupt ein Trick des Apostels: er übertreibt fast stets und lebt in peinlicher Ueberanstrengung; und es ist oft der Fall, daß der Messias seinem Verkünder allzu flach erscheint. Gänzlich hereingelegt ist wohl ein Messias, wenn sein Verkünder poetische Gaben besitzt. Wer könnte solchen Uebertreibungen entsprechen. Aber die häufige Unkontrollierbarkeit der Gleichnisse eskamotiert den Messias oder macht ihn dermaßen furchtbar, daß man erleichtert aufatmet, den Messias zu sehen, der ein Mensch ist usw.

Ein nicht geringer Akt von Humanität, fast eine moralische Verpflichtung ist es, einen Verkünder, um den ein Kreis sich gründete, vor der ausschlachtenden Unbegabung seiner Jünger zu retten. Solche existieren so lange, als der Meister für esoterisch angesehen wird; also wird es, gleich ob mit oder ohne Absicht, ihr edles Bestreben sein, den Meister zu verbergen, zu monopolisieren und seine Wirkung zu unterdrücken. Eine unfreiwillige Folge wird es sein, daß sie ihn durch dilettantische Uebertreibungen lächerlich machen, seine Absichten durch die nachahmenden eigenen Produktionen verdunkeln, entstellen, ja hilflos beschmutzen. Nehmen wir an, der Meister ist ein Dichter. Wie werden Jünger die allzu streng gemessenen Formen beleiernd ausweiten, seine genaue Anschauung dilettantisch zu elenden Idiologien mißbrauchen. Wie mag der Unschöpferische ihn dienerisch bestehlen; uns ziemt zu weinen beim Bedenken, daß lineare Erheben die Zurückgezogenheit und den apodiktischen Stolz eines besseren Mannes zu mißbrauchen. Und zuletzt ergibt sich die Komödie, daß das Einzige, worauf er nicht wirkte, der Kreis war, während er allenthalben ernste Schätzung genießt.

Auch scheint mir, eignet sich der Meister nicht zu soziologischer Theorie und Mythenanwendung, um ihm die Bedingtheit seiner Stellung durch die Jünger zu erweisen, wie es überhaupt inhuman ist, einen Bekannten zu einem wissenschaftlichen, ja historischen Exempel zu verallgemeinern.

Eine der wichtigen Betätigungen von Meister und Jüngern bedeutet das Erzeugen des Mythus. Die Bildungen einer positiven Symbolik sind mit den Hemmnissen des Lächerlichen allzu leicht verbunden, und man wird kaum wagen, das Sanktsanktе in die Oeffentlichkeit zu tragen, zumal eben den Jünger vom Banausen scheidet, daß jener einen religiösen, einen Herrn, einen Mund Gottes, einen Setzer von gültigen Zeichen und Satzungen sieht, während dieser auf die Sprache eines mehr oder weniger tüchtigen Schriftstellers achtet. Man wird darum nicht das Wunderbare zum Erzeugen der Sonderstellung gebrauchen, sondern

Digitized by Google

vor allem dies, was der Meister verschmäht. Der Meister unterläßt vieles, was dem Bürger ungemeines Vergnügen bereitet, und vor allem, er zieht sich fortwährend zurück. Spricht er mit einem, so sieht es aus, als sei dies der einzige Besucher, den er in diesem Jahre der Einsamkeit empfing, und man wird durch Geste verpflichtet, an ein sonderliches Geschehnis zu glauben. Eine Rose, die der Meister kauft oder ihm gebracht wird, ist nicht eine Rose, sondern glühend Zeichen erlauchter Pracht. Ist die von tiefer Färbung, so ziemt sich, in dunkle Trauer gebrämt zu sein. Aber da der Meister vieles verschmäht, deutet es auf größtes Menschentum, wenn er um fünf Uhr — besondere Stunde der Dämmerung — Tee trinkt und Zigaretten raucht. Welch humane, ja erbarmende Einfachheit, als sollte er den hingehauchten Duft ersonnener Meere um fünf Uhr trinken und einen Berg von Benzoe rauchen. Dies ist ein wahrhaft Abendmahl, wenn der Mythische Pellkartoffeln und Hering speist, ohne die Größe zu verlieren. Nein, vielmehr, er steigt zu dem Hering in Demut herab. Nehmen wir an, um den Meister sind begabte Epheben, und gar solche, die ihm über den Kopf wachsen, so daß der hieratische Gipfel des meisterlichen Sitzes ins Rutschen kommt. Hier gelangte man zum Kreuzweg, wo zwischen Gefolgschaft und Selbständigkeit zu entscheiden ist. Gerade die unterordnende Stellung des Meisters verträgt nicht allzu Gutes um sich. Jedoch die Epheben. Sie leben von der Verehrung und dem Dienst des Herrn und werden seine Formen mit Dilettantismen überschwemmen, jegliche Surrogate gebrauchen, das Bestimmte in eine Dilettantenmystik verblasen, und womöglich zu gleicher Zeit die reife Genauigkeit mit entlehnten Mitteln nachahmen. Den zur Vollendung Schreitenden werden sie äffisch verzerren durch eine vorgetäuschte Geste irgendeines älteren Schriftstellers und die Nichtigkeit ihres Gemüts durch unberechtigt entnommene Bedeutung verdunkeln.

Wir kennen allzu lange die Hülsen der Jünger, welche die geschaffene Ordnung spielend zuspitzen oder das Entdeckte durch Injektion dilettantischer Fremdkörper mißbrauchen. Die eine Art wird das neugewonnene Gut nicht als freischwebende Kraft zu fassen vermögen und also mit einem alten Netz einfangen und durch irgendwelche Assoziation irgendeines Stoffes, dessen historische Gesinnung jener neuen verwandt scheint, sich der neuen vermischen. Allzu flink überspringen sie die unschöpferische Armut ihres Inneren, eignen sich die strenge Form an, ohne hierzu Würde zu besitzen. Nichts aber dünkt mich hochstaplerischer als ein unberechtigtes Pathos. Diese gebrauchen Formen, — Mauern der allzu gährenden Seele — ohne etwas einzuzwingen, und sind abgeklärt und beruhigt, ohne die Erschütterung einer gefährlichen, fast verderblichen Vorjugend. Die Form wird zur Geste erniedrigt, die Klarheit des Schauens zum nichtigen unbewegten Starren vermindert. Man blieb stets im wärmenden Bereich des gemieteten Ofens und schließt sich um so apodiktischer ab, je weniger man draußen war. Angst und Schwachheit erzeugen hier die Haltung, nicht aber das Gefühl tötender Ueberkraft. Einer gerade wird sich allzu gern dem rosigen Vergnügen der Manier hingeben, der dilettierende, nicht zu geschmacklose Philosoph, der Philologe und der Historiker. Diese beiden letzten gefährden weniger, wenn sie nicht gerade ins Dichten geraten, oder der letzte den Meister auf irgend eine Entwicklungstheorie oder historische Maxime festlegt und ihn mit dem Irrtum einer wissenschaftlichen Unkenntnis belastet.

Jedoch der Philosoph wie auch die Fragwürdigkeit des ästhetisierenden Wissenschaftlers:

Was vielleicht die heutige Wissenschaft teilweise kennzeichnet, ist eine gewisse unkonventionelle Stoffanhäufung und teilweise Stoffarmut. Der erste Mangel ist wohl den exakten Wissenschaften zuzuschreiben, der letzte den Geisteswissenschaften. Diese gerade ersetzen einen zentralisierenden Inhalt durch historisches Forschen, und gleichsam man philosophiert über die Philosophien anderer, wie die Anschauung vieler heutigen Denker als simultaner Historismus bezeichnet werden kann. Daß ein geschmackvoller, nicht genugsam ausdauernder Kopf sich hiervon abwendet, ist begreiflich und billig. Außerdem werden die Lösungen der Probleme besonders durch die bereits historischen Lösungen erschwert. Es scheint, daß weniger die Probleme wechseln, vielmehr wird eine neuartige Lösung gefordert, eine besondere Anwendung. In dieser Verwirrung unter der Vielzahl der heutigen Aufgaben entsteht leicht das Streben, festen Boden zu gewinnen. Dazu kann allzu leicht das Formale dienen, aber das Formale wiederum im dilettantischen Sinne als esoterisches Mittel, das die meisten fragwürdigen Dinge ausschließt. Wir besitzen solche raumlosen Mauern genug. Die Banalste wohl war der Monismus. Eine distanzierte ist die Transzendenz und die Mystik. Hier finden sich Handhaben ein, mit Varietégeschick sich der erdhaften Schwierigkeiten zu begeben und zugleich den Vorteil einer Reaktion zu genießen. Man kennt den philosophischen grenzenlosen Trieb der Pubertät, in den manche wieder verdummen und sich verflüchtigen. Es verlangt genaue Sorgfalt, ein Einzelproblem abzulösen und wiederum mit dem Gesamt der Erkenntnis abzustimmen. Geringe Leichtigkeit jedoch nur bedarf es, alles mit einer absoluten Form abzutun, wenn man an den Peripherien des

Digitized by Google

Denkens verbleibt, die Form nicht zu einem fruchtbaren Pfadfinder gebraucht, indem man sie unermüdlich probend bezweifelt, sondern Schwierigkeiten abstößt; wie es zum Beispiel leicht ist, von Gott zu sprechen im Allgemeinen und Absoluten, äußerst gewagt und schwierig aber Gott als handelnde Kraft im Einzelnen darzulegen. Und hier birgt sich, was ich mich zu fassen bemühe; die Form als dialektisches Mittel ist leicht wie ein spiritistischer Trick, der nichts erweist und nicht verpflichtet, die Form als Erkenntnis hingegen weiter. Man gab uns eine Technik des Mystischen, die jede Kontrolle verschmäht, des Mystischen als ästhetisches Surrogat, und dies ist's. Jene Dialektiker des Absoluten sind zur Dichtung gezwungen, daß sie innerhalb ihres eigentlichen Gebietes vor Lehre und Hunger stürben. Diese also werden mit ihren unberechtigten Idiologien, mit ihrer Hypertrophie des Formalen zum Dichter laufen und von ihm borgen müssen. Große Worte vernehme ich von diesen Dilettanten wie Musik des Denkens, Rhythmus des Systems; aber sie verbergen, daß die wahre Musik des Denkens der Mathematik verwandt ist. Sie entlehnen der Kunst das Aesthetische aus geistiger Denkfaulheit und versuchen sich in dekorativer unverbindlicher Philosophie, schalten Tugend und Untugend aus oder machen hieraus gar eine formale Sache. Sie behängen das Nichts ihrer Leere mit dem Schmuck der Künste, die sich im „Wesen" entweder als unwahre Kontraste erweisen, oder farblos verblasen werden, oder sie erregen törichte Gemüter, indem sie ihre Gedankenlosigkeit lyrisch aufschwellen. Wer von diesen wäre nicht zu irgendeiner Religiosität zu guterletzt gekommen, die jene immer grenzenlose Mythen durch dialektischen Aestetizismus anscheinend verdeutlichte.

Und noch von jenen will ich reden, die aus ihrer frevlerischen Gemütlosigkeit und der Armut ihres Herzens ein Prinzip machen, den visionären und den kosmischen, den gesammelten und angeblichen Platonikern. Die ersten sind leicht zu widerlegen. Wir kennen diese Zustände der Pubertät; jedoch die geschickteren unter ihnen verbergen ihre Schwächen gern hinter einem dekorativen Katholizismus; sie werden nicht durch eine Ueberzeugung hierzu gedrängt, sondern ein ästetisches dekoratives Bedürfnis; Extase und Vision als Bluff. Die zweiten erheben sich gegen die Psychologie aus Armut und vergessen, daß diese ein nötiges Präludium ist. Beiden Teilen ist eine beträchtliche Oberflächlichkeit gemeinsam, aber wie leicht läßt sich damit Jünger sein. Was man nicht begreift, schaut man visionär in irgendeinem Symbol; gar viel wäre von der Uebersteigerung und Sensibilität der Unproduktiven zu sagen, welche vor Leere tragisch sich gebärden. Wie bequem mag diese Krankheit sein. Ein müdes, vielleicht mitunter schmerzendes Starren und dann unvermittelte Aufschreie. Wie leicht mag sich das Können durch eine angebliche Empfindung, die außergewöhnlich scheint, ersetzen lassen.

Hingegen die Gesammelten. Gelassen begegnen sie jeglichem, und es tut ihnen keineswegs not, eine Sache zu durchdringen, sich den Gefahren des Fremden hinzugeben, um bereichert zu sich zurückzukehren; vielmehr mit dem sicheren Gefühl derer, denen es an Person gebricht, lehnen sie ab, sind vornehm kühl und in der Geste überlegen. Im Innersten lehnen sie hilflos auf den Meister angewiesen und bieten uns das jämmerliche Schauspiel, daß ein anderer für sie urteilt, erwirbt, erlebt und formt „Ich euch Gewissen". Dies ist es zuguterletzt. Sie leben im Meister, er trägt die Verantwortlichkeit für sie, er gibt und schenkt ins Leere, er ist das Männliche, sie die Weibischen und ihm dienerisch verpflichtet. „Nun spricht der Ewige, ich will, ihr sollt." Darum „Ich folge meinem größten Herrn".

Zum Beschluß komme ich zu den Zierlichen, den Lächelnden, den Abbés, den idyllischen Hirten und lieblichen Flötenbläsern. Mit etwas großer Offenheit verbrämen die unschuldig Heiteren und die Lächelnden mit der tiefen Oberfläche ihre Nichtigkeit. Ihnen hilft einige historische Kenntnis des Rokoko. Ach diese Verspielten im lichten Schäferkleid, mit bunten Bändern behangen, diese unentwegt Rosanen. Tändelnd und schäkernd umtänzeln sie den Meister, dressierte Salonsatyrs, ondulierte Mänaden. Freundlich und heiter lächelnder Beschluß. O Nichtigkeit, o Technik ehrfürchtiger Hochstapelei; Gebärde, Gebärde; und doch Dünkel und elende Schwäche, dies zum Ende sind die Motive.

Hugo von Tschudi.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Bei der Totenklage um Hugo von Tschudi ist ein deutliches Murren vernommen worden, ein später Nachhall jener heftigen Meinungsäußerungen von 1908. Wäre es möglich, heute halbwegs zu verstehen, warum er damals Berlin hat verlassen müssen?

Tschudi war 1896 vierundvierzigjährig an die Spitze der Nationalgalerie gerufen worden. Nach damaligen Anschauungen war er zu jung; wir haben uns inzwischen an Museumsdirektoren von dreiunddreißig Jahren gewöhnt. Wie konnte man nur ihn bezweifeln, der auf langen Studien-

Digitized by Google

reisen und in Diensten des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, dann zwölf Jahre hindurch als Assistent der Berliner Königlichen Galerien herangebildet worden war? So, wie wir heute die Dinge betrachten, hat er eher zuviel als zuwenig mitgebracht, zuviel für den Leiter einer Sammlung mit starrem Programm. Der Konsul Wagener hat 1861 seine Gemälde dem Staate vermacht, als Grundstock einer künftigen nationalen Galerie; auf die Stirnseite des Gebäudes von 1876 wurde geschrieben: „Der deutschen Kunst." „Der Ausdruck Nationalität heißt, von seinem schutzzöllnerischen Beigeschmack abgesehen und geprüft auf seine wahre Bedeutung, daß der Schaffende aus sich selbst schöpfen soll." So hat Hugo von Tschudi, als er im dritten Jahre Direktor war, am Geburtstage des Kaisers in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Künste zu Berlin gesprochen. Wir vertrauen, daß auch an jener Stelle ein Hinweis auf den weltbürgerlichen Charakter der Kunst keine Neuigkeit bedeutet hätte; aber jene Definition von Nationalität ist ein so gewagtes Sophisma gewesen, daß auch der Redner in der Praxis nicht darauf zu bauen wagte; die öffentlichen Fonds sind nur schwach zum Ankauf von Werken ausländischer Künstler herangezogen worden. Wenn aber die wichtigste preußische Sammlung neuer Kunst nicht die letzte Gelegenheit verpassen sollte, von den Vätern des Impressionismus, der führenden Schule des neunzehnten Jahrhunderts, bedeutende Werke zu gewinnen, so mußte ein Ausweg geschaffen werden. Wir mögen die suggestive Kraft Hugo von Tschudis ahnen, wenn wir erfahren, daß so gut wie alle ausländischen Werke des jetzigen Bestandes Schenkungen sind. Während seiner Amtszeit sind etwa hundert Gemälde gestiftet worden, darunter je drei von Cézanne, Constable, Courbet, (Leibl,) Monet, Renoir, Vuillard; je zwei von Goya, (Hummel, Krüger,) Manet, Segantini; je eines von Couture, Daubigny Vater und Sohn, Daumier, Degas, Diaz, Millet, Pissaro, Sisley usw. Von seinen Neuerwerbungen der Plastik sind gegen dreißig Geschenke, darunter die fünf Werke Rodins. Auf diese Weise ist ein kostbarer Kernstock außerdeutscher moderner Kunst zusammengekommen und, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß jener Manet-Saal, durch welchen das Museum so berühmt geworden ist wie durch die Fresken des Cornelius, ausgesondert und transferiert wird, um die Nationalgalerie rein, im engen Anschluß an die Intentionen der Stifter, weiterzukultivieren, so wird damit jenem weitschauenden Direktor das schönste Denkmal gesetzt werden.

Nun sind wir einen Augenblick in Verlegenheit, Hugo von Tschudi in Schutz zu nehmen, weil nach den Ankäufen, wobei es sich fast ausschließlich um Werke von Künstlern deutschen Stammes handelt, gefragt wird; denn von jenen 210 Bildern sind gegen fünfzig nicht viel wert und von den 100 Skulpturen möchten wir so fünfundzwanzig lieber vermissen. Ja, wenn er die Landeskommission nicht hätte hören müssen! So aber sind die Ankäufe die Resultante aus den Meinungen von 15 bis 20 Männern, die der Minister zusammengerufen hat. Natürlich mußte es auch unter diesen Umständen gelingen, die Stimmen auf jene Werke zu sammeln, deren Bedeutung längst außer Frage stand oder bei der Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 erkannt worden war. Jetzt haben die Kabinette der alten Dresdener, Wiener, Münchener und Berliner Malerei nirgends ihresgleichen. Die Kunst Wilhelm Leibls und seines Kreises ist hier am besten vertreten. Selbstverständlich, daß die vorgeschlagenen dreiundzwanzig Oelbilder von Menzel gekauft wurden; in der bedeutendsten Sonderausstellung, welche die Nationalgalerie je veranstaltet hat, in der Menzelausstellung von 1905, hatte Hugo von Tschudi genug dafür Stimmung gemacht. Einmal aber soll sich der persönliche Geschmack des Direktors sträflich weit vorgewagt haben — es sind zwölf Bilder von Hans von Marées gekauft worden. Man müßte die kunstgeschichtliche Stellung dieses Malers wohlwollend erörtern, um zu sehen, ob er so stark in einer Sammlung vertreten sein darf. Dessen wollen wir uns aber hier lieber enthalten. Gestehen wir nur sofort ein, daß Hugo von Tschudi das Urteil der Masse wirklich gar nichts gegolten hat. Schon in der erwähnten Akademierede hat er breit und klar über Kunst und Publikum sich geäußert. „Es handelt sich nicht um die Menge, sondern um die Wenigen, die fähig sind, das beste zu empfinden. — — Sie würden den für sehr naiv halten, der, weil er überhaupt hört, glaubte, ein musikalisches Gehör zu besitzen, und bedenken nicht, daß für das Auge der gleiche Qualitätsunterschied besteht. — Es ist klar, daß es zahlreiche Abstufungen gibt, die von der absoluten Kunstblindheit über mehr oder weniger günstige Anlagen, die durch Gewöhnung und Schulung gebildet werden können, bis zur sensitivsten Empfänglichkeit emporführen; . . . die Anlage zu künstlerischem Sehen ist die Voraussetzung für das völlige Nachempfinden des malerischen oder plastischen Kunstwerkes." Zum ersten Male war ein Vorstand einer öffentlichen Sammlung so mutig, zu sagen, daß die Kunst nicht jedermanns Sache sei.

Also hat Hugo von Tschudi über die Leitung von Museen im Allgemeinen und der Nationalgalerie im Besonderen abweichend und fortschrittlich genug gedacht, so daß wir über die lange Dauer seiner Berliner amtlichen Tätigkeit nur

Digitized by Google

staunen können. Auffälligerweise hat ihn nachher München als Generaldirektor der staatlichen Sammlungen berufen. Vor der schwierigsten Aufgabe, die auf ihn dort wartete, der Ordnung und Vergrößerung der Neuen Pinakothek, ist er gestorben. Das Größte, was er uns gegeben, ist die Jahrhundertausstellung von 1906 gewesen, und ihretwegen wird er unsterblich sein.

Randbemerkungen.

Wir werden um die Veröffentlichung folgender Zuschrift gebeten:

An den Herrn Regierungspräsidenten von Danzig.

Sie haben, „in Uebereinstimmung mit dem Herrn Polizeipräsidenten" mein Schauspiel „Peter Fehrs' Modelle" aus „sitten-polizeilichen Gründen" verboten, weil es „im hohen Grade anstößig", das „Scham- und Sittlichkeits-Gefühl gröblich verletzend" sei.

Sie sind Regierungspräsident — dafür können Sie nichts. In Ihrer amtlichen Eigenschaft hatten Sie sich mit einer Beschwerde gegen ein Zensurverbot zu befassen — dafür können Sie ebenso wenig. Sie brauchen darum auch nicht zu befürchten, daß ich Sie in Bezug auf Ihre literarischen Fähigkeiten überprüfen oder aus Ihrer Begründung des Verbots darauf Rückschlüsse ziehen werde. Sie mögen etwas davon verstehen oder nicht, in gewissen Fällen handhaben Sie eben die Zensur — das ist ein Fehler des Gesetzes; aber nicht der Ihre.

Sie sehen, ich bin nicht ungerecht.

Sie verbieten mein Stück aus zwei Gründen; einmal, weil „beim Fallen des Vorhanges keiner der Zuschauer darüber im Zweifel sein kann, welcher weitere Vorgang verschleiert werden soll." Sie verbieten also die Akte mit Rücksicht auf den Zwischenakt. Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie sind ein findiger Kopf und scheinen ein Mann mit Humor zu sein. Aber nicht, um Ihnen das zu sagen, schreibe ich an Sie. Daß Sie ein Mann von Humor sind, mag noch hingehen; aber Sie sind ein Mann von Phantasie, und Sie üben Ihre Phantasie an meinem Stück.

Sie behaupten in Ihrer Begründung und stützen zweitens Ihr Verbot damit, daß eine Darstellerin „sich — nur mit dem bereits geöffneten und langsam herabsinkenden Pelz bekleidet — auf die Chaiselongue wirft." Wenn Sie nun das Buch, das Ihnen vorgelegen hat, genau gelesen hätten, so hätten Sie auf Seite 35 und 36 gefunden, daß ich genau das Gegenteil fordere. Ihre Phantasie war etwas — voreilig.

Nun werden Sie vielleicht sagen, Sie hätten sich nichts dabei gedacht. Ich glaube es Ihnen. Vielleicht fügen Sie hinzu, Sie hätten mich nicht verletzen wollen. Sie haben mich aber verletzt. Sie sind Regierungspräsident; aber als Mitarbeiter und Umarbeiter meiner Stücke sind Sie mir darum doch noch nicht willkommen. Ich empfinde diese Umarbeitung als eine Stillosigkeit und künstlerische Unmöglichkeit. Darum möchte ich Sie bitten, schreiben Sie in Zukunft Ihre eigenen Stücke; aber lassen Sie die Finger von meinen.

Genehmigen Sie bitte, sehr geehrter Herr, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Charlottenburg, Dezember 1911.

Johannes Tralow.

Aus Berliner Theatern.

Volkskunst.

II.

Kaum an einer anderen Stelle kann man alle Uebelstände der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsform so einleuchtend klar sehen, wie gerade am Theaterbetrieb. Die Schaubühne, die der nationalen Kultur etwas bedeuten soll, die die Dienerin, Verbündete, Vollenderin der großen dramatischen Dichtung von einst, von jetzt und von künftig sein soll, — diese Schaubühne kann kein Werk der Publikumsbedienung, nur ein Werk der Publikumserziehung sein. Unberufene Erzieher aber liebt und bezahlt das Volk nicht. Unsere privatgeschäftlichen Theaterunternehmen sind deshalb allesamt auf die Publikumsbedienung gestellt und können im besten Falle nur durch mannigfaltige und schädliche Kompromisse fast heimlich und nur nebenher die Kunst pflegen. Als soziale Schöpfung aber, als eine Organisation, die die Gesellschaft so aus sich heraus stellt wie ihr Heer, ihre Verwaltung, ihre Gerichtsbarkeit, würde das Theater in den Händen berufener Volkserzieher, ausgesonderter Repräsentanten der zeitgenössischen Kultur und des speziellen Theatertalents liegen und in Freiheit seinen eigentlichen Kulturaufgaben dienen können. So war — mit all den Einschränkungen, mit all den Umwegen, auf denen sich Ideen in der Geschichte realisieren — das Theater der Griechen, das Theater des Mittelalters und selbst das Theater des französischen Glanzes beschaffen. Wir in Deutschland haben immer nur kümmerliche Ansätze zu einer Nationalbühne gehabt; heute haben wir ein paar sozial

Digitized by Google

fundierte Hof- und Stadttheater. Aber der keineswegs repräsentative Geschmack der Monarchen und der oft nicht weniger unbeschränkten Stadtoberhäupter beeinträchtigt die kulturelle Wirkung auch dieser Institute erheblich. Weit mehr als vom Arenaraum und irgendwelchen theatralischen Aeußerlichkeiten hängt die Lösung der Frage, ob wir noch einmal ein kulturell repräsentatives Theater im Sinne der Griechen haben werden, davon ab, daß unsere Gesellschaft noch einmal wirkliche Organe für Theaterkunst ausbildet, daß das Publikum seine theatralischen Bedürfnisse wirklich „organisiert" und sich selbst die Bühne erschafft, deren es bedarf und die es verdient. Für jeden, der sich nicht vom Klang schöner Worte, sondern vom Einblick in unsere vielzerklüftete Gegenwart leiten läßt, kann solche Organisation auf lange hinaus nicht als ein „Nationaltheater" gedacht werden, sondern nur als ein Gruppen- oder Klassentheater. Wenn die gutstehende Schaubühne wirklich zum Ausdruck derjenigen Gesinnungen und Kräfte werden soll, die ihr Publikum, wenn auch nur in seinen besten Augenblicken, in seinen besten Vertretern besitzt, so muß dies Publikum annähernd einheitlich sein, so muß man darauf verzichten, die ganz verschiedenen Völker, aus denen unsere Nation einstweilen leider noch besteht, zu einer äußerlichen Einheit zusammen zu bringen. Daß der niederbayrische Bauer und der hanseatische Senator, der Anatomieprofessor und der katholische Kaplan, der Gardeoffizier und der Industriearbeiter zusammen ein nationales Publikum bilden, das ist heute ein Irrwahn. Das Höchste, was gegenwärtig zu leisten ist, ist das gut organisierte Gruppentheater.

Diese höchstmögliche Leistung ist bisher nur an einer einzigen Stelle vollbracht worden: in den freien Volksbühnen. Es ist einer der heute nicht sehr seltenen Fälle, in denen die unteren Schichten der Gesellschaft die oberen an echtem Sozialgefühl, wirklichem Kulturbedürfnis und opferwilliger Tatkraft beschämen. Die oberen Zehntausend sind weder in Berlin, noch in Wien, noch sonstwo zu einem zuverlässigen Theaterpublikum zu erziehen; weder schaffen sie ein Theater, das Ausdruck ihrer Bedürfnisse wäre, selbst, noch unterstützen sie jemals ausdauernd einen Theaterleiter, der sie zum Publikum eines künstlerisch hochstehenden Theaters heranziehen möchte. (Der klarste und unglücklichste Versuch nach dieser Richtung war die Organisation, die Max Reinhardt ursprünglich seinem Kammerspielhaus zu geben versuchte.) Aber das Proletariat, allerdings im weitesten Sinne des Wortes, hat sich in seinen Volksbühnen vereint und eine Möglichkeit selbständigen und entsprechenden Theatergenusses geschaffen, und es geht jetzt in Berlin und Wien dazu über, sich eigene Bühnenhäuser zu bauen. — Die älteste dieser Organisationen ist wohl die Berliner „Freie Volksbühne". Sie ist vor bald einem Menschenalter zusammen mit dem großen Aufschwung der sozialdemokratischen Partei geschaffen worden und hatte und hält noch heute inoffizielle, aber ziemlich entschiedene Fühlung mit den leitenden Kreisen dieser politischen Organisation. Mit jener mehr individualistisch-frondierenden Richtung in der Partei, die auf dem Erfurter Parteitag 1892 zu Boden geschlagen wurde, hängt dann auch die Sezession aus der Freien Volksbühne zusammen, die unter Führung von Dr. Bruno Wille vor einundzwanzig Jahren zur Begründung der „Neuen freien Volksbühne" führte. Es ist vielleicht charakteristisch, daß dieselbe Gesinnung, die auf politischem Gebiet nicht zur Macht zu kommen vermag und in sozialliberal oder anarchistisch gefärbten Bestrebungen erfolglos kämpft, auf künstlerischem Gebiete außerordentlich floriert hat. Die Neue freie Volksbühne hat sich unter Leitung von Dr. Joseph Ettlinger glänzend entwickelt und den Mutterverein in vieler Beziehung weit überholt. Sie ist keineswegs im engeren Sinne des Wortes eine rein proletarische Organisation; Kleinbürger, Beamte, auch Akademiker gehören ihr neben Industriearbeitern zu wesentlichen Teilen an, und sie steht zu keinerlei Partei in irgendeiner Beziehung. Sie hat ein halbes Hunderttausend Mitglieder heute, hat ein eigenes Ensemble, das unter der Leitung von Adolf Edgar Licho jetzt in der Köpenicker Straße allabendlich spielt, und wird demnächst den Bau eines eigenen Theaters in einem großen Volkskunsthause beginnen. — Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die alte „Freie Volksbühne" verkümmert. Sie schreitet etwas langsamer, aber ebenso rüstig fort, spielt zwar nach altem Gebrauch nur an Sonntagnachmittagen, aber auch zum Teil mit eigenem Ensemble, und gibt an künstlerischer Regsamkeit ihrer Tochtergründung nichts nach. Sie besitzt, wie die Neue freie Volksbühne in ihrem Geschäftsführer Nest, in ihrem Kassierer Winkler ein außerordentliches Organisationstalent, und ihre Programmhefte besitzen in Friedrich Stampfer einen Mitarbeiter, der zu den klügsten, tiefgründigsten und feinsten Köpfen gehört, die heute überhaupt über dramatische Kunst schreiben und um den bürgerliche Kreise alle Ursache hätten, diese Arbeiterorganisation zu beneiden. — In Wien ist, wohl auch in enger Fühlung mit der „Partei", eine große Volksbühne entstanden, die der bekannte Politiker Pernerstorfer und der ungemein betriebsame und geschickte Literat Stefan Großmann leiten, deren Aufführungen zu den interessantesten Theaterereignissen Wiens gehören, und die vom gleichen Architekten Kaufmann, der der Berliner Neuen freien Volksbühne ein Heim schaffen soll, demnächst ein eigenes Haus erhalten wird. — Eine Organisation gleicher Art existiert auch in Hamburg, und ihr widmet ein so geistreicher und origineller Regisseur wie Leopold Jeßner häufig seine Kraft. Endlich ist in jüngster Zeit eine solche Volksbühne in Frankfurt a. M. gegründet worden, und es steht zu erwarten, daß München und Leipzig, Köln und Breslau nicht mehr lange zurückbleiben werden. —

Dies sind bisher die einzigen Institute in Deutschland, in denen das Publikum die Befriedigung seiner theaterkünstlerischen Bedürfnisse, der privatgeschäftlichen

Digitized by Google

Spekulation entzogen und sozial organisiert hat. Dies ist das einzige Publikum, das seinen theatralischen Apparat selber erwirbt und erhält, und selber die Männer beruft, die ihn handhaben sollen. Daß dabei neben einer anständigen Unterhaltungsware und einer würdigen Reproduktion des klassischen Besitzes alter und neuer Zeit auch Unternehmungslust und Fortschritt gedeihen kann, daß auch die lebende Dichtung hier Sympathie, Anregung und Förderung findet, das haben die Wiener bewiesen, die in ihrer Volksbühne wiederholt Dichtungen von Eulenberg und Schmidtbonn zu großem Erfolg geführt haben, die der Berliner Premierenmob hochmütig und gefühllos abgelehnt hatte. Daß haben auch eben in dieser Spielzeit die Berliner Volksbühnen wieder bewiesen: Die „Freie Volksbühne" bringt in dieser Saison als Berliner Uraufführung „Die Turnbacherin" von Rudolph Greinz, ein Stück, das als neuer, energischer Versuch eines Bauerndramas zum mindesten Interesse verdient, und vor dessen brutaler Wucht sich offenbar alle Berliner Geschäftstheater gescheut haben. Ferner hat diese Bühne die Komödie „Der Zigarettenkasten" von John Galsworthy gespielt, und damit wiederum als erste einem sehr interessanten Autor in Berlin zum Gehör verholfen. Galsworthy gehört der jungen englischen Bühnengeneration an, der Generation nach Shaw. (Auch Shaw ist übrigens lange vor allen Geschäftstheatern von dieser Volksbühne gespielt worden.) Galsworthy hat nicht die tiefe Leidenschaft, das religiöse Pathos des großen Iren im Grunde, und nicht die sprudelnde, verwirrende Ueberfülle von Witz, Bosheit und Laune an der Oberfläche. Aber er geht mit der leisen, ingrimmigen Ironie und dem vornehmen Ernst eines gehaltvollen Mannes auf ein ähnliches Ziel: Auf ein Herausgraben des Menschlichen aus unseren sozialen Mißbildungen. Dabei ist Galsworthy mehr Artist als Shaw, er baut ein runderes, klareres, sorgfältigeres Theaterstück, und er hat mehr das für seine Gestalten, was wir Wärme, Gefühl, Sympathie nennen. Shaw setzt die Menschen eigentlich immer nur als Faktoren in seine Ideen. Er verhöhnt sie, wenn sie negative Faktoren sind, er begeistert sich für sie, wenn sie positive Faktoren sind. Aber immer spricht mehr seine Leidenschaft für die Sache, als seine Liebe zu diesen Menschen. Nach diesem „Zigarettenkasten" zu urteilen, einem sacht tendenziösen sozialen Genrebild etwa im Biberpelzstil, ist Galsworthy gewiß an Leidenschaft und somit an kultureller Macht Shaw nicht entfernt ebenbürtig, aber er ist vielleicht um einen Grad künstlerischer und liebenswürdiger, und deshalb sehr geeignet, unser Publikum, das doch für Shaw noch nirgends recht reif ist, auf diesen Größeren vorzubereiten. Es wäre ja nicht das erstemal, daß erst die kleineren, zarteren Nachfolger für einen Großen die Bahn brechen. — Aber darüber hinaus ist dieser Galsworthy eine so feine, geistige und lebendige Erscheinung, daß seine Einführung in das deutsche Repertoir jedenfalls ein bedeutendes Verdienst bleiben wird.

Zu gleicher Zeit war auch die „Neue freie Volksbühne" nicht müßig. Sie spielte zum erstenmal in Berlin „Leidenschaft" von Herbert Eulenberg, ein Stück, das längst und mehr als manches andere des Autors auf die Bühne gehört hätte. Das Drama gibt nichts als den Rausch von zwei jungen Menschen, die alles an ihre Liebe setzen und die daran zugrunde gehen müssen, daß ihnen ihre Liebe verschiedenes bedeutet: Ihr ist der Mann das ganze Leben, aber ihm ist die Frau nur ein sicherer Hafen, in den er nach immer neuen Lebensfahrten zurückkehren will. Das erträgt ihr Stolz nicht, und sie geht aus der Welt, die sie so auch für ihn zerstört. — Das ist nicht ohne ein paar jugendliche Ungeschicklichkeiten, Banalitäten und Breiten gestaltet, aber es hat in seinem Szenenbau soviel starke lyrische Stimmen, in seinem ganz allgemein gehaltenen Zopfzeitstil soviel melancholische Anmut, in seinen Ausbrüchen soviel echtes Temperament — es ist so frei von dem ethischen Bramarbasieren, der Welt herausfordernden Prätention, der fiebrigen Ueberhitztheit anderer Eulenbergstücke, daß ich es zu den besten Arbeiten des Dichters zählen möchte, und ganz gewiß zu seinen liebenswürdigsten.

War Adolf Edgar Licho, der artistische Leiter der „Neuen freien Volksbühne", schon bei dieser Aufführung nicht nur als Schauspieler hervorgetreten — er stellte ergreifend, einfach und stark den alten Vater des Mädchens dar —, hatte er sich schon hier in der Ausbreitung des Phantasiemilieus, in der Einhaltung aller dichterisch geforderten Pausen und Steigerungen als ein rechter Regisseur erwiesen, so war es direkt ein Inszenierungswerk allerersten Ranges, das er in der anderen Uraufführung der „Neuen freien Volksbühne" sehen ließ. Er spielte Tolstois nachgelassenes Drama „Der lebende Leichnam". Und er fand ein wunderbares Mittel, das Mystische, durchaus Uebernatürliche, das stets im Naturalismus des großen russischen Dichters steckt, zum Ausdruck zu bringen. Er hat die einzelnen Szenenbilder innerhalb der Bühne noch einmal in einen erhöhten Rahmen gestellt, der sie zwiefach aus der Wirklichkeit heraushob. Er hat diese Bilder selbst, vor farbigen Vorhängen ein paar notwendige Möbelrequisiten in symmetrischer Anordnung, mit größter Einfachheit stilisiert. Und er fand in der Ensembleführung die Formen der Bewegung und des Tons, die eine gleichsam heimliche Feierlichkeit, eine unterirdische Klarheit durch alle realen Vorgänge hindurchleuchten lassen. So wurde die wundervolle Seele, dieser postumen Tolstoidichtung zum Leben erweckt ... Fedja ist ein verlorener Mann, ein lebendiger Leichnam; er schwärmt fort von Frau und Kind, obwohl er sie liebt; er sitzt bei den Zigeunern im Kaffeehaus und lauscht ihren Liedern und sitzt und trinkt, sitzt und kann sich nicht aufraffen, und sitzt und trinkt wieder. Er sucht Vergessenheit, er sucht Loslösung — denn er findet, daß alles nichts taugt, was er tut und tun kann; er schämt sich, schämt sich in dieser Gesellschaft zu leben, in der

Digitized by Google

man nur mit Gedankenlosigkeit und Lüge vorwärts kommt, schämt sich auch, mit dieser Frau zu leben, die treu und gut und liebevoll zu ihm ist, und doch wahrscheinlich im Grunde nicht ihn, sondern seinen Freund Karenin liebt. — Er schämt sich, all das zu fühlen und doch nicht handeln, nichts leisten zu können, und er sitzt und hört die Musik und trinkt. Aber das Wunderbare ist, wie im Geiste dieser russischen Mystik dieser Verlorene über die Gerechten emporwächst, dieser Leichnam heiliger wird als alle Lebendigen. Denn in ihm ist doch ein Weltgefühl, das alle Tugendlichen nicht haben, weil es nur aus der tiefsten Kraft des Mitleidens und Mitliebens geboren wird. Dies wunderbare russische Christentum, das ganz unbekümmert um jede gesellschaftliche Anordnung aus jeder verlorensten Menschenseele mit einem einzigen Wort den Gottessohn heraufbeschwört! Dieser Fedja zeigt in allen Angelegenheiten der Seele doch mehr Wissen, mehr Takt, mehr Hilfsbereitschaft, als irgendeine der tadellosen Gesellschaftsstützen um ihn herum. Er vermag ein kleines Zigeunermädchen an seiner Seite mit der reinen seelischen Inbrunst eines Heiligen zu lieben. Er vermag in den Tod zu gehen, um der Frau und dem Freunde, die sich lieben, nicht länger im Wege zu sein. — Das ist die Tragödie des russischen Christentums, das ist der erschütternde Tiefsinn des Anarchismus, der auf die tiefsten Quellen der Menschheit weist, die nie ganz hineinlaufen wollen in die geradlinigen Kanäle, mit denen die Gesellschaft ihre Aecker bewässert. Das große Reservoir der allein Frucht spendenden Seelenkraft ist nicht in dieser Welt. Wir werden an ein Göttliches verwiesen. — Die zweite Hälfte des Stückes, die den metaphysischen Anarchismus in das Moralisch-Politische umsetzen will, scheint mir nicht gleich glücklich. Ehe Fedja nämlich zu Tode kommt, macht er einen Umweg und Ausweg. Er gibt sich nur für tot aus, und die Frau und der Freund heiraten daraufhin. Aber ein findiger Gauner mit Erpresserabsichten bringt alles heraus, der Staat zieht alle drei Beteiligte wegen Bigamie vor Gericht, und nun muß sich Fedja wirklich töten. Das gibt Gelegenheit zu einer lyrisch sehr wirkungsvollen Tirade gegen den Staat — ist aber in seiner anklagenden Haltung dramatisch schief und geistig ungerecht. Fedja geht ja nicht an der staatlichen Organisation zugrunde, sondern an seiner Schwäche: er ist zum Lügen zu gut, aber nicht stark genug, um für die Wahrheit zu kämpfen. Solchen Menschen bliebe in keiner Gesellschaft ein Lebensraum. Und jene Fülle der Seele, des Geistes, der Liebe, von der er dennoch ein reiner Zeuge ist, sie soll zwar den Sinn jeder gesellschaftlichen Ordnung bilden, und immer wieder müssen wir alle politische Wirklichkeit an ihr messen, auf sie zurückverweisen, — aber das Haus, den Bau, jene Form, die die Materie bewältigt, das Wilde bändigt, die schafft immerdar nur die Kraft. Der Geist der Liebe wird im glücklichsten Falle der Kraft gebieten, er kann sie niemals einfach ersetzen in dieser realen Welt. Das ist der Grundirrtum des politischen Anarchismus, den auch Tolstoi begeht, wenn er mit revolutionärer Geste diesen heiligen Schwächling gegen eine Gesellschaft stellt, die gewiß eine sehr schlechte Ordnung geschaffen hat — aber doch immerhin eine Ordnung und immerhin geschaffen hat. Nur der größere Täter, der weisere Herrscher (Herrscher!) hat das Recht, diese Gesellschaft zu verschmähen. Nicht der Liebende, dessen Reich nicht von dieser Welt ist und dessen Los Leiden bleibt, solange er nicht zugleich ein Gewaltiger ist. — Aber diese Szenen sind ja nur ein Umweg. Unser Gefühl kommt doch schließlich zum Ziel. Wir erleben, wie die höchste, todüberwindende Liebeskraft aus der Seele des Geringsten, Verachtetsten hervorbricht. Wir werden an den Quell des Lebens geführt, aus dem freilich auch alle Gewaltigen Weisheit trinken sollen!

Daß uns dies Mysterium der Menschenseele in so reiner Kraft erschütterte, war zum großen Teil Verdienst der Aufführung. Maria Mayer gab die Ehefrau so herzlich, vornehm und unfrei, wie sie sein soll; August Momber den Fedja mit der scheuen, gleichsam ständig gewundenen Geste, dem leidend schwachen, seelenvollen Ton, der ihm gebührt, und Fritz Freisler stellte einen Leidensgefährten, einen genialischen Verkannten, mit prachtvollem Takt auf die Grenze von Komik und Tragik. Einige andere von den zum Teil noch sehr jungen Mitgliedern des Ensembles waren nicht gut, aber alles überwand die Regiekunst Lichos, der den russischen Ton zu wecken wußte, den Ton, der aus jeder Narrheit, jedem Elend, jeder Gemeinheit plötzlich die Seele, die immer suchende, leidende Seele der Menschheit hervorklingen läßt. — — Wie Fedja vor der schmutzig-gelben Wand auf der Holzbank saß — vor ihm auf dem Tisch die halbleeren Weingläser —, die Zigarette in den Fingern, sein Mädchen zur Seite, und über sie fort ins Leere träumend sein Blick, und die Zigeuner sangen das Lied vom Abendrot — — — in diesem Stückchen dargestellter Menschenseele war mehr tragisches Erlebnis als in allen Kolossalbauten versunkener Kulturen für uns sein kann, — mehr Christentum, als uns irgendein mittelalterliches Mysterienspiel geben kann, — und mehr Volkskunst, mehr seelische Erschütterung naiver Massen, als irgendein Zirkusarrangement verursachen kann. Mit dieser Tolstoiszene in Lichoscher Inszenierung hat mir die „Neue freie Volksbühne" das stärkste Erlebnis geboten aus dem ganzen bisherigen Berliner Theaterwinter. Ich denke, daß diese Art Volkskunst eine Zukunft hat. Julius Bab.

Neue Bücher.

„Die Tochter", Roman in zwei Bänden von Korfiz Holm. 2. Aufl. Albert Langen, München.

Als ich vor einigen Jahren den ersten Roman von Korfiz Holm: Thomas Kerkhoven zur Besprechung er-

Digitized by Google

hielt, begrüßte ich den neuen Mann freundlich, der mir und auch wohl allen übrigen damals ein vollkommen Unbekannter war. Erst jetzt erfahre ich zu meinem Erstaunen und zu meiner Befriedigung, daß dieses Urteil von vielen Berufenen, wie Kurt Aram, Wilhelm Hegeler, K. H. Strobl, Heinrich Mann und vielen Ungenannten, die in unseren vornehmsten Zeitungen Kritiken schrieben, geteilt wird, daß das Buch bereits in vierter Auflage erschienen ist, und daß sein Verfasser seitdem zwei Schauspiele und drei Novellenbände veröffentlicht hat, welch letztere gleichfalls in drei bis fünf Auflagen verbreitet sind. Das ist ein schneller Erfolg. Ob er verdient ist, kann ich nicht sagen, da ich jene Arbeiten nicht kenne, aber ich möchte es vermuten, denn der neue Roman ist ein bedeutender Fortschritt und ein höchst beachtenswertes Werk.

Der Verfasser, wie ich vermute, ein Livländer, macht zur Heldin seines Romans die Tochter eines berühmten livländischen Schriftstellers Peter Olai, und läßt diese, die Schauspielerin ist, einen Ruf nach Riga erhalten. Das Buch erzählt ihre Leidens- und Liebesgeschichte; wie sie mutterlos zurückgeblieben, mit dem Vater kameradschaftlich lebt und den Drang nach der Bühne nicht unterdrücken kann. Da sie in München lebt, knüpft sie ein leidenschaftliches Verhältnis mit dem nordischen Schriftsteller Gunnar Stenersen an, in dem sie nach anfänglicher Glut vollständig enttäuscht wird, ebenso wie sie als Schauspielerin nach einem ersten großen Erfolge Schiffbruch leidet. Der Vater stirbt und läßt die Tochter in behäbigem Wohlstand zurück. Durch eine ehemalige Erzieherin, die Peter beinahe in ihre Netze gezogen hätte, hört sie von einer Art geistigen Befreiungsanstalt im Schlosse Michelstirn, geht, bevor sie ihr Engagement in Riga antritt, auf einige Wochen dorthin, lernt dort einen tüchtigen Pädagogen Dr. Termöhlen kennen, der eine Mustererziehungsanstalt geleitet hatte und eine neue gründen will. Einen Mann, der schwere Schicksale erlitten und sich kurz vorher von einer, seiner unwürdigen Frau hatte scheiden lassen. Sie sucht zwar diesem Manne, da sie falsch über ihn unterrichtet wird, zu entfliehen, er reist ihr jedoch nach und beide werden, da Termöhlen ihre Vergangenheit, die er wohl kennt, nur als einen Irrtum, nicht als ein Verbrechen betrachtet, ein glückliches Paar.

Es läßt sich nicht leugnen, der Zufall treibt in diesem Werke sein Spiel; freilich tut er das auch in Wirklichkeit. Manche Episoden sind etwas gar zu breit ausgemalt, das Ganze hat viel von einem Schlüsselroman an sich. Denn abgesehen davon, daß Max Reinhardt und einer seiner Dramaturgen porträtähnlich geschildert werden, so könnte es auch sein, daß in dem schon erwähnten nordländischen Schriftsteller ein sehr bekannter Autor gezeichnet werden sollte, und daß auch die Berliner Schauspielerin, die jenen Stenersen zuletzt kapert und der Dr. Burow (etwa Johannes Müller?), der Menschheitsbeglückungsapostel, der mit einer kleinen Dosis Charlatanerie, sehr viel edles Wesen und wahre Geistesbefreiung vereinigt, nach lebendigen, leicht erkennbaren Modellen geschildert sind. Derartige Anlehnungen halte ich für einen Mangel, denn der Roman erhält dadurch nur erhöhten Reiz in den Augen sensationslüsterner Menschen, gewinnt aber nicht an Kunstwert.

Was indes den eigentlichen Wert des Buches ausmacht, ist wiederum, wie in dem ersten Buche unseres Autors, die psychologische Vertiefung in das Wesen der Heldin. Sie heißt mit Recht die Tochter, denn sie ist eben nicht nur leiblich, sondern auch geistig und gemütlich die Tochter eines herrlichen Vaters, der sich zur Selbstbefreiung durchringt. Er, früh verwitwet, lebt fast ausschließlich für sein Kind, unterdrückt seine eigene Neigung, arbeitet mehr für seine innere Ausbildung als für Erhöhung seines schriftstellerischen Ruhmes und erträgt schließlich auch die Entfernung seiner Tochter, weil er erkennt, daß diese Entfernung, wenn auch nicht zu ihrem Heil, so doch notwendig ist, damit sie sich klar werde über sich und ihre Bestimmung. Und so ist nun auch das Leben der Tochter eine, wenn auch im einzelnen verschiedene, so im großen und ganzen ähnliche Entwicklung. Denn es wird geschildert, wie sie nun allmählich ihre Künstlerträume verfliegen sieht, wie sie ihre Begeisterung für einen Mann aufgibt, der ihr ehedem als herrlich erschien, und wie sie trotzdem weder verzweifelt noch schamlos wird, sondern jungfräulich bleibt — man verzeihe das Wort für eine sogenannte Gefallene — und von dem schönsten Idealismus erfüllt, einem nach dem Höchsten Strebenden die Hand zum Lebensbunde reicht und die Mittel zur Erfüllung seiner großen Ziele zur Verfügung stellt. Ein solcher Ausgang mag den Graumalern und allen denen, die das Leben nur immer als Zertrümmerin alles Schönen und Guten darstellen wollen, verkehrt erscheinen; uns und den naiven Lesern wird der Ausgang und die ganze Erzählung so erquickend und so wahr, daß man darüber gern viele Unwahrscheinlichkeiten und Mängel im einzelnen vergißt.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote de la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Nach der Uebertragung von Ludwig Tieck. Mit fünfzehn Bildern nach Kupfern von Chodowiecki, herausgegeben von Alexander Benzion. Verlag Josef Singer, Straßburg i. E. und Leipzig.

Es gibt in der ganzen Weltliteratur kein Werk von solcher Frische und Ursprünglichkeit, von so köstlichem Humor, wie der Don Quixote des Cervantes. Alle kennen es dem Namen nach, und alle zitieren lachend den Windmühlenkampf des närrischen Junkers, wenn sie auf ihren Wegen einen jener Idealisten und Weltverbesserer treffen, der, blind für die Wirklichkeit, nur die Gestalten seiner eigenen Träume sieht. Daß es solche Käuze noch heute gibt und immer geben wird, das eben ist es, was den Roman des großen Spaniers so eminent modern wirken läßt. In törichtem Wahn will der „scharfsinnige Junker“ dem verblaßten Traum von einer entschwundenen Ritterzeit Leben schenken und gerät dadurch

Digitized by Google

in die tollsten Konflikte mit seiner Umwelt. In der Weise aber, wie er diesen Kampf ausficht, liegt etwas von gewaltiger ungebrochener Größe und von der Tragik, die dem echten Helden eigen ist, so daß wir uns manchmal unseres Lachens schämen und in den vom Wahnsinn erborgten glänzenden Fetzen wirklich die Glorie sehen, wie sie von wahrem Rittertume ausstrahlt. Es ist ein Verdienst des Verlages, das herrliche Buch in einer vornehmen und geschmackvollen Ausstattung herausgebracht zu haben. Diese wirklich schöne Ausgabe wird allen Gebildeten um so willkommener sein, als sie ihnen erst den vollen Genuß an dem Werke ermöglicht. Es fielen nämlich viele ermüdenden Längen fort, in denen literarische Zeitfragen behandelt werden, welche den modernen Leser nicht mehr interessieren können. Zugrunde liegt der Ausgabe die behaglich breite, altertümelnde und so der Eigenart sich trefflich anpassende Uebertragung Meister Ludwig Tiecks, an der nur für den modernen Geschmack gänzlich unerläßliche Aenderungen vorgenommen wurden. Bei dem erstaunlich billigen Preis wird das Buch eine wertvolle Gabe für jedermann werden und wir wünschen ihm, daß es bald in jedem Hause zu finden sei.

Grete Meisel-Heß. Die Intellektuellen. Roman. Berlin 1911, Verlag von Oesterheld & Co.

Frau Grete Meisel-Heß legte vor Jahren in ihrem sehr verdienstlichen Buche „Die sexuelle Krise“ (Jena, Eugen Diederichs, 1909) an eine der brennendsten Wunden der Gegenwart Hand an. Die schleichende, durch die monogame Zwangsehe einesteils und die sexuelle Anarchie andernteils hervorgerufene sexuelle Krise der Gegenwart wurde darin in ihren Ursachen und Folgeerscheinungen unverhüllt bloßgelegt und zugleich versucht, Heilmittel zu ihrer allmählichen Behebung zu geben. Hoher moralischer Ernst, eine genaue Kenntnis der praktischen Lebensverhältnisse und Bedürfnisse, wie der männlichen und weiblichen Psyche und eine vollständige Beherrschung des einschlägigen Materials zeichneten dieses hervorragende Buch aus. Dieser Umstand bahnt einem neuen Werke der Verfasserin von vornherein den Weg. Dem Titel dieses Romans nach zu schließen, durfte man etwas wie eine Schilderung der treibenden Kräfte der Zeit und der in ihr tätigen führenden Personen der neuen Generation erwarten, und man muß gestehen, daß ein solcher Romanstoff viel des verlockenden geboten hätte. Nun kommen allerdings in den „Intellektuellen“ moderne Probleme in eingehendem Maße zur Erörterung, aber an Stelle geistiger Kulturträger, als die wir uns doch Menschen hervorragenden Charakters, starken, weitblickenden Wollens, lauterer Gesinnung und einer bei allem Ringen harmonischen Grundlage denken, bietet uns die Verfasserin fast mit alleiniger Ausnahme der weiblichen Hauptgestalt nur eine reiche, vielleicht allzu reiche Galerie „geflickter Halbnaturen“. Da ist ein hervorragender Professor der Medizin, der sich im Wahne, krebskrank zu sein, tötet, während es sich bei ihm nur um verhältnismäßig rasch heilbare nervöse Ueberreizungszustände handelt. Seine Frau, eine jener zahlreichen weiblichen Drohnen der menschlichen Gesellschaft, für die der Mann nur als Geldquelle in Betracht kommt und die sich daher als unversehens mittellos gewordene Witwe, statt ehrlicher Erwerbsarbeit nachzugehen, zur Sicherung ihres bisherigen nichtigen und üppigen Müßiggangs ohne moralische Bedenken einem amerikanischen Millionär als Mätresse hinwirft. Ein leichtsinnig verschuldeter Leutnant, der einem Kameraden Obligationen stiehlt, kassiert wird, als Violinspieler in unterschiedlichen Nachtlokalen sein Dasein fristet und zuletzt mit einer ihm post festum angetrauten hysterischen Person, einer ehemaligen Erzieherin, nach Südamerika geht, die eines eingebildeten Liebhabers wegen ihrem Gatten, einem Stabsarzt, davonlief, einen Selbstmordversuch unternahm und hernach die Geliebte erst und schließlich die Frau ihres Lebensretters wurde. Ein anderer ehemaliger Leutnant, der mit einem Nähmädel drei Kinder hat, und der sich in seinem herabgesunkenen Dasein u. a. durch die wenigstens ehrliche Arbeit des Schneeschaufelns Nahrung schafft. Eine lyrische Baronin, die ihren Gatten von einem ihrer Liebhaber im Duell töten läßt, um die Bahn zur Ehe mit einem andern Galan frei zu haben, der ihr aber deswegen den Laufpaß gibt. Der mißbrauchte, von einem Frauenarm in den andern taumelnde Liebhaber, der in einem modernistisch-buddhistischen „philosophischen Kloster“ an einem der oberitalienischen Seen, der ersten Niederlassung eines neuen indo-europäischen Ordens, Heilung für seinen Seelenschmerz sucht. Eine Anzahl anderer in ihrem Ehe- und Liebesleben gescheiterter Existenzen, deren eine, ein Mädel mit einem Kind, von dem Verfasser eines zukünftigen Werkes über die „Stiefvaterfamilie“ als „Prachtweib“ angesehen wird, weil sie sich über unsere heutigen verschrobenen Moralbegriffe (anlangend die Gefallenen) hinwegsetzte, und der sie, sehr beglückt sowohl über diese „Prachtfrau“ wie auch über ihr „Prachtkind“, zur Gattin nimmt, — eine Figur, die allerdings im wirklichen Leben nur sehr wenige gleichgestimmte Nachläufer finden dürfte. Ein als glücklich bezeichnetes Ehepaar ist dadurch bemerkenswert, daß die Frau früher Bordellmädchen in Tunis war. Hinzu kommt noch ein halb visionär geschilderter lemurenhafter Kreis von Flagellanten, ferner von Leuten, die sich „zur gesellschaftlichen Rehabilitierung der Perversionen“ zusammenschlossen, dann ein um eine „Dame“ gebildeter Zirkel, „deren Ehrgeiz es ist, — Hetäre zu sein“, weiter eine Gruppe halbverrückter Dichter und anderer teilweiser oder ganzer Narren. Ein gefühlskalter, verstandesmäßiger Ton entströmt diesem Buche der Verfasserin, deren Fähigkeiten sich dieser Probe nach offenbar mehr auf sozialpsychologischem, denn auf epischem Gebiete zu entfalten vermögen. Wir werden uns nach diesem Abstecher in das Gebiet menschlicher Verstiegenheiten und brüchiger Naturen doppelt freuen, ihr auf jenem anderen wieder zu begegnen. Viktor Wall (Wien).

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Kommissions-Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Willy Geißler, Berlin SW. 68. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.
Berlin SW. 68

Die beiden Hartungs.

Roman von

Heinrich Ilgenstein.

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—

Man wird bei der Diskussion über diesen Roman an große Vorbilder erinnert; aber man wird doch zu dem Ergebnis kommen, daß hier ein selbständiger Dichter seine eigenen Wege wandelt. Was diese Schöpfung zu einer Sondererscheinung deutscher Erzählungskunst macht, ist die völlig neue Art, wie der Dichter den Stoff behandelt. Heinrich Ilgenstein gibt in seinem in Memel spielenden Roman alles, was man von einem hervorragenden deutschen Erzähler verlangt. Er ist wahr. Er empfindet urdeutsch. Er gibt greifbare Gestalten. Er weiß die Charaktereigenschaften und die Handlungen seiner Menschen psychologisch begreiflich zu machen. Seine Kunst, Naturschilderungen und Milieubestimmungen mit wenigen Strichen ∴ wiederzugeben, steht den besten Erzählern nicht nach. ∴

160 Millionen Mark

beträgt der Wert der Objekte, für die seit dem 1. April bis zum 10. September d. J. ein Antrag auf Mietversicherung gegen Mietverlust infolge Leerstehens unvermieteter Wohnungen bei uns eingereicht worden ist.

Allgemeiner Deutscher Mietversicherungsverein A.-G. zu Berlin.
Geschäftsstelle: Bülowstrasse 1, am Nollendorfplatz.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 52. Berlin, den 23. Dezember 1911. 40. Jahrgang Band 80.

Gegenwartsreligion.

Von

Dr. Otto Philipp Neumann, Bromberg.

Wir leben in einer Zeit des religiösen Uebergangs. Schon lange. Die Literatur über Religion ist schier unendlich geworden. Sie geht von Schleiermacher, Strauß, Feuerbach anfangend über die Tübinger Schule zu Pfleiderer und Harnack, um dann bei den Modernen wie Kalthoff, Drews und Steudel zu endigen oder sich in Weinel, Traub, Graue fortzuspinnen, nur um einige bedeutendere Namen zu nennen. Wenn man nun die Fachgelehrten anfügt, so bekommt man keine richtige Antwort. Die „Fälle" stehen als „Menetekel", und es ist ganz interessant, daß Harnack, seinerzeit der modernsten einer, als er sein Wesen des Christentums schrieb, links war, während er jetzt den Anschluß an rechts gefunden hat. Daher sein Eiertanz im Briefwechsel mit Jatho, so daß ein Witzblatt ihn mit einer Balancierstange bewaffnet darstellte. Ich meine nun, daß die Gegenwartsreligion keineswegs eine Domäne der Theologen sei. Ich stehe zwar als Arzt auf dem Standpunkt, daß nicht jeder behandeln darf, bin aber sehr damit einverstanden, daß recht viele Menschen sich mit Medizin beschäftigen, dann würden sie sehen, wie schwer es ist, Arzt zu sein. Ich möchte gern dem Einwand begegnen, als ob ich als Arzt nun auf theologischem Gebiete ein Laie sei, ein theologischer Kurpfuscher. Ich meine, Religion ist eine allgemeine Angelegenheit wie Hygiene, mit der sich jeder beschäftigen sollte und die zur allgemeinen Bildung gehört.

Wenn die Schriften über Religion sich jagen — es ist kaum möglich, sie alle aufzuzählen —, so halte ich das an sich für ein gutes Zeichen, nämlich, daß der Materialismus, der in den letzten monistischen Zuckungen liegt, in der Tat nicht imstande gewesen ist, zu befriedigen. Die Aera Haeckel ist vorbei, und es wird Ostwald und den Seinen nicht gelingen, eine größere Gemeinde um sich zu sammeln. Bei Gelegenheit der Fälle Drews, Jatho usw. haben wir gesehen, wieviel Religion Gott sei Dank noch in unserem deutschen Volke steckt. Was Religion ist, läßt sich nicht mit einem Worte sagen, und es ist hier nicht der Ort, einen kurzen religionsgeschichtlichen Ueberblick zu geben. Sie liegt wesentlich im Gefühl und hat mit dogmatischen Spitzfindigkeiten nichts zu tun. Und dennoch sind diese für den denkenden Menschen unerläßlich, so daß wir in der Tat zu einer Esoterik und einer Exoterik gelangen. Den wesentlichen Unterschied zwischen dem katholischen und dem evangelischen Bekenntnis erblicke ich darin, daß in der katholischen Kirche der Unterschied zwischen Esoterik und Exoterik aufrechterhalten wird. Wenn er sich in der evangelischen Kirche nicht so zeigt, so halte ich das für einen Vorteil. Wir sind dann in Wahrheit im Besitz der Erbschaft Luthers vom freien Christenmenschen. Auch der dogmatische Unterschied der Bekenntnisse ist nicht unwesentlich. Mit der Unfehlbarkeit ihres Pontifex maximus hat die katholische Kirche den Schlußstein ihrer Versteinerung gelegt, sie hat dem Entwicklungsgedanken den Abschied gegeben, während mit dem Begriff des Protestantismus der religiöse Entwicklungsgedanke gegeben ist.

Nur er schützt vor der Gefahr der Starre, in welche die orthodoxe evangelische Kirche zu versinken droht.

Will sie weiter lebensfähig sein, so darf sie sich nicht mehr an die Dogmen klammern, welche mit der Naturwissenschaft in Widerspruch stehen. Man kann auch ohne die Dogmen selig werden, man kann auch als Arzt und Naturforscher ein frommer Mann sein und Religion besitzen. Wenn man sich in die Literatur vertieft, so sieht man ein Suchen und Tasten. Alte religiöse Werte beginnen zu schwanken, sie stehen nicht mehr im Kurs, sie werden umgewertet. Etwas Neues, Sicheres, an welches sich der religiöse Mensch

Digitized by Google

halten kann, ist noch nicht gefunden. So ist die Signatur der Zeit die Unsicherheit. Die Weltanschauungen jagen sich. Der Keplerbund tritt dem Monistenbund gegenüber. Wir besitzen eine reiche „Jesusliteratur"; es sammeln sich Gemeinden um Johannes Müller, um Lhotzky, die moderne Freimaurerei spricht von einer Freimaurerreligion und stützt sich auf die alten Pflichten von 1723, die damals ein novum, dem Satz eujus regio ejus religio ein Ende machten. Es gibt eine große Zahl kleiner Broschüren über „Zukunftsreligion", und die Zahl der religiösen Sekten, die sich um einen neuen Religionspropheten scharen, nimmt zu; wir können in der Gegenwart sogar von einer Sekte der „Jatholiken" sprechen.

Allen diesen Bestrebungen ist gemeinsam, daß sie sich mit dem offiziellen Kirchentum auseinandersetzen müssen. Hier liegt für jeden, der sich mit Religion beschäftigt eine Klippe. Gerade in der Religion spielt die Tradition eine große Rolle, und es ist in der Tat sehr schwer, den wünschenswerten Subjektivismus dessen, der über Religion nachdenkt, in Einklang zu bringen mit dem, was er als Kind eingesogen hat. Daher die wichtigen Bestrebungen einer Reform des Religionsunterrichts, an der sich vor allem Rein und Natorp beteiligt haben. Um katholisch zu sein, braucht man sehr wenig Bildung und sehr wenig Wissen. Die Kirche ist die Führerin, der Gläubige hat zu gehorchen und wird um so seliger, je mehr er gehorcht und je williger er sich der Kirchenzucht unterwirft. Daher die suggestive Kraft der Katholikentage, mit denen die Menge gefangen wird.

Um Protestant zu sein, muß man im Denken geübt sein. Hier wird bereits der Maßstab einer Kritik verlangt. Gegenwartsreligion besteht darin, den Versuch zu machen, die altreligiösen Werte in einen Ausgleich zu bringen zu den Forderungen der Naturwissenschaft. Glauben und Wissen sind Geschwister, keine Gegensätze. Zwischen Religion und Wissenschaft gähnt keine Kluft. Unsere moderne Weltanschauung besteht, wie dies besonders Chamberlain betont hat, aus Religion und Wissenschaft. Das ist kein schwächlicher Kompromiß der beiden Faktoren. Eine vernünftige Gegenwartsreligion, welche die Religion und den Gottesgedanken nicht missen will, braucht keineswegs, die Trennung von Staat und Kirche zu verlangen oder mit dem Austritt aus der Landeskirche zu drohen; im Gegenteil wird es ihre Sorge sein, dazu beizutragen, daß der Charakter einer offiziellen Staatsreligion den Forderungen der Gegenwart angepaßt ist. Sehr treffend sagte neulich eine Zeitung, daß die Landeskirche mit den Monisten und Sozialdemokraten leichtes Spiel habe; gefährlich seien ihr nur die Liberalen. Aber ich meine, daß gerade dieser religiöse Liberalismus notwendig ist. Wenn das religiöse Interesse in der Gegenwart lebendig ist, so ist auch das Denken gestiegen. In der Neuzeit setzt man der christlichen Idee die Humanitätsidee gegenüber. Insbesondere hat der an der Spitze der Reformbestrebungen stehende Verein deutscher Freimaurer in einer von L. Keller geschriebenen gekrönten Preisarbeit die Humanitätsidee auf den Schild erhoben. Ein katholischer Kritiker dieser Schrift sagt sehr richtig, daß bei der Hervorhebung dieses Humanitätsideals leider vergessen wird, wieviel wir dem Christentum verdanken, und ich stimme Karl Jentsch bei, der aus der Mischung der christlichen Idee und der Humanität viele Vorteile für eine vernünftige Gegenwartsreligion erhofft. Eine Kirche, die mit Zwangsmitteln arbeitet, richtet sich selbst. An die Stelle des toten Buchstabens muß der lebendige vernünftige Glaube treten, der die Forderungen der Gegenwart wertet. Wenn darüber geklagt wird, daß das religiöse Leben sich zu den Dissenters geflüchtet habe - übrigens eine alte Erscheinung, wie die Geschichte der Freimaurerei in England von 1717 an zeigt —, wenn behauptet wird, daß ein Drittel in Deutschland Neuheiden seien, ein Drittel gläubige Katholiken, ein Drittel in Sekten zerfallen sei, so kann doch die Schuld dieser zerrissenen Zustände nur im Wesen des offiziellen Kirchentums liegen, welches sich gegen alle Neuerungen sträubt und in Wahrheit von der so notwendigen Weiterentwicklung der Religion nichts wissen will. Das Treffende hat m. A. n. Friedrich Delitzsch gesagt; er tritt für ein unitarisches Christentum ein. Das Christentum, welches eine moderne Gegenwartsreligion vertritt, ist keineswegs, wie behauptet wurde, die Religion der Nichtdenker. Im Gegenteil. Wir besitzen bereits eine Darstellung des Christentums in seiner Entwicklung über die Kirche hinaus. Hier wird u. a. von Sell dargetan, daß das ganze Dogmengerüst nur eine Hilfskonstruktion sei für die religiöse Forderung ethischer Grundsätze. Der Wert des Protestantismus liegt eben darin, daß er eine bewegliche Größe ist.

Der Kern der Gegenwartsreligion liegt im Ethischen, nicht im Metaphysischen. Wir brauchen deshalb das Metaphysische nicht über Bord zu werfen, denn man hat ja Religion auch als die Metaphysik des Volkes bezeichnet. Ueber das

Digitized by Google

Verhältnis von Religion zur Sittlichkeit liegt eine reiche Literatur vor. Wir können hierauf heut nur insofern eingehen, als das Ethische in der Tat das Wesentlichste an der Gegenwartsreligion sein wird. Die Ethisierung der Religion, sagt Natorp, ist das letzte Ziel. Ist das richtig, so tritt alles Dogmatische und Metaphysische zugunsten des Ethischen zurück. Eine Gegenwartsreligion kennt die Bedeutung des Wertes der Menschenseele und wird sich freudig zu dem Bekenntnis stellen: Wir sind göttlichen Geschlechts. Im Menschentum liegt der Gottesgedanke beschlossen. Den Gottesfunken zur lichten Flamme anfachen, ist die Bedeutung der Religion. Auch im verirrten Menschen sollen wir den Bruder erkennen und das Gesetz der Nächstenliebe ist ein allgemeines Menschheitsgesetz. Sogar die Monisten, die den Gottesbegriff für abgelebt halten und das Christentum ausmerzen wollen, erkennen es an. Die Grundidee der Religion, die Idee Gottes, an der wir als Vertreter einer vernünftigen Gegenwartsreligion festhalten, ist, wenn sie menschheitsfördernd sein soll, eine ethische Idee. Die Gegenwartsidee bekennt den Menschengott, nicht den Meinungengott (Natorp, Jemand und ich. Ein Gespräch über Monismus, Ethik und Christentum. Stuttgart, Fromman, 1906).

Wir halten am Gottesgedanken und an der Religion fest. Wir halten als Vertreter eines liberalen Christentums auch an der Landeskirche fest und wünschen an ihrer freieren Ausgestaltung mitarbeiten zu können. Wir wünschen ihr Bewegungsfreiheit und Weiterentwicklung. Je menschlicher wir uns die Gottheit vorstellen, desto näher kommt sie zu uns.

Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Staat und Stadt als Betriebsunternehmer.

Von

Otto Corbach.

In allen Ländern unserer Kulturzone werden die Aufgabenkreise der Staaten und Gemeinden unaufhaltsam erweitert, hauptsächlich infolge sozialpolitischer Bestrebungen; überall befindet sich diese Tendenz im Einklang mit der öffentlichen Meinung; überall aber auch zeigen sich die gleichen üblen Begleiterscheinungen: Wachsende Verschuldung von Staaten und Gemeinden, zunehmender Steuerdruck, Umsichgreifen des Bureaukratismus. Und da man allenthalben der Grenze der Steuerfähigkeit der Bevölkerung bedenklich nahe rückt, muß die Entwicklung schließlich die modernen Völker vor die Alternative stellen, Staats- und Stadtverwaltungen zu so rationeller Wirtschaftsweise zu erziehen wie sie in privaten Betrieben die Furcht vor den Bankerott erzwingt, oder aber in allem, was nicht von jeher in den Aufgabenkreis der Staatsregierungen und Gemeindeverwaltungen gehörte, reumütig zum alten individualistischen Wirtschaftssystem zurückzukehren.

Für England schlägt Lord Avebury in seinem Buche „Staat und Stadt als Betriebsunternehmer", wovon bei Carl Heymann, Berlin, eine deutsche Ausgabe erschien, den letzteren Weg vor. Lord Avebury zählt zu den hervorragendsten Kaufleuten Englands, ist bedeutend als liberaler Politiker; dazu Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Schriften, die in sehr viele Sprachen übersetzt und zum Teil erstaunlich verbreitet sind. Jahrelang war er Präsident der Londoner Handelskammer und der Londoner Arbeiter-Hochschule, ebenso Präsident des Londoner Grafschaftsrats, ferner Mitglied des Unterhauses. Noch in vielen anderen Stellungen hat er öffentlich gewirkt. Acht Jahre lang bekleidete er das Amt eines Vizekanzlers der Londoner Universität. Das Urteil eines so vielseitig gebildeten und erfahrenen Kopfes hat also in einer umstrittenen Frage wohl etwas zu bedeuten. Lord Avebury fragt, wo schließlich die Steuern herkommen sollen, wenn die öffentlichen Ausgaben schneller wachsen als das steuerpflichtige Eigentum, wenn das Privatunternehmen mehr und mehr beseitigt, wenn möglichst alles durch den Staat oder die Stadt ausgeführt wird. Man sage bisweilen, daß dies bei allen notwendigen Lebensbedürfnissen geschehen solle; aber dann müßten wir zu Beleuchtung, Wasserversorgung und Straßenbahnen nach Fleisch, Feuerversicherung, Kleiderstoffe, Salz, Gemüse, Papier, Federn usw. hinzufügen, und viele würden auch noch Tabak, Tee und Bier hinzugefügt haben wollen.

In den letzten vierundzwanzig Jahren ist in England und Wales die Durchschnittssteuer pro Kopf der Bevölkerung um 83 v. H. erhöht worden, während zugleich die Durchschnittsschuld pro Kopf um 11,8 v. H. und der durchschnittliche Steuersatz pro Pfund der Steuerwerte um 75 v. H. gestiegen

Digitized by Google

sind. Ueberdies wuchs, da sich auch die Steuereinschätzung verschärfte, nicht nur der Steuersatz, sondern zugleich der Steuerwert, so daß die wirkliche Summe, die eine Person zu zahlen hat, doppelt erhöht worden ist. Trotzdem wurden die Kosten des Staatshaushalts nicht gedeckt, und die städtischen Behörden gerieten bis über die Ohren in Schulden. Im Jahre 1883/84 belief sich die städtische Schuldenlast in England auf 193 Millionen Pfund Sterling; im Jahre 1903/4 war sie auf 469 Millionen gestiegen, hatte sich also in zwanzig Jahren um 276 Millionen vergrößert. Die Zunahme war weit stärker als die der steuerpflichtigen Reinerträge. Wegen der hohen Summen, die Stadtverwaltungen für ihre Unternehmungen dargeliehen wurden, haben die Steuerzahler einen höheren Zinsfuß für dasjenige Kapital zu zahlen, dessen sie für Produktionszweige bedürfen, die in die Sphäre ihrer eigenen Tätigkeit fallen. Die starke Zunahme der städtischen Schuldenlast hat ferner den Preis städtischer Obligationen um etwa 10 v. H. vermindert, so daß die Anleihen den Steuerzahlern ½ v. H. mehr Zinsen kosten, was wieder einen Verlust bedingt, der von dem verausgabten Gewinn der „vorteilhaften" Kapitalanlagen abgerechnet werden müßte.

Die Beschaffung von Arbeiterwohnungen durch Stadtverwaltungen hat in England mehr neue Wohnungsnot erzeugt als beseitigt. Die Baukommission des Londoner Grafschaftsrats schuf in 25 Jahren mit einem Aufwande von mehr als 4 Millionen Pund Sterling 16 000 Zimmer und vermietete diese unter ihrem Werte an Leute, die einer besseren Klasse angehören als die, die aus niedergerissenen alten Häusern vertrieben wurden. Inzwischen hatten viele große Privatgesellschaften, die vorher Tausenden von Arbeitern eigene Wohnungen schafften, wegen des städtischen Vorgehens ihr Bemühen, der Wohnungsnot zu steuern, aufgegeben.

Gewinne werden, wenn überhaupt, von englischen Stadtverwaltungen nur durch Monopole erzielt. Glasgow verdient an seinen Straßenbahnen, aber Boston in den Vereinigten Staaten, das weniger Einwohner hat, erhält eine viel größere Summe von den Straßenbahnen, deren Betrieb es nicht leitet. Lord Avebury weist im einzelnen nach, daß die in privatem Besitze und Betriebe befindlichen Straßenbahnen in den Vereinigten Staaten sehr viel mehr Steuern zahlen und doch ihre Passagiere billiger befördern als die englischen städtischen.

Lord Avebury verurteilt sogar die Verstaatlichung von Eisenbahnen; er behauptet von den englischen Privatbahnen: „Unsere Züge sind zahlreicher, schneller und billiger; es herrscht dort Munterkeit und Leben, während auf dem Festlande eine Atmosphäre von Lässigkeit und Gleichgültigkeit darüberliegt; bei uns scheint alles darauf auszugehen, Zeit zu gewinnen, auf dem Kontinent aber darauf, sie zu vertrödeln; unsere Beamten sind ruhig, höflich, gefällig; sie versuchen den Passagieren zu helfen, während die des Auslandes mit den Reisenden herumkommandieren."

In diesem Punkte kann jedoch Emil Schiff, der Verfasser einer Gegenschrift: „Unternehmertum oder Gemeindebetriebe?" (Leipzig, Dunker & Humblot) gründlich widerlegen. Schiff weist nach, daß in Deutschland mit größerem Nachdruck an dem Ausbau der Eisenbahnen gearbeitet wird als in England. Die Bautätigkeit ist bei uns sowohl im Streckenbau wie in Bezug auf Neubauten und Umbauten von Bahnhöfen lebhaft; die Verwaltungen sind auf die Vermehrung des rollenden Gutes und besonders auf die Anschaffung großer Güterwagen von 15 und 20 Tonnen bedacht. Folgende Zahlen kennzeichnen die Entwicklung:

Die Zunahme der Bahnlänge betrug in den drei Jahren 1903 bis 1905:

in Deutschland	1959 km	=	3,56 v. H.,
„ Frankreich	1243 „	=	2,75 „ „
„ Großbritannien	663 „	=	1,84 „ „

Die Zunahme des Anlagekapitals betrug in der gleichen Zeit:

in Deutschland	5,38 v. H.
„ Großbritannien	2,21 „ „
„ Frankreich	2,26 „ „

Die Zunahme der gesamten Verkehrseinnahmen betrug:

in Deutschland	257,1	Mill. M.	=	12,8 v. H.,
„ Frankreich	64,1	„ „		5,3 „ „
„ Großbritannien	41	„ „	=	2,0 „ „

Der Ueberschuß aus dem Gesamtverkehr hat zugenommen:

in Deutschland	um 11,38 v. H.,
„ Großbritannien	„ 8,73 „ „
„ Frankreich	„ 2,69 „ „

Immerhin erkennt Schiff an, daß private Eisenbahnbetriebe unter günstigen Verhältnisse auch manche Vorteile aufweisen können. In erster Reihe werde der Wettbewerb auf die Schnelligkeit und Zugdichte günstig einwirken; auch manche

Digitized by Google

Verbesserungen, namentlich solche, die die Bequemlichkeit für die Reisenden erhöhen, würden leichter eingeführt werden. Er meint aber, und mit Recht, daß die Nachteile überwiegen, darunter die geldliche Inanspruchnahme des Staates, wo die Privatwirtschaft versagt, unstete und verworrene Tarifverhältnisse, wilde Spekulation mit Konzessionen und Anteilen von Eisenbahnen, Vernachlässigung allgemeiner volkswirtschaftlicher Erfordernisse, Begünstigung einzelner Verkehrsbeteiligter und Ausbeutung der großen Masse, Betriebsunsicherheit und Unterdrückung anderer Verkehrsgelegenheiten, der Bau und Betrieb mehrerer Wettbewerbslinien für im wesentlichen gleiche Strecken und die Zersplitterung der Verwaltung.

Schiff gibt übrigens im allgemeinen zu, daß die schädlichen Folgen, die Lord Avebury von Staats- und Gemeindebetrieben ableitet, großenteils den Tatsachen entsprechen; er bestreitet jedoch, daß es sich dabei um notwendige Folgen handele; sie könnten durch Entwicklung statt durch Umkehr bekämpft werden. Daß die Bedenken wegen der Ueberbürdung der Verwaltungsorgane beseitigt werden könnten, beweise die Organisation der großen Truste. Hier seien so gewaltige Häufungen von Geschäften und Interessen entstanden, daß ein Erfolg ausgeschlossen sein würde, wenn man der Last der Aufgaben nicht durch zweckmäßige Einrichtungen begegnen könne. Die Hauptmängel unserer behördlichen Verwaltung gewerblicher Betriebe beruhten

in falscher und ungenügender Vorbildung der eigentlichen Verwaltungsbeamten,
in dem Mangel an Kaufleuten in der Verwaltung,
in der Unterdrückung der technischen Intelligenz,
in ungeeigneten Anstellungsbedingungen,
in mangelhafter Buchführung und Gewinnaufstellung und
in veralteten Verwaltungsformen.

In allen diesen Punkten seien zweckentsprechende Reformen durchaus möglich. Schiff vergißt freilich, näher darzulegen, wie die ungeheuren politischen Widerstände zu überwinden wären, die solchen Reformen im Wege stehen. Man bedenke, daß die Schwerfälligkeit, die amtlichen Betrieben gegenüber privaten nachgesagt wird, hauptsächlich von dem Mangel wirtschaftlicher Nötigung herrührt, die im eigentlichen Erwerbsleben zu fortgesetzter Anspannung aller Kräfte anspornt. Weder die Einführung kaufmännischer Buchführung bei wirtschaftlichen Unternehmungen des Staates und der Gemeinden, noch Aenderungen in den Anstellungsverhältnissen oder ähnliche Reformen können diesen Fehler aufheben.

Schiff bringt Lord Aveburys grundsätzliche Ablehnung jedes Staats- und Kommunalsozialismus einmal in Zusammenhang mit der allgemeinen konservativen Abneigung der Engländer gegen internationale reglementierende Bestrebungen, wie beispielsweise denen zugunsten metrischer und technischer Normalien. Dafür steht er selbst im Banne eines entgegengesetzten deutschen Nationalfehlers, nämlich der übertriebenen Wertschätzung der reglementierenden Staatsgewalt im wirtschaftlichen Leben. Im Engländer bäumt sich das persönliche Selbstbewußtsein dagegen auf, in einem staatlichen Apparat aufzugehen, der Deutsche ist leicht dazu bereit, seine Persönlichkeit einem Staatszwecke zu opfern, weil er von dem Wesen des Staates eine metaphysische Vorstellung hat. Der Engländer sieht im Staat nur ein Werkzeug, sei es des Volkes, sei es einer aristokratischen Oberschicht; der Deutsche ist eher geneigt, sich als Werkzeug des Staates zu begreifen. In Wirklichkeit darf sich der Deutsche den Stolz des Engländers auf seine privaten Leistungen, sein Selbstbewußtsein gegenüber jeder Obrigkeit, wie es Lord Avebury in seinem Buch zum Ausdruck bringt, ebensogut zum Muster nehmen, wie der Engländer den Stolz des Deutschen auf seinen Sinn für Zucht und Ordnung, der im staatlichen Zusammenwirken so großes geleistet hat. Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, so auch hier in der Mitte.

Dickens „Weihnachtslied" und Malthus.

Zur Vorfeier von Dickens 100. Geburtstage.

Von

Dr. H. Offe, Harburg.

Unter allen Schöpfungen des großen englischen Humoristen hat wohl kaum eine so begeisterte Leser gefunden wie „Der Weihnachtsabend". Als eine harmlose Weihnachtsgeschichte ist sie uns allen in Erinnerung. Mitleid mit den Armen, rege Teilnahme an dem Wohl und Wehe unserer Mitmenschen zu erwecken — dahin etwa würden wir ihre Tendenz bestimmen. In diesem Sinne spricht

Digitized by Google

sich auch Dickens' Freund und Biograph John Forster aus: „Niemand konnte alte Kindergeschichten mehr lieben, als Dickens, und das Gefühl; wie er ihnen hier nur eine höhere Form verlieh, gewährte ihm eine geheime Freude. Die geselligen und männlichen Tugenden, die er zu lehren wünschte, waren ihm nicht ohne den Reiz des Gespenstes, des Kobolds und der Feenmärchen seiner Kindheit denkbar, mochte auch die Form dieser Darstellungen in jenen Tagen noch so unvollkommen gewesen sein. Diese kleinen Festgaben brachten in zahllose Heimstätten zugleich mit einem neuen Genuß der Festzeit eine bessere Vorstellung von deren Ansprüchen und Pflichten; sie mischten erstere mit fröhlichen Gedanken zum Vorteil beider; was fast zu fern zu liegen schien, um sich damit zu befassen, brachten sie dem menschlichen Gemüt nahe; sie heilten die Torheit durch gutmütigen Spott und lächelnden Humor, und ihre Mahnung an die Leser: so hast du gehandelt, aber so zu handeln wäre besser mag für manchen belehrend und fruchtbringend gewesen sein." —

Wohl nur sehr wenige Leser haben sich gefragt, ob denn Dickens nicht zugleich noch ein anderes Ziel vorschwebte, als er die Gestalt des Mr. Scrooge zeichnete. War des seligen Marley's noch lebender Kompagnon wirklich eine so seltene Figur unter seinen Landsleuten?

Seit dem Erscheinen der Weihnachtsmärchen sind zwei Menschenalter ins Land gegangen. Auch in England weiß die heutige Generation nicht mehr viel von den sozialen Nöten des Jahrzehnts, da der junge Dickens schrieb. Wer nicht gerade in der Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien bewandert ist, kann sich zudem von den heißen Bemühungen der Besten seiner Zeit, den vielen oft nicht verstandenen Schlagwörtern, ihrer Herkunft und tieferen Bedeutung kaum noch ein rechtes Bild machen.

Versuchen wir einmal, Dickens' „Weihnachtslied" mit dem kritischen Auge des Forschers zu betrachten. Um es gleich vorweg zu nehmen: unser Genuß, die reine Freude an des Dichters Phantasie und Humor wird dadurch nicht geschmälert werden; im Gegenteil: wir erkennen alsdann, wieviel an dem köstlichen Märchen alltägliche, graue Wirklichkeit, und was Dickens' eigene Erfindung ist. Im Lichte der literarischen Kritik ist der „Weihnachtsabend" im Grunde der erste Versuch, eine bestimmte nationalökonomische Lehre anzugreifen. Noch wagt es Dickens nicht, wie in den ein Jahr später erschienenen „Sylvesterglocken". eine wissenschaftliche Theorie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen; vorerst zieht er die leichte Waffe seiner Ironie vor: erklärlich genug, daß die große Mehrzahl der Leser von heute die eigentliche Zielscheibe seines Witzes nicht mehr deutlich sieht.

Um uns das Gesagte verständlich zu machen, müssen wir uns in das Jahr 1840 versetzen. Bis zu dieser Zeit hatte unser Dichter, falls überhaupt, stets nur Mißstände zum Gegenstand seiner Satire gemacht; ein System, eine wissenschaftliche Theorie anzugreifen, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Da wird er im Jahre 1840 mit dem schottischen Philosophen Carlyle bekannt, und bald ist er ganz in den Bannkreis sozial-politischer Ideen gezogen. Man mag gegenwärtig noch so viel von Teuerung lesen und täglich am eigenen Geldbeutel spüren; trotzdem dürfte es schwer fallen, sich in die wirtschaftlichen Nöte des Englands der vierziger Jahre hineinzuversetzen. Das ganze Land seufzend unter dem Drucke der erschwerten Getreideeinfuhr; schlechte Ernten, Mißwuchs, Hungersnot; eine Regierung, die den traurigen Zuständen gegenüber sich machtlos, wo nicht, willenlos erwies. Nun glaubte die Wissenschaft von damals dem Volke ein Evangelium zu verkünden, wenn sie Malthus' Bevölkerungslehre immer von neuem in allen Volksschichten populär zu machen suchte.

Man weiß, wie sich nach Malthus Ansicht die wirtschaftlichen Mißstände am radikalsten aus der Welt schaffen lassen: weniger Menschen, folglich weniger hungrige Münder. Können sich die Nahrungsmittel nicht in demselben Maße vermehren, wie die Bevölkerung zunimmt, so muß notwendigerweise ein Teil des Volkes Hunger leiden. Daß dies die Armen sind, ist selbstverständlich. Auch die Natur weist durch das Gespenst der Not die Menschheit von Zeit zu Zeit darauf hin, Bevölkerung und Lebensbedarf im rechten Verhältnis zueinander zu halten. Diese und ähnliche Tatsachen brauchen den oberen Klassen nicht immer wieder in Erinnerung gebracht zu werden; aber für die breiten Volksschichten sind sie durchaus nicht überflüssig, meint Malthus.

So einstimmig diese Lehre in den Kreisen der englischen Wissenschaft angenommen wurde, so entschieden bekämpften sie ihre Gegner unter den Schriftstellern. Ein jeder fand sich auf seine eigene Weise mit ihr ab; selbst der politisch sonst so gleichgültige Thackeray kommt in seinem „Snobsbuch" gelegentlich darauf zu sprechen. Zur Erinnerung an Guy Fawkes, das

Digitized by Google

Haupt der Pulververschwörung, der es auf König Jakob I. und seine Minister abgesehen hatte (5. 11. 1605), wird noch jetzt in den meisten englischen Städten alljährlich am 5. November ein als Offizier angeputzter Strohmann durch die Straßen getragen und sodann den Flammen übergeben. „An Stelle von Guy Fawkes", schlägt Thackeray drastisch genug vor, „soll Pfarrer Malthus jährlich verbrannt werden. Wer nicht heiraten will, kommt ins Arbeitshaus." —

Welchen Widerhall fanden (Malthus') Gedanken bei Dickens? Hier mußte er wohl oder übel eine deutlichere Sprache reden als etwa in den „Pickwickiern", wo er Friedensrichter und Polizeirichter angreift, oder als in „Nicholas Nickelby", wo er das englische Schulwesen an den Pranger stellt. Nur eins konnte und brauchte er nicht zu verleugnen, als er 1843 sein „Weihnachtslied" dichtete: ein Herz, das den Armen und Elenden ganz gehört. Dickens hatte schon früh ihre Leiden kennen gelernt. Doch vorerst war er noch zu sehr Gemütsmensch, um dem englischen Kapitalismus mit unverschleierten Wahrheiten zu begegnen. Mr. Scrooge ist der typische Vertreter der Malthusianischen Kapitalisten seiner Zeit. Nach dem Tode Marley's, seines Geschäftsteilhabers, verödet Marley's ganzes Innenleben mehr und mehr. Als ihm sein Neffe „Fröhliche Weihnachten" wünscht, ist er drauf und dran, ob dieser sentimentalen Anwandlung die Tür alsbald von außen betrachten zu dürfen. „Der Henker hole die fröhlichen Weihnachten", antwortet ihm der erzürnte Onkel Scrooge. „Was ist Weihnachten für dich anders als ein Tag, wo du Rechnungen bezahlen sollst, ohne Geld zu haben; ein Tag, wo du dich um ein Jahr älter und nicht um eine Stunde reicher findest; ein Tag, wo du deine Bücher abschließest und in jedem Posten durch ein volles Dutzend Monate ein Defizit siehst?!". . . . Nur ein Ding erscheint ihm an dem naiven Neffen lächerlich: daß er sich verheiratete, weil er sich verliebte. Den Luxus einer Verehelichung darf sich nach Malthus nur der einigermaßen Wohlhabende leisten; denn die besitzlosen Volksklassen liefern doch immer wieder neue hungrige Münder. Die Armengesetze, die den unteren Zehnmillionen das Fortkommen erleichtern, sind Scrooge ebenso wie Malthus ein Dorn im Auge. Kaum ist der Neffe zur Tür hinaus, als bereits zwei „behäbige, wohl ansehnliche" Herren in Anbetracht der großen Not um eine milde Gabe für die Aermsten unter den Armen bitten. „Wozu zahle ich denn die hohen Steuern für Unterhaltung der Schuldgefängnisse und Armenhäuser"? meint Scrooge. „Wem es schlecht geht, mag dorthin übersiedeln. Wer sich dazu nicht entschließen kann sollte lieber so bald wie möglich aus der Welt gehen und die überflüssige Bevölkerung vermindern." — Nun hätte sich zwar Mr. Marley's überlebender Kompagnon mit den letzten Worten nicht auf eine Stelle in Malthus' Werken berufen können. Soviel aber ist sicher: Scrooge redet nicht nur in des großen Theoretikers Sinne; die herzlose Antwort ist im Grunde auch nichts anderes als der Widerhall eines der viel gehörten Schlagwörter der damaligen Zeit. Leute, die über Armut und Elend ihrer Landsleute gerade so dachten, gab es nicht wenige. Dickens übertreibt also nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Bücher

Von

Julius Bab.

Um die Weihnachtszeit erreichen die Wasser des deutschen Bücherstromes ihren höchsten Stand. Alle Verleger werfen ihre beste Ware auf den Markt, und das Publikum, dessen Kaufwilligkeit in Deutschland man nicht gering schätzen darf, läuft verwirrt durch die ungeheuerlichen Bücherstapel und fragt die zum Schutz der literarischen Ordnung aufgestellten Leute, die Herren Kritici, was es denn nun tun soll? Antwort geben ist schwer. Wir sind ja ein Volk von hundert verschiedenen Völkern, und für alle wird gedruckt; man kann nur in den großen Haufen hineingreifen, ein paar Dinge herausheben, die einem besonders ins Auge gefallen und ins Herz gegangen sind — und muß sich im übrigen damit trösten, daß man eben vor dem eigenen Geschmack Respekt hat, daß man die eigene Auffassung für repräsentativ hält, und sich das Gefühl sichert: „Wenn ihr meinen Geschmack nicht teilt, so *solltet* ihr ihn doch teilen; wenn euch die Dinge, die mir interessant scheinen, langweilen, um so schlimmer für euch — ! Denn ich bin ja nicht da, um eure Meinung zu sagen, sondern meine, und wenn ich den Glauben an den vorbildlichen Wert meiner Meinung nicht hätte, so hätte ich ja auch keinerlei Recht sie öffentlich auszusprechen — Schriftsteller zu sein."

Also: medias in res! Die sechs Bücher, die ich hier anzeigen will, sind sicherlich nicht die einzig guten von den vielen hundert Erscheinungen

Digitized by Google

des letztjährigen Büchermarktes. Aber unter denen, die in meinen Gesichtskreis traten, gehörten sie zu den besten, wichtigsten, am meisten empfehlenswerten.

I.

Die Gedichte und kleinen Dramen von Hugo von Hofmannsthal, im Inselverlag zu Leipzig. Einer der wichtigsten Autoren unserer dichterischen Gegenwart legt hier den besten Teil seines Werkes in einer wahrhaft volkstümlichen Ausgabe vor. Hier sind auf über 250 vornehm gedruckten Seiten all jene Dichtungen vereint, die man bisher sich in einem Dutzend kleiner Bändchen zusammenkaufen mußte; und für 2 M. (gebunden 3 M.) erhält man jetzt, was früher mindestens das Zehnfache gekostet hatte. — Hier ist alles versammelt, was mir den wirklichen und ganz unzweifelhaften Wert des Dichters auszumachen scheint. Hier in seiner Lyrik, den wundervollen Prologreden (zu denen noch sehr schöne Verse zum Gedächtnis des Schauspielers Joseph Kainz hinzugekommen sind) und in den szenischen Gedichten, die ja auch nur erweiterte Lyrik sind, hier liegen die starken Wurzeln seiner Kraft. Hier ist er der Meister, der wirklich einen neuen Ton in unsere Sprache gebracht hat, jenen Ton des völlig überwältigten, gefangenen Menschen. Des Menschen, der von allen Seiten her hunderterlei Mächte auf sich einwirken fühlt, dem das eigene Ich sich in angstvollem Staunen auflöst, und der sich nicht mehr scheint „als ein Taubenschlag", in dem fremde Gefühle ein- und ausflattern. Diese fassungslose Flucht des Lebens durch unsere Seele hindurch ist in Hofmannsthals Versen zu einer einzigartigen Musik geworden. Was in der „Ballade des äußeren Lebens", in den „Terzinen über Vergänglichkeit" voll klarer, vornehmer Melancholie erklingt, was in prunkhaft szenischem Gewand in „Thor und Tod", in der „Frau im Fenster", in dem allerschönsten, mystisch tönenden Fragment „das Bergwerk zu Falun" wiederkehrt, das ist Hofmannsthals ewiges Teil, das ist sein sicherer, unverlierbarer Einsatz in deutsche Kunst und Kultur. Was er dann im bewußten Streben auf diesem Grunde weiter gebaut hat, ist mehr oder weniger problematischer Natur. Aber eben deshalb muß jeder, der das Leben der Gegenwart in seinen wichtigsten, künstlerischen Spiegelungen kennen will, sich diesen Band zu eigen machen, der das ganze Werk Hofmannsthals vereint, so weit es seine ganz unmittelbare, ganz notwendige Natur, und damit vollkommene Kunst darstellt.

II.

Nach diesem Stück lebendig geformter Gegenwart eine Dokumentensammlung für große Vergangenheit und doch von lebendigstem Interesse: „Wie der Faust entstand, Urkunde, Sage und Dichtung", herausgegeben von Dr. Rudolf Frank im Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngraeber, Berlin. —

Rudolf Frank hat schon im vorigen Jahre einen ähnlich vortrefflichen Einfall gehabt, als er den „Goethe für Jungens" auf den Weihnachtsmarkt brachte. Das ausgezeichnete Buch, das er uns jetzt bringt, hat freilich ein wenig denselben Fehler, den man diesem schönen Kinderbuch vorhalten konnte: es ist eine Nuance zu populär, zu bequem im Ton und orientiert uns nicht mit genügender Sicherheit, wo das vorgebrachte Material herstammt und wie es zubereitet ist. Gerade bei diesem Buch, das doch nun Quellenbuch sein will, das also bei aller Popularität einen wissenschaftlichen Grundcharakter trägt, wäre eine größere Exaktheit bei der Vorführung aller einzelnen Stücke wichtig gewesen. Sonst ist die vortreffliche Idee sehr geschickt ausgeführt. Faust ist vielleicht das einzige Werk im gesamten Umkreis der deutschen Literatur, das so allgemeines Ansehen, einen so wahren Kultus genießt, daß auch in außerphilologischen Kreisen ein Interesse für seine Herkunft angenommen werden kann. Und es ist zugleich von den großen deutschen Dichtungen die einzige, die so wenig reines Kunstwerk ist, daß es zum vollen Verständnis wirklich einer Kenntnis seiner Entstehungsgeschichte bedarf. — Und nun bietet uns Frank in einem handlichen und nicht teuren Bande alle Dokumente, die man sich sonst mit gelehrter Mühe in den Bibliotheken zusammensuchen muß: Ein paar mittelalterliche Dichtungen über Faust-ähnliche Stoffe, ein paar der wichtigsten Dokumente für die Existenz des historischen Faust, dann die ersten Faustdichtungen aus der Reformationszeit, das Volksbuch (in einer freilich nicht näher definierten freien Nacherzählung), das Puppenspiel (in ähnlich unsicherer Fassung), den Marlowschen Faust und ein Fragment aus Calderons Faustdrama „Der wundertätige Magus". Dann die deutschen Faustfragmente von Lessing, Lenz und Maler Müller, die älteste goethische Fassung, den „Urfaust", und schließlich eine schöne Zusammenstellung authentischer Aeußerungen Goethes in Briefen, Gesprächen und Schriften über Entstehung und Bedeutung seines „Faust". Das ist viel, und es ist wunderschön, das alles so in einem Bande beisammen zu haben. Wenn außer jener ungenauen Art der Quellenangabe noch etwas zu tadeln bleibt, so ist es, daß Frank sich die Einleitung, die eine Führung durch dies ganze Stoffkompendium sein sollte, nicht selbst geschrieben hat, sondern ein Traktat über die „Grundidee des Faust" vom Pater Expeditus Schmidt an den Anfang setzte. Für einen katholischen Geistlichen

Digitized by Google

ist die Art, wie sich Schmidt goethischer Kunst zu nähern sucht, gewiß sehr anerkennenswert, liberal und feinsinnig; aber weshalb sollen wir diese Schwierigkeiten mit überwinden, die wir nicht katholischen, sondern goethischen Glaubens sind? In dem für uns sehr überflüssigen Bestreben, Goethes Werk vor seinem Dogma zu rechtfertigen, kommt denn Schmidt doch zu mancherlei Schiefheiten. Denn in die Welt eines Dichters, der kein anderes Gesetz als das Gefühl in seinem Busen kennt, und diesem Gesetz eben gestaltend Genüge tut, gelangt Schmidt doch nie ganz hinein; — er vermag von einer „schwächsten Stelle der Dichtung" zu sprechen, die „freilich mit der herrlichsten Verspracht ausgestattet" sei, und er beweist damit, daß er dem innersten Wesen der Kunst, für die Form und Inhalt eines ist, doch fern steht, und in ihr etwas wie den sinnlichen Ausputz einer abstrakt wahren Idee sucht. Frank hätte besser getan, statt dieses höchstens kulturgeschichtlich interessanten Essays einen schlichten, sachlich orientierenden Aufsatz an die Spitze zu stellen. Das wäre das Organische und Richtige gewesen für ein Buch, das doch nicht zum katholischen Christentum, sondern zu Goethe führen will, und das im übrigen allen Glaubensgenossen Goethes herzlich willkommen sein muß.

III.

Nach der Dokumentensammlung aus künstlerischer Vergangenheit eine Sammlung voll lebendiger Werke:

Die Fahrt ins Wunderbare, Die schönsten Märchen deutscher Dichter, ausgewählt von Otto Falckenberg, Verlag von Martin Mörike, München. — Falckenberg hat recht, wenn er in seiner Einleitung meint, daß ein künstlerisch vollkommenes Märchen zu den seltensten aber auch köstlichsten Schätzen der Nation gehöre, und daß eine Sammlung dieser Meisterstücke ein so köstlicher Besitz der Nation werden könne, wie „Des Knaben Wunderhorn" oder „Grimms Hausbuch". Er irrt sich aber, wenn er als der erste den Versuch einer solchen Sammlung zu machen glaubt, und wenn er die Zahl der in Betracht kommenden Dichtungen gar so gering ansetzt: Der verstorbene und allzu schnell vergessene Leo Berg hat vor etwa 5 Jahren den gleichen Einfall gehabt und ein Buch deutscher Kunstmärchen herausgegeben, das er mit einem seiner großzügigen und tiefbohrenden Essays einleitete. Es spricht aber für den Reichtum unserer Literatur, daß Bergs Band mit dem Falckenbergschen nur ein einziges Stück (E. T. A. Hoffmanns „Nußknacker und Mausekönig") gemein hat! Die neue Sammlung hat vor der älteren, bei der auch Wieland, Musäus und der Graf Benzel-Sternau vertreten waren, vielleicht eine größere Reinheit des Tones voraus: im doppelten Sinne, denn einmal bringt Falckenberg fast nur die Romantiker, für die das Märchen neben dem lyrischen Gedicht ja mit seiner Auflösung aller äußeren Realität, die einzige ganz adäquate Form war, und so behält sein Band die größere stilistische Geschlossenheit. Und dann sind die leisen, rationalistischen Ironien, durch die Wieland und Musäus mit dem Spiele spielen, doch mehr für den geschichtlich gebildeten, als für den künstlerisch reinen Geschmack zu goutieren. Falckenberg gibt von Goethe und Brentano bis zu Chamisso und Möricke nur Märchen, die reine Spiele der Seele sind; und da sein Band, zudem sehr schön ausgestattet, von Robert Göppinger mit amüsanten, ganz leichten Federzeichnungen geschmückt, und da er schließlich verblüffend billig ist, so ist ihm der allergrößte Erfolg zu wünschen, ein Erfolg, der dem Verlag bald Mut macht einen zweiten Band folgen zu lassen, um so das Unternehmen zu einer wirklich vollständigen Schatzkammer deutscher Kunstmärchen zu machen.

IV.

Nach den heiteren Speilen der alten Epik nenne ich ein tiefernstes Werk gegenwärtiger Erzählungskunst: „Karl Stauffers Lebensgang", Eine Chronik der Leidenschaft von Wilhelm Schäfer, Verlag von Georg Müller, München und Leipzig. — Kein Gemisch von nervöser Prosa-Lyrik und psychologischer Analytik, wie es die Mehrzahl der „modernen" Romane anfüllt, sondern ein echtes Erzählerwerk: In ununterbrochenem Vorwärtsgang von Situation zu Situation schreitend, sinnlich Ausgestaltetes mit gedanklich Andeutendem zu einem festen Netz verknüpfend, so wird ein Schicksal vor uns hingebreitet. Es ist das Schicksal des bekannten Stauffer-Bern, des Malers, Radierers und Bildhauers, der in den achtziger Jahren eine kurze, glänzende Rolle in der Berliner Gesellschaft spielte, dann nach Italien ging, und dort, wie man hörte, in einer Weibergeschichte zu Schaden kam. Er saß im Gefängnis, später im Irrenhaus und nahm bald nach seiner Befreiung ein trauriges Ende. Die Dokumente dieses merkwürdigen Lebens hat kurz nach dem Tode Stauffers Otto Brahm in einem umfangreichen Bande gesammelt und veröffentlicht. Jetzt nach zwei Jahrzehnten gestaltet Wilhelm Schäfer aus diesem Schicksal ein Kunstwerk, eine Sage, einen Mythos. Es ist der Mythos vom Kampf der künstlerischen Leidenschaft mit dem Talent. Es ist das Schicksal eines Mannes, der in leidenschaftlicher Liebe der Kunst nahe genug kam, um nur ihr Bestes, Letztes, Größtes zu wollen, und dessem Talent doch die letzte, leichte Genialität fehlte, die ans Ziel bringt.

Digitized by Google

Wie dieser trotzige Wilde mit seinem Schicksal ringt, da ist das Thema. Die Liebesgeschichte, die für jeden gewöhnlichen Romancier im Mittelpunkt stehen würde, tritt bei Schäfer ganz zurück, wird ein bloßes Symptom. Der Maler, der zum Radierer, der Radierer, der zum Bildhauer wurde, der Bildhauer, dem ein dunkles Vorgefühl sagt, er werde auch hier nicht bis zum Ende kommen, und der um so verzweifelter mit seinem Material ringt, den läßt seine Erschöpfung in den Wahnsinn dieser Affäre hineintaumeln — wie in irgendeine andere Grube, die das Schicksal eben gräbt. — Aus dieser Schilderung, die in Form einer Selbstbiographie gegeben ist, entsteht das Bild eines stolzen, tief ehrlichen und starken Menschen, der doch dem eigenen Dämon nicht stark genug ist, und der von Anfang an in sein Verhängnis hinein muß muß. So ist ein Stück Geschichte mit aller Kunst kompositioneller Verteilung und sprachlicher Rhythmik zu einem düster gewaltigen Monument ewig menschlichen Wesens geworden und damit eine der höchsten Aufgaben der Kunst gelöst.

V.

Aus der harthämmernden Welt dieses grimmigen germanischen Kämpfers hinüber in ein fast lautloses Reich erhabenen Friedens! Das Werk ist nicht mehr ganz neu, aber man darf nicht von den Büchern der letzten Zeit sprechen, ohne diese Köstlichkeit mitzuerwähnen. „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse", Deutsche Auswahl von Martin Buber, im Insel-Verlag in Leipzig erschienen. Hier schließt sich uns China auf in seinem innersten Wesen. Dieses älteste Kulturland der Welt, gegen das wir mit unserer hochmütigen Fortgeschrittenheit oft wie kindliche Barbaren erscheinen. In Gleichnissen und Legenden, die an künstlerischer Kraft und menschlicher Schlichtheit nicht hinter den schönsten Partien der Bibel zurückbleiben, wird hier die Weisheit des „Tao" verkündet, die orientalisch, mystische Weisheit vollendeter Sachlichkeit, reiner Entpersönlichung, — der „Weg" aus dem engen Ich in die Weite der Welt, der Weg aus dem flüchtigen Schein der Welt in die unbewegte ruhende Tiefe der letzten Wirklichkeit. Wenn wir diese weltverachtende Lehre als Europäer mehr mit ergriffenem Staunen als mit hingebendem Anteil aufnehmen, so überwältigt uns doch ganz die lebendige Form, in der dieser erhabene Quietismus verkündet wird. Nicht eine Sache der Weisen und Begnadeten ist diese Religion, sie erfüllt bis in die letzte Verzweigung den ganzen Organismus eines mächtigen Volkes. Ein Gärtner, ein Koch, ein Fährmann, ein Wagner und ein Tierzüchter geben aus ihrem Beruf heraus mehr als Gleichnis, geben die vollkommenste Anschauung des Tao, des völlig versachlichten Geistes. Und die Ironie, mit der hier Standesvorurteile und eitler Klassendünkel, logischer Vorwitz und artistischer Größenwahn vernichtet wird, ist so tief und fein, so ganz überlegen, daß sie schon wieder Güte scheint, und es wirklich wie ein Hauch der Reinigung und der Erlösung aus den Reden und Gleichnissen dieses Buches zu uns aufsteigt. — Man kann Martin Buber gar nicht genug danken für die Arbeit, die er mit der schönen Auswahl, der feinen und reinen Uebersetzung, dem klugen Komentar dieser Dokumente höchster Kultur geleistet hat.

VI.

Freilich es ist nicht unsere Kultur; und deshalb noch zum Schluß der Hinweis auf ein Buch, das ein allerreinstes Produkt europäischer, germanischer Religiosität scheint. Das ist die Religiosität der Weltfreude, der Glaube, daß wir hier auf Erden den Weg ins Herz der Dinge haben, wenn wir schaffend und genießend das Leben an uns reißen. Von dieser frommen Weltfreude ganz voll und überströmend ist das kleine Buch, das jetzt S. Fischers Verlag in Berlin herausgibt:

Björnstjerne Björnson, Briefe aus Aulestad. Es sind Briefe, die der ungekrönte, und damals noch nicht ganz anerkannte König von Norwegen an seine Tochter Bergliot (die spätere Frau von Sigurd Ibsen) schrieb, hauptsächlich in den Jahren 1888–1890, als sein Lieblingskind in Paris Gesang studierte. „Weise" sind diese Briefe nicht und nicht einmal gerecht; Ibsens Erfolg heißt Björnson nur so eben aus patriotischen Gründen gut, und für die düstere Genialität Strindbergs hat er nichts als eine ziemlich oberflächlich ablehnende Moralität. Aber dafür sind diese Briefe so überströmend von Güte und Kraft, von Genußfähigkeit und Arbeitsglück, von Heiterkeit, Bewegung und Umsicht, von Dankbarkeit, Frohsinn und Energie, von Lebensklugheit und Lebensfreude — daß ich mir nicht vorstellen kann, daß jemand in diesem Buche liest, ohne auf eine Stunde ein besserer Mensch zu werden, das heißt glücklicher und stärker.

*

Das sind so ein paar Bücher vom Weihnachtsmarkt, für den Weihnachtstisch. Ein recht bunter Strauß, zusammengerafft aus ganz verschiedenen Zonen des Geistes und der Zeit, der Kultur und der Form. Aber eben deshalb wird vielleicht gerade jeder Leser unter diesen 6 ganz guten Büchern eines finden, das ihm auch ganz gemäß ist, ihm selber oder dem Freunde, dem er eine nicht allzu vergängliche Festgabe sucht.

Digitized by Google

Berliner Ausstellungen.

II. Die Salons.

Von

Dr. Ed. Thoma.

Nachdem die großen Sommerausstellungen auseinander genommen sind, legen die Künstler zu jenem Bilde, das vor der Jury Gnade gefunden hatte, die Arbeiten älterer Jahrgänge und des letzten Sommers und versorgen mit größeren und kleineren Kollektionen die Salons. Wenn wir in diesem Dezember durch die Berliner Kunsthandlungen gehen, so werden viele Erinnerungen an die Sezessionen von München, Berlin, Wien und an den Glaspalast wieder in uns wach. Da und dort ist noch ein besonders gutes, altes Stück als Köder aufgestellt.

Schulte hat eine gute Zeichnung von Knaus ins Schaufenster getan; drinnen zeigt er ein sehr bekanntes Aquarell des alten Menzel, den Bettler an der Kirchentüre. Er hätte sogar auf solche Introduktionen verzichten dürfen, denn die letzten vier Werke von Leo Samberger sind für die Ausstellung gewonnen worden. Dieser Künstler beherrscht jedes Jahr den vorletzten, achteckigen Saal der Münchner Sezession und von hier aus die ganze deutsche Porträtmalerei. Keiner kann mit ihm verglichen werden. Samberger teilt mit dem lieben Gott die Gabe, Herz und Nieren zu durchforschen. Niemand kann sich auf die Dauer vor ihm verstecken. Er weiß so lange zu locken, bis auch dem Verschlossensten auf einen Augenblick seine Seele ins Gesicht tritt; die momentane innere Regung hält er dann fest. Aber Linien und Flächen sind zu starr, um ihm dabei zu dienen, und die Freiheit und Sicherheit der Modellierung dieses Malers haben nun seit langem die Bewunderung gefunden, die sie verdienen. Sein Farbenauftrag ist möglichst locker und wenig deckend; der braune Malgrund wird, soweit nur immer möglich, mit hereinbezogen. Damit ist über die farbige Haltung seiner Bilder schon Einiges angedeutet. Die Dominante ist ein sattes dunkles Braun; da und dort ist ihm durch eine Beimischung von Karmin ein singender Ton gegeben worden. Es ist, als ob der Künstler in der Farbe die Versuchung fürchten würde, vom Seelischen abgelenkt zu werden. Eine solche Besorgnis scheint überhaupt das Leben dieses Einsamen zu leiten. Wer einmal seine Hünengestalt weit draußen im Dachauer Moos am späten Nachmittag getroffen hat, der wird an den Wanderer der deutschen Sage und den fliegenden Holländer gedacht haben und eine leise Ahnung wird ihn beschlichen haben, daß dieser Mann mit Höheren im Bunde sei. Als es vor wenigen Jahren einem gelang, den Meister zum Reden zu bringen, da hörten wir es: „Was ich bis jetzt geleistet habe, verdanke ich nicht Schulen, sondern mir selber und dem Einfluß mächtiger Persönlichkeiten; am meisten haben mir immer jene großen Einsamen gegeben, die das Sehnen der Welt und das Ringen ihrer eigenen Brust zum Ausdruck brachten: Michelangelo, Rembrandt, Beethoven. Beethoven ist mir heute noch so nahe wie am ersten Tag.“ — Neben Samberger hat es jeder schwer, zu bestehen. Von Alexander Fuks, seinem Landsmann, will uns nur das Bildnis von Geheimrat Valckenburg etwas interessieren; es ist in der Zeichnung ziemlich flüssig. — Ein altes Bild von 1874, eine Fassung des Kirchgangs in Laren, hat Max Liebermann geschickt, und mit nicht geringem Erstaunen sehen wir darin jenes Pleinair vorgebildet, welches die Werke des letzten Sommers auszeichnet. Auf eine Gruppe von weißen Mädchen ist jenes höchste Maß von Licht gesammelt, das eine Art Transparenz erzeugt. — Die Kunst von Italico Braß, der das wechselnde Gesicht Venedigs gemalt hat, ist von alter Abkunft. Ein leichtes Grau spielt in den Bildern eine große Rolle; ja, dieser Ton scheint allen Farben beigemischt zu sein, besonders dem hellen Blau und dem weichen Schwarz. Ein Flimmern ist in der Luft. In den Bewegungen spricht sich oftmals Heftigkeit aus. Bei Francesco Quardi, dem größten Landschafter Venedigs in vorgeschrittenem achtzehnten Jahrhundert, haben wir das alles zuerst gesehen, und jene Bilder von Italico Braß sind die besten, welche uns diese Erinnerung am deutlichsten wachrufen, nämlich die Darstellungen der Prozession über die Lagune.

Bei Gurlitt steht für uns diesmal die ältere Kunst im Vordergrund des Interesses; soviel vermögen zwei Bilder von Constable und ein Boecklin. Vor den Werken Constables müssen wir uns eigens sagen, daß es Landschaften von vor 100 Jahren sind. Uns erscheint er wie ein Zeitgenosse, und er selber hat also das Rechte vorausgeahnt, wenn er zu seiner Verteidigung immer erklärte, er male für die Zukunft. Besonders beim Blick auf Cast Bergholt merken wir, wie nahe ihm die modernen Schotten stehen. Eine große Enthaltsamkeit in der Farbe, die auf zwei Haupttöne, Braun und Blau, reduziert ist, fällt uns auf, und dieses Geschiebe von Ballenwolken haben wir bei James Paterson so oft wieder gefunden. — Ein großes Boecklinsches Bild ist aus einer Hinterlassenschaft ans Licht gekommen. In einer engen, moosigen Nische erscheint der Oberkörper einer Quellnymphe; ihr linker Arm legt sich leicht um einen Wasserkrug. Das Tageslicht fällt von oben so steil ein, daß nur ein leichter Reflex davon auf

Digitized by Google

Gesicht und Schleier der Nymphe fallen kann; die weiche, grüne Dämmerung wird dadurch nicht zerstört. Keine laute Farbe drängt sich hervor, denn auch dem Blaugrün des Epheus ist seine Schärfe durch caput mortuum genommen worden, das in die Tiefe gesetzt ist. Rudolf Schick erzählt uns in den Tagebuchaufzeichnungen über Arnold Boecklin von solchen Praktiken des Künstlers dort, wo er von dem bedeutendsten Werke des Jahres 1866, dem Bilde mit Daphnis und Amaryllis, spricht. Durch die Aehnlichkeit des Sujets und die Gleichheit der Stimmung sind wir ohnedies schon beim ersten Anblick an jene Perle der Schackgalerie erinnert worden. — Stuttgart hat nun auch Hermann Pleuer und damit den zweiten von seinen bekannten vier Lichtmalern verloren. Das Stuttgarter Licht ist von besonderer Art. Die Sonne, in welcher bei Robert Haug die von 1813 kämpfen oder bei Christian Landenberger die Buben baden, sendet ein gelbliches, überaus weiches Licht aus. Dessen Effekt haben die gleichaltrigen Otto Reiniger und Hermann Pleuer noch gesteigert, indem sie eine Leinwand von so rauher Textur und einen so breiten Strich wählten, daß der braunrote Malgrund an tausend Stellen in seiner ganzen Wärme durchwirken konnte. Die zwei ältesten Bilder der gegenwärtigen Kollektion von Hermann Pleuer, der nun nach zwei Jahren Reiniger im Tode gefolgt ist, sehen noch wie ein Mißverständnis Manets aus (1887, Atelier; 1890, Gasse). Der Maler hat sich in einem öden Grau verloren. Auf den vielen Mondscheinbildern — hier ist die Landschaft von 1906 mit dem fallenden Tau, ein Schnitter steht links vorne — hat er das Grau durch bläuliche und gelbliche Töne bereichert. Das Hauptobjekt seiner Lichtstudien ist schließlich der Stuttgarter Bahnhof geworden, und die Wärme seiner Farbe ist kaum je so glücklich ausgegeben worden wie auf dem Bilde von 1907 mit dem abfahrenden Zuge, durch dessen Rauchwolken die Sonne scheint.

Bei Keller und Reiner werden zwischen hundert Dingen, die zum Weihnachtseinkauf verleiten sollen, Bilder von Fritz Bayerlein und Josse Goossens, zweier Münchner, gezeigt. Ersterer sucht die Melancholie alter Schlösser und Schloßgärten auf. Aber mit wieviel Heiterkeit malt er sie! Seine Farbe ist sogar häufig zu materiell. Am vorteilhaftesten zeigt er sich auf den Bildern des Portals und der Kindergruppe im Nymphenburger Garten. — Josse Goossens spricht im „Tanz unterm Zelt“ am klarsten aus, was er will. In ihm sehen wir eine Reaktion gegen die Lichtmalerei. Er scheint zeigen zu wollen, wie Farbe und Form in der Sonne bestehen können. Aber nicht um Plastik der Formen ist es ihm zu tun, sondern um den Rhythmus der Flächen. Seine Farbe ist etwas schwer; auf ein Schokoladebraun gibt er unbegreiflicherweise sehr viel.

Mathilde Rabl hat sich in ihren Kunstsalon Ferdinand Dorsch eingeladen, einen der Elbier. Unter diesem Namen haben 1902 sechs Schüler des Dresdener Akademieprofessors Gotthard Kuehl sich zusammengetan, und Dorsch führt die Kunst des Meisters am treuesten weiter. Beiden ist ein kurzer, abreißender Strich eigen, der, obschon er überall stark bewegte Flächen schafft, doch seine besten Dienste erst dort tut, wo das Licht im Spiele mit den Gegenständen darzustellen ist. Seien es kleine Reflexe, seien es breite Fluten, dieses Licht hat immer ein besonderes Prickeln. Seltsam, einige Farben widerstehen beim Lehrer und Schüler gewöhnlich der Neutralisierung im Lichte, besonders Blau und Grün und, wo in die Faltenaugen und -gänge farbige Widerscheine gesetzt wurden, ist die Mühe der Arbeit oft deutlich zu sehen. Auch die abschüssigen Böden Kuehls haben sich vererbt. Auf einem Bilde aber, dem mit der Kaminecke des blauen Salons zu Bayreuth, vereinigen sich die Vorzüge der Schule zu einer reinen Gesamtwirkung. Das lebensgroße Bild des Sängers Bary nimmt eine Sonderstellung in der Reihe ein. Nirgends eine Spur des scharfen und oft stechenden Lichts; aus breiten Schattenpartien wächst die Gestalt in großer und sicherer Zeichnung herauf.

Am spätesten hat Paul Cassirer seine Dezemberausstellung eröffnet. Viel Blut starrt einem von den Wänden des ersten Saales entgegen und erst allmählich kann man sich erholen und einsehen, daß Max Pechstein die letzte Neuheit mit besonders derber Faust verkünden will. Man könnte ihn leichter verstehen, wenn er in Schwarz-Weiß sich ausdrücken würde. An dem Bilde der Kirche wäre jedem leicht der wohlberechnete Aufbau und die Rhythmik der Flächen klarzumachen. Natürlich kann das Evangelium van Goghs in allen möglichen Farben gepredigt werden; hier ist es zu unserm Unglück ein breites Karmin, ein giftiges Grün und ein schweres Blau, das alles beherrscht. — Der Ungar Josef Rippl-Rónai hat eine allzu weibliche Art, als Anhänger der Flächen- und Farbenrhythmik sich zu bekennen. Die Bewegungsmotive sind von großer Einfachheit und betonen die Horizontale und Vertikale; die weichen Farben sind in weitgehendem Maße durch eine braune Ränderung isoliert. Keiner wird sich enthalten können, vor diesen Bildern an Stickereien in grober Wolle zu denken. —

Digitized by Google

Randbemerkungen.

„Büffet gratis".

Vorige Woche ist im Berliner Westen, auf Charlottenburger Gebiet, ein neues stattliches Opernhaus der Oeffentlichkeit übergeben worden: die „Kurfürsten-Oper". Sie wurde am Tage vorher durch eine Generalprobe vor „geladenem Publikum" feierlich „eingeweiht". Und alle, alle kamen. Die nämlich, die jenes weltberühmte Berliner Premieren-Publikum bilden, das sich für die feinste Blüte der Berliner Intelligenz und Kultur hält. Es ist nun eine schöne und geheiligte Sitte, daß dieses Berliner Premieren-Publikum, wenn es ein „geladenes Publikum" ist, im Zwischenakt Anspruch auf ein kaltes Büffet — mit Sekt — hat, das nichts kostet, sondern „gratis" ist. Zu Kunstgenuß allein kann man niemand einladen!

Der Tradition wurde auch diesmal entsprochen. In der unteren Halle des neuen Opernhauses standen auf langem, langem Tische riesige Schüsseln mit Aufschnitt, Delikatessen und sonstigen guten Dingen, dazwischen, zur Zier, hohe Vasen mit duftenden Blumen. Und die Kellner hielten, als die Türen des Saales sich nach dem ersten Akt der „Lustigen Weiber von Windsor" öffneten, die Sektflaschen in der Hand, jedem Winke bereit. Der Sturm auf Troja muß, wenn der alte Homer nicht geflunkert hat, sehr hitzig gewesen sein und auch bei der Erstürmung von Saint-Jean d'Acre soll es ziemlich lebhaft zugegangen sein. Kinderspiel, das alles, im Vergleiche zu diesem Sturme. Der ungebildete Berliner sagt: „Wat ick bezahlt habe, det esse ick ooch." Der gebildete „Tout-Berlin"-Premierengast denkt: „Was ich nicht zu bezahlen brauche, esse und trinke ich, und wenn es mich Gesundheit und Leben kostet." Nach nicht viel mehr als fünf Minuten hatte das „geladene Publikum" — in Frack und dekolletierten Kleidern — stoßend, balgend, schreiend, die Schüsseln so blank geputzt, als kämen sie frisch aus dem Porzellanladen, waren die Blumen mit Stumpf und Stiel aus den Vasen gerissen, war kein einziges Glas mehr frei. Aber die, die noch keinen Sekt erhalten hatten, wußten sich Rat. Wo einer ein leeres oder auch noch halbvolles Glas fortstellte, ergriff es ein anderer und hielt es, ohne jegliche Bazillenfurcht, unter den Hals der nächsten Flasche. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben . . .

Dann läutete die Glocke zur Fortsetzung des Spiels. Schnell sah man noch einige trockene Brötchen in den Taschen von 300 Mark-Kleidern verschwinden. Und als es schon fast leer geworden war auf dem Trümmerfelde, näherte sich eine Dame in kostbarer Toilette, mit Brillanten an Hals und Ohren, dem Büffet, wo doch rein gar nichts mehr eßbar zu sein schien. Sie hatte zwei in dünne Blättchen geschnittene, eigentlich nur zur Dekoration bestimmte Gurkenscheiben entdeckt, faßte sie mit ihren ringgeschmückten Fingern und ließ sie im Munde verschwinden. Raffte die schwere Damastschleppe hoch und schritt würdevoll die Treppe zu . . . Man muß es gesehen haben.

Das Ende des Tobias Trautwein.

Von

Otto Ernst Sutter, Frankfurt a. M.

Das Leben ließ den Landstreicher Tobias Trautwein grob an und er hätte einen bleibenden Unterschlupf nötig gehabt. Daß er gleichwohl den Weg in die alte Heimat nicht fand, war nicht verwunderlich. In Rötenbach, wie allerorten, wo er ein einziges Mal gewesen, stand Trautwein in schlechtem Andenken, und der Leutemund wußte nichts Gutes von ihm und über ihn. Zumalen sein eigener Vater konnte nicht oft und eindringlich genug über den mißratenen Sohn losziehen. Der wetternde Alte kannte sich selbst nicht mehr, wenn er mit den knochigen Händen herumfuchtelte und aus Leibeskräften schrie: „O du heilige Veronika. So ein Lump hat mir ins Nest kommen müssen. Ein Kerl wie ein Baum, aber faul, daß er stinkt. Und alleweil nur Fressen und Saufen. Schnaps sauft er wie Brunnenwasser, und immer ein Mädel am Bändel, immer muß er was zu karressieren haben. Ich kann's bald nimmer prestieren. . ."

Und Tobias walzte ruhelos umher, ließ sich dann und wann auf ein paar unsaubere Geschäfte ein, die ihn wieder einigermaßen auf den Damm brachten, wenn sie gelangen, und kostete auf seine Art die Freuden des Lebens. War er zur Abwechslung irgendwo zur „Arbeit" eingestanden, duldete es ihn nie länger als einen Monat. Dann wurde ihm der Boden zu heiß unter den Füßen, die Tochter oder das Fräulein Magd drohte mit Ausschwätzen und Anzeigen, wenn er nicht alsbald das Heiraten versprechen werde. Und Trautwein tat dergleichen, als habe er nur diese Aufforderung abgewartet, sagte das Heiraten unter hundert Eiden zu, nützte noch einmal die Nacht und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Das ließ sich nicht bestreiten: der Tobias, der als Sechzehnjähriger das Seilerhandwerk erlernt hatte, trieb es so, daß man nicht wohl Amen dazu sagen konnte, und manche Jungfer stand seinetwegen Schande und Schmerzen genug aus. Die Gendarmen waren dem leichten Bruder zwar unablässig auf den Fersen, allein bei einer strafbaren Tat vermochten sie ihn nie zu ertappen. Ueberhaupt: dumm stellte sich der Landstreicher Trautwein nicht an. Er hielt noch etwas auf seinen Stand, als den er das Vagabondieren betrachtete, und man konnte nicht schnell einen gerisseneren Patron finden als den Tobias. Den Mannsleuten kam er, wenn es nötig war, grob, was grob heißt, während er sich beim Weibervolk im Handumdrehen in Gunst zu setzen verstand.

Digitized by Google

Darin konnte er sich mit Fug und Recht als einen Meister rühmen. Erst scharwenzelte er, zeigte sich als den dienstbaren aber harmlosen Kavalier, begann zu flanieren und griff zu, wenn es eben zu derlei Zeit war. Herrgottsdonnerwetter, Tobias wurde heiß, wenn er am rechten Feuer sich wärmen konnte, sprühte von Liebe, und da ihm ein merkwürdiges Geschick zum Reimedrechseln zu eigen war, ergoß er nicht selten seines Herzens tiefste Seligkeit in brünstige Verse. Und wenn einer dichtet, das hat allzeiten auch der sprödesten Jungfrau den letzten Rest von Tugend und Verstand geraubt.

Allein, mit den Jahren blühte das Geschäft des guten Trautwein nicht mehr gar so herrlich, wie einst, als er mit seinen zwanzig Jährlein auf die Wanderschaft ging, um sich als Seilergeselle einen Meister zu suchen, aber anstatt seinen Vorsatz durch die Tat zu krönen, ein Lump wurde.

Während des Sommers war es noch zum Aushalten. Eine Scheune oder sonst ein schätzenswerter Unterschlupf war zumeist aufzutun, und wenn alle Heiligen versagten, kampierte es sich auch unter dem Sternenhimmel nicht schlecht. Nein, so wählerisch ist ein Landstreicher nach fast zehnjähriger angeregter und treuer Erfüllung seines Berufes nimmer. Der steht unter, wo der liebe Herrgott gerade seine Hände über das kostbarliche Leben hält. Aber im Winter. Da heißt es, die Zähne aufeinander beißen und Umschau halten, ob nicht eine dampfende Suppenschüssel, ein warmes Bett am Wege stehen. „Der Winter, o je, da ist schwer arbeiten in unserer Branche, man kann froh sein, wenn die Saison angeht.“ Und besonders jetzt, da man anfing, alt zu werden. In allen Gliedern das Zipperlein und das Reißen in jedem Knochen, vom Husten und den Brustnöten ganz zu schweigen. Das Stechen im Kreuz, daß man glauben möchte, man sei in einen Folterstuhl gespannt, und obendrein noch einen schwachen Darm. Länger als zwei, drei Jahre war es nimmer zu machen, das merkte der Trautwein, dem die „Altersschwäche“ am Gebein nagte. Aber zwei, drei Jahre, wenn's gut ging, auch ein halbdutzend, konnte man sich schon noch durchschlagen.

Das Flämmlein Hoffnung verglimmt nicht so schnell, auch beim Tobias hatte es noch Kraft. Denn daß dieses sein letzter Winter sein und er nicht einmal ins neue Jahr hinüber schreiten würde, das ließ sich Trautwein nicht träumen.

Bei Laufenburg war er aus der Schweiz herübergekommen, in der ersten Woche des Dezembers. Der Schnee lag gut einen Schuh tief, war weich und pulverig, und den Landstraßen tat der Bahnschlitten not. Auf der behäbigen hölzernen Rheinbrücke ging der Vagabund mit sich zu Rate, ob er den Rhein entlang nach dem Bodensee trotten, hinunter gen Basel und ins Elsaß, das er einmal durchkreuzt hatte, wandern, oder durch das alemannische Markgräflerland in den Schwarzwald aufsteigen sollte. Der Entschluß wurde ihm nicht leicht, und als er sich nach dem Schwarzwald schlug, war er nicht recht mit sich zufrieden. Indessen schien es ihm am Ende einerlei, wo man „arbeitete“, wenn es nur etwas Rechtes eintrug.

Drei Tage vor Weihnachten kam Tobias auf die Hochebene, und das Wandern wurde ihm nun nicht mehr gar so sauer wie die steilen, glatten Straßen herauf. Dafür blies da oben ein schneidender Wind: es war unerträglich kalt. Trautwein fluchte, daß es eine Art hatte, und fror erbärmlich. Er fror am ganzen Körper, daß die Haut blaurot wurde, und er fror von innen heraus. „So elend ist es mir bei meiner Seele noch nie ergangen. Windige Geschäftsjahre. Ich will sehen, wenn es einmal besser kommt.“ Derlei Reden verschafften ihm einigen Trost auf seiner kläglichen Wanderschaft durch das Winterland: „Kreuz und Himmel und alles miteinand', geht's mir miserabelig. Das ist ja zum Heulen.“ So lamentierte er Stunde über Stunde.

Am späten Nachmittag, als endlich ein Dorf in Sicht war, in dem er zu nächtigen gedachte, gesellte er sich zu einem alten Manne, der eine kleine Weißtanne über den Schultern trug, und kam mit ihm ins Gespräch.

Und auf den Abend beschloß den bösen Tag ein schönes Ende.

Ohne viel Federlesens versprach Christian Schreiber, genannt der „Bachchriste“, da sein Haus über dem Bach hing, und seines Zeichens ein Uhrmacher, dem fremden Handwerksburschen — Tobias Trautwein nahm im Stillen Anstoß an dieser unzünftigen Bezeichnung, die ihm, dem Vagabond, geworden — Atzung und Quartier.

Die Nacht war hereingebrochen und es hatte leise zu schneien begonnen, als der Bachchriste mit seinem nun wieder lebensfrohen Gast heimkam. Des alten Schreibers Hausgeist, seine Tochter Theres — aus demselben Grund, aus dem man ihren Vater den Bachchriste nannte, die „Bachtheres“ geheißen — nahm den Besuch recht freundlich auf, und dem Tobias pochte mit einemmal das Blut ganz oben unter dem Kinn. „Potzwetter, heilige Eva, das scheint ja eine manierliche Weihnacht zu geben.“ Der wohl empfangene Gast sah sich, als er allein gelassen wurde, zufrieden in der Stube um: „Und das Frauenzimmer, mit der kann man sich sehen lassen und Ehre einlegen. Ist es auch über die Dreißig hinaus, man ist ja selber kein heuriges Häslein mehr. Im Uebrigen läßt sich bei dem Schreiber — Christian wohl arbeiten und man wird bald sehen, wie es Vater und Tochter zu machen ist, wenn man zum Rechten kommen will.

Beim Abendessen ließ sich Trautwein nicht lange bitten. Er hieb tüchtig ein.

Dann saßen die drei schier andächtig, um den Tisch. Der Bachchriste, die Theres und der Landstreicher. Tobias gab den Ton an und wurde des Erzählens nicht müde. Und als er einmal aufgezogen war, log er darauf los, indem er von seinen Verdiensten zu berichten anfing, daß die Kästen an den Wänden laut zu knarren begannen, und des Schreibers Tochter manch eine Träne mit der blauen Schürze abwischte. Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt, dachte sie, wie sie den Trautwein von den ungezählten Wohltaten reden hörte, die er allerwärts erwiesen.

Auf der Ofenbank wurde dem Gast ein Ruhebett bereitet, und als der Nachtwächter gegen den Bach

Digitized by Google

hinab die elfte Stunde rief, hatte sich jedes da niedergelegt, wo es die Nacht zu verbringen gedachte.

Tobias rutschte einigemal auf seinem harten Lager herum und schmiedete Pläne für den neuen Tag, die alle darin ihr Ziel hatten, für die nächsten Nächte sich in des alten Schreibers Haus ein weiches Bett zu suchen. Das hoffte er über sich im zweiten Stock zu finden. Ueber solchen Gedanken schlief er ein.

In der Kammer über der Stube, in der der Vagabund seine müden Glieder in tiefem Schlaf sich erholen ließ, lag in ihrer Bettstadt die Bachtheres. Sie schaute durchs Fenster in die Nacht hinaus, durch die der Schnee sich leise herabsenkte. Erst gegen Morgen schlossen sich auch ihre Augen. Im Traume aber sah sie das Aufblühen eines schönen Frühlings.

Und eine Kammer weiter schlief der Uhrmacher. Der allein war gleich eingeschlafen. Dafür war er auch in der Frühe der Erste bei der Arbeit und an seinem Werktisch in der Stube tätig, während der Gast noch neben dem Ofen schnarchte. Um zehn Uhr tat Tobias die Augen auf, freute sich über die warmen grünen Kacheln und erhob sich. Nachdem er sich eine Viertelstunde mit dem Herbergsvater, den Morgentrunk daneben einnehmend, unterhalten hatte, begann er, an die Verwirklichung seiner Absichten zu denken. Er machte sich in der Küche nützlich und war tagsüber in der Stube wenig zu sehen.

Als es zu dämmern anfing, hatte Trautwein gut lachen. Er fühlte sich jung wie vor zehn Jahren, und es war ihm wohl, wie dem Fisch im Wasser. Hatte scharwenzelt, sich als dienstbaren, aber harmlosen Kavalier gezeigt, flaniert und zugegriffen, da es eben zu derlei Zeit geworden. War es ihm gleich ein paar Tage hundeschlecht ergangen, seine Künste, die er allesamt hatte spielen lassen, waren ihm nicht abhanden gekommen, das hatte er bewiesen.

Nach dem Abendmahl, bei dem der Gast wieder ganz seinen Mann stellte, wurde die Weißtanne mit einem Dutzend hellstrahlender Kerzen geschmückt und unter dem Lichterbaum Tobias mit nagelneuen Strümpfen, die ursprünglich für den Bachchriste bestimmt gewesen, und einigen getragenen, aber noch gut erhaltenen Kleiderstücken begabt. Obwohl ihm dies im Grunde einerlei war und sein Sinn nach anderem stand, äußerte er lebhaft sein Verwundern darüber, wie schnell und sorglich die Bescherung zusammengebracht worden sei, und dankte in überschwänglichen Reden.

Seine Gedanken hingen ja nur einem einzigen Wunsche nach, dessen Erfüllung ihm, wie er glaubte, erst die rechte Festfreude bringen würde. — — —

Und kurz vor Mitternacht kletterte der Landstreicher geschickt und flink wie eine Katze — er war wieder im vollen Besitze seiner jugendlichen Fähigkeiten — nach dem zweiten Stock hinauf und fand das ersehnte weiche Bette. — —

Die Bachtheres aber flüsterte leise gegen Morgen: „Das ist die schönste Christnacht meines Lebens gewesen."

Der alte Schreiber war auch am Weihnachtsfeiertag zuerst in der Stube gewesen und freute sich über den gesunden Schlaf des Gastes, der langausgestreckt auf der Ofenbank lag.

Tagsüber aber war Trautwein schon nicht mehr so gesprächig wie zuvor, und die Theres fragte ihn ein über das anderemal, ob ihm etwas fehle, erhielt indessen immer dieselbe Antwort: „Ich fühle mich recht wohl, Fräulein Schreiber." Im stillen ärgerte sich Tobias über das zutrauliche Getue der Jungfer, da er fürchtete, der Vater könnte ihm hinter seine Schliche kommen. Und bald war es ihm klar darüber, daß seines Bleibens in des Uhrmachers Haus nicht mehr lange sein könne.

Obendrein stach ihn auch der Hafer. Das Fell juckte, und gängig waren die Beine. So stand er oft am Fenster und schaute nach der Landstraße hinüber . . .

Es kam alles wieder, genau so, wie es in den zehn Jahren, die Tobias Trautwein seinem Berufe oblag, weiß der Herrgott wie oft, gekommen. Als er vor Mitternacht zur Kammer der Theres geschlichen war, nahm ihm die das Heiratsversprechen ab, das er unter Schwüren gab, und bevor der Tag graute, war der Liebste schon zwei Stunden unterwegs.

Aber diesmal war der Freund ganz besonders gut im Hafer gestanden. Ehe er von dannen gezogen, hatte er dies Sprüchlein aufgeschrieben und dem Uhrmacher auf die Werkbank gelegt.

Tobias Trautwein sagt euch Dank
für Speis' und Trank und Ofenbank.
Da diese er zu hart empfunden,
hat er gesucht und bald gefunden
ein weiches Bett und ist zufrieden
von dem und eurem Haus geschieden.

Der Schreiber Christian schüttelte den Kopf und lachte vor sich hin, als er das Papier am Morgen fand: „War ein merkwürdiger Mensch, der Tobias Trautwein."

Warum die Theres jämmerlich zu heulen anfing und eine Woche lang fortweinte, begriff der Alte nicht recht. Einmal nur sagte er: „Ich hätt' nichts dagegen gehabt, wenn er dich gewollt hätte. Aber so ist er ja einfach weitergegangen. Was brauchst du zu greinen?"

Unterdessen marschierte der Landstreicher wacker fürbaß. Doch fühlte er um Mittag, daß das Gliederreißen und die Brustschmerzen wieder einsetzten. Er war froh auf ein Wirtshaus zu stoßen, in dem er dem Schnaps alle Ehre antun konnte. Da Sankt Stephanstag war, ging es hoch her in der „Blume" und die Bauernburschen trieben mit dem bald berauschten unbekannten Tobias ihr böses Spiel.

Gegen Abend wankte der Betrunkene davon, nachdem er für seine Zeche das letzte Kupfer gegeben.

Niemand achtete auf den Vagabund; er verzog sich, während das Jungvolk auf dem Tanzboden seiner Lust freien Lauf ließ.

Auf der tief verschneiten Landstraße fror Trautwein, daß seine Zähne laut aneinander schlugen, und als er einen Augenblick zur Besinnung kam, fiel ihm das warme Bett der Bachtheres ein. . . .

Zwei Stunden vor Mitternacht war sein Körper erstarrt und von Schnee bedeckt.

Den Leichnam hat man entstellt erst im Februar zur Zeit der Schneeschmelze gefunden und keinem Menschen lag daran zu erfahren, wer der Erfrorene gewesen. . . . .

Im Juni hatten der alte Schreiber und seine Tochter eine ernste Unterredung miteinander. Der Bachchriste blieb ruhig dabei und strich sich langsam

Digitized by Google

mit der Hand über seinen silbrigen Scheitel: „Brauchst nicht zu weinen, Theres, er war ein merkwürdiger Mensch, der Tobias Trautwein. Aber es gibt noch schlechtere als ihn.“ — —

Die Bachtheres gab ihrem Landstreicherbüblein, das im Spätsommer zur Welt kam, den Namen Tobias.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Kommissions-Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin SW. 68. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Willy Geißler, Berlin SW. 68. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus Zech, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.
Berlin SW. 68

Die beiden Hartungs.

Roman von

Heinrich Ilgenstein

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—

Man wird bei der Diskussion über diesen Roman an große Vorbilder erinnert; aber man wird doch zu dem Ergebnis kommen, daß hier ein selbständiger Dichter seine eigenen Wege wandelt. Was diese Schöpfung zu einer Sondererscheinung deutscher Erzählungskunst macht, ist die völlig neue Art, wie der Dichter den Stoff behandelt. Heinrich Ilgenstein gibt in seinem in Memel spielenden Roman alles, was man von einem hervorragenden deutschen Erzähler verlangt. Er ist wahr. Er empfindet urdeutsch. Er gibt greifbare Gestalten. Er weiß die Charaktereigenschaften und die Handlungen seiner Menschen psychologisch begreiflich zu machen. Seine Kunst, Naturschilderungen und Milieubestimmungen mit wenigen Strichen ∴ wiederzugeben, steht den besten Erzählern nicht nach. ∴

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.
Gegründet München 1897.
Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google